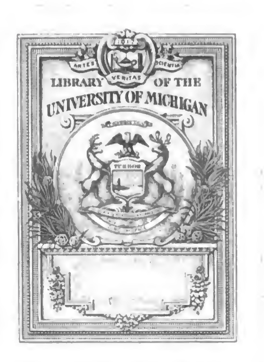
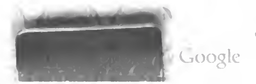
Globus


ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR


Google

Globus.

XXII. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Zweiundzwanzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1872.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Der Große Ocean und Australien.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und die Südsee.



Band XXII. **№ 1.**

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Wanderungen in den drei Lappländern.

Von Professor **J. A. Friis** in Christiania *).

I.

Klimatische Verhältnisse in Lappland und deren Einwirkung auf das Volksleben. — Zunahme der Bevölkerung. — Wie die Lappen zum Zähmen der Renthierherden gekommen sind. — Die Wichtigkeit derselben. — Abwehr der Wölfe. — Nomadenleben. — Das Aussondern aus den großen Herden. — Eindringen skandinavischer Leute in das Gebiet der Lappen.

Seit v. Schubert und v. Buch Lappland durchforschten, haben sehr viele Touristen einzelne Theile jener Nordregionen besucht, und mehr oder weniger zuverlässige Beschreibungen des Gesehenen und Beobachteten geliefert. Allein einen so umfassenden Bericht über das weitverbreitete, wenn auch nicht sehr zahlreiche Lappenvolk konnte nur ein Landsmann und Stammesgenosse wie Professor Friis niederschreiben. Deshalb wollen wir hier seinem Ideengange folgen.

In Lappland ist je nach der Stellung und Lage der Berge der Eintritt der wärmern Jahreszeit sehr verschieden, denn unter demselben Breitegrade ist oft an dem einen Orte im April schon Frühling, während man an einem andern Orte im Anfang Juni noch auf denselben wartet. Dasselbe ist mit der Schneeanhäufung der Fall. Denn während in einzelnen Gegenden die Schneemenge so gering und die Kälte so unbedeutend ist, daß die Schlitten nicht fahren und die Winterarbeiten nicht ausgeführt werden können, liegen in anderen Gegenden des Landes so ungeheure Schneemassen aufgethürmt und fällt der Thermometer so tief, daß die Gebirgslappen ihre Renthierherden nach den Küsten hinabtreiben müssen, weil dieselben die Schneemassen mit ihren Geweihschaufeln nicht zu bewältigen vermögen, um Futter zu suchen. Steigt gleichzeitig die Kälte, so fallen Hunderte von Renthieren dem Hunger zum Opfer, und namentlich gehen die frischgeworfenen Kälber zu Grunde. An den Küsten aber leiden im späten Winter die Vögel entsetzlich durch Schnee und Kälte. Denn sobald ihre Legezeit kommt, suchen sie einige nothdürftige Halme zusammen, ordnen sie in Nestform auf dem Schnee, legen ihre Eier darauf und brüten. Durch die Brutwärme schmilzt aber der Schnee unter den Eiern, diese rollen in dem improvisirten Neste theils zusammen, theils aus einander und frieren zu Eis. — Dieser Eierverlust von Millionen Seevögeln, welche an den Seeküsten nisten, ist für die Strandbewohner sehr empfindlich, weil die Eier, nachdem ihnen durch Eingraben in die Erde der Thrangeschmack ausgezogen ist, ein wichtiges und leckeres Nahrungsmittel bieten.

Das Volk, welches diese Mißhandlungen der Natur am leichtesten erträgt, heißt das **Lappenvolk**. Ueber den Namen Lappe ist schon viel und Vielerlei geschrieben worden;

*) Aus dem Norwegischen übertragen von Dr. F. Mehwald. Der Titel des norwegischen Werkes ist: „En Sommer i Finmarken, Russisk Lappland og Nordkarelen. Skildringer af Land og Folk, af J. A. Friis, Professor ved Universitetet i Christiania. 1871. Forlagt af Albert Cammermeyer. Christiania."

doch waren diese Beschreibungen meist Phantasiestücke. Denn der Name Lappe stammt aus dem Finneschen. Das Verbum lappaa drückt ein Hin- und Herwandern aus, und von diesem Verbum ist das Substantivum Lappalainen, ein Nomade, abgeleitet. Die Vorstellung hat ziemlich allgemein Platz gegriffen: die Lappen seien ein kleiner, schwacher Volksstamm, welcher von der Natur auf den Aussterbeetat gesetzt worden. Wahr ist, daß die Normänner und Finnen van stärkerm Knochenbau sind, aber dafür zeigen sich die Lappen ungemein zäh im Aushalten von Beschwerlichkeiten aller Art, in Ueberwindung der feindlichen Natur, im muthigen Einsetzen ihres Lebens auf Bergen und auf der See. Und was den sogenannten Aussterbeetat betrifft, so zeigen die Steuerlisten von 1567 bis 1815 eine fortwährende Zunahme der lappischen Bevölkerung in Ost- und Westfinmarken, und zwar ist die lappische Einwohnerzahl innerhalb gedachten Zeitraumes auf das Dreifache gestiegen. Ob in Schwedisch- und Russisch-Lappland dieselben Verhältnisse obgewaltet haben, wie in Norwegisch-Lappland, ist nicht mit Sicherheit anzugeben.

Ehen zwischen Normännern und Lappen kommen nicht vor; dagegen sind sie zwischen Finnen und Lappen häufig, und der Lappe wird dadurch in seiner Stellung gehoben. Die Abkömmlinge aus solchen Ehen werden den Finnen gleichgeachtet, weshalb wieder Ehen zwischen Normännern und halbblütigen Finnen keine Seltenheit sind; dadurch entsteht eine Verwandtschaft zwischen den drei genannten Volksstämmen. Ueberhaupt zeigt die alte Geschichte, daß früher zwischen den Normännern und Lappen ein ganz anderes Verhältniß bestanden hat. Denn im neunten Jahrhundert waren die Lappen keine Nomaden, welche Renthiere zähmten und sich von denselben ernährten, sondern Jäger und Fischer.



Berglappen von Karasjok.

In jener Zeit hatten die Lappen als Hausthier nur den Hund, wogegen sie die Zähmung, das Melken und die Züchtung der Renthiere von den damaligen Innenlandsbewohnern lernten. Von diesen Nachbaren lernten sie auch die Zucht der Pferde, Kühe, Schafe, Ziegen, Schweine und Katzen, sowie den Nutzen dieser Hausthiere kennen. Dies Alles beweist die Sprache der Lappen. Denn nur der Hund hat einen echt lappischen Namen; mit der Ausnahme der anderen gegenwärtigen Hausthiere haben die Lappen auch die Namen derselben angenommen. Das Renthier aber kannte man nur als Jagdwild.

Wie es gegenwärtig noch in Russisch-Lappland der Fall ist, so wohnten früher auch in Norwegisch-Lappland Jäger- und Fischerfamilien oft 15 bis 20 Jahre, oder überhaupt so lange, als sie genug Fische, Jagdwild, Torf und Brennholz in der Nähe hatten, an einer und derselben Stelle. Gingen aber diese Gegenstände aus und hatten sich die Küchenabfälle um die Gamme (Erdhütte) bis zur Höhe derselben gehäuft, so brach die Calanie auf und ließ sich an einer andern passenden Stelle nieder. Dieses halbnomadische Leben konnten die Lappen so lange fortführen, als es überhaupt noch passende Stellen für sie gab. Als aber das Wild, auf welches es hauptsächlich abgesehen war, bedeutend abnahm, blieb den Lappen nichts übrig, als von den Skandinaviern das Zähmen der Renthiere zu erlernen, und daß sie diese Beschäftigung von den Skandinaviern gelernt und angenommen, beweist wieder ihre Sprache; denn der Lappe hat kein Wort für „zähmen“ und hat daher das skandinavische Wort dafür angenommen.

Erst als die Lappen Renthierherden gezähmt hatten, waren sie gezwungen, mit denselben aus einer Gegend in die andere zu ziehen, um Futter auf den verschiedenen Weide-

plätzen zu suchen; und hierdurch entwickelte sich jenes Nomadenleben, das sie bis auf den heutigen Tag fortführen.

Im Jahre 1852 traf die Lappen in Norwegen und Finnland ein harter Schlag dadurch, daß Rußland den nordischen Lappen die Grenze sperrte. Es bestand nämlich seit 1751 das gegenseitige Recht der norwegischen und finnischen Lappen, daß die ersteren mit ihren Herden in Finnland überwintern durften, während die letzteren im Sommer sich in den norwegischen Küstenländern aufhalten konnten. Dieses Recht wurde 1852 von Rußland plötzlich aufgehoben, weil man fürchtete, Norwegen könne aus diesem Rechte der Nomaden Eigenthumsrechte auf russisches Gebiet herleiten.

Da die Nahrungszweige in jenen Nordländern, wo Tausende von Quadratmeilen öde und wüst liegen, nicht sehr zahlreich sind, so ist Alles willkommen, was dem Lappen Beschäftigung und Nahrung bringt. Außer der Renthierzucht gewähren Fischerei und Jagd die größten Vortheile, denn durch die Jagd erhalten sie nicht allein Fleisch im Ueberfluß und außerdem Kleidung und Bettlager, sondern sie versorgen auch ihre skandinavischen Nachbaren mit delicatem Renthierfleisch, Renthierfellen und Geweihen, so wie sie auf der andern Seite den russischen Nachbaren Fische in Menge liefern. Wie ergiebig die Jagd in jenen Einöden ist, beweist die Thatsache, daß im Winter oft an einem Tage aus der Lappenstation Kautokäino auf Renthieren über 10,000 Rypen (Schneehühner) und mehrere hundert Centner Renthierfleisch nach Alten auf den Markt gebracht werden, von wo sie sich dann über ganz Norwegen durch Handelsleute vertheilen und auch massenweise ins Ausland gehen. Dasselbe ist mit Renthierfellen und -Zungen der Fall, weil die Lappen nicht die Tausende von geschlachteten Renthieren verwenden können. Dagegen tauschen sie mit Vortheil russisches Roggenmehl, Graupen, Butter, Vadmel (ein grober blauer Flanell) und andere Dinge ein. Dieser Handel wird von der Regierung sehr begünstigt. Deshalb gehen Dampfschiffe regelmäßig um die ganze norwegische Küste, und zwar einestheils, um die Post zu befördern, anderntheils um die Handelsgegenstände schneller und billiger von Ort zu Ort zu bringen, als dies mit Renthieren geschehen kann.

Dennoch bleibt das Renthier in Lappland in vielen Gegenden ein unersetzliches Communicationsmittel, denn von Muonio bis Alten (32 norwegische Meilen), von Muonio nach Lyngen (29 Meilen), von Jukasjärvi nach Lyngen (30 Meilen), sowie zwischen Alten, Kautokäino, Karasjok, Porsanger, Tana und Varanger können Post und Fracht nur mit und auf Renthieren befördert werden, weil in allen diesen Gegenden das Pferd keinen passirbaren Weg findet. Unentbehrlich aber ist das Renthier als Zugthier in Russisch- und Finnisch-Lappmark, in Utsjok, Enare, Nordkarelen &c., weil die Fracht an Dorsch, Grausei, Häring, Walroßhäuten, Taback, Tuch, Mehl und dergleichen ohne das Renthier gar nicht transportirt werden könnte.

Die Zucht, Abrichtung und Erhaltung der Renthiere ist ein so schweres Geschäft, daß eben nur der Berglappe, welcher durch die Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht abgehärtet worden, und die Natur und Wartung des Renthiers durch tausendfache Erfahrung kennt, fähig ist, Renthierherden zu halten und zu erhalten. Denn er muß Tag und Nacht auf Wache gegen die Wölfe stehen, da diese, seine schlimmsten Feinde, theils einzeln, theils in Haufen tückisch und unausgesetzt die Herden umschleichen und bald in Rudeln unvermuthet in die Herden einbrechen, bald die einzelnen zersprengten Thiere zerreißen und verzehren. Der Lappe hat daher die Nacht in Wachen getheilt, wie es auf den Seeschiffen Brauch ist, und nun sitzen wechselsweise Alte und Junge draußen fern von der Gamme mitten unter der Herde und passen genau auf; sie sind um so aufmerksamer, je schärfer die Kälte, je schlimmer das Schneetreiben und je finsterer die Nacht ist. Jede Viertelstunde muß der Wächter die Runde um die Herde machen, muß sie mit Hülfe der Renthierhunde zusammenschaaren, muß schreien, rufen, schießen und überhaupt so viel Lärm als möglich machen, um die Wölfe zu entfernen und sie merken zu lassen, daß nicht allein Leute zur Stelle, sondern auch auf den Beinen und wachsam sind. Ist jedoch der Wolf sehr hungerig, so scheut er nichts, nicht einmal einen blinden Schuß; sonst aber hält er sich in der Entfernung und lauert auf eine bequeme Gelegenheit zum Einbruch in die Herde; denn er kennt seine Leute und weiß, daß er, wenn der Schnee sehr tief ist, leicht gegen den Lappen auf Schneeschuhen zu kurz kommen kann. Aber gerade wenn dieser die Runde um die Herde gemacht und in ein Loch unter einer Schneewehe gekrochen ist, um etwas Schutz gegen das Schneetreiben zu suchen und eine Weile zu ruhen, kann es sich ereignen, daß plötzlich Unruhe im Lager wird. Die Hunde, welche sich über des Wächters Beine gelegt, um ihm eine Weile als Fußteppich zu dienen, fahren plötzlich auf und jagen bellend davon. Die Renthiere, welche gleichfalls Unrath merken, laufen zusammen und bilden erst einen dichten Haufen; dann aber brechen sie einzeln aus dem Haufen aus und laufen in Verwirrung bald dahin, bald dorthin, bis sie die Raubthiere wittern und in tollen Sprüngen, meist gegen den Wind, das Weite suchen. Die Wölfe, welche die Herde gänzlich zu zerstreuen suchen, folgen den Renthieren auf dem Fuße nach und greifen immer zu zweien jedes einzelne Renthier an. Nun heißt es: Wächter (oft Kinder von 15 Jahren) spute Dich! Der Eine folgt mit seinen Hunden der Herde; der Andere läuft auf seinen Schneeschuhen so schnell als möglich zur Gamme oder zum Familienzelte und weckt die Schlafenden mit dem Rufe: Der Wolf ist auf den Beinen! Der Wolf ist in der Herde! Mittlerweile sucht der erstere Wächter die Herde mit seinen Hunden so gut es geht zu schützen. Die Hunde thun, was sie irgend vermögen, um die Herde zusammen zu halten und die Wölfe anzugreifen. Denn obgleich der Lappen Renthierhunde klein sind (meist unseren Füchsen sehr ähnlich), so giebt es doch einzelne, welche Muth genug haben, um es mit Wölfen und Bären aufzunehmen. Besonders hat man im District Kautokäino und Enare eine Species ungeschwänzter Hunde, welche den Wölfen besonders zu schaffen machen, da letztere dieselben sehr schwer fassen können. Denn ein solcher Renthierhund verfolgt den Wolf mit ungemeiner Gewandtheit, indem er ihn von hinten packt, aber sogleich denselben umkreist, wenn dieser sich wendet, so daß sich der Wolf, welcher etwas steifrückig ist, fortwährend wenden muß, was ihn so ermüdet, daß er oft der Hunde Beute wird. Ein solcher Hund kostet 20 bis 25 Thaler.

Ist das Terrain für die Schneeschuhläufer günstig, so werden viele Wölfe von denselben eingeholt, durch einen Schlag mit dem Schneestabe aufs Kreuz unfähig zum Laufen gemacht und dann getödtet, mögen sie den Rachen noch so weit aufsperren und mögen sie im glühenden Athem ganze Schaumwolken vor dem Munde haben. Mit dem Schneestabe nach dem Kopfe des Wolfes zu schlagen, nützt nichts, weil er ausgezeichnet gut versteht, den Schlag zu pariren, indem er ihn mit den Zähnen auffängt.

Hat der Lappe, welcher auf seinen Schneeschuhen wie der Sturmwind von den Bergen herabsaust, einem Wolfe im Vorüberfahren den Rückgrat (des Wolfes schwächste Stelle) entzwei geschlagen, so läßt er in der Regel den Krüppel im Schnee liegen, holt erst das Leichengefolge, d. h. seine Verwandten, erleichtert sein Herz durch eine kurze, aber mit vielen Bitterkeiten gemischte Leichenrede seinem Erzfeinde gegen-

über, wirft ihm seine und seiner Väter Missethaten und Verbrechen vor, verspottet ihn dann in seiner hülflosen Lage und macht zuletzt seinem Leben ein Ende, indem er ihm ein Schlachtmesser, wie es die Lappen gebrauchen, in die Seite wirft oder ihm eine blaue Bohne aus seiner Büchse sendet.

Bei allen Actionen des Lappen sind die Hunde in voller Thätigkeit; jedoch sind nicht alle so flink und gewandt, wie die schwanzlosen kleinen Renthierhunde, weshalb bei solchen gewaltsamen Ueberfällen, wo die Wölfe in Haufen in die Herden einbrechen, in der Regel trotz aller Anstrengungen der Wächter, mehr oder weniger Hunde und Renthiere verloren gehen. Von den letzteren sucht der Lappe besonders die stärksten und besten Zugthiere zu retten und mit ihnen zu entkommen; allein es ereignet sich auch oft, daß er in einer Nacht 10, 20, 30 und mehr Thiere verliert; ja es kann vorkommen, daß der Renthierlappe Abends als reicher Mann in sein Zelt oder seine Gamme kriecht und am andern Morgen als Bettler dieselbe verläßt: seine Herde ist theils von den Wölfen zerrissen, von denselben in Felsklüfte gejagt, versprengt, oder im besten Falle meilenweit fortgejagt, so daß er nun Tage lang umherreisen muß, um seine Thiere in Klüften und Höhlen zu suchen, oder aus anderen Herden, bei welchen dieselben Schutz und Unterkunft gesucht, auszusondern, falls nicht unterdeß Diebe mit den Wölfen gemeinschaftliche Sache gemacht haben.

In denjenigen Jahren, wo sich die Wölfe in dieser oder jener Gegend nicht zeigen, grüßt der Lappe seine nomadischen Freunde mit dem Worte „Friede!“ und verabschiedet sich von denselben mit „Friede!“ Doch dauert dieser Friede in der Regel nicht lange, weshalb der Mann seinen Wachdienst auch nicht eine Nacht aussetzen darf. Träfe ein Haufen Wölfe eine unbewachte Renthierherde, so würde der Besitzer am andern Tage nicht ein einziges unbeschädigtes Thier wiederfinden.



Lappische Gamme oder Erdhütte.

Wenn eines Tages eine Renthierherde wie der Sturmwind in Todesangst von allen Bergen herabstürzt, aus allen Klüften hervorschießt, wie verzweifelt unter der Herde eines andern Lappen sich zu verbergen sucht, so weiß letzterer, daß der Wolf sie versprengt hat. Er sieht daher nur nach den Zeichen in den Ohren der versprengten Thiere, um zu erkennen, ob die Herde Verwandten oder Fremden, Freunden oder Feinden gehört hat, und bricht sogleich auf, um sein Vieh in der Entfernung einiger Meilen vor den Verfolgungen der Wölfe zu schützen. Denn dieselben verzehren erst die Aase, welche sie in der geschlagenen Herde gemacht, und lassen mithin den benachbarten Hirten Zeit, mit ihren Herden das Weite zu suchen.

Außer diesen Unbehaglichkeiten, den Renthierdieben, den Wölfen und den Sorgen für den Winter sind es namentlich gegen die schwedische und russische Grenze hin die festwohnenden viehzüchtenden Lappen, welche den nomadisirenden Lappen das Leben schwer machen, da den letzteren in keiner Weise die Benutzung der Gebirge im Innern Lapplands freisteht. Hingegen nehmen sich die festwohnenden die Freiheit, im ganzen Lande Heu zu machen und an beliebige Stellen in Feime zu setzen. Nun haben aber die Renthiere eine ungemein scharfe Witterung, d. h. eine so feine Nase, daß sie viertelmeilenweit die Heufeime riechen, sich dann, wenn sie auf ihren Zügen von den Küsten in die Gebirge und umgekehrt in die Nähe von solchen kommen, wie toll auf dieselben stürzen, im Nu mit ihren Geweihen den Heuhaufen in die Lüfte werfen, ihn Wind und Wetter preisgebend auf großer Fläche zerstreuen und dann die Heuhalme auflesen und verzehren. Hat der Lappe zeitig genug bemerkt, daß er sich in der Nähe eines Heufeimes befindet und stellt er sich mit seinen Hunden als Wächter gegen seine Thiere an den Heuhaufen, so kann er erleben, daß ihn seine eigenen Renthiere angreifen und mit ihren gefährlichen Geweihen ver-

treiben. In einem solchen Augenblicke ist der Heuhaufen im Nu zerstört, die Geweihe sind mit Heu beladen und die Thiere gehen triumphirend mit ihrer Beute herum.

Wie die Hausthiere in Norwegen am Ende des Winters, d. h. im Mai, auf die Säter (Bergweiden), so eilen zu derselben Zeit die Renthiernomaden aus den lappländischen Hochgebirgen nach den Seeküsten. Nach beiden Richtungen werden die Thiere vom Hunger zunächst getrieben, obschon auch andere Ursachen maßgebend sind. Doch giebt es auch nomadisirende Lappen, wie z. B. der schwedische Lars Jansen Sikko, welcher nie an die Küste kommt mit seinen über 3000 Renthieren, denen das Wechseln der Winterwohnstätten keine Nothwendigkeit zu sein scheint. Dennoch zeigt sich an den Renthieren, welche man in Russisch-Lappland in den Wäldern um Imandra und auf den Inseln der dasigen Binnenseen, sowie an der Bucht von Kandalax hält, daß sie keineswegs so gut gedeihen, als die freien Herden der nomadisirenden Lappen, welche im Sommer nach den Seeküsten getrieben werden, nicht nur um Seewasser im Eismeere zu trinken, sondern auch um die grünenden Grasflächen abzuweiden, weil um diese Zeit das Renthiermoos so vertrocknet ist, daß die Thiere es nicht genießen können. Ein anderer Hauptgrund, weshalb man die Renthiere im Sommer gern an den Küsten des Eismeeres hält, ist, damit sie nicht von den zahllosen lappischen Mücken, d. h. Renthierbremsen, fürchterlich gequält und an ihren Häuten bis zur Unbrauchbarkeit geschädigt werden. Denn der kühlende und frische Seewind hält die schreckliche Plage für Menschen und Thiere von beiden ab. Einige schwedische Lappen halten zwar einen Theil ihrer Renthiere auch über den Sommer zu Hause, allein dann werden die Thiere von den Bremsenschwärmen in den heißen Thälern dergestalt ge-



Vadsö.

peinigt, daß die Lappen genöthigt sind, Feuer zu unterhalten, in dessen Rauch sich die Renthiere stellen, und auf diese Weise die Bremsenplage durch die Rauchqual mildern.

Werden die Renthiere im Sommer an die Seeküsten getrieben, so entgehen sie nicht nur großentheils den genannten Qualen, sondern vernichten auch nicht das um diese Zeit trockene und daher leicht zerstörbare Renmoos. Dies ist aber ein Vortheil für viele Jahre. Denn hat eine Renthierherde das Moos auf einem Bergstocke einen ganzen Sommer hindurch theils abgenagt, theils mit den Klauen niedergetreten oder abgerissen, so währt es zehn und mehrere Jahre, ehe solch ein Bergstock wieder eine volle Moosernte giebt. Daher sind die nomadischen Lappen sehr vorsichtig bei ihren Zügen und Weideplatzveränderungen.

Mit Klein und Groß, Renthieren und Renthierkälbern, Hunden und Hündchen, Erwachsenen und Kindern, Haus und Hausrath kann sich der wandernde Lappe nur sehr langsam vorwärts bewegen. Der Schnee liegt noch auf den Feldern und das Eis auf allen Binnenseen ist in der Regel noch fahrbar, so daß die Zeltsachen und der allerärmlichste Hausrath sowie eine nicht übermäßig große Bibliothek zu Schlitten transportirt werden kann. Auch wird das Renthier zum Lastentragen benutzt. Die Klauenschuhe desselben gleichen aber nur wenig denen des Pferdes. Damit der wandernde Lappe in jenen unwegsamen Ländern zu seinem Ziele gelangen kann, ist es erforderlich, daß er die genaueste Terrainkenntniß besitze. Er muß jeden Felsen, jeden Bergstock, jeden Gletscher, jeden Binnensee, jeden Fluß, jeden Bach und dessen Beschaffenheit in jeder Jahreszeit, jede Furth etc. kennen, und zwar in einem Umkreise, welcher vielleicht über 200 Binnenseen, eben so viele Flüsse und Bäche und noch viel mehr Berge, Klüfte und einzelne Felspartien enthält,

und dies Alles muß er so genau kennen, wie ein Gutsbesitzer seine Feldwege. Zugleich muß der Lappe überall auf seinen Territorien eine Masse Merkzeichen haben, damit er sich bei der Wiederkehr selbst zurecht findet und eben so auch Anderen die Wege weisen und beschreiben kann.

Aber das größte Kunststück, welches wohl nur der Lappe fertig bringt, ist folgendes: Theils auf der Sommer-, theils auf der Winterweide treiben oft eine Anzahl nomadisirender Lappen ihre Herden zusammen, so daß Haufen bis zu 10,000 und mehr Renthieren gemeinschaftlich weiden und gehütet werden. Ist die Sommer- oder Wintersaison (wie wir sagen) vorüber, so müssen die einzelnen Herden wieder ausgesondert und den verschiedenen Besitzern zugetheilt werden. Diese Aussonderung dauert einige Tage und geschieht mit solcher Gewissenhaftigkeit, daß Jeder alle seine Thiere bis zum jüngstgeborenen Kalbe ausgeliefert erhält. Um dies zu ermöglichen, wird jedes Renthier in den Ohren mit dem Familienzeichen des Besitzers markirt. Bei der Geburt eines Kindes in der einen oder andern Lappenfamilie wird dem Neugeborenen ein junges Renthier geschenkt und diesem so wie später dessen Nachkommen neben dem Familienzeichen auch noch das Zeichen des Kindes ins Ohr geritzt, welches Zeichen aber nur der Eingeweihete zu bemerken im Stande ist. Soll nun die obgedachte Aussonderung vor sich gehen, so werden die Tausende von Renthieren entweder auf das Eis eines Binnensees, wenn dasselbe noch tragfähig ist, oder auf das Hochplateau eines Bergstockes getrieben, und nun stellen sich die sämmtlichen Eigenthümer der Thiere mit ihren Lassos um die Herde, werfen und ziehen fortwährend Thiere und vermindern in kurzer Zeit den Haufen um Tausende. Ist die Theilung ausgeführt, so zieht jeder Besitzer mit seiner Herde, seinen Hunden und seiner Familie von dannen.

Nun sollte man meinen, daß das Abwehren der Raubthiere, der Renthierdiebe, das Aushalten im Freien in den Winter- und Sommerschneestürmen, der fortwährende Wechsel der Wohnstätten, der ungestillte Hunger und die Qualen der Renthierbremse Uebelstände genug wären, dem Lappen das Leben zu verleiden; allein auch ihm wird der Spruch des Dichters noch zur leidigen Wahrheit:

„. . . . Der Himmel ist überall,
Wohin der Mensch nicht kommt mit seiner Qual!“

Es hat nämlich der (skandinavische) Mensch dem Lappen die Tausende und Abertausende von Quadratmeilen Land, oder richtiger Fels, dergestalt zerfetzt, daß der nomadisirende Lappe an vielen Stellen gar nicht mit seiner Herde durchkommen kann, sondern mit derselben über breite Sunde schwimmen, über steile Gletscher klettern muß, wobei stets eine Menge Renthiere verloren gehen.

Das Sachverhältniß ist, daß sich eine Anzahl Normänner, Schweden und Finnen an fruchtbaren und warmen Orten in Lappland niedergelassen haben, sich in meilenweiten Umkreisen alles Fruchtland aneigneten, Viehzucht und Ackerbau trieben und theils auch als Fischer und Handelsleute ihr Leben fristeten.

Diese festwohnenden Menschen machen nun dem Lappen täglich klar, wie wahr der obige Vers des Dichters sei; denn überall, wo der Lappe auf seinen Winter- und Sommerzügen mit seinen Herden Furthen, Klüfte und Schlünde passiren muß, hat sich ein skandinavischer Mensch angesiedelt, und sucht nun für angeblichen Schaden, welchen ihm die durchziehenden Renthiere gemacht haben sollen, von dem armen Lappen Fleisch, Renthiere, Geld, Häute u. s. w. zu erpressen, wozu er sich berechtigt glaubt, weil seine Vorfahren dasselbe Unrecht gethan: denn nur Wenige haben einen Besitztitel für das, was sie ihr Besitzthum nennen.

Wie bei der stiefmütterlichen Natur Lapplands auch das scheinbar Unbedeutendste für den Lappen verderblich oder mindestens zum Unrecht gegen ihn werden kann, zeigt Folgendes: Bekanntlich läßt der Lappe nicht alle Milch der Mutterthiere den jungen Renthierkälbern zukommen, sondern melkt einen Theil davon ab, weil diese Milch sehr fett ist, einen angenehmern Geschmack wie Schafmilch hat und einen sehr kräftigen Käse liefert. Um das Melken dieser halbwilden Thiere zu vollziehen, macht der Lappe in einem Thale einen Pferch, läßt zur Melkenszeit die Renthiere von den Renthierhunden die Berge herab und in den eingefriedeten Raum jagen, zieht dann mittelst des Lasso immer ein Milchthier nach dem andern aus dem Pferch zu einer Art Bank, wirft das Thier nach der Seite auf dieselbe und melkt demselben die wenige Milch, welche es giebt, ab. Durch den täglichen stundenlangen Aufenthalt der Renthiere in der Einfriedung wird der Raum derselben geradegetreten, gedüngt und für den Graswuchs geschickt gemacht. Da dem Lappen im Frühjahr, welches hier erst um Johanni beginnt, unendlich viel daran liegt, seinen Thieren etwas Grünes zu schaffen, so hat sein Geschlecht von Jahrhundert zu Jahrhundert Bedacht darauf genommen, diese Renthiermelkplätze immer weiter im Thale, wie im Walde, auf Feldern oder Hochplateaus fortzurücken und dadurch immer größere gedüngte Grasflächen zu schaffen. Damit hat er aber den „skandinavischen Menschen“ angelockt, welcher sich die hundertjährige Arbeit der Lappen zu Nutze macht, sich in der Nähe ansiedelt, auf dem gedüngten Lande Kartoffeln, Gerste, ja in Alten sogar Weizen (welcher kaum in zehn Jahren einmal reif wird) baut und sich als Eigenthümer gerirt.

Die geographische Verbreitung der thätigen Vulcane.

IV.

Die amerikanischen Vulcane.

Die vulcanischen Inselreihen Ostasiens finden ihre Fortsetzung in den Aleuten, die im Bogen von Kamtschatka nach der Halbinsel Alaska hinüberschwingen. Es ist Oskar Peschel's Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, daß diese reihenförmige Anordnung der Inseln längs des Nordwestrandes des Großen Oceans mit deren vulcanischer Natur zusammenhängt *). „Eine Folge der Anordnung jener Inselvulcane auf flachen Curven ist es, daß der Wöl-

*) Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde S. 29.

bung ihres Bogens ein mehr oder weniger tief in das Festland eintretender Golf entspricht. So liegt nördlich von den Alëuten das Beringsmeer, nordwestlich von den Kurilen finden wir das Ochotskische Meer, westlich von Japan das Japanische Meer, westlich von den Liu-Kiu-Inseln das Gelbe Meer, westlich von den Philippinen das Chinesische Meer. Diese symmetrische Anordnung der Inselkränze längs des nordwestlichen Randes des Großen Oceans hatte schon 1811 das scharfe Auge des geistreichen Philosophen Karl Chr. Fr. Krause entdeckt, aber ohne daß er ihre vulcanische Natur als die bedingende Ursache erkannte. Selbst von Hoff betrachtete in seiner gekrönten Preisschrift über die natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche jene Inselguirlanden als ehemalige Ufer des asiatischen Festlandes, in welche die Brandung Lücken hineingenagt habe. Auch Dana schildert in seinem neuesten Lehrbuche Manual of geology S. 36 jenen symmetrischen Bau, ohne auf den vulcanischen Ursprung dieser Inselbildungen, der ihm doch ganz genau bekannt war, die Aufmerksamkeit zu lenken."

Die thätigen Vulcane der Alëuten, wie der 6975 englische Fuß hohe Vulcan der Insel Tanaga, der 1852 Fuß hohe Vulcan Korominsk auf der Insel Atcha, sind noch wenig untersucht. Die Insel St. Johann Bogoslaw (54° nördl. Br., 168° westl. L. v. Gr.) wurde erst 1796 durch eine Eruption gebildet; 1819 hatte sie einen Umfang von fast vier deutschen Meilen bei einer Höhe von 2100 Fuß. Eine neue Messung 1832 ergab eine Verkleinerung derselben bis zu zwei Meilen Umfang und 1400 Fuß Höhe.

Mexicanische Vulcane.

Die Reihe der Alëuten fortsetzend ist die Halbinsel Alaska mit Vulcanen besetzt, denen sich diejenigen anschließen, welche das ehemals russische Nordamerika am Gestade des Großen Oceans umgürten (der thätige Wrangell, der Eliasberg) und die bis zur Insel Baranow verlaufen, wo die heißen, von den Bewohnern Sitkas aufgesuchten Quellen noch eine Ausdehnung der vulcanischen Region bis in diese Gegenden darthun.

Im Gebiete der Vereinigten Staaten haben wir einen thätigen Vulcan nicht zu verzeichnen, während im Cascade- und Felsengebirge zahlreiche erloschene Feuerspeier liegen. Wir begegnen thätigen Vulcanen erst wieder auf dem Boden Mexicos. Hier treffen wir auf die thätigen Vulcane der noch so wenig erforschten Halbinsel Californien. Mehrere derselben zeigen recente Bildungen, der Vulcan de las Virgines, etwa in der Mitte der Halbinsel, war 1746 in voller Thätigkeit. Neue Ausbrüche kommen an anderen Punkten vor. So berichteten 1870 amerikanische Blätter, daß ein Vulcan in der Nähe des San-Rafael-Thales, Niedercalifornien, der lange Jahre für erloschen galt, eine heftige Eruption hatte und dabei Rauchsäulen ausstieß, welche Asche und Schlacken meilenweit verbreiteten. Telegramme aus St. Diego berichteten, daß der Rauch von dort deutlich sichtbar war *). Die Vulcane Centralmexicos sind zu genau bekannt und zu oft beschrieben, als daß wir hier näher auf dieselben eingehen und dieselben aufzählen sollten. „A. von Humboldt bemerkte zuerst in seinem Essai politique sur la nouvelle Espagne, welcher 1811 erschien, daß er beim Eintragen der Feuerberge auf seine Karte von Mexico mit Betroffenheit wahrgenommen habe, wie sie sämmtlich in der Nähe des 19. Breitengrades liegen, so daß, wenn man vom Tuxtla bis zum Colima alle Vulcane Mexicos durch eine Linie verbinden wollte, diese auf einer Erdkugel dem Bogen eines größten Kreises nahezu treu bleiben würde. Verlängert man, fügt Humboldt hinzu, die Linie der mexicanischen Vulcane in das Stille Meer, so stößt man auf die ebenfalls vulcanischen Revilla-Gigedo-Inseln. Es war eine der schönsten Entdeckungen A. v. Humboldt's, daß die meisten Vulcane der Erde in Reihen geordnet liegen." Die in die Region des ewigen Schnees reichenden Vulcane von Anahuac, die in malerischer Gruppirung die Hauptstadt umgeben, der Popocatepetl und Iztaccihuatl, der Cofre de Perote, der Orizaba und Toluca, sie sind seit den Tagen des Ferdinand Cortez uns bekannt wie die heimischen Berge, und wir übergehen sie, gleich dem unter den Augen der Menschen hervorgebrochenen Jorullo. Der westlichste in der Reihe der mexicanischen Vulcane, der 12,000 Fuß hohe Colima, hatte 1869 (— und wieder im März 1872 —) eine gewaltige Eruption, und der Cerboruco bei Tepic, den man bisher für erloschen hielt, ist 1870 in die Reihe der thätigen Vulcane Mexicos getreten, indem er im Februar einen bedeutenden Lavaausbruch zeigte *). Gleichzeitig fast begann der ebenfalls erloschen geglaubte Pochutla im Staate Oajaca, nahe der Südküste unter 15°50′ nördl. Br. wieder thätig zu werden **). Seiner Lage nach aber darf er nicht mehr zu der großen Querkette der von Ost nach West verlaufenden mexicanischen Vulcane gehörig betrachtet werden; er ist vielmehr als der erste Vulcan der großen mittelamerikanischen bis nach Chiriqui reichenden Kette thätiger Feuerberge zu betrachten, als deren nordwestlichen Ausgangspunkt man bisher den Soconusco betrachtete. Dieser merkwürdigen Vulcanreihe wenden wir uns nun zu.

Centralamerika, von Guatemala bis zum Isthmus von Chiriqui ist so dicht an seiner pacifischen Seite mit Vulcanen bestanden, daß nach Moritz Wagner auf den Raum eines Breitengrades durchschnittlich fünf Vulcane kommen. Der Soconusco, noch auf mexicanischem Gebiete, im Süden des Staates Chiapas, macht den Beginn. An ihn schließen sich nach einer Lücke von 13 Meilen die Vulcane Guatemalas. Ueber diese liegt das neue Werk der französischen Geologen A. Dollfus und E. de Montserrat vor ***), die als Mitglieder der Commission scientifique du Mexique zur Zeit des mexicanischen

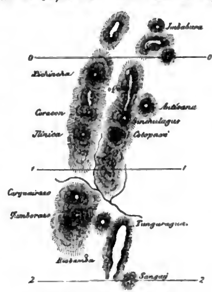
*) „Nature" 1871. III, S. 35.

*) Petermann's Mittheilungen 1870. S. 426.

**) „Ausland" 1870. S. 880.

***) Voyage géologique dans les républiques de Guatemala et de Salvador (Paris 1868).

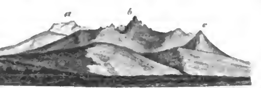
Kaiserabenteuers Mittelamerika bereisten und eine Anzahl Vulcane bestiegen. Die von ihnen mitgetheilte Ansicht der vulcanischen Kegelberge Guatemalas von der See her erscheint durch die außerordentliche Regelmäßigkeit der dem Gebirge aufgesetzten Zuckerhüte fast unnatürlich. Sie zählen die Vulcane San Salvadors und Guatemalas in der Richtung von Ost nach West auf und beginnen mit dem **Coseguina** an der Fonsecabai, der noch auf dem Gebiete Nicaraguas liegt. Der Kegel dieses berüchtigten Vulcans wurde während der fürchterlichen Eruption des Jahres 1835 zerstört, indem der obere Theil durch eine Reihe von Explosionen, die vom 20. Januar bis Ende Februar dauerten, förmlich in die Luft gesprengt wurde. Die Explosionen waren 300 Kilometer Entfernung hörbar, und auf dem Raume von Jamaica im Norden bis Santa Fé de Bogota im Süden wurden Land und Meer von einem dichten Aschenregen bedeckt. Der ungeheure Krater, welcher bei diesem Ausbruche entstand, mißt wenigstens 10 Kilometer (etwa anderthalb deutsche Meilen) im Durchmesser; er ist einer der größten bekannten Krater überhaupt, in Mittelamerika sicher der größte. Innerhalb der Fonsecabai trägt die Insel Tigre einen außerordentlich regelmäßigen Vulcankegel, der aus basaltischer Lava und Schlacken besteht. — Am westlichen Vorsprunge der Bai erhebt sich als Gegenüber des Coseguina der Vulcankegel des **Conchagua**, gleichfalls basaltischer Natur. Zur Zeit, als Dollfus und Montserrat ihn besuchten, besaß er keinen Krater; seitdem aber hat (Februar 1868) eine große Eruption stattgefunden. — Einige Meilen weiter westlich liegt der 7000 Fuß hohe Vulcan **San Miguel**, der während einer Eruption im Jahre 1849 nahe von seinem Gipfel einen Strom basaltischer Lava ergoß. — Westlich von San Miguel liegen verschiedene kleinere vulcanische Kegel und viele sehr thätige Schlammvulcane, die heiße Dämpfe ausstoßen; das Volk bezeichnet sie als **Infernillos**. — Es folgt der scheinbar erloschene Vulcan von San Salvador, der in seinem Krater einen See von zwei Kilometer Durchmesser birgt. Wieder weiter erhebt sich der bekannte Kegel des **Isalco**, der durch Schlacken- und Lavaeruptionen, die im Jahre 1770 begannen, auf einer Ebene gebildet wurde. Die Anhäufung derselben dauert ohne Unterbrechung bis zum heutigen Tage fort, und der Kegel hatte, als die beiden Franzosen 1864 ihn besuchten, bereits eine Höhe von 10,000 Fuß erreicht. Abermals weiter westlich gelangt man nach der bemerkenswerthen Gruppe des **Pacaya** und den beiden Vulcanen **Fuego** und **Agua** (Feuer und Wasser). Vom Gipfel des Pacaya hat man einen prächtigen Ueberblick über den 11,000 Fuß hohen, vollkommen regelmäßigen Kegel des Agua, von dem im Jahre 1541 ein Schlamm- und Wasserstrom herniederstürzte, welcher die alte Stadt Guatemala zerstörte. Man hat, und dieses thun auch Dollfus und Montserrat, dabei an den Durchbruch eines Kratersees gedacht; dagegen ist nun neuerdings Dr. **G. Bernoulli** in Mazatenango aufgetreten (Petermann's Mittheilungen 1870, S. 461). Humboldt dachte an Schneeschmelzen, da aber der Vulcan nicht in die Region des ewigen Schnees reicht, so sind diese ausgeschlossen, wie M. Wagner nachgewiesen hat. Nach Bernoulli sind aber anhaltende starke Regengüsse allein schon im Stande, noch heftigere Störungen hervorzubringen, wie er durch neuere, aus dem Jahre 1869 datirende Thatsachen beweist. Er schiebt den Untergang Guatemalas auf eine solche Wasserfluth, bei der allerdings auch gleichzeitig die beiden Vulcane Agua und Fuego thätig waren. Der Fuego ist von fast gleicher Höhe, wie der Agua, und stößt noch fortwährend heiße Dämpfe aus. In einer kurzen Entfernung weiter westlich, in 14° 50′, erreichen wir die **Gruppe von Quezaltenango**, die aus zwei Hauptkegeln, dem **Cerro Quemado** und **Santa Maria**, besteht. Der letztere scheint erloschen und ist 10,500 Fuß hoch; der erstere, etwa 2000 Fuß niedriger, hatte 1785 eine Eruption und stößt gegenwärtig noch Rauch aus.



Vulcane der Anden bei Quito.

An die thätigen Vulcane San Salvadors, das einen feuerspeienden Berg im Wappen führt, schließen sich die gut bekannten Vulcane **Nicaraguas** an. Wir nennen in der Richtung von Nordwest nach Südost die thätigen Feuerspeier: Vulcan Vinjo, Orota, Axusco, Momotomba am Managuasee, Masaya und Momobacho zwischen Managua- und Nicaraguasee, die vulcanische Insel Ometepe im letztern. Nördlich davon, aus der Reihe abweichend, liegt isolirt der Vulcan **Guanapepe**.

Die Fortsetzung nach Südosten bis Chiriqui wird durch die Vulcane **Costaricas** gebildet, die eine ausgesprochene Reihe bilden. Moritz Wagner, v. Frantzius, K. v. Seebach haben sie neuerdings untersucht. In der Richtung von Nordwest nach Südost sind es folgende: Orosi, Viucon, Miravalles, Tenorio, Poas, Barba, Irazu, Chiripo, Turrialba. Diesen, den K. v. Seebach erstiegen hat *), hielt Humboldt für den letzten der centralamerikanischen Feuerberge. Es ist Moritz Wagner jedoch gelungen, in einer Entfernung von 26 Meilen südöstlich den Vulcan **Chiriqui** (8° 48′ nördl. Br. und 82° 30′ westl. L. v. Gr.) als den letzten (resp. ersten) der mittelamerikanischen Vulcane nachzuweisen **). Bestimmte Beweise seiner lange dauernden Thätigkeit zeigen die ausgedehnten Lavaströme, und die Tradition der Einwohner berichtet von Ausbrüchen. Ob der Pico blanco, der 10 Meilen weiter nordwestlich



Der Pichincha von der Hochebene von Quito aus.
a Der Rucu-Pichincha, auf welchem der Krater sich befindet. *b* Guagua-Pichincha. *c* La Cruz, Signalpunkt von La Condamine.

*) Petermann's Mittheilungen 1865. S. 321. Daselbst 1869. Tafel 5 die Karte von Frantzius.

**) M. Wagner, Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika. 1870. S. 323.

liegt (9°17′ nördl. Br., 83°5′ westl. L. v. Gr.), ein thätiger Feuerspeier ist, erscheint zweifelhaft.

Der **Isthmus von Panama**, obwohl vulcanisch, trägt keine thätigen Vulcane. Hier ist die Reihe unterbrochen und beginnt erst wieder in den großen Vulcanen der Republik **Columbia** (Neugranada). Ueber die Vulcane, welche hier die Kette der Cordilleren zwischen Cauca und Magdalenenstrom krönen, dürfen wir bald eingehende Kunde von Dr. Alfons **Stübel** und Dr. W. **Reiß** erwarten, welche dort specielle Untersuchungen anstellten. Was über die Reise bisher bekannt wurde, ist im „Globus" Bd. 14 bis 17 niedergelegt. Die Vulcane Tolima, Ruiz, Huila, Purace, durch den Ausbruch von 1869 bekannter geworden, Pasto wurden untersucht. Der als Vulcan bezeichnete Patascoy ist nicht vulcanischer Natur.

Der Cotopaxi nach Humboldt.

Ihren Culminationspunkt finden die Vulcane der Cordilleren auf dem durch Humboldt berühmt gewordenen **Hochlande von Quito in Ecuador**. Humboldt's Ansichten, die hier den Grund zu allen weiteren Forschungen legten, sind indessen neuerdings vielfach modificirt worden, und die Stellung der Vulcane zu einander, die, ein enges Thal einschließend, in eine westliche und östliche Reihe geordnet sind, erscheint vielfach anders, ihr Bau und ihre Wirkungsart sind besser erkannt worden. Wir folgen hier der Darstellung **Moritz Wagner's**, dessen Arbeit über die Vulcane Ecuadors die neueste ist (a. a. O. S. 435 f.).



Der Cotopaxi nach Moritz Wagner.

In der **westlichen** Cordillere stehen weniger Andesitkegel und wirkliche Vulcane an den Rändern gruppirt als in der östlichen. Während der **Sangai** im Osten rastlos dampft und feurige Schlacken auswirft, und der auch der östlichen Kette angehörige **Cotopaxi** längere Perioden der Thätigkeit als der Ruhe zeigt, ist der **Pichincha** der einzige Vulcan der westlichen Kette, dessen Krater noch dünne Dämpfe aushaucht. Alle übrigen Vulcane dieser Kette sind gegenwärtig im Stadium der tiefsten Ruhe. Dafür ist die westliche Cordillere ungleich mehr von Erdbeben heimgesucht. Fast alle starken und sehr verheerenden Erdbeben der drei letzten Jahrhunderte haben nur die westliche Cordillere mit ihren Querjochen mächtig erschüttert und wurden an der Ostseite viel weniger gespürt. Alle bis jetzt bekannten geologischen Thatsachen scheinen dafür zu sprechen, daß die westliche Cordillere von jüngerm Alter als die östliche ist, während umgekehrt die westliche Reihe der Vulcane nach der Erhebung der Ketten früher sich bildet als die isolirten Feuerberge der Ostseite. Die zur westlichen Reihe gehörenden Kolosse Chimborazo, Carrahuairazo, Ilinissa, Corazon und selbst der Pichincha sind ältere Kegel als der Antisana, Cotopaxi, Tunguragua und Sangai, die dem Westen angehören.

Die Reihe der westlichen Vulcane beginnt im Norden mit dem Vulcan Chiles, dem Nachbar des Cumbal, der zum Gebiet der Republik Columbia gehört.

Cumbal (der zur Westreihe gehört) und **Chiles** sollen noch thätige Feuerberge sein. Doch weiß man von beiden Feuerbergen nichts Näheres, da sie einsam in unbewohnten Wildnissen stehen. Auf den Chiles folgt südlich der **Cotocachi**, ein schöner regelmäßiger Kegel, dessen Schneegipfel, 15,200 Pariser Fuß über dem Meere ragend, den Pichincha an Höhe übertrifft. — Der Pichincha ist wohl bekannt und oft erstiegen, selbst von Damen (Frau v. Hormayr 1858). Humboldt und Bonpland waren zweimal oben, an den schwer zugängigen Krater gelangten aber erst 1844 Sebastian Witte und der Chemiker Garcia Moreno. Was zuerst am Pichincha auffällt, bemerkt Humboldt, ist seine von der gewöhnlichen Kegelform der Vulcane so verschiedene Form. Er bildet eine lange Mauer, und diese Ausdehnung in der Länge bei einer im Verhältniß geringen Höhe (kaum 15,000 Fuß) vermindert den majestätischen Eindruck der Ansicht.

Der **Atacazo**, der nächste Nachbar des Pichincha im Süden, war ganz sicher einstmals ein tüchtiger Feuerberg. Dieser Vulcan schließt sich der Erhebungsachse der Pichinchagruppe in derselben Richtung an und hat, wie diese, eine westliche Randstellung.

Der nächste Nachbar des Atacazo gegen Süden ist der **Corazon**, dessen Gipfel nach Humboldt's Messungen eine Höhe von 14,850 Pariser Fuß erreicht und ewigen Schnee trägt.

Ein anderer merkwürdiger Berg in der großartigen Ge-

birgslandschaft von Quito ist der **Ruminagui**, besonders auffallend durch seine von der meridionalen Richtung der Vulcanreihe abweichende Seitenstellung. Er erscheint als ein stattlicher Koloß, dessen zackige Gipfel gerade die Schneelinie erreichen und der dem europäischen Montblanc an Höhe fast gleichkommt. Aehnlich wie der Tunguragua, welcher der Ostseite der Anden angehört, ist der Ruminagui an einer Querspalte durchgebrochen, aus welcher sich das brennende Gebirgsjoch zwischen dem Plateau von Mochache und Tacunga erhob. Dieses Querjoch, welches die beiden Plateaubecken scheidet, stellt, vom Corazon zum Cotopaxi hinüberreichend, eine transversale Verbindung zwischen der östlichen und westlichen Vulcanreihe dar.

In dem Gebirgsgemälde von Quito, welches jeden Freund erhabener Naturscenen mit staunender Bewunderung erfüllt, selbst wenn er die schönsten Hochgebirge der alten Welt gesehen, spielt eine mächtige Doppelpyramide, welche südlich vom Corazon und Ruminagui aufragt, eine überaus imposante Figur. Humboldt hat in dem Atlas seiner kleineren Schriften eine Längenansicht dieser Pyramiden des Ilinissa dargestellt. Der **Ilinissa**, eine der vulcanischen Prachtbauten, welche die unterirdischen Kräfte am Rande der Hochebene von Tacunga dem Cotopaxi gegenüber aufgethürmt haben, erreicht die Höhe von 16,332 Pariser Fuß. Er ist sicher noch weniger als der Chimborazo je ein thätiger Feuerberg gewesen, und erscheint als ein durch locale Concentration der unterirdischen Dämpfe emporgehobener Kegel von annähernd pyramidaler Form.

Zwischen dem Ilinissa und dem Chimborazo erhebt sich in der westlichen Cordillere kein Vulcan bis zur Schneelinie. Der **Quirotoa**, der das Plateau von Tacunga überragt, erreicht kaum die Höhe von 14,000 Fuß. Von diesem Vulcan, dessen conisch abgestutzter Gipfel einen tiefen Kratersee von einer spanischen Meile im Umfange einschließt, berichtet der Geschichtsschreiber Velasco merkwürdige Vorgänge aus dem vorigen Jahrhundert. Im Jahre 1725 erhob sich der See gegen 300 Fuß über seinen gewöhnlichen Stand. Die Seeinsel, die dadurch mit Wasser überdeckt wurde, verwandelte sich plötzlich in einen Kraterschlund, und spie feurige Schlacken mit Dämpfen aus. Eine zweite starke



Der Altar.

Eruption dieser Seeinsel erfolgte 1740. Der ganze See stand in einer wunderbaren Illumination von „Flammen“, wie der genannte Historiker berichtet, während es wohl doch nur der Reflex der glühenden Auswürflinge war, welcher den See beleuchtete.

Auf den Quirotoa folgt in südlicher Richtung der **Carahuairazo**, der nächste Nachbar des Chimborazo, mit dem er durch ein Querjoch in Verbindung steht. Die vulcanische Thätigkeit des Corahuairazo gehört der vorhistorischen Zeit an. Am 29. Juni 1699 ging jedoch von diesem Berge eine der furchtbarsten Erscheinungen aus, deren die Annalen dieses Vulcanlandes gedenken. Ein Erdstoß erschütterte die Cordillere, und am Carahuairazo, der einen Kratersee gehabt haben soll, bewirkte der Stoß einen senkrechten Riß. Aus der geöffneten Spalte ergoß sich mit dem Ausfluß des Kratersees ein ungeheurer Schlammstrom, der größte, welcher jemals die Hochebene von Ambato überfluthete.

Die westliche Reihe der colossalen Nevados, welche isolirt an den Rändern der Cordillere oder auf deren Querhöhen stehen und den Kamm der Kette sehr bedeutend überragen, endigt mit dem majestätischen Chimborazo. Ob der Chimborazo je ein wirklicher Vulcan gewesen, wie Boussingault meint, oder als ungeöffneter Andesitkegel betrachtet werden muß, wie ihn Humboldt darstellt, darüber herrschen noch heute verschiedene Ansichten. Gipfelkrater hat der Berg wohl ebenso wenig gehabt wie der große Ararat in Armenien und wie der Kasbeck im Kaukasus.

Wir betrachten jetzt die weit thätigere **westliche** Vulcanreihe Quitos.

Der fernste von den Vulcanen der östlichen Reihe nördlich vom Aequator ist der Cumbal, der sich zwanzig deutsche Meilen von Quito, dicht an der Grenze von Columbia (Neugranada) erhebt und noch nicht näher erforscht ist.

Ein finsterer Riese folgt südlich, der Vulcan **Imbabura**. Seine dunkle Masse bis zum Gipfel liegt unter der Schneelinie. Von ihm berichtet die Sage jene merkwürdigen, wässerigen, breiartigen Eruptionen, welche von Fischauswürfen begleitet waren. Daher auch der indische Name des Berges, der in der Quichuasprache „Fischmutter“ bedeutet.

Auf diesen Berg folgt südlich der **Yana-Urcu**, d. h.

der schwarze Berg, dessen Höhe Villavicencio zu 5720 spanische Varas angiebt. Er ist noch ein schrofferer Felsberg als der Imbabura und wurde noch nie erstiegen.

Sein Nachbar ist der gewaltige, regelmäßig kegelförmige Cayambe, der sich unter der Linie des Erdgleichers bis zu 17,871 Pariser Fuß erhebt und (nach dem Chimborazo) der höchste unter den Vulcanen Quitos ist.

Auf den Cayambe folgt südlich der Saca-Urcu, der mit seinen zackigen Gipfelconturen nicht am Fuße der Cordillere steht, sondern der Kette selbst aufgesetzt ist. Die Umrisse dieses noch nie erstiegenen Berges würden einen alten Kraterrand verrathen, auch wenn man nicht aus den älteren Berichten in der Geschichte des Paters Velasco und aus neueren Beobachtungen in den Jahren 1843 und 1856 wüßte, daß er öfters Feuererscheinungen gezeigt und Asche ausgeworfen hat.

Eine interessante Berggruppe bilden die nun folgenden drei Gipfel des Vulcans Antisana. Der Vulcan erhebt sich 17,956 Pariser Fuß hoch inselartig am Rande eines kleinen Plateaus der Andeskette und hat 1590 und 1728 Feuerausbrüche gehabt. Humboldt versichert, daß man noch im Frühjahr 1801 mehrere Tage lang eine Rauchsäule von demselben aufsteigen sah. Dieser Berg hat auch durch den wissenschaftlichen Streit zwischen Humboldt und Boussingault hinsichtlich des Vorkommens wirklicher Lavaströme eine literarische Berühmtheit erlangt.

Der Sincholagua, der zwischen dem Antisana und dem Cotopaxi emporragt, stellt sich als eine riesige Andesitgruppe dar, während er von einem andern Punkte bei Quito betrachtet mehr wie eine hohe Mauer erscheint. Er gehört mit zur östlichen Reihe der isolirten Vulcankegel, obwohl man bis jetzt noch nicht weiß, ob er je einen thätigen Krater gehabt hat, oder als ein von Dämpfen gehobener Dorn ungeöffnet stehen geblieben ist. In seiner nächsten Nachbarschaft aber haben die unterirdischen Mächte einen andern, schönern und höhern Riesen erhoben und als Schornstein für Feuer und Dämpfe benutzt — es ist der berühmte Cotopaxi (s. die Abbildung auf S. 9), einer der höchsten und furchtbarsten Vulcane der Erde.

Humboldt und Bonpland haben 1802, Boussingault hat 1831 auf die Untersuchung des Cotopaxi nur wenige Tage verwandt; Moritz Wagner hielt sich vier Monate am Fuße des Berges auf und stellte dessen Naturgeschichte sicher. Der Cotopaxi ist nicht nur einer der schönsten, sondern auch einer der thätigsten und verheerendsten Feuerberge der Erde, der nach Bouguer's trigonometrischer Messung 17,712 Pariser Fuß über den Ocean reicht und in Amerika nur von den thätigen Vulcanen Sahama in Bolivia und Antisana überragt wird. Was die Symmetrie des Baues, die Regelmäßigkeit der conischen Form betrifft, so steht der Cotopaxi nicht nur unter den Vulcanen Südamerikas unübertroffen da, sondern er hat auch in der alten Welt vielleicht nur an dem japanischen Fusi in dieser Beziehung einen ebenbürtigen Mitbewerber. „Es hecho somo al torno“ — er ist wie auf der Drehbank gemacht — sagten die spanischen Creolen zu Humboldt. Damals (1802) war der Cotopaxi freilich im Stadium vollkommenster Ruhe. Kein Schlackenauswurf, nicht einmal eine dünne Rauchwolke stieg über den dünnen Rändern des Kraters empor und der ununterbrochene Schneemantel verdeckte selbst die kleinsten Unebenheiten eines vollkommenen Kegels. Nichtsdestoweniger ist die sehr bekannt gewordene und in Schulbücher übergegangene Darstellung des Cotopaxi nach Humboldt viel zu ideal gehalten, während M. Wagner's Bild eine richtigere Vorstellung gewährt. In den Jahren 1858 und 1859, wo dieser den Berg vor Augen hatte, war der Schneemantel oft von frischen Schlackenmassen und Kothlaven überdeckt und dadurch die Gleichmäßigkeit der Gehänge etwas gestört.

Der Quilindana, der als nächster Nachbar des Cotopaxi diesem dampfenden Koloß in südöstlicher Richtung zur Seite steht, ist allem Anschein nach ein ungeöffneter Andesitkegel.

Der Tunguragua gehört gleichfalls dem Erhebungssystem der östlichen Cordillere an. In Bezug auf regelmäßige Schönheit seines Baues kommt der Tunguragua dem Cotopaxi gleich. Nach dem Mittel der ausgeführten trigonometrischen Messungen — der Gipfel wurde bis jetzt noch nicht bestiegen — erreicht dieser schöne Vulcan die Höhe von 15,470 Fuß, ist also um 520 Fuß höher als der Pichincha und um 2200 Fuß niedriger als der Cotopaxi. Humboldt rechnet den Tunguragua zu den noch nicht erloschenen Vulcanen der Anden. In der That sind aus den Seitenspalten dieses Berges in nordöstlicher Richtung zwischen Banos und Pastassa-Brücke wirkliche zusammenhängende basaltische Lavaströme ausgegangen.

Sehr verschieden in seiner Gestalt von dem Tunguragua, dem Cotopaxi und allen übrigen Feuerbergen ist der berühmte Altarberg (Cerro del Altar), der, dem Chimborazo gegenüber stehend, die Hochebene von Riobamba überragt und mit der östlichen Cordillere zusammenhängt. Es ist bereits von Humboldt erwähnt worden, daß nach der Tradition der Eingeborenen der Cerro del Altar einstmals der höchste Berg des Landes gewesen sei und den ihm gegenüber stehenden kolossalen Chimborazo an Höhe übertroffen habe. Nicht sehr lange vor der Ankunft der spanischen Eroberer soll der Gipfel jenes Berges in Folge von Eruption oder Erdbeben eingestürzt sein. Aus einiger Entfernung vom Riocambe oder vom Indianerdorf Quimia aus betrachtet, könnte die höchst eigenthümliche, von allen übrigen Vulcanen Quitos völlig verschiedene, zackig zerrissene Form dieses wunderbaren Berges allerdings die Meinung bestärken, daß seine jetzige Gipfelform die Folge einer gewaltsamen Veränderung seiner frühern Gestalt sein müsse. In größter Nähe, am Fuße des Altarberges selbst, oder von der Hütte der Bergleute am Condorasto auf einer Höhe von 12,648 Fuß mit dem Fernrohr betrachtet, erschien Moritz Wagner jedoch diese zackige Felswand, welche kreisförmig einen tiefen Schlund umgiebt, genau den Rändern eines ungeheuern Kraters zu entsprechen.

Den Schluß der östlichen Vulcanreihe nach Süden hin bildet der berühmte Sangai, den man neben dem Isalco Centralamerikas gewöhnlich als den furchtbarsten Feuerberg der westlichen Hemisphäre und selbst der ganzen Erde bezeichnet. Die Eruptionserscheinungen des Sangai zeigen sich seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in zweierlei Weise. Kleinere Ausbrüche feuriger Schlacken, von Dampfexplosionen und pelotonfeuerähnlichem Krachen begleitet, folgen sich Tag für Tag nach ziemlich regelmäßigen Pausen von 10 bis 15 Minuten. Selten dauern diese Pausen eine halbe Stunde.

Wir treten jetzt nach Peru über. Ein Zwischenraum von 220 Meilen Länge trennt die gewaltigen Vulcane Ecuadors von jenen Perus, denn erst wieder im südlichen Theile dieser Republik treffen wir auf die thätigen Feuerspeier der beiden Gruppen von Arequipa und Sahama, welche letztere zu den Vulcanen Bolivias überleitet. Bei Arequipa ist der 20,000 Fuß hohe Vulcan Misti (Volcan de Arequipa) das Centrum einer großen Erdbebenzone, der hin und wieder noch dampft, aber seit der Eroberung des Landes durch die Spanier keinen Lavaausbruch hatte, dagegen 1542 Asche auswarf*). Erstiegen wurde er 1828 zuerst von dem deut-

*) Tschudi, Reisen durch Südamerika, Bd. V, S. 356. Tschudi giebt eine richtige Abbildung des Vulcans. Jene, die der Franzose

schen General Althaus, der den Krater zeichnete. Von den Erdbeben, die auf diesen Vulcan zurückgeführt werden und die Arequipa wiederholt zerstörten, brauchen wir hier nicht zu berichten. Südwestlich an ihn schließen sich an die Vulcane Ubinas und Tutupaca, kaum minder hohe Bergriesen.

Die bolivianischen Vulcane finden sich bei Hugo Reck, „Geographie und Statistik der Republik Bolivia“ *), verzeichnet. Er unterscheidet die bolivianischen Anden, in denen der 19,000 bis 20,000 Pariser Fuß hohe Vulcan de Llallayacu (24° 19′ südl. Br.) der südliche ist. Mit ihm beginnt die Reihe der zahlreichen Atacama-Vulcane, die in einer strengen Reihe sich in nordsüdlicher Richtung erstrecken. Eine besondere Gruppe bilden (zwischen 20° 57′ und 20° 35′) die drei Vulcane Olca, Chela und Tua, die 15,000 bis 16,000 Fuß Höhe erreichen. In den bolivianisch-peruanischen Andes führt Reck folgende Vulcane auf: den 17,000 Fuß hohen Isluga (19° 14′), den Haallateri (18° 32′, nach Pentland 20,604 Fuß) und den Riesen der bolivianischen Vulcane, den Sajama (18° 12′ südl. Br., 20,971 Fuß nach Pentland).

Marcoy in „Le Tour du Monde“ mittheilt, ist ein reines Phantasiegebilde, wie überhaupt vor den idealen Bergzeichnungen desselben nachdrücklich zu warnen ist; was auch im „Globus“ mehrmals geschah.

*) Petermann's Mittheilungen. 1865. S. 281 f.

Vom Llallayacu, der schon auf dem Gebiete Chiles liegt, beginnt nun nach Süden eine 90 Meilen lange Lücke, ehe wir auf die eigentlichen chilenischen Vulcane treffen, die mit dem thätigen Corcovado endigen. Chile zählt etwa ein Dutzend thätige Vulcane und ebenso viel erloschene. (Der Aconcagua ist kein Vulcan.) Der Maypu (34° 17′ südl. Br., 16,572 Fuß) ist der höchste thätige Vulcan Chiles; ihm steht der Villarica (39° 14′ südl. Br., 14,625 Fuß) nahe, während der erst am 3. August 1861 entstandene Vulcan von Chillan der jüngste ist. Mit dem Corcovado endigt die lange Vulcanreihe, welche, verhältnißmäßig geringe Unterbrechungen abgerechnet, die ganze Westseite des amerikanischen Continentes durchzieht.

Im Osten Amerikas treffen wir thätige Vulcane nur auf den kleinen Antillen. Die Inseln sind überhaupt fast ganz vulcanischer Natur. Der thätigste ihrer Feuerspeier ist der 4710 Pariser Fuß hohe Morne Garon auf St. Vincent, der 1812, einen Monat nach den Erdbeben von Caracas, eine heftige Eruption hatte. Der Eruptionskegel von 1718 versank in den Krater, der jetzt einen Durchmesser von 2400 Fuß und 500 Fuß Tiefe hat. Schwefeldämpfe stoßen die Vulcane von Santa Lucia und Dominique aus; ein entschieden thätiger Vulcan ist die 4568 Pariser Fuß hohe Soufrière auf Guadaloupe.

Stanley und Livingstone in Ostafrika.

Endlich haben wir über beide Reisende positive Nachrichten, die freilich nicht ganz mit einander übereinstimmen, aus denen aber hervorgeht, daß beide noch am Leben sind. Nach Verlauf einiger Zeit dürfen wir das Eintreffen von Mittheilungen erwarten, welche für die Geographie wie für die Völkerkunde Innerafrikas von hervorragender Wichtigkeit sein werden.

Wir wollen mittheilen, was bis zur Mitte Juni zu unserer Kunde gelangt ist.

Die „Times Mail“ vom 10. Juni brachte ein Telegramm aus Bombay, 6. Juni, von Llewellyn Dawson an Rawlinson, den Präsidenten der Londoner geographischen Gesellschaft: „Die Nilfrage scheint jetzt aufgeklärt worden zu sein (— „settled“, also derselbe Ausdruck, den vor Jahren Speke gebraucht hatte —). Die unterirdische Ortschaft (— underground village —) beschäftigt nun Livingstone's Aufmerksamkeit. Vorräthe werden unverweilt abgeschickt werden.“

Diese Nachrichten sind wieder sehr dürftig. Die „unterirdische Ortschaft“ bezieht sich wohl auf eine frühere Mittheilung Livingstone's über eine Stadt, deren Bewohner unterirdische Behausungen haben sollen. Das Telegramm sagt nichts über den Aufenthalt Livingstone's. Auf dasselbe hin erklärte Rawlinson in der geographischen Gesellschaft, daß der Reisende noch am Leben sei.

Alle Zweifel sind gehoben worden, als endlich ein anderes, deutlich und klar gefaßtes Telegramm aus Bombay vom 12. Juni am folgenden Tage in London eintraf. Der dortige Gouverneur, Sir Philipp Woodhouse, meldet:

„Arabischen Quellen zufolge befindet sich Livingstone wohl. Stanley ist in Ugogo und mit den Briefen Livingstone's unterwegs nach der Küste.“

„Es stellt sich jetzt heraus, daß Livingstone auf seinem Wege von Manyema nach Udschidschi um das nördliche Ende des Tanganyika-Sees herumging, von wo er, nachdem er seine Vorräthe erhalten, nach Unyanyembe zurückging.“ (— Das ist ungenau. Von Udschidschi konnte er nicht zurück gehen nach Unyanyembe, das ja östlich vom See liegt, während er bislang in Manyema sich aufgehalten hatte, das im Westen desselben liegt. —) Es folgt weiter eine unklare Stelle. Sie lautet:

„Er weigert sich, das Innere zu verlassen, da er den unterirdischen Gang zwischen Unyanyembe und dem Nyassa zu erforschen beabsichtigt. Es bestätigt sich, daß der Rusidschifluß in den Tanganyika fließt; sonach steht der letztere nicht mit dem Nil in Verbindung.“ (— Daß der Rusisi von Norden her in den Tanganyika fließt, steht schon längst auf der Weltkarte von Hermann Berghaus verzeichnet. Was aber die Landschaft Unyanyembe, die unter 5° S. liegt, mit dem Nyassa zu schaffen haben soll, der unter 10° S. liegt, das verstehe ich nicht. Daß der Tanganyika nicht mit dem „Nil“ — Woodhouse meint wohl den Ukerewe oder den Albert und deren Zuflüsse — in Verbindung steht, hat überhaupt wohl Niemand angenommen, der sich einigermaßen eingehend mit Innerafrika beschäftigt. —)

„Dawson geht zurück, da es keine Schwierigkeiten macht, Vorräthe nach Unyanyembe zu schicken, aber Livingstone's Sohn begleitet die Vorräthe. Kirk fährt nach Bagamoyo hinüber, um die Angelegenheiten zu beschleunigen.“ (— Das heißt wohl, um die Vorräthe rasch ins Innere zu besorgen. Bagamoyo liegt Sansibar gegenüber an der Küste, und ist der Punkt, von welchem aus Burton und Speke ihre Reise ins Innere antraten; auch ist er Ausgangspunkt der Trägerkarawanen, welche unter Leitung arabischer Kaufleute ins Innere gehen. —)

Wenn Stanley in Ugogo war, so hatte er schon etwa zwei Drittel des Weges vom Tanganyika nach der Küste zurückgelegt und konnte in etwa einem Monate in Sansibar eintreffen. Die Urwälder von Ugogo hat Burton in seiner Reisebeschreibung vortrefflich geschildert.

Was nun Stanley betrifft, so haben wir früher („Globus" XXI, S. 76) gemeldet, daß er im Auftrage des „New York Herald" seine Reise unternahm, um Livingstone aufzusuchen. Wir finden nun in der Nummer des „New York Weekly Herald" Nr. 1816 vom 22. Mai Angaben, welche wir mittheilen wollen. Sie beziehen sich auf eine frühere Zeit als die neuesten Nachrichten, können aber zur Aufklärung der vielen verschwommenen Telegramme dienen, welche wir der Reihe nach, Band XXI, S. 16, 47, 76, 80, 318, 320, 367, mitgetheilt haben.

Der „New York Herald" erhielt aus London, 20. Mai, telegraphisch einen Bericht seines Correspondenten in Sansibar, welcher direct aus Aden telegraphirt worden war; der Correspondent schreibt:

„Stanley hat Livingstone aufgefunden und die beiden Erforscher waren zusammen in Udschidschi. Seyd ben Madschid, einer der reichsten arabischen Häuptlinge (— soll heißen Kaufleute —) in Udschidschi, verließ diese Stadt (— soll heißen Ortschaft —) am 12. Januar und kam in Unyanyembe an, dieser Halbwegsstation der regelmäßigen und kürzesten Karawanenroute zwischen Udschidschi und der Küste, am 5. Februar. Dort theilte er dem Scheich ben Nasib, einem angesehenen Manne, der in Sansibar wohl bekannt ist, die Nachricht mit, daß der amerikanische Herr Stanley vor etwa 50 Tagen in Udschidschi eingetroffen sei und dort schon etwa einen Monat lang verweilt habe, ehe er, Madschid, von dort abgereist wäre. Stanley hatte sich genöthigt gesehen, einen großen Umweg zu machen, um nach Udschidschi zu kommen, weil unter den Häuptlingen Fehden ausgebrochen waren; er konnte also den gewöhnlichen Karawanenweg nicht nehmen."

„Als Stanley in Udschidschi ankam, hatte Livingstone dasselbe zeitweilig verlassen, um die benachbarten Gegenden zu erforschen; er hatte sein Standlager in Myembe (— Manyemba —), welches etwa 20 Tagereisen von Udschidschi entfernt liegt, mittewegs zwischen dem Tanganyika und dem Victoria Nyanza."

„Livingstone war jedoch, bevor Seyd ben Madschid Udschidschi verließ, dorthin zurückgekommen und mit Stanley zusammengetroffen. Die beiden weißen Männer lebten dort mit einander."

„Scheich ben Nasib, welchem Seyd ben Madschid diese Nachricht gab, übermittelte dieselbe an seinen Bruder Abdallah ben Nasib, der Kaufmann in Sansibar ist, indem er drei Tage später seinen zuverlässigen Sklaven Said mit derselben nach der Küste abschickte. Said verließ Unyanyembe am 8. Februar und traf am 2. April in Sansibar ein. Dort führte Abdallah ben Nasib ihn sofort zu dem Correspondenten des „Herald", der mit ihm ausführliche Besprechungen und Erörterungen hatte. Aus denselben ging Folgendes hervor:

„Als Seyd ben Madschid Udschidschi verließ, war es nicht seine Absicht, nach Unyanyembe zu gehen, sondern es lag ihm nur daran, die regelmäßige Karawanenstraße zu eröffnen; zu diesem Zwecke hatte er eine bewaffnete Macht mitgenommen. Er glaubte nicht, daß seine Operationen ihn so weit wegführen würden, weil es damals in Udschidschi hieß, daß einer der kriegführenden Häuptlinge, Misambo, sich zwischen beiden Plätzen festgesetzt habe und sich stark genug glaube, Madschid Widerstand leisten zu können. Als jedoch dieser näher kam, wich er zurück, und Madschid war nun so nahe bei Unyanyembe, daß er einen Ausflug dorthin machte und die willkommene Nachricht erzählte."

„So wird begreiflich, weshalb weder von Stanley noch von Livingstone Briefe abgeschickt wurden. Sie würden sicherlich es daran nicht haben fehlen lassen, wenn sie hätten wissen können, daß eine Gelegenheit da gewesen wäre. Ueber den Gesundheitszustand beider Reisenden wissen wir nichts Positives; Madschid hat nicht gesagt, daß sie krank seien; man darf also wohl annehmen, daß sie sich gesund befanden."

* * *

Nachschrift. Als wir das Vorstehende schon in die Druckerei abgesandt hatten, lasen wir in der „Times-Mail" vom 14. Juni das neueste Telegramm aus Aden vom 13. Juni, 4½ Uhr Nachmittags. Dasselbe meldet:

„Stanley ist in Sansibar angekommen; als er Livingstone verließ, war dieser am Leben und wohlauf."

So hat nun alle Ungewißheit ein Ende.

In derselben Nummer des genannten Blattes versucht Rawlinson einige geographische Erläuterungen zu geben. Er sagt:

„Unyanyembe, wohin Livingstone sich von Udschidschi aus begab, offenbar um in leichte Verbindung mit der Küste zu gelangen, muß sicherlich das Land zwischen dem See und Sansibar sein."

Wir wollen bemerken, daß Unyanyembe die Centralprovinz der großen Binnenlandschaft Unyamuesi ist; in jener liegt der wichtige Platz Kaseh, welcher einen Hauptsammelplatz und Begegnungspunkt für die Karawanen der arabischen Handelsleute bildet. Diese finden dort stets Elfenbein und Sklaven und sie haben in diesem Bandari — so nennt man einen Mittelpunkt des Verkehrs, wo Karawanenwege sich kreuzen — ihre Factoreien, bleiben dort oft manches Jahr lang und senden ihre Fundi, d. h. Reisediener, und ihre Sklaven weit landein auf den Handel umher. Nach Speke, Journal of the discovery of the source of the Nile, London 1863, S. 620, Appendix V, liegt Kaseh unter 5°0′52″ S., 33′1°34″ O. Es war, von Bagomoyo an der Küste aus gerechnet, seine sechsundzwanzigste Station; das weiter oben erwähnte Ugogo war die zwanzigste; als Positionen für dieselbe giebt Speke 6°31′12″ S., 35°32′4″ O. Ueber den Karawanenverkehr der Region zwischen der Küste und den Seen findet man eingehende Nachrichten in Karl Andree, Geographie des Welthandels I, S. 190 bis 194. —

Rawlinson vermuthet, daß der „unterirdische Weg" (underground path), welchen Livingstone untersuchen wollte, wahrscheinlich derselbe sei, dessen dieser schon in früheren Berichten erwähnt habe und welchen Grant nach den Aussagen Eingeborener geschildert hat; derselbe müsse also „im Süden jener Gegend" gesucht werden. In dem weiter oben mitgetheilten Telegramm Dawson's wird dagegen von einem underground village gesprochen, und gewiß mit Recht, wie ich gleich zeigen werde. Rawlinson schreibt: „Livingstone nannte diese merkwürdige Localität in einem frühern Briefe Rua, und wenn man die Karte vergleicht, so findet man einen Nullah (— Nállah nennt man in Indien Flußläufe, die zeitweilig trocken liegen —) oder eine Schlucht, genannt Ruaha, genau auf der Linie zwischen Unyanyembe und dem Nyassa-See (— die fünf Breitengrade von einander entfernt sind! —); wir können, ohne zu irren, wohl annehmen, daß der Doctor nun nach jener Gegend hin Forschungen anstellt."

Wenn man Livingstone's vorletzten Brief, „Globus" XVI, S. 249 bis 252, liest, so wird die Sache klar. Der Rei-

sende sandte im Juli 1868 diesen Bericht an Lord Clarendon; in demselben schildert er seine Wanderungen zur Hauptstadt des Muata Cazembe und jene am Chambeze, welcher sich in den See Bangweolo ergieße. Nachdem der Fluß den See verlassen habe, heiße er Luapula und fließe gerade nach Norden hin an der Stadt des Cazembe vorüber; 12 Miles weiter abwärts falle er dann in den See Moero. „Diesen verläßt er an dessen nördlichem Ende vermittelst einer Spalte, eines Einrisses, in die Ruagebirge, heißt dann Lualaba, nimmt seinen Lauf nach Nordnordwest und bildet den Ulanga, westlich vom Tanganyika-See. Ich habe ihn nur an der Stelle gesehen, wo er den Moero-See verläßt, und da, wo er aus dem Einriß in den Ruabergen herauskommt."

Das ist deutlich genug gesprochen. Auf den neuen Karten, z. B. Hermann Berghaus' Weltkarte, sind der Chambezi, der Bangweolo-See, der Luapula und der Moero-See nach obigen Angaben verzeichnet; sie alle liegen im Westen des Tanganyika-Sees, und ich begreife nicht, wie Rawlinson auf jene Muthmaßung verfallen konnte. Von einem Nullah ist bei Livingstone gar keine Rede, sondern von einem wasserreichen Flusse; dieser letztere wird seiner Lage nach genau bezeichnet; er ist gar nicht in der „Linie zwischen" Unyanyembe und dem Nyassa-See zu suchen, welche 70 bis 80 deutsche Meilen lang sein müßte und im Osten des Tanganyika-Sees nach Süden hin zu suchen wäre.

Ich nehme an, daß Dawson in seinem dürftigen Telegramm mit dem underground village das Richtige getroffen habe. Livingstone sagt in dem erwähnten Schreiben an Lord Clarendon in einer Nachschrift:

„Immer etwas Neues aus Afrika! In Rua lebt ein zahlreicher Volksstamm in Häusern unter der Erde. Einige Aushöhlungen sollen bis zu 30 Miles lang sein und keine fließenden Gewässer haben. Die in den Höhlenwohnungen befindlichen bildlichen Darstellungen (writings) sollen, wie ich von Eingeborenen hörte, Thierfiguren, keine Buchstaben, sein. Wäre das letztere der Fall, so würde ich selber hingegangen sein. Die Leute sind sehr dunkelfarbig und gut gewachsen; der äußere Augenwinkel ist schräg nach einwärts gerichtet." —

Es liegt sehr nahe, anzunehmen, daß Livingstone diese „unterirdische Ortschaft" hat erforschen wollen. Eine Wanderung nach Süden hin, gegen den Nyassa zu, in eine Gegend, welche er von früher her kannte, wäre jetzt auch zwecklos gewesen.

Seit jenem Bericht an Lord Clarendon ist von Livingstone nur ein einziges Schreiben nach Sansibar gelangt, datirt Udschidschi, 30. Mai 1869; es ist an Dr. Kirk gerichtet. Seitdem war er verschollen, er ist aber dann wieder in das Land westlich vom Tanganyika gegangen.

In dem Briefe an Kirk („Globus" XVI, S. 303) ist er noch in einem Irrthume befangen. Er sagt: „Tanganyika, Nzige Chowambe (Baker's Albert-See) sind ein und dasselbe Wasser, und der Anfangspunkt liegt 300 Miles südlich von Udschidschi. Die westlichen und centralen Abzugslinien fallen in einen noch nicht besuchten See, der westlich oder südwestlich von hier liegt. Ich habe nun nachzuforschen, ob derselbe zum Nil oder zum Congo Abfluß hat. Das Volk dort heißt Manyema und soll, wenn die Araber recht haben, Menschen fressen. Dorthin werde ich mich wohl zunächst begeben müssen und dann, wenn ich nicht aufgefressen werde, am Tanganyika abwärts."

Verspeist worden ist er nicht im Manyemalande, in welchem er sich seitdem lange Zeit aufgehalten hat, und am Tanganyika-See abwärts, d. h. nach Norden hin, ist er gegangen, um das Nordende desselben herum. So hat er ermitteln können, daß seine Annahme über den Zusammenhang des Albert-Sees mit dem Tanganyika eine irrige war.

Rawlinson nun, um wieder auf ihn zurückzukommen, bemerkt:

„Livingstone ist von Manyema aus um das Nordende des Tanganyika gegangen und hat alle Flüsse gefunden, welche in denselben einströmen. Ich nehme nun an, daß der Rusidschi oder Rusizi, am Nordende des Sees, der Wasserlauf ist, vermittelst dessen die Cazembegewässer (— die oben namhaft gemacht worden sind —), welche Livingstone etwa vom zwölften Grade Süd her verfolgt hat, sich in den Tanganyika ergießen. Außerdem drängt sich uns noch eine weitere, belangreiche Erwägung auf. Das Wasser des Sees ist süß, und es ist deshalb gewiß, daß er wie einen Zufluß, so auch einen Abfluß haben müsse. Auf der westlichen Seite ist ein solcher nicht vorhanden, wir müssen also annehmen, daß er an der östlichen Seite und zwar im südlichen Theile derselben zu finden sei. Dort hat schon Mac Queen vor langer Zeit den Lufidschi aus dem See strömen lassen; derselbe mündet unter etwa 8° S. in den Indischen Ocean."

Rawlinson kommt dann noch einmal auf seine subterranean passage zurück und sagt: „Wenn Livingstone wirklich von Unyanyembe nach Süden geht, um den unterirdischen Weg bei Rua zu erforschen, so wird er über diesen etwaigen Abfluß aus dem Tanganyika ins Reine kommen."

Es ist allerdings möglich, daß der Lufidschi aus dem Tanganyika kommt. Er ist der Rhaptus des Ptolemäus, der ihn etwas östlich von dem östlichen See entspringen läßt, aus welchem bei ihm der östliche Arm seines Nils kommt. An oder vor den Mündungen lag Rhapta, eine Handelsniederlassung, welche schon in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung unter arabischen Häuptlingen stand. Die Alten kannten die Ostküste von Afrika nach Süden hin nur bis zum Prasum Promontorium, dem heutigen Cap Delgado, das etwas südlich von 10° S. liegt; das neuerdings vielbesprochene Ophir darf also nicht in Ostafrika, im Hinterlande von Sofalla unter 20° Süd gesucht werden. Für die Identität des Lufidschi mit dem Rhaptus haben sich auch Beke, the Sources of the Nile, London 1860, S. 70 und Guillain ausgesprochen; der letztere in seinen lehrreichen Documents sur l'histoire, la Géographie et le Commerce de l'Afrique orientale. Paris 1857, S. 120*).

Karl Andree.

*) Der Lufidschi oder Rufidschi hat ein Delta von 11 bis 12 Armen, von denen jedoch nur einer für Dhaus, arabische Segelschiffe, fahrbar ist, die übrigen sind für Kähne schiffbar; er heißt im obern Laufe Ruaha. Vor den Mündungen liegt die Insel Mafia (ohne Zweifel das Rhapta der Alten); ihr Nordpunkt in 7° 38½' Süd.

Aus allen Erdtheilen.

Die Ansiedelung der Walliser am Chupat in Patagonien mißlungen.

Vor etwa sieben Jahren faßte man in Wales den unglücklichen und unpraktischen Gedanken, eine Anzahl von Familien an der Ostküste Patagoniens anzusiedeln und zwar im südlichen Theile desselben am Flusse Chupat (Tschupat). Man setzte dort 152 Individuen ans Land; sobald sie sich häuslich eingerichtet und Getreide geerntet haben würden, sollten andere Einwanderer nachfolgen; man gedachte in der patagonischen Einöde ein „Neu-Wales" zu gründen und die Volkssprache zu bewahren. Dafür hatte man eine baumlose Gegend erwählt, über welche vom Lande wie von der See her die Winde hinpeitschen, in einem Klima, in welchem sich nur die umherschweifenden, mit Fellen bekleideten Indianer wohlbefinden können. Die argentinische Regierung zeigte sich den Ansiedlern in jeder Weise förderlich, und ohne ihre Beihülfe wären dieselben verhungert. Die Ernten mißriethen, und als einmal ein Schiff mit Vorräthen aus England länger als man erwartete ausblieb, stiegen Noth und Mangel auf das Allerhöchste. Mit den Indianern, welche den oft treulosen argentinischen Gauchos gegenüber sehr feindselig auftreten, kamen die ehrlichen Walliser bald in ein leidlich gutes Verhältniß, im Uebrigen wollte sich jedoch kein Gedeihen einstellen, und es ist, wie ein Bericht sagt, ein wahres Wunder, daß von den Leuten überhaupt noch so manche am Leben sind. In ihrer hoffnungslosen Lage machte ihnen der argentinische Oberst Murga, Befehlshaber in der Stadt Patagones (die früher Carmen hieß und am Rio Negro liegt), den Vorschlag, sich bei dieser Ortschaft niederzulassen, die einige tausend Einwohner zählt und in Bezug auf Lage und Klima sich in günstigeren Umständen befindet. Aber die Walliser, die geistig nicht eben regsam zu sein scheinen, konnten sich von ihrem Fleck Erde nicht trennen, trotzdem sie dort Hunger litten; nur zehn Männer wanderten fort nach dem Chaso und siedelten sich dort 1868 neben einer von Californiern gegründeten Niederlassung an. Murga mußte seine wohlwollende Absicht aufgeben. Inzwischen sind die Verhältnisse noch ungünstiger geworden, und es bleibt den Wallisern nichts übrig als jetzt nach Patagones zu ziehen. Der Gouverneur Castro hat im Auftrage der argentinischen Regierung eine Fläche Landes für sie bestimmt; sie werden dort als Geschenk Horn- und Schafvieh, Bauholz und Saatgetreide bekommen, außerdem Nahrungsmittel so lange, bis sie selber dergleichen sich beschaffen können. Sie bleiben zehn Jahre lang steuerfrei, verwalten ihre Gemeindeangelegenheiten selber nach ihren Sitten und Gebräuchen, und wenn dieser Versuch nicht fehlschlägt, sollen von 1873 an regelmäßig 300 wallisische Familien in jedem Jahre an den Rio Negro gebracht werden.

So lauten die letzten Nachrichten aus Buenos Ayres. Ueber das „Wallisische Utopien" hat Chaworth Musters (At home with the Patagonians, S. 316) einige Bemerkungen. „Die Ansiedler hatten keine Vorräthe irgend welcher Art, es fehlte ihnen auch an Kleidung. Der phantastische Plan, durch welchen diese unglücklichen Emigranten vermocht wurden, sich dort anzusiedeln, darf nicht gefördert werden, denn die Leute müßten unfehlbar verhungern, und das wäre längst ihr Schicksal gewesen, wenn nicht die argentinische Regierung sich so wohlwollend gegen sie benommen hätte. Der Indianerhäuptling, mit dem ich mich längere Zeit unterhielt, war gegen die Walliser ganz gut gesinnt, betrachtete sie aber als Eindringlinge, von welchen er gelegentlich Zahlung fordern werde, d. h. er wollte Vieh rauben, sobald die Ansiedler einmal solches haben würden."

Patagones (El Carmen) liegt, wie gesagt, am Rio Negro, 18 Miles von der Mündung entfernt; in der Nähe ist die Ortschaft El Merced gegründet worden, wo Missionäre aus England sich niedergelassen haben, doch ohne Erfolg; Musters (S. 291) bemerkt, daß sie keinen Menschen bekehrt hätten außer ihrer indianischen Dienstmagd; ihre Schule haben sie aufgeben müssen. Die sittlichen Zustände sind nicht erbaulich, weil so viele nach Patagones deportirte Verbrecher, namentlich eingefangene Deserteure, Räuber und Missethäter aller Art, eine sehr schlimme Gesellschaft bilden. „Man zeigte mir einen Menschen Namens Ruiz, der vier Mal wegen begangener Mordthaten von Buenos Ayres nach Patagones und eben so viele Mal zurückgeschickt worden war. Der Kerl rühmte sich vor Jedermann, daß er jedesmal, wenn er einen kleinen Ausflug mache, einen Menschen umbringe. Ein anderer, welcher den Bischof von Buenos Ayres bestohlen hatte, war Kellner in einem Hotel. In jeder Woche kommt eine Mordthat vor." (Murder is of weekly occurrence.)

Eisenbahnen in Norwegen.

Das Storthing, d. h. Parlament, zu Christiania hat am 3. Mai den Bau einer Eisenbahn zwischen Christiania und Drontheim beschlossen; derselbe soll unverweilt in Angriff genommen werden. Nach Vollendung dieses Schienenweges wird die Bahnverbindung zwischen Süd- und Mitteleuropa nur in den Belten und im Sund eine Lücke haben und bis in die Nähe des Polarkreises reichen. Jetzt gebraucht man fünf Tage, um die 340 Miles lange Strecke zwischen den beiden genannten Städten zurückzulegen; künftig wird man nur 26 Stunden gebrauchen. Das Dofrefjeld soll in einer Höhe von 1700 Fuß überschient werden. Das Storthing hat ferner eine Bahn genehmigt, welche Drontheim mit Schweden verbindet, die also gerade durch die skandinavische Halbinsel laufend den Bottnischen Meerbusen mit der Nordsee verbinden wird; von den 300 Miles Länge entfällt der größte Theil auf Schweden.

* * *

— Die italienische Regierung begreift sehr wohl, daß sie dem Schulunterricht große Sorgfalt zuwenden müsse; bisher ist derselbe vielfach vernachlässigt worden und die Geistlichkeit hat ihn keineswegs gefördert. Fortan sollen alle Kinder nach zurückgelegtem sechsten Jahre die Gemeindeschulen besuchen, falls die Eltern nicht nachweisen, daß dieselben anderweitig unterrichtet werden. Säumige Eltern verfallen in Strafen von 2 bis zu 10 Lire (je zu 8 Silbergroschen.) Die statistischen Tabellen, welche dem Parlamente vorgelegt wurden, weisen nach, daß von je 100 Personen 15 die Schule besuchen sollten; in den acht Jahren von 1861 bis 1868 stieg der Schulbesuch von 4,53 auf 6,05 von je 100 Personen; demnach fehlen noch drei Fünftel der pflichtigen Kinder in den Schulen. Bis 1861 konnten in Italien 71,75 Procent nicht lesen und schreiben. Im Jahre 1863 betrug die Zahl sämmtlicher Schulanstalten für beide Geschlechter 23,432 und 1868 schon 33,027, aber der Besuch ist schwach und deshalb sind Zwangsmittel gegen säumige Eltern unbedingt erforderlich. Die höheren Lehranstalten werden gut besucht, ebenso jene für den mittlern Bürgerstand, in welchem es an Lerneifer nicht fehlt; es kommt vor allen Dingen darauf an, das Volksschulwesen in Stadt und Land zu heben.

— Wie steht es mit dem Märtyrerthum der Menschheit? An wunderlichen Büchern ist kein Mangel; es giebt immer Leute, welche für die Erheiterung des Publicums sorgen. Im vorigen Jahre entwarf ein Yankee eine Schilderung des „Darwin'schen Paradieses"; er weiß ganz genau, wie die Welt aussehen wird, sobald die Transmutation ihren Höhepunkt erreicht haben wird. Dann ist Alles Freude und Seligkeit. Winwood Reade seinerseits beschäftigt sich

mit dem „Märtyrerthume der Menschheit“. Der talentvolle Mann veröffentlichte vor etwa zehn Jahren ein interessantes Buch über das „Wilde Afrika“, aus welchem wir seiner Zeit im „Globus“ Auszüge gaben. Er war an den Gabon gegangen, um festzustellen, ob es mit dem Dasein des Gorilla seine volle Richtigkeit habe; vor drei Jahren unternahm er dann eine zweite Reise nach der Westküste Afrikas und auf derselben scheint die tropische Sonne einigen Einfluß auf seine Gehirnthätigkeit geübt, insbesondere seine Phantasie recht hoch gesteigert zu haben. Er transmutirt in bedenklicher Weise. Hier ein Beispiel: „Die Leiber, welche wir Menschen gegenwärtig tragen, gehören den niederen Thieren an; unser Geist ist über dieselben schon weit hinausgewachsen und wir sehen bereits mit Verachtung auf dieselben herab. Es wird eine Zeit kommen, in welcher dieselben vermöge der Wissenschaft und durch dieselbe umgewandelt werden auf einem Wege und durch Mittel, über welche wir keine Vermuthungen aufstellen können. Selbst wenn dieser Gang uns erklärt würde, so könnten wir ihn doch jetzt noch nicht verstehen, ebenso wenig verstehen, wie ein Wilder Elektricität, Magnetismus und Dampf begreift. Alle Krankheiten werden dann ausgerottet sein, die Ursachen des Verfalles, der Abnahme der physischen Kräfte sind entfernt und dann wird die Unsterblichkeit erfunden werden. Und dann wird, da die Erde doch nur so klein ist, die Menschheit den Raum und die luftleeren Saharas durchkreuzen, welche Planeten von Planeten trennen und Sonne von Sonne. Die Erde wird zum heiligen Lande werden und zu diesem werden Pilger wallfahrten aus allen Theilen des Universums. Und am Ende werden die Menschen die Naturkräfte bemeistern, sie werden selber Baumeister von Systemen sein, werden selber Welten verfertigen. Dann wird auch der Mensch vollkommen sein, er wird ein Schöpfer sein, er wird das sein, was jetzt von der rohen Masse als Gott verehrt wird.“ An einer andern Stelle ergeht Winwood Reade sich in folgender Lucubration: „Wie glorios ist das Andenken an jene Männer der Vorzeit, deren Namen vergessen sind, weil sie lebten und arbeiteten in einer Zeit, die weit hinter uns liegt und über welche wir keine schriftlichen Zeugnisse besitzen. Sie sind zu groß, um bekannt zu sein; sie sitzen auf der Höhe der Jahrhunderte und blicken auf den Ruhm herab. Das Boot blähet seine weißen, zugespitzten Schwingen auf, die Matrosen stimmen mit klagenden Tönen einen Gesang an und das Wasser wirft Blasen auf, indem wir an den Gräbern und Tempeln vergangener Tage vorübergleiten. Die Menschen sind todt und die Götter sind todt. Nichts ist übrig geblieben als ihr Andenken. Wo wäre denn heute Osiris, der aus Liebe zu den Menschen auf die Erde kam und der getödtet wurde durch die Bosheit Satans, der sich, aus dem Grabe emporsteigend, gegen ihn erhob und zum Richter der Todten wurde? Wo ist die Mutter Isis, welche das Kind Horus auf dem Schooße hielt? Sie sind todt, sie sind eingegangen in das Reich der Schatten. Morgen wirst Du, Jehovah, sammt Deinem Sohne bei ihnen sein.“ Man sieht, Reade ist würdig, ein Mitglied des „radicalen Clubs“ in Boston zu werden, der in seinen beiden jüngsten Monatssitzungen wieder höchst ergötzliche Proben metaphysischer Speculationen zum Besten gegeben hat.

— Der Census von 1870 giebt auch Ziffern über die verschiedenen religiösen Bekenntnisse in den Vereinigten Staaten. Am 1. Juni des genannten Jahres stellten sich die „kirchlichen Organisationen“ auf die Ziffer von 72,451; es gab 63,074 kirchliche Gebäude, in welchen 21,659,562 Köpfe „Accommodation“ finden. Geldwerth des gesammten kirchlichen Eigenthums 354,429,581 Dollars. — Von den „Accommodationen“ entfallen auf: die regulären Baptisten 3,997,116, auf andere Baptisten 363,019; — Römisch-Katholischen 1,990,514; — Congregationalisten 1,117,212; — Episcopalen 991,051; — Lutheraner 997,332; — Methodisten 6,528,209; — reguläre Presbyterianer 2,198,900, andere Presbyterianer 499,844. Das sind die Hauptdenominationen. Der Werth des Kirchen-eigenthums stellt sich am höchsten bei den Methodisten mit 69,854,121 Dollars; ihnen zunächst steht das der päpstlichen Kirche mit 60,985,566 Dollars.

— Die Eisenbahn von Canada nach Britisch-Columbia wird gebaut und damit die Bedingung erfüllt, unter welcher Britisch Columbia der Canadian Dominion beitrat. Der Bau soll am 1. Juli 1873 beginnen und spätestens binnen zehn Jahren vollendet sein. Sie beginnt am Nipissing-See, der seinen Abfluß in den Huron-See hat. Bis zu diesem reichen bereits von der atlantischen Küste her die canadischen Bahnen; diese nicht mitgerechnet wird die „Canadian Pacific“ eine Länge von 2700 Miles haben. Sie ist, neben den drei pacifischen Bahnen, welche das Gebiet der Vereinigten Staaten durchschneiden werden, der vierte transcontinentale Schienenweg.

— Die Volkszählung im Königreich Sachsen (vom 1. December 1871) ergab 2,556,244 Köpfe; davon waren 1,248,799 männlichen, 1,307,445 weiblichen Geschlechts; das letztere überwog also um 58,646 Köpfe. Lutherisch 2,484,075, reformirt 9347, deutsch-katholisch 3015, päpstlich 53,642, anglikanisch 458, griechisch 554, jüdisch 3358 (gegen 2103 vor 4 Jahren); andere Bekenntnisse 1041; keine Angabe über eine Confession 760. Als Wenden sind 52,097 Köpfe angegeben worden.

— Der Kaiser von China wird im Herbste dieses Jahres für mündig erklärt werden und dann muß er heirathen. Seine Mutter, die verwittwete Kaiserin, hat in der amtlichen Pekinger Zeitung drei Erlasse veröffentlicht, welche dem Herkommen entsprechen. Der eine macht den Namen der zukünftigen Kaiserin bekannt; der andere verkündigt jenen von drei Damen, welche als Nebenfrauen in Seiner Majestät Harem aufgenommen werden, und der dritte fordert das Collegium der Astronomen auf, einen in den Monat October fallenden glücklichen Tag auszusuchen, an welchem dann die Vermählung stattfinden soll. Die künftige Kaiserin stammt aus einer mongolischen Fürstenfamilie. Sobald der junge Monarch die Regierung übernommen hat, werden die europäischen Gesandten darauf dringen, daß sie Audienz bei ihm erhalten, damit endlich China förmlich anerkenne, daß die Monarchen anderer Länder ihm gleichgestellt seien; die bisherige Annahme, daß sie gewissermaßen seine Vasallen seien, wird damit auf einmal hinfällig. Vom europäischen Standpunkte angesehen, ist sie lächerlich genug, aber sie ist es nicht in den Augen des chinesischen Volkes, welches durch sie in seinem Hochmuthe bestärkt wird. Der Kaiser ist jetzt, nach chinesischer Rechnung, 17 Jahre alt; diese nimmt an, daß ein Kind am Tage seiner Geburt schon ein Jahr alt sei.

— Eine lange Seereise ist von dem Gallion des mit Wolle beladenen Schiffes „Blue Jacket“ zurückgelegt worden. Dieses Fahrzeug verbrannte am 9. März 1869 in 53° S., 60° W., zwischen den Falklandsinseln und Cap Horn; es kam von Neuseeland. Das Gallion wurde 1872 am Strande der kleinen Insel Rottenest, unweit von der Stadt Freemantle in Westaustralien, gefunden; es hat demnach eine Strecke von 6000 Seemeilen zurückgelegt in etwa dritthalb Jahren, so daß auf jeden Tag 6½ Mile entfallen.

— Unter den 2050 Passagieren, welche über See in San Francisco während der drei ersten Monate des Jahres 1872 angekommen sind, bildeten Chinesen, 1040 Köpfe, die Hälfte.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Band XXII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Wanderungen in den drei Lappländern.

Von Professor **J. A. Frijs** in Christiania.

II.

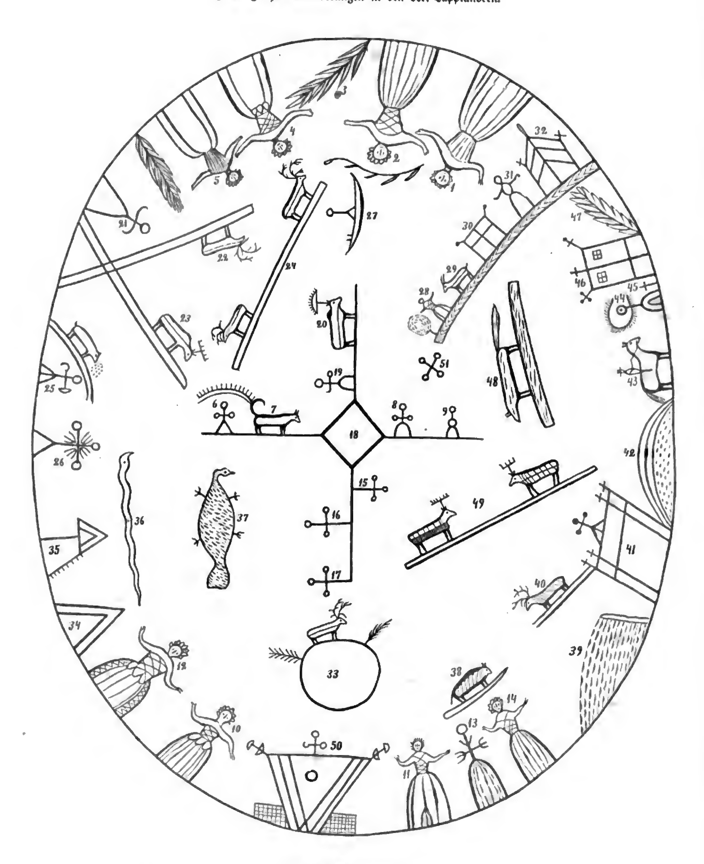
Die Zaubertrommel der Lappen.

Den skandinavischen Eindringlingen gegenüber findet der Berglappe ein gewisses aristokratisches Wohlbehagen darin, den uralten Namen seiner Familie beizubehalten. Welche von den verschiedenen Familien wirklich alt sind, das können sie leicht aus den Steuerbüchern vom funfzehnten Jahrhundert ersehen. Sonst würde es überhaupt oft schwer halten, die Namen von den Wohnstätten, wie es meistens bei der europäischen Aristokratie gebräuchlich ist, abzuleiten, weil diese Nomaden, Berg- wie Seelappen, keine bleibende Stätte haben. Im Ganzen genommen ist zu bemerken, daß beide Abtheilungen sehr genaue Familienordnung halten. Um die Verzweigungen genau bezeichnen zu können, hat die lappische Sprache ganz eigenthümliche Wörter und Ausdrücke für die verschiedenen Verwandtschaftsgrade. So z. B. hat der Lappe eigene Ausdrücke für Vatersbruder und Mutterbruder (in unserer Sprache Oheim und Muhme schlechtweg), je nachdem diese älter oder jünger sind als Vater und Mutter.

In den alten Namensverzeichnissen kommen norwegische, schwedische, finnische und russische Bezeichnungen vor, welches beweist, daß die Lappen keine reine Race sind, sondern daß in ihren Adern sehr verschiedenes Blut fließt.

Dagegen gehörten sie gewiß zu den turanischen Völkern, deren Schamanen überall denselben Hexendienst betrieben. Bei Ausübung ihrer Künste scheinen sie auch überall dasselbe Instrument, nämlich die Zaubertrommel, benutzt zu haben. Denn die grönländische Angakoks-Trommel wird genau so beschrieben, wie die lappische: beide waren ganz einfach, klein und bestanden aus einem Ringe oder Reifen von Holz oder Fischknochen, worüber ein Seehundsfell gespannt und unter dem Ringe befestigt war. Diese Trommel wurde jedes Mal benutzt, wenn ein Schamane seine Künste produciren sollte und wollte; doch wurde sie auch oft profanirt, indem man sie bei Spielen und anderen öffentlichen Lustbarkeiten gebrauchte. In beiden Fällen schlug man sie mit einem Holzschlägel und sang dazu.

Die Pjanser der samojedischen Tadiber wird beschrieben als eine flache Trommel; nur 4 Zoll hoch und 1½ Fuß Durchmesser. Die Trommel der Schamanen unter den Barabinzen und Tungusen glich der Lappentrommel ganz genau. Das Fell solcher Schamanentrommeln war häufig mit Figuren bemalt, welche Fabelthiere, Vögel oder Schlangen vorstellen sollten. Was man mit diesen Malereien bezweckte, ist bis jetzt noch nicht klar geworden. Es scheint übrigens, als hätte man unter den vorbenannten Völkern bei Hexenspielen die Trommel besonders darum benutzt, um dadurch die Einbildungskraft zu steigern, oder durch das



Lappischer Runenbaum.

leidenschaftliche Schlagen dieses Instrumentes und die dazu gehörigen Zauberlieder die Schamanen und die Zuschauer in die rechte Stimmung und Spannung zu versetzen. Vielleicht benutzte man auch die Trommel als Mittel, verschiedene Taschenspielerkunststücke besser verbergen zu können.

Wahrscheinlich ist auch der lappische Runenbaum oder die Runenscheibe für denselben Zweck von den Hexenmeistern benutzt worden; denn was ihn besonders auszeichnete und ihm Werth und Ansehen in den Augen des Volkes gab, war der Umstand, daß alle heidnischen Götter der Lappen durch mehr oder weniger hieroglyphisch aussehende Figuren auf demselben aufgezeichnet waren, jeder in seinem Kreise, oder derjenigen Abtheilung im Universum, wo man glaubte, daß er seine Heimath oder seinen Sitz habe. Eben so waren Sonne, Mond, Sterne, wilde Thiere, fischreiche Gewässer, der Lappe selbst, sein Renthier und seine Wohnung auf dem Runenbaume gezeichnet. Auch die Normänner oder Christen mit den ihnen eigenthümlichen Beigaben hatten hier ihren Platz. Im Ganzen genommen fand der Lappe auf seinem Runenbaume von Allem, was ihn interessiren oder ihm Bescheid wünschenswerth machen konnte, entsprechende Bilder.

Der lappische Runenbaum war somit des Volkes Bibel und Orakel; gleichzeitig aber auch für dasselbe eine Art Landkarte von dieser und jener Welt. Wie bei den anderen turanischen Völkern die Schamanentrommeln bei weitem nicht die Bedeutung gehabt haben, wie bei den Lappen, so war auch der Runenbaum der Lappen größer als der bei den Samojeden und Grönländern, auch viel sauberer und schöner gearbeitet als der von den anderen Völkern.

In der Beschreibung dieses Instrumentes weichen die verschiedenen Schriftsteller von einander ab, wahrscheinlich weil der Runenbaum in den getrennten Provinzen Finnmarken und Lappmarken etwas verschieden war; oder auch weil wahrscheinlicherweise jeder Noaide nach seiner größern oder geringern Kenntniß der Gottes- oder Götterwelt, oder wegen ganz besonderer Interessen mehr oder weniger Figuren auf seinem Orakel gehabt hat.

Der lappische Name für Runebom ist „Gobdas“, welches einen mit Bildern bemalten Gegenstand oder eine Sammlung von Bildern bedeutet, so daß der norwegische Ausdruck „Runebom“ eigentlich nur eine Uebersetzung des lappischen Wortes ist.

Das Holzwerk des Runenbaumes bestand aus einer flachgrundigen Schale oder dosenförmigen Schachtel in ovaler oder eirunder Form. Das Holz konnte von der Birke, Fichte oder Kiefer genommen werden, nur „mußte es an einer Stelle gewachsen sein, wo die Sonne nicht gesehen werden konnte, und wo der Baum seitwärts und entfernt von allen anderen Bäumen gestanden hatte.“ Dann mußte der Stamm nicht in der Richtung gegen die Sonne, sondern gemäß dem Laufe der Sonne gewachsen sein, wahrscheinlich um dem Sonnengott oder der Sonne ein gewisses Behagen zu verschaffen, denn die Sonne war stets in die Mitte der Bilder des Runenbaumes gestellt. Eine solche ausgehöhlte Schale war auf der Rück- oder Außenseite mit Holzschnitzereien, welche Kreise, Triangel, Quadrate und verschiedene andere mathematische Figuren darstellten, geziert. Auf dem Grunde der Schale waren zwei ovale Löcher gemacht, zwischen welchen das Holz stehen blieb und als Handhabe diente.

An mehreren Stellen der Außenseite waren um den Rand der Schale Löcher gemacht, durch welche man Schnuren flocht, an deren Enden Messingringe und andere alterthümliche Zierrathen angebracht waren. Diese Ringe waren Opfer der Dankbarkeit für den Runenbaum, wenn Jemand, welcher sich mit dem Runenbaume berathen, in seinen Geschäften Glück gehabt hatte. Ebenso war mit dem Herzblut eines erschossenen Bären ein Kreuz gemalt, und eingeschlagene kleine Messingstifte zeigten, wie viele der Besitzer des Runenbaumes geschossen hatten.

Die Größe der Schale betrug in der Regel gegen eine Elle im Durchmesser der langen Seite; doch gab es auch solche große Scheiben, daß man sie nicht mit sich führen konnte, weil sie in keinem Renthierschlitten Platz hatten, weshalb sie an Ort und Stelle verbrannt werden mußten.

Ueber den concaven Theil vorgedachter Holzschale war eine waschlederne Renthierhaut gespannt. Diese war an der Außenseite, nahe unter dem Rande, mit Holznägeln aufgenagelt und dabei so stark als möglich angezogen, so daß sie die gewünschte Spannung erhielt. Auf der Oberseite war die Haut weiß und glatt, denn auf diese wurden mit einem Decoct von Renthierblut und Eichenrinde allerhand hieroglyphische Figuren, bald mehrere, bald wenigere, bald besser, bald schlechter ausgeführt, gemalt: je nach den Kenntnissen und der Zeichnenfertigkeit des Noaiden.

Name und Bedeutung der Figuren auf dem Runenbaume.

1) Radien Attschje: der Allmacht Vater. — 2) Radien Akka: seine Frau. — 3) Iddedes Guovso: die Morgenröthe. — 4) Radien Noaide: des Allvaters Noaide (Zauberer). — 5) Radien Bardne: sein Sohn. — 6) Hora-gales: der Donnergott. — 7) Des Donnergottes Hund. — 8) Biegga-gales: der Windgott. — 9) Des Windgottes Frau. — 10) Mader-akka: die Mutter aller Dinge. — 11) Sarakka: Mutter der Schöpfung. — 12) Juks-akka: specielle Göttin der Knaben. — 13) Sälggeädne: die Hebamme. — 14) Eatoshi-ädne. — 15) 16) 17) Aitetes Olbmat: der Mann des heiligen Tages. — 18) Bäivve: die Sonne. — 19) Schützen. — 20) Das Elenthier. — 21) Läibbe-olmai: der Waldgott. — 22) Das Renthier. — 23) Das Elenthier (Elg oder Elch). — 24) Saivo sarvak: das Renthier in der Unterwelt. — 25) Strut-olmai. — 26) Die Finsterniß. — 27) Ein Boot. — 28) Ein Noaide, welcher im Kirchspiel eine Ziege kauft. — 29) Eine Ziege. — 30) Eines Festwohnenden Haus. — 31) Die Frau eines Festwohnenden. — 32) Eine Kirche. — 33) Eine Einzäunung, worin die Renthiere während des Melkens gehalten werden. — 34) Eines Lappen Zelt. — 35) Ein Vorrathshaus mit Leiter. — 36) Goarmes Guolle: ein Zauberfisch. — 37) Buormes Lodde: ein Zaubervogel. — 38) Ein Opferschwein. — 39) Kleine Blattern. — 40) Opfer an die Todten. — 41) Jabmi Aibmo: das Reich des Todes. — 42) Krankheit, welche dem bösen Wesen folgt. — 43) Rota: das böse Wesen, welches auf einem Opferpferde sitzt. — 44) Rota's Frau, welche die Krankheit mit sich führt. — 45) Rota-aibmo: Rota's Heimath in der andern Welt. — 46) Rota's Kirche. — 47) Die Abendröthe. — 48) Der Wolf. — 49) Der Noaiden Kampfrenthier. — 50) Buolle Aibmo: die unterste Heimath in der andern Welt. — 51) Die Sandfliege.

Auf den Ruinen von Utica.

I.

Als Julius Cäsar bei Thapsus das Heer der republikanischen Partei besiegt hatte, rückte er gegen **Utica** an, welches in Afrika den Hauptwaffenplatz seiner Gegner bildete. Die römische Besatzung entfloh, aber Cato blieb. Nachdem er, wie die alten Schriftsteller melden, beim Scheine der Lampe Platon's Buch über die Unsterblichkeit gelesen, stürzte er sich in sein Schwert und verschied ruhig und heiter.

Utica war eine Nebenbuhlerin des in seiner Nachbarschaft liegenden Karthago; es war neben demselben und insbesondere nach dessen Zerstörung durch Scipio die an Größe, Glanz und Ansehen bedeutendste Stadt an der nordafrikanischen Küste. Ueber beide von Phöniciern gegründete Pflanzstädte ist die Geschichte mit furchtbar eisernen Tritten hinweggegangen, und von der einen wie von der andern ist nichts übrig geblieben, als ein ungeheures Trümmerfeld. Karthagos Lage war stets bekannt, doch über jene von Utica war man bis in die neuere Zeit im Zweifel. Dieser ist durch eifrige Alterthumsforscher gelöst worden, und wir können uns heute ein genaues Bild dieses einst so bedeutenden Hafenplatzes entwerfen.

Utica lag in der Zeugitana regio, unweit vom heutigen Tunis. Als Napoleon der Dritte sein Buch über das Leben Julius Cäsar's schrieb, schickte er einen gelehrten Alterthumsforscher, Herrn **Daux**, mit dem Auftrage aus, die Lage der alten Emporien in der Zeugis und in Byzacium genau zu bestimmen, die Pläne derselben aufzunehmen und nach Ueberbleibseln aus dem Alterthume zu forschen. Eine Schilderung Uticas hat Daux jüngst in „Le Tour du Monde" (Nr. 590, April) mitgetheilt. Aber vor ihm hat Baron Heinrich v. **Maltzan** das Ruinenfeld von Utica genau untersucht und mit klarer Uebersichtlichkeit zur Anschauung gebracht (Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis, Leipzig 1870, I, S. 316 bis 330). Wir folgen in der nachstehenden Darstellung zunächst den Mittheilungen unseres gelehrten Landsmannes.



Ein Tunese.

Jamjam periere ruinae.

Daux zog wohl ausgerüstet mit einem Geleitsmanne, welchen der Bey von Tunis ihm gestellt, von Tunis aus, um die Ruinen zu suchen, und schlug dann ein Zeltlager inmitten derselben auf; Baron v. Maltzan benutzte den günstigen Umstand, daß man jetzt von jener Stadt aus Reisen von fünf- oder sechstägiger Dauer im Wagen zurücklegen kann, während man früher lediglich auf das Reiten angewiesen war. Er fuhr ganz bequem nach den Ruinen von Hippo und von Utica an zahlreichen Olivenpflanzungen vorüber. So gelangte er an den Fluß **Medscherda**; er ist der **Bagrodes** der Alten und wird in der Geschichte der punischen Kriege häufig erwähnt. Dieser bedeutendste Fluß der Regentschaft Tunis ist nicht einmal schiffbar und sehr schlammig. Das durch die fortgesetzten Erdablagerungen angeschwemmte Alluvialland füllt jetzt einen viel größern Raum aus, als zur Zeit der punischen Kriege, und dadurch ist Utica, das damals Seehafen war, zu einem Binnenorte geworden, der über eine deutsche Meile von der Küste entfernt liegt.

Ueber den Medscherda ist in neuerer Zeit eine steinerne Brücke gebaut worden; jenseits derselben kommt man in ein Hügelland und bald auf die Ruinenstätte, welche von den Arabern als **Bu Schatir** bezeichnet wird, nach einigen elenden Hütten, die man kaum als Dorf bezeichnen kann. Auf dem Trümmergefilde bemerkt man einige arabische Kobbas (Grabcapellen); die Ruinen selbst, obwohl sie so viel Interessantes darbieten, fand Baron v. Maltzan, was ihre Erhaltung betrifft, „sehr enttäuschend; sie verdienen eigentlich nur den Namen von Bauresten oder Fundamenttrümmern."

Der Haupttheil derselben liegt auf einem länglichen von Westen nach Osten hinziehenden und mehr und mehr sich abflachenden Hügel und ist von einer sumpfigen Ebene umgeben; in dieser muß man die Spuren der beiden Häfen suchen, welche sie unter einander und mit dem nahen Meere verbanden. Am Fuße dieses Hügels entdeckt man auf der



Ansicht der Ruinen von Utica.

nördlichen Seite eine sumpfige Vertiefung von rundlicher Form, und sie kann noch heute zur Regenzeit das Bild eines kleinen Sees gewähren. Mitten in diesem Sumpfe liegt eine Insel, auf welcher man deutlich die Reste eines großen, aus Quadersteinen errichteten Gebäudes unterscheidet. Diese topographischen Grundzüge fand Herr von Maltzan genau bei dem Kriegshafen von Karthago wiederholt, und er vermuthet (wie auch Daux thut), daß es sich bei demselben um das Kothon von Utica und der auf seiner Insel liegenden Admiralswohnung handelt. Der Canal selbst bildet nun theils eine sumpfige Rinne, theils ein gänzlich ausgeflachtes Bett.

Der höchste Punkt des erwähnten Hügels hat etwa 200 Fuß; die nordöstliche Spitze desselben ragt wie ein Vorgebirge in die sumpfige Niederung hinaus. Auf ihm wird wohl die Citadelle der alten phönicischen Colonie und der spätern Römerstadt gestanden haben. Gegen Westen war sie durch einen tiefen künstlichen Graben, auf allen anderen Seiten durch den abschüssigen Felsen geschützt.

Dicht bei den Hütten von Bu Schatir sieht man die deutlichen Reste eines Amphitheaters. Dasselbe war, ähnlich wie die Arenen von Caglari auf Sardinien und von Guelma in Algerien, in dem Bette eines jener, fast immer trockenen Gießbäche angelegt, die im Süden so häufig sind. Es war zum Theil in den Fels gehauen, zum Theil ausgemauert. Der letztere Theil ist verschwunden, der erstere von wildem Strauchwerk überwuchert; aber das Gebäude ist durch die elliptische Form des Terrains in seinen Umrissen deutlich nachzuweisen. Ein Canal, welcher unter ihm nach dem Hafen zu durchführte, war ohne Zweifel dazu bestimmt, die Wasser des Gießbaches, dessen Bett das Amphitheater usurpirt hatte, zur Zeit der Regengüsse abzuleiten. Vielleicht diente er auch, wie schon Davis vermuthet hat, dazu, um das von einer etwas höher gelegenen Piscina limaria kommende Wasser, nachdem man es in der Arena zu einer Naumachie benutzt hatte, in demselben Hafen weiter zu führen. Am besten erhalten zeigen sich die nur wenige Schritte vom Amphitheater entfernten Piscinae, deren noch sechs zu unterscheiden sind; auch der Aquäduct, welcher diese Piscinen speiste, ist noch zum Theil erhalten; derselbe war, je nach



Auf den Ruinen von Utica.

der Bodenbeschaffenheit, bald auf hohen luftigen Arkaden, bald auf niedrigen Bögen angelegt, stellenweis auch unterirdisch. In der Ebene sind Reste eines römischen Brunnens. —

Karthago ist, wie Movers nachgewiesen hat, schon um 1214 bis 1233 vor Christus gegründet worden; aber die zweite Gründung durch eine tyrische Colonie unter der fabelhaften Königstochter Elissa fällt in das Jahr 813. Utica ist 300 Jahre vor diesem zweiten Karthago gegründet worden, etwa um 1100. Jedenfalls reicht die Stadt hoch hinauf. Die Gründer von Utica scheinen Tyrier, jene von Karthago Sidonier gewesen zu sein, und dieser Umstand erklärt die Rivalität der beiden Städte, welche manchmal in Feindschaft überging. Als aber drei Jahrhunderte nach der Gründung Uticas sich auch in Karthago eine tyrische Colonie niederließ, scheint das Verhältniß ein besseres geworden zu sein. Selbst nachdem alle anderen Städte der Küstenregion dem allmächtig gewordenen Karthago, der Metropole, unterthan und zu sklavischem Gehorsam gezwungen wurden, behielt Utica eine gewisse Unabhängigkeit und hatte seinen eigenen Senat und selbsterwählte Sufeten. Späterhin verschwand jedoch auch dieser Schein von Freiheit und Utica mußte der Nachbarstadt unbedingt gehorchen. Aber es trug dieses Joch nur unwillig und versuchte mehr als einmal, dasselbe abzuschütteln. Im Jahre 300 ergab es sich dem kühnen sicilischen „Tyrannen" Agathokles; späterhin erklärte es sich zu Gunsten der Söldner, welche sich gegen Karthago aufgelehnt hatten. —

Wir wollen hier einige Bemerkungen einschieben. Alle Zeugnisse der griechischen wie der römischen Schriftsteller stimmen darin überein, den Nationalcharakter der Karthager in düsteren Farben zu schildern; sie waren von mürrischem Wesen, finster, gehorsam gegen ihre Obrigkeiten, hart gegen ihre Untergebenen, höchst grausam im Zorn, unbeweglich durch Schmerz oder Liebkosungen. So kennzeichnet sie Plutarch, und Polybius, der diese Semiten gründlich kannte, bemerkt, daß ihnen jede Handlung anständig erschien, welche Gewinn und Vortheil brachte. Sie waren ganz durchdrungen von jenem Schachergeist, welchen der heilige Augustin den „Syrern", d. h. Juden, Phöniciern und Syrern überhaupt, zum Vorwurf macht; diese alle seien be-

sessen von einer mercaturae vesania. Cicero bemerkt: „Das ganze Alterthum und die ganze Geschichte lehren, daß der phönicische Menschenschlag voll Betrug steckt. Ihre Nachkommen, die Punier (Karthager), haben durch die vielen von ihnen verletzten Verträge bewiesen, daß sie nicht anders geworden sind.“ (Punica fides.)

Karthago war ein kaufmännisch-aristokratischer Stadtstaat; er hatte also die schlechtestmögliche Verfassung, die sich denken läßt. Es hatte kein Um- und kein Hinterland, und mußte seine Kriege deshalb mit Söldnerheeren führen, welche punische Offiziere hatten. Die Karthager verfuhren geradezu abscheulich gegen ihre Miethtruppen. Als eine Schaar derselben wegen schlechter Behandlung meuterisch wurde, ließ man sie auf einer der liparischen Inseln buchstäblich verhungern. Himilko ließ in Spanien ein ganzes Heer derselben im Stiche und erkaufte den Rückzug lediglich für sich und seine Karthager. Wir haben dafür das Zeugniß Diodor's, und aus Polybius, Livius und Strabo könnten wir noch viele andere Beispiele anführen. —

Um wieder auf Utica zurückzukommen, so bewahrte dasselbe im zweiten punischen Kriege den Karthagern die Treue, aber zu Anfang des dritten punischen Krieges ergab es sich gern den Römern; zum Lohne dafür wurde es 146 v. Chr. zur Hauptstadt der Proconsularis erhoben. Als das Christenthum eingedrungen war, hatte es, von 255 n. Chr. an, eigene Bischöfe; der elfte derselben wurde von den Arabern 683 verjagt. An Wundern fehlte es auch nicht. „Im großen Martyrologium besitzt Utica den nicht geringen Ruhm, die sogenannten Massa candida hervorgebracht zu haben. Diese Massa candida waren dreihundert Märtyrer, deren Glorie die Kirche unter diesem seltsamen Namen: der weißen Schaar oder richtiger weißen Masse, celebrirt. Ich fürchte nur, die Erinnerung an Cato werde lange die der Massa candida überdauern.“

Die geographische Verbreitung der thätigen Vulcane.

V.

Vulcane der Südsee und Südpolarländer.

Das Festland von Australien besitzt keinen activen Vulcan; eben so wenig die große Insel Neu-Guinea, und was von dieser wiederholt über thätige Feuerberge berichtet wurde, beruht auf Irrthum. Aber gleich auf den nordöstlich davon gelegenen Inseln beginnt die vulcanische Zone Melanesiens, die sich noch bis zu den polynesischen Schifferinseln fortsetzt. In der Dampierstraße erhebt sich zunächst der schön kegelförmige Inselvulcan Dampier. Als dieser Seefahrer ihn am 34. März 1570 entdeckte, „spie er jede Nacht erstaunlich viel Feuer und Rauch, und bei jedem Aufstoßen hörte man einen furchtbaren Lärm, wie Donner, und erblickte darauf die furchtbarste Feuerflamme.“ D'Entrecasteaux fand 1793 die Insel in Rauch eingehüllt, als aber D'Urville im August 1827 vorbeikam, war der Krater vollständig erloschen. Der Vulcan ist 2300 Fuß hoch, sein Krater liegt an der Südseite. An der Westspitze Neu-Britanniens (Biraras), zwischen dieser und der Rukinsel, erhebt sich unter 6° 20′ nördl. Br. und 148° 10′ östl. L. v. Gr. ein unbenannter 2500 Fuß hoher Inselvulcan aus dem Meere, der beständig raucht*). Er ist erst seit Kurzem bekannt geworden und der Vorläufer der Vulcane Neu-Britanniens, von denen drei Kegel noch jetzt in Thätigkeit sich befinden sollen. Die vulcanische Reihe setzt im Bogen durch die Salomonen nach dem Santa-Cruz-Archipel. Hier begegnen wir der Insel Tinakoro (10° 23′ südl. Br. und 155° östl. L. v. Gr.), deren 2500 Fuß hoher Vulcan beständig in Thätigkeit ist, und dem Mendanavulcan, der überführt nach den Neuen Hebriden. Ambym (2500 Fuß) hat einen thätigen Vulcan, ebenso Tanna. Diese Insel besitzt zahlreiche heiße Quellen, und der regelmäßig auspuffende Vulcan erfüllte die Luft mit einem Schlamm- und Aschenregen, als Cook ihn auf seiner zweiten Reise entdeckte. Südlich von Tanna finden wir den 465 Fuß hohen isolirten Inselvulcan Matthew, der auch ein thätiger Feuerspeier ist. Von hier bis zum Dampiervulcan an der Küste Neu-Guineas zeigt die melanesische Vulcanreihe eine deutlich geschwungene Curve, deren convexe Seite nach Nordost gerichtet ist.

*) Salerio in Petermann's Mittheilungen 1862, S. 342.

Die übrigen vulcanischen Inseln der Südsee lassen sich nicht so in Reihen ordnen, wie die melanesischen. Die Samoa-Inseln (Navigatoren) zeigen jetzt noch Ausbrüche. Der Kraterberg auf Upolu, der Tofua, erreicht eine Höhe von 2000 Fuß; er hat lange keine Ausbrüche gehabt, aber dicht dabei war auf Savai die Thätigkeit des Mauna-Mu vor 200 Jahren noch nicht ausgestorben. Nur die zeitweilig vorkommenden Erdbeben ließen auf den Samoa-Inseln ahnen, daß die Periode der vulcanischen Erscheinungen noch nicht ganz vorüber war. Um so auffallender mußte ein untermeerischer Ausbruch im September 1866 in der Meerenge zwischen Olesinga und Manua erscheinen, den uns Eduard Gräffe nach den Aufzeichnungen eines glaubwürdigen Augenzeugen, Prescott, mitgetheilt hat*). Erdbeben gingen voran, dann erkannte man am 12. September Dampfwolken im Meere, Rauch- und Dampfwolken, mit Asche und Bimsstein vermischt, stiegen mit Donnergetöse aus dem Meeresschooße auf; die Ausbrüche wiederholten sich mit kurzen Zwischenräumen, das Meer wurde schlammig. Immer mehr nahmen sie zu; ein blitzartiges Leuchten zuckte über der Stelle. Die Ausbruchsäulen erreichten eine Höhe von über 1000 Fuß. Erst am 15. November waren die Eruptionen zu Ende, die volle zwei Monate gedauert hatten.

Die Fidschi- und Marquesasinseln, wiewohl vulcanisch, haben keine thätigen Vulcane; dasselbe ist mit den Bonininseln der Fall, und die thätigen Vulcane der nördlichen Marianen erscheinen zweifelhaft (?). Dagegen sind Neuseeland und die Sandwichinseln zwei unzweifelhafte Centren vulcanischer Thätigkeit.

Sehr thätige Vulcane finden wir auf den Sandwich-

*) „Ausland“ 1867, S. 522.

inseln, drei allein auf der größten derselben, der Insel Hawaii. Wir haben von dieser Insel und den vulcanischen Erscheinungen derselben sehr genaue Schilderungen, besonders von dem Amerikaner Brigham. „Es sind vorzugsweise zwei Punkte, an welchen sich dieselben concentriren, der Manna Loa, der höchste Berg der Insel, 12,900 Fuß hoch, und der Kilauea, der eigentlich nur als eiu niedriger Seitenkegel des erstern anzusehen ist. Letzterer zeigte im Jahre 1789 die erste Eruption, durch welche eiue Menge Einwohner umkamen, und blieb seitdem in ungemein lebhafter Thätigkeit. Die erste Schilderung davon verdanken wir Ellis, der ihn im Jahre 1823 besuchte und also schildert: Unmittelbar vor uns gähnte ein furchtbarer Schlund in Halbmondform von über zwei englische Meilen Länge, eine Meile Breite und 800 Fuß Tiefe. Der Grund war mit Lava angefüllt und der südwestliche und nördliche Theil waren eine ausgedehnte Fluth flüssigen Feuers im Zustande erschrecklichen Wallens. 51 Krater ragten wie Inseln von verschiedener Form und Größe aus dem Feuersee hervor; 22 derselben stießen fortwährend Säulen grauen Rauches aus oder Pyramiden leuchtenden Feuers, und viele derselben spien gleichzeitig aus ihrem feurigen Munde Massen flüssiger Lava, welche in schäumenden Strömen an den schwarzen Abhängen hinfloß und sich mit der siedenden Masse an ihrem Fuße vereinigte. Die Wände vor uns fielen senkrecht 400 Fuß tief ab bis auf ein horizontales Lager von fester schwarzer Lava, unter welcher die Wände dann wieder der Schätzung nach 400 Fuß tief abfielen. Das obere Lavabett hatte sich offenbar durch Canäle in die Tiefe entleert. Der Anblick bei Nacht, nachdem sich die Nebel und dunkeln Wolken verzogen hatten, war wunderbar. Die bewegte Masse flüssiger Lava, wie ein See von geschmolzenem Metall, tobte wüthend. Die lebendige Flamme, die über die Oberfläche hintanzte, leuchtete im Schwefelblau oder Strontianroth und warf ein magisches Licht auf die Krater, welche zeitweise unter heftigen Detonationen kugelige Massen geschmolzener Lava und hellglühende Steine emporschleuderten." Auch die Thätigkeit des Mauna Loa ist erst neuern Datums; die erste bekannte Eruption fand im Jahre 1832 statt, seitdem ist eine ziemliche Anzahl sehr heftiger erfolgt, die letzte begann Ende März 1868.

Die beigegebene Figur erläutert den Krater des Kilauea. Der Lavasee bildet eine mittlere Vertiefung (*pp* in der Figur), über welche sich eine scharf abgeschnittene Terrasse von 110 Meter Höhe erhebt, welche den Treppenabsatz *on o′n′* bildet, hierauf folgt ein zweiter Absturz von 220 Meter Höhe, der die äußere Terrasse *mm′* bildet. Je nachdem der Lavasee höher oder tiefer steht, erfüllt er die eine oder andere dieser Terrassen, und zuweilen entleert er sich durch Ausbrüche, welche indessen nur selten von Erdbeben begleitet sind, sondern im Gegentheil fast ruhig vor sich gehen, indem Spalten an der Seite des Berges sich öffnen, durch welche die Lava ihren Abzug in die auf der Figur (Grundriß) kenntlichen Seitenbecken nimmt.

Plan und Durchschnitt des Kraters von Kilauea.

Neuseelands vulcanische Natur ist durch Ferdinand von Hochstetter hinlänglich erforscht*). Die Nordinsel zeigt drei vulcanische Zonen: bei Auckland, um den Tauposee herum und am Berg Egmont. Auf dem engen Isthmus von Auckland wies Hochstetter 63 selbständige Ausbruchstellen nach, sämmtlich kleine 300 bis 600 Fuß hohe Krater, die durch Ausschüttung entstanden sind. Unter diesen ist der Rangotito, wie Hochstetter bemerkt, für den Hafen von Auckland, was der Vesuv für die Bai von Neapel, das Wahrzeichen. „Obwohl ein unbedeutender Hügel (920 Fuß hoch) im Verhältuiß zu den Gerüsten großer thätiger Vulcane, zeichnet er sich doch durch seine außerordentlich charakteristische Gestalt aus. Der Maoriname Rangitoto bedeutet wörtlich „blutiger Himmel", er wiederholt sich auf Neuseeland noch mehrmals und läßt sich vielleicht auf vulcanische Feuererscheinungen beziehen, etwa auf den blutrothen Wiederschein feurig-flüssiger Lava am nächtlichen Himmel. In diesem Sinne wäre er denn gleichbedeutend mit dem malayischen Gunong Api, d. h. Feuerberg, und man dürfte vielleicht schließen, daß die Eingeborenen den Berg in früheren Jahrhunderten noch in voller Thätigkeit kannten und dadurch zu jenem Namen veranlaßt wurden. Jedenfalls hat der Rangitoto ein äußerst recentes Ansehen."

Ueber allen Zweifel erhaben ist die Thätigkeit des Tongariro, dem wir („Globus" XIX, S. 225) eine ausführliche mit Abbildungen begleitete Abhandlung gewidmet haben. Er hatte bisher nur Asche, Dampf und Gase ausgestoßen, im April 1870 aber zum ersten Male einen Lavaausbruch gehabt. Der Mount Egmont, an der Südwestspitze der Nordinsel, welche 2695 Meter hoch ist, und der von Dieffenbach erstiegen wurde, besitzt gleichfalls einen Krater.

Endlich sind uns thätige Vulcane in den Südpolarländern bekannt; wie Jan-Mayen die thätigen Vulcane in hohen nördlichen Breiten repräsentirt, so die von Roß entdeckten Feuerberge Erebus und Terror in hohen südlichen Breiten. Ein Begleiter von Capitän Roß auf seiner Expedition nach diesen Gegenden (Mac Cormick) beschreibt kurz deren Entdeckung. „Den 11. Januar 1841 unter 71° südl. Br. und 171° östl. L. v. Gr. wurde der antarktische Continent zum ersten Male wahrgenommen. Eine Bergkette mit unzähligen Gipfeln, gruppenweise vereinigt und mit ewigem Schnee bedeckt, erschien über dem Meere, wunderbar in der Sonne glänzend. Ein spitzer Berg, ähnlich einem ungeheuern Bergkrystall, erhob sich bis zu einer Höhe von 7600 Fuß, ein anderer bis 8800 unb ein dritter bis zu 9200 Fuß. An seiner Seite stiegen über Schichten von Eis Ströme von Lava und Basalt bis an die Küste herab, wo sie in steilen Vorgebirgen endigten. Am 28. entdeckte man unter 77° südl. Br. und 167° östl. L. den Berg Erebus, einen brennenden Vulcan, eingehüllt in Eis und Schnee vom Fuße bis zum Gipfel, von dem eine Rauchsäule sich erstreckte über eine große Zahl anderer Kegel, mit denen diese merkwürdige Gegend angefüllt ist. Die Höhe dieses Vulcanes ist 12,300 Fuß, während der Terror, ein erloschener Krater, eine Höhe von 11,000 Fuß erreicht. In etwas niedrigerer Breite hat Bellinghausen an der Küste von Alexandersland unter 69° und Balleny unter 66° auf der Youngsinsel einen Vulcan gefunden.

Auch eine der Inseln von Südschetland zeigte einen mit dem Meere in Verbindung stehenden Krater, ebenso hat die nordöstlich davon liegende Insel Sawadoski einen noch dam-

*) Reise der Fregatte „Novara". Geologischer Theil. Wien 1864.

pfenden Vulcan, so daß also wohl auch in diesen so wenig bekannten Ländern eine ziemlich große Anzahl von Vulcanen angenommen werden kann.

Bei der noch so unvollkommenen Kenntniß, die wir von großen Strecken der Erde bis jetzt haben, ist es außerordentlich schwer, die Zahl der noch gegenwärtig thätigen Vulcane näher zu bestimmen. Dazu kommt noch der Umstand, daß, wie schon früher erwähnt wurde, die Unterscheidung zwischen einem erloschenen und thätigen Vulcane eine höchst unsichere Sache ist. A. v. Humboldt hat im vierten Bande seines „Kosmos" eine Zusammenstellung der Art vorgenommen, daß er neben die Zahl der als thätig ausgegebenen Vulcane der verschiedenen Länder diejenige setzte, welche angiebt, wie viele derselben in neuerer Zeit Zeichen von Thätigkeit gegeben haben. Von ersteren findet er 407, von letzteren 225. Beide Zahlenreihen sind natürlich fortwährenden Aenderungen unterworfen; so führt Humboldt in Centralamerika in der ersten Reihe 29 auf, während jetzt nach den neueren Reisenden 50 nicht zu hoch gegriffen sein dürfte. Wir können daher die von Manchen angenommene Zahl von 500 Vulcanen auf der Erde als eine der Wahrheit wohl nahe kommende betrachten. Ein flüchtiger Rückblick auf die vorhergehende Uebersicht der geographischen Verbreitung der Vulcane zeigt ihre außerordentlich ungleiche Vertheilung über die Oberfläche der Erde. Der alte Continent, Europa, Asien und Afrika, sind äußerst arm an thätigen Vulcanen. Am großartigsten zeigt sie sich in einem großen Bogen, der den Stillen Ocean rings umgiebt und einen einzigen Vulcanengürtel darstellt, welcher sich von Feuerland längs der Westküste Süd- und Nordamerikas über die Aleuten auf die Halbinsel Kamtschatka fortsetzt, und von da auf die ostasiatischen Inseln übersetzend, sich bis zum Golf von Bengalen verfolgen läßt. Die Zahl der auf diesem Gürtel und in dem Großen Ocean selbst in neuerer Zeit noch thätigen Vulcane beträgt nach A. v. Humboldt sieben Achtel von der Gesammtzahl derselben.

Noch eine andere Thatsache ergiebt sich bei diesem Rückblicke, nämlich die, daß mit höchst geringen Ausnahmen alle Vulcane auf Inseln oder auf den Küsten der Festländer nahe dem Meere liegen; 30 bis 40 geographische Meilen Abstand ist das Maximum, was beobachtet wird.

Netschwolodoff's Reisen an den Grenzen der Dsungarei.

I.

Seit etwa einem Jahre haben die Russen nun auch in der Dsungarei festen Fuß gewonnen. Sie besetzten die wichtigste Stadt des Landes, Kuldscha, im Juli 1871, und erklärten das Land des Sultans für einen Theil ihres Gebietes der sieben Flüsse (Ssamirjetschenskaja Oblasti). So rücken sie weiter und immer weiter nach Osten vor, nehmen einen wichtigen Handelsplatz nach dem andern ein und beherrschen nun völlig den ganzen innerasiatischen Verkehr.

Die Dsungarei war bis vor Kurzem eine Provinz des chinesischen Reiches, und wurde amtlich als Thian schan pe lu, Land im Norden des Himmelsgebirges, bezeichnet. Dieses Thian schan bildet die Südgrenze und erhebt sich als Scheidewand gegen Ostturkestan; im Norden erhebt sich der Altai, nach Osten liegt die Mongolei, im Westen das schon seit längerer Zeit russische Iligebiet mit dem Balchasch-See; es liegt zwischen 41°30' und 48°40' Nord. Das Reich der Dsungaren zerfiel und 1754 nahm der chinesische Kaiser Besitz von dem ausgedehnten Lande, in welchem er Besatzungen unterhielt, Steuern erhob und wohin Verbrecher, namentlich auch solche, die in politischer Beziehung für gefährlich galten, verbannt wurden. Die Bevölkerung ist sehr gemischt, die Mehrzahl besteht aus Dsungaren; im Norden ziehen Kirgisen umher; in den Garnisonen standen Ostmongolen und Mandschu, in den Städten hatten, neben den Sarten, sich auch Chinesen niedergelassen; dazu kamen Handelsleute aus Indien, Kaschmir und Turkestan. Die Chinesen wurden durch die im Lande sehr zahlreichen Mohammedaner oftmals beunruhigt, und 1827 wurde eine große Rebellion nur mit Mühe unterdrückt; die Dunganen, d. h. diejenigen Turkestaner, welche sich mit Chinesen vermischt und Vieles von den Sitten und Gebräuchen der letzteren angenommen hatten, aber eifrige Mohammedaner waren, vertrieben die kaiserlichen Truppen und rissen die Herrschaft an sich. Diese ging dann im Jahre 1867 an die Tarantschen über, d. h. Leute von ungemischter turkestanischer Abkunft, welche nun die gebietende Classe bildeten bis zum 22. Juli 1871. An diesem Tage eroberten die Russen Kuldscha und Sultan Abil Oglu mußte dem Thron entsagen.

Nachdem die Russen einmal das Land der sieben Ströme im Osten des Balchasch-Sees in Besitz genommen und dort Festungen gebaut hatten, war es klar, daß sie auch den westlichen Theil der Dsungarei sich aneignen würden. Aus demselben erhält der eben genannte See seine wichtigsten Zuflüsse, z. B. den Ili; von dort kommt der Tschuij und der obere Irtysch fließt in den Dsaisang-See; über das Tarbagataï-, d. h. Murmelthiergebirge, führen bequeme Pässe zum dsungarischen Plateaulande.

Wir haben im „Globus" oftmals darauf hingewiesen, daß die Politik der Russen in Innerasien eine weitsehende, im Voraus gut berechnende, langsam aber sicher vorschreitende ist. Sobald sie den richtigen Zeitpunkt gekommen glaubt, führt sie dann den entscheidenden Schlag. So war es in Ostturkestan und so in der Dsungarei. Nachdem diese von China sich getrennt hatte, brachen innere Zwistigkeiten und Fehden aus, welche dem mächtigen Nachbar geradezu in die Hände arbeiteten.

So lange die Chinesen Gebieter waren, hielten sie die Grenze gleichsam gesperrt und legten dem Handelsverkehr alle möglichen Hindernisse in den Weg. Ueber die früheren Verhältnisse giebt Netschwolodoff's Erzählung ergötzliche Nachrichten; sie stammen aus der Zeit, als noch der Kaiser des Blumenreiches der Mitte für den Herrn im Lande galt. Wir wollen dieselbe durch Bemerkungen ergänzen, welche geeignet sind, einen Einblick in ganz eigenthümliche Verhältnisse zu gewähren.

In Peking hatte man nach und nach begriffen, daß ein unbedingtes Ausschließungssystem an der vom Reichskörper weit entfernten Grenze nicht ferner aufrecht zu erhalten sei, und machte einige Zugeständnisse. Die Russen waren ja nun doch ein für alle Mal Herren des Landes am Ili und

am Balchasch, und so gewährte man, daß sie (seit 1852) in Kuldscha, sodann in der gleichfalls wichtigen Handelsstadt Tschugutschack Consularagenten und Dolmetscher halten durften. Ehemals mußte bekanntlich der ganze Handelsverkehr zwischen Sibirien und dem chinesischen Reiche in Kiachta vermittelt werden, die übrigen Grenzen zwischen den beiden kolossalen Reichen waren in ihrer ganzen Ausdehnung geschlossen. Nur ausnahmsweise und in höchst seltenen Fällen konnten sie überschritten werden. Das geschah, wie das Beispiel Putimstef's beweist, in eigenthümlicher Weise; dieser Kaufmann erschien im Jahre 1811 von Tana aus, um nach Tschugutschack eine Ladung Waaren dorthin zu bringen. Ein Russe hätte die Grenze nicht passiren dürfen; der chinesische Gouverneur verstand sich indeß zu der fingirten Annahme, daß Putimstef von Seiten einiger kirgisischen Sultane mit Handelsgeschäften beauftragt worden sei, und ließ ihn ruhig weiter ziehen. Seit 1852 sind, wie schon gesagt, solche Beschränkungen gefallen.

Erst im Jahre 1866 haben wir durch Prinz und Krit specielle Nachrichten über die Art und Weise erhalten, in welcher der Handel an der Ostseite des Altai zur chinesischen Zeit betrieben wurde. Dort lagen in einer Entfernung von 3 bis 6 deutschen Meilen viele Wachtposten, deren Besatzung aus mongolischen Soldaten bestand. An einem derselben, Sujok, durfte seit 1848 ein Waarenaustausch stattfinden; zuerst periodisch auf einem Jahrmarkte, dann aber ohne weitere Zeitbeschränkung. Die russischen Händler hatten bei dem Posten Koschoogatsch Buden und Hütten aufgeschlagen, an der Mündung des Tschagan Burgasl in die Tschuija, etwa 80 deutsche Meilen von der sibirischen Stadt Biisk, die an der Bija, südöstlich von Barnaul, liegt. Von Biisk aus hatten sie auf einer Strecke von etwa 60 Meilen beschwerliche Reitwege und gefährliche Gebirgsübergänge, bis sie zu den „Russischen Buden" gelangten. Sie mußten namentlich viele Bome passiren. Dieses kalmückische, von den Russen angenommene Wort bezeichnet einen überhängenden Felsen, welcher ein Flußbett einengt und nur einen schmalen Pfad zwischen Gestein und Wasser übrig läßt; solche Steige liegen oftmals in fürchterlicher Höhe hart am Rande eines Abgrundes. Manchmal müssen die Reiter absteigen, die Saumpferde abgeladen und die Waarenballen von Menschen getragen werden. Zuweilen aber kann man in keiner andern Weise fortkommen, als daß man die Pferde vermittelst der Arkany, d. h. Wurfschlingen, hinter sich her schleppt. Trotz aller dieser Schwierigkeiten brachten die russischen Kaufleute alljährlich mehrere Waarentransporte an die Tschuija. Der Handel fand etwa sechs deutsche Meilen von den Buden entfernt statt, bei der Quelle der Braja. Zum russischen St. Peterstag erschien allemal eine Abtheilung von 120 Mann zumeist mongolischer Soldaten auf dem Handelsplatze. Sie legten an den Quellen des Argut ein Katschagatsch nieder, d. h. ein kleines Brett mit einer Inschrift, welches die Grenze bezeichnete. Die Auslegung solcher Zeichen ist uralt; die Chinesen glauben, daß die Grenzen ihres Reiches ungefährdet seien, so lange solch ein Brett unangetastet und unverändert bleibt; deshalb wird es insgeheim und geheimnißvoll an Ort und Stelle gelegt.

Der Jahrmarkt dauerte gewöhnlich zehn Tage; mongolisch bezeichnete man ihn als Tscherü, d. h. ein Heer. Welches waren die Gegenstände des Austausches? Die Russen brachten baumwollene Stoffe und wollene Tuche, Juchtenleder, Waaren aus Guß- und Schmiedeeisen, Galanteriewaaren, Spiel- und Drehorgeln; dagegen gaben die Mongolen Murmelthierfelle, Ziegelthee, Messer, Feuerstahl, Tabackspfeifen, Tabacksdosen und Seidenzeuge. Beide Theile schlugen Zeltlager auf. Genau einen Monat später fand ein zweiter Markt statt, den man als Kalan bezeichnete; dann wurden die mongolischen Truppen abgelöst. Die Soldaten traten als Kaufleute auf; sie erhielten ihre Handelswaaren aus Kobbo. Diese wichtige Stadt liegt am rechten Ufer der Bajanta, etwa 40 deutsche Meilen von der Tschuija entfernt; die Straße zwischen beiden Punkten wurde von Kjas, d. h. mongolischen Beamten bewacht, welche derselben entlang in Stationen wohnten. Die Soldaten bekamen die Gegenstände, welche sie verkauften, theils als Löhnung, theils von Kobdoer Kaufleuten in Commission, und es ging Alles so redlich her, daß die Russen willig auf ein Jahr Credit gaben. Den chinesischen Handelsleuten war es von ihrer Regierung verboten, jenen Handelsplatz zu besuchen; sie bedienten sich deshalb der Soldaten als Vermittler. Die Russen kauften durchschnittlich im Jahre an 300,000 Murmelthierfelle (Ssurki) ein, welche sie dann auf die berühmte Messe zu Irbit im westlichen Sibirien bringen. Von dort gehen sie nach Europa und werden durch Zubereitung und Färbung den Jenottenfellen ähnlich gemacht; sie bilden einen nicht unbeträchtlichen Handelsartikel.

* * *

Wir wollen nun Netschwolodoff's Bericht mittheilen. Vor mehreren Jahren erhielten wir ein Manuscript aus St. Petersburg, ohne Begleitschreiben und Namen des Einsenders, und mit der Schlußbemerkung, daß die Fortsetzung folgen werde. Eine solche ist uns nicht zugekommen und der Einsender war nicht zu ermitteln. Er scheint ein wissenschaftlich gebildeter Mann zu sein, der mit Rußland und Sibirien wohlbekannt ist. Wie sich aus seinem Aufsatze ergiebt, bekam er die Reisenotizen von Herrn Netschwolodoff in der Stadt Kasan.

Wir waren bekanntlich kaum in die zweite Hälfte des laufenden Jahrhunderts eingetreten, als Rußland bei seinem energischen Vordringen in Asien überhaupt (das noch keine Macht der Erde aufgehalten hat, wohl auch nicht aufhalten wird) seine selbst noch junge Grenze im Südosten der sibirischen Gouvernementsstadt Omsk, oder näher bezeichnet in Transilien, noch im Bereiche der großen Kirgisenhorde, um etwa 100 Werst vorwärts rückte, die Festung Wärnoje, d. h. die treue Festung, anlegte, um damit in nicht zu verkennender Weise die Einwohner der gedachten Horde gegen die Einfälle ihrer raubgierigen Nachbaren, jener Kirgisen zu schützen, welche man die Stämme der wilden Felsgebirge, auch die schwarzen Kirgisen zu nennen pflegt. Nicht unwahrscheinlich indeß auch, daß die russische Regierung mit der Anlage der Festung Wärnoje noch den weitern Zweck verfolgte, die Handelsbeziehungen ihrer jugendlichen transilischen Ansiedelungen vorzugsweise mit dem chinesischen Platze Kuldscha sicherzustellen, wo auf Grund eines im Jahre 1852 zwischen Rußland und China abgeschlossenen Vertrags bereits ein russisches Consulat und eine Factorei errichtet worden waren.

Wer eine Reise nach Asien unternimmt und den bequemen Weg mittelst Eisenbahn über Moskau, Wladimir nach der Weltmeßstadt Nischni einschlägt, dann zunächst wolgaabwärts, später kamaaufwärts eines der täglich mehrmals über Jelabuga, Sarapul bis Perm gehenden Dampfschiffe benutzt, wird wohl in jedem Falle, selbst bei eiliger Reise, in Kasan Halt machen, nicht sowohl um die alte Tatarenhauptstadt zu sehen oder wiederzusehen, in die man für einige Silbergroschen von den Restaurationen am Wolgaufer nach kaum dreiviertelstündiger Droschkenfahrt gelangt, sondern weil es, trotz der 45,000 Tataren, die in und an ihr wohnen, eine gar freundliche Stadt mit vorzugsweise gebildeter

Bevölkerung ist, weil man sich da namentlich in der Nähe des Universitätsgebäudes und des Theaters, wie nicht minder in den Ladenreihen der Woskresenska-Ulize, d. h. Sonntagsstraße, fast beinahe so heimisch fühlt, wie in irgend einer hübschen Stadt des Westens. Wie Anderen, so ging es auch mir mit Kasan. Ich hätte um keinen Preis vorbeidampfen können und wurde dafür reichlich belohnt. War es mir auch nicht vergönnt, einen der drei Gebrüder Ney aus Nürnberg wieder zu sprechen, die sich in früheren Jahren durch ihre herzige Gastfreundschaft das treueste Andenken bei so vielen Reisenden gesichert haben, war auch Artemieff, der Forscher von Tschebokfar und ehemalige, liebenswürdige Wegweiser in der Universitätsbibliothek von dannen gezogen, so erfreute mich doch Grigorowitsch, der auch Nichtslaven bekannte Sprachforscher, mit einem mehrstündigen Besuche in meiner immerhin gemüthlichen Hotelclause. Die Hauptsache aber: im Hause des Vicegouverneurs Modest von Coniar lernte ich den mit Wenukoff und anderen berühmten russischen Geographen persönlich bekannten Stabscapitän Dmitri Alexandrowitsch Netschwolodoff kennen, der, damals als Adjutant des Gouverneurs, bei seiner Beobachtungsgabe und seinen bereits gemachten Erfahrungen wohl wenig am rechten Platze, mir, sobald er hörte, daß ich, im fernen Osten früher zu Hause, mich abermals auf einer Reise nach Sibirien befand, mit Zuvorkommenheit von seinen mühseligen, aber um so reizenderen Wanderungen an der chinesischen Grenze erzählte, als das Interessanteste aber selbst seine Reise nach Kuldscha bezeichnete.

Aus dem Bereiche der großen Kirgisenhorde, so berichtet er, führt der Weg nach Kuldscha an den Abhängen des dsungarischen Ala-Tau hin, und der Punkt, von welchem aus der Weg beginnt, heißt Piket Koxu, welches sich auf der von der Stadt Kopal nach der Festung Wärnoje führenden Straße am Flusse gleiches Namens befindet. Anfangs geht der Weg gegen Südost in wenig ansteigenden Thälern hin; allmälig indeß wendet er sich gegen Osten und steigt auf außerordentlich felsigem Grunde aufwärts. Etwa 35 Werst vom Koxu trifft man den Gebirgspaß Jugan-Taß, eine die Gewässer scheidende Schlucht, von denen ein Theil in den Ili, der andere in den Kutal fällt. Vor Alters hatten die Karawanen der Kalmücken die Gewohnheit, beim Durchgange durch den Paß Jugan-Taß auf jede Seite je einen Stein hinzulegen, gleichsam als eine Gabe für den Berggeist; dergestalt haben sich auf der Höhe der Schlucht förmliche Thore gebildet, die bis auf den heutigen Tag ihre religiöse Bedeutung nicht verloren haben; so reißen sich z. B. die hier durchkommenden, nomadisirenden Kirgisen Theile ihrer Kleidung ab und stopfen sie mittelst ihrer Piken zwischen die aufgehäuften Steine.

Der sich dem Jugan-Taß nähernde Reisende merkt bald, daß die Luft rauher, am Passe selbst die Kälte empfindlicher wird, in den Nächten, selbst mitten im Sommer, fällt hier nicht selten Schnee. Hinter dem Gebirgspasse tritt man in ein ziemlich langes Thal; rechts und links ist es von felsigen, aber unbeträchtlichen Höhen eingeschlossen; eine von diesen reicht einmal mit zugespitztem Fuße so weit in das Thal herein, daß ihr die dort herumziehenden Anwohner den Namen Kuß-Murun, d. h. Vogelschnabel, gegeben haben. Diese Stelle bezeichneten die Kirgisen als die Grenze zwischen China und Rußland, und diejenigen von ihnen, welche jenseits des Kuß-Murun Weideplätze benutzen, zahlen regelmäßig die Abgabe dafür an eine chinesische Behörde.

Etwa zehn Werst weiter von diesem natürlichen Grenzpunkte gelangt man zur Schlucht Karasai, und fünf Werst lang führt nun ein schmaler Weg an einem äußerst steilen Abhange hin. Zu beiden Seiten der Schlucht gewahrt man nichts als nackte, gerade aufsteigende Felswände, deren Gipfelmassen immer von Neuem mit Herabsturz drohen. Die Pferde suchen sich mißtrauisch ihre Stellen aus, gleiten langsam an den glatten Steinen hin und erschrecken, wenn einmal ein Gebirgshaselhuhn furchtlos unter ihren Füßen vorflattert. Ringsum in dieser Wildniß tiefe Stille, die nur das von der Anstrengung zum Hinfallen müde, den Hals weit ausstreckende und vorsichtig fortschreitende Kameel bisweilen mit wildem Schrei unterbricht.

Die Stadt Denver im Territorium Colorado.

Es ist von hohem Interesse zu beobachten, wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika der ehemalige „weite Westen", die „große amerikanische Einöde" der früheren Karten sich mit Ansiedlern füllt. Das ganze Land vom Atlantischen bis zum Großen Ocean ist nun in Staaten und „organisirte Territorien" getheilt. Diese letzten liegen sämmtlich im Westen des Mississippi und Missouri, theils im Prairielande, wie Dakotah, theils an und in den Felsengebirgen, wie Montana, Wyoming, Idaho, Colorado, Neumexico und Arizona, theils in einem Binnenbecken wie Utah, theils am großen Ocean und der Sierra Nevada, wie Washington Territory.

Unter diesen organisirten Gebieten nimmt Colorado einen verhältnißmäßig raschen Aufschwung. Dasselbe wurde 1861 aus Theilen von Kansas, Nebraska und Utah gebildet, das letztere liegt ihm im Westen, das erstere im Osten; im Norden hat es Wyoming und im Süden Neumexico, 37 bis 41° N., 102 bis 109° West, etwa 4900 Geviertmeilen. Der Census von 1870 giebt die Zahl der Bewohner auf 39,964 Köpfe an, dieselbe hat sich jedoch in den letztverflossenen zwei Jahren um reichlich 20,000 vermehrt. Das Gebiet zerfällt in drei große natürliche Regionen. Jene im Westen der Felsengebirge gehört dem Stromgebiete des Rio Colorado an, ist in ihren nördlichen Theilen erst wenig erforscht worden und fast ohne weiße Bewohner. Die Centralregion erstreckt sich durch das Territorium von Norden nach Süden und wird von mehreren parallel laufenden Ketten durchsetzt, die von 8000 Fuß Höhe bis über die Schneelinie emporragen. Auf der Wasserscheide, welche sich gleichsam schlängelnd durch Colorado zieht, liegen zwischen den Ketten ausgedehnte Tafelländer, die sogenannten Parks, in etwa 6000 Fuß Meereshöhe, wohlbewässerte Gegenden, welche sich vortrefflich zur Viehzucht eignen. Die dritte Region liegt ganz im Osten der Felsengebirge, in ihr strömt der obere Lauf des Südplatte- und des Arkansasflusses.

Colorado ist ergiebig an edelen Metallen; es hat in den Jahren 1861 bis 1867 für etwa 25,000,000 Dollars Gold geliefert; bei Georgetown in Clear County liegen reiche Silberadern, dem Gebirge entlang hat man Kohlen gefunden, auch werden Eisen- und Kupfererze verschmolzen; auch Be-

troleumquellen fehlen nicht. Vor 1858 war kein weißer Mensch in Colorado angesiedelt, im südlichen Theile zogen mexicanische Hirten umher, im Gebirge stellten Trappers den Pelzthieren nach; sie hielten manchmal Rast in den Parks, wo sie mit den Indianern Handel trieben. Im Jahre 1858 kam eine Schaar von Abenteurern, die schon in Californien Gold gegraben hatten, an den obern Platte und Arkansas, um dort zu „prospecten". Sie baueten sich für den Winter Blockhäuser an der Mündung des Cherry Creek in den südlichen Platte. Das waren die Anfänge der Stadt Denver. Dieselbe liegt etwa drei deutsche Meilen vom östlichen Fuße der Rocky Mountains entfernt; im Juni 1859 fand man reiche Goldgruben in der Nähe, am Pikes Pik, wo Central City gegründet wurde.

Denver hatte 1870 erst 4759 Einwohner, deren Zahl sich seitdem sehr beträchtlich vermehrt hat. Jetzt (Juni 1872) erscheint dort auch eine deutsche Zeitung, welche in ihrer ersten Nummer eine lebendige Schilderung der gegenwärtigen Zustände entwirft. Sie schreibt:

Zwanzig Jahre zurück, was war da das Gebiet westlich vom Missouri anders als eine unbegrenzte, noch unerforschte Hochebene, reich an Antilopen und Elk (Elenn), an Büffeln und Raubthieren, aber scheinbar arm an Naturproducten, nur bewohnt von der Rothhaut, dem Trapper, dem Abenteurer! Dakotah, Nebraska, Wyoming, Kansas, Colorado — wer kannte diese Namen damals? Wer ahnte, daß, wo die Lagerfeuer der Indianer brannten, ein Gemeinwesen aufblühen würde, das 20 Jahre später mehr als 80,000 Menschen eine glückliche Heimath bietet? Wer ahnte, daß wenige Jahre genügten, die Jagdgründe der Indianer mit einem Eisenbahnnetz von über 3000 Meilen Länge zu überziehen, daß in der „großen Wüste" zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen sich noch Dorf an Dorf, Stadt an Stadt reihen würde, umgeben von fruchtbaren Farmen und blühenden Gärten; daß ebenda, wo der Wigwam stand, sich einst prächtige Landsitze, Paläste, Fabriken, Mühlen, Hochschulen, kurz die Schöpfungen einer neuen Zeit erheben würden?

Eine Schöpfung der Neuzeit und wahrlich keine der kleinsten ist auch Denver. Vor 15 Jahren noch ein Lagerplatz der Indianer, noch vor 12 Jahren ein Conglomerat von Bretterhütten, Erd- und Loghäusern, ist das Dörfchen Aurora zu einer Stadt emporgewachsen, die an Solidität, Eleganz, Thätigkeit, Reichthum so manche ihrer älteren Schwestern im Westen beschämt. Das Denver jener Tage war kaum mehr als ein Asyl für Heimathlose, eine Station der Goldgräber, ein Rendezvous für Speculanten und Industrieritter, während das Denver von heute in seinen massiven Häusergevierten eine Bevölkerung birgt, stabil, intelligent, unternehmend, und reich genug, um die Hauptstadt von Colorado zur Metropole der Territorien zu machen.

Wahr ist, der Aufschwung von Denver war weniger rapid und auffällig als der so mancher andern Stadt; war es doch fast ein ganzes Jahrzehnt dem Emigranten in so weite Ferne gerückt, daß es vor dem Ausbau der Union- und Kansas-Pacificbahn kaum mehr als ein Außenposten der Civilisation, nur eine Oase in der Wüste sein konnte.

Während aber an vielen anderen Orten die Klagen über Geschäftsstagnation, Bevölkerungsabnahme und Entwerthung des Eigenthums stationär und allgemein sind, hat die Bevölkerung von Denver innerhalb 18 Monaten um 6132 zugenommen, d. h. sich mehr als verdoppelt; ja mehr noch, im letzten Jahre allein wurden in Denver 783 Gebäude im Werthe von 2,301,373 Dollars gebaut, und 14,271,700 Dollars im Geschäfte umgesetzt, — und dies Alles in einer „Zeit der schweren Noth!" Wo ist die Stadt am Missouri, Mississippi, Ohio, die sich so vieler Neubauten während des letzten Jahres rühmen kann? Wo die Stadt, deren Bevölkerung sich in Jahresfrist verdoppelte und in der das Grundeigenthum, statt zu fallen, 20 bis 50 Procent im Werthe stieg? Wo die Stadt, die mit nur 10,832 Einwohnern ein Geschäft von 14 Millionen Dollars im Jahre entrirte?

Und doch ist Denver nicht über die Tage seiner Kindheit hinaus! Kaum zwei Jahre sind es, daß die erste Locomotive in das Weichbild der Stadt fuhr, aber diese zwei Jahre genügten, ihr 6000 neue Emigranten zuzuführen. Wie groß wird ihre Zahl sein, wenn das Eisenbahnnetz, das dort einmündet, einst ausgebaut und die südlichen Ausläufer der Felsengebirge gründlich erforscht sind, wenn die Naturschätze zu Kunstproducten dort verarbeitet werden, und die Parks im Westen wie die Thäler im Norden und Süden, durch Eisenbahnen zugänglich gemacht, die Heimath rationeller, unternehmender Ackerbauer, Viehzüchter, Fabrikanten oder Handwerker sind! Wie groß die Zahl, wenn das milde Klima Colorados, die Heilkraft seiner Mineralquellen, wie die Romantik seiner Berge jedes Jahr eine Legion Touristen aus dem Osten nach dort führt! Für sie Alle giebt es nur einen Einigungs- und Ausgangspunkt, nur einen Markt für Käufe und Verkäufe, nur ein Handelsemporium und nur ein Eisenbahncentrum im fernen Westen, — Denver.

Ende 1871 concentrirten sich bereits fünf Bahnen mit einer Bahnlänge von 425 Meilen; weitere 310 Meilen werden noch vor Ende dieses Jahres in Betrieb sein, während andere Bahnen nach respective von Denver aus projectirt, vermessen oder bereits im Bau begriffen sind. Es sind dies die Denver-Salt-Lake, die Denver, Georgestown-Utah, die Julesburg-Denver und die schmalspurige Leavenworth-Denver-Bahn. Mit dem Nordosten (Omaha, Chicago, Neuyork) steht Denver durch die 110 Meilen lange Denver-Pacific, die sich bei Cheyenne der großen Union-Pacific anschließt, in Verbindung; mit dem Südosten, (Leavenworth, Kansas City, St. Louis, Cincinnati) verbindet es, ohne irgend einen Wagenwechsel bis zum Missouri, die Kansas-Pacific. Mit dem Nordwesten bis Denver und Boulder-Valley; mit dem Minendistricte die Colorado-Central, und mit dem südlichen Colorado und Neumexico (Santa Fé) die schmalspurige, bereits 100 Meilen fahrbare Denver- und Rio-Grande-Bahn. Da für lange Jahre noch die letztgenannte Bahn der einzige directe Verkehrsweg nach den Territorien südlich von Colorado ist, so fällt Denver factisch der ganze Zwischenhandel zwischen dem Osten und Neumexico resp. Arizona zu, während die Boulder- und Centralbahn ihm den Handel nach den Kohlen- und Eisenlagern dort wie nach den Gold- und Silbergruben hier sichern. Aber nicht bloß geographisch, auch topographisch ist Denver gut genug gelegen, um sich zur Metropole des fernen Westens emporzuarbeiten. Malerisch am Fuße der Felsengebirge hingestreckt, in weiter Ferne von dem scheinbar nahe gelegenen Longs Peak im Norden und Pices Peak im Süden überragt, hat es Raum genug, sich auf dem Plateau östlich vom Cherry und Südplatte zur Größe von St. Louis oder Chicago emporzuschwingen.

An den Attributen einer Großstadt fehlt es ihm schon jetzt nicht; nicht an weiten ebenen Straßen, soliden Häuserfronten und Seitenwegen, nicht an gutgeleiteten Schulen und Straßeneisenbahnen, nicht an Wasser- und Gaswerken, nicht an Chinesen in den Vorstädten und Peanuthändlern an den Straßenecken — mit einem Worte, nicht an Capital, Verständniß und Unternehmungsgeist.

Daß unter den Pionieren von Denver die Deutschen

nicht die letzten waren, daß auch hier deutscher Fleiß, deutsche Sparsamkeit und deutscher Gemeinsinn sich Geltung verschafften, daß die kleine deutsche Colonie zu einem jetzt 2000 Köpfe starken Gemeinwesen emporwuchs, das lehrt ein Blick auf die Anzeigespalten der Zeitungen wie auf die Schilder über den Kaufläden der Larimer, F. Blake und anderer Straßen. Und wie im Geschäftsleben, so prädominiren auch die deutschen Adoptivbürger im geselligen Leben. Die Hebrew Benevolent Society, der Denver Grütli-Verein, der 1870 gegründete, 65 Mitglieder starke Männerchor, der sechs Jahre alte Turnverein mit seinen 50 Mitgliedern, — sie alle legen Zeugniß dafür ab, daß selbst im fernen Westen das deutsche Gemüth einen Einigungs- und einen Ruhepunkt fand.

Geographische Unternehmungen deutscher Gelehrten im Orient.

Von **Dr. Richard Kiepert.**

Herr Dr. Paul Schröder, Dragoman an der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel, bekannt durch sein Buch über die phönikische Sprache, unternahm im Frühling 1870 eine Reise nach Cypern, um archäologische und geographische Studien zu machen. Vorzüglich durchstreifte er die Osthälfte dieser interessanten Insel, die langgestreckte Halbinsel Karpasia, Mesavoria und das nördliche Gebirge zu beiden Seiten des Pente dactylon. Dann folgte eine Tour um die ganze Insel herum unweit der Küste. Unlängst hat nun der preußische Cultusminister Dr. Falk dem jungen Gelehrten eine namhafte Summe bewilligt, um seine Studien fortzusetzen. In diesem Herbste wird er Cypern wiederum besuchen, und zwar namentlich den Westen, die Abhänge des höchsten Berges der Insel, des Troodes, dann die Gebirgslandschaft Tyllíria und die Umgegend von Morfu.

Da im Februar dieses Jahres auch ein Naturforscher, Herr Seiff aus Dresden, namentlich die geographisch ganz unbekannten Gebirge im Westen der Insel durchwandert und seine Routen verzeichnet hat, und gleichzeitig mit Herrn Dr. Schröder auch Herr Dr. Kobelt aus Frankfurt am Main dorthin geht, um zoologische Sammlungen zu machen, so können wir hoffen, daß deutscher Fleiß vollenden wird, was Drummond, de Mas Latrie und Professor L. Roß angefangen haben, uns ein getreues Bild zu schaffen von jenem geschichtlich so interessanten Lande.

In Jerusalem ist der überaus fleißige Dr. O. Kersten (vergl. „Globus“ Bd. XX, S. 341 und 369), Kanzler beim dortigen deutschen Consulate, für unsere Wissenschaft thätig. Er arbeitet, gestützt auf die englischen Aufnahmen und die Routen von Robinson, Schick, Kiepert und Anderer, an einer detaillirten Karte der weitern Umgegend der heiligen Stadt. Dieselbe soll von Bab el Wad (an der Jaffastraße bei ihrem Austritt aus dem Gebirge) im Westen bis zum Jordan reichen, von Nabulus (Sichem) im Norden bis el Chalil (Hebron) im Süden. Es ist erfreulich, melden zu können, daß die Berliner geographische Gesellschaft aus den Fonds der Karl-Ritter-Stiftung dem verdienten Manne eine Beihülfe zu seiner langwierigen und kostspieligen Arbeit hat zu Theil werden lassen.

Wer Geograph und Kartograph von Fach ist, wird wissen, wie wenig er meistens aus den Reisewerken von Botanikern hat schöpfen können. Oft durchziehen sie ganz unbekannte Gegenden, notiren ihre Route nicht und verlangen später vom unglücklichen Geographen, daß er ihnen alle die Fundorte auf der Karte nachweise, die sie allein dem Namensschatze der Karten hätten zufügen können. Dies galt bislang fast als Axiom, bis Dr. G. Schweinfurth die erste glänzende Ausnahme machte. Denn Niemand wird leugnen, daß in den bisher von ihm publicirten Berichten über seine letzte Reise der Geograph fast mehr hervortrat, als der Botaniker. Ein Gleiches gilt von Herrn Dr. K. Haußknecht in Weimar, welcher im Jahre 1865 und dann vom October 1866 bis 1869 im Oriente gereist ist. Veröffentlicht sind von ihm bis jetzt nur zwei Briefe in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde Bd. 3, S. 464 ff. Es würde den Leser ermüden, alle seine Routen hier aufzuzählen, welche er mit der größten Sorgfalt verzeichnet und construirt hat. Nur kurz will ich die ungefähre Begrenzung des von ihm erforschten Gebietes angeben. Die meisten Kreuz- und Querrouten zeigt das Land zwischen dem Mittelmeer und Euphrat, gegen Norden begrenzt durch die Linie Albistan-Charput-Diarbekir, gegen Süden durch die Linie Antiochia-Halep-Euphrat. Sodann durchzog er Mesopotamien von Biredjik am Euphrat über Orfa, Mardin, Ras-el-Ain nach Mosul am Tigris; weiter nach Kerkuk, Sihna, Kermanschahan, Hamadan, Teheran bis Isfahan. Zahlreich sind wieder die Kreuz- und Querrouten in Luristan, in dem Berglande zwischen Isfahan im Norden, Schiraz im Süden und Behbehan im Westen. Namentlich hier ist es, wo Dr. Haußknecht absolut unbekanntes Gebiet erforschte. Die Zahl der von ihm kartographisch fixirten Ortschaften, Flüsse, Stämme u. s. f. geht in die Tausende. Namentlich aber gewinnen wir eine ganz andere, richtigere Anschauung von dem persisch-türkischen Grenzgebirge, vorzüglich in seiner südlichen Partie, und diese Arbeit wird von Werth bleiben, wenn auch einmal die englisch-russische Aufnahme der persisch-türkischen Grenze, welche mit so großer Geheimnißkrämerei in den Spinden der Bureaus zu London, Petersburg und Konstantinopel zurückgehalten wird, das Tageslicht erblicken sollte.

Die Originalaufnahmen Dr. Haußknecht's sowie ihre Redaction durch Professor Kiepert haben der Berliner geographischen Gesellschaft vorgelegen, und selbe will im nächsten Jahre die Mittel der Ritterstiftung zur Herausgabe dieses reichen Materials verwenden.

Bisher hatte ich Resultate zu verzeichnen, jetzt kommt ein Project, aber eines von großem Interesse, welches zugleich zeigt, in wie hohem Ansehen das neue deutsche Reich im Orient steht. Der als Kleinasienreisender bekannte Dr. Mordtmann in Konstantinopel hatte in deutschen Zeitschriften mehrere Artikel geschrieben über die in Armenien gefundenen Keilinschriften, deren Sprache er für das älteste Armenisch erklärte. Jene Artikel wurden ins Armenische übersetzt und erregten nebst Vorträgen, die Dr. Mordtmann hielt, die lebhafte Aufmerksamkeit der gelehrten Mechitaristen,

die weiter nachforschten und wegen ihrer größern Sprachkenntniß eine Menge überraschender Dinge fanden. Nun steht es fest, daß nur der kleinste Theil der vorhandenen Inschriften publicirt ist. Die Armenier selbst kannten viel mehr. So wurde Dr. Mordtmann gleichzeitig von drei ganz verschiedenen und von einander unabhängigen Quellen mitgetheilt, daß zwischen Musch und Bitlis beim Dorfe Xmerd mehrere Denkmäler dieser Art sich befänden. In Vaspuragan befindet sich ein Felsen mit einer sehr langen Inschrift; nach der Versicherung eines Augenzeugen enthält sie mehr Charaktere, als die bisher veröffentlichten funfzig Inschriften dieser Art zusammengenommen. Der aus Van stammende Patriarch hat schon in dieser Angelegenheit ein Circular an die armenische Geistlichkeit seiner Vaterstadt und Umgegend gerichtet und darauf hin mehrere neue Inschriften mitgetheilt erhalten.

Die armenische Gemeinde beabsichtigt also eine Erforschung des Landes hinsichtlich der alten Denkmäler. An der Spitze der Agitation stehen die durch ihre Erzeugnisse auch hier bekannten Photographen Gebrüder Abdullah, zugleich die Hauptwühler gegen die Umtriebe des Vatican und des jesuitischen Katholikos Hassun, und der Erzbischof von Beschiktasch, Koren von Narbey. Diese wandten sich durch Vermittelung von Dr. Mordtmann an den Feldmarschall Grafen von Moltke mit der Bitte, ihnen einen Generalstabsoffizier zur topographischen Aufnahme des erforschten Gebietes zu senden, und der Graf, als alter Orientreisender, hat sich bereit erklärt, diesem Wunsche zu entsprechen. Die Expedition soll nun im nächsten Jahre sofort mit Eintritt der günstigen Jahreszeit abgehen, und zwar als deutsche Expedition, geleitet von Dr. Mordtmann und dem betreffenden Generalstabsoffiziere, dessen Reise von der armenischen Gemeinde bestritten wird. Diese gewinnt so einerseits den Schutz der deutschen Regierung und entgeht andererseits möglichen Hindernissen von Seiten der Pforte. Als vorläufiges Itinerar ist festgestellt die Route: Trapezunt, Erzerum, Erzingian, Erzerum, Musch, Van, Umgebung des Vansees, Vaspuragan, bis an den Araxes, Nachtschevan, Erivan, Tiflis, Poti.

Aus den Bedingungen hebe ich noch Folgendes hervor:

1) Sämmtliche Resultate der Expedition sind gemeinschaftlich.

2) Alle Zeichnungen, Skizzen, Abklatsche, Photographien ꝛc. werden doppelt angefertigt; ein Exemplar erhalten die deutschen, eines die armenischen Mitglieder.

3) Antiquitäten werden nicht persönlich erworben, sondern als Eigenthum der Expedition, und werden später zwischen die beiden Nationen vertheilt.

4) Der Reisebericht erscheint gleichzeitig in beiden Sprachen, und so weiter.

Wünschen wir dem Unternehmen einen glücklichen Fortgang und guten Erfolg. Es ist an der Zeit, daß Deutschland auch als Staat etwas leiste für die Geographie, nachdem bisher seine Reisenden lediglich als Privatpersonen den ungleichen Wettkampf mit den begünstigteren Genossen englischer, französischer, russischer und amerikanischer Nationalität so ehrenhaft bestanden haben.

Aus allen Erdtheilen.

Fremdwörter in der deutschen Sprache.

Was ist ein Fremdwort? Wer setzt es in Umlauf? Welches sind die Bedingungen seiner Lebensfähigkeit? Wie wird es einheimisch? Wann erlischt es? Inwieweit ist sein Gebrauch gerechtfertigt und wann ist derselbe geschmackswidrig?

Auf diese Fragen giebt ein tüchtiger Sprachkundiger, Professor August Boltz, Antwort in einer kleinen Schrift: Das Fremdwort in seiner culturhistorischen Entstehung und Bedeutung. Berlin, Verlag von Rudolph Gärtner.

Ein Fremdwort ist jedes Wort ohne Ausnahme, das nicht vom Volke in seiner Gesammtheit als einheimisch, d. h. als seinem Sprachschatze organisch zugewachsen und zugehörig empfunden wird. In erster Linie tritt der Völkerverkehr als „Importeur" der Fremdwörter auf, indem er die Namen nicht bloß von Handelsartikeln, sondern auch sehr bald tiefgreifende Bezeichnungen auf dem Gebiete des religiösen und politischen Lebens zu solchen Völkern trägt, welche bisher auf der Stufe abweichender Anschauungen standen, ja nicht selten ihrem Lande und ihnen selber neue Namen gaben, ihre Sprache umformten und ihre ganze Daseinsform veränderten.

Sehr richtig betont A. Boltz, daß man bei Beurtheilung verwandt scheinender Wörtee nie den Boden der Geschichte verlassen und in zufälligem Zusammentreffen lautlicher Erscheinungen nicht Entlehnungen darf finden wollen. Wenn bei den Samojeden des Kreises Mesen Gott num heißt, so darf man das nicht etwa mit dem römischen numen, göttlicher Wille, göttliche Macht, in Zusammenhang bringen.

Alle Völker, welche mit einander im Verkehr standen, haben sich wechselseitig Wörter entlehnt, z. B. die Phönicier von den Aegyptern, diese von jenen und den Syro-Arabern; die Hebräer von den ersteren und von den Aegyptern, von denen sie selbst den Begriff ihres Gottes Jehova erhielten. Daß Griechen und Römer eine sehr große Zahl Wörter aus Aegypten, Carthago, Persien und überhaupt aus dem Orient annahmen, weiß Jedermann.

In unsere deutsche Sprache sind die Fremdwörter gekommen in Folge der Kriegszüge, von Handel und Gewerbe, durch Einführung des Christenthums, durch Kunst, Wissenschaft und Mode. Boltz führt eine Menge von Beispielen dafür an, und wir wollen einige derselben mittheilen. Manche unserer Leser werden überrascht sein, in so vielen Wörtern, welche durch Umbau völlig so zu sagen eingedeutscht sind, den fremden Ursprung zu erkennen.

Im Althochdeutschen strömen die Fremdwörter massenhaft herein. Durch Gewerbe und Handel: metzeler (macollarius), Fleischwaarenhändler; tisc (discus) Tisch und satul (sĕdīle) Sessel; mantal (mantellum) Mantel, und pelliz (pellicēum) Pelz; chorb (corbis) Korb, und chezzil (catīnus, cătillus) Kessel, faz (vas) Faß, und ezzich aus echiz (acētum) Essig, und oli (oleum) Oel, chalch (calx) Kalk, crîdâ (creta) Kreide, pech (pix) Pech, und tegel, ziegal (tegula) Ziegel.

Das Capital (capitale) cursirt und bringt guten Zins (census), geprägte muniza (moneta) Münze vermittelt den Verkehr, für den kleineen aus chuphar (cuprum) Kupfer. Auf dem marchât, merchât (mercatus) Markt erscheinen die kostbaren Artikel des Auslandes: sinnamin (cinnamomum) Zimmt, pfeffar (piper) Pfeffer, und ris (ar. er-roz) Reis, ja selbst beralâ (perla) die Perle.

Die Landcultur umfriedet den champh (campus) Camp,

d. i. das bestellte Feld, mit einem pherrich (parcus) Pferch, mit phost (postis) Pfoste und phal (palus) Pfahl. Die phlanzâ (planta) Pflanze wird Gegenstand ernster Aufmerksamkeit.

Fenachal (fŏniculum) Fenchel, chervota (caerefolium) Kerbel, quitten (cydonius) Quitte, aniz (anēthum) Anis, — minzâ (mentha) Minze, rátich (radix) Rettig und chol (colis) Kohl, — arowiz (ἐρέβινθος) Erbse und lins (lens) Linse und jegliche fruht (fructus) Frucht wird gebaut, — chirsa (cĕrăsum) Kirsche, nuz (nux) Nuß und phersich (persicum) Pfirsich werden eingeführt; buhs (buxus) Bux und papputa (pōpŭlus) Pappel werden bekannt; die chazzâ (catus) Hauskatze kommt ins Land. Inzwischen erhebt sich die chirichâ (κυριακόν, adj.) Kirche auf ihren Höhepunkt. Stattliche munistri (monasterium) Münster lassen auf ihrem turn (turris) Thurm das chruzi (crux) Kreuz weit hinaus leuchten über die Gemeinden, denen der prestar, priestar (presbyter) Priester mit seinem segan (signum) Segen die porte (porta) Pforte des paradîs (paradisus) Paradieses eröffnet, oder aus dem chelich (calix) Kelch den geweihten Gedächtnißtrank reicht. Der schlaue Pfaffo (goth. papa, πάπας) aber malt ihnen das „Jenseits“ mit tracho (draco) Drache und chetina (cātēna) Kette, mit Satanaz (—as) und seiner pîna (poena) Pein vor, wenn sie nicht Buße thun und sich castikôn (castigant) kasteien. — Munich (mŏnăchus) Mönch und nunnâ (nonna) Nonne bevölkern das chloster (claustrum) Kloster, bis die chruft (crypta) Gruft unter der chapella (capella) Capelle sie zur Ruhe bringt. — Der emsige Mönch sitzt nicht selten in einsamer zella (cella) Zelle, um die Schätze des Wissens auf perimend (mtl. pergamentum) Pergament oder dem noch seltenen papîr (papyrus) niederzuschreiben, und das tihtôn (dictare) Dichten und trahtôn (tractare) Trachten des unruhigen Herzens zu beschwichtigen. Dann und wann muß der chellâri (cellarium) Keller das Seinige thun, die stillen Stunden zu unterbrechen u. s. w.

Nach der Zertrümmerung des römischen Weltreiches und dem Erlöschen der hochrömischen Staats- und Büchersprache gewannen die landschaftlichen Dialekte der sogenannten romanischen Völker ein selbständiges Leben. Dabei kamen im Fortgange der Zeit nur diejenigen Mundarten zur Geltung und Schriftherrschaft, welche durch Glück und Zufall, d. h. durch die tragenden Kräfte der Geschichte, begünstigt wurden. Jede einzelne entlehnte für sich und nach ihrer Art Fremdwörter, und manche solcher Entlehnungen sind dann viel später in romanisirter Form ins ursprüngliche Heimathland zurückgekehrt. So z. B. das französische équipage, das, vom skandinavischen skip ausgehend, altfranzösisch als esquif, Schiff, erscheint, und nun bald vermittelst der Ableitungssilbe age (italienisch aggio, spanisch ajé) zur Bildung des Sammelwortes équipage, Schiffsausrüstung (Schiffsbemannung), führte; zu uns ist es in der Bedeutung von Gefährt, Wagen und Pferd zurückgekommen; mit equus, Pferd, hat das Wort nichts zu schaffen.

Ebenso ist es mit Infanterie, das vom altnordischen fante, ein starker Bursche, Kerl, Mann, kommt (die normannischen Fanten bildeten bekanntlich seit Konstantin dem Großen zumeist die Leibgarde der byzantinischen Kaiser). So entstand zur Zeit der ersten stehenden Truppen in Italien das Lehnwort fanteria und blieb bis auf den heutigen Tag. Auch in Frankreich heißt der Fußsoldat noch fantassin. Dennoch hat das organisch erweiterte Sammelwort infanterie zu der völlig unhistorischen Ableitung von „infans, Kind“ Veranlassung gegeben, als ob „die Kerle“ etwa stumme Kinder gewesen wären, oder bloß „Kinder (Infanten)“ gewartet hätten!

Zu dieser Gattung von ursprünglich germanischen, französirten und später wieder zurückgeflossenen Wörtern gehören noch in Bezug auf Krieg: Herold (héraut), alth. hariowalt, Heer(ver)walter; — Bresche (brèche, it. breccia) v. ahd. brechâ; — Bivouak (bivouac, bivac) mhd. bi-wacht, Beiwacht, für Nachtwache unter freiem Himmel, im Gegensatz zu Tagesdienst. — Rapier (rapière) durchs mlt. rapperia vom goth. raupjan, raufen (?). — Fourrage (fourrage) von feurre, Futterstroh, durchs mlt. fotrum v. ahd. vuoter, fuotar, Futter; also gleichsam Futtrage, wie Blamage. — Staffete (estafette, it. staffetta, Bügelreiter), d. i. cursor tabellarius cui pedes in stapede perpetuo sunt; v. ahd. staffa, Steigbügel. — Etappe (étape) Ort, wo etwas aufgehäuft wird, Stapelplatz, v. nd. stapel, Haufen, Ort für Niederlagen. — Galopp (galop, galopper, prov. galaupar), v. goth. hlaupan, laufen, mit dem Präfix ga-, oder (nach W. Wackernagel) von ahd. gaho-hloufan, jach laufen, u. a.

In Bezug auf Schifffahrt: Pilot (pilot, it. sp. piloto) v. nd. pijloot, st. pil-loot, Lootse, von peilen (pegeln), die Tiefe messen, und loots, Lootse, d. i. der Führer. — Havarie (avarie) durch mlt. havaria, von nd. haverei, Seeschaden, eig. Hafengeld (fürs Einlaufen und Ausbessern). — Balast (balast, lest) vom dän. baglast, Schiffslast u. a.

In Bezug auf Hofdienst: Marschall (maréchal) mlt. marescalcus v. ahd. marah, Mähre, Pferd und scalc, Knecht, Diener; also = Sattelmeister, wie Wittekind's erste Vasallen und Saalgenossen genannt wurden. — Seneschal (sénéchal) mlt. senescalcus, v. ahd. sine goth. sin (sineigs ältere, sinista älteste) und scalc; also = ältester (vornehmster) Diener, Hausminister. — Marquis (marquis) von Mark-graf.

Ferner die uns geläufigen Wörter: Boulevard (boulevard) v. ahd. polwerk, bolwerk, engl. bulwark, Bohlenwerk, Bollwerk; in Wollin heißt noch heute der Landungsplatz der Dampfschiffe so. — Fauteuil (fauteuil, altfr. faudesteuil, it. faldistorio) v. ahd. valtstuol, Falt- (für Klapp-) stuhl.

Verben wie: engagiren (engager), von gage, Pfand, dies durch mlt. vadium vom goth. vadi, Wette u. a.

Adjective wie: blasirt (blasé), von ahd. plooz, stolz, und hundert andere.

In gleicher Weise nahmen auch die italienischen Dialekte viele deutsche, besonders longobardische Wörter auf — das Spanische viele westgothische, das Rumänische griechische, türkische und slavische u. s. w.

Der transcontinentale Telegraph in Australien.

Von Adelaide aus sind drei Schiffe ausgesandt worden, um an den Punkt, an welchem der große, das australische Festland von Süden nach Norden durchziehende Telegraph seinen Endpunkt finden soll, Menschen und Vorräthe zu landen. Sie waren am 16. Februar glücklich bei der Insel Maria, welche vor der Mündung des Roperstromes liegt, angekommen und waren ohne Schwierigkeit auf demselben etwa 100 Miles weit gekommen. Dort landeten sie in aller Bequemlichkeit die Vorräthe, welche für die von Patterson geleitete Telegraphenexpedition bestimmt sind. Diese letztere ist auf Hindernisse gestoßen. Es hat sich wieder einmal gezeigt, wie unberechenbar die Witterungsverhältnisse in Australien sind. Es war so außerordentlich viel Regen gefallen, daß man die Arbeiten bis zum Eintritte trockenen Wetters einstellen mußte. In der Mitte Februars fehlten noch etwa 200 Miles. Ein Reisender, der in der Mitte des März in Adelaide aus dem Norden angekommen war, bestätigt, daß sich hier weite Strecken vortrefflicher Weideländereien befänden; er meldete, daß zwischen 15 und 20° S. westlich von der sogenannten Ashburtonkette ein großer Süßwassersee entdeckt worden sei. Der Reisende war unterwegs drei Mal von Eingeborenen angegriffen worden; diese benehmen sich sehr feindselig. Man hofft bis Ende Juni den Telegraphen vollenden und auf seiner ganzen Strecke dem Betriebe übergeben zu können.

* * *

— Ein Arzt, Dr. Decaisne, hat neulich in der Pariser Akademie der Medicin einige Ziffern zur Bevölkerungsstatistik mitgetheilt und einen Vergleich zwischen Preußen und Frankreich angestellt. In Preußen kommen, ihm zufolge, auf 100 Ehen 460 Kinder, in Frankreich kaum 300. Der Procentsatz der Geburten zur Bevölkerung stellt sich dort auf 3,98, hier auf

2,55. In Preußen beträgt der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle 13,300 auf die Million, in Frankreich 2400. Die Volksmenge in Frankreich würde sich erst in 170 Jahren verdoppeln, in Preußen in 42 Jahren, in Großbritannien in 52, in Rußland in 60 Jahren.

— Man ist jetzt vielfach beflissen, die Zahl der Mitglieder religiöser Orden zu ermitteln. Die „Norddeutsche Zeitung" giebt an, daß in Preußen 97 Orden und geistliche Congregationen (männliche) 1069 Mitglieder zählen. Davon kommen 160 Köpfe auf 11 Jesuitenklöster, 69 auf 5 Redemptoristenconvente. Bayern hat 61 Klöster mit 1054 Köpfen, Hessen-Darmstadt 4 mit 29. Die weiblichen Orden und Genossenschaften zählen 626 Anstalten mit 5586 Nonnen, Schulschwestern ꝛc. — 1800 mehr als 1865; dieselben stehen fast alle unter directem oder indirectem Einflusse der Jesuiten. Bayern hat 188 solcher Anstalten und Schwesterschaften mit 2583 Mitgliedern. Die Mannsklöster stehen zumeist unter der Centrale italienischer und französischer Superioren, denen gewiß nichts ferner liegt als bei den zu unbedingtem blinden Gehorsam verpflichteten Mönchen einen deutsch-nationalen, patriotischen Sinn zu pflegen.

— Die Zahl der Russen, welche der „orthodoxen" Kirche den Rücken gekehrt haben und ingrimmigen Haß gegen dieselbe hegen, vermehrt sich so beträchtlich, daß schon die Behauptung aufgestellt worden ist, sie betrage mindestens die Hälfte des gesammten großrussischen Volkes. Das mag zu hoch gegriffen sein, gewiß ist, daß die Dissidenten, Raskolniks, nach Millionen zählen. Pawloff giebt sie in der jüngst veröffentlichten vergleichenden Statistik Rußlands auf 8,000,000 Köpfe an; doch behaupten Andere, sie stelle sich auf ungefähr 12,000,000. Sehr zahlreich sind sie in der Wolgagegend von Twer bis hinab nach Astrachan. Die Starowerzen oder Altgläubigen, etwa fünf Millionen, findet man am meisten in den Gouvernements Moskau, Nischni Nowgorod, Samara, Saratoff, Perm, Wjätka, Tschernigoff, Witebsk und auch in Livland.

— Professor Ramsay hat den Engländern in Betreff der Steinkohlen eine sehr willkommene Mittheilung gemacht. Er weist nach, daß in England und Wales die Kohlenflöze viel ausgedehnter und mächtiger seien als man bisher angenommen hat.

— Ueber die Austernbänke an der Küste des nordwestlichen Amerika erhalten wir von Herrn Theodor Kirchhoff aus San Francisco folgende Zuschrift: „In XXI, Nr. 11, S. 176 des „Globus" lese ich unter dem Artikel: Der Austernhandel in Baltimore, daß an der Küste des Stillen Oceans noch keine Austernbänke entdeckt sind. Dieses ist ein Irrthum. Es befinden sich große Austernbänke in der Shoal-Water-Bai, gleich nördlich von der Mündung des Columbia, im Territorium Washington, von wo regelmäßig im Austernhandel beschäftigte Schooner nach San Francisco fahren; ferner kleinere Austernbänke in fast allen Buchten an der Küste Oregons und auch hier und da an der californischen Küste. In den letzten Jahren wurden viele Austern von den atlantischen Bänken hierher gebracht und ausgesetzt (transplanted). In der Bai von San Francisco befinden sich bereits große Austernbänke zwischen den Orten Alameda und Oakland, der Stadt San Francisco gegenüber, sowie bei Saucelito, am Eingange der San-Pablo-Bai. Diese Austern gedeihen hier ganz vorzüglich, sie werden außerordentlich groß und haben ein schneeweißes Fleisch. Die einheimischen californischen Austern sind klein. Die bedeutend größeren Chesapeake-Bai- (Baltimore-) Austern werden seit der Eröffnung der Pacificbahn auch frisch, in Eis verpackt, nach Californien gebracht und finden hier, wo der Austernconsum ein ganz ungeheurer ist, einen guten Absatzmarkt. Die in luftdichten Blechbüchsen verpackten Baltimore-Austern werden massenweise nach den zahlreichen Minenplätzen an der pacifischen Küste verschifft. Mit der Zeit werden jedoch ohne Frage die „Transplanted"-Austern alle anderen Sorten meistens von den hiesigen Märkten verdrängen, da sie bedeutend größer und auch schmackhafter sind als selbst die Chesapeake-Austern."

— Die nordamerikanische Expedition zur Untersuchung der Landenge von Nicaragua war in der Mitte des Aprils in San Juan del Norte (Greytown) angekommen. Sie hat bekanntlich die Aufgabe, zu ermitteln, ob eine practicable Route für die Anlage eines großen interoceanischen Schiffscanales vorhanden sei. Wir unsererseits nehmen keinen Anstand, zu behaupten, daß ihre Bemühungen ebenso erfolglos sein werden wie jene der übrigen Expeditionen, welche an anderen Punkten Centralamerikas und am Atrato-Truando dieselbe Aufgabe verfolgten. Gleich anfangs wurde sie von einem Mißgeschick betroffen, indem Capitän Crossmann, welcher sie befehligte, nebst sieben anderen Seeleuten seinen Tod in den Wellen gefunden hat.

— Bei Arauco ist ein sehr mächtiges Kohlenflöz aufgefunden und seit März in Betrieb genommen worden. Es zeigt sich immer mehr, daß das südliche Chile sehr reich an „schwarzen Diamanten" ist.

* * *

— Ein französirter Kartograph. In ihrer letzten Jahresversammlung hat die Pariser geographische Gesellschaft dem „National-Franzosen" Herrn Erhard Schieble eine Medaille zuerkannt für die schönen Stiche und Lithographien, welche nach neuer Methode aus seiner Anstalt hervorgegangen. — Nun, Herr Schieble, der geborene Badener, mag seine Abstammung immerhin verleugnen: wir haben nichts an ihm verloren. Wer eine Probe seiner Kunst kennen lernen will, lasse sich nur die neue auf Codazzi's Arbeiten beruhende Karte von Columbien in 8 Blatt (edirt von Manuel Ponce de Leon) vorlegen. Wenn er an den raupenartigen Gebirgen, den steifen Flußlinien und geschmacklosen Buchstaben noch nicht genug von national-französischer gekrönter Lithographie hat, so stehen ihm noch andere Dinge zu Diensten, z. B. Karten, deren Gradrandeintheilung vom Stecher als willkürliche Verzierung aufgefaßt und demgemäß behandelt wurde. Aber trotzdem: Nous marchons à la tête de la civilisation!

Wir wollen der vorstehenden Mittheilung, welche wir Herrn Dr. Richard Kiepert verdanken, noch eine zweite anschließen, welche zeigt, daß nicht bloß eine französische gelehrte Gesellschaft sich gründlich blamirt.

Die Wiener anthropologische Gesellschaft, ein Glied der allgemeinen anthropologischen Gesellschaft, hat am 13. Februar 1872 den berüchtigten Erfinder der race prussienne, nämlich den Monsieur de Quatrefages, einen Deutschenfresser grimmigster Sorte, zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt.

Das nennen wir Tact! Vielleicht hat von den Herren, welche das Diplom der Ehrenmitgliedschaft ausgestellt haben, keiner gelesen, was Adolf Bastian über die haarsträubende Ignoranz des Herrn Quatrefages in einem auch als Broschüre gedruckten Aufsatze gesagt hat.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Auf den Ruinen von Utica.

II.

Der Alterthumsforscher Daux, dessen wir schon erwähnten, war volle drei Monate in ununterbrochener Thätigkeit, um das Trümmergefilde von Utica gründlich zu untersuchen. Er stellte Nachgrabungen an, und es gelang ihm, wie er selber sagt, eine große Stadt des Alterthums aus ihrem Grabe auferstehen zu lassen; er bürge dafür, daß er der Wissenschaft volles Genüge geleistet habe und jede Kritik bestehen könne. Er habe im innern Lande die alten Umrisse und Küstenlinien der Bucht von Utica nachweisen können, eben so die alten Betten der Arme des Bagradas, und habe auch Cigisa und die von den Alten erwähnte Brücke aufgefunden. Bei den vielen Durchstichen, welche er machen ließ, gewann er eine reiche Ausbeute von Alterthümern: irdene Gefäße, Waffen, Werkzeuge und vieles Andere, und lebte sich allmälig so ganz in die Zustände des alten Utica und in das Leben und Treiben der Bewohner ein, daß er im Geiste die Stadt wieder herstellte; er hat ein ansprechendes Phantasiebild entworfen. —

Die Thore der altphönicischen Stadt sind nun offen; ich gehe durch die dreifache Reihe ihrer Mauerwälle zu ihr hinein in das Gewirr der engen und winkeligen Gassen. Einige Hauptstraßen ziehen sich weit hin, in sie münden die unzähligen kleineren ein. Auch jene sind unregelmäßig und eigensinnig, von ungleicher Breite von nur wenigen, 2 bis 4, Metern, aber sie führen zu den fünf Stadtthoren und zu den großen öffentlichen Gebäuden. An ihnen lagen die stattlicheren Wohnhäuser; die Straßen waren gepflastert und unter dem Pflaster waren Abzugscanäle, die bis ans Meer liefen. Trotz der Enge der Straßen hatten viele Häuser drei bis fünf Geschosse.

Wir treten in das Haus eines wohlhabenden Bürgers. In der Mitte befindet sich ein nahezu viereckiger Hofraum; er ist mit platten Steinen gepflastert und mit einer Galerie umgeben, die unten aus Mauerwerk besteht, im Uebrigen von Holz ist und sich in jedem Geschosse wiederholt. Von ihr aus gelangt man in die Zimmer, welche durch Thüren und Fensteröffnungen Luft und Licht erhalten. Nach der Straßenseite wurden nur wenige Oeffnungen angebracht.

Unter dem Pflaster des Hofes befindet sich die Cisterne, in welcher man das Regenwasser sammelte. Auf den platten Dächern schöpfen in der Abenddämmerung die Frauen frische Luft; sie führen im Allgemeinen ein sehr zurückgezogenes Leben. Alle Häuser, groß oder klein, waren so ziemlich nach einem und demselben Plane gebaut.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, mir das Leben in den Frauengemächern und auf den Terrassen näher anzusehen; ich weiß wohl, daß ich dadurch mich gegen strenge Gesetze verfehle, aber ich wage den Schritt. Da ist eine prächtige Dachterrasse; sie hat auf der Platform ein Gestell und ist umzogen mit einer großen Wand von farbigem, verziertem Leinenzeuge. So kann ich noch nicht in den Hofraum hineinblicken, in welchem Weiberstimmen laut werden und Kinder sich munter tummeln. Ich gehe näher und schlage ein kleines Stück Zeug zurück und sehe nun in den Hofraum hinab. Die Pfeiler der untern Galerie sind leicht, schlank und von weißem Marmor. In der Mitte befindet sich



Ansicht von Utica, restaurirt.

ein Springbrunnen, der sein Wasser plätschernd in ein Marmorbecken fallen läßt. Die Kleinen spielen mit den Händen darin herum.

Auf dicken Matten aus Espartogras, die mit weißwollenen, purpurumsäumten Decken belegt sind, hat sich eine junge Frau ausgestreckt und liebkoset ihre beiden Kinder; Kopf und Rücken ruhen auf Polstern. Die Frau ist schön; ihr dunkles Haar ist mit einem farbigen Bande umschlungen; dasselbe ist abwechselnd mit Perlen und mit goldenen Dariken garnirt (— persischen Goldmünzen, so nach König Darius benannt, der zuerst solche prägen ließ —). Sie trägt ein Unterkleid mit weiten Aermeln, die bis zur Hälfte des Armes herabreichen; das Kleid selbst ist eine Art Hemd und geht bis an das Knie; das Gewebe, aus Leinwand oder Baumwolle, ist weiß, fein und fast durchsichtig. Ueber dieses Unterkleid wird eine Sarabale gezogen; sie ist von Wolle und über den Schultern von zwei großen Spangen festgehalten; an den Seiten ist sie von oben bis unten offen und um den Gürtel wird eine breite Schärpe geschlungen.

Diese Dame ist die Hauptfrau ihres Herrn und Gemahls. In ihrer Nähe haben sich andere Frauen niedergekauert, welche mit ihr eine lebhafte Unterhaltung sehr ungezwungen führen; sie sind die Sklavinnen des Hauses. Die eine ist blond; sie stammt aus Europa aus einem keltischen oder germanischen Volksstamme; es ist ihr Amt, der Dame Kühlung zuzufächern. Einige andere sind schwarz, Aethiopierinnen; sie tragen lediglich einen kurzen Rock und sind in einer Ecke des Hofes mit Spinnen und am Webstuhle beschäftigt.

Plötzlich verstummt alles Gespräch; es nahet Jemand mit schwerem Tritt, und der Vorhang der Eingangsthür wird gelüftet. Da steht ein hoch und kräftig gebaueter Mann mit gebräuntem Antlitz; der starke, schon etwas mit Grau gemengte Bart ist sorgfältig gelockt. Auf dem kahl geschorenen Haupte trägt er eine zugespitzte Mitra, die mit einer goldenen Schlange verziert ist. Sein langer und weiter Ueberwurf von purpurfarbigem Wollenzeug hat der ganzen Länge nach zwei weiße Streifen als Saum; unter demselben trägt er die nationale Sarapis, eine kurze Jacke, deren enge Aermel bis auf die Handknöchel hinabgehen. Seine kurzen, oben zugeschnürten Halbstiefel laufen vorn in gespitzter Krümmung aus; die Beine sind mit einer eng anliegenden persischen Hose bekleidet; um dem Arme hat er einen goldenen, viermal gewundenen Armring und in den Ohren hängen große goldene Ringe. Dieser Mann tritt gemessenen Schrittes in den Hof ein; die Sklavinnen werfen sich mit dem Gesichte zu Boden nieder und ziehen sich dann unter die Galerie zurück. Die junge Dame erhebt sich und macht eine Kniebeugung; er streckt ihr die Hand entgegen, welche sie küßt und dann, zum Zeichen, daß die Frau dem Manne unterthan ist, auf ihren Kopf legt. Die beiden Kinder drängen sich mit Liebkosungen an den Vater. Er sagt ihnen einige freundliche Worte und giebt dann zwei Sklavinnen ein Zeichen, sie hinaus zu führen.



Kofferträger in Tunis.

Nun nimmt die Frau neben ihm auf der Matte Platz; er spricht leise mit ihr und sie erbleicht; sie ist stumm, wie niedergedonnert. Was mag er ihr gesagt haben?

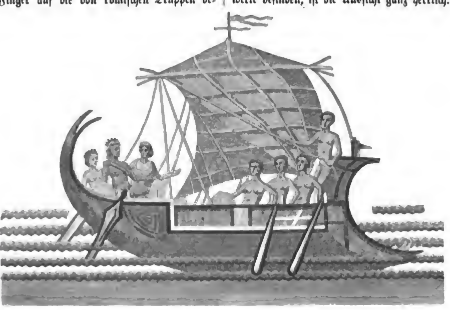
Es handelte sich darum, von Utica ein drohendes Unheil abzuwenden und die Gottheit günstig zu stimmen. Deswegen haben die Vorsteher des Gemeinwesens im geheimen Rathe verfügt, daß, ohne den Römern davon Kunde zu geben, funfzig Kinder angesehener Familien dem Baal-Saturn geopfert werden sollten. Unter diesen befand sich auch der älteste der beiden Knaben. Der Brauch schrieb vor, daß die Mutter zugegen sein mußte, wenn ihr Kind den Flammentod starb; sie durfte dabei kein Wort der Bekümmerniß über ihre Lippen bringen und keine Thräne vergießen*).

*) Die Mutter mußte dastehen „unerweicht und seufzerlos", wie es bei Plutarch heißt; das Jammern der Kinder wurde durch lär-

Wir gehen auf den sehr geräumigen Marktplatz, die Agora. An der Ostseite erhebt sich ein schöner, mit Säulen umgebener Tempel, in welchem der Senat dann und wann geheime Sitzungen hält; zur Linken, an der Nordseite, bemerken wir ein großes Gebäude, dessen ganze Architektur sich sehr fremdartig ausnimmt. Viele Bürger gehen aus und ein; sie haben in diesem Aerarium, wo die öffentlichen Gelder verwahrt werden, zu thun gehabt. Auf dem Platze herrscht viel Bewegung und die verschiedenen Gruppen sind in lebhaftem Gespräche. Die Römer, welche in nicht unbeträchtlicher Anzahl vertreten sind, blicken mit einem gewissen Mißtrauen auf die Phönicier. Vor wenigen Stunden ist ein iberischer Reiter vom Kriegsschauplatze eingetroffen, und er wird von allen Seiten mit Fragen bestürmt. Dieser Soldat aus Spanien trägt einen Panzer und Beinschienen, die aus feinen Ketten verfertigt worden sind; er ist eine stattliche Figur. Auf einem Gerüst, um welches die Menge sich drängt, ermahnt ein Redner zur Ruhe und warnt das aufgeregte Volk vor jedem Tumult; er zeigt mit ausgestrecktem Finger auf die von römischen Truppen besetzte Citadelle, welche die Stadt beherrscht. Auf den Zinnen derselben blinken Helme und Lanzenspitzen.

Im Innern dieser Zwingburg steht ein Tempel. Vielleicht ist er, wie jener in Karthago, dem Aeskulap geweiht, oder der Pallas, der schönen und strengen Göttin der Weisheit; sie stammt ja aus Libyen. Ist dieser Tempel das Heiligthum der keuschen Göttin, dann befindet sich dasselbe in einer eigenthümlichen Nachbarschaft. Denn hart unter der Citadelle steht ein kokettes von hohen Bäumen beschattetes Gebäude, in welchem aufgeputzte Weiber verkehren. Es ist der Tempel der Astarte, der sidonischen Venus. —

Die Sonne steht schon hoch, es wird sehr heiß auf der Agora und wir gehen nach den aus mächtigem Mauerwerk aufgeführten Kais am Kaufmannshafen. Ein Ruderer bringt uns in einer Barke nach der andern Seite, wo wir auf der Insel ans Land steigen. Hier ist Alles ruhig; wir finden Kühlung unter den Palmen und haben eine Anzahl stattlicher Gebäude vor uns. Von der etwas erhöheten Spitze des Eilandes, auf welcher sich die Terrassen der Festungswerke befinden, ist die Aussicht ganz herrlich. Zur Rechten



Alte Mosaik. Theseus kommt aus dem Labyrinth, nachdem er den Minotaurus getödtet.

sieht man ein großes, außerhalb der eigentlichen Stadt liegendes Theater. Den Horizont bildet eine Hügelreihe, die steil ins Meer abfällt; auf dem spitz auslaufenden Vorgebirge stehen die Castra Cornelia. Gen Südwesten erhebt sich eine andere Hügelkette; von ihr her schimmern weiße Gebäude, deren Umrisse man freilich nicht erkennt. Dort ist oder war Karthago, die Metropole der verschiedenen phönicischen Handelsniederlassungen auf dem Boden Afrikas. Sie ist ein Trümmerhaufen seit nun einhundert Jahren, und ihrem Falle verdankt Utica seinen Glanz und seinen Aufschwung.

Vor uns, in weiter Ferne, erblicken wir ein bewaldetes Vorgebirge, das von den lauen Fluthen des Mittelmeeres bespült wird, das Promontorium Apollinis. Dort stehen viele Landhäuser in anmuthiger Umgebung; auf dem blauen Wasser der Bucht schwimmen Kauffahrer mit weithin schimmernden Segeln. Wir sehen ein Schiff, das eben aus Bri-

mende Musik übertäubt. Menschenopfer, hauptsächlich von Kindern, waren gleichsam die Grundlage des karthagischen und überhaupt phönicischen Baaldienstes. Aus Diodorus Siculus wissen wir, daß die Statue des Baal-Saturn zu Karthago von Erz war; sie hob die Hände in die Höhe mit einer Beugung nach unten, so daß das in ihre Arme gelegte Kind hinabrollte und in einen Feuerschlund stürzte. Diodor weiß auch, daß eigends zu dem Zwecke gemästete Sklavenkinder manchmal die Stelle der Kinder vornehmer Eltern vertreten mußten. Als Agathokles Karthago bedrängte, glaubte man, daß Baal über diese Stellvertretung zürne und verbrannte 200 vornehme Kinder zumal, um den Gott zu begütigen; außerdem boten sich noch 300 Leute freiwillig zum Opfer an. Die Römer duldeten in den ihnen unterworfenen phönicischen Städten solche Greuel nicht; die Opfer wurden deshalb insgeheim gebracht. Plutarch spricht sich scharf darüber aus; „nichts Aergeres hätten selbst die Typhonen und Riesen einführen können, diese Feinde der Götter, wenn sie obgesiegt hätten.“ Schon der persische König Darius Hystaspis verlangte von den Phöniciern die Abschaffung der Menschenopfer, und als Gelo von Syrakus mit den Karthagern einen Vertrag schloß, stellte er in demselben diese Abschaffung ausdrücklich fest. Die punischen Greuel hatten auch in der römischen Kaiserzeit ihren Fortgang. Tertullian erzählt, daß ein Proconsul, Tiberius, die Baalspriester, welche Kinder geopfert hatten, an den Bäumen des Tempelhaines aufhängen ließ. Hier mögen noch ein paar Verse des Silius Italicus stehen:

Mos fuit in populis, quos condidit advena Dido
Poscere caede Deos veniam, ac flagrantibus aris,
Infandum dictu, parvos imponere nates.

A.



Phönicische Alterthümer.

tannien kommt, von wo es Zinn geholt hat; ein anderes kommt noch weiter her, denn es hat aus dem Nordosten Bernstein geholt. Andere Fahrzeuge kommen aus den verschiedenen phönicischen Handelsniederlassungen in Iberien und Gallien. Eins läuft eben ein, das mit sardinischem Wachs beladen ist; wieder ein anderes bringt Soldaten und numidische Reiter, welche auf Sicilien das dortige Heer verstärken sollen. Auffallend ist eine lange, schmale Galeere, die vorn und hinten in eine hohe Spitze ausläuft; sie kommt aus Aegypten; der Pilot sitzt hoch am Mast in einem Korbe und lenkt das Schiff sicher in den Hafen.

Am andern Tage besuchen wir den Kriegshafen. Wir gehen den kolossalen Mauern entlang, die 6 Meter dick und vom Boden bis an die Zinnen 12 Meter hoch sind. Soldaten schlendern auf denselben hin und her. Der Eingang ist wohl bewacht und verwahrt; wir kommen an drei Forts vorüber, welche viele Schießscharten haben und auf welchen mit Steinen beladene Katapulten stehen. Jedes Fahrzeug, welches den Eingang erzwingen will, kann von ihnen bestrichen werden. In das Fort zur Linken gehen viele Soldaten und Matrosen, denn unter der Terrasse, welche die Katapulten trägt, befindet sich wohl ein Tempel, in welchem die Seeleute, welche den Gefahren des Meeres entronnen sind, dem Gott ihren Dank bringen und ein Gelübde erfüllen? Nein; in diesem Tempel, in welchen nur mattes Licht fällt, wird der Venus Amphitrite geopfert.

Den Mauern entlang liegen viele Galeeren verschiedener Art und von jeder Größe, einmastige und zweimastige; mehrere derselben tragen auf dem Verdeck einen hölzernen Thurm. Neben diesen Kriegsschiffen liegen, in besonderen Reihen, schwere, plump gebauete Fahrzeuge für den Transport. An den breiten, niedrigsten Kais liegen die großen Magazine; oberhalb derselben läuft ein zweiter Kai, in gleicher Höhe mit den Häusern, und hinter demselben sind wieder Magazine, in welchen man alle zur Ausrüstung von Schiffen erforderlichen Gegenstände aufbewahrt.

In der Mitte des Kriegshafens erhebt sich ein mächtiges Gebäude mit vier Bastionen und einer Anzahl von runden Thürmen. Es ist zugleich Festung und Palast, in welchem der Sufet-Admiral von Utica residirt. Er hat Gewalt über Alles, was sich auf das Seewesen und den Seehandel bezieht; er ist das Vorbild der venetianischen Dogen. Jetzt eben steht er oben auf dem Observatorium und überblickt Hafen, Flotte und Arsenale. Er vernimmt von der Stadt her ein dumpfes Geräusch und Geschrei; was soll das bedeuten? Er schauet nach einem länglichrunden Gebäude, dem Amphitheater, in welchem die Zuschauer, in der überwiegenden Anzahl Römer, sich ergötzen. Jetzt eben hat ein berühmter Bestiarius, ein stämmiger Germane, mit einem numidischen Löwen gekämpft und ist von demselben durch Schläge mit den Pranken arg zugerichtet worden. Daher der Jubel.

Jetzt beginnt im Hafen eine unruhige Lebendigkeit sich bemerkbar zu machen; von allen Seiten her lautes Rufen; Matrosen und Seesoldaten eilen nach den Galeeren und den Transportschiffen; viele Barken fahren hin und her, die Kais füllen sich mit einer ängstlich bewegten Menschenmenge; schwer belastete Sklaven tragen allerlei Sachen ans Ufer; in aller Eile werden die Schiffe zu möglichst rascher Abfahrt hergerichtet.

Was hat das Alles zu bedeuten? Julius Cäsar hat bei Thapsus gesiegt; er rückt in Eilmärschen gegen die Stadt heran, in wenigen Tagen kann er vor den Mauern Uticas sein, und dieses ist der Hauptwaffenplatz seiner Gegner. Erfolgreichen Widerstand kann man ihm nicht entgegensetzen; deshalb rüsten sich die römischen Edelleute zur eiligen Flucht; sie wollen sich nach Spanien retten. Die Menge macht ehrerbietig einem Römer Platz, welcher die Streitkräfte der pompejanischen Partei in Utica befehligt. Es ist Cato. Der will nicht fliehen, er bleibt und weiß, was er thun wird; inzwischen sorgt er eifrig dafür, seinen Freunden das Entfliehen zu erleichtern.

Man vernimmt aus der Ferne Trompetengeschmetter und der Bucht entlang wirbelt Staub auf, aus welchem man dann und wann Schilde und Helme hervorglitzern sieht. Die Reiter der pompejanischen Partei entfliehen ins Innere, nach Mauretanien hin.

Diese Flucht ist ein Glück für die phönicischen Stadtbewohner, denn trotz Cato's Befehlen hatten die Reiter schon mit dem Plündern begonnen *). —

Hier endet das Phantasiegemälde des Herrn Daux. Er betont, daß man unbedenklich dasselbe als eine Wirklichkeit hinnehmen könne. „Ich erfinde absolut nichts und habe mich streng an Thatsachen gehalten; in den Zeichnungen ist Alles gewissenhaft genau und mathematisch wiedergegeben; ich reproducire die Vergangenheit in allen ihren Einzelnheiten.“ —

Weiter oben haben wir, Herrn von Maltzan folgend, das Ruinenfeld geschildert. Auf die Römer folgten die Byzantiner, Vandalen, Araber und Türken. Seit jenem Siege Cäsar's sind mehr als neunzehn Jahrhunderte vergangen. Uns fallen einige Verse aus Lucan's Pharsalia ein. Er sagt von den Ruinen des alten, punischen Karthago, was auch von Utica gilt:

— — Da liegt sie im Staub, die besiegte Karthago,
Thürme und Burgen in Trümmern am unglückseligen Ufer.
Schutt ist die übermüthige Stadt mit den Schrecken und Nöthen,
Die sie auf Latium einst und laurentische Fluren gehäuft hat.
Kaum ist ein Zeichen von ihr, ein Name geblieben; verschwunden
Ist sie, getilgt von der Erd', unkenntlich bis auf die Ruinen.

*) Thapsus lag in der Provincia Byzacene, die zum Gebiete Karthagos im engern Sinne gehörte. Die Stadt ist historisch merkwürdig durch den plötzlichen Ueberfall, welchen Cäsar gegen Scipio, den Schwiegervater des Pompejus, und König Juba unternahm, und durch seinen Sieg über beide, 46 vor Christus. Scipio und Juba gaben sich selber den Tod; Numidien wurde römische Provinz.

Zur Culturgeschichte der Vorzeit.

Von **Ludwig Lindenschmit.**

I.

Die Alterthumskunde in ihrer Stellung zur Naturforschung. — Die sogenannte Bronzecultur des Nordens und der internationale Congreß zu Bologna. — Kritik unhaltbarer Behauptungen. — Beurtheilung der ethnologischen Verhältnisse der Vorzeit. — Craniologisches. — Grabforschung.

Die bunte Bilderreihe der Culturgeschichte in aufsteigender Linie zu verfolgen, den letzten Ring in der Kette der Erscheinungen zu fassen, liegt so tief begründet in dem Drange menschlichen Strebens nach Wissenschaft und Klarheit, daß Versuche in dieser Richtung mit immer größerm Nachdruck und Erfolge in einer Zeit hervortreten mußten, welche für die Beseitigung traditioneller Täuschungen und Vorurtheile in so vielseitiger Weise thätig ist wie die unsrige. Je mehr das Bedürfniß einer übersichtlichen Beurtheilung der Thatsachen zum Bewußtsein gelangte, je mehr man auf die Ergründung lange und fortdauernd wirkender Ursachen hingewiesen wurde, um so tiefer mußte die Untersuchung der Grundlagen späterer Entwickelung in die früheren Zeiten zurückgreifen und einen immer weitern Bereich ihrer Beobachtung und Prüfung unterziehen. Die Mängel und Lücken der bisherigen systematisch geordneten Erfahrungen mußten eben so bald zur Erkenntniß gelangen als das Verfehlte ihres Ergebnisses, der ethnologischen und culturlichen Vorstellungen von den alten Völkerverhältnissen bis zu den frühesten Perioden hin.

Es sind hier irrthümliche sowohl als absichtlich gefälschte Auffassungen zur Geltung gelangt, und daß sie vorzugsweise für eine Beschränkung und Zurücksetzung des germanischen Elements wirksam sind, ist ebenso bezeichnend für die wohlmeinende Gesinnung unserer Nachbaren, von denen sie zumeist ihren Ausgang nahmen, als für unsern eigenen schwachmüthigen Fanatismus für Unparteilichkeit, mit welchem wir immer bereit sind, auch den frivolsten Ansprüchen eine gewisse Berechtigung einzuräumen und leeren Luftgebilden eine Art wissenschaftlicher Verkörperung zu verleihen. Dank dieser unserer eifrigen Mitwirkung ist uns denn auch die Bedeutung einer tendenziösen Auffassung der vorzeitlichen Verhältnisse recht nachdrücklich zum Bewußtsein gebracht worden. Wenn wir sehen, wie an der skandinavischen, slavischen und keltischen Darstellungsweise der Vergangenheit die Ueberhebung der betreffenden Völker und Völkchen sich steigert und ihre Nationaleitelkeit immer mehr erhitzt; wenn selbst große politische Ansprüche und Pläne auf Länderraub, wie neuerdings durch die bekannte Carte de la Gaule, auf Verhältnisse der entlegensten Vorzeit begründet werden sollen, so ergiebt sich der praktische Werth einer Klarstellung dieser fernabliegenden Zustände für manche recht aufdringlich herantretenden Fragen der neuesten Zeit.

Die Forschung an und für sich vermag dieselben freilich nicht zu beseitigen, wohl aber der anmaßlichen Tendenzlüge der Fremden die wissenschaftliche Hülle zu entreißen, und andererseits aber zugleich auch die nutzlosen, ja schädlichen Täuschungen zu zerstreuen, mit welchen uns ein verkehrter Patriotismus im Wetteifer mit nachbarlichen Thorheiten zu mancher Ueberschätzung und irrigen Ansicht unserer eigenen Vorzeit verleitete.

Klarheit und Wahrheit ist Alles, was wir bedürfen, und wenn dieselben auch erst mit Lösung einiger wichtigen und schwierigen Fragen zu gewinnen sind, so bürgen doch für die endliche Erreichung des Zieles die Resultate einer vorgeschrittenen Verfahrungsweise unserer Alterthumsforschung. Wir haben wenigstens jetzt schon durch die Erschließung der Denkmale der Uebergangsperiode von heidnischer zu christlicher Zeit eine sichere Grundlage zur Beurtheilung der früheren Lebens- und Bildungszustände und ihrer Entwickelung erhalten, sobald wir überhaupt die letztere als eine naturgemäße und folgerichtige auffassen und nicht als ein sprungweises Vorgehen mit ganz unbegreiflichen Rückfällen betrachten wollen.

Die so überaus zahlreichen und vielartigen Gräberfunde aus der Zeit von dem 5. bis 8. Jahrhundert gewähren einen vollkommenen Ueberblick über den Gesammtbetrag der technischen Erfahrungen und Fertigkeiten, welche nach einer nahezu halbtausendjährigen Berührung mit den Römern in unserm Lande heimisch geworden. Sie bieten damit zugleich den denkbar sichersten Rückschluß auf den Umfang derselben vor jenem so vielseitig und nachhaltig anregenden Verkehr, und auf den Grad von Ausbildung und Geschicklichkeit namentlich in der Metallarbeit, welchen wir für die Erzeugnisse der Bewohner unseres Landes in jenen ferner liegenden vorausgehenden Perioden anzunehmen berechtigt sind.

Damit ist im Allgemeinen schon ein unverrückbarer Anhalt gegen alle abenteuerlichen Combinationen gewonnen, ein Ausgangspunkt, von dem es möglich wird, Schritt auf Schritt den Denkmalen folgend, ein, soweit es überhaupt vergönnt ist, verlässiges Bild der alten Culturzustände zu erhalten.

Ebenso ist auch die Aussicht eröffnet, für die Beurtheilung der ethnologischen Verhältnisse der vorgeschichtlichen Zeit eine erweiterte und festere Grundlage herzustellen, als sie die bis daher einzig maßgebende Sprachforschung mit ihren Völkertafeln und indo-germanischen Völkerzügen zu bieten vermochte. Wir werden diese Förderung von einem Zusammenwirken erwarten können, zu welchem sich verschiedene andere wissenschaftliche Disciplinen der bisher isolirten Archäologie genähert, und einen nicht nur gegenseitig fruchtbringenden, sondern auch nach allen Richtungen hin vielverheißenden Verkehr eröffnet haben.

Die Forschungen, welche von naturwissenschaftlicher Seite über das Alter des Menschengeschlechts und alle mit dieser Frage zusammenhängenden Verhältnisse aufgenommen sind, müssen an die Denkmale der ältesten Culturzustände anknüpfen und sich auf die Resultate stützen, welche die Alterthumsforschung aus den Gräberfunden der Vorzeit zu gewinnen vermag.

Andererseits erhält die Grabforschung eine bisher vermißte ebenso wichtige als anziehende Bereicherung in der wissenschaftlichen Prüfung der körperlichen Ueberreste der alten Bevölkerung durch Craniologie. Der Gewinn für eine allseitige Klarstellung der alten Zustände erscheint so gesichert und vielversprechend, daß es dagegen wenig in Betracht

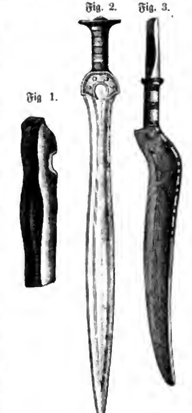
kommen kann, wenn von den Vortheilen dieses Verkehrs bis jetzt noch nichts Erhebliches der Alterthumsforschung zu Gute kam. Bis dahin wenigstens war sie mehr der gebende als empfangende Theil. Wenn sie über die verschiedenen Arten und Bearbeitungsweisen der Werkzeuge aus Stein und Knochen, über die zeitliche Dauer ihres Gebrauchs, sowie über die Merkmale einer Altersverschiedenheit der Metallgeräthe Auskunft zu ertheilen wußte, so hat sie damit jene unerläßlichen Hülfsmittel geboten, welche allein die Naturwissenschaft bei ihren Untersuchungen alter Höhlenwohnungen und anderer Ablagerungen von Ueberresten der Vorwelt vor den größten und gefährlichsten Irrthümern in der Altersbestimmung von Fundstücken scheinbar oft sehr frühzeitiger Bildungsperioden bewahren können.

Dagegen hat als Gegengabe die deutsche Alterthumskunde bis jetzt noch wenig mehr als Anregung zu einer Erweiterung und Vertiefung ihrer Studien und zwar eher durch Aeußerungen des Zweifels und des Mißtrauens als der Anerkennung erhalten.

Nicht einmal aus der verhältnißmäßig späten Zeit der Völkerwanderung, für welche sie aus vielen Tausenden von Gräbern ein Material beschaffte, wie es sowohl an Masse als unbedingte Verlässigkeit aus keinem der früheren Zeiträume zu gewinnen ist, konnte sie die Bestimmung einer wissenschaftlich dargestellten und anerkannten Charakteristik des germanischen Schädels dieser Periode erlangen.

Neben die Resultate, welche durch Ecker und Hölder aus alamannischen Gräbern dieser Zeit gewonnen wurden, stellten sich alsbald Zweifel, ja die bestimmte Negation anderer sehr ausgezeichneter Forscher, wie Welker's und Virchow's.

Wir sollen annehmen, daß die körperlichen Ueberreste jenes großen Stammes, dessen Eigenthümlichkeit und unerschöpfliche Volksmenge von allen Seiten und aus allen Zeiten des Alterthums bezeugt wird, in den Gräbern des Landes, das als vagina gentium galt, gar nicht aufzufinden seien, ja wir sollen glauben, daß eine dolichocephale Race niemals existirt habe, obschon wir sie in den zahlreichen Schädeln aus den alten Friedhöfen der Alamannen, Burgunden und Franken in den Händen haben. — Erklärbar werden solche Urtheilssprüche, welche zunächst aus einem Zweifel an der Zeitbestimmung dieser Gräber hervorgegangen, nur aus einer Unterschätzung und einer mangelhaften oder einseitigen Kenntnißnahme der antiquarischen Leistungen und Ergebnisse. Es ist noch nicht gar lange her, eigentlich erst seit den Funden von Manufacten im Diluvium und den hiermit angeregten Forschungen nach dem Menschen der Urzeit, daß sich die Untersuchungen der Craniologen, Anatomen und Paläontologen auf den Bestand der Alterthumsfunde hingewiesen fanden. Als die hier erlangte Auskunft über die Hinterlassenschaft der frühesten Landesbewohner ausreichend zutreffend und zugleich von sehr einfacher Art befunden wurde, hielt man für alles Uebrige, was weiterhin noch wissenswerth erschien, eine rasche Orientirung unter den antiquarischen Resultaten für genügend und beschränkte sich auf Aneignung dessen, was das bekannte System des Stein-, Erz- und Eisenalters bieten konnte. Jene der Naturforschung geläufige Eintheilung der Objecte nach ihren stofflichen Eigenschaften in Classen und Genera empfahl ohnehin diese Auffassung der alterthümlichen Funde. Der Vortheil einer handlichen Terminologie erschien so annehmlich, daß man ihn selbst auf die Species auszudehnen suchte und daran dachte, die einzelnen Formen der Messer, Meißel ꝛc. gleich jenen mancher Pflanzen und Thierarten mit den Namen bekannter Forscher zu bezeichnen, und es ist zu bedauern, daß dieser Vorschlag vielleicht gar nur in Folge der Verlegenheit unterblieb, jetzt schon die erforderliche Anzahl der letzteren für die große Menge der Varietäten zu finden, selbst wenn man unter den zunächst befreundeten bis zu den Besitzern und Aufsehern von Sammlungen herabginge.


Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3.

Man bewegte sich bald mit solcher Sicherheit auf diesem systematisch abgetheilten Gebiete, daß man sich zu selbständigem Ausbau der Theorien und zur Mitwirkung bei der Entscheidung der verwickeltsten Fragen der Alterthumsforschung genügend ausgerüstet und berufen erachtete. Man ließ sich nicht durch das Bedenken abhalten, daß die Beurtheilung vorzeitlicher Culturverhältnisse doch von anderen Gesichtspunkten ausgehen muß, als die Untersuchung jener Objecte, welche Gegenstand der Naturforschung sind, und daß sich auf die Thatsache der Existenz eines alten Volksstammes hin noch lange nicht für denselben Ansprüche auf Producte von Bildungszuständen begründen lassen, die nur als das Ergebniß eines Zusammenwirkens sehr bestimmter günstiger Verhältnisse zu betrachten sind, welche in jener Frühzeit nicht überall vorhanden und noch weniger gleichartig wirksam sein konnten.

Daß die englischen, dänischen und auch die französischen Gelehrten für die gesammten alterthümlichen Metallgeräthe ihrer Landesfunde die Anerkennung einheimischen Ursprunges beanspruchen, ist bei den ersteren aus dem allesbeherrschenden nationalen Dünkel und bei den letzteren wohl auch theilweise aus demselben Grunde, aber doch auch aus der Unzulänglichkeit der Resultate einer erst neu aufgenommenen Untersuchung zu erklären; weniger begreiflich ist dagegen, daß auch deutsche Gelehrte ganz unbefangen auf jene Täuschungen eintreten, und in diesem Punkte die tiefere Auffassung, die auf den Grund der Dinge dringende Richtung unserer Forschungsweise verleugnen.

Die Art des Uebergangs der mitteleuropäischen Völker von dem Gebrauche der Werkzeuge aus Stein, Holz und Knochen zu jenem der Metalle bleibt die wichtigste und zugleich schwierigste Aufgabe der culturgeschichtlichen Studien. Unerklärbar aus sich selbst ist das unvermittelte Auftreten der Messerklinge aus Erz neben dem Schneidewerkzeug aus Feuerstein, der Erzlanze neben dem zugespitzten Knochensplitter und des zweischneidigen Bronzeschwerts neben dem Beil aus Kieselschiefer. Selbst die Annahme einer wie immer herbeigeführten Verpflanzung der Erzkunst nach dem Norden mußte eine Reihe selbständiger Versuche und eine allmälige Ausbildung derselben bis

zu der Stufe der Vollendung voraussetzen, welche bereits in den Fundstücken von Bronzearbeit, die unbedingt als die ältesten zu betrachten sind, längst erreicht ist. Ihre Erscheinung in fortdauernder Begleitung der einfachsten Steinwerkzeuge wird deshalb so lange ein ungelöstes Räthsel bleiben müssen, als dieselbe in unmittelbarer Verbindung mit den altheidnischen Culturverhältnissen des Nordens oder gar aus denselben hervorgegangen betrachtet wird.

Eine Vorstellung von dem Umfang und der Bedeutung dieser Bildungsverhältnisse aber können wir aus den im Allgemeinen völlig übereinstimmenden Schilderungen griechischer und römischer Beobachter aus der ersten historischen Zeit des Nordens gewinnen. Sie läßt sich im Einzelnen aus einer Vergleichung der jetzt noch gleichartigen Zustände zurückgebliebener Völker ergänzen und bietet, je weiter rückwärts, immer mehr nur noch ein Interesse in Bezug auf die Bestimmung ihrer Zeitdauer, welche allerdings weniger die Aufgabe der Alterthumskunde als der Naturforschung bleibt.



Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6.

Sobald aber die letztere sich auch bei den Untersuchungen der ungleich wichtigern Periode des Eintritts der Metalle betheiligen und, über das anthropologische Gebiet hinaus, unmittelbar in die antiquarische Forschung eingreifen wollte, so mußte sie erkennen, daß ein günstiges Ergebniß dieser Mitarbeit unerläßlich bedingt werde von einer umfassenden Aneignung der bereits durch die Alterthumskunde gewonnenen Thatsachen, da nur aus diesen erst sich die Formulirung jener Fragen ergeben kann, von deren Beantwortung eine Klarstellung der Verhältnisse zu erwarten ist.

Wie ungenügende, ja gänzlich nutzlose Resultate solche Erörterungen ohne vollkommen sichern Ausgangspunkt und bestimmte Richtung haben müssen, lehren die Ergebnisse des letzten internationalen Congresses zu Bologna, an welchem sich auch die Spitzen unserer „Anthropologie archéologique“ betheiligten.



Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9.

Sollte hier die Untersuchung aufgenommen werden über den einheimischen oder auswärtigen, zunächst italischen Ursprung der nordischen Bronzefunde oder, wie man sich auszudrücken vorzieht, der nordischen Bronzecultur, so war für eine vollkommen objective Prüfung der Thatsachen schon der Umstand von vornherein ungünstig, daß die nordischen Forscher mit einer unerschütterlichen Ueberzeugung von der Existenz einer altheimischen Erzkunst an die Frage herantraten. Wenig geneigt, nur die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß die alten Bronzegeräthe ihrer Länder, wie so viele aus weiter Ferne gebrachten Bestandtheile der späteren Grabfunde, im Ganzen nur als Ueberlieferungen eines zeitweise sehr lebhaften Verkehrs mit Völkern höherer Bildung zu betrachten seien, mußten sie auch hier entschlossen bleiben, so wenig als möglich von den Ansprüchen auf jene vermeintlichen Zeugnisse einer alten selbständigen Cultur des Nordens aufzugeben und höchstens einige Beziehungen derselben zu jener des Südens einzuräumen.

Bei dieser bestimmten, vorgefaßten Ansicht war eine volle Freiheit des Umblicks, eine Unbefangenheit der Prüfung und

Erörterung undenkbar, während eine Entscheidung der Frage ohnehin nicht herbeizuführen war durch vereinzelte für diesen Zweck unternommene Ausgrabungen, noch durch die Einsichtnahme einer großen Menge der interessantesten, aus allen Theilen Italiens zusammengebrachten Alterthümer.

War aber einmal die ganze Untersuchung neuerdings vor Allem dadurch angeregt, daß eine sehr bemerkenswerthe und immer wachsende Anzahl jener cisalpinischen Bronzen, insbesondere beinahe sämmtliche Erzgefäße unverkennbare Merkmale einer hochausgebildeten Technik von bestimmter Eigenthümlichkeit kundgeben, welche in dem alten Italien nachweisbar und dort in vollem Zusammenhang mit der übrigen Entwickelung der Cultur, im Norden aber isolirt steht, so konnte nur eine umfassende Kenntnißnahme und Prüfung dieser Fundstücke die richtige Grundlage und den Ausgangspunkt der Erörterung bilden. An jene besonderen Merkmale der Technik und des Stils der nordischen Bronzen mußte die weitere Nachforschung anknüpfen. Man mußte wissen, was man zu suchen hatte, um dem Sprüchwort gemäß auch zu finden.

Wenn wir dagegen nach der Aeußerung eines der hervorragenden Theilnehmer des Congresses das ganze Ergebniß dieser internationalen Untersuchung danach zu bemessen haben, daß Thongefäße von der Art unserer Urnen in Form eines Hauses, und jener mit Verzierungen von Buckeln und Masken auch in den alten Gräbern Italiens vorkommen, und daß eine eigenthümliche Ornamentirung durch Vogelgestalten sehr nahe Beziehungen zwischen nordischen und italischen Bronzen bietet, so bedurfte es zu dieser Beobachtung gerade nicht eines internationalen Congresses in einer Stadt Italiens, denn diese Thatsachen waren schon lange Zeit Jedem bekannt, der sich in irgend eingehender Weise mit dieser Frage beschäftigte. Die außerordentliche Dürftigkeit dieses Resultates, welches die früheren Forschungsergebnisse nicht um das Geringste erweitert, erklärt sich einfach nur daraus, daß die lichtgebenden Entdeckungen diesseits der Alpen früher nur sehr vereinzelt oder noch gar nicht existirten und heute selbst in den Kreisen der Theilnehmer an den Congressen unbekannt oder unbeachtet geblieben sind.

Es rechtfertigt sich diese Annahme wohl aus der Thatsache, daß auch nicht einer der Anwesenden daran zu erinnern Willens oder im Stande war, daß gerade ganz in der Nähe von Bologna, in den Gräbern bei Monteveglio, jene gerippten Eimer von Erzblech (zugleich mit der zeitbestimmenden Beigabe von bemalten Thongefäßen sehr alten Stils) zu Tage gekommen sind, welche auch diesseits der Alpen in dem Grabfelde von Hallstadt (Fig. 4) in namhafter Zahl gefunden wurden, in der Schweiz und den Rheinlanden nicht fehlen und in fünf Exemplaren ganz gleicher Art aus niedersächsischen Grabhügeln erhoben worden sind. Man bedachte oder wußte nicht, daß, ungerechnet die Schalen und Becken aus Erz und einen vollständigen Dreifuß, schon 16 Bronzekannen (Fig. 5) und 4 Amphoren und Eimer ganz unverkennbar etruskischen Stils allein nur aus Grabhügelfunden des Rheinlandes vorliegen, und daß bekanntermaßen dieselben Erzkessel (Fig. 6), welche einen so charakteristischen Bestandtheil der Hallstädter Grabfunde bilden, in Italien ebenso gut als in dem Ostseegebiet und sogar in Irland gefunden werden. Ebenso unbeachtet blieb es, daß die Erzeugnisse jener hochalterthümlichen Werkweise, der getriebenen und mit punktirten Ornamenten ausgestatteten Arbeit in Erzblech (Fig. 8 und 9), welche in Schweden, der cimbrischen Halbinsel, in Deutschland und der Schweiz zu Tage kommen, wohl eine genaue Vergleichung mit den überaus zahlreichen, gleichartigen und nächstverwandten Fundstücken Italiens fordern, wie die Erzarbeiten mit eingehängten Klapperblechen (Krotalen), welche, ein bestimmtes Merkmal etruskischen Geschmackes, weit über die Alpen nach Süddeutschland und durch das Elbland bis in das Ostseegebiet reichen.

Es sind dies Thatsachen, die nach Zahl und Bedeutung nicht etwa nur Anknüpfungspunkte zu einer Prüfung des Verhältnisses der nordischen Bronzen zu jenen des Südens darbieten, sondern vielmehr dieselbe als durchaus unerlaßlich darstellen, auch bei den größten Schwierigkeiten, die, wie man behauptet, gegen die Anerkennung der Verwandtschaft handgreiflich gleichartiger Objecte erhoben werden könnten. Freilich liegt die Sache nicht ganz so einfach, daß sie mit einem Besuche der italischen Museen abgethan werden könnte, welche bis jetzt bekanntlich nur ausnahmsweise etwas Anderes als die Erzeugnisse der Kunst und des Kunstgewerbes classischen Stils einer Aufnahme würdigten. Wollte man, wie früher schon mehrfach versucht wurde, diese Sammlungen mit der Absicht und dem Anspruch durchforschen, für jede einzelne Form der nordischen Bronzegeräthe die entsprechende südliche auffinden zu wollen, so mußte man allerdings jene Enttäuschung erfahren, welche auch jenen Besuchern des Congresses nicht erspart blieb, die aufs Gerathewohl Entdeckungen zu machen hofften ohne wohlbedachten Plan und ohne einen durch die weganzeigenden Funde diesseits der Alpen bestimmten Ausgangspunkt.

Netschwolodoff's Reisen an den Grenzen der Dsungarei.

II.

Nach Ueberschreitung des Jugan-Taß senkt sich das Land merklich und die Luft wird wärmer. Etwa fünf Werst vom Ausgange der Schlucht Karasai entfernt steht das erste chinesische Piket am Flusse Borchudschir. Das Piket oder die Wache, wie die Ortseinwohner es nennen, besteht in einem mäßigen, steinernen Gebäude, um das eine 42 Fuß hohe Mauer aus Erdwerk gezogen ist, so daß vom Piket kaum das Dach heraussieht; dagegen giebt eine Allee von Weißpappeln im Innern dem Platze doch so viel Leben, daß sie den müden Blick des Wanderers versöhnen und ihn die Niedergeschlagenheit vergessen machen, die er aus der überwundenen Wildniß mitbrachte. Das Thal des Borchudschir, bewässert durch dessen zahlreiche Arme, ist von Gras und Gesträuchen dicht bedeckt; der Geruch der Feldblumen, der Anblick der dichtbewachsenen Flachsfelder, die Massen Hagebutten von der Röthe der Johannisbeere, endlich der Glanz der nicht mehr vom Gebirge verdeckten Sonne, das Alles nach langer und ermüdender Wanderung an Felswänden hin macht einen so freudigen Eindruck, daß man sich für alle ertragenen Beschwerden vollkommen belohnt fühlt. Rechts und links ist das Piket von unbedeutenden Höhen umgeben, und auf dem höchsten Punkte derselben steht fort-

während eine chinesische Wache mit Armbrust und Pfeilen. Im Trabe ritt ich zum Piket hinab, an dem Thore desselben aber trat mir ein Wachtmann entgegen, der mir mit Zeichen zu verstehen gab, daß ich vom Pferde abzusitzen und zu Fuß beim Commandanten des Platzes zu erscheinen hätte. Mein Pferd dem Chinesen überlassend, schritt ich mit zwei Kosacken durch einen kleinen Hof nach der Wohnung des Befehlshabers, einem niedlichen steinernen Gebäude mit kaum fallendem Dache, welches letztere aus ziemlich weit aus einander gelegten Balken mit einem aufgeschlagenen Gemenge aus Thon und Kurzstroh bestand. Ueberhaupt bemerkt man an den Bauten der Chinesen viel Sorgsalt und Sachverständniß. Das Häuschen selbst hatte vier Theile: die Hausflur, links die Küche, rechts die Zimmer des Commandanten, daran noch eine kleine Vorrathskammer. Vor dem Gebäude steht eine kolossale Pappel, unter welcher der Mandschur majestätisch auf einer Bank saß und, seine Pfeife rauchend, uns erwartete.

Nach erstem Austausch gewöhnlicher Höflichkeitszeichen mittelst Knix und freundlicher Geberde sahen wir uns in ziemlicher Verlegenheit darüber, wie wir uns unsere Gedanken mittheilen sollten. Der Mandschur verstand so wenig Russisch wie ich Chinesisch. Zum Glück sprachen die Kosacken meiner Begleitung (— Herr Netschwolodoff, damals noch Lieutenant, befehligte einen von Kopal an das russische Consulat in Kuldscha gehenden Geldtransport —) gut Kirgisisch und ein dort anwesender Kirgise radebrechte Chinesisch. Jedes Wort, das wir sprachen, passirte demnach zwei Dolmetscher, doch bei all der Umständlichkeit verstanden wir uns so gut, daß der Mandschur bald liebenswürdig und gesprächig wurde und wir uns später wie beste Freunde trennten.

Der Anfang der Bekanntschaft war allerdings ein äußerst ceremoniöser. Als der Mandschur meinen geringen Rang erfuhr, ließ er eine so kleine und niedrige Bank bringen, daß ich kaum sitzen und die Füße unterschlagen konnte. Damit nicht genug, zog er aus der Tasche zwei Aepfel; den guten davon nahm er für sich, mir aber reichte er ein so schlechtes Exemplar, daß ich mich ekelte, es in die Hand zu nehmen. Um indeß den gastfreundlichen Hausherrn nicht zu kränken, gab ich mir den Anschein, sehr erfreut darüber zu sein, und steckte den Apfel mit dem Bemerken in die Tasche, daß ich ihn später verzehren würde; allein der Mandschur ging darauf nicht ein: er könne unmöglich auf das Vergnügen verzichten, mich den Apfel wirklich genießen zu sehen! Ich meinerseits schenkte ihm nun einige Cigarren und Papiros. Als der Mandschur und seine Soldaten diese erblickten, kannten sie nicht deren Verwendung, als ich aber erst eine Cigarre, dann eine Papiros anbrannte, brachen sie so rückhaltlos in Verwunderung und Gelächter aus, daß die ganze Würde des Commandeurs dahinschwand; er wurde lustig und schrie geradeweg. Und als er gar Schwefelhölzchen bei uns erblickte, begann er mit ihnen zu spielen und uns deren abzubetteln, wie ein kleines Kind. Einmal der Würde los und ledig, blieb der Mandschur gemüthlich; er führte uns nun selbst in seine Zimmer, erklärte uns die Aufschriften, mit denen die Wände bemalt waren (wovon wir aber wenig begriffen, da der als Dolmetscher dienende Kirgise offenbar entsetzlich log), zeigte uns dann die Küche und begann, was mich sehr interessirte, mittelst kleiner Stöckchen eine Art Nudeln zu verzehren.

Dann ging es zur Caserne und von da in den Tempel. Die für die Soldaten des Pikets bestimmte Caserne ist gerade so ein Gebäude, wie die Wohnung des Befehlshabers, nur mit dem Unterschiede, daß dasselbe in zwei Hälften zerfällt; in der einen befindet sich die Küche und die Kanzlei, in der andern sind die Pritschen zum Schlafen erbaut. In der Caserne bemerkt man allenthalben große Reinlichkeit, und die Soldaten sind selten ohne Beschäftigung. Das Piket Borchudschir zählte im Ganzen 15 Mann; der eine steht auf dem Berge und schaut nach den Karawanen aus, welche hier Zoll erlegen müssen, sobald sie nicht mit Papieren von den russischen Consulaten versehen sind; ein zweiter Soldat hält Wache am Thore des Pikets; ein dritter dient dem Commandanten als Koch; etliche Mann fahren gewöhnlich Holz vom Flusse Usjuk herbei; ein oder zwei Mann kochen und backen für ihre Cameraden; kurz, zu thun giebt es vollauf. Nach gethaner Arbeit versammelt sich diese kleine Compagnie gewöhnlich in der Küche, setzt sich dort im Kreise zusammen und erzählt sich Geschichten, oder einer von ihnen trägt ein Lied vor und spielt dabei die Dombra; es ist das eine Art Zither mit Streichbogen, dessen Haar mit den Saiten des Instrumentes umflochten ist und das so weinerliche, verworrene und widerwärtige Töne von sich giebt, daß man seltsame Begriffe von dem Gehörorganismus dieser Leute bekommt. Die Speisen bei den Chinesen sind ganz vortrefflich und, wie ich später erfuhr, weit besser, als die eines jeden, selbst bemittelten Colonisten in dieser Gegend. Lange war ich in Zweifel über die wirkliche Herkunft dieser Piketsoldaten; ich glaubte, sie wären Mandschuren, und der Offizier selbst bestätigte das; wahrscheinlich schämte er sich zu bekennen, wer seine Untergebenen seien. Der Kirgise aber, der uns als Dolmetscher diente, verplapperte sich, und so erfuhren wir, daß diese Soldaten durchaus keine Chinesen, sondern Kalmücken vom Stamme Solon waren*), die in großer Anzahl in der Umgegend angesiedelt sind. Diese Solonen sind verpflichtet, den kaiserlichen Dienst in den umliegenden Piketen zu verrichten; ein Gemeiner dient zwei Wochen, ein Moschké, d. h. Unteroffizier, zwei Monate, und der Commandant ein halbes Jahr. Ist letzterer ein Offizier, so ist er immer ein wirklicher Mandschur.

Die Bekleidung des Piketsoldaten ist bei der Kürze der Dienstzeit sein Eigenthum und unterscheidet sich nicht im geringsten von dem Anzuge des gewöhnlichen Landbewohners, ausgenommen durch die mit einer Kugel decorirte Mütze, die als das Zeichen des dienenden Standes gilt. Die Bewaffnung dagegen liefert die Regierung und diese besteht Alles in Allem aus Armbrust und Pfeilen. Es läßt sich nicht behaupten, daß diese Soldaten besonders geschickt wären in der Handhabung ihrer harmlosen Waffe, wenigstens von denjenigen, welche in diesem Pikete dienten, war nicht Einer im Stande, im Ritt einen auf die Erde gelegten Bogen Papier zu treffen. An Pferden wird seitens der Regierung nichts verabreicht; kommt nun ein Grenzwachtsoldat mit eigenem Pferde zum Dienste, so wird er veranlaßt, mit ihm Holz und Proviant zu fahren, es überhaupt je nach Bedarf bald zum Reiten, bald im Zuge zu verwenden. Die dortigen Pferde sind klein und unschön, aber sehr dauerhaft und fest auf den Füßen. Nachdem ich mich von der häuslichen Einrichtung des Pikets und seinem ganzen Dienste unterrichtet hatte, wurde ich zum Götzentempel und zwar zum Tempel des Huan-Loi geführt. Derselbe ist in einem kleinen Garten ganz nahe an der Wohnung des Commandanten erbaut. Den Eingang bilden hölzerne Thore, welche von oben bis unten mit verschiedenen Sprüchen beschrieben und nebenbei mit bunten Schreckbildern chinesischer Malerei bedeckt sind.

*) Hier scheint Herr Netschwolodoff wohl im Irrthum zu sein. Die Solonen sind allerdings West-Mandschu und keine Kalmücken. Sie haben ihre Stammsitze in der Gegend von Tsitsikar, und das Wort Solon bedeutet Bogenschütz („Globus" XXI, S. 96).

Beim Eintreten bemerkte ich zunächst etwa fünf Schritt vor mir ein wohl 20 Fuß hohes Gestell von Stangen, die zwei bis drei Ellen von einander standen und quer durch kürzere verbunden waren. Wie man mir erklärte, dienten sie zu dem Zwecke, daß man zur Zeit des Neumonds bunte Stoffe an ihnen aufhängen konnte, um alle Verehrer des Huan-Loi von diesem Ereigniß zu unterrichten. Der Tempel selbst, ein kleines viereckiges Gebäude, ist ähnlich wie die anderen Gebäude des Pikets hergestellt, aber mit den grellsten schreienden Farben ausgemalt, auch an der Vorderseite ganz mit buntem Papier überklebt, welches wiederum allerhand Aufschriften trägt. Als die Thore des Tempels geöffnet wurden, trat uns feuchte Grabesluft entgegen. In der Mitte des mit den scheußlichsten Götzenbildern ganz angefüllten Tempels, auf einer Erhöhung von etwa drei Fuß, saß der Hauptgötze von hoher Gestalt und ziemlicher Dicke; er hat einen dünnen und langen Schnurrbart. Ein gelbseidener Mantel und eine Mütze in Form einer Krone bildeten seine ganze Bekleidung; der rechte Arm war unter dem Mantel versteckt; in der vorgestreckten Linken hielt er ein weißes Taschentuch. Der ganze Burchan (Götze) war derartig überstäubt, daß das weiße Taschentuch grau, der Mantel braun erschien. Neben dieser Hauptfratze befindet sich ein Altar, d. h. ein kleiner Tisch, auf welchem eine Urne steht, auch zwei Talglichter lagen dort, welche zur Zeit der Götzenverehrung angebrannt werden. Ferner befinden sich auf dem Altar noch zwei gutgearbeitete Glöckchen in Gestalt umgekehrter Tulpen; auf diese wird mit einem besondern Metallstäbchen von außen geschlagen, wobei sie einen sehr reinen und angenehmen Klang geben. Beschützt wird der Altar von zwei mit Schwertern bewaffneten Götzen. Rechts und links vom Obergötzen stehen untergeordnete, und alle Wände und Mauern sind mit Zeichnungen bedeckt, welche Episoden aus dem Leben des Huan-Loi darstellen.

Nachdem ich Alles, was Aufmerksamkeit verdiente, besichtigt hatte, sprach ich dem Mandschuren für seine Liebenswürdigkeit meine Dankbarkeit aus und reichte ihm, um von ihm Abschied zu nehmen, die Hand. Der Mandschur verstand diese Umgangsform nicht und nahm jedenfalls an, ich trüge Verlangen, daß er mir im Betreff meines Schicksals wahrsage; denn sofort ergriff er meine Hand und stellte sich, als ob er in tiefes Nachdenken versunken sei, folgte mit einem Finger eine Zeitlang den Furchen meiner flachen Hand, und wie von einer plötzlichen Inspiration ergriffen, prophezeiete er mir dann viel Glück und hohen Rang. Ich stellte mich von dieser Charlatanerie vollständig hingerissen, bewunderte seine tiefe Weisheit und äußerte, daß eine Nothwendigkeit wohl nicht vorhanden sei, ihm seine Zukunft zu verrathen, denn nichts liege wohl klarer am Tage, als daß er, gewiß einer der ersten Männer des himmlischen Reichs, in Kürze mehr erreichen würde, als ich armer Sterblicher wohl je erhoffen dürfe. Entzückt von meinen Complimenten, weinte fast der Mandschur vor Freude, und schenkte mir zum Abschied in einem Anfall von Großmuth ein rosarothes Talglicht mit der Bitte, recht bald von meiner Reise zu ihm zurückzukehren!

Wir übernachteten ganz in der Nähe des Pikets und setzten am Morgen des andern Tages unsere Reise fort. Noch hatten wir einen weiten Weg vor uns, denn vom Kok-su bis zum Borchudschir rechnet man nicht mehr als 80 Werst, bis Kuldscha aber hatten wir noch 125.

Etwa 15 Werst vom Borchudschir landeinwärts steht das zweite chinesische Piket am Flusse Usjuk und führt auch seinen Namen. Wir fanden dort nur eine kleine Wache, wie es schien, von nur sechs Mann unter dem Commando eines Moschké oder Unteroffiziers. Das Uebersetzen über den Usjuk ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft; dieser Fluß ist nämlich in viele Arme getheilt, äußerst reißend und mit Unmassen von Felsen angefüllt; fast auf jedem Schritte trifft man Wirbel oder Strudel, so daß sich das beladene Kameel kaum auf den Füßen erhalten kann. Beide Ufer des Flusses sind mit dichtem Walde bedeckt und liefern dem Vieh vortreffliche Weide. Nachdem wir in tausend Aengsten den Uebergang bewerkstelligt hatten, ging es wieder bergauf, bergab, bis wir endlich einige größere sandige Thäler erreichten, die wie Treppen von einander absetzten, und am Abend des andern Tages bei der kleinen Stadt Korgos (so schreibt Herr Netschwolodoff, auf den Karten steht Kurgasch) eintrafen. Die Einwohner derselben stehen bei der nachbarlichen Bevölkerung im Rufe besonderer Vorliebe für fremde Habe; hiervon unterrichtet, hielt ich es für angemessen, mein Zelt noch etwa zwei Werst von der Stadt aufzuschlagen und hier die Nacht zuzubringen.

Zustände im ägyptischen Sudan.

„Glauben Sie mir, es ist in diesem Aegypten das Meiste weiter nichts als lackirte Barbarei; urwüchsiges Türkenthum neben französischer Frivolität, Luxus ohne Geschmack, Plusmacherei der Beamten, ein niedergedrücktes Volk, das man aussaugt, ein unverschämtes Monopolwesen, ein habgieriger Vicekönig, der seinerseits von französischen Abenteurern und Projectenmachern ausgebeutet wird, und welchem ruhige Energie und folgerichtiges Handeln ganz und gar abgeht. Für alle möglichen Pläne ist er leicht zu gewinnen, sobald ihm vorgespiegelt wird, daß sie ihm viel Geld einbringen können, und namentlich, wenn sich darüber schöne Redensarten in französischen und italienischen Blättern machen lassen. Ihm liegt viel daran, in Europa für einen Freund der Civilisation zu gelten, aber er möchte außerdem noch als Eroberer in der Geschichte figuriren. Ruhm, Geld und recht viel Baumwolle, das sind drei Dinge, welche ihm sehr am Herzen liegen. Wenn nur Mit- und Nachwelt sagen können: dieser Vicekönig ist oder war ein großer Mann, er hat das Reich, in welchem einst die Pharaonen herrschten, bis zu den Aequatorialseen ausgedehnt, bis in die Region der Nilquellen, welche bis auf unsere Tage ein Geheimniß sind. — Es ist sein Trachten, den ganzen Sudan zu unterwerfen, weit über das Land der Schilluks hinaus, und den Verkehr bis an die großen Seen zu monopolisiren. Pascha Samuel Baker, der sich auf ein im höchsten Grade abenteuerliches Unternehmen eingelassen hat, steckt dort oben bei Gondokoro im Lande der Bari fest; die ganze Geschichte wird einen kläglichen Ausgang nehmen; es wird sich am Ende zeigen, daß man viel Geschrei um wenig Wolle gemacht und große Summen unnützerweise buchstäblich ins Nilwasser geworfen hat. Mir ist unbegreiflich, daß ein Mann wie Baker, der doch sonst einen klaren Kopf hat,

sich überhaupt auf einen solchen Schwindel hat einlassen können."

So etwa lauten die Worte, welche ein Mann zu uns sprach, der mit allen Verhältnissen der Nilländer gründlich vertraut ist. Es traf sich, daß wir einige Tage nachher einen Bericht aus dem ägyptischen Sudan lasen, welchen die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Wien" in ihrem Maihefte bringen. Alles, was unser Freund uns auch sonst über die wüste Wirthschaft mitgetheilt hatte, wird in jenem Schreiben aus Chartum vom Februar 1872 durch eine Menge von speciellen Angaben bestätigt. Dieselben gewähren einen tiefen Einblick in die Verhältnisse, und wir können uns nicht versagen, Einiges aus denselben mitzutheilen. Hier ist keine Schönfärberei; wir finden die nackte Barbarei, eine rechte und echte Türkenwirthschaft.

Der Berichterstatter hebt zunächst hervor, daß Verwaltung, Rechtspflege, Polizei, öffentliche Sicherheit und Gesundheitspflege im ägyptischen Sudan sich in einem so verwahrlosten Zustande befinden, wie sonst nirgends in der Welt. Der Sudan umfaßt die Mudirien (Provinzialeintheilungen) Massaua, Suakim, Taka, Berber, Dongola, Kordofan, Faschoda, Sennar und Chartum. Die Zustände waren so schauderhaft geworden, daß vor einiger Zeit eine gründliche Umgestaltung wenigstens decretirt wurde. In Massaua ist Werner Munzinger zum Gouverneur ernannt worden; in der höhern Verwaltung wurden Personalveränderungen vorgenommen. Der Hokmadar, d. h. Generalstatthalter, Djafer Pascha, wurde abberufen. Er hat sechs Jahre lang die Verwaltung in höchst merkwürdiger Weise geführt. Er war der größte Maurermeister in Chartum. Seine einzige Sorge war den Steinbrechern, Ziegel- und Kalkbrennern zugewandt; vor seinem Palast am Blauen Flusse ließ er einen Damm bauen, in der Nähe ein Landhaus und eine Moschee für die Fokara, diese mohammedanischen Frömmler. Aber die Soldaten waren schlecht untergebracht; das Krankenhaus wurde nicht ausgebessert. Djafer Pascha, den Baker ganz richtig als einen Seelenverkäufer bezeichnet hat, haßte die Christen, er ist fanatischer Muselmann.

Die Unterbeamten konnten nach Herzenslust Erpressungen sich zu Schulden kommen lassen; sie wußten sich vor jeder Strafe sicher. Ohne Bestechung war nichts durchzusetzen, die Betrügerei geradezu schamlos; der Chartumer Bericht bringt dafür Thatsachen bei. „Die öffentlichen Zustände sind nahezu in räuberische Anarchie ausgeartet, Diebstahl bei Tag und Nacht, Untersuchung keine, Strafe keine, Patrouille keine. Den armen Fellahs, welche auf Eseln Getreide, Gummi, Holz etc. transportirten, wurden von den Soldaten Seiner viceköniglichen Hoheit auf offener Straße die Thiere vor den Augen weggeführt, den Weibern, welche vom Flusse Wasser holten, die Krüge vom Kopfe genommen, weil die Regierung die Krüge nöthig hätte. Schiffe sammt Bemannung wurden in Beschlag genommen, Menschen in den Straßen der Stadt aufgefangen, um sie in irgend welchen Dienst zu pressen, z. B. die Bemannung der Regierungsschiffe zu vervollständigen. Niemand durfte eine Einwendung machen. Es war zuweilen eine wahre Menschenjagd, und wer konnte, flüchtete in die Wüsteneien. Die Landbewohner traueten sich nicht in die Stadt zu Markte, die Schiffer legten ihre Fahrzeuge außerhalb der Stadt an, ließen auch wohl dieselben im Stiche und entflohen. Die Dieberei ging so weit, daß sogar die Staatscasse auf Befehl des Gouverneur-Stellvertreters, Ali Bey Aweda, durch die Wache selbst beraubt wurde. Dieser Ali Bey war früher Mudir in Berber, wo er wegen eines Cassendeficits von 8000 Pf. St., welchen er heute noch zu rechtfertigen hat, abgesetzt wurde. Djafer Pascha stellte ihn um eine Charge höher an; er wurde Regimentscommandant und Stellvertreter. Ein Europäer meldete, daß bei ihm ein Dieb eingebrochen sei; Ali Bey entgegnete: Wenn Du den Dieb hast, so bringe ihn her; hast Du ihn nicht, so läßt sich nichts machen. — Jedem Hausbesitzer wurde durch Decret befohlen, sein Gebäude selber zu bewachen."

Mit Djafer Pascha sind zehn Beys, also Excellenzen, sammt ihrem ganzen Anhange dienstlos geworden, — es heißt, man wolle Ersparnisse machen. Zwei jener Excellenzen sitzen im Kerker, um die anderen kümmert man sich nicht.

Im December 1871 kam der neue Statthalter, Muntas Pascha; er schickte sofort 21,000 Beutel nach Kairo und ließ 25,000 Beutel Staatsgelder aus Kordofan holen. Das sudanesische Gold und Silber wandert Alles zum Vicekönig; im Lande selbst herrscht deshalb drückende Geldnoth und aller Verkehr liegt darnieder. Seit der neue Gouverneur im Lande ist, stieg die Brotfrucht, nämlich die Durrah, um das Doppelte. Als Arbeiter verwendet er nur Soldaten, die weiter nichts kosten. Muntas Pascha ist angewiesen worden, recht viel Baumwolle pflanzen zu lassen. Es ergehen zu diesem Behufe Zwangsbefehle an die Eingeborenen, „Muntas Pascha ist ganz Baumwollenmann"; seine Agenten müssen bezirksweise die Pflanzungen überwachen. Die Steuern sollen fortan in Baumwolle entrichtet werden. Am südlichen Blauen Flusse weigern sich die Leute Baumwolle zu pflanzen, weil sie aus Erfahrung wissen, daß die Regierung ihnen die Baumwolle nur um den vierten, höchstens um den halben Preis des Platzwerthes anrechnet. —

Der Verfasser des Chartumer Berichtes schildert die Thatsachen getreu; er hat ganz Recht, wenn er sagt, daß der Sudan viel mehr Zucker und Baumwolle erzeugen könne als Aegypten, vorausgesetzt, daß die Bedingungen dafür gegeben werden: Bewässerung, Arbeitskräfte und rasche und billige Communication. Der Sudanese, gleichviel ob Araber oder Schwarzer, will und mag nicht anstrengend arbeiten; er liebt die Gemächlichkeit, den Handel, das Reisen; er läßt den Acker zumeist durch Sklaven bestellen. „Also in Consequenz Colonien!"

Wir erfahren aus dem Berichte, daß schon vor zwei Jahren eine deutsche Colonie für Unterägypten projectirt worden sei, um deutsche Cultur bei den Fellahs einzuführen. Der Bericht nun schreibt: „Eine deutsche Colonie für Sudan! Da ist ein großes Feld für deutsche Arbeitsamkeit, für deutsche Agricultur. Fremde Cultur, europäische Civilisation muß ins Land geführt werden, sonst wird das innere Afrika aus seinem vorsündfluthlichen Zustande nie sich erheben."

Der Chartumer Berichterstatter faselt ins Unpraktische hinein, wenn er deutsche Colonisten in das Negerland zu ziehen wünscht. Einen ähnlichen verrückten Plan hat schon vor etwa einem Vierteljahrhundert der bekannte Baron Müller gehabt. Das fehlte noch, daß wir unsere deutschen Bauern der ägyptischen Barbarei preisgeben, daß wir sie in das tropisch-heiße, zum großen Theil ungesunde Land der Schwarzen schicken sollten! Es ist barer Unverstand, einen solchen Gedanken auch nur zu hegen. Unsere deutschen Arbeiter sind nicht dafür in der Welt, den Neger im Sudan aus seinem „vorsündfluthlichen Zustande zu erheben". Sie würden es auch schon deshalb nicht können, weil sie unbedingt dem Klima zum Opfer fallen würden. Möge wer wolle dem ägyptischen Vicekönig Baumwolle bauen, — unsere deutschen Bauern verstehen von dieser Cultur nichts und sind viel zu gut für ägyptisch-sudanesische Wirthschaft. Alle Welt

will deutsche Arbeiter haben. Der Pascha von Aegypten mag sie holen, woher es ihm beliebt; aus Deutschland wird und soll er keine bekommen, und wenn er zehn Eisenbahnen vom Wadi Halfa bis Chartum durch englische Ingenieure nivelliren läßt.

Der in dem eben erwähnten Punkte von einer geradezu sinnlosen Auffassung ausgehende Berichterstatter aus Chartum giebt in einer Nachschrift einige Notizen, wie der neue Reform-Gouverneur Muntas Pascha, der sich als „Mann der Humanität" ausspielt, zu Werke geht. Als er kam, sprach er nur von Bodencultur, Abstellung der Dieberei und anderen guten Werken. „Aber der Wolf im Schafspelz hat sich frühzeitig sehen lassen. Die Türken, welche wir seit zwanzig Jahren im Sudan beobachten, haben alle am Lande gesaugt, so lange Milch fließt, aber nicht einer so arg, wie Muntas Pascha." Es wird dann erzählt, wie er bald nach seiner Ankunft in Chartum in die Provinz Sennar zur „Inspection" reiste und dort binnen zehn Tagen 135,000 Maria-Theresia-Thaler erpreßte. Der Vicegouverneur dort, welcher keinen Backschisch gab, wurde ohne Weiteres abgesetzt, und an seine Stelle kam einer, welcher 5000 Thaler geschenkt hatte. So hat Muntas Pascha Geld, aber die Staatscasse ist leer; die Beamten haben seit December, die Soldaten seit November keinen Heller Löhnung gesehen. „In drei Monaten hat Muntas Pascha dem Lande etwa 40,000 Pf. St. für seine Privatchatulle entzogen, nicht gerechnet die Geschenke, welche seine Gemahlin aus den Harems an sich zieht; diese Dame verschmäht sogar kleine Gaben von 5 Thalern nicht. Die Frauen, welche kein Geld haben, tragen ihr Schmuck zu, damit sie ihre brotlosen Männer der Gnade des Pascha erkläre."

Ein Gauner, der lange mit Ketten belastet im Kerker saß, ist nun als Director der vicekoniglichen Privatgüter in Chartum angestellt. Dieser Emin Effendi hat alle Armengelder der verschiedenen wohlthätigen Stiftungen eingezogen; er erklärt jedes beliebige Terrain als vicekönigliches Eigenthum, welches die Bauern in Frohndpflicht bearbeiten müssen.

Wessen würden sich die deutschen „Christenhunde" als Colonisten in solchem Lande und bei solcher türkischen Wirthschaft zu versehen haben?

Aus allen Erdtheilen.

Ein Blick auf die Wirren in Abyssinien.

Seit dem Donquichotischen Zuge der Engländer gegen Abyssinien, der etwa 80,000,000 Thaler gekostet hat, ist das unglückliche Land einer heillosen Verwirrung preisgegeben. Seit dem Abzuge des Lord Napier-Magdala streiten sich Häuptlinge in den verschiedenen Landestheilen um die Herrschaft. Im westlichen Theile, Tigre, hat sich jüngst Prinz Kassa zum „König der Könige von Aethiopien durch den Willen des abyssinischen Volkes" krönen lassen und heißt nun Yuarnisse, Johann. Ein Augenzeuge schildert in dem anglo-indischen Blatte „Homeward Mail" die Feierlichkeit. Bei Axum waren etwa 300,000 Menschen versammelt; das Lager derselben war etwa acht englische Meilen lang und das Volk wurde unter einem Bretterschuppen gespeist, der etwa eine englische Meile weit sich erstreckte. Während des Festes, das volle zehn Tage dauerte, wurden etwa 20,000 Kühe geschlachtet und 40,000 Gallonen Honigwein vertilgt.

Prinz Kassa hat durch den General Kirkham ein Schreiben an das eben genannte Blatt gerichtet, das einen Einblick in die merkwürdigen Verhältnisse gewährt. Werner Munzinger, der bekannte Schweizer, wird in demselben mit schweren Beschuldigungen überhäuft. Er hatte sich zum französischen Consul in Massaua machen lassen, und man hat ihm vorgeworfen, daß er sich gegen Alles, was Deutsch ist, sehr widerborstig gezeigt habe; jetzt ist er ägyptisch-türkischer Gouverneur von Massaua.

„Auf Wunsch des Königs der Könige Yuarnisse von Aethiopien schreibe ich Ihnen und setze Sie in Kunde über das, was in Abyssinien geschehen ist, seitdem die Engländer das Land verlassen haben:

Als Herr Munzinger Consul für Frankreich in Massaua war, schrieb er mir einen Brief, in welchem es heißt: „Wenn Sie den römisch-katholischen Priestern nicht erlauben, ihre Religion in Ihrem Lande zu lehren, dann wissen Sie, daß ich die englischen Truppen nach Magdala brachte und Theodor und all sein Volk vernichtete." — Nun frage ich (Kassa) bei Englands Regierung und Volk an, ob es sich für einen Consul geziemt, derartig an einen König, der außerdem Christ ist, und obendrein in dessen eigenem Lande zu schreiben? Ich und mein Volk wir sind alle im Namen der Dreieinigkeit getauft, wir Alle glauben an das Evangelium und an Christus. Wenn die römischen Priester ihre Lehren verbreiten wollen, so giebt es ja im Schankurlande wilde Leute genug, die noch ungetauft sind. Ich habe über diesen Gegenstand mehrere Briefe an Herrn Munzinger gerichtet; derselbe will aber auf meine Worte nicht hören. Ich schickte im vergangenen Jahre meine Beamten nach Atti, um die Abgaben zu erheben; als sie die Steuern einforderten, sagten alle katholischen Priester und Katholiken, daß sie keinen andern König anerkennen als die römisch-katholischen Priester; von diesen seien sie getauft worden; Steuern wollten sie nicht zahlen. Da mußte ich denn eine bewaffnete Macht hinschicken; als sie nun zahlen sollten, liefen sie fort ins Unterland (Bewia Whuis) und nach Massaua, und ich muß die Abgaben mit Gewalt erheben lassen, und einige meiner Soldaten verbrannten einige unbewohnte Häuser; das geschah indeß nicht auf meinen Befehl. Ich habe durch Briefe und durch Boten jenen römisch-katholischen Priestern mehrmals Befehle zugehen lassen, mein Land zu räumen, aber das hat nichts gefruchtet; sie wollen nach wie vor meinem Volk ihre Religion aufzwingen und sagen meinem Volke, sie seien dessen eigentlicher König. Mehrmals habe ich auch Herrn Munzinger erklärt, daß ich von jenen römisch-katholischen Priestern nichts wissen wolle, denn sie leiten mein Volk irre. Gleichzeitig haben diese Priester und Herr Munzinger und ihre Freunde in Massaua einen meiner Häuptlinge, welcher gegen mein Königreich rebellirte, unterstützt, indem sie ihm Waffen und Pulver sandten und mit Allem versorgten, so daß er mein Land ausplünderte und mein Volk schädigte. Als ich dann ein Heer gegen ihn ausschickte, entlief er zum Consul Munzinger und verbarg sich vor meinen Truppen, so daß sie ihn nicht einfangen konnten. Als ich den Sieg über Gobzi (Gobassye) erfocht, fand ich in dessen Schatz einen Brief, den sie in meiner Landessprache geschrieben hatten. Sie (die Priester) sagten diesem Gobzi, wenn er ihnen erlauben wolle, daß sie in Abyssinien thun könnten, was ihnen beliebe, dann wollten sie ihm Kanonen, Musketen, Pulver, Raketen und überhaupt Alles senden, dessen er nöthig habe, um mich zu bekämpfen. Da sandte ich dann eine Armee aus, um sie aus meinem Lande zu vertreiben, sie wollen aber nicht fortgehen. Ich bitte Sie, das Alles in England, gegen welches ich freundschaftliche Gesinnungen hege, bekannt zu

machen." Diesen Brief hat der König datirt aus seiner Hauptstadt Adua, Februar 1872.

Aus der Südsee; von den Navigatoren und den Fidschi-Inseln.

Es regt sich ein ganz merkwürdiges Leben und Treiben in der weiten Südsee. Dieses ungeheure Becken ist heute gleichsam zu einem asiatisch-amerikanischen Mittelmeere geworden, das nach allen Richtungen hin auch von Dampfern befahren worden ist. Eine Gruppe nach der andern wird colonisirt. Die Zahl der weißen Ansiedler nimmt zu. Der Handelsverkehr wird von Jahr zu Jahr bedeutender.

Jetzt ist die Reihe an die schöne Samoa-Gruppe gekommen, die man auch als die Navigatoren bezeichnet. Sie liegen ostnordöstlich von den Fidschi-Eilanden, 13 und 15° S., etwa 170° O. von Greenwich, und sind theilweise sehr fruchtbar. Ein großer Theil des Handels ist in den Händen einiger deutschen Kaufleute in dem Hafen Apia. Der Schreiber dieser Zeilen hat schon vor einigen Jahren geäußert: „Da diese Eilande keinen Mangel an gutem Wasser haben, so wäre es zweckmäßig, wenn Deutschland einige derselben an sich brächte."

Nun haben die Nordamerikaner zugegriffen. Sie schickten den Commandeur R. W. Meade mit dem Dampfer „Narraganset" nach den Navigatoren; er schloß mit den Häuptlingen einen förmlichen Vertrag ab, durch welchen den Vereinigten Staaten die ausschließliche Benutzung des Hafens Pago-Pago zugestanden wird. Sie werden dort eine Kohlenstation für die californisch-australische Dampferlinie einrichten, und man weiß, was weiter kommen wird. Das „Protectorat" ist von Bruder Jonathan bereits übernommen worden; man hat auf Tutuila das Sternenbanner aufgepflanzt, Savia, Upolo und andere Inseln sollen demnächst annectirt werden.

Ein Blick auf die vortreffliche Weltkarte von Hermann Berghaus zeigt, daß nördlich von den Navigatoren zwischen 170 und 180° O. eine Anzahl von Inseln grün unterstrichen sind; sie bilden das sogenannte amerikanische Polynesien, welches durch eine Congreßacte vom 18. August 1856 für Eigenthum nordamerikanischer Bürger erklärt worden ist. Im großen Ganzen sind diese Inseln, 48 an der Zahl, im Norden vom 9° N. abgeschlossen und über einen Raum von 21 Breiten- und 38 Längengraden im Centrum der Südsee zerstreut; dieses wird verhältnißmäßig wenig besucht, aber auch seine Zeit wird kommen.

Heute wollen wir unsere Leser wieder einmal auf die Fidschi-Inseln hinweisen, wo man, wie wir vor einiger Zeit andeuteten, merkwürdige Experimente mit der parlamentarischen Regierung macht. Die Exmenschenfresser sind constitutionell geworden und geben den weißen Civilisationsleuten, welche sich bei ihnen eingedrängt haben, gesunde, ganz vortreffliche Lectionen. Also diese Weißen, zumeist politisch oder auch commerciell bankbrüchige Politiker aus den australischen Colonien, und Abenteurer, die von allen Strichen der Windrose hergekommen sind, bewogen den vielbesprochenen König Thakombau, eine von ihnen entworfene Verfassung zu geben. Alles ging gut, bis der Steuererheber kam. Die braunen Excannibalen verstehen zwar nicht die Probe von einer künstlichen Verfassung, aber das macht weiter nichts aus; ihr König hatte dieselbe veröffentlicht und das genügte ihnen. Die Weißen sagen, daß Seine Majestät sich dann und wann nach den alten Fleischtöpfen zurücksehne und daß es wohlbeleibten Männern in seiner Nähe nicht ganz geheuer sei; doch hat er bisher keinen seiner weißen constitutionellen Minister verspeist. Nun traf es sich, daß der bisherige Ministerpräsident, der Australier Burt, sein Amt niederlegte. Der König beauftragte den vormaligen britischen Consul Thornton, ein neues Cabinet zu bilden. Die Ministerkrisis — in der Südsee ist man schon so weit in der politischen Cultur — entstand, weil die weißen Ansiedler sich weigerten, die Steuern zu bezahlen, welche das doch von ihnen selbst erwählte Parlament votirt hatte. Deshalb trat Burt zurück; er wollte nichts mit Leuten zu schaffen haben, die sehr constitutionell waren, so lange das nichts kostete, und ungehorsam, sobald sie zahlen sollten.

Dazu kam noch ein anderer Umstand. Ein weißer Pflanzer hatte einen braunschwarzen Fidschihäuptling ermordet, und als jener zur Verantwortung gezogen werden sollte, nahmen andere weiße Pflanzer diesen Mörder in Schutz. Da berief König Thakombau die weißen Leute und apostrophirte sie mit einer Anrede, die ihm Ehre macht. Er fragte, wie er es verstehen solle, daß sie erst Gesetze machen, die für Alle, weiße und schwarze Leute, gültig sein sollen, und daß sie dann diese Gesetze mißachten, ja sich dagegen auflehnen. Er, der König, verlange, daß man sie ehrlich und unparteiisch in Anwendung bringe. Verständen die Weißen sich nicht dazu, das Gesetz zu befolgen und Ordnung zu halten, so werde er in ernste Erwägung ziehen, ob es für ihn und seine Unterthanen nicht besser sei, wieder zu den alten Gebräuchen zurückzukehren. Also — er stellte ein Wiederaufnehmen des Cannibalismus in Aussicht, und manchem der weißen Abenteurer mag es dabei wohl in Muskeln und Knochen mehr oder weniger gegruselt haben. Sie können ja heute noch die berühmten Pfähle sehen, an welchen in Thakombau's jungen Jahren solchen Kriegsgefangenen, die zum Verspeisen bestimmt waren, die Hirnschalen eingeschlagen wurden. Der König äußerte am Schlusse seiner Rede, er für seine Person verspüre gerade keine Neigung, das frühere System wieder einzuführen, begreife aber wohl den Zorn und das Rachegefühl der schwer beeinträchtigten, vielfach von den Weißen mißhandelten Insulaner.

Was geschah? Die Herren Weißen zogen schweigend von dannen, zahlten die Steuern und lieferten den Mörder aus. Die Verfassung trat wieder in Wirksamkeit; auch ist ein Obergericht eingesetzt worden, das aus zwei Weißen und dem Fidschimann Ratu Marika besteht.

Vor uns liegen statistische Notizen für 1871, die von Interesse sind. Ovalau, die Insel, auf welcher die Hafenstadt Levuka liegt, zählt 450 Weiße und etwa 2000 Eingeborene; — auf den Inseln der östlichen Gruppe respective 100 und 10,000; — Kandavu 46 und 12,000; — Taviuni 150 und 1000; — Vanua Levu 500 und 33,000; — Viti Levu 450 und 70,000; — die centralen Inseln 160 und 9000; — Yassawas 58 und 8000. Die übrigen Inseln des Archipelagus 126 und 1000, — zusammen 2040 Weiße, die überall zerstreut sind, und 146,000 Eingeborene.

Was den Verkehr betrifft, so besuchten den Hafen Levuka 1 Vollschiff, 11 Dampfer, 23 Barkschiffe, 10 Briggs, 100 Schooner, 34 Kutters, zusammen 179. — Auf den Inseln der östlichen Gruppe 3 Dampfer und 29 Barken, zusammen 32, — Total 211 Schiffe. — Werth der Ausfuhren: Sea-Island-Baumwolle 381,860 Dollars; kurzstapelige 19,327; Kokosnußöl 17,820; Tripang 500, und manche kleinere Artikel; zusammen 452,807 Dollars. Werth der Einfuhren: 412,920 Dollars; darunter für 15,000 Dollars Pferde und Schafe zur Zucht, Wein, Bier und Spirituosen für 71,160 Dollars.

* * *

— Vulcane auf den Philippinen. Dieselben sind in Nr. 22, Band XXI, geschildert worden. Wir erhalten durch die Güte des Herrn Dr. Richard Kiepert in Berlin einen Nachtrag. „Der Vulcan auf dem Nordende von Negro heißt Malespina. — Es giebt zwei Vulcane Camiguin; einen nördlich von der Insel Luzon, einen andern auf einer kleinen gleichnamigen Insel zwischen Mindanao und Siquihor. Letzterer fehlt in dem Verzeichnisse, eben so wie die Solfataren von Dagami und Danan auf der Insel Leyte. Ich möchte Sie auf die Arbeit des Professors Roth (Märzheft 1872 der Monatsberichte der Berliner Akademie) aufmerksam machen. Dieselbe wird erweitert in Dr. Fr. Jagor's demnächst erscheinendem, reich ausgestattetem Buche über die Philippinen wieder abgedruckt werden. Die Karte, nebst geologischer Skizze, ist von mir gezeichnet; sie wird alle thätigen und erloschenen Vulcane, sowie die Trachytkegelberge angeben."

— Ueber eine merkwürdige Fischwanderung giebt ein

californischer Arzt, Dr. Fullerson, folgenden Bericht. Er befand sich, während Hochwasser war, am Kelsey Creek, etwa dritthalb Miles oberhalb der Mündung desselben in der Cleier-See. Es kamen in unendlicher Zahl Schapalls (indianischer Name für Lachs) angeschwommen, zumeist 10 bis 18 Zoll groß; dann auch Hitsch und Tschi, d. h. zwei Arten von Barschen, 1 bis 3 Fuß lang, und ein „Sucker" (Süßwasserfisch), alle in so ungeheurer Menge und so dicht, daß sie einander zu vielen Tausenden aus dem Wasser heraus auf das Trockene drängten, so daß das Ufer mit Fischen bedeckt war. „Ich hätte mit der Schaufel ganze Wagenladungen herauswerfen können." Man wußte schon früher, daß die Fische aus dem See flußauf ziehen, wenn derselbe angeschwollen ist. Sie ziehen nur fünf bis sechs Miles aufwärts und schwimmen zurück, wenn das Wasser fällt. Das Laichen hat mit dieser Wanderung nichts zu schaffen. Im laufenden Frühjahr ist dieselbe allerdings ungewöhnlich stark gewesen, und die Indianer, welche sich zahlreich am Platze eingefunden hatten, konnten mühelos eine überaus einträgliche Ernte halten.

— Die Nord-Pacificbahn in den Vereinigten Staaten. Die Route für dieselbe ist nun definitiv festgestellt worden. Sie zieht vom Red River an, welchen sie nördlich von Fargo überschreitet, bis zum Big Cheyenne River, genau bis oberhalb der Mündung desselben; von dort in gerader Richtung nach Westen bis zur Mündung des Heart River in den Missouri; sodann gleichfalls in westlicher Richtung zum Yellowstone, welcher in der Nähe des Powder River überbrückt wird. Von dort über den Bozeman-Paß. Dann, an Hamilton vorüber, im Thale des Jefferson (eines der drei Quellarme des Missouri) und des Wisdom River durch den Big Hole oder den Deer Lodge Paß, den Flüssen Deer Lodge und Hell Gate abwärts bis an die Mündung des Blackfoot River und in gerader Richtung weiter am Jocko- und am Flathead River bis zum Coeur-d'Alêne-See.

— Die „verrückten Stimmrechtsweiber" — die amerikanische Presse geht mit den emancipationslustigen Damen nicht gerade sanft um — hielten im Mai eine große Convention, um ihre „Rechte" zur Geltung zu bringen. In dieser Versammlung spielte Victoria Woodhull die wichtigste Rolle. Wir haben schon früher („Globus" XXI, S. 58) eine Schilderung dieses „starkgeistigen Weibsbildes" entworfen. Sie hat genaue Verbindungen mit „Schutzgeistern im Jenseits", welche sich zu ihr herab bemühen; ihr Rathgeber ist kein geringerer Mann als der große griechische Redner Demosthenes. Wir schrieben: „Sie trachtet nach höheren Dingen; sie hat sich steif und fest vorgenommen, Präsident der Vereinigten Staaten zu werden; sie verkündet durch Wort und Schrift, daß der Staat erst dann gut regiert und verwaltet werden könne, wenn sie das Ruder in der Hand habe."

Nun, sie ist auf jener Convention im Mai zum Präsidenten „nominirt" worden und ihr ganzer Anhang wird für sie stimmen; zum Vicepräsidenten ist der Mulatte Frederick Douglas vorgeschlagen worden. Victoria erklärte mit strahlendem Antlitz, daß sie kein Opfer scheue; sie nehme die Nomination an und werde eine radicale Wiedergeburt des zerrütteten Staats- und Gesellschaftslebens bewerkstelligen.

Seitdem sind aber allerlei unliebsame Dinge vorgegangen. Wir finden in den Neuyorker Blättern, daß Victoria Woodhull, die Präsidentschaftscandidatin und Hohepriesterin der Unzucht (man nennt das freie Liebe), und ihre Schwester Tennie Claflin von ihrem Hauswirthe wegen Nichtbezahlung des Miethzinses an die Luft gesetzt worden sind. Beide bewohnten mit ihren Freunden ein sehr schönes Haus in der 35. Straße. Diese Exmittirung hat unter den Bäckern, Fleischern 2c. der Umgegend große Aufregung hervorgerufen, da beide Schwestern tief in der Kreide stehen.

Vielleicht bezahlt der Geist des alten Demosthenes die Schulden. Was Tennie C. Claflin anbelangt, so will sie, starkgeistig wie sie ist, dem Kriegshandwerk sich zuwenden. Sie hat sich öffentlich erboten, Oberst des neunten Regiments der Nationalgarde von Neuyork zu werden, demnach an die Stelle des berüchtigten Gauners Fisk zu treten. Sie erklärt, daß sie magnetischen Einfluß auf das ganze Regiment üben werde; sie zweifle nicht, daß sie, wie Fisk, sich die Liebe und Bewunderung der tapfern Schaar erwerben und ihren eigenen Enthusiasmus auch dem großen Publicum mittheilen werde. „Ich will die Stellung annehmen und verpflichte mich, dem Recrutiren einen solchen Aufschwung zu geben, daß binnen dreißig Tagen das neunte Regiment das erste im Staate sein soll. Es kann nichts gegen mich vorgebracht werden, als daß ich ein Weib bin. Erlauben Sie mir, diejenigen, die dies hervorheben, zu erinnern, daß Jeanne d'Arc auch ein Weib war. Während ich mir nicht schmeichle, dasselbe militärische Genie zu besitzen, wie sie, kann ich doch sagen, daß es stets mein Wunsch gewesen ist, in den activen Militärdienst zu treten, und daß ich meine Leidenschaft, Regeln und Tactik zu studiren, stets befriedigt habe, so daß ich jetzt wohlbewandert darin bin."

— Der Genuß des Opiums nimmt in einigen Gegenden der Vereinigten Staaten von Nordamerika in höchst bedenklicher Weise überhand. Der Temperanzfanatismus hat die schlimmsten Folgen. Der Genuß von Bier, Wein, Apfelwein ist verboten, von Branntwein gar nicht zu reden; es soll nur Wasser und Thee getrunken werden. Aber manche „Temperanzler" wissen sich doch stimulirende Aufregungen zu verschaffen; sie wollen etwas Scharfes haben. Manche kauen Gewürznelken im Uebermaß und schädigen dadurch ihre Gesundheit. Das Opium ist namentlich in dem puritanischen Massachusetts beliebt, als Ersatz spirituöser Getränke. Vor Kurzem ist ein Bericht der Gesundheitsbehörde erschienen, welcher nachweist, daß der Opiumverbrauch fast in allen Theilen des Staates stark zugenommen hat, aber erst nachdem das Gesetz erschien, welches den Verkauf von Spirituosen verbietet. In Worcester z. B. weist ein Droguenverkäufer nach, daß namentlich Frauen und Kinder Opium bei ihm holen; ein anderer, in Boston, hebt hervor, daß sich unter seinen Kunden eine auffallende Zunahme von Kleptomanie zeige, d. h. der unwiderstehlichen Sucht, zu stehlen. — Als Thatsache steht fest, daß ein strenges Verbot die Fälle von Trunkenheit wesentlich vermehrt. Der eigentliche Yankee hat keine Vorstellung von einem mäßigen Bier- oder Weingenusse; er versteht nicht, gemüthlich zu trinken oder zu zechen; er stellt sich Jeden als einen trunksüchtigen Branntweinirländer vor, der kein Maß hält und im Rausche Unfug treibt. Ein Yankee-Temperanzler ist nebenbei durchschnittlich ein Fremdenhasser und Knownothing.

— Die Goldgruben von Gualilan in Argentinien geben eine über alle Erwartung beträchtliche Ausbeute; in Buenos Ayres erwartet man, daß dieselbe andauern werde.

— Der Missionär Ellis ist im Juni, 77 Jahre alt, gestorben. Der Wissenschaft hat er erhebliche Dienste geleistet, einmal durch seine Polynesian researches, sodann durch drei Werke über Madagaskar, die sehr lehrreich und interessant sind. Es war seine Lebensaufgabe geworden, die Madagassen zu bekehren, und so weit dergleichen überhaupt angeht, hat er nicht ohne Erfolg gearbeitet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

Juli Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Wanderungen in den drei Lappländern.

Von Professor **J. A. Friis** in Christiania.

III.

Da wo im höchsten Norden Europas die Russen, d. h. die russischen Lappen, mit den norwegischen grenzen, findet eine seltsame Mischung von Religionen, Sprachen, Sitten und Gebräuchen statt.

Am Ufer des Pasvigflusses, ungefähr eine Viertelmeile von der See entfernt, steht eine kleine Capelle, nach zwei russischen Heiligen Boris-Gleb genannt. Sie wurde, nach russischen Berichten, im sechszehnten Jahrhundert von dem russischen Mönche Trifan erbaut, hat aber wegen der Unbilden der nordischen Witterung öfters Ausbesserungen erfahren. Vorgenannter Mönch hat im Bekehrungseifer das Holz — denn das Gotteshaus ist nur aus Holz, wie alle Häuser dort, erbaut — im Walde selbst gefällt, auf seinem Rücken zur Baustelle getragen und dort das Capellchen zusammengesetzt. Trifan kam aus dem russischen Kloster Nowgorod und war der erste Missionär unter den Lappen an jenen Küsten. Durch eine „Offenbarung des Erlösers" war ihm befohlen worden, sich in ein „durftig" und „unzugänglich" Land zu begeben; und er ging in das „unzugängliche" Land längs des Peisen- oder Petschengaflusses, wo er die dort lebenden Lappen noch in tiefster Abgötterei versunken traf; denn sie beteten Bilder, Würmer und anderes Ungeziefer an. Seine Predigten begegneten großem Widerstande, besonders von den Noaiden oder Hexenmeistern der Lappen. Sie rauften ihm die Haare aus, schlugen ihn, warfen ihn zur Erde und drohten ihm mit dem Tode, wenn er ihr Land nicht verließe. Oft waren sie nahe dabei, ihre Drohungen ins Werk zu setzen, aber „der Herr hinderte sie daran", denn es glückte dem Mönche durch fortwährendes Predigen, durch Sanftmuth und durch sein gottesfürchtiges Leben das Herz der Lappen zu erweichen. Dann ging er nach Nowgorod zurück, holte vom dortigen Erzbischof einen Segensbrief, und Baumeister, mit deren Hülfe er am Peisenflusse eine Kirche, die erste in Lappland, erbaute, und taufte und bekehrte nun, nachdem er sich hatte in der russischen Stadt Kola ordiniren lassen, alle Völker nach Herzenslust. Sein Name ist daher bis auf den heutigen Tag bei den griechisch-katholischen Lappen am Pasvig- und Peisenflusse wohl bekannt, doch ist ihr Aberglaube, oder ihr Glaube an die Macht seiner Heiligkeit mit der geringen Achtung vor seiner Person und seinen Verdiensten auf ganz besondere Weise gemischt.

Nicht weit von der Mündung des Pasvig sieht man am Fjord in den Felsen eine Höhle, welche auf den ersten Blick durch Verwitterung entstanden zu sein scheint und wo erst später Menschenhände bei ihrer Erweiterung thätig gewesen sind; sie heißt die Trifanshöhle und soll auf folgende Weise ihren Ruhm erlangt haben. Der heilige Trifan hatte sich einmal vorgenommen, die berüchtigte Holmengraanase an der östlichen Mündung des Fjords, wo die Berggeister hausten und die Seefahrenden hinderten die Felsennase zu umsegeln, zu reinigen, denn bis dahin mußten die Schiffer ihre Fahrzeuge der Dämonen wegen über die Land-

junge ziehen. Als ihm sein Werk gelungen, richtete er sich auf der Rückreise in dieser Höhle ein kleines Betstübchen ein, welches bis heute seinen Namen trägt. Wenn man die Höhle besuchen will, muß man erst an der lothrechten Felsenwand einige Ellen hinauf bis zum Eingange klettern, dann kommt man an einen großen leinenen Vorhang und hinter demselben tritt man in das Heiligthum selbst, welches in weiter nichts, als einer unbedeutenden Malerei, einer „Gottesmutter“, besteht, unter welcher ein weißes Tuch hängt, auf welches ein goldenes Kreuz gestickt ist. Vor dem Bilde stehen zwei dünne Wachslichter.

Wenn die russischen Lappen bei der Höhle vorüberziehen, versäumen sie gewiß niemals, ihr Haupt zu entblößen, sich ehrfurchtsvoll zu verbeugen und sich zu bekreuzen. Wenn sie sich auf der Reise zur Fischerei oder Jagd befinden, so pflegen sie in der Regel das Heiligthum zu besuchen und dem Trifan eine Kupfermünze zu opfern, damit er ihnen zu einer reichen Ausbeute verhelfe.

Nun sollte man glauben, daß Trifan im Laufe der Zeit durch diese Opfer reich geworden sein müsse, aber dies ist keineswegs der Fall; er besitzt bis auf den heutigen Tag vielleicht nicht eine einzige Kopeke. Die Sache ist nämlich folgende. Wenn die russischen Lappen auf ihren Jagdzügen und bei ihrer Fischerei Unglück gehabt haben, machen sie auf ihrer Rückreise dem Trifan abermals einen Besuch und nehmen sich da nicht bloß das, was sie selbst geopfert, zurück, sondern auch das, was Andere in der Zwischenzeit etwa dem Heiligen dargebracht haben, falls nicht etwa Jemand den wunderlichen Opferern zuvorgekommen ist. Dieser russisch-lappische Heiligen- und Bilderdienst erstreckt sich auch auf russische Heilige. So hatte z. B. in Vadsö ein Kaufmann das Bild des heiligen Nikolaus. Bei diesem fanden sich alle



Russische „Skoltelappen“.

russischen Lappen ein, welche nach Vadsö kamen, verneigten, verbeugten, bekreuzigten sich vor demselben und opferten eine Kleinigkeit. Aber in der Regel stahl der eine Opfernde nicht nur das, was sein Vormann geopfert, sondern hieß auch noch das Eine oder Andere aus dem Hause mitgehen, welches der Eigenthümer keineswegs dem heiligen Nikolaus geopfert hatte. Deshalb entfernte der Kaufmann den heiligen Nikolaus nicht nur aus dem Hause, sondern auch aus Lappland.

In nächster Nähe um die Capelle Boris-Gleb wohnen im Sommer ein Dutzend Lappenfamilien, welche russische Unterthanen sind und den Namen Skoltelappen führen, weil sie am bösen Grinde litten und zum Theil noch leiden, so daß manche haarlose Köpfe haben. Die Wohnungen dieser Skoltelappen sind elende Hütten in Form der Stabur in Schweden und Norwegen.

(Stabur sind in der Regel von Holz erbaute, auf vier Pfosten oder Beinen etwas von anderen Gebäuden abstehende viereckige Behälter oder Vorrathskammern.)

Da das Hauptgeschäft der armen Skoltelappen im Sommer die Fischerei ist, so sind fortwährend die Hütten mit Netzen, Leinen und Tauen behangen, auf den Dächern aber sind Massen von Dorschköpfen zum Trocknen ausgelegt.

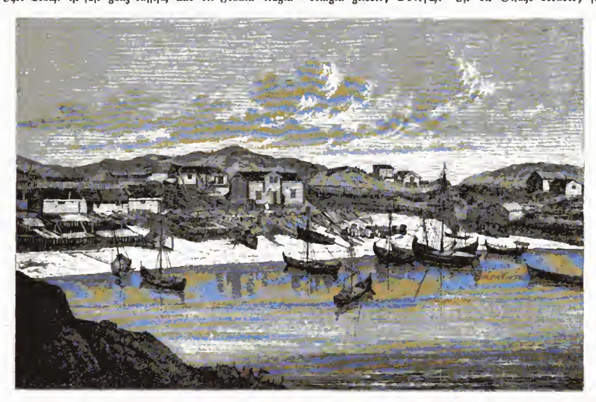
Renthiere züchten die Skoltelappen nur als Zugthiere; weil dieselben aber auf einem großen geschützten Raume in den Wäldern am Pasvig- und Peisenflusse frei umherwandern, so werden sie bedeutend stärker und größer, als die Renthiere in Norwegisch-Lappland.

Wie der Lappe im Allgemeinen, so kann auch der Skoltelappe eine Zeitlang fleißig und eifrig arbeiten; aber wenn es ihm scheint, daß er Nahrung für eine lange Zeit ins Haus besorgt habe, so legt er sich auf die faule Seite, schläft, ißt und trinkt, so lange der Vorrath dauert. — Nun muß man allerdings einräumen, daß in derjenigen Zeit des Som-

mers, wo die Sonne niemals untergeht, wo es also, wie der Lappe sagt, „keine Zeit giebt," einem Jeden da oben die Versuchung nahe tritt, die Zeit zu tödten mit süßem Nichtsthun. Wenn daher im Herbst oder im Augustmonat der Skoltelappe satt und fett ist, so spottet er des Speciesthalers pro Tag einer Skydstour. Aber ist der Winter vorüber, der Frühling gekommen, der Vorrath aufgezehrt und kein neuer durch das Fischnetz zu schaffen, da ist der Skoltelappe zuthunlich wie ein Hund und arbeitet gern für niedrigen Lohn, denn nun ist er mager und hungerig, ja so hungerig, daß er durch Feuer und Wasser springt, wenn ihm irgendwo der lockende Anblick eines getrockneten Dorschkopfes winkt.

Die russischen Skoltelappen sind sowohl in Rücksicht auf Sprache, als Sitten, Gebräuche und Aussehen ziemlich verschieden von den lutherischen Lappen in Südvaranger. Ihre Tracht ist fast ganz russisch und die Frauen tragen schon lange die Kopfbedeckung der Nationalrussinnen. In Kenntnissen des Christenthums stehen sie den norwegischen unendlich nach, sie können weder lesen noch schreiben, haben keine Bücher und nicht den geringsten Schulunterricht. Nur ein paar Mal im Jahre kommt der Pope von Peisen zur obgedachten Capelle, um Gottesdienst zu halten.

An dem hohen Wuchse sowie am reichen röthlichen Barte der Skoltelappen sieht man deutlich, daß sie russisches Blut in ihren Adern haben. Viele von ihnen sprechen auch russisch, obgleich ihnen kein Russe näher wohnt, als der Pope zu Peisen. Ihre lappische Sprache ist stark mit russischen Worten gemischt, ihre Taufnamen sind russisch, ja sogar ihre Renthiere, welche in allen Dialekten ihre lappischen Namen behalten, werden russisch benannt. So heißt z. B. ein Renthier, welches ein in Lebensgefahr Schwebender dem heiligen Trifan zum Opfer für die Rettung zu bringen gelobte, Svitsch. Ist die Gefahr vorüber, so



Pasvig. Letzter Fischerplatz auf der norwegischen Küste.

wird das Opferthier auf den Kirchplatz, wenn gerade Markt ist, gebracht und dort in Versteigerung dem Meistbietenden überlassen. Für das erhaltene Geld kauft der Pope Wachslichter, welche in der Capelle Boris-Gleb aufgestellt und angezündet werden, wenn die Betreffenden sich einfinden, um unter stundenlangem Verbeugen, Verneigen und Bekreuzen dem Heiligen für seinen Beistand zu danken.

Wenn ein Mann oder eine Frau stirbt, so wird aus der Renthierherde des oder der Verstorbenen das beste, fehlerfreieste Thier ausgewählt und gegen Bezahlung dem nächsten Verwandten überlassen. Für das erhaltene Geld werden „rothe" Wachslichter gekauft, in der Behausung des Verstorbenen aufgestellt und zur Ehre und zum Seelenheile des Heimgegangenen abgebrannt. Nach dem Volksglauben kommt nämlich ein Engel und zwar speciell immer der Schutzengel des Betreffenden vom Himmel hernieder und holt die Seele des Abgeschiedenen, welche er jedoch nicht direct in den Himmel führt, sondern die Seele muß ganze sieben Wochen im Gefolge des Engels mit dem Renthiere herumfahren, und alle Orte, wo der Verstorbene jemals bei lebendem Leibe gewesen und etwas gethan, gleichviel ob Gutes oder Böses, besuchen. Die Seele wird dadurch an das ganze vorhergegangene irdische Leben erinnert, und Gutes wie Böses, Glück und Unglück, Freude und Traurigkeit wird ihr nochmals vorgeführt. Wenn sie nicht ganz und gar unverbesserlich ist, kann es ihr leicht möglich werden, durch Reue sich noch in der letzten Stunde Eingang in den Himmel zu verschaffen.

Eigenthümliche und wie es scheint uralte Sitten und Gebräuche bestehen noch unter den Skoltelappen. Bei Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnissen beobachten sie ziemlich das, was Sitte und Brauch bei ihren mächtigeren Nachbaren ist, mögen diese nun Normänner, Schweden oder Russen heißen. Doch machen sehr Viele von ihnen Ausnahmen

von dieser Regel. So z. B. findet man bei ihnen noch bei Heirathen den uralten Brauch, welcher bei verschiedenen alten wilden Völkerschaften des Nordens Volkssitte ist, nämlich die Braut von einem fremden, am liebsten feindlichen Stamme zu rauben, um dadurch dem kirchlichen Verbrechen zu entgehen, eine zu nahe Verwandte zu heirathen.

Ebenso ist es bei ihnen, wie bei den Karelen und Russen, eine Nationaleigenthümlichkeit, stets eine Menge Kleinvieh mit sich herum zu tragen, und denjenigen für einen Beleidiger zu halten, welcher aus diesem Grunde nicht die Schlafstelle mit ihnen theilen mag. Bei denjenigen Skoltelappen, welche mehr dem Fortschritt huldigen, finden bei Heirathen folgende Gebräuche statt. Wenn ein junger Mensch mit einem Mädchen Bekanntschaft gemacht und sich entschlossen hat, um ihre Hand anzuhalten, so unterrichtet er zuerst seine Eltern von seinem Vorhaben. Findet die projectirte Partie deren Beifall, so begiebt er sich in Begleitung der Eltern und Verwandten, nebst einem Fürsprecher, zu der Wohnung der Braut. Eine solche Brautfahrt wird fast immer im Winter unternommen, da man mit Renthieren eben so leicht über des Nordens wegelose Schneewüsten hinwegkommt, als mit Kameelen über des Südens unübersehbare Sandwüsten. Rasch geht es vorwärts über der Tundern öde Fernen und eisbelegte Binnenseen. Schon aus weiter Entfernung wird die Ankunft der Reisenden durch das Bellen der allezeit wachsamen Hunde verkündigt, und wenn sie so nahe gekommen, daß man das Schellengeläute hören kann, eilen Eltern und Verwandte der Braut heraus aus der Gamme, um die Ankommenden zu empfangen. Da greift Jedes nach einem Renthiere und führt es zum Eingange des Hauses, wo die Reisenden von den Schlitten steigen; die Zugrenthiere aber, froh, endlich befreit zu sein, laufen sogleich hinaus in die Wildniß, wo sie mittelst Fährten im Schnee und ihrem außerordentlich scharfen Geruchssinn bald Came-



Bauerhof in russisch Karelen.

raden und Freunde finden. Die Gäste aber werden eingeladen einzutreten. Dies ist nun freilich oft sehr schwierig, ja unmöglich, weil viele Wohnungen so dürftig und enge sind, daß die Gäste Einer nach dem Andern durch die niedrige und gedrängte Eingangsöffnung kriechen müssen. Allein wenn auch vor den Fremden keine Flügelthüren aufgeschlagen werden, so finden sie doch jederzeit einen gastfreien Herd, selbst in der allerelendesten Lappenhütte.

Die in die Gamme Gekommenen werden vom Sprecher vorgestellt, und dann richtet er im Allgemeinen an Alle den gewöhnlichen lappischen Gruß: „Friede im Hause!" Darauf wird jederzeit geantwortet: „Gott ist es, welcher ihn schenkt!" Darauf begrüßt man sich einzeln nach lappischer Weise durch eine halbe Umarmung, indem man die rechte Hand auf des Andern linke Schulter legt; Wange an Wange und Nasenspitze an Nasenspitze reibt mit dem Wunsche: Därvan, Därvan! d. h. wohl, wohl! Darauf nimmt der Sprecher das Wort und fragt: „Ist es uns erlaubt, nun den Grund unseres Hierseins zu enthüllen?" „Ja! sei so gut!" antwortet der Vater des Mädchens, worauf sich der Sprecher dreimal tief verbeugt und für die freundliche Aufnahme dankt, welche er und seine Begleiter hier gefunden. Allein statt sein Geschäft, wie man doch erwarten sollte, in wohlgesetzten Worten kund zu thun und mit schönen Redensarten um die Hand des Mädchens anzuhalten, zieht er, ohne ein Wort zu sagen, aus seiner Brusttasche einen andern Sprecher hervor, welcher allerdings oft kräftiger auf des Lappen Herz und Sinn wirkt, als schöne Worte und schmeichelhafte Redensarten, nämlich eine Branntweinflasche. Aus dieser schenkt er dem Vater, der Mutter und den Brüdern, Jedem drei respectable Schlucke. Während diese trinken, machen sie auf griechische oder russische Weise das Zeichen des Kreuzes, verbeugen sich dreimal tief und drücken dann mit drei Fingern die Stirn, die Brust, die rechte und linke Schulter. Nachdem sie das dargebotene Geschenk vertilgt haben, bringt der Sprecher in zierlicher Rede seinen Dank

bar und dankt dann auch im Namen des Bräutigams und seines Gefolges dafür, daß die künftigen Schwiegereltern die drei Schnäpse angenommen und ausgetrunken haben: denn hiermit ist die Sache aus- und abgemacht. Die Annahme des dargebotenen Geschenkes bedeutet nämlich dasselbe, wie Ja und Amen zu der Partie. Wird dagegen von den Eltern die Annahme und das Trinken des dargebotenen Branntweins verweigert, so heißt dies so viel, als: der Bräutigam hat einen Korb bekommen, weil die Eltern des Mädchens noch nicht daran denken, ihr Kind mit dem angekommenen Freier zu verheirathen.

Etwas Weiteres wird am ersten Tage nicht vorgenommen.

Am nächsten Tage werden Vorbereitungen zur Einladung von Hochzeitsgästen in denjenigen Wohnungsraum getroffen, welcher dem Bräutigam und seinem Gefolge angewiesen ist. Es werden zwei junge Männer hinüber zu des Mädchens Eltern gesandt, welche sich vor denselben dreimal tief verneigen, ihre Namen nennen und bitten, daß sie so gut sein möchten und sich bei dem Hochzeitsmahle beim Bräutigam und dessen Gefolge einzufinden. Die Einladung wird angenommen; die Hochzeitbitter sprechen ihren Dank dafür aus und kehren wieder zum Bräutigam zurück, um die Vorbereitungen zum Hochzeitsmahle zu beenden. Aber nach kurzer Frist finden sie sich wieder ein und wiederholen ihre Einladung dreimal auf dieselbe Weise. Erst nach der dritten Invitation gehen des Mädchens Vater, Mutter, Brüder und Schwestern hinüber in die Wohnung des Bräutigams. Die Braut dagegen geht nicht mit, sondern setzt sich in der väterlichen Wohnung in einen Winkel und verbringt die Zeit mit Weinen und Wehklagen, während alle Anderen lustig und guter Dinge sind. Wenn die Eltern des Mädchens und deren Begleitung bei dem Bräutigam eingetreten sind,



Blockhaus für Reisende bei Imandra in russisch Lappland.

werden die ersteren eingeladen, auf dem Hochsitze am obersten Ende der gedeckten Tafel sich zu setzen. Die Uebrigen nehmen Platz auf beiden Seiten des Tisches und zwar die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite. Die Eltern des Bräutigams aber stehen am Eingange, oder an der Thür, wenn sie eine hat, und verneigen sich vor jedem der eintretenden Gäste. Die Hochzeitbitter ergreifen nun eine Flasche mit Branntwein und schenken rund um den Tisch jedem Anwesenden dreimal ein, wobei sie natürlich bei den Eltern des Bräutigams anfangen. Jeder, welchem eingeschenkt wird, erhebt sich, verneigt sich dreimal, bekreuzt sich und trinkt. Nach dem Hochzeitsschmause umarmt ein Jeder seinen Nachbar, und küßt ihn indem er Wange an Wange und Nasenspitze an Nasenspitze reibt. Der Vater des Mädchens ladet Alle für den nächsten Tag zum Hochzeitsmahle bei sich, also zum dritten Hochzeitstage. Dies ist eigentlich der größte Feiertag, denn die Eltern des Mädchens laden an diesem Tage so viele Verwandte und Freunde, als sie nur auftreiben können, bei sich zu Gaste. Die Braut aber muß auch an diesem Tage in einem Winkel der Wohnung sitzen und in den dunkeln Raum hineinstarren. Ihr Gesicht wird mit einem Tuche bedeckt und verborgen, unter demselben muß sie fortwährend schluchzen und weinen. Hierin wird sie von ein paar ihrer besten Freundinnen, welche sich an eine Ecke zu ihr in ihren Schmollwinkel setzen, unterstützt, denn es ist eine schwere Sache, mehrere Tage hinter einander zu seufzen, zu schluchzen und zu weinen ohne Gefühl und auf bloßen Befehl. Sobald alle Verwandte und Freunde beim Brautvater versammelt sind, wird eine Einladung an den Bräutigam übermittelt. Die Gäste stellen sich ein, aber sie finden nun zwei junge Menschen als Wächter vor den äußern Eingang gestellt. Jede Gamme

hat nämlich zwei Thüren oder Vorhänge und zwischen beiden einen schmalen Gang.

Das Gefolge wendet sich an die gedachten Wächter mit dem Ersuchen: laßt uns hineinschleichen! Diese aber antworten: wenn ihr bezahlt, so sollet ihr Eingang erhalten. Es wird darauf ein Tribut von einigen Kopeken erlegt und der Gesellschaft die äußere Thür geöffnet. Allein nun stehen vor der innern Thür ebenfalls zwei junge Wächter, welche den Eintritt verwehren, und das Hochzeitsgefolge muß auch hier einen gleichen Tribut an Kopeken bezahlen. Beim Eintritt in den innern Raum erheben sich sofort alle versammelten Gäste; drei gehen den Angekommenen entgegen und jagen sie ohne Complimente wieder hinaus. Die Ausgewiesenen bleiben eine Weile draußen, bedecken sich dann den Kopf, die Schultern, wo sie können, mit Schnee, und begeben sich dann wieder hinein, ohne daß ihnen die Wächter das geringste Hinderniß in den Weg legen. Eintretend klagen sie über das schreckliche Unwetter, welches rase und tobe, und bitten in einem jämmerlichen Tone um Unterkunft. Diese Kriegslist nutzt ihnen aber nichts, denn sie werden ohne Barmherzigkeit wieder hinaus vor die Thür gejagt. Endlich, als sie zum dritten Male hineintreten, anscheinend vor Kälte ganz verkommen, bietet ihnen der Hausherr ein freundliches Willkommen, führt die Eltern des Bräutigams auf den Hoch- oder Ehrensitz und weiset Allen rings um den Tisch ihre Plätze an.

Dann schenkt der Küchenmeister der Braut rund um den Tisch allen Gästen ihre Trinkgefäße voll; man speiset, trinkt und macht sich auf alle Weise lustig; nur die Braut sitzt noch immer in ihrer dunkeln Ecke und weint mit ihren Freundinnen!

Nach der Mahlzeit begiebt sich der Bräutigam zu ihr, setzt sich nieder neben sie und guckt unter das Tuch, mit welchem sie umhüllt ist. Dasselbe thun nach ihm auch sein Vater, seine Mutter und seine Verwandten. Darauf redet der Hochzeitsbitter den Vater der Braut mit folgenden Worten an: „Haben wir nun endlich Deine Tochter von Deiner Hand als Hausfrau für N. N. bekommen?“ Der Vater antwortet: „Ja, nun habt Ihr sie erhalten und könnt Ihr sie behandeln, wie Ihr wollt. Ihr könnt ihre Augen über Feuer braten, oder sonst mit ihr machen, was Ihr wollt; denn von nun an habe ich keine Gewalt mehr über meine Tochter.“ —

Darauf kommen die Brautjungfern hervor und bringen der Braut einen neuen Reiseanzug. Allein während sie beschäftigt sind, ihr den Reiseanzug anzulegen, leistet sie allen möglichen Widerstand; sie stemmt sich, schlägt mit den Füßen aus und hüpft herum wie ein ungezähmtes Renthier, um den Brautjungfern das Anlegen der neuen Reisekleider unmöglich zu machen. Deshalb eilen sämmtliche Mädchen herzu, um die scheinbar Unbändige zu zähmen und den Brautjungfern die Arbeit möglich zu machen. Während Einige von diesen ihr die Arme und Beine halten, sind wieder Andere bemüht, sie in die Reisekleider zu zwängen. Zum Schlusse wird ihr wieder ein dichter Schleier über den Kopf geworfen und ihr Gesicht damit bedeckt.

Während im Innern der Gamme die Comödie der Brautbekleidung spielt, halten außen die Männer eine Wettfahrt um die Häuser, schreien, lärmen, stampfen und feuern Schuß auf Schuß ab, so daß man glaubt, sie seien in den Tumult eines wüthenden Kampfes verwickelt.

Ist die Neuvermählte endlich nach Sitte und Brauch bekleidet, so nimmt ein Verwandter von Seiten der Braut und ein anderer von Seiten des Bräutigams jeder eine Hand derselben und beide führen sie zum Ausgange. Aber bevor sie durch die Oeffnung hinausgeht, stellen sich zwei Personen an die Thür und halten ein Brot, mit etwas Salz und einem Heiligenbilde, so hoch über der Thüröffnung, daß die Braut unter dem Brote, Salze und Heiligenbilde die väterliche Hütte verlassen muß. Außerhalb der Gamme stehen zwei Schlitten, bespannt mit den größten und schönsten Renthieren. Der Bräutigam umarmt nun seine Frau und führt sie zu dem für sie bestimmten Schlitten, worein sie sich setzt und dann mit Riemen fest eingeschnallt wird, als fürchte man, sie könne auf der Fahrt nach ihrer neuen Heimath an Flucht denken.

Darauf setzt sich der Bräutigam selbst in den andern Schlitten, und nun hält sich das Paar umarmt, während Verwandte von beiden Seiten die Renthiere langsam über die Felder führen. Inzwischen umkreisen andere Verwandte das Paar fortwährend und treiben allerlei Muthwillen zur Belustigung des Paares. — In einiger Entfernung von den Häusern nimmt der Bräutigam das Renthier seiner Braut und bindet es fest an den Hintertheil seines Schlittens. Gleichzeitig aber setzt sich das ganze Gefolge in Galopp und Jeder jagt so rasch als möglich dahin, so daß der ganze Zug aussieht, als befinde er sich auf der wildesten Flucht. In der Nähe der Wohnung des Bräutigams jagen einige Schlitten voraus, um den Daheimseienden die Ankunft des Zuges zu verkündigen. Unterwegs hat man die Bande der Braut etwas gelöst, damit sie bequemer sitzen konnte, jetzt wird sie wo möglich noch fester eingeschnürt als vorher. Indem sie vorfährt, stürzen die Insassen heraus und lösen die Stricke und Bande, womit sie festgeschnallt ist; sie wird zum Eingange der Gamme geleitet, wo sie wieder zwei Personen findet, welche sich zu beiden Seiten des Einganges aufgestellt haben und Brot, Salz und ein Heiligenbild über ihrem Haupte halten, während sie in ihre neue Wohnung eintritt. In derselben wird sie von der Mutter des Bräutigams empfangen, welche ihr ein Brot überliefert mit den Worten: „Von jetzt an wirst Du die Brotmutter und Wirthin in diesem Hause sein.“ — Acht Tage lang bleibt die Braut noch in ihren Schleier gewickelt und Jeder, welcher sie sehen will, muß ihr einige Kopeken bezahlen. Nach acht Tagen geht man zum Priester und läßt sich „weihen“, d. h. trauen; doch wird diese Ceremonie nicht für so wichtig angesehen wie die Beobachtung der alten Hochzeitsgebräuche.

Viele Züge von diesen Ceremonien, z. B. die Wachen vor den Thüren, die Listen, welche die Hochzeitsgäste anwenden, um sich einzuschleichen und freies Obdach zu erhalten, das Kampfgetümmel um die Gamme der Braut, der Widerstand der Braut und endlich die Flucht mit der gebundenen Braut hinter dem Schlitten des Bräutigams, scheinen, wie schon oben gesagt, darauf hinzudeuten, daß es die Lappen für ehrenwerth gehalten, sich ihre Bräute von einem feindlichen Stamme zu rauben.

— — Auf norwegischem Grunde ist Pasvig der letzte Hafen und der letzte Fischerauszugsplatz dicht an der russischen Grenze. Den Namen hat dieser Hafen wahrscheinlich von dem lappischen Worte basse, d. h. heilig, weil früher die Lappen der Umgegend hier eine Opferstätte hatten. Der Hafen Pasvig ist rund wie ein eiserner Topf, ringsum mit Klippen eingeschlossen; die Einfahrt ist zwar eng, aber dennoch ist es möglich, bei jeglichem Winde einzusegeln und dann in Ruhe, wie in einem umschlossenen Hofe, zu liegen.

Die Fischerei ist bedeutend in der Nähe von Pasvig; zu Zeiten sind alle Gestänge am Lande mit Dorschen behängt und alle Fässer, welche man erhalten kann, mit Thran gefüllt. — Weiter ins Land hinein wachsen unter dem Schutze der Klippen ansehnliche Birken und mehrere Fuß hohe Johannisbeersträuche, welche fast jeden Sommer reife Beeren tragen.

Dr. Mehwald.

Zur Culturgeschichte der Vorzeit.

Von **Ludwig Lindenschmit.**

II.

Erzgefäße. — Woher kam die Bronze? — Der Handelsverkehr. — Thatsachen im Gegensatze zu Vermuthungen.

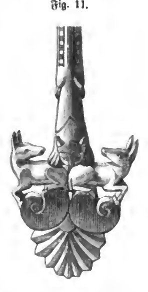
Wenn hier vorzugsweise nur die Grabfunde Aufschluß geben können, so war zu bedenken, daß im Norden und Süden je nach einer sehr verschiedenen den Lebens- und Bildungsverhältnissen entsprechenden Anschauungsweise von dem Werth der Grabesbeigaben auch eine sehr verschiedene Auswahl der letzteren stattfinden mußte. Ein noch so elegant verziertes Messerchen oder Celt, ja selbst ein Schwert von Erz, konnte in Italien nicht entfernt von der Bedeutung sein, um den Hauptbestandtheil einer Grabausstattung zu bilden, wie in dem Norden, und dasselbe gilt weitaus von dem größten Theil der Bronzegeräthe, die wir in den Schränken unserer heimischen Museen aufgereiht finden.

Wir sind deshalb auf die Untersuchung derjenigen Gegenstände hingewiesen, welche sich diesseits wie jenseits der Alpen als ein wichtiger Theil der Grabesbeigaben erweisen, und dies sind vor Allem die Erzgefäße. Sie allein bieten das durchgehend Gemeinsame, welches, wie überall, bei verwandten und doch scheinbar verschiedenen Erscheinungen Aufschluß gewährt und auch hier für die Stellung des Nordens zum Süden maßgebend ist. Die cisalpinischen Fundstücke dieser Art erhalten damit jene Eigenschaften, welche den Leitfossilien in der Geologie zukommen, und hierdurch eine Wichtigkeit für die vorliegende Frage, die ihnen durch keinerlei Bedenken und Zweifel entzogen werden kann.

Diese letzteren können doch wohl einzig nur in Bezug auf die Merkmale des Stils jener Gefäße selbst, oder des Alters der Grabfunde, denen sie angehören, einen Anhalt suchen. Allein weder das Eine noch das Andere entbehrt der vollkommensten Sicherstellung. Wäre ein Zweifel zulässig an dem etruskischen Charakter des Stils und der


Fig. 10.


Fig. 12.


Fig. 11.

Technik bei allen jenen im Rheinlande so zahlreich gefundenen Kannen, Amphoren, Becken ꝛc. (Fig. 10, 11, 12), so müßten alle Resultate der kunstgeschichtlichen Forschung in Frage gestellt und Alles, was über die unterscheidenden Merkmale der Erzeugnisse der verschiedenen Völker und Stilperioden festgestellt und anerkannt ist, müßte als nicht existent betrachtet werden.

Ebenso würde die Annahme der Möglichkeit einer spätern Zeitstellung der Gräber, welchen diese Bronzen angehören, nur die Unkenntniß der wichtigen Thatsache bezeugen, daß alle ohne Ausnahme in Grabhügeln oder Resten von solchen gefunden worden sind, bei deren Untersuchung auch nicht die geringste Spur der sonst in diesen Gegenden überall unvermeidlichen Münzen und Geräthe der römischen Kaiserzeit zu Tage gekommen ist. Zudem sollte man wissen oder beachten, daß unter den zahllosen Funden in den Trümmerstätten römischer Niederlassungen diesseits der Alpen weder in den britischen und gallischen noch germanischen Provinzen Bronzegefäße dieses leichterkennbaren, alterthümlichen Charakters jemals entdeckt sind, und daß selbst die minder bestimmt charakterisirten gerippten Bronzeeimer der hannoverschen Grabhügel eine Metallcomposition von 85 Procent Kupfer zu 15 Procent Zinn aufweisen, als ein Merkmal ihres Alters, welches genau den völlig gleichartigen Blechgefäßen von Monteveglio entspricht, die durch die beigefundenen Thongefäße archaischen Stils weit über die römische Kaiserzeit hinaufgerückt werden.

Wir sehen in allen diesen Verhältnissen und Thatsachen nur sehr wichtige Hülfsmittel zur Erkenntniß der Identität eines wesentlichen Theils der nordischen Bronzefunde mit den südlichen, und nach keiner Seite hin einen Grund zu Zweifel und Bedenken. Zu finden, wo die erheblichen

Schwierigkeiten für die Beurtheilung dieser Funde eigentlich liegen sollen, bliebe gerade die erheblichste Schwierigkeit, wäre sie nicht zunächst in der bewußt oder unbewußt wirkenden Absicht zu suchen, die Selbständigkeit der nordischen Bronzecultur unter allen Umständen zu behaupten und dieselbe mit Ablehnung jeder vermittelnden Ueberlieferung direct aus Asien herzuleiten.

Nach dem Orient gelangen wir aber auch auf dem Wege über das alte Etrurien, sobald wir nach dem ersten und ursprünglichen Ausgangspunkt der sogenannten Bronzecultur suchen, nur daß wir in dieser Richtung in Italien den nächsten, naturgemäß nothwendigen, durch die Denkmale sowohl als die Thatsachen der historischen Zeit verbürgten Vermittelungspunkt haben, wie ihn in gleicher Weise nur Griechenland bieten kann und die phönikischen, kleinasiatischen und hellenischen Colonien an den Ufern des Mittelmeeres bis zum Pontus Euxinus hin.

Für nichts mehr als einen Traum dagegen kann die Annahme gelten, daß gleichzeitig oder gar noch vor der Bildung dieser Pflanzstätten altorientalischer Cultur eine vereinzelte Frucht der letzteren, wie die Kenntniß der Bearbeitung der Metalle, in directer Uebertragung und zwar auf dem Landwege von Asien nach der Ost- und Nordsee gelangt sei. Eine Mittheilung dorthin konnte nur von jenen weiter nach dem Westen geschobenen Colonien und Stationen aus möglich sein, und es bleibt vor der Hand von untergeordneter Bedeutung, welche Wege für dieselbe, abgesehen von jenem zur See, wir als die ersten und ältesten zu betrachten haben, ob die Straße längs Tyras oder Ister, oder jene von der Adria über die Alpen, oder von dem Tyrrhenischen Meere die Flüsse Galliens hinauf; denn auf allen diesen Wegen läßt sich ein sehr alter Verkehr nachweisen.

Wichtiger bleibt die Frage, welcher Art die Mittheilungen dieses Verkehrs waren, ob sie in der förmlichen Verpflanzung einer umfassenden Kenntniß der Metallarbeit, oder nur in der Ueberlieferung fertiger Fabrikate, allenfalls mit der Zeit auch einiger Gußformen für einfache Gegenstände bestehen konnte. Die Entscheidung liegt nahe genug, da aber dieselbe mit socialen Schwierigkeiten und Bedenken umgeben wird, so verlohnt es der Mühe, zuzusehen, auf welcher Seite der entgegengesetzten Annahmen sich dieselben finden.

Wenn wir zu diesem Zwecke die Verhältnisse der alten Culturstaaten ins Auge fassen und ihren Wirkungskreis nach den entsprechenden Analogien der historischen Zeit bis zur Gegenwart bemessen, so muß das Gebiet ihres Handels weit umfangreicher gewesen sein als jenes ihrer directen Einwirkung auf die wenig oder gar nicht entwickelten Völker außerhalb ihrer nächsten Berührung. Unmittelbare Mittheilungen ihrer technischen Erfahrungen und Erfindungen konnten zunächst nur auf die Nachbarvölker übergehen und von diesen weiter getragen werden, allein diese Verbreitung war nicht in regelmäßiger Fortbewegung nach der geographischen Reihenfolge der Völker möglich, gleich der Ausbreitung von Wellenringen, welche ein fallender Stein in dem Wasser hervorbringt.

Sollten wir annehmen dürfen, daß die Bronzecultur auf diesem Wege eines ungestörten Fortganges bis nach dem Norden gelangt sei, so müssen wir unbedingt voraussetzen, daß nicht nur alle zwischenliegenden Völker gleiche Begabung und Neigung für Aufnahme und weitere Mittheilung besaßen, sondern daß vor Allem zugleich überall auch die Mittel zur Ausführung der Bronzearbeit vorhanden waren, welche auf eine Metallmischung angewiesen blieb, deren Bestandtheile absolut nicht überall zu haben waren. Müßten zu ihrer Beschaffung weitreichende Verbindungen, allezeit offene Verkehrswege zugegeben werden, so ist mit diesen weit eher noch an die Einführung von Fabrikaten als an den Transport von Rohmaterial zu denken, und diese Annahme müßte mit der zunehmenden Distanz des Ausganges und Zielpunktes der Sendungen immer größere Berechtigung gewinnen.

Wir gestehen, jede Möglichkeit einer Vorstellung fehlt uns von einer solchen im Norden heimischen, aus weiter Ferne importirten Erzkunst, die sich ihr Material in ausreichender Fülle zu beschaffen wußte, um zuerst in altorientalischer Weise, also phönikischem (d. h. ägyptisch-assyrischem) Stile, später auch theilweise nach altetruskischen „Mustern" (die doch aus derselben Quelle flossen) zu arbeiten, und zwar nicht etwa in mehr oder weniger unbeholfenen Nachbildungen, sondern mit einer Geschicklichkeit, welche sich in allen Einzelheiten der Technik mit den Leistungen der alten Culturvölker auf gleicher Stufe hält. Dabei unter allem Reichthum der Funde keine Spur von eigenthümlicher Entwickelung, von Erscheinungen, die aus dem abgeschlossenen Formengebiet der südlichen Industrie heraus etwa eine Andeutung gewährten, von der sich später doch so nachdrücklich geltend machenden Eigenart der nordischen Stämme!

Begreiflich würde dies Alles, sobald man den unbedingt fremdländischen Charakter der Objecte nicht übersehen wollte, und ihre in sich vollendete und abgerundete Ausführung, welche sie für jedes unbefangene Auge als unverkennbare, wenn auch untergeordnete Erzeugnisse eines vollkommen und weit höher entwickelten Bildungszustandes darstellen, als wir dem Norden in jener Frühzeit beizumessen irgend berechtigt sind. Die während eines langedauernden Verkehrs unschwer erlangte Fertigkeit, in transportabeln Gußformen Lanzenspitzen, Messer und Meißel aus zerbrochenem Erzgeräthe neu zu gießen, verdient noch lange nicht die Bezeichnung Bronzecultur. Sie ist nicht jene Beherrschung der gesammten Metalltechnik in Guß und Toreutik, wie sie von ihrem Ausgangspunkte und ihren nächsten Pflanzstätten sich bis zum Kunstgewerbe und zur eigentlichen Kunst erhob. Was wir im Norden finden, ist höchstens ein unbedeutender Abfall, ein aus der Fremde übertragener Ableger, welcher bei Unterbrechung seiner Pflege sofort absterben mußte, ohne irgend eine Beziehung oder Nachwirkung in der spätern Werkweise zu hinterlassen.

Man hat früher mit Ein- und Auszügen verschiedener Völker, insbesondere mit den überall verwendbaren Kelten aushelfen wollen, eben so vergeblich als man heute noch versucht, für die skandinavischen und deutschen Stämme ein besonderes Recht auf die Bronze zu wahren und den Slaven dagegen die alten Waffen und Geräthe aus Eisen zuzutheilen, unbesehen, ob dieselben nicht zumeist römischer und fränkischer Zeit und Herkunft zu überweisen sind. Nur den Denkmalen selbst und ihnen allein bleibt die letzte Entscheidung über alle diese gegensätzlichen Anschauungen vorbehalten. Das Uebereinkommen über wissenschaftliche Fragen, welches auf Congressen und überhaupt bei größeren Versammlungen erzielt wird, bleibt in den seltensten Fällen von dauernder Bedeutung. Stehen aber solche Resultate in offenbarem Widerspruche mit maßgebenden Thatsachen und bekunden nur ein Festhalten an vorgefaßten Ansichten, so erinnern sie unwillkürlich an die Entscheidung des Magistrats einer rheinischen Stadt, welcher in dem Wunsche, sobald als möglich die Gedenkfeier einer wichtigen Erfindung eintreten zu lassen, übereinkam, zu bestimmen, daß dieses Ereigniß in dem für das beliebte Erinnerungsfest passenden Jahre wirklich stattgefunden habe. Wie aber die Väter der Stadt später genöthigt wurden, ihr Decretum zu corrigiren, und das Fest nachträglich noch einmal, zu richtiger Zeit, zu feiern, so wird auch, freilich nicht in gleich vollkommener Weise, jene

Frage über die Herkunft der Bronzen, welche durch den internationalen Congreß nichts weniger als gefördert oder gelöst wurde, so lange wiederkehren, bis über diesen wichtigsten Punkt unserer vorhistorischen Culturgeschichte die erreichbare Klarheit erlangt worden ist. Voreingenommenheit, welcher Art sie sei, hat hier keine Berechtigung, und der wahre Patriotismus fühlt es eben so sehr als Pflicht, Täuschungen zu entsagen, als wohlbegründete Ansprüche zu behaupten.

Stanley und Livingstone in Ostafrika.

II.

Alle Zweifel in Betreff Livingstone's sind geschwunden; wir wissen nun, daß der unermüdliche und unerschrockene Forscher lebt, und daß er, mit immer noch frischem Muthe und mit Begeisterung für die Wissenschaft, seine Reisen auch jetzt noch fortsetzen will, um das Ziel zu erreichen, welches er sich vorgesteckt hat.

Es war unsere Zeitschrift, welche zuerst Kunde über die Expedition des Nordamerikaners Stanley gab („Globus" Bd. XXI, S. 76). In England wurde dieselbe noch einige Zeit, nachdem der „New York Herald" ausführliche Angaben mitgetheilt hatte, ignorirt. Es schien fast als habe es die Leute in London verdrossen, daß ein Yankee ihnen im Aufsuchen des Reisenden zuvorgekommen sei. Nach langem Zögern und Ueberlegen war endlich Llewellyn Dawson ausgerüstet worden und eben in Ostafrika angekommen, als man erfuhr, daß jener Nordamerikaner im Auftrage einer Newyorker Zeitung, ohne irgend welches Aufheben zu machen, bis in die Nähe des Tanganyikasees vorgedrungen war. Er hatte Alles daran gesetzt, ins Klare über Livingstone zu kommen, und er hat ihn in der That aufgefunden. Der Bericht, welchen er an Herrn O'Connor, welcher in London als Bevollmächtigter und Correspondent des „Herald" lebt, geschickt hat, ist klar und wahr und läßt keinen Zweifel zu; das sieht der Unbefangene auf den ersten Blick. Deshalb ist es um so kleinlicher, wenn sich Londoner Blätter, wie z. B. die sonst ganz achtbare „Saturday Review", die Miene geben, als sei Stanley's Bericht ein Humbug und Alles, was in demselben stehe, einfach erlogen!

Schon die nächsten Wochen (wir schreiben diese Zeilen am 11. Juli) werden ausführliche Meldungen bringen, denn Stanley ist auf der Rückreise. Seinen Bericht, den wir hier folgen lassen, hat er durch Araber, welche ihm vorausreisten, nach Sansibar geschickt; die Briefe, welche Livingstone ihm eingehändigt, wollte er keinem Eingeborenen anvertrauen; sie waren ihm dafür zu werthvoll und sie werden auch das beste Document bilden, welches alle Zweifel zerstreuen und ihn als einen Mann ausweisen kann, der die Wahrheit gesagt. Es ist in der That eine geradezu alberne Annahme, daß er, der doch auch Leben und Gesundheit gewagt hat, sich als unverschämter Lügner zu brandmarken die Absicht gehabt hätte. Damit wäre auch seinem Auftraggeber, dem „New York Herald", sicherlich kein Dienst geleistet worden.

Noch vor Kurzem machten wir darauf aufmerksam, daß die letzten Briefe, welche Livingstone geschrieben, sehr unklar seien. Jetzt ist durch Stanley einige Klarheit wenigstens in den Zusammenhang gekommen. Ob Livingstone's Ansichten über den Quellfluß des Nils richtig sind, wird erst später ermittelt werden können.

Stanley übergab seine Aufzeichnung zu Kuetara in Unyanyembe einigen arabischen Eilboten; er selbst hoffte, etwa einen Monat nach ihnen an der Küste einzutreffen. Er war bekanntlich am 23. Januar 1871 von Sansibar nach dem Innern aufgebrochen. Bevor er Unyanyembe erreichte, verlor er unterwegs zwei Mann von seiner bewaffneten Bedeckung, acht Pagazis, zwei Pferde und 27 Esel. Als er sich anschickte, nach Udschidschi aufzubrechen, erfuhr er, daß ein Negerhäuptling, König Mirambo von Ujowa, mit den arabischen Kaufleuten und deren Factoren (— welche bekanntlich weit und breit durch Ostafrika ziehen —) in Irrungen gerathen war. Er erklärte, daß er fortan keine nach Udschidschi bestimmte Karawane durch sein Gebiet ziehen lassen wolle. Die darüber erbitterten Araber haben Krieg mit ihm angefangen, und Stanley war unbesonnen genug, sich ihnen anzuschließen. Er hatte als Yankee „calculirt", daß sie Sieger bleiben würden, und zog sammt seinem bewaffneten Gefolge mit ihnen als Feind in das Land des Königs von Ujowa. Die Araber und der Yankee überfielen drei Dörfer Mirambo's; die Leute wurden gefangen genommen, theilweise auch getödtet; manche flüchteten. Aber Stanley holte sich gleich zu Anfang dieses unrühmlichen Feldzuges ein Fieber und mußte deshalb nach Unyanyembe zurück, und das war gut für ihn, denn bald nachher lockte Mirambo die Araber in einen Hinterhalt, erschlug siebenzehn ihrer Häuptlinge und obendrein fünf der Bewaffneten, welche zu Stanley's Gefolge gehörten. Nun waren die Araber entmuthigt; schon vier Tage nach Eröffnung der Feindseligkeiten zerstreuten sie sich nach allen Richtungen hin, und die Leute, welche Stanley ihnen zugeführt hatte, rissen gleichfalls aus, in der Richtung nach der Küste hin. So verlor der Amerikaner seine Begleiter in Folge seines offenbaren Unverstandes, bei ihm blieben nur der Engländer Shaw, ein arabischer Bursch Namens Selin und sechs Bewaffnete. Stanley befürchtete, daß Mirambo seinerseits ihn heimsuchen werde, und gab sich Mühe, von den Flüchtlingen so viele zusammen zu bringen, wie er nur auftreiben konnte; es gelang ihm auch, aus denselben eine Schaar von etwa 150 Mann zu bilden und sich mit Lebensmitteln auf fünf Tage zu versorgen. Dann verrammelte er eine Anzahl von Häusern, zog die amerikanische Flagge auf und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber der König von Ujowa erschien nicht.

Stanley begriff nun, daß er gescheidter thue, wenn er die Araber allein ihre Sache verfechten lasse, und daß ihm nichts übrig bleibe, als zu versuchen, ob er auf einem Umwege nach Norden hin Udschidschi erreichen könne. Aber die Araber erklärten sich dagegen, ohne Zweifel aus selbstsüchtigen Handelszwecken, und als Stanley fest blieb, erzählten sie dessen Begleitern allerhand fabelhafte Geschichten, die als Abschreckung dienen sollten. Theilweise erreichten sie mit diesen Einschüchterungen ihren Zweck; der Engländer Shaw wollte nun nicht weiter mit, und Stanley hatte große Mühe, Träger für sein Gepäck und sonstige Begleiter zu bekommen.

Dann wagte er sich in eine Einöde, welche selbst den Arabern nur dürftig bekannt war; er wurde mehrmals von feindseligen Häuptlingen bedroht, aber er kam doch vorwärts und war am 3. November 1871 im Angesichte von Udschidschi. Er hielt es für zweckmäßig, mit einem gewissen „Eclat einzuziehen und mit seiner kleinen Schaar so viel als möglich zu imponiren". Den Zug eröffnete ein Träger mit dem amerikanischen Sternenbanner, hinter welchem die Bewaffneten einherzogen; sie mußten viel und rasch hinter einander ihre Gewehre abfeuern; dann folgten die Gepäckträger, die Pferde und Esel; Stanley selbst schloß den Zug. Die Einwohner kamen in Menge herbei und beantworteten das Knattern der Schüsse mit lautem Geschrei und mit ihren musikalischen Instrumenten, welche sie tapfer bearbeiteten.

Beim Einzuge in die Ortschaft selbst bemerkte Stanley auf der rechten Seite eine Gruppe von Arabern. Inmitten derselben stand ein weißer Mann mit bleichem Gesicht und grauem Barte; er trug eine rothwollene Jacke und eine Marinemütze, deren Goldstreif sehr verschossen war. Das konnte wohl kein Anderer sein, als der europäische Reisende. Stanley wäre gern rasch auf ihn zugegangen, um ihn zu umarmen, aber er besann sich; denn er war unter Arabern, bei welchen es Brauch ist, die Gefühlswallungen zu verbergen; ein arabischer Häuptling, der neben ihm stand, rieth ihm auch, sich keine Aufregung oder Freude merken zu lassen. Also ging er langsam auf den Mann zu und sprach: „Wie ich vermuthe, Doctor Livingstone?" — Dieser lächelte und entgegnete weiter nichts als: „Ja wohl." Erst als einige Stunden nachher Beide allein waren und auf einer Ziegenhaut saßen, konnten sie sich offen gegen einander aussprechen.

Nach Stanley's Angaben befand sich Livingstone in sehr guten Gesundheitsumständen; er war stramm und kräftig; die vielen Strapazen hatten ihn nicht untergekriegt, und er war entschlossen, die Aufgabe, welche er sich gestellt hatte, zu erfüllen. Der Amerikaner erzählte dem Manne, welcher seit so vielen Jahren außerhalb der Civilisation gelebt hatte, Neuigkeiten in Hülle und Fülle. —

Der Bericht, welchen der schon erwähnte Herr T. P. O'Connor aus Stanley's an ihn gelangten, für den „New York Herald" bestimmten Briefen zusammengestellt hat („Mail" 3. Juli), giebt dann folgende Nachrichten über Livingstone's Forschungen.

Im März 1866 hat derselbe seine Reise von der Küste aus angetreten. Er hatte als Begleiter zwölf indische Sipahis, neun Johannaleute (— d. h. Leute von der Insel Anjuan, einer der Komoren; diese Inselgruppe liegt im nördlichen Theile des Canals von Mosambik —), sieben freigelassene Sklaven, zwei Männer von Sambesi, in Allem dreißig Köpfe. Er zog anfangs am linken Ufer des Rofuma hin; weiterhin zeigte sich unter seinen Leuten Mißvergnügen und sie fürchteten sich. Er gab sich alle mögliche Mühe, sie zusammen zu halten, aber trotzdem liefen die meisten fort und sprengten in ihrer Heimath das Gerücht aus, er sei todt. Durch diese Lüge wollten sie sich decken und den Umstand erklären, daß sie wieder heimgekommen seien. Die Sipahis desertirten zwar nicht, zeigten sich aber ungehorsam und so meuterisch, daß er es für angemessen hielt, sie fortzuschicken. Im August 1866 kam er in das Gebiet des Häuptlings Mponda, der einen Stamm in der Nähe des Nyassa-Sees beherrscht, und dort wollte Wikoteni, „ein Protegé des Doctors", nicht weiter mit. Livingstone verweilte kurze Zeit in Mponda's Gebiet und untersuchte dann den „Hacken" des Nyassa-Sees. Damals war es, daß auch diejenigen von den Johannaleuten, welche bis jetzt noch bei ihm ausgehalten hatten, von ihm fortliefen. Als Entschuldigung oder Vorwand gaben sie an, daß ein Häuptling Namens Mazitu Plünderungszüge unternommen habe und die Reisenden schlecht behandele. Die Johannaleute wären vielleicht geblieben, wenn nicht ihr Obmann Musa sich feig benommen hätte; als er entfloh, thaten sie ein Gleiches. Bekanntlich waren sie es, welche die falsche Nachricht aussprengten, daß Livingstone nicht mehr am Leben sei. Im December 1866 gelang es ihm, eine Anzahl von Eingeborenen zu werben, und nun zog er auf seinem Wege gen Norden durch das Gebiet der Babisa, Bobembena, Borunga und ging nach Lunda hinein.

Als er dem Gebiete des Königs in Lunda, welcher als Cazembe bezeichnet wird, sich näherte, kam er an einen schmalen Strom, den Chambezi (Tschambesi). Längere Zeit ward er sich nicht klar darüber, zu welchem Stromsysteme derselbe gehöre. Seine „Confusion" wurde noch dadurch gesteigert, daß die portugiesischen Reisenden, durch welche wir Kunde über diesen Fluß hatten, behaupten, derselbe sei ein Zufluß des großen Sambesi und folglich ohne allen Zusammenhang mit dem Nil. Livingstone war nicht geneigt, das letztere zu glauben, und beschloß, über das Steigen und Fallen des Chambezi Gewißheit zu erlangen. Von Anfang 1867 bis Mitte März 1869 wanderte er an den Ufern des mysteriösen Stromes, verzeichnete den Lauf desselben, verbesserte die Irrthümer der Portugiesen und wies klar nach, daß dieser Chambezi nicht der Quellstrom des großen Sambesi sei. Er war bei seinen Forschungen und Untersuchungen so eifrig und so ausdauernd und fragte nach allen Richtungen so viel hin und her, daß die Eingeborenen, welche den Zweck von dem Allen nicht begreifen konnten, ihn für verrückt hielten; sie sagten, er habe wohl „Wasser im Gehirn". Livingstone ließ sich jedoch durch keinerlei Hinderniß abschrecken oder irre machen, und als Ergebniß seiner Forschungen stellt er Folgendes auf:

1) Der Sambesi der Portugiesen und der Chambesi sind ganz verschiedene Gewässer, welche keinerlei Zusammenhang mit einander haben.

2) Der Chambezi ist der eigentliche Quellfluß des Nils. Er fand, daß von 11° Süd dieser Nilstrom 2600 Miles lang sei.

Dafür wird er freilich erst gründliche Nachweise beizubringen haben; absolut im Klaren ist er noch nicht; dies geht daraus hervor, daß er noch ein paar Jahre auf weitere Erforschungen der Gegend verwenden will, welche ihm zufolge das Quellgebiet des Nils bildet. —

Der Bericht, welchen O'Connor den Briefen Stanley's entlehnte, bemerkt: Auf seinen Wanderungen kam Livingstone an den See Liemba, und er entdeckte, daß derselbe sein Wasser aus dem Tanganyika-See erhalte. Seine Karte dieses letztern Sees zeigt, daß derselbe in seinem südlichen Theile der untern Abtheilung Italiens gleicht. Er fand, daß derselbe entspringt (rises) in 8°0′42″ S. und eine Länge von 325 Miles hat; er wäre demnach 73 Miles länger als Burton und Speke annahmen. Der Doctor verließ den Tanganyika, zog durch Marungua und kam an einen kleinen See, den er Muero nennt; derselbe hat 6 Miles in der Länge und erhält sein Wasser aus dem Chambezi. Auf seiner Weiterwanderung verfolgte er den Lauf des Chambezi auf drei Breitengraden, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß derselbe keinerlei Zusammenhang mit dem Sambesi habe, ging er wieder in Cazembe's Gebiet. Von dort begab er sich nach Udschidschi, von wo er im Anfang 1869 Briefe durch Boten abschickte. Er verweilte dort nur kurze Zeit, erforschte das Haupt (the head, soll wohl heißen das Nordende) des Tanganyika, überzeugte sich, daß

der Fluß Rusizi in den See strömt, nicht aus demselben abfließt, und traf dann Vorbereitungen zu einer weitern, wie er damals annahm letzten Erforschungsreise.

Im Juni 1869 brach er von Udschidschi auf, ging durch das Land Ugubha und kam nach einer Wanderung von funfzehn Tagen nach Mamgema (— wohl Manyema —). Dies war ein noch jungfräuliches Land, dessen Inneres ganz unbekannt war. Als er weiter vordringen wollte, befiel ihn eine schwere Krankheit; aus seinen Füßen brachen Geschwüre hervor und volle sechs Monate mußte er unthätig liegen bleiben. Nach seiner Genesung zog er nach Norden hin und kam bald an einen breiten Fluß, den Lualaba, der in nördlicher, westlicher und südlicher Richtung floß. Er vermuthete, daß dieser Fluß nur eine Fortsetzung des Chambezi sei, welcher in die Seen Bangueroolo, Luapula und Muero fließt; und dann ging Livingstone zurück nach dem See Kamolondo; von dort wanderte er bis zu 4° S., und nach einer langen und sehr schwierigen Reise fand er den Punkt, wo der Lualaba und der Chambezi sich mit einander vereinigen. So ist ausgemacht, daß beide denselben Fluß bilden.

Er folgte diesem Flusse einige hundert Miles weit und kam dann bis 180 Miles von demjenigen Theil des Nils, welcher schon verzeichnet worden ist. Dort aber meuterten seine Leute und liefen ihm fort. Da er nun weder Vorräthe noch Begleiter mehr hatte, mußte er sich, abgemattet und verlassen, wieder nach Udschidschi zurückbegeben. Einige Zeit nach seiner dortigen Ankunft traf Stanley mit ihm zusammen. Livingstone war am 16. October 1871 in Udschidschi angelangt, wo Stanley am 3. November einzog.

Am 20. November machten beide zusammen eine Reise an das Nordende des Tanganyika, und durch ihre Untersuchungen wurden Livingstone's frühere Beobachtungen bestätigt. Sie verlebten 28 sehr angenehme Tage und feierten den Weihnachtstag mit einander, brachen am 26. December nach Unyanyembe auf und blieben dort bis zum 14. März 1872. Stanley nahm die Briefe Livingstone's in Empfang und brach nach der Küste auf, während der Entdecker zurückblieb, um seine Forschungen zu vervollständigen. Er hat gesagt, daß er noch zwei Probleme in Betreff des Nils zu lösen habe; — einmal will er die 180 Miles erforschen, welche zwischen den von ihm erreichten Punkten und den schon verzeichneten Strecken des Nils eine noch unbekannte Strecke bilden. Sodann will er ermitteln, was es mit den „vier Quellen" auf sich habe, welche, wie man ihm erzählte, dem Lualaba eine große Wassermenge zuführen. Er meint, daß er zu diesen Reisen 16 bis 18 Monate Zeit nöthig habe. Stanley meint jedoch, daß er damit nicht ausreiche. — —

In der Hauptsache ist, wie man sieht, noch nichts entschieden. Eine Strecke von mehr als 40 deutschen Meilen bildet eine Lücke, und auf dieser Strecke muß sich zeigen, ob Livingstone recht hat, den Chambezi-Lualaba als den Oberlauf des Stromes zu betrachten, welcher aus den Aequatorialseen nach Norden fließt. Quaeritur adhuc Nili caput.

Die arktischen Expeditionen im Jahre 1872.

I.

Capitän Hall. — Octave Pavy. — Weyprecht und Payer.

A. Die Mysterien der Polargegenden werden mehr und mehr enthüllt; von dem Schleier, mit welchem diese überdeckt sind, lüftet man bald hier bald da einen größern oder geringern Theil und die Nebel verschwinden. Man strebt mit klarem Bewußtsein nach großen Zielen, und wenn in den Mitteln zur Erreichung derselben auch dann und wann fehlgegriffen wird und abenteuerlich scheinende Pläne auftauchen, so verdient doch der Muth, die Energie und die Ausdauer der Männer, welche sich zur Erreichung wissenschaftlicher Zwecke in das hochnordische Eismeer wagen, unsere volle Bewunderung. Der Eifer erkaltet nicht; was in dem einen Jahre nicht gelingt, wird im nächsten wieder versucht, und wo man wichtige Resultate erzielt hat, verfolgt man dieselben weiter. Man hat sich vorgenommen, den Nordpol zu erreichen; man will ausfindig machen, ob ein offenes Polarmeer vorhanden sei oder nicht, man trachtet außerdem dahin, die bisher noch unbekannten Theile des arktischen Oceans zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja im Westen und dem Wrangell-Land im Osten zu erforschen, außerdem auch, wo die Umstände es irgend erlauben, so weit als möglich nach Norden hin vorzudringen.

Gegenwärtig sind drei Expeditionen thätig. Zwei derselben haben sich nichts Geringeres vorgenommen, als den Pol zu erreichen. Der nordamerikanische Capitän Hall trat seine Reise im Sommer 1871 von den Vereinigten Staaten aus an, um anfangs auf dem Wege durch den Jonessund, und als dagegen gewichtige Bedenken sich erhoben, auf dem Wege durch den Smithsund ans Ziel zu kommen. Octave Pavy, ein Franzose, ist im Mai von Californien ausgesegelt, um durch die Behringsstraße ins arktische Meer zu fahren und in dieser Richtung bis zum Nordpol vorzudringen. Weyprecht und Payer sind am 13. Juni mit ihrem Dampfer „Tegetthoff" von Bremerhaven aus in See gegangen. Sie haben sich nicht vermessen, den Pol erreichen zu wollen; es ist ihre Absicht, um Nowaja Semlja herum zu fahren und den unbekannten und unerforschten östlichen Theil des arktischen Oceans wo möglich bis zur Behringsstraße hin gründlich kennen zu lernen. Falls ihr Unternehmen einen glücklichen Ausgang nimmt und erreichen sie von Westen her jene Straße, welche Asien und Amerika trennt, dann würden sie die nordöstliche Durchfahrt gefunden haben, welche man früher vergeblich gesucht hat.

Hall, der ruhmredig genug aufgetreten ist („Globus" XXI, S. 344. 352), hat von vornherein kein Glück gehabt. Eine dänische Brigg, welche im Mai in Neufundland anlief, brachte dorthin die Nachricht, daß derselbe genöthigt gewesen sei, am 1. März im Hafen von Disco (70° N.) an der Westküste Grönlands eine Zuflucht zu suchen. Am 8. Februar wurde das Schiff „Polaris" — es wird nicht gesagt, wo — von einem heftigen Sturme überfallen, und es erhielt durch Druck im Eis einen Leck. Nur durch unablässiges Arbeiten an den Pumpen war es möglich, das Schiff

über Wasser zu erhalten und nach Disco zu bringen; man hatte unterwegs einen beträchtlichen Theil der Vorräthe über Bord werfen müssen. Hall wollte, sobald er die „Polaris“ wieder seefähig hergerichtet hatte, wieder nach Norden fahren. Auch in Disco äußerte er sich ruhmredig. Wenn kein unerwarteter Umstand ihn hindere, werde er wohl im September 1872 wieder in Neuyork zurück sein; in seiner Ueberzeugung, daß ein offenes Polarmeer vorhanden sei, finde er sich nur bestärkt, denn — „die Mannschaft der „Polaris“ hatte einen Walfisch getödtet, in welchem man eine Harpune fand, welche den im südlichen Großen Ocean gebräuchlichen ähnlich ist. Das sei an einer Stelle geschehen, wo, wie Hall wissen will, niemals das Segel eines nordamerikanischen oder europäischen Schiffes entfaltet worden wäre. Besagter Walfisch müsse durch die Behringsstraße und um den Pol herumgekommen sein. In dem höchsten noch unentdeckten Norden herrsche eine milde Atmosphäre, und man habe im Eise Pflanzen gefunden, welche südlichen Klimaten angehören. Mitte Januars habe er ein Stück Treibholz angetroffen, was sich als Birkenholz auswies. Hall erzählte, daß er am 14. Februar Nachts auf Deck bei astronomischen Beobachtungen gelesen und geschrieben habe; Mitte Januars sei wenig Eis gesehen worden, und darüber dürfe man sich gar nicht wundern. In jeder Nacht habe man die prächtigsten Lufterscheinungen gesehen.“

Es bleibt nun abzuwarten, was aus Hall und seiner „Polaris“ weiter geworden ist. Wenn er überhaupt zurückkommt, so werden wir Wahrheit ohne Aufschneidereien wohl durch Dr. Bessels erfahren, welcher bekanntlich die Expedition mitmacht und unter den Mitgliedern derselben der allein wissenschaftlich gebildete Mann ist.

* * *

Octave Pavy ist, wie bemerkt, im Mai aus San Francisco in See gegangen, um durch die Behringsstraße nach Norden hin zu fahren und — „den Pol zu erreichen“. Er war mehrere Jahre mit dem vielbesprochenen Gustav Lambert eng verbunden, welcher eine geraume Zeit sich Mühe gab, die Gelder für eine arktische Expedition zusammen zu bringen; nach und nach wurden auch einige hunderttausend Francs gesammelt und Lambert ließ ein altes hölzernes Schiff von 800 Tonnen Trächtigkeit für seine Zwecke herrichten; er starb jedoch während des deutsch-französischen Krieges, und somit war er verhindert, seinen Plan auszuführen, der ein etwas abenteuerliches Aussehen hatte. Pavy seinerseits hat denselben auch weiter nicht beachtet; er hofft auf eine neue, ganz eigenthümliche Weise das große Problem zu lösen. Seit Jahren beschäftigt er sich mit demselben; man rühmt ihm nach, daß er als Bergsteiger in den Alpen viel Muth bewährt und sich im Kriege als Anführer „schwarzer Guerillas“ ausgezeichnet habe. Mit den hochnordischen Gewässern war er bisher noch nicht aus eigener Anschauung bekannt, umfassende Studien über dieselben scheint er gemacht zu haben. Es versteht sich, daß er, wie Jeder, der sich freiwillig in neue, gefahrvolle Bahnen wagt, von Enthusiasmus durchdrungen ist und die feste Hoffnung hegt, daß ihm gelingen werde, was so viele vor ihm vergeblich erstrebt haben. Jedenfalls ist sein Plan neu und originell, ob praktisch, das wird man bezweifeln können. Doch darüber hat der Erfolg zu entscheiden.

Wir möchten den Leser bitten, eine gute Karte zur Hand zu nehmen, etwa die vielfach von uns belobte „Chart of the World“ von Hermann Berghaus, sodann desselben Kartographen Weltkarte zur Uebersicht der Meeresströmungen und des Schnellverkehrs; sie bildet Blatt 7 der neuesten Ausgabe von Stieler's Handatlas (Gotha bei Perthes 1872), den wir nicht dringend genug empfehlen können.

Pavy ist, wie gesagt, im Mai aus Californien abgesegelt, zunächst nach Petropawlowsk in Kamtschatka und nach einigen ostsibirischen Häfen, um dort Hunde für seine Schlitten, getrockneten und geräucherten Lachs und Renthierfelle zur Bekleidung an Bord zu nehmen. Gegen den 1. August will er durch die Behringsstraße nach dem vielerwähnten Wrangell-Lande fahren (Kellet- oder Longs-Lande), um dort seine Vorräthe zu landen. Er hat ein Floß verfertigen lassen, das aus vier einzelnen hohlen Kautschukcylindern besteht, deren jeder 25 Fuß lang ist. Diese will er an einander befestigen und mit einem Deck versehen; das Fahrzeug hat Raum genug, um Alles aufzunehmen, was zu einer Reise nach dem Pole nöthig ist. Sobald er mit den Schlitten nicht weiter kann und an offenes Wasser kommt, wird er die Kautschukcylinder zusammenfügen und sich getrost auf das Wasser wagen.

Der jedenfalls kühne und willensstarke Mann geht von der Theorie aus, daß das Wrangell-Land, welches im arktischen Ocean nordwestlich von der Behringsstraße liegt und vom 180° O. durchschnitten wird, sich gegen den Pol hin verlängere, möglicherweise bis zum 80., ja bis zum 85. Grad Nord. Nun wissen wir, daß der Kuro Siwo, dieser japanische oder besser nordpacifische warme Golfstrom, von der asiatischen Küste her einen Arm nach Osten hin aussendet, welcher die Westküste Nordamerikas berührt; ein anderer, viel schwächerer geht nach Norden hin durch die Behringsstraße; jenseits derselben wird er in Folge von noch nicht ermittelten Ursachen gegen Westen hin abgelenkt, während seine normale Richtung eigentlich eine östliche sein müßte. Aus dieser Thatsache folgert nun Pavy, daß im Norden der Behringsstraße eine continentale Landmasse hoch nach Norden hinanreiche und daß dieselbe die östliche Ausdehnung oder Fortsetzung des Wrangell-Landes sei. An der Nordseite dieses von ihm vermutheten Festlandes hofft er dann das offene Polarmeer zu finden, von welchem Morton (auf Kane's Expedition) nur eine kleine Bucht gesehen habe. Er aber, Pavy, will dieses vermuthete Polarmeer mit dem Kautschukflosse befahren, frischweg über den Pol hinüber und am Smithsunde herauskommen. Nachdem er einmal die Küste der Polynie, wie er meint, des offenen Polarmeeres, erreicht habe, „dessen geheimnißvolle Wogen über den Pol hinwegschlagen“, werde er nur geringe Schwierigkeiten finden, um mit seinem Flosse das so viel ersehnte Ziel zu erreichen.

Möglich immerhin, aber leicht darf man eine Fahrt mit einem flachen Gummifahrzeuge im Polarmeere doch nicht nehmen. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Das Wrangell-, Andrejew-, Long- oder Kellet-Land ist noch ein Problem („Globus“ XIV, S. 12 ff.: Das neuentdeckte Wrangells-Land; eine arktische Controverse, von Sophus Ruge); wir wissen gar nicht, ob dieses Land ein Continent oder eine Insel, oder eine Gruppe von Inseln ist gleich jenen im arktischen Labyrinthe vor der Nordküste Amerikas; nicht einmal die Südküste ist einigermaßen genau bestimmt, da die Angaben schwanken (73°30′ N. und 70°46′ bis 48′ Nord). Wie hoch nach Norden reicht es hinauf, und hat es eine geringe oder beträchtliche Breitenausdehnung von Osten nach Westen?

Auf dieses wir können sagen noch ganz verschwommene Wrangell-Land gründet Pavy seine Pläne und Hoffnungen. Er hat nur fünf Begleiter; unter diesen befindet sich jener Capitän Mikes, der vor einigen Jahren in einem kleinen Fahrzeuge aus Gummi, in einer „Nußschale“, eine kühne

Fahrt zwischen Europa und Amerika wagte; dann Dr. Chisholme aus Californien, der früher als Mitglied der nordamerikanischen Telegraphenexpedition und in Sibirien war; er kennt etwas vom Eismeere, gleich zwei Matrosen, die früher auf Walfischfahrern dienten; der fünfte ist ein Jäger, welcher einst auf den Prairien Büffel gejagt hat.

Man muß die Kühnheit und Zuversicht dieser sechs Männer aufrichtig bewundern; ein größeres Wagestück hat schwerlich jemals irgend wer vor ihnen freiwillig übernommen. Pavy will, wie schon gesagt, seine Vorräthe am Wrangell-Lande bergen; falls das Eis ihn daran hindern sollte, gedenkt er sie entweder an Cap Jakan an der sibirischen Küste zu landen, also südlich, oder auf der Herald-Insel, also östlich vom Wrangell-Lande. Sobald er das letztere mit Hunden, Schlitten und Gummicylindern erreicht hat, soll das Schiff nach Californien zurückfahren, und die sechs Männer bleiben dann auf sich allein angewiesen in der arktischen Einöde. Sie gedenken zunächst einige Wochen der Jagd obzuliegen, um frisches Fleisch zu bekommen und mitzunehmen, gleichzeitig aber die Vorbereitungen zur eigentlichen Reise zu treffen „über den Continent". Die ganze Ausrüstung nebst allem Zubehör wird mehr als 10,000 Pfund schwer sein, und sie rechnen darauf, daß zum Transport der ganze Winter nöthig ist, da sie ein Vorwärtskommen von nur vier Miles täglich, also noch nicht einer deutschen Meile, annehmen. Diese Strecke muß täglich zwei Mal gemacht werden, da jedes Mal nur 5000 Pfund fortbewegt werden können. Im März gedenken sie das Wrangell-Land durchwandert zu haben und an dessen Nordküste das offene Polarmeer zu finden! Dort will Pavy sein Gummifloß den Wogen anvertrauen und gerade nach Norden hin zum Pol steuern. Auf der Heimfahrt hofft er, wie schon bemerkt, in den Smithsund zu gelangen und bei Port Foulke, dem aus Kane's Reisen bekannten Punkt an demselben, viel Wild zu treffen. Das Floß soll etwa 6000 Pfund Lebensmittel tragen, welche für die sechs Männer auf zwei Jahre vollkommen ausreichen.

Für das Interesse der Wissenschaft soll durch meteorologische und magnetische Beobachtungen und durch solche über die Meeresströmungen Bedacht genommen werden. —

Diese letzteren sind allerdings von der größten Erheblichkeit. Pavy hat sich, wie wir gesehen, über dieselben eine Theorie zurecht gemacht, wie sie ihm paßt; aber wir sind über den Verlauf, den der Kuro Siwo nördlich von der Behringsstraße nimmt, noch keineswegs sicher, und frühere arktische Seefahrer sagen nichts davon, daß er in starker Strömung nach Osten hin um Cap Barrow gehe, wohl aber, daß er nach Westen und Norden um Cap Jakan herumfließe. Das ist allerdings eine Anomalie, welche Pavy daraus erklärt, daß ein großer Continent eine östliche Strömung, welche die normale sein würde, nicht erlaube, indem er eine Barriere gegen dieselbe bilde und sie ablenke. Mac Clure's Beobachtungen am Bankslande über das Eis im Nordwesten im Vergleiche zu der übrigen Westküste desselben erklären sich nur, wenn man annehme, daß von dort nach Westen hin Land vorhanden sei, welches eine Schranke gegen das schwere Polarpackeis bilde und den Lauf dieses Packeisstromes durch die Banksstraße nach dem Lancastersunde hinlenke, welcher den Ausgang aus dem arktischen Labyrinthe zur Baffinsbai bildet. Pavy nimmt nun an, daß dieses „vermuthete" Land zusammenhänge mit jenem, das dem Cap Jakan, also der sibirischen Küste gegenüber liegt, d. h. mit dem Wrangell-Lande. Einen solchen Zusammenhang, die Continuität, müsse man schon deshalb folgern, weil wir auf der ganzen Strecke zwischen der Barrowspitze und dem Bankslande keine von Norden her kommende Strömung kennen. Das „neue" Land reicht, seiner Vermuthung nach, sehr hoch nach Norden hinauf. Dafür spreche, daß das aus den sibirischen Flüssen ins Meer gelangende Treibholz bei Spitzbergen, Jan Mayen und an der Ostküste Grönlands gefunden wird, nicht aber (im Osten) an den Nordküsten der Parry-Inseln, und überhaupt auch nicht im Norden des Smithsundes. Auf den eben genannten Inseln hat man nur sehr wenig Treibholz gefunden, und dieses gehörte keinen sibirischen Bäumen an. Nach Pavy's allerdings sinnreicher Theorie bewirkt nun der Continent des Wrangell-Landes, wie schon gesagt, die Ablenkung des Kuro Siwo nach Westen; derselbe „kreuze dann den Polarraum und bilde zuletzt den arktischen Strom, welcher nach Süden gehe, der Ostküste Grönlands entlang bis Cap Farewell, wo er dann unter den westlichen oder Davis-Straßen-Arm des atlantischen Golfstromes sinke."

Dr. Walker, der über Capitän Hall's Polarexpedition ein so strenges Urtheil fällte („Globus" XXI, S. 344), knüpft an den Plan und die Theorie Pavy's einige Betrachtungen („Overland Monthly", Juni, S. 549). „Wir sehen," so sagt er, „in der Natur das Princip der Ausgleichung; wo wir eine warme Oberflächenströmung finden, dürfen wir auch eine kalte Unterströmung bis zur Temperatur von 39° 2′ F. voraussetzen und umgekehrt. Die Hydrographen nehmen nicht allein eine südliche kalte Strömung entlang der Ostküste Grönlands an, sondern auch eine Tiefseeströmung, welche unter dem Golfstrome hindurch geht. Man meint, daß ähnliche Verhältnisse auch in der Davisstraße und der Baffinsbai vorkommen. Etwa unter 45° W. giebt der Golfstrom einen westlichen Zweig ab, der nach Norden gegen die Davisstraße hinfließt und bei Cap Farewell dem kalten ostgrönländischen Strome begegnet; er ist mächtiger als dieser, denn die Polarströmung taucht unter und setzt ihren Lauf nach Südwesten fort, läßt aber das mitgeführte Eis auf der Oberfläche. Diese westgrönländische Strömung ist nach Norden hin bis beinahe zur Disco-Insel verfolgt worden; wenn sie dort bis zur Maximumsdichtigkeit des Wassers abgekühlt worden ist, 39° 2′ F., giebt sie der kalten Strömung der Baffinsbai nach und sinkt unter diese hinab. Absolute Beobachtungen über den weitern Verlauf haben wir noch nicht; da wir aber wissen, daß Eisberge durch das Packeis der Melvillebai auch nach Norden schwimmen, so darf man wohl annehmen, daß das in Folge des Verlaufes dieser Unterströmung geschieht." Walker fand im März in einer Tiefe von 120 Faden eine Temperatur von 34° 5′ F., woraus hervorgehe, daß dieselbe in 69° Br. und 59° L. vorhanden sei. Wenn sie die Breite von Cap Alexander (— welches, Kane's Angaben zufolge, den am weitesten nach Westen vorspringenden Punkt der ganzen grönländischen Küste, etwas nördlich von 78° N., bildet —) erreicht, wird sie wohl einen so niedrigen Kältegrad erreicht haben, daß sie wieder an die Oberfläche kommt und die von Inglefield, Kane und Hayes beschriebene Nordströmung bildet. Man kann also annehmen, daß der größere Theil dieser Unterströmung unter der Hauptmasse der Baffinsbaiströmung hinfließe durch die Lancaster- und die Barrowstraße und deren nördliche und nordwestliche Ausgänge, und daß er nach Verlust der erforderlichen Wärme und Dichtigkeit wieder an die Oberfläche komme. Ein ähnliches Untertauchen müsse auch bei dem abgezweigten Kuro Siwo angenommen werden, denn das hydrothermische Gesetz ist absolut. Ueber den Punkt, wo dasselbe stattfindet, haben wir nur Muthmaßungen; es werde wohl etwa unter 80° N. der Fall sein, vorausgesetzt, daß das Wrangell-Land dort endigt. „Ich fürchte, daß dieser Küste entlang viel Packeis sein und Pavy's Forschungen große Hindernisse in

den Weg legen werde. Ich vermuthe auch, daß dieses Packeis einen Theil des großen circumpolaren Eisgürtels bilde, welcher bisher als undurchdringliche Schranke jede weitere Annäherung zum Pole verhindert hat; von diesem Eisgürtel lösen sich Flarden und Felder ab, welche im Spätherbste durch die Behringsstraße herabschwimmen. Vielleicht ist er auch so zu sagen die Quelle des großen polaren Eisstromes, welcher aus der Lancasterstraße hervorkommt."

Walker erklärt, daß er die von Hedenström, Tartaranoff und Wrangell beobachtete Polynie keineswegs für das offene Polarmeer halte, sondern lediglich für eine Bucht (— offene Wasserstelle —), welche von dem warmen Wasser des Kuro Siwo gebildet werde, ähnlich der tiefen Einbuchtung, welche zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja beobachtet worden ist; ein offenes Polarmeer (— immer angenommen, daß ein solches vorhanden sei —) werde man in jener Region schwerlich im Süden von 80° N. antreffen. Dr. Petermann habe schon 1852 die Ansicht aufgestellt, daß jene Polynie eine Ausdehnung des Golfstromes sei, der nach Osten hin um den Norden von Nowaja Semlja dringe; aber, allen Respect vor jener Autorität, könne man, da es an thermometrischen Beobachtungen mangele, bezweifeln, daß der Golfstrom auf eine so weite Entfernung die erforderliche Wärme zu behalten im Stande sei. Außerdem ergaben alle am Rande der Polynie vorgenommenen Messungen eine Tiefe unter 25 Faden, während man zwischen der Küste von Spitzbergen und der skandinavischen Halbinsel mehr als 200 Faden Tiefe erhielt. Wenn die Polynie eine Folge der Einwirkung des Kuro Siwo ist, dieser warmen aus dem Pacific kommenden Strömung, dann liege der Continent des Wrangell-Landes wohl weiter nach Westen hin als Pavy annimmt, bis etwa 50 Miles östlich von der Insel Neu-Sibirien (— die vom 150. Grad Ost durchschnitten wird —). Es verstehe sich, daß an den Küsten eines solchen Landes mehr oder weniger breite Eismassen liegen. Die mittlere Breite des Kuro Siwo in jenem arktischen Ocean kann nicht wohl viel beträchtlicher sein, als sie in der Behringsstraße ist, die etwa 40 Miles Breite hat; dagegen ist der Raum zwischen der sibirischen Küste und jener von Wrangells-Land (wie Pavy sie annimmt) 250 bis 300 Miles breit.

Pavy folgert aus dem Umstande, daß an den Nordküsten der Parrygruppe und im Norden des Smithsundes kein Treibholz sibirischen Ursprungs gefunden werde, eine Verlängerung des Wrangell-Landes bis hoch nach Norden hinauf. Walker meint, daß der warme Strom überhaupt nur sehr wenig Treibholz mit sich führe und daß dasselbe nicht weiter könne, sobald dieser Kuro Siwo auf den oben erwähnten Eisgürtel treffe, welcher den Rand des Polarbeckens bilde. Das aus der Lena, dem Jenissei, dem Obi ꝛc. kommende Holz geht in die Hauptpolarströmung, und es erklärt sich leicht, weshalb man bei den Parryinseln kein sibirisches Holz findet.

Ein kleiner Theil des Kuro Siwo (— siehe die erwähnten Karten von Hermann Berghaus —) fließt aus der Behringsstraße nach Norden, und in dieser Richtung bis über die Heraldinsel hinaus. Das würde nicht der Fall sein können, wenn hier der vermuthete Continent eine Sackgasse für diese Strömung bildete; daraus, daß diese letztere vorhanden ist, gehe hervor, daß eine Oeffnung nach Norden hin vorhanden sei, wahrscheinlich nur als Canal oder schmale Straße, indem ja der stärkere Zweig des Kuro Siwo nach Westen und nur der schwächere gen Norden gehe. Das Wrangell-Land kann sich nach Osten hin nicht bis zu dem in der Nähe von Banksland vermutheten Lande fortsetzen; das läßt sich schon durch Analogie schließen. Eine solche continentale Ausdehnung kommt im arktischen Ocean überhaupt nirgends vor, vielmehr hat hier alles Land eine mäßige Ausdehnung und ist insular. Ohnehin muß es Canäle geben, vermittelst welcher das Wasser der Flüsse, die vom amerikanischen Continent her dem Oceane zuströmen, ihren Abfluß finden. Eine Längenausdehnung von 1000 Miles wäre im arktischen Ocean beispiellos. —

Capitän Mikes ist allerdings mit einem Gummifloß über den Atlantischen Ocean gefahren, aber daraus darf man nicht folgern, daß ein solches auch im arktischen Ocean die Erwartungen erfülle, welche Pavy hegt. Solch einem Floße mögen die Stürme auf offenem Meere nichts anhaben; inmitten unberechenbarer Eismassen liegt die Sache ganz anders. Das weiß Pavy auch sehr wohl, er ist aber sanguinisch genug, anzunehmen, daß das Eis ihm keine Hindernisse oder Gefahren bereiten werde. Er lebt des festen Glaubens, daß der Fleck offenen Wassers, welchen Morton so überdreist für das offene Polarmeer ausgab, und welchen auch Hayes gesehen hat, sich über den Pol hinweg bis zur „vermutheten" Nordküste des „vermutheten" Wrangell-Continentes ganz offen und eisfrei fortsetze, oder daß er dort höchstens einzelne schwimmende Eisflarden antreffen werde! Er will das aus einer Theorie ableiten, der zufolge eine ausgedehnte Meeresfläche ohne Land nicht gefriere, weil die Bewegungen des Wassers eine Eisbildung nicht aufkommen ließen.

Aber diese Theorie ist ohne thatsächliche Grundlage, und gerade das Gegentheil trifft zu. Die Baffinsbai z. B. hat eine mittlere Breite von 250 Seemeilen, und sie ist im Winter ganz mit einer Eisdecke belegt. Diese hat allerdings da und dort einige Lücken, weil Wind, Strömungen und Gezeiten, namentlich bei Voll- und Neumond, Brüche und Spalten verursachen; im Allgemeinen und im großen Ganzen steht aber fest, daß im Winter die ganze Baffinsbai mit Eis belegt ist, welches durch die Gewalt der Strömung und der vorherrschenden Windrichtung nach Süden getrieben wird, während Nachschub aus der Lancasterstraße und dem Smithsunde kommt. Diese Bewegung hat ununterbrochen ihren Fortgang, und man muß deshalb annehmen, daß das Polarbecken die wahre Ursprungsquelle dieser beständigen Vermehrung sei; von dort kommen diese Eismassen. Und ein Gleiches gilt in Bezug auf den Eisstrom, welcher im Spätherbst und Winter durch die Behringsstraße nach Süden geht; es gilt auch für die ostgrönländische Strömung, welche das ganze Jahr hindurch Eismassen nach Süden hin treibt. Aus alle dem könne man den Schluß ziehen, daß Pavy im Polarbecken Eismassen finden werde, welche seinem Gummifloße hinderlich sein müssen; er wird dasselbe über das Eis, und falls Inseln vorhanden sind, auch über diese hinüberschaffen. Aber wie? Es liegt in seinem Plane, die Hunde los und laufen zu lassen, sobald er an die vermuthete Nordküste des vermutheten Continentes an das vermuthete offene Polarbecken kommt; höchstens ein Gespann will er behalten als Mitpassagiere auf dem Floß. Aber ein Gespann und sechs Männer genügen schwerlich, um das ohnehin mit 10,000 Pfund Vorräthen beladene Floß über ausgedehnte Eisfelder und vielleicht sehr unebene Inseln hinwegzuschaffen, und es fragt sich ja auch, ob und wo er wieder offenes Wasser findet. Und was wird, falls das Floß verloren gehen sollte?

Das ganze Unternehmen ist ungeheuer waghalsig; es ist auf eine bloße Theorie gegründet und die Summe der Hindernisse und Gefahren ist unberechenbar. Man könnte beben, wenn man sie im Geist allesammt erwägt, aber man wird mit Achtung erfüllt vor solchem Muthe und wünscht aus

vollem Herzen so kühnen Männern eine glückliche Heimkehr nach erreichtem Ziele, wenn man auch bange Zweifel nicht unterdrücken kann.

In einem folgenden Aufsatze wollen wir über Weyprecht's und Payer's Expedition reden.

Aus allen Erdtheilen.

King's Ersteigung des Mount Tyndall in der Sierra Nevada *).

r. d. Clarence King nahm Theil an der großen geologischen Landesaufnahme Californiens unter Professor Whitney, die in einem großen Fachwerke geschildert werden soll. Ehe dieses aber erscheint, giebt uns King in dem angezeigten Werke einen Vorläufer, der, auf wissenschaftlichen Grundlagen beruhend, doch für das größere Publicum geschrieben ist und manche interessante Schilderungen enthält. Die Geologen kamen eben in Theile des Gebirges, die weder der Goldgräber, noch der Ansiedler aufsucht. King kennt übrigens das californische Leben durch und durch, er war Bergbeamter in den bekannten Mariposa-Goldminen und als solcher vortrefflich zu der neuen Stellung als geologischer Assistent Whitney's geeignet. Die hohen, schneebedeckten, noch unerstiegenen Pils der Sierra hatte er stets vor Augen gehabt, und er beschloß, sie nun, als die Gelegenheit günstig war, zu ersteigen, obgleich erfahrene Leute vor dem abenteuerlichen Beginnen warnten.

Leider sind in King's Werke weder Längen- noch Breitengrade angegeben, auch eine Karte ist ihm nicht beigefügt, und so tappen wir denn über die von ihm geschilderten Gegenden oft völlig im Dunklen, da die großen americanischen Survey-Maps, welche die Aufklärung geben könnten, nicht immer zur Hand sind. Wir finden nur, daß der von King erst benannte Mount Tyndall im Quellgebiete des Kaweah- und Kings-River liegt. Die Besteigung nahm drei volle Tage in Anspruch und war gefährlicher als selbst die Erklimmung des Matterhorns.

King und sein Gefährte Cotter mußten sich, da jeder Führer fehlte, den Weg selbst suchen und ihr Gepäck auch selbst schleppen. Letzteres war in einem großen Sack untergebracht, der vierzig Pfund wog. Barometer, Thermometer, Compaß, gekochte Bohnen und Fleisch machten den Inhalt aus, und die ganze Zeit, die sie in den höheren Regionen verbrachten, mußten sie sich mit kalter Küche behelfen, da an ein Mitschleppen von Feuermaterial nicht zu denken war. Die Schwierigkeiten der Besteigung selbst spotteten allem Dagewesenen: Spalten, Klüfte, jähe Abhänge wären noch zu bewältigen gewesen — wenn sie aber diese überwunden hatten, gähnte ihnen plötzlich ein viele tausend Fuß tiefer Cañon entgegen, der sie zur Umkehr zwang — allerdings ein Hinderniß, das wir in den Alpen nicht kennen. Sehr häufig halfen sie sich dadurch auf eine Höhe hinauf, daß sie ihr Seil über einen Felsblock derselben wegwarfen und an den Enden desselben über einem gähnenden Abgrunde sich hinaufzogen. Hinabschießen auf ungeheuren Schneeflächen, Uebergänge über dünn gefrorene Seen, deren Eisdecke unter ihnen zu bersten drohte, kamen häufig vor. Die Besteigung verwandelte sich oft in ein Abwärtssteigen von vielen tausend Fuß, aber schließlich wurde doch der Gipfel des hohen Mount Tyndall erreicht. Zu ihrem Erstaunen entdeckten die Bergsteiger jetzt aber von diesem aus noch zwei höhere Pils, deren einen King für den höchsten Berg der Vereinigten Staaten hält. Er gab ihm den Namen Mount Whitney, und sagt, daß er den 14,400 Fuß hohen Mount Shasta noch bedeutend übertreffe.

*) Mountaineering in the Sierra Nevada. By Clarence King. Boston. Osgood and Comp. 1872.

Eisberge und Eisfelder im Atlantischen Ocean.

Wir hatten im westlichen und mittlern Europa einen ungewöhnlich warmen Maimonat und einen kühlen Juni mit sehr wechselnder Witterung. Das Letztere erklärt sich leicht, weil ungewöhnlich früh im Jahre beispiellos ausgedehnte Eisfelder und eine unzählige Menge mächtiger Eisberge aus den hochnordischen Gegenden nach Süden herabgetrieben worden sind. Bis in die zweite Hälfte des Juni schwamm im Ocean ein etwa 2000 Miles langes, 50 bis 200 Miles breites Feld, welches den warmen Golfstrom auf der Höhe von Neufundland erreicht und der Küste entlang von Norden her vermittelst der arktischen Strömung getrieben wird. Diese Massen, so kolossal sie auch sind, zersetzen sich, je weiter sie nach Süden schwimmen, aber die Schifffahrt ist durch sie in diesem Jahre bisher sehr gefährlich gewesen. Gewöhnlich finden die Schiffe auf der Fahrt zwischen Neuyork und Liverpool erst im Juli Eis; diesmal hat sich dasselbe einen vollen Monat früher eingestellt.

Wir wollen bei dieser Gelegenheit auf die „Mittheilungen aus der Norddeutschen Seewarte" aufmerksam machen, welche der ausgezeichnete Director der Anstalt, Herr W. v. Freeden, herausgiebt. Vor uns liegt Nr. 4: „Die Normalwege der Hamburger Dampfer zwischen dem Canal und Neuyork, nach dem Journalauszuge desselben in den Jahren 1860 bis 1869." In diesem ungemein sorgfältig gearbeiteten, in nautischer Beziehung wichtigen und reichhaltigen Hefte sind auch die Eisverhältnisse des Oceans auf den Wegen der Dampfer vermittelst einer Karte anschaulich gemacht worden. Herr v. Freeden hat seine Arbeit auf die Schiffsbücher von im Ganzen 580 Reisen gegründet, welche von den 11 Dampfern der Hamburger Compagnie gemacht worden sind. Er giebt die mittlere Reisedauer in jedem Jahre; die elf Schiffe haben ausgehend in 279 Reisen binnen 3467 Tagen 865,643 Seemeilen zurückgelegt; zurückkommend in 301 Reisen in 3475 Tagen 935,503 Seemeilen. Im allgemeinen Durchschnitt aller Reisen kommen für den Tag ausgehend 249,6 Meilen, auf die Stunde 10,4 Meilen; zurückkommend 269,2 Meilen, auf die Stunde 11,2 Meilen. Von den 11 Schiffen der Flotte macht die „Silesia" die schnellsten Fahrten; sie machte 1869 die Ausreisen in $^2/_3$, die Rückreise in $^3/_4$ der Zeit, welche das älteste Schiff, die „Borussia", 1860 dazu gebrauchte.

Aus Persien.

Die vielbesprochene Hungersnoth in Persien, welche jetzt ihrem Ende entgegengeht, war geradezu beispiellos. Es sind fünf dürre Jahre aufeinander gefolgt. Das Vieh fand keine Weide mehr und die Felder konnten nicht bewässert werden. Es ist Thatsache, daß Hunger und Verzweiflung viele Menschen zum Cannibalismus trieb. In einem englischen Gesandtschaftsberichte aus Teheran wird geradezu gesagt: „Wenn die Dürre auch im laufenden Jahre sich fortgesetzt hätte, so wäre der größte Theil Persiens geradezu unbewohnbar geworden. Aber Trockenheit und Hungersnoth waren nicht die einzigen Heimsuchungen; die Cholera richtete große Verheerungen an, die Seidenernte in Ghilan schlug abermals fehl und die räuberischen Turkomanen durchstreiften auf ihren Raubzügen Chorassan. Zum Glück ist Ende Februars viel Schnee gefallen

und damit war die Aussicht auf reichliches Wasser und eine gute Ernte gegeben." Der erwähnte Bericht hebt hervor, daß gerade für Persien Eisenbahnen unbedingt nöthig seien; durch sie kann Rettung gebracht werden. Ein Schienenweg vom Kaspischen Meere bis zum Persischen Golf und ein anderer vom Mittelmeer nach Bagdad am Tigris würden neues Leben in das Land bringen. Die Gebirgsketten zwischen Schiras und Bender Abuschähr können umgangen werden, wenn man von Ispahan nach Schuschter baut und den Karunfluß schiffbar macht. Handel und Gewerbe leiden unter einer unverständigen Besteuerungsart und hohen Ausfuhrzöllen auf Rohproducte. — Opium wird vorzugsweise in der Umgegend von Yezd und Ispahan gebaut; die Ernte von 1871 ergab wegen der Dürre nur 1200 Kisten; in guten Jahren wird das Doppelte producirt. Das persische Opium geht nach China.

Australien.

Aus Melbourne wird geschrieben, daß in der Colonie Victoria die männliche Bevölkerung ein beträchtliches Minus aufweise, daß also das Verhältniß gegen früher, wo man über Weibermangel klagte, sich umgekehrt habe. Die Zählung von 1861 ergab 540,322 Köpfe und 1871 war sie auf 731,528 gestiegen. Aber aus den Tabellen ergiebt sich, daß die Zahl der männlichen Personen zwischen 20 und 40 Jahren 1861 betrug 164,592 und 1871 nur 123,701, also eine Abnahme von 40,801.

Aus Neusüdwales lauten die Berichte ungemein günstig. Wolle, präservirtes Fleisch, Talg, Gold, Zinn und Kupfer werden in steigender Menge producirt und stehen gut im Preise; die Zucht veredelter Schafe gewinnt an Ausdehnung. Im März brachte ein Herr E. C. Cox im Mudgeedistrict seine aus etwa 10,000 Stück bestehende Herde zum Verkauf und sie wurde ihm mit mehr als 20,000 Pf. St. bezahlt; einzelne Stähre brachten 125 Pf. St. Beim Verkaufe fragte ein Squatter einen andern, der jüngst aus Europa zurückgekehrt war, weshalb er nicht aus Schlesien edele Schafe mit nach Australien gebracht habe? Die Antwort war: ich fand dort nichts Besseres als wir selbst hier besitzen. Ein Herr Bayly bekam im Februar für das Pfund seiner Schur 57 Pence. — Man kann sagen, daß jetzt überall Gold gefunden wird, oder wenigstens Zinn und Kupfer; Geld kann man in jeder beliebigen Menge zu $3\frac{1}{2}$ Procent haben. Die Goldernte hat in den drei ersten Monaten des laufenden Jahres in Neusüdwales 90,691 Unzen ergeben; die folgenden Quartale werden noch ergiebiger sein, weil eine große Anzahl von Maschinen nach den Quarzriffen geschickt worden ist.

Die Regierung von Queensland hat eine Prämie von 1000 Pf. St. für die Entdeckung von Diamanten ausgesetzt; mächtige Opalblöcke sind in der Colonie jüngst gefunden worden.

* * *

— Italienische Landkarten. Als Sardinien sich zum Königreiche Italien erweiterte, überkam es von der Bourbonenregierung unter Anderm auch die Aufgabe, eine zuverlässige Aufnahme der Südhälfte der Halbinsel zu veranstalten. Denn die Karten des neapolitanischen Königreiches, deren beste die aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts stammende, Anfang des laufenden publicirte von Rizzi Zanoni ist oder war, standen auf demselben Standpunkte wie in Europa etwa noch Spanien, Nassau und die Lappmarken. Die Aufnahmearbeiten schreiten rüstig vor und als deren Resultat liegen uns jetzt zwei Blätter vor (Chieti und Sora). Die Karte umfaßt in 33 Blatt (im Maßstabe von $^1/_{250000}$) das ehemalige neapolitanische Reich und wird mittelst Foto-Incisione, einer Erfindung des Generals im Generalstabe, Grafen Avet, hergestellt. Die Originalzeichnung wird photographirt; darüber mittelst eines chemischen Verfahrens ein Relief von Gelatine oder durchsichtigen Firnisses hergestellt, davon mittelst Galvanoplastik ein Negativ in Kupfer und davon das Positiv, von dem gedruckt wird. Man kann nicht leugnen, daß die so hergestellte Karte ein klares und deutliches Bild giebt, das dem Kupferstiche nahekommt.

— Viel Bernstein. Berliner Blätter enthalten folgende interessante Notiz, deren Richtigkeit wir freilich nicht verbürgen können. — „Die Bernsteingewinnung ist in diesem Jahre sehr ergiebig gewesen. Die Frühjahrsstürme, welche an den Küsten Norwegens und Dänemarks über 150 Fahrzeuge zerstörten, viele Menschenleben kosteten und der Fischerei großen Schaden gethan, haben der Bernsteinküste reiche Beute zugeführt. Durch die Baggerei im kurischen Haff, durch Fischen und Stechen sind bis Ende Mai mindestens 80,000 Pfund gewonnen worden. Der Durchschnittspreis pro Pfund dürfte sich auf 4 bis 5 Thaler stellen."

— Würtemberg hat im Jahre 1870 an Erzeugnissen seiner Gewerbthätigkeit für 3,001,087 Gulden exportirt. Den bedeutendsten Ausfuhrartikel bilden — Corsette. Von diesem Artikel gingen in den drei ersten Monaten des Jahres 1872 nach dem Yankeelande für 832,525 Gulden.

— Steinkohlen in Afrika. Herr Dr. Georg Schweinfurth macht uns die Mittheilung, daß bei Edfu in Aegypten ein Kohlenflöz gefunden worden sei. Im „Athenäum" finden wir die Notiz, daß ein Gleiches „im südlichen District von Sansibar", also an der Ostküste Afrikas, der Fall ist. Der Sultan hat sich an die Regierung von Bombay gewandt und um fachverständige Arbeiter gebeten. Diese Funde werden den Aufschwung der Dampfschifffahrt wesentlich befördern.

— Die Staatsschuld der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug am 1. Juni 1872 die Summe von 2193,577,378 Dollars 94 Cents. Davon sind 1795,883,900 Dollars, für welche die Zinsen in Gold bezahlt werden müssen; von 26,763,000 Dollars werden die Zinsen in Papier bezahlt; Papiergeld, das cursirt und keine Zinsen zahlt, 425,735,664 Dollars. Seit März 1869 hat sich die Schuld um 331,945,881 Dollars vermindert; das ist wenig, wenn man die kolossalen Steuern in Erwägung nimmt.

— Die nordamerikanische Nicaragua-Expedition wird nun von Capitän Hatfield geleitet; sie besteht aus 60 Mann, wovon 11 Ingenieure sind, und will drei verschiedene Routen untersuchen, die übrigens allesammt schon früher untersucht worden sind.

— In Neuyork sind in den drei ersten Monaten 1872 nicht weniger als 92,800 Einwanderer gelandet, gegen 65,998 im Jahre 1871.

— Die Staatsschuld Argentiniens stellte sich zu Ende des Jahres 1871 auf 15,314,276 Pf. St., die mit 1,278,000 Pf. St. zu verzinsen sind. Auf die auswärtige Schuld entfallen davon 10,792,594, auf die innere 4,521,682 Pf. St. Die La-Plata-Staaten haben guten Credit, weil sie, völlig im Gegensatze zu Venezuela, ihre Verpflichtungen gewissenhaft erfüllen; ihre Finanzen sind geordnet und die Zolleinnahmen, welche 1868 nur erst 1,290,000 Pf. St. betrugen, sind 1870 auf 2,970,000 Pf. St. gestiegen.

— In Peru hat man neue Guanolager aufgefunden, sie liegen etwa 25 deutsche Meilen nördlich von Callao, und man schätzt ihre Mächtigkeit auf etwa 1 Million Tonnen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Die Heimath und Verbreitung der Cholera.

I.

Seit nun zweiundvierzig Jahren macht die Seuche ihren großen Weltgang, und sie behält ihren räthselhaften Charakter. Ueber die Art und Weise ihrer Entstehung sind sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden, und ohne Zweifel schon manche wichtige Momente in Folge sorgfältiger Beobachtungen festgestellt worden; aber auf den Grund der Dinge ist man noch nicht gelangt, und der Forschung bleibt ein sehr weites Feld eröffnet.

Allgemein und mit Recht werden die großen Verdienste anerkannt, welche sich Max von Pettenkofer erworben hat. Vor uns liegt seine neueste Schrift: „Verbreitungsart der Cholera in Indien. Ergebnisse der neuesten ätiologischen Untersuchungen in Indien." Braunschweig 1871 (Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn). Mit einem Atlas von 16 Tafeln. Es ist nicht unsere Aufgabe, in die Specialitäten dieser Schrift einzugehen, wir wollen aber Einzelnes, das für einen größern Leserkreis von Interesse sein kann, hervorheben.

Herr von Pettenkofer bemerkt, daß er mit Freuden ein Buch Dr. J. Macpherson's begrüßt habe. Dasselbe erschien unter dem Titel Cholera at home im Jahre 1866; seitdem hat Macpherson eben jetzt eine zweite Arbeit veröffentlicht, welche Pettenkofer, der die seinige im Mai 1871 abschloß, noch nicht unter Augen hatte. Wir kommen weiter unten auf dieselbe zurück. Unser Landsmann sagt, man dürfe jetzt mit aller Bestimmtheit annehmen, daß die Choleraepidemien in Indien so alt seien, wie das dortige Menschengeschlecht und die indische Cultur; nur habe die Krankheit früher sich weniger weit und weniger oft über die Grenze von Indien hinaus verbreitet. Ueber die örtliche Ausbreitung derselben von Bengalen aus hat Bryden eine Anzahl von Kartenskizzen für die Jahre 1855 bis 1869 veröffentlicht, welche auch Herr von Pettenkofer seinem Werke beigegeben hat. Wir theilen zwei dieser Tafeln mit. Die Gegend, in welcher die Cholera epidemisch sich zeigt, ist farbig; und der Theil, welcher die Mündungen des Ganges und Bramaputra, das eigentliche endemische Gebiet der Cholera, umfaßt, ist schraffirt.

Bryden entwirft folgende Schilderung. „Diese Provinz hat ein ihr eigenthümliches Klima und eine Bevölkerung, deren physisches Gepräge sich dem Klima angepaßt zu haben scheint und deren Krankheiten einen besondern Anblick gewähren, welcher dazu in Beziehung steht. Die ganze Gegend steht unter Einflüssen von der See her; es ist eine Gegend ewiger Feuchtigkeit. Ursachen derselbeu sind die Drainage der sie umringenden Berge und der Abfluß der enormen Wassermassen, welche den Ganges und den Bramaputra bilden; diese führen die Fluthen Indiens von der Wasserscheide zwischen Dschamna und Setledsch und von einem großen Theile Centralindiens, von den nördlichen und südlichen Abhängen des Himalaya und von den Bergländern zwischen Assam und dem Thale des Irawaddy fort. Diese Region ist außerdem der vollen Stärke des Regenwindes ausgesetzt, des Monsuns, und der Regenfall, etwa 70 englische Zoll im Jahre, ist doppelt so stark, als in anderen Theilen der Präsidentschaft Bengalen. Die Grundfeuchtigkeit, das Grundwasser, befindet sich immer einige Fuß oder Zoll von der Oberfläche, und es bedarf bloß des Was-

sers der Ueberschwemmung, welche vom Anschlagen des Monsuns an die Gebirge herrührt, um weite Strecken unter Wasser zu setzen; sie bleiben in jedem Jahre so lange überschwemmt, bis nach Aufhören des Monsuns und wenn die Flüsse niedrigern Wasserstand bekommen. Es ist Thatsache, daß mit der Ueberschwemmung dieser Striche die Cholera verschwindet, und mit ihrem Auftauchen aus dem Wasser, mit ihrem Wiedererscheinen auch die Cholera wieder auf dem angeschwemmten Boden und den unmittelbar anliegenden, von ihnen befallenen Districten erscheint."

Im Nordwesten dagegen, im Pendschab, sind die Winde trocken und heiß, der Regenfall beträgt an den Ufern des

Geographische Vertheilung der Cholera-Epidemien in der Präsidentschaft Bengalen nach J. Bryden.
1 8 5 5.

Epidemischer Bezirk.



Endemischer Bezirk.



Setledsch (Satledsch) kaum 20 Zoll; es ist weniger angeschwemmtes Erdreich vorhanden, der Boden vielfach trocken und steinig, die Sonnenstrahlen fallen mehr im Winkel auf. Zwischen diesen beiden Extremen liegen naturgemäß die allgemeinen Uebergänge, und Bryden hat sein Beobachtungsgebiet in mehrere natürliche Choleraprovinzen getheilt. Zunächst unterscheidet er zwischen dem endemischen und epidemischen Gebiete; das letztere theilt er wieder in mehrere Provinzen, welche sich wesentlich nach ihrem meteorologischen Charakter gruppiren; dieser ist wesentlich durch den größern oder geringern Einfluß des Monsuns, also der atmosphärischen Niederschläge bedingt. Das epidemische Stromgebiet des Ganges zerfällt in ein östliches, welches vom endemischen Gebiet bis etwa zu 80° östlicher Länge reicht, und in ein

westliches, das sich bis in das Pendschab ausdehnt. Dieses Fünfstromland ist, nach Bryden, dem westlichen epidemischen Gebiete sehr ähnlich, nur hat es im Allgemeinen schwächere Monsuneinflüsse; wenn jedoch diese die gehörige Stärke erreichen, verhält sich das Pendschab wie das östliche und westliche epidemische Gangesgebiet.

Bryden nimmt die Zeit oder diejenigen Jahre, wo die Choleraepidemien sich wesentlich auf den endemischen und den östlichen epidemischen Bezirk, wie z. B. 1855, beschränken und das übrige Bengalen ziemlich frei von Epidemien ist, als Anfang oder Ausgangspunkt einer größern epidemischen Bewegung an, und die Zeit, wo der östliche

Geographische Vertheilung der Cholera-Epidemien in der Präsidentschaft Bengalen nach J. Bryden. 1861.



Epidemischer Bezirk. Endemischer Bezirk.

epidemische Bezirk von Epidemien frei wird, während sie noch im übrigen Reiche vorkommen, als Schluß einer solchen epidemischen Bewegung. In der That wiederholt sich ein solcher Rhythmus in den vorliegenden 15 Jahren drei Mal. Die Bilder der Jahre 1855, 1859 und 1863 sind auf den Karten sehr ähnlich; sie kehren in Abständen von 4 Jahren jedes Mal wieder. Daß dies aber höchstens eine Regel und kein Gesetz sein kann, zeigen die Unregelmäßigkeiten von 1867 an, wo das Bild von 1855 hätte wiederkehren sollen.

Um zu zeigen, wie der epidemische Bezirk sich 1855, wo er sehr klein war, zu dem von 1861 verhält, wo er sehr groß war und sich nach Nordwesten hin bis nach Afghanistan ausdehnte, theilen wir zwei Kartenskizzen über jene beiden Jahre mit.

Das endemische Becken verbreitet zeitweis seine Cholerawogen über Indien, aber in den epidemischen Bezirken verschwinden sie wieder, bis dann wieder eine neue Woge vom endemischen Becken ausgeht.

„Von jeder Theorie unabhängig hat Bryden gegen jede Einrede festgestellt, daß die Oertlichkeit einen wesentlichen Factor der Cholerafrequenz ausmacht, — daß diese mit örtlichen Bedingungen in irgend einer Weise zusammenhängen muß, — daß diese Bedingungen aber außerdem auch noch an gewisse Jahre gebunden sind, — daß sie nur im endemischen Bezirke jedes Jahr gegeben sind und in den außerhalb gelegenen, sogenannten epidemischen Bezirken sich nur zeitweis einstellen, — endlich, daß nur zu solchen Zeiten die Cholera in epidemischer Form in diese Bezirke verpflanzt werden kann, zu einer andern Zeit dagegen nicht."

Im endemischen Bezirke fällt das Maximum der Cholera in die heiße trockene Zeit — April —, das Minimum in die heiße nasse Zeit — August —. Im Nordwesten, wo die Cholera nur zeitweis und nur epidemisch auftritt, sind gewisse klimatische Verhältnisse das gerade Gegentheil von Niederbengalen, und dort fällt das Maximum auch gerade in die entgegengesetzte Zeit, in die nasse, die Regenzeit. Es giebt Orte, welche vorwaltend Frühlingscholera, andere, welche vorwaltend Monsuncholera haben, und auch solche, wo sie regelmäßig zu beiden Zeiten auftritt. Man könnte Calcutta als typisch für die Frühlingscholera, Lahore, überhaupt das Pendschab, für die Monsuncholera, Madras als typisch für Orte mit doppelter Cholerazeit im Jahr annehmen.

„Es ist ein Verdienst Bryden's, die thatsächliche Existenz einer örtlichen und zeitlichen Disposition für Cholera in Indien ganz unabhängig vom menschlichen Verkehr über allen Zweifel erhoben zu haben" (Pettenkofer S. 20). Viele indische Aerzte halten die Verbreitung der Krankheit durch die Atmosphäre selbst für unzweifelhafter als durch den Verkehr; andere nehmen an, daß der Verkehr unter Umständen ein wirksamer und selbst nothwendiger Factor bei der Verbreitung sein könne. Miasmatiker und Contagionisten stehen sich kämpfend gegenüber, — ein Beweis, daß man vielfach noch im Ungewissen tastet, ungeachtet der vielen Tabellen, aus denen sich weiter nichts Positives entnehmen läßt, als daß man die verschiedensten Möglichkeiten der Mittheilung der Cholera zugiebt und keine entschieden in Abrede zu stellen wagt. Pettenkofer meint: Das Verhalten der Krankheit in Indien passe viel besser auf die miasmatische Ansicht als auf die contagiöse. Die miasmatische Ansicht ist dort auch eigentlich die einheimische. Alle Gewohnheiten der Bevölkerung und der Behörden bei Choleraepidemien tragen ursprünglich den Stempel des Glaubens an das Miasma und nicht an das Contagium. Die Eingeborenen fliehen nie die Cholerakranken, sondern nur Choleraorte; ja sie nehmen bei einer solchen Flucht, die bei heftigen localen Ausbrüchen nicht selten vorkommt, ihre Kranken und Sterbenden mit. Dasselbe geschieht, wenn Truppen an einem Orte befallen werden und dann aufbrechen nach einem andern Platze.

Gegen die Monsuntheorie sind wichtige Einwendungen erhoben, die man bei Pettenkofer (S. 27) nachlesen kann. Pettenkofer behandelt in verschiedenen Abschnitten: Quarantäne, Desinfection, Abtritte, Trinkwasser, Incubation, Ortsveränderung; Cholera auf Schiffen, individuelle Disposition, örtliche Lage und Bodenbeschaffenheit; Entstehung der Krankheit, Vertheilung, Gründe für Immunität, Richtung des Windes, Bodenbeschaffenheit in Beziehung zu Grundwasser, zeitliche Disposition und Grundwasser, und zieht dann seine Schlüsse. Alle diese Abschnitte enthalten eine Menge von Angaben, die auch für den Laien interessant sind. —

Es ist Thatsache, daß die Cholera unter den indischen und mohammedanischen Pilgern große Verwüstung anrichtet und daß in den Landstrichen, welche von ihnen durchzogen werden, die Seuche sich verbreitet. So erklärt sich, daß viele Aerzte Contagionisten sind. Die Hoffnung, daß 1872 die Mekkapilger verschont bleiben würden, ist nicht eingetroffen.

Wir wollen Herrn von Pettenkofer folgende Schilderung entlehnen.

Hardwar liegt im nordwestlichen Indien, nur etwa 1000 Fuß über dem Meere, wo der Ganges das Himalaya-Gebirge verläßt, und zählt zu den heiligsten Plätzen, welche die Hindus verehren, wohin sie jährlich aus ganz Indien zusammenströmen, um am 12. April zwischen Sonnenauf- und -Untergang unter Gebet im heiligen Strome zu trinken und zu baden. Unter diesen Pilgern bricht nicht immer, aber zeitweise die Cholera aus. Schon in dem vorigen Jahrhundert (1783) ist ein höchst verheerender Ausbruch unter den Hardwar-Pilgern vorgekommen. Vor dem Jahre 1867 war diese Wallfahrerversammlung neun Jahre lang ohne Choleraausbruch vor sich gegangen, obschon jährlich aus allen Gegenden Indiens aus dem endemischen Cholerabezirk und aus dem epidemischen sich Pilger eingefunden hatten. Aber schon im November 1866 näherte sich die epidemische Cholera der Gegend von Hardwar, von Agra aus, als dort der Generalgouverneur von Indien Reichstag hielt (Darbar, ein großartiges Lever oder Drawing room). Von da ab bemerkte man Verbreitung der Cholera im Nordwesten von Indien und im Panjab. Vom ersten April 1867 an versammelten sich Pilger und Kaufleute aus ganz Indien, auch aus dem sogenannten Tarai, einer verrufenen Cholera- und Fiebergegend längs einer Strecke des Himalaya, wo die Cholera im Winter 1866/1867 gehaust. Andere kamen aus Allahabad und Benares, wo die Cholera im März ausgebrochen war. In diesem Jahre erschien auch der Raja (König) von Bhortpur mit großem und glänzendem Gefolge beim heiligen Feste. Macnamara und Bryden geben Notizen über das Pilgerlager von Hardwar. Im Thale des Ganges, welcher hier die Sewalick-Berge, Vorberge des Himalaya, in einer breiten Schlucht durchschneidet, um dann den weiten Weg ins Meer (eine Strecke in Europa etwa von den Pyrenäen durch Frankreich und Deutschland bis Hamburg) mit einem Gesammtgefälle von nur 1000 Fuß zurückzulegen, erstreckte sich die Versammlung in einer Länge von etwa neun englischen Meilen und in einer Breite von 2 bis 6 Meilen rechts und links vom Flusse. Die Entfernung dieses großen Lagers von der Stelle, wo der Ganges aus dem Himalaya tritt, beträgt etwa 15 Meilen. Die Gegend ist sumpfig und wegen der Nähe des Himalaya windig. Auf diesem schmalen Streifen Landes, vom Ganges durchströmt, waren vom 1. bis 12. April 1867 gegen drei Millionen Pilger zusammengekommen und lagerten auf einer Fläche von etwa 22 englischen Quadratmeilen (etwas mehr als 1 deutsche Quadratmeile). Vom sanitären Standpunkte waren, wie in früheren Jahren, die bestmöglichen Vorkehrungen getroffen, und man hoffte damit wieder auch in diesem Jahre den Ausbruch der Cholera glücklich zu verhüten. In Bezug auf Reinlichkeit war von Dr. Cutcliffe angeordnet:

1) Das Princip der Abtritte mit trockener Erde (dryearth-closet) soll überall Anwendung finden.

2) Aller Schmutz, von welcher Art er auch sei, soll so schnell als möglich beseitigt, entweder in Gräben oder Oefen verbrannt werden.

3) Anständig gedeckte Abtritte sollen an allen Stellen errichtet werden, wo sie den Leuten passend sind.

4) Kein Abtritt oder Graben darf unter irgend einem Zwecke auf einem Grunde angelegt werden, welcher zu irgend einer Zeit einen Theil eines Wasserlaufes bilden könnte.

5) Die todten Körper von Thieren sollen eilig begraben werden in Gräbern sechs Fuß tief, auf Gründen unter ähnlichen Beschränkungen, wie in 4.

Die Pilger begannen vom 1. April an ins Lager zu strömen. Am 3. April kann man sagen, daß der Markt (Messe oder Dult) seinen Anfang nahm, obschon noch immer dichte Menschenströme aus den Ebenen heranzogen und die wogende Masse im Lager bis zum 12., dem Haupttage, stetig vermehrten. In der Nacht vom 11. auf den 12. brauste ein sehr schweres Gewitter über die ungeheure, obdachlose Menge, der Regen währte die ganze Nacht und auch noch den folgenden Tag.

Macnamara bemerkt: „Nur diejenigen, welche diesen Bergstürmen in den Tropen schon einmal ausgesetzt waren, haben eine Vorstellung, welche Nacht des Elendes diese drei Millionen Pilger in der offenen Ebene von Hardwar ausgestanden haben, kalt und durchnäßt bis auf die Haut, das Wasser in Strömen von ihren halbnackten Leibern rinnend, über den steinigen Boden nach dem Flusse, und wie vollkommen auch die Anstalten für Reinlichkeit gewesen sein mochten, dieser Regenfall muß unvermeidlich Auswurfsstoffe von Abtritten und der Oberfläche des Bodens während der Nacht vom 11. April in den Ganges gespült haben."

Am 12. April badeten die Pilger von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in einer heiligen Furth, welche 650 Fuß lang und 30 Fuß breit durch Geländer vom übrigen Ganges abgegrenzt ist, damit die Leute nicht ertrinken oder in den tiefen Strom hinausgerathen. Durch diese Furth bewegt sich den ganzen Tag ein unaufhörlicher Menschenstrom. Das Wasser in diesem Raume war die ganze Zeit dick und schmutzig, theils von der Asche Verstorbener, welche überlebende Verwandte mitgebracht hatten, um sie ins Wasser des göttlichen Flusses zu streuen, theils vom Waschen der Kleider und der Leiber der Badenden. Sobald die Pilger die heilige Furth betreten, taucht sich jeder dreimal oder auch öfter unter das Wasser und trinkt dann vom heiligen Wasser, Gebete sprechend. Das Wassertrinken wird nie versäumt, und wenn zwei oder mehrere Glieder einer Familie zusammenbaden, giebt jedes mit eigener Hand dem andern zu trinken.

Schon am 9. April brachte Dr. Kindall einen Cholerafall unter den Pilgern zur Anzeige, am 13. April wurden in einem der Spitäler von Hardwar schon 8 cholerakranke Pilger aufgenommen. Bis zum 15. April hatte sich die Hauptmasse der Pilger bereits wieder zerstreut. Dr. Murray hat sie mit aller Sorgfalt in den verschiedenen Hauptrichtungen, die sie nahmen, verfolgt. In allen Richtungen konnte Murray schon am 13. April Cholerafälle unter den Pilgern constatiren. Er hat eine Tabelle nach verschiedenen Routen ausgearbeitet, in welcher die einzelnen Stationen, ihre Entfernung von Hardwar, dann der Tag des ersten und letzten Cholerafalls, sowohl unter den Pilgern, als auch unter den Einwohnern des Ortes oder die Dauer der Epidemie angegeben ist. Auf Grund dieser Tabelle hat Murray auch eine Karte entworfen, auf welcher diese Hauptrouten und Hauptorte verzeichnet sind, mit Angabe des Datums des ersten Falles im Orte, und ob er ein Pilger war oder nicht. —

Da ergiebt sich nun, daß von Aligarh im Doab bis Raulpindi im Panjab die ersten Fälle in allen Orten ganz vorherrschend, ja fast ausschließlich Pilger von Hardwar waren. Man hat in der That den Fall vor sich, daß sich ein Strom von drei Millionen cholerainficirter Menschen von einem Centralpunkte aus über ganz Indien ergießt.

Murray erzählt: „Die Pilger passirten zu einer günstigen Jahreszeit ein gesundes Land; die Nahrungsmittel waren reichlich und ausgedehnte Vorkehrungen zu ihrer Bequemlichkeit waren getroffen worden. Sie gingen hauptsächlich zu Fuß und schliefen in freier Luft, oder unter Bäumen. Einige hatten Kameele für ihr Gepäck, und dann gab es eine große Anzahl Ochsenfuhrwerke, welche Familien mit ihren Vorräthen führten. Die gewöhnliche Länge einer Tagreise war 15 bis 20 englische Meilen. Einige wenige reisten schneller mit Pferdepostwagen und viele setzten ihre Reise mit der Eisenbahn fort, nachdem sie Goziabad und Amretsir erreicht hatten. Die wandernde Masse bedeckte nahezu eine Woche lang in einem unausgesetzten Strom die Straße zu Mirat, wo ich zurückblieb, um sie zu überwachen. Dieser Pilgerstrom brachte Cholera mit, welche seine Straße mit Opfern kennzeichnete, die umliegenden Felder mit Holzstößen zur Verbrennung der Leichen bestockte, oder es wurden die Leichen in den Canal geworfen, oder von der Ortspolizei gesammelt und verbrannt. Die Krankheit wurde den benachbarten Städten und Dörfern mitgetheilt, und die Pilger brachten sie mit sich in ihre Heimath und über ganz Hindostan."

Daß die Pilger ansteckende Krankheit zu verbreiten im Stande sind, wird man um so eher zugeben, wenn man bedenkt, in welchem Zustande sich die Mehrzahl befindet. Dr. Stewart sagt von denen, die nach Puri (Jagannath) wallfahrten: „Die Pilger sind ein Schrecken für die eingeborene Bevölkerung, und gemieden von allen, welche sie sehen und kennen. Die Eingeborenen glauben fest, daß die Pilger Quellen der Infection sind. Die Landleute erkennen sie am Geruche."

Nicht besser als die Hindu-Pilger scheinen die Mohammed-Pilger zu sein, welche nach Mekka und Medina wallfahrten. Macnamara sagt von ihnen: „Ich kann mich nicht wundern, wenn sich Cholera oder irgend eine mittheilbare Krankheit von Indien aus mit diesen Pilgern verbreitet. Niemand kann die Ausdehnung des Elendes und des Schmutzes ermessen, welche sich an den Personen vieler dieser Pilger darstellt, wer sie nicht an Bord eines Schiffes gesehen hat. Arme alte Männer, am Rande des Grabes, in Lumpen gehüllt, die von Ungeziefer bedeckt sind, ihre langen Bärte und das Haar von ähnlichen Parasiten schwärmend. Wenn Jemand die Aufgabe bekäme, eine Ladung menschlicher Geschöpfe auszuwählen aus dem endemischen Gebiete der Cholera, um wo möglich Cholera zu verbreiten, es würde schwerlich gelingen, mehr versprechende Subjecte aufzustöbern, als diese Pilger, wenn sie auch nicht zu dicht gedrängt sind und das Aussehen des Fahrzeuges, in dem sie eingeschifft sind, auch so fein mag, wie es nur zu wünschen ist."

Ergebnisse der Expedition gegen die Luschais.

Nach indischen Zeitungen von **Richard Andree.**

Vergeblich wird sich der Leser auf unseren Karten nach dem Lande umsehen, von dem wir hier Mittheilungen machen wollen. Die im November vorigen Jahres begonnene und im Februar 1872 beendigte Expedition der Engländer gegen die Luschais führte eben in ein Land, das, obgleich dicht an der Ostgrenze des indobritischen Reiches liegend, vollständig unbekannt und noch von keinem weißen Manne betreten war. Ringsum aber ist das Land genau erforscht und in die Karten eingetragen; daß jetzt der weiße Fleck auf denselben zwischen 23 und 24½° nördl. Br. und 92 und 94° östl. L. v. Gr. verschwindet, ist das Verdienst der englischen Expedition, die neben ihrem kriegerischen Zwecke, Züchtigung eines räuberischen und unruhigen Nachbars, auch wissenschaftliche Zwecke verfolgte und die durchzogenen wilden Berg- und Dschengelgegenden aufnahm. Bevor aber diese Aufnahmen und Berichte an die Oeffentlichkeit treten, was wohl noch einige Zeit dauern dürfte, möge sich der Leser mit dem nachstehenden kurzen Berichte begnügen, der mühsam aus indischen Zeitungen zusammengestellt ist und wenigstens das Verdienst hat, einiges Neue zu bringen.

Das in Rede stehende Gebiet liegt im Nordosten der Bai von Bengalen. Im Norden wird es begrenzt von dem Districte Katschar, welcher zur Präsidentschaft Bengalen gehört und sich südlich von Assam ausdehnt, und dem britischen Schutzstaate Mannipur. Die Westgrenze bildet Tipperah, im Südwesten dehnt sich Tschittagong aus, gleichfalls zur Präsidentschaft Bengalen gehörig; südöstlich vom Luschailande wohnen die wilden unabhängigen Nagas; im Osten grenzt das Land an Birma.

In Katschar haben die Briten seit 1832 festen Fuß gefaßt und ihre Pflanzungen bis an die Südgrenze, dicht an das Luschailand unter 24°30′ vorgeschoben. Seit der Theebau in Assam in Blüthe gelangte, wurde er auch nach Katschar verpflanzt, wo am Barakstrome sich sehr günstige Lagen für denselben fanden. Die wohlcultivirten Ansiedelungen reizten die Luschais zu Einfällen; sie fielen raubend und plündernd über die Ansiedler her, führten die Kulis in die Sklaverei ab und fühlten sich dann in ihren von dichten Wäldern und sumpfigen Dschengellandschaften umgebenen Bergen vor jeder Rache sicher. Diese Raubzüge mehrten sich; sie wurden besonders großartig im Frühjahr 1871 betrieben; ein Engländer verlor dabei sein Leben und sein Kind wurde nebst zahlreichen Kulis in die Gefangenschaft abgeführt.

Man beschloß nun, den unruhigen Nachbar zu züchtigen und gleichzeitig von zwei Seiten anzugreifen. Zwei Colonnen aus einheimischen indischen Truppen wurden gebildet, Elephanten zum Lastentragen wurden mitgenommen und auch Bergartillerie wurde verwandt. Die Expedition, auf deren militärischen Verlauf ich nur gelegentlich zurückkomme, glich somit einigermaßen dem Zuge gegen Abyssinien, auch in der Kostspieligkeit, denn sie verschlang in vier Monaten gegen 300,000 Pfund Sterling. Der Angriff erfolgte im November vorigen Jahres von zwei Seiten her. Von Süden drang längs des Laufes des Tschittagongflusses General Brownlow in die Berglandschaften vor, während im Norden Katschar und der Barakstrom die Operationsbasis für General Bourchier wurden. Dieser Barak entspringt in Mannipur; er wendet sich zunächst nach Süden und erreicht an seiner Krümmung den nördlichen Theil des Luschailandes; dann fließt er durch Katschar dem östlichen oder Megna-Arm des Bramaputra zu. Es ist ein schöner, breiter Strom mit malerischen Umgebungen, an vielen Stellen von Theepflanzungen begrenzt, schiffbar bis zum Luschailande und belebt von zahlreichen Booten. Betrachten wir nun zunächst den Verlauf der nördlichen Colonne unter General Bourchier.

Die Schwierigkeiten für den Vormarsch dieser linken oder Katschar-Colonne begannen erst bei Lukhipur, das am rechten Ufer des Barak etwa unter 24°45′ nördl. Br. und 93° östl. L. v. Gr. liegt. Die Elephanten mußten abgeladen werden bis nach Naraindhur hin, wo sie auf das andere Ufer des Barak hinüber transportirt wurden. Dieser Transport wird hier mit großartigen Bambusflößen besorgt, die an einem 150 Ellen langen über den Strom gespannten Rohrseile bewegt werden und zum Zwecke des Gütertransportes vortrefflich geeignet sind. Naraindhur ist nur ein gelichteter Fleck im Walde, auf dem die aus Bambusgerüst und Bananenblättern errichteten Hütten der Truppen standen. Von hier, wo die Grenze des Luschailandes und die Terra incognita erreicht war, wurde die Colonne nach Mynadhar in südlicher Richtung vorgeschoben. Ueber die Ausdehnung des Marsches, die Entfernung der verschiedenen Lager und Stationen von einander finden wir leider keine Angaben in den vorliegenden Berichten. Der Weg selbst bis Mynadhar wird folgendermaßen geschildert: „Eine endlose Aufeinanderfolge von steilen, schlammigen Tilas oder Hügeln, die zwischen 100 und 800 Fuß Höhe wechseln, vom Fuße bis zum Gipfel mit undurchdringlichem Bambusgestrüpp oder gleich dichtem Forst bedeckt, am Boden verfilzt durch Gebüsch und Schlinggewächse, an ihrer Basis jedes Mal durch Schluchten voll dornigen Rohrs und mit trügerischem Sumpfboden von einander getrennt — das ist die Physiognomie des ganzen Landstriches. Aber er hat den Vorzug, malerisch zu sein, und er ist auch schattig, denn stundenlang marschirt man die steilen Pfade auf und ab, ohne die Sonne zu sehen, welche die hohen mit Farnen und Orchideen bedeckten Bäume, die wilden Bananen und Fächerpalmen unserm Auge entrücken. Die Stille in diesen Wäldern ist drückend und nur dann und wann durch das entfernte Bellen des „Khakur“ oder das klagende Schreien des schwarzen, langhaarigen Nulukaffen unterbrochen. Der Weg, welcher immer erst ausgehauen werden mußte, folgt ziemlich dem Flußlaufe, so daß die Truppen leicht mit Wasser versehen werden konnten, doch fand man genug kühles, klares und aromatisch schmeckendes Wasser in den Knoten der jungen Bambusschößlinge. Die Soldaten waren alle mit „Kukries“, Schlagmessern, versehen, mit denen sie sich den Weg erst bahnten, den sie zogen.“

Mynadhar liegt noch am Barak, 54 Miles südöstlich von Katschar. Auch die folgenden Stationen der Truppen (1 bis 3), jede 6 bis 7 Miles von der andern entfernt, liegen noch an diesem, der bis hierher schiffbar ist und ein schönes, mit Dschengel eingefaßtes malerisches Thal durchströmt. Aufwärts von Mynadhar aber besteht der Barak aus einer Reihenfolge von stillen Tümpeln voller „Snags“ und Baumstämmen. Gelegentlich treten auch Stromschnellen und Untiefen auf, über welche die Boote mit vieler Mühe

fortgezogen werden müssen. Mynadhar ist einer der vorgeschobensten Posten der britischen Theepflanzer in Katschar, die namentlich hier den Ueberfällen der Luschais ausgesetzt waren. Die Engländer errichteten, als sie Anfangs December dort anlangten, sofort Postamt und Telegraphenbureau, bauten zahlreiche Baracken und Lazarethe aus Bambus und traten mit den Eingeborenen der Umgebung in freundschaftlichen Verkehr. Diese gehören zwei Racen an, einmal den Nagas, einem Bergvolke, das noch halb im Urzustande lebt, mit Glasperlen und Kupferringen sich schmückt, aber friedliche Arbeiter für die Ebenen liefert, und den Mannipuris, aus Mannipur, dem am weitesten nach Osten vorgeschobenen britischen Schutzstaate. Letztere waren ein angenehmes und intelligentes Volk, das in sauberen Dörfern lebte, über denen bunte Fahnen flaggten. Namentlich die Mannipurmädchen zeichneten sich durch Anmuth, Natürlichkeit und glänzend gestreifte Kleidung aus.

Langsam, „wie ein Wurm", wanden die Truppen sich von Mynadhar nach Tipai Mukh durch, das 24 Miles südöstlich liegt. Tipai Mukh ist kein Dorf, sondern nur die Mündung (Mukh) des Tipai in den Barak. Der Tipai ist ein zwischen steilen Hügeln eingeschlossener, kalter, nur 15 bis 20 Yards breiter Bergstrom, der natürlich zu irgend einem Transport nicht benutzt werden konnte. Funfzehn englische Meilen südöstlich von Tipai Mukh erreichte die Colonne des Generals Bourchier den Taibunfluß, wo auf einem 3200 Fuß hohen Berge das Lager aufgeschlagen wurde in 24° 7′ 30″ nördl. Br. Hier und in dem 20 Miles entfernten Dorfe Kholell fanden die ersten Zusammenstöße mit Luschais statt, viele Dorfschaften wurden verbrannt und große Getreidevorräthe zerstört. Kholell liegt ausgedehnt und aus verschiedenen Hüttengruppen bestehend am Abhange einer Bergkette, die sich am linken Tipaiufer hinzieht und in Bergen von 4450 Fuß gipfelt. Mitten im Dorfe lag das 40 Ellen lange Haus und das Grabmal eines Häuptlings, das mit Thierschädeln verziert war.

Sieben englische Meilen von der Station am Taibun liegt das am 9. Januar erreichte Tauitu in einer absoluten Höhe von 1900 Fuß. Für diesen Lagerpunkt, der die Stationsnummer 8 erhielt, finden wir die erste vollständige Positionsbestimmung ausgeführt, nämlich 24° 1′ 43″ nördl. Br. und 93° 10′ östl. L. v. Gr. Ueber den Weitermarsch in südlicher Richtung geben wir folgende das Land betreffende Auszüge aus den kurzen officiellen Berichten des Generals Bourchier:

26. Januar 1872. Marschirte am 24. über 5 Miles und lagerte am Ufer eines Stromes in einer Höhe von 3000 Fuß. Poiboy's und Lalburah's Leute griffen uns in großer Anzahl an. Der Boden war abschüssig und felsig, der Wald sehr dicht. Die Truppen schlugen sich brav und der Verlust des Feindes muß sehr groß gewesen sein. Wir folgten ihm aufwärts bis zum Dorfe Kungnun, das 5500 Fuß hoch liegt in 23° 55′ nördl. Br. und 93° 17′ 45″ östl. L. v. Gr.

13. Februar. Marschirte gestern $9\frac{1}{2}$ Miles in südöstlicher Richtung auf Tultscheng, einem Dorf, das halb dem Häuptling Poiboy, halb Lalburah gehört. Der Weg war günstig, obgleich wir 1600 Fuß anstiegen und dann fast eben so viel abwärts. Wir passirten ein Dorf und verschiedene sehr künstlich angelegte Verpallisadirungen.

14. Februar. Marschirten gestern 9 Miles; Weg gut, am Abhange von 5000 Fuß hohen Bergen hinführend, deren höchster Gipfel 5800 Fuß erreicht. Kein Widerstand. Wir marschiren heute weiter und kommen durch zwei Berge, die als Lalburah's Thore bekannt sind. Unser Lager gestern in Tultscheng ist unter 23° 43′ 30″ nördl. Br. und 93° 20′ 45″ östl. L. v. Gr. Heute ist es in 23° 38′ nördl. Br. und 93° 26′ 30″ östl. L.

15. Februar. Marschirten gestern $5\frac{1}{2}$ Miles und lagerten in 23° 34′ 20″ nördl. Br. und 93° 25′ 30″ östl. L. Weg gut, allmälig 1900 Fuß abwärts gehend. Wir rasten heute.

17. Februar. Die Truppen marschirten gestern 12 Miles und sind nun 3 Miles von Lalburah's Hauptdorf entfernt, welches ich morgen zerstören werde. Die Straße war gestern für beladene Kulis ziemlich gut zu passiren, obgleich sie 3100 Fuß anstieg, einen Rücken von 6600 Fuß kreuzte, die höchste Höhe, die wir erreichten, und dann 2000 Fuß abwärts geht. Die Landschaft war herrlich: Wälder von Rhododendron in voller Blüthe, Fichten, Eichen und andere im nördlichen Himalaya vorkommende Bäume.

18. Februar. Marschirte gestern 4 Miles nach Tschampai, Lalburah's Hauptdorf. Es war nicht besetzt und wir zerstörten es ohne Widerstand. Das Dorf bestand aus über 500 Häusern, und Anzeichen sind vorhanden, daß es weit größer gewesen sein muß. Das Grab des Wonoli liegt im Mittelpunkte, an der höchsten Stelle, und ist mit verschiedenen Schädeln geziert; das jüngste Opfer war der Kopf eines Luschai, der vor wenigen Tagen in einer Stammesfehde getödtet worden. Die Position von Tschampai ist 23° 26′ 32″ nördl. Br. und 93° 21′ östl. L. Höhe 5000 Fuß.

Hier unterwarfen sich die Häuptlinge der Haulongs, das Volk von Lalburah, sowie andere Luschaistämme, und stellten Geißeln. Auch die Gefangenen, um derenwillen die Expedition begonnen war, wurden hier freigegeben. Es waren etwa 800, die man gerade den „Puis", einem wilden Dschengelstamme im Südosten, ausliefern wollte, um diese dadurch zur Hülfeleistung gegen die Engländer zu veranlassen. Nachdem die nöthigen Sicherheitsmaßregeln gegen eine Wiederkehr der Raubzüge ergriffen worden waren, trat General Bourchier's Colonne den Rückmarsch an.

Ueber die rechte oder Tschittagong-Colonne, die in nördlicher Richtung vordrang, sind die nachstehenden Berichte vorhanden. Ein Offizier derselben schreibt über die Scenerie längs des Tschittagongflusses Folgendes: „Sie können sich keine Idee davon machen, welch ein herrlicher Strom der Karrafula (Tschittagong) ist. Er ist nicht breit und führt keine große Wassermenge mit sich, aber er hat nicht die schlammigen Ufer, wie die Flüsse des östlichen Bengalen. Die Dörfer an ihm sind weit besser gehalten, als jene in Bengalen, und die wohlbestellten Felder erinnern mich an die Heimath. Der Fluß windet sich sehr vielfältig und die Ufer sind, im Gegensatz zu den todten, ebenen Einfassungen der Ströme Assams, von Hügeln eingesäumt, die mit Bäumen und Schlinggewächsen bewachsen sind, welche über das Wasser herniederhängen. Es giebt hier landschaftliche Perlen, die Alles in den Schatten stellen, was ich bisher gesehen, und namentlich ist es die Abwechselung im Grün der Bäume, die vortrefflich wirkt. Abwechselung wird auch noch durch die von Bambus umgebenen Dörfer in die Landschaft gebracht, und bei Rungamutti und Kassalong (22° 45′ n. Br.), wo ein Depot für die Armee angelegt ist, ziehen sich breite Lichtungen durch den Wald, der sonst meist dicht den Fluß einsäumt. Unangenehm sind nur die starken Nebel, die sich Abends acht Uhr erheben und viel Thau hinterlassen."

Der erste Marsch von Kassalong nach Norden, schreibt ein anderer Berichterstatter, ist vielleicht noch angenehm zu nennen, dann wird er aber, je mehr der Weg schwindet, sehr beschwerlich, da es eine lange Reihenfolge von Bergen auf- und abgeht. Ich glaube nicht, daß auf dem ganzen Marsche bis zur Station Barkal (23° 10′ nördl. Br.) nur hundert Yards ebener Boden sind. Von Barkal bis Demagiri, immer in nördlicher Richtung, wird der Weg dann besser, da



Am Barak-Flusse in Katschar. Nach einer Skizze von R. G. Woodthorpe.

er durch den 2 Zoll bis 3 Fuß tiefen Karrafula führt, der wegen der dichten Wälder als die einzige Marschstraße benutzt werden muß. Dafür hat man aber auch von der Sonne nicht zu leiden, denn so dicht säumen die starken Bäume den Fluß ein, daß man nur wenige Quadratfuß vom Himmel erblickt. Der schönste Baum ist der bis 100 Fuß hohe Gurgeon, aus dessen schwammigem Holze durch Erwärmen Oel gewonnen werden kann. Kein Baum steht in dieser feuchten Atmosphäre, der nicht ein halbes Dutzend der herrlichsten Orchideen trägt, und viele beherbergen bis zu 20 von diesen Schmarotzern. An schönen Schmetterlingen ist die Gegend besonders reich; Schlangen lauern überall und die Blutegel peinigen den Menschen. Der Unterschied zwischen Tag- und Nachttemperatur scheint sehr bedeutend, wegen des oft regenartig fallenden Thaus, doch schwankt der Thermometer selten mehr als zwischen 60 und 75° F. (15½ bis 24° C.).

Ueber den fernern Fortschritt der Colonne des Generals Brownlow in nördlicher Richtung liegen nicht so ausführliche Daten wie über jene General Bourchier's vor. Wir finden, daß am 14. December das Dorf des Häuptlings Banunah, eines Chefs der Sailhus (Sylhoos), an der Rai-Jang-Klang-Kette besetzt wurde, von wo aus Streifzüge nach verschiedenen Richtungen unternommen, Dörfer zerstört, Kornvorräthe verbrannt und Viehherden (von Gagalochsen) weggetrieben wurden. Am 7. Januar wurde das Sailhudorf Savunga besetzt; am 13. Februar befand sich Brownlow, nachdem er zwei Gebirgsketten und den Dullesurifluß passirt, unter 23° 18′ nördl. Br. und 92° 48′ östl. L. Eine weitere, bestimmte Position ist Lall Dschika, 23° 23′ 30″ nördl. Br. und 92° 39′ östl. L. v. Gr. Hier und in Tschunguma unterwarfen sich die Häuptlinge der Haulongs und Sailhus, boten Garantien und so war auch die Expedition auf dieser Seite Ende Februar beendigt.

Eine Zusammenkunft der beiden Colonnen fand nicht statt, da zwischen ihren äußersten angegebenen Endpunkten noch ein ziemlicher Raum sich ausdehnte. Da aber die Stimmung der Luschais sich nach den erhaltenen Züchtigungen wesentlich geändert hat, so wird man die noch offene Lücke des Landes in Frieden durchwandern können.

Ueber das bisher fast nur dem Namen nach bekannte Volk der Luschais, das in seinem unzugänglichen Berglande sich den Blicken der Europäer entzog, haben wir in den verschiedenen Berichten folgende Einzelnheiten vorgefunden.

Capitän Lewin, der durch seine Werke über die Bergvölker Tschittagongs („Globus" XVIII, S. 76) und die „Wilden Racen des südöstlichen Indiens" bekannt wurde, fungirte bei der Colonne General Brownlow's als Unterhändler. Er schreibt: „Die Loschai oder Kukistämme (nicht zu verwechseln mit der mohammedanischen Secte der Kukas!) erstrecken sich in ziemlicher Anzahl nördlich von den Tschittagongbergen bis zu den Grenzen Katschars und bis Birma im Osten. Sie selbst nennen sich Loschai oder Lhusai, ein Name, der merkwürdig an Lhotsa anklingt, womit die Eingeborenen Bhutans sich selbst bezeichnen. Den Bengalesen dagegen sind sie als Kukis bekannt, die Birmanen nennen sie Lankhe. Die zunächst der indischen Grenze wohnenden Stämme sind die Haulongs, die Sailhu und die Rattan-Poya. Die Zahl dieser drei mag sich auf 30,000 belaufen; am stärksten unter ihnen sind die Haulongs. Ihre Sprache gleicht sehr nahe einigen Mundarten, die in Berg-Tipperah und entlang der Manniporgrenze gesprochen werden. Ohne Zweifel gehört sie mit dem Tibetanischen und Birmanischen zu demselben Stamme. Die Luschaimänner erreichen eine durchschnittliche Höhe von 5 Fuß 8 Zoll englisch; die Frauen von 5 Fuß 4 Zoll. Sie haben eine dunkelbraune Farbe, glatte Wangen und magere Gliedmaßen. Ihre einzige Kleidung besteht in einem Streifen von dickem blauem Zeug, welches die Weiber um die Hüften schlagen, und in einem langen Mantel von selbstgesponnener Baumwolle, blau, gelb und roth gestreift, für die Männer. Das Haar wird, in einen Knoten geschlungen, im Genick getragen. Die Weiber haben große Scheiben von Holz oder Elfenbein in den Ohrlappen. Beide Geschlechter sind sehr erpicht auf Bernstein, welcher in großen Perlen als Halsband getragen wird. Ihre Dörfer, die stets auf dem Gipfel eines hohen Berges liegen, und in Kriegszeiten verpallisadirt sind, werden alle fünf Jahre von ihnen verlassen, was mit der Art und Weise ihrer Bodencultur zusammenhängt; sie brennen das Dschengel nämlich ab, der so bereitete Boden ist innerhalb jener Periode erschöpft und wird mit neuem vertauscht. Ihre Häuser sind aus Baumstämmen erbaut und mit Laub eingedeckt; die Flur derselben erhebt sich einige Fuß über dem Boden. Jedes Haus besitzt seinen Gayal oder Büffel, der Nachts an der Thür festgebunden und am Tage zum Weiden ausgetrieben wird. Man hält sie wegen der Milch und verzehrt ihr Fleisch nur an hohen Festtagen. Auch eine weiße Ziege und einige Lieblingsschweine gehören zu jedem Haushalt. Die Luschai sind sehr erpicht darauf, wilde Elephanten zu jagen, die häufig in ihren Wäldern vorkommen. Wenn sie nicht unter einander kämpfen, machen sie Einfälle in das britische Gebiet, um Sklaven wegzuführen oder Menschenköpfe als Trophäen zu erbeuten. Da sie seit Kurzem mit den Feuerwaffen vertraut geworden sind und ihre Ueberfälle heimlich ausführen, so sind sie den friedlichen Pflanzern an ihrer Grenze gefährliche Nachbaren. Dem Angriffe geht stets ein Opfer und ein Trinkgelage voraus. Kein Weib wird in den Plan eingeweiht und der Krieg wird ohne jede vorhergehende Erklärung begonnen. Anstatt, wie bei ähnlichen Völkern, durch Genuß von Bhang (Hanf) den Muth zu erhöhen, glauben die jungen Krieger Kräfte und Energie dadurch zu gewinnen, daß sie die Leber des ersten Mannes verzehren, den sie tödten.

Ein Correspondent der indischen Zeitung „Englishman" schreibt Anfang Januar aus der Gegend von Tipai Mukh von General Bourchier's Colonne: Die Luschais kommen täglich in unser Lager, zum Theil aus Neugierde, hauptsächlich aber um Tauschhandel zu treiben, und solche Gegenstände zu erlangen, für welche sie Liebhaberei haben. Am erpichtesten sind sie auf Salz. Es ist ein kräftiger Menschenschlag mit meist angenehmen, heiteren Gesichtszügen. Sie sind nicht sehr groß, die meisten sind unter 5 Fuß 5 Zoll englisch, doch sie sind sehr muskulös und scheinen große Strapazen erdulden zu können. Ihre Gesichtszüge zeigen ein entschieden mongolisches Gepräge, doch sehen sie nicht so grob und roh aus, wie die übrigen Gebirgsvölker dieser Gegend, welche ethnologisch zu derselben Familie gehören. Ihr gewöhnlicher Anzug scheint ein langer Ueberwurf zu sein, der über die Schultern bis zu den Knien herabhängt. Viele dieser Ueberwürfe glänzen in bunten Farben, so daß sie schottischem Tartan gleichen. Bei den ärmeren Männern besteht er aus grober Baumwolle und sticht gewaltig ab gegen die elegantere Kleidung ihrer reicheren Brüder. Einige tragen auch die „Dhoti" oder Kleider nach Hinduweise.

Das Haar wird gewöhnlich lang getragen und in der Mitte gescheitelt. Die Enden werden zu einem Balle verknotet, der am Hinterhaupte sitzt und mit einer langen Metallnadel versehen ist. Die Mantris oder Minister eines großen Häuptlings haben ihr „Hinterhaar" zu einem Schwanz geflochten, welcher in die Luft emporsteht und mit den Federn des Pfaus oder eines Dschengelvogels geschmückt ist.

Es ist das ein höchst imponirender Zierrath, auf welchen der Besitzer nicht wenig stolz zu sein scheint. Einige tragen die gewöhnlichen „Pagri“, doch selten. Jedermann hat einen Sack an der Seite, welcher an einem Bandelier von Tiger- oder Leopardenfell über den Schultern hängt. Der Sack besteht aus Netzwerk; darüber tragen sie einen Schild aus Ziegen-, Tiger- oder Bärenfell. Die aus Ziegenfell gemachten Schilde sind sehr malerisch, da das lange Haar der Ziegen von ihnen herabhängt. Sie gleichen den Taschen, welche die schottischen Hochländer vor dem Leibe tragen. Der Sack enthält Lebensmittel, Pulver, Kugeln u. s. w., wenn sie auf dem Kriegspfade oder der Jagd sind.

Unter je sechs Mann scheint Einer eine Flinte zu besitzen, die von sehr alterthümlicher Construction ist. Es sind darunter alte englische, weitgebohrte Towerflinten mit der Jahreszahl 1745, die ihren Weg hierher gefunden haben. Als Kugeln benutzen sie rundgehämmerte Eisen- oder Messingstückchen. Zuweilen laden sie auch Nägel, Steine oder Drahtstücken in ihre Flinten. Das Pulver wird im Lande selbst bereitet. Es ist grobkörnig und weich, doch helfen sie diesem Fehler durch sehr starke Ladungen ab. Einige geladene Flinten, die wir auffanden, waren bis 4 oder 5 Zoll von der Mündung vollgestopft. Die Schafte der Flinten sind außerordentlich altmodisch und in einigen Fällen von den Luschais selbst nach alten Mustern fabricirt. Die nicht mit Flinten bewaffneten Männer führen eisenspitzige Speere. Sie Alle aber besitzen „Daos“, in deren Gebrauch sie sehr geschickt sind.

Die jüngeren Männer zieren ihren Hals und ihre Ohren mit Perlen, Thierzähnen und Papageischnäbeln, die auf Hanfstricken aufgezogen sind. Sie scheinen gern zu rauchen. Jeder führt eine Bambuspfeife, die er nach europäischer Weise stopft. Gleich allen Wilden sind sie sehr neugierig, und das Ticken einer Uhr bereitete ihnen große Freude. Sie bewunderten unsere Säbel und Pistolen, hielten aber von unseren Büchsen keine große Stücke; ihre Flinten, sagten sie, seien besser und um keinen Preis wollten sie diese umtauschen.

Die Häuser, in welchen sie leben, sind aus gespaltenem Bambus und dicken Matten erbaut. Sie stehen auf Pfeilern hoch über dem Boden, so daß man auf Leitern hineingelangt. Auf der Flur liegt der Feuerherd. Rund um die Häuser dehnen sich allerlei kleinere Schuppen aus, in denen Hausgeräth, irdene Gefäße, Körbe, Krüge aufbewahrt werden. Manche Häuser in Kholel waren mit Eber- und Hirschköpfen als Jagdtrophäen des Inhabers geschmückt. Die Luschais züchten Ziegen, Schweine, Hühner und Tauben; Schweine namentlich fanden wir in jedem Dorfe in großer Anzahl. Von Weibern und Kinder sahen wir keine, sie waren wohl geflüchtet worden.

Ein Berichterstatter des indischen Blattes „Pioneer“ schreibt noch Folgendes: Jedes Dorf bestand aus 80 bis 100 großen Häusern, die auf Bambusplatformen standen und sich Stufe über Stufe an den Hügelabhängen erhoben. Die Häuser waren scrupulös reinlich und voller allerlei Hausrath: Spinnräder, verschiedene Körbe, Sessel und Tische aus Bambus; einige waren mit rohem Schnitzwerk und selbst Malereien an den Wänden geziert. Die Nahrungsmittel der Luschais werden unter der Flur aufbewahrt; Schweine, Tauben, Hühner, Ziegen liefern ihnen Speise. Auch den Hund findet man. Bei ihren nächtlichen Angriffen waren die Luschais von ihren Hunden begleitet, welche dem Trupp voraneilten und ein Geheul begannen, wenn sie auf unsere Schildwachen trafen, so daß die Luschais stets über unsere Stellungen unterrichtet waren. Die Männer, welche in unser Lager kamen, überraschten Jedermann durch ihre Sauberkeit und Intelligenz; es waren kräftige Leute, die an Allem, was sie sahen, Interesse nahmen und sich besonders um unsere Waffen bekümmerten. Ihre Bambustabackspfeifen sind mit einem Saftsacke versehen; die dort angesammelte Flüssigkeit mischen sie mit Wasser, das sie ihren Weibern zu trinken geben!

Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Von **Dr. Georg Schweinfurth.**

I.

1. Die Bongo.

Am südwestlichen Rande des Bachr-el-Ghasal-Tieflandes und auf der untersten Terrasse, mit welcher das Hügelgesenke der südlichen Gebiete von der graduell gehobenen Sandsteinplatte Centralafrikas einen Uebergang zu den unergründlichen Alluvialflächen anzustreben scheint, welche in ihrem untersten Laufe die sich an der Bildung des Gazellenstromes betheiligenden Gewässer durchströmen, — dehnt sich zwischen 6 und 8° nördl. Br. das Land der Bongo aus, an Flächenraum dem Königreiche Belgien gleichkommend; was Einwohnerzahl anbelangt eine menschenleere Wildniß mit kaum 180 Bewohnern auf die deutsche Quadratmeile.

Im Süden von den Niam Niam, im Norden von den Dinka begrenzt, bot das Land der Bongo den von Chartum ausgehenden Handelsunternehmungen der dortigen Elfenbeinhändler gerade das erwünschte Terrain zur Gründung von Niederlassungen, um mit möglichster Annäherung an den Endpunkt der Wasserstraße zugleich eine weit ins Innere vorgeschobene Lage zu verbinden und Züge nach dem elfenbeinreichen Süden mit größerer Bequemlichkeit unternehmen zu können. Die Dinka, bisher unbezwungene und unversöhnliche Feinde der Fremden, wegen ihrer alljährlichen Raubzüge nach Vieh und Korn, boten zu derartigen Niederlassungen keine Möglichkeit, während auf der andern Seite die gefügigeren Bongo als ausschließliche Ackerbauer alle Bedingungen zum Unterhalte derselben leicht gewährten. Als vor 15 Jahren die ersten Chartumer das Bongogebiet betraten, fanden sie das ganze Land in eine Unzahl von einander unabhängiger Gemeinden und kleiner Districte getheilt, deren Aelteste keinen andern Einfluß auf die Bevölkerung auszuüben wußten, als denjenigen, welchen überlegener Besitzstand gewährt. An Stelle mächtiger einheitlich geleiteter Stämme, wie bei den Dinka, standen ihnen hier nur die einzelnen Districte, in welche sie eingebrochen, feindlich gegenüber. Leicht wurde es daher den nubischen Söldnerbanden, sich zu

Herren des Landes aufzuwerfen, und in wenigen Jahren war das ganze Bongoland unter die wenigen Elfenbeinhändler von Chartum vertheilt, während die Eingeborenen, von den Stellvertretern der ersteren zu Leibeigenen gemacht, theils für die Herbeischaffung der erforderlichen Lebensmittel Sorge tragen, theils als Träger auf den Zügen ins Innere oder zum Flusse harte Frohndienste leisten mußten. Das gleiche Schicksal theilten mit den Bongo die kleineren Nachbarvölker derselben, die Djur, Golo, Mittu u. s. w.

Der landschaftliche Charakter des Bongolandes ist leicht geschildert. Ein nur durch sanfte Hügelwellen oder vereinzelte Graniterhebungen schwach differenzirtes Terrain von rothem Thoneisenstein bietet das Land nichts Anderes den Blicken dar, als einen unermeßlichen Park, wo im stets wiederkehrenden Wechsel weiter Grasflächen mit dichten Bosquets oder um vereinzelte große Bäume angehäufter Gesträuchdickichte alle Ideale dargeboten erscheinen, welche der englischen Gartenkunst vorzuschweben pflegen. Der weder an Jahreszeiten noch an die Eigenart der Individuen gebundene Laubwechsel ertheilt hier dem Buschwalde das ganze Jahr hindurch ein immergrünendes Aussehen; die Grassteppen, unmittelbar nach der Blüthe vergilbend und dann regelmäßig sofort niedergebrannt, sieht man durch den an der Basis der Halme bereits vorhandenen grünen Nachwuchs in unaufhaltsamer Folge verjüngt. Die Größe aller Blattformen und die endlose Mannichfaltigkeit des Laubes sind unter den äußeren Merkmalen des Vegetationscharakters dasjenige, was am meisten die staunenden Augen des fremden Beschauers fesselt.

Fünf ansehnliche Flüsse durchströmen als Tributäre des Gazellenflusses das Land von Süden nach Norden, und außer diesen verbreiten eine große Zahl kleinerer stets fließender Bäche und Gräben, welche wenigstens streckenweise das ganze Jahr hindurch Wasserlachen enthalten, dann noch viele sumpfige Niederungen als Reste periodischer Wasserläufe während der Regenzeit ausreichende Feuchtigkeit zur Belebung der Pflanzenwelt. Mangel an Trinkwasser ist an keinem Platze und zu keiner Jahreszeit vorhanden, obgleich in den Monaten November bis Ende März Regen nur ausnahmsweise und ganz vereinzelt zu fallen pflegen.

Nach einer auf die Hüttenzahl der benachbarten Orte und die von den verschiedenen Districten gestellte Trägermenge basirten Schätzung habe ich die Einwohnerzahl auf nicht mehr als 100,000 berechnen können, bei einem Areal von über 560 deutschen Quadratmeilen. Die Bevölkerung hatte indeß in Folge der fremden Einwanderung während der letzten zehn Jahre erstaunlich abgenommen, theils durch den Sklavenhandel, welcher, als die Territorien noch nicht endgültig unter die Chartumer Handelsherren vertheilt und ihre Bewohner zu deren Leibeigenen erklärt worden waren, das Land aller jungen Mädchen beraubt hatte, theils, wie es noch fortdauernd jetzt geschieht, durch den Sklavendienst in den vielen Niederlassungen der Nubier selbst, theils schließlich als unmittelbare Folge der häufigen Verwendung des besten Theils der männlichen Bevölkerung als Träger auf monatelange Dauer, wodurch dem Ackerbau und dem Familienleben leicht begreifliche Verluste zugefügt werden. Die Zeit kann nicht fern sein, wo dieser vorzüglich begabte, bildungsfähige Stamm völlig ausgestorben sein wird, und die beabsichtigte Besitzergreifung aller dieser Länder durch die Aegypter wird das Ihrige dazu beitragen, ein solches Resultat möglichst rasch auch auf die übrigen Völker auszudehnen. Der Nubier, theils aus Gutmüthigkeit, theils um seine Handelsinteressen nicht zu schädigen, läßt den Eingeborenen immer noch einen Theil ihres materiellen Glücks; weniger die Zukunft in Rechnung ziehend ist der Türke; er nimmt Alles, und nicht umsonst wiederholt ein in den verschiedensten Ländern, die er verwüstete, verbreitetes Sprüchwort die alte Wahrheit, „daß auf seinen Tritten kein Gras wachse". Dann wird auch das Bongovölklein für immer vergessen sein, wird sich seine Existenz gleich einem verdunstenden Tropfen im Meere des centralafrikanischen Völkergewoges verloren haben in der Langeweile von Jahrhunderten. Aber wie der Tropfen im Regen wiederkehrt, der die Flüsse speist und so dem Meere der Verlust stets von Neuem ersetzt wird, so möchte auch dieses Dasein nicht spurlos vorüber gezogen sein an dem Prozesse der unablässig vor unseren Augen sich vollziehenden Wanderungen und Wandelungen jener Völkergebilde; daher wenden wir uns voll Interesse zu diesem Stückchen echt afrikanischen Lebens, wie wir es noch gesehen und frisch mitgelebt, und wir werden genug des Belehrenden, zum Verständniß des räthselhaften Welttheils Mancherlei daran wahrnehmen, das uns weitreichende Perspectiven in sein dunkeles Innere zu eröffnen vermöchte.

Wenn man von Norden her dem Laufe des Bachr el Abiad und des Bachr el Ghasal folgend in die Negerländer vordringt und zunächst nur Schilluk, Nuer und Dinka kennen gelernt hat, so wird man, bei den Bongo angelangt, leicht wahrnehmen können, daß sich mit diesem Volke eine neue Racenreihe nach Süden zu eröffnet. Wie die Gewächse Kinder des Bodens, dem sie entsprossen, so erscheint hier gleichsam auch der Mensch als Ausdruck der durch das rothe eisenhaltige Gestein geschaffenen Terrainverschiedenheit. Die Bewohner der schwarzerdigen Tiefebene, die durch schwärzeste Hautfarbe ausgezeichneten Schilluk, Nuer und Dinka, stehen denen der rothen Felserde gegenüber, welche trotz aller sprachlichen Verschiedenheit, trotz abweichender Sitten und Lebensbedingungen sich als ein zusammenhängendes Ganze offenbaren. Die wichtigsten Völker dieser Kategorie sind die sämmtlich der Rindviehzucht völlig entbehrenden Bongo, Mittu, Niam Niam und Kredj. Alle sind sie durch den vorherrschend röthlichen Ton ihrer Haut ausgezeichnet, welche häufig und namentlich bei den Frauen völlig ins Kupferrothe übergeht. Zwar läßt sich auch bei den dunkelsten Individuen der genannten Völker des Tieflandes der rothbraune Grundton der Hautfarbe nirgends leugnen, indeß ist der Unterschied von demjenigen, wie er bei den Bongo zu Tage tritt, so bedeutend, daß man ihn nur mit dem Wechsel des Grüns vergleichen kann, welchen beispielsweise ein Camellienblatt mit oder ohne Abstreifung der Epidermis zu erkennen geben würde. Wer einen Bongo in Oel malen will, und davon war ich selbst Zeuge, muß, um den richtigen Farbenton heraus zu bekommen, zuerst erstaunliche Quantitäten jenes bekannten Roths verschwenden, welches in neuerer Zeit mit Vorliebe zur Ausschmückung antik sein sollender Vorhallen in Anwendung gebracht wird. Während nun der Maler das Bongoporträt aus dem erwähnten Leberrothbraun heraus zu arbeiten bemüht ist, hat er bei einem Nubier, einem Dongolaner oder Berberiner, einem echten Araber und dergleichen, auch bei gleicher Tiefe der Hautfarbe, den Grundton in einem gelblichen Bronze zu suchen, malt sie aus dem Gelb heraus, und hierin ist der ganze specifische Unterschied, welcher sich in der Hautfarbe documentirt erklärt, ein Unterschied, welcher, wie ich mich wiederholt davon zu überzeugen Gelegenheit gefunden, so durchgreifend ist, daß man ihn noch deutlich an der Färbung der zahlreichen Mischlinge zwischen Nubiern und Bongo, von denen die Niederlassungen der ersteren wimmeln, nachzuweisen vermag.

Wenden wir uns jedoch zurück zu den rothbraunen Kindern der rothen Erde und ihren Raceneigenthümlichkeiten.

Sie bestehen nun noch besonders in einem minder beschränkten Haarwuchse, mittlerer Körpergröße, auffallender Länge des Oberkörpers, in gedrungeneren Gliedmaßen und schärfer ausgeprägter Muskulatur, schließlich in durchweg breitem Schädelbau, der oft genug bereits die untersten Inderzahlen der Brachycephalie erreicht, im Gegensatze zu den Völkern des Tieflandes, welche mit oft erstaunlicher Körpergröße eine Langschüssigkeit der Gliedmaßen verbinden, welche beispiellos erscheint, und mit welcher die auffallende Schmalköpfigkeit wie der kurze Haarwuchs gut zu harmoniren scheinen, und diese schwarzen, dürren, nackten Völker nennen die Bongo Niam Niam u. s. w. Weiber, weil sie sich die Scham verdecken, bezeichneten die nichts weniger als sorgfältig gekleideten Nubier als alte Weiber, hießen mich, den Europäer, das Weib der Nubier.

Die Bongo, von den Dinka Dor*) genannt, sind zu ihrem Unterhalt fast ausschließlich auf Ackerbau angewiesen, welchem sie mit großem Eifer obliegen, Männer und Frauen ohne Unterschied. Zu gewissen Jahreszeiten, besonders nach Beendigung der Regenzeit, bietet auch die Jagd mit Fallen und die Treibjagd im Großen mit Netzen reiche Beute, auch der Fischfang in den Flüssen ist in den Wintermonaten nicht ohne Belang. Die Elephantenjagd gehört hier seit nachweisbar zwölf Jahren ins Reich der Mythe, von welcher nur die Aeltesten der Männer (Alte, Greise fehlen überhaupt) zu erzählen wissen und wovon riesige Lanzen, jetzt nur noch als Luxuswaffen oder bei der Büffeljagd Verwendung findend, die einzigen sicheren Zeugen repräsentiren.

Hauptgegenstand des Ackerbaues bei den Bongo ist, wie im mohammedanischen Sudan, die Cultur des Sorghum und der Penniciliaria. Reis, Weizen und Gerste sind in allen Negerländern dieses Theils von Afrika völlig unbekannt. Wilder Reis (Oryza punctata) findet sich während der Regenzeit in Menge an allen Regenteichen; die Eingeborenen verstehen sich indeß durchaus nicht auf das Einsammeln desselben, wozu Ausdauer und Geschick erforderlich ist. Nur die Baggara-Araber und die Bewohner von Dar-Fur bedienen sich dieses vorzüglich wohlschmeckenden und von der Natur so freigebig dargebotenen Nahrungsmittels. Von Kornfrüchten cultiviren die Bongo außerdem noch Mais in beschränktem Maße, stellenweise in großem Maßstabe die Eleusine coracana, das im Niam Niam vorwaltende Getreide, welches ein bitterschmeckendes, schlechtes Mehl, gemalzt aber ein vorzüglich geklärtes, wohl Bier zu nennendes Getränk liefert, zu welchem letztern Zwecke es die Abyssinier unter dem Namen Tocusso ausschließlich anzubauen pflegen.

In großer Ausdehnung wird überall die Cultur des Sesams betrieben, ebenso die der Hyptis, deren sehr wohlschmeckende ölreiche Samenkörner allgemein als Zuthat zu den Speisen in Gebrauch sind. Von anderen Feldfrüchten ist besonders die Erdnuß (Arachis) zu erwähnen, und eine andere unterirdische Hülsenfrucht, die Voandzeia. Von geringerm Belang erscheint der Anbau von Bohnen, Kürbis und eigenartigen Gurken. Yams findet sich selten und scheint nur den Dinka entlehnt; Bataten sind im gesammten Bongogebiete eben so unbekannt wie Cassaven, Colacasien, Bananen und andere Producte der Niam-Niam-Länder. Taback dagegen ist dem Bongo ein unentbehrliches Reizmittel. Die in Afrika offenbar einheimische Art (Nicotiana rustica) hat auch in ihrer Sprache den eigenen Namen Maschirr; bei Nicotiana Tabacum deutet indeß der Name „Tabba" auf den amerikanischen Ursprung, wie in allen Negersprachen.

Die Hausthiere der Bongo sind Ziegen, Hunde und Hühner; Schafe fehlen wie Rinder. Die Ziegen gehören einer eigenen von denen der Dinka verschiedenen Race an. So wenig wählerisch, wie sich die Bongo in der Auswahl des Eßbaren zeigen*), so standhaft verschmähen sie unter allen Umständen den Genuß von Hundefleisch, in welchem ihre südlichen und südöstlichen Nachbaren excelliren. Der Ekel vor demselben ist derselbe, welchen sie dem Genuß von Menschenfleisch gegenüber an den Tag legen. Die Hühnerzucht hat während der Anwesenheit der mohammedanischen Eindringlinge im Bongolande bedeutend abgenommen; dagegen versichern Augenzeugen aus der Zeit der ersten Invasion, daß die Menge der in allen Bongodörfern angetroffenen Hühner Ihresgleichen gesucht habe in der ganzen Welt.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine wegen der meist geringen Dicke der Ackerkrume und des auf weite Strecken vorherrschenden nackten Felsbodens (der indeß mit Gras und Buschwerk bewachsen) nur local begünstigte. Sorgfältigere Bodenbearbeitung würde die sich schnell fühlbar machende und zu beständigem Wechsel der Wohnsitze nöthigende Erschöpfung des Ackerlandes nur noch mehr beschleunigen, bei dem Mangel jeder Art künstlicher Düngung. Nur die zu Haufen aufgethürmten Massen gejäteten und ausgerauften Unkrautes und die eine rohrartige Stärke erreichenden Stoppeln des Sorghums bieten dem Boden einen kleinen Ersatz für die ihm durch die Cultur entzogenen Kräfte.

Ein eigentlicher religiöser Cultus fehlt den Bongo, wie allen Negervölkern des Gebietes, und für die Gottheit verräth ihre Sprache keinen selbständigen Begriff, sondern dieselbe Bezeichnung „Loma" dient für Glück und Unglück, für Schicksal und das höchste Wesen, das sie in den Gebeten der Nubier als Allah anrufen hören. Wird Jemand krank, so heißt es, Loma hat ihn krank gemacht, kehrt aber Einer ohne Beute zurück von der Jagd, oder verliert er im Spiel, so sagt man wörtlich, er hat kein Loma gehabt, und dergleichen. Wunderbar dagegen ist ihre Furcht vor bösen Geistern, deren Sitz allgemein in das nächtliche Dunkel des Waldes verlegt wird, wo sie dann vor der Eule, den Fledermäusen, Galago-Affen und anderen nächtlichen Thieren eine gespensterartige Furcht zu äußern pflegen. Zur Abwehr derselben sind ihnen wenig Mittel bekannt, und selten gewahrt man Versuche, Geister zu beschwören und auszutreiben, eine Kunst, von welcher im Dinkavolke viele Leute großen Vortheil zu ziehen verstehen. Gute Geister sind den Bongo unbekannt, und nach einer allgemein in den Negerländern vorherrschenden Idee kann von Geistern überhaupt nichts Gutes kommen. Durch den Besitz gewisser Wurzeln kann nach ihrer Vorstellung auch der Mensch mit Geistern in Verkehr treten, Zauberkräfte ausüben und den Uebrigen Schaden zufügen. Hierauf gründete sich ein Haupttheil des Einflusses, den die Aeltesten der einzelnen Distriete außer ihrem Reichthum auf die Masse des Volkes auszuüben wußten. Ferner stehen in solchem Verdachte noch jetzt bei dem Bongo ausnahmslos alle alten Leute beiderlei Geschlechts, und nirgends in der Welt ist und war der Hexenglaube verbreiteter als bei ihnen, sind wirkliche Hexenprozesse mehr

*) Da die Chartumer, von Norden her eindringend, zunächst mit den Dinka in Beziehungen treten und von diesen Führer und Dolmetscher erlangen mußten, war es nicht zu vermeiden, daß sie viele Völkernamen der Dinkasprache entlehnten. Jedes Volk in diesem Theile von Centralafrika hat für seine Nachbaren andere Bezeichnungen als die Namen, welche letztere sich selbst ertheilen. Auf diese Weise bürgerten sich die Dinkanamen Djur für Luoh, Dor für Bongo, Niam Niam für Sandeh theilweise bei den Nubiern ein.

*) Eßbar ist von animalischen Stoffen, gleichviel in welchem Zustande, fast Alles mit Ausnahme von Hunde- und Menschenfleisch; Gegenstand der Jagd Alles, was da fleucht und kreucht auf Erden, von den Ratten des Feldes bis zur Schlange, vom Aasgeier bis zur Hyäne, vom fetten Erdskorpion bis zu den geflügelten Termiten und Raupen.

an der Tagesordnung als im Lande der friedlichen Bongo. Factum ist, daß bejahrte Leute unter den Bongo zu den größten Seltenheiten gehören, so daß man bei den benachbarten Djur durch die Anwesenheit weißhaariger Eingeborener förmlich überrascht wird, da diese den Glauben der Bongo keineswegs theilen. Die Nubier, von Hause aus jeder Art Aberglauben leicht zugänglich, bestärken die Bongo erst recht in dem ihrigen. So rühmte sich der Ghattas'sche Verwalter Idris selbst in meiner Gegenwart, daß er einmal an einem Tage sechs Hexen habe abschlachten lassen. In dieser Hexenfurcht aber gipfelt und erschöpft sich auch der gesammte Aberglaube der Bongo; haben wir Europäer nun ein Recht aus unserer geschichtlichen Entwickelung abzuleiten, um ihnen solches gar zu sehr verargen zu können? Wir gewahren vielmehr, daß diese Bongo unendlich freier von hundert anderen abergläubischen Vorstellungen sind als beispielsweise die Mohammedaner des Sudan, wo solche tagtäglich in den geringfügigsten häuslichen Angelegenheiten sich offenkundig verrathen. Roh und ungeschliffen wächst in der freien Natur die Keimanlage des Menschengeistes zu ihrem beschränkten, nie überschrittenen Maße aus, aber in sorglosem Vertrauen auf die Gunst der Vorsehung. Näher als man glaubt, stellt sich der Mensch auf der untersten Stufe geistiger Entwickelung zu dem Fürsten der Denker, und ein Kreislauf in der Geschichte des Geistes eröffnet sich unseren Blicken, welchen als Individuum der Greis durchmacht, der zum Kinde wird. Hier ist aber der fruchtbare Boden, um wie Bernardin de St. Pierre sich den Phantasien eines zutraulichen Naturcultus hinzugeben, — ein glückliches Land, wenn keine Moslim da wären mit ihrer morallosen Religion, sorgsamer bestrebt, die derselben würdigen Seuchen unter die geknechteten Völker auszubreiten, als die Lehre Mohammed's, denn diese würde ihre Untergebenen in Brüder und Gleichberechtigte umwandeln.

„Das große einsame Land“ in Nordamerika.

I.

K. Diesen Titel führt ein Buch des englischen Hauptmanns W. F. Butler (The great lone land, a narrative of travel and adventure in the North-west of America, London 1872), welcher im April 1870 nach Canada reiste, um an der Expedition gegen die aufständischen Ansiedler französischer Abstammung am untern Red River Theil zu nehmen.

In der Vorrede rechtfertigt Butler den gewählten Titel, der kein Sensationsname sei für diesen Nordwesten der britischen Besitzungen in Amerika. Derselbe verdiene in der That jene Prädicate. „Es giebt keinen andern Theil der Erdkugel, in welchem Reisen überhaupt möglich ist, wo so durchaus Einsamkeit herrscht. Man kann 500 Meilen *) geradeaus wandern, ohne ein menschliches Wesen oder ein größeres Thier, als einen Wolf zu sehen. Und wenn Unermeßlichkeit der Ebenen und Größe der Seen, Berge und Ströme einem Lande den Beinamen „groß“ verleihen können, so besitzt keine andere Gegend größere Ansprüche auf denselben.“

Die erste Hälfte des Werkes, aus der wir heute einige Schilderungen mittheilen wollen, enthält die Abenteuer und Reisen Butler's während der Expedition. Der politische Hintergrund, seine Flucht vor den Aufständischen und die Begegnung mit ihrem Präsidenten Louis Riel, einem kleinen Gernegroß, der komische Ausgang des Aufstandes, welcher mit jäher Flucht der Rädelsführer nach den Vereinigten Staaten endet, daneben die flotte und lebendige Schreibweise, Alles das macht die Lectüre spannend und interessant, so daß man es den besseren Reisebeschreibungen zuzählen darf, welche auch in England jetzt selten zu werden anfangen. Butler erhielt den Auftrag, die Lage der Dinge in Minnesota und womöglich am Red River auszukundschaften; er fuhr also auf der Bahn und Stage coach durch die Vereinigten Staaten bis an den Red River und diesen auf einem Dampfschiffe hinab bis nahe an Fort Garry, dem Sitze des Aufstandes. Die Führer desselben, welche um seine Ankunft wußten, ließen ihn anfangs verfolgen, als er aber nach einem befreundeten Fort entkam, zogen sie mildere Seiten auf, gewährten ihm freies Geleit und eine Unterredung, gestatteten auch die Fortsetzung seiner Reise. In Begleitung von fünf Indianern fuhr nun Butler den Red River hinab, über den Winnipegsee, den Winnipeg, den Lake of the Woods (Wäldersee) und den Rainy River hinauf bis Fort Francis, wo er der Expedition, welche von Fort William am Obern See kam, begegnete und ihr nun als Führer dienen konnte. Lassen wir ihn nun selbst über diese Stromfahrten berichten.

Nahe beim See Itaska, aus welchem der Mississippi entspringt, befindet sich eine kleine Wasseransammlung, bekannt als Elbogensee. Hier in einer Höhe von 1689 Fuß über dem Meere, 9 Fuß höher als die Quelle des Mississippi, nimmt der Red River seinen Ursprung. Es ist merkwürdig, daß die anfängliche Richtung beider Ströme ihrem spätern Laufe diametral entgegengesetzt ist: der Mississippi läuft zuerst gegen Norden und der Red River südwärts. Erst weiter unten, unweit der Breckenridge-Prairien, entschließt er sich, einen Ausweg zum Ocean gegen Norden zu suchen. Nachdem sich der Red River mit den Gewässern des Bas-des-Sioux vereinigt, die aus Lac Travers herkommen (wo auch der Minnesota, ein Nebenfluß des Mississippi, entspringt), eilt er zur ebenen Prairie, und alsbald beginnen auch seine mächtigen Windungen. Dieser Lac Travers entsendet in der nassen Jahreszeit seine Wasser nach Norden und Süden; der einzige See des Continents, der zu gleicher Zeit dem Golfe von Mexico und mittelst der Hudsonsbai dem Polarmeere tributär ist. Früher führte dieses ganze Flußsystem den Namen des großen Dakotastammes: Sioux River. Red River hieß nur das Stück vom Red Lake bis zur Gabelung des Assiniboin. Jetzt heißt der ganze Strom so auf seinem 900 Meilen langen Laufe vom Elbogensee bis zum Winnipegsee. Das Volk leitet den Namen von einer blutigen Indianerschlacht her, die an seinen Ufern stattfand und seine Wogen hochroth färbte. Sicherlich kann er nicht nach der Farbe des Wassers so heißen, die vielmehr schmutzigweiß ist.

In unzähligen Windungen und plötzlichen Drehungen fließt der Red River gegen Norden und bildet die Grenze zwischen dem Staate Minnesota rechts und dem großen

*) Alle Angaben sind in englischem Maß.

Territorium Dakota. Seine Zuflüsse von Osten, welche auf den Leaf Hills in Minnesota entspringen, fließen durch dichten Wald, die westlichen entspringen auf dem Coteau des Missouri und durchströmen die gewaltigen Sandwüsten der Dakota-Prairie, wo Bäume fast unbekannt sind. Die Windungen des Stromes und seiner Zuflüsse sind durch eine dunkele Waldlinie bezeichnet, die man viele Meilen weit über das Grasmeer hin erblickt. Nichts anderes unterbricht die einförmige Fläche. Wegen der Windungen ist die Stromentwickelung mehr als doppelt so lang, als die Luftlinie zwischen Quelle und Mündung; sie sind oft so scharf, daß der Dampfer, der eine Meile weit gefahren ist, sich kaum 100 Yards von dem ursprünglichen Flecke befindet.

Bei seiner Mündung in den **Winnipegsee** bildet er ein Delta, zahlreiche Canäle, umgeben von Sumpf und einem Meere von Rohr und Binsen, eine Mischung von Land und Wasser, über welcher eine unaussprechliche Einsamkeit liegt. Der Wind seufzt darüber hin, das hohe Rohr mit traurigem Rauschen niederbeugend, und der wilde Vogel fliegt mit Klagegeschrei hin und her über den Binsen, die seinen Sommeraufenthalt bilden. Wir tauchten aus dem Ried des Red River hervor und fuhren hinaus in die Gewässer eines gewaltigen Sees, der sich in ungemessene Ferne ausdehnte und über dessen Spiegel die glühende Junisonne sonderbare Luftspiegelungen erzeugte. Das war der Lake **Winnipeg**, ein großer See selbst für einen Continent, wo die Seen Binnenmeere sind. Aber so groß er auch jetzt ist, so ist er doch nur ein Zehntel von dem, was er in früheren Zeiten gewesen sein muß. Die Caps und Vorsprünge des einstigen Binnenmeeres liegen jetzt weit ab von den Ufern des Winnipeg. Hunderte von Meilen davon entfernt schauen diese großen Landmarken immer noch auf einen Ocean herab, aber es ist ein Ocean von Gras. Auf dem Grunde dieses einstigen Sees lagen das ganze Thal des Red River, der heutige Winnipeg- und der Manitobasee und die Prairien des untern Assiniboin, hunderttausend Quadratmeilen Wasser! Schon längst ist das Wasser abgelaufen, weil die zur Hudsonsbai führenden Felscanäle tiefer und niedriger wurden, und das vormalige Seebett ist heute die reichste Prairie der Welt.

Aber trotzdem sind die Zuflüsse des Winnipeg immer noch würdig des mächtigen Seebeckens, in das sie einst strömten. Der **Saskatchewan** ist länger als die Donau, der **Winnipeg** hat zweimal so viel Wasserfülle als der Rhein. Viermalhunderttausend Quadratmeilen Landes senden ihre Gewässer zum Winnipegsee, der ebenso launenvoll ist, wie der Ocean, aber glücklicherweise für uns heute in seiner besten Stimmung war. Keine Welle, kein Gekräusel auf seiner Oberfläche; kein Hauch unterstützte die unermüdlichen Ruder meiner Indianer. Das kleine, vom Gewichte der Menschen und der Vorräthe niedergedrückte Canoe hatte kaum drei Zoll Bord, und doch hielt der Steuermann hinaus in die gläserne Wüste, weit hinter sich lassend die marschige Landspitze, welche die Mündung des Red River bezeichnete.

Eine lange, niedrige Spitze des Südufers war am Horizonte schwach sichtbar. Nach Mittag erreichten wir sie, legten an und kochten unsere Mahlzeit, dann ging es weiter. Fern ab erhob sich hoch über das Wasser die senkrechte Spitze des Caps Big Stone. Die Sonne sank, aber noch immer bewegte kein Hauch die Oberfläche des Sees, kein Segel zeigte sich auf der weiten Fläche; Alles war so einsam, als ob unsere gebrechliche Barke das einzige Lebendige auf den Gewässern der Welt wäre. Roth tauchte die Sonne in den See und mahnte uns, daß es Zeit sei, den Strand und ein Nachtlager zu suchen. Eine tiefe, sandige Bai, von Wald und Fels im Hintergrunde umschlossen, nahm uns auf. Der Strand lieferte in Massen Treibholz, die Spuren so manchen Nordsturmes. Hinter uns pfadloser Wald; vor uns die goldene Glorie des Westhimmels. Als die Schatten der Nacht sich auf uns senkten und der rothe Glanz unseres Feuers Wald und Fels färbte, wurde die Scenerie von seltener Schönheit.

Bei Tagesanbruch schoben wir das Canoe wieder ins Wasser und setzten unsere Fahrt nach der Mündung des Winnipeg River fort. Der See, gestern ganz Sonnenschein, sah heute schwarz und umwölkt aus. Gewitterwolken hingen rings am Horizonte und der See schien bestrebt, uns, ehe wir von ihm schieden, auch ein Pröbchen böser Laune zu zeigen. Da es noch früh am Morgen war, machten wir eine Portage, d. h. wir trugen Canoe und Proviant über eine Landenge, wodurch wir vieles Rudern um ein vorspringendes Cap ersparten. Die Tragekraft der Indianer ist außerordentlich. Ein Junge trabt mit einer Last davon, unter welcher ein starker Europäer, der dies nicht gewohnt ist, taumeln würde. Solche Lasten werden in der Weise getragen, daß die ganze Körperkraft bei der Arbeit zur Verwendung kommt. Um die Stirn wird ein breiter Lederriemen gelegt, dessen Enden über die Schultern hinabfallen und die Last halten, welche also längs des Rückgrates vom Kreuz bis zum Scheitel liegt. Voll beladen steht der Träger vornüber gebängt. Mit der einen Hand hält er die Last, und munter trabt er über die Abhänge und steinbestreuten Trageplätze hin, da sein nackter oder mit Mocassins bedeckter Fuß es ihm erlaubt, hurtig über die schlüpfrigen Felsen hinzulaufen, wo Schuhe unfehlbar Träger und Last kopfüber kopfunter in die Tiefe senden würden.

Aus allen Erdtheilen.

Otto Kersten am Jordan und am Todten Meer.

Dr. **Kersten** ist Kanzler des deutschen Reichsconsulates in Jerusalem. Die Muße, welche sein amtlicher Beruf ihm dann und wann gestattet, verwendet er auf Forschungsreisen im „gelobten" Lande. Während der Ostertage 1872 unternahm er einen Ausflug nach dem Todten Meere und schlug dabei einen Weg ein, welchen die Touristen nicht zu nehmen pflegen. Wir entlehnen das Nachstehende aus seinen Schilderungen.

Jericho ist weder eine Stadt noch ein Dorf, sondern ein weiter freier Platz, auf welchem sich außer einem „Hotel" ein sogenanntes Fort befindet — ein mit drei Soldaten bemannter Thurm — und ein schon vielmals abgebrannter, halbverlassener Lehmhüttencomplex nebst einigen Zeltlagern der Jericho-Beduinen, die zusammen etwa 120 erwachsene Männer beherbergen. Das Land ist fruchtbar und von zwei Quellen gut bewässert, aber zur Zeit noch wenig angebaut, liegt etwa 800 Fuß unter dem Spiegel des Mittelmeeres, 500 Fuß über dem des Todten, hier **Bahr el Lut** (d. h. Lot's See) geheißen. Nach diesem und nach dem Jordan hin (zwei Stunden weit) dacht es sich allmälig ab, nach Westen hin aber wird es von dem eine halbe Stunde entfernten Abfalle des Gebirges Juda begrenzt.

Von den Höhen des so nahe liegenden Kalkgebirges ist die merkwürdigste der sogenannte Kuruntel oder Quarantaniaberg, auf welchem der Herr von dem Bösen in Versuchung geführt worden sein soll. Wir bestiegen ihn am Nachmittag nach unserer Ankunft auf einem beschwerlichen und oft beinahe gefährlichen Pfade, der für Schwindlige ganz unmöglich ist. Schon vielfach vorher hatte ich von Höhlenwohnungen gehört, auch solche gesehen, wie z. B. bei einem griechischen Felsenkloster Mar Saba im Kidronthale, drei Stunden S.-O. von Jerusalem; daß aber solche Höhlen noch jetzt bewohnt werden könnten, hatte ich und Niemand von meinen Bekannten geglaubt. Auf dem Kuruntel aber fand ich, was ich nicht erwartet hatte — Troglodyten oder Höhlenbewohner von menschlicher Gestalt, leibhaftig und lebendig! Diese biederen Frommen, sieben an Zahl, darunter ein Priester, sind Abyssinier mit den sanftesten braunen Pflanzenessergesichtern, die man sich denken kann. Sie essen täglich nur einmal — gekochte Blätter eines Strauches der Ebene und trinken spärlich Wasser, das sie sich aus dem Abgrunde, der schauerlich unter ihrer Wohnung gähnt, mühsam heraufheben. Ihr ganzes Geschirr besteht aus Krug, Topf und Schüssel von Thon, meist halb zerbrochen, ihr Vorrath aus etwas Salz, den erwähnten Blättern und etwas Brennholz; in einem mit dürrem Schilfe abgegrenzten Loche schlafen sie. Geld hat keinen Reiz für diese Einsiedler und nur mit Mühe sind sie zu bewegen, für ihre Mutterkirche in Jerusalem einige Münzen anzunehmen. Ob sie das ganze Jahr hier wohnen, oder nur während der Fastenwochen, habe ich nicht erfahren, bin aber geneigt, letzteres anzunehmen.

Ihre Höhle, die etwa in $^2/_3$ der Höhe des Quarantaniaberges liegt, schaut nach dem weiten Jordanthale hin, das zu Beginn unserer Zeitrechnung gewiß ein gesegnetes Gefilde darstellte. Hier aber, wie vielleicht nirgend besser, konnte allerdings der Versucher lockend an Jesum herangetreten sein, und in diese Tiefe hinab sich unversehrt zu senken, mußte sicherlich als Zeichen göttlicher Macht von den wundersüchtigen Juden aufgenommen werden — zerschellte doch vor Kurzem erst ein Araber, der einen falschen Tritt that, in 15 Stücke, wie man sagt, von denen nur wenige bis nach unten hinabgelangten, wohin ein rollender Stein minutenlang krachend und polternd stürzt. Dieser Ort ist in der That glücklich von der Sage gewählt, wenn er nicht gar der wahre Schauplatz jener Versuchungsgeschichte selbst ist. — —

Der Jordan ist ein fischreicher Fluß von 30 bis 40 Schritt Breite. Zwischen steilabfallenden Lehmufern dahinfließend, ist er in dieser Jahreszeit zu tief, als daß man ihn durchwaten, zu reißend, als daß man ihn gut durchschwimmen könnte. Im November beginnt er an verschiedenen Stellen furtbar zu werden, z. B. an dem gewöhnlichen Pilgerbadeplatz, zwei Stunden südlich von hier. Hat man indessen Thiere und Gepäck, so ist es immer rathsam, sich der Fähre zu bedienen. Sie besteht aus einem starken breiten Boote, welches an einem an beiden Ufern befestigten Seile hin und zurück gezogen wird. Der Besitzer dieser an der Straße nach Salt gelegenen Fähre muß einen ziemlich hohen Preis an die Regierung zahlen; in Anbetracht dessen war die für unsere Gesellschaft sammt den Eseln zu entrichtende Gebühr — etwa ein Thaler unseres Geldes — durchaus nicht hoch zu nennen.

Unter den Pflanzen fiel mir auf der andern Seite besonders wilder Hafer auf, dann, gegen das Ende unserer Wanderung, ein milchsaftführender Baum mit breiten runden Blättern, eine Asclepiadee, deren Frucht der bekannte Sodomsapfel sein soll, endlich aber der mir schon von Jericho her bekannte dornige Dûm-Baum mit seinen gelblichen wohlschmeckenden Aepfelchen von Haselnußgröße. — Wir sahen einzelne Feuer durch die Büsche glänzen und kurz darauf befanden wir uns, von Söhnen der Wildniß umringt, vor einer Anzahl schwarzer, nach der Wetterseite offener Zelte. Es waren prächtige Gestalten und Gesichter, mit denen wir es zu thun hatten, unvergleichlich edler als die Jericho-Beduinen, denen noch ein gut Stück Fellahthum anklebt. Sie gehören zum großen Stamme der Adwan und bewohnen ein Sommerlager am Wadi Kefrein, weshalb sie sich auch Keforni-Beduinen nennen. Ihr oberster Scheich (über alle Adwan) ist der auf dem Consulate wohlbekannte Schech Kublan, welcher Herrn Professor Kiepert auf seiner Tour im Ostjordanlande begleitete. Der Keforni-Schech, mit welchem wir es zunächst zu thun hatten, nannte sich Salim el Mislim. Dieser alte Schech saß wie ein Wüstenkönig da, auf einem erhöhten Sitze thronend; jedes seiner würdevoll gesprochenen Worte war ein Befehl. Ihm zur Seite unterm Zeltdache kauerten die anderen Angesehenen, der Rest ihnen gegenüber im Freien, und aus dem dunklen Hintergrunde beobachteten einige neugierige Weiber über die Kriegsleute hinweg die seltenen Fremden. Wir erhielten ohne Weiteres die Erlaubniß zu gehen, wohin wir wollten. Als dies abgemacht war, sprachen wir von den benachbarten Beduinenstämmen, von den Eigenthümlichkeiten des Landes und zuletzt auch von dem großen Kriege zwischen Deutschland und Frankreich. Das Meiste war ihnen schon bekannt, aber die Namen „Kaiser“ und „Bismarck“ hatten sie noch nicht ganz fest im Gedächtniß. Ich versprach ihnen, beim nächsten Besuch deren Bilder mitzubringen. Sehr befriedigt vom Abschlusse dieses Tages legten wir uns endlich auf unserm sauber mit Teppichen bedeckten Graslogis zur Ruhe, sorglos inmitten der Fremden, vor denen unsere Begleiter noch heute Mittag eine so mächtige unbestimmte Angst gehegt hatten. — —

Obwohl wir uns dem Todten Meere schon ziemlich nahe befanden, merkten wir noch nichts von der Oede, die an dessen Ufern herrschen soll. Bis dicht an die Salzfluth reichte die Vegetation. An höheren Thieren (besonders Vögeln) fehlte es durchaus, nur Schmetterlinge schwärmten in Menge um die blühenden Kräuter, während gelbe Heuschrecken (eine Art Wanderheuschrecke) an vielen Stellen vom Boden aufflogen. Wir nahmen auch keine Veränderung wahr, als wir eben gegen Mittag den Asphaltsee selbst erreichten. Nur so weit die Wellen gingen war, wie überall am Meere, das Leben verscheucht. Ob in dem Wasser selbst durchaus nichts Lebendes vorkommt, konnten wir so schnell nicht ausmachen, doch erscheint dies fast gewiß, da diese Flüssigkeit eine nahezu gesättigte Lauge von Kochsalz, Chlormagnesium und Chlorcalcium ist, fast $^1/_4$ schwerer als reines Wasser. Beim Umrühren mit der Hand oder einem Stocke bilden sich Schlieren in dieser Salzlösung ähnlich wie in einer Mischung von Syrup mit Wasser, eine Folge ungleicher Strahlenbrechung, vermuthlich weil das obere Wasser vom Regen der letzten Nacht noch etwas leichter als die untere Schicht war.

In einer kleinen Bucht des sogenannten Meeres fand ich etwas wie Froschlaich; ich nahm eine Perle davon in Verwahrung und gab sie, ebenso wie etwas Wasser und Schlamm aus dem Seebecken, einem gerade in Jerusalem weilenden Mikroskopiker (Dr. Pitschner aus Genf), der sich sehr für derlei Dinge interessirte. Am Strande lag viel Treibholz, ohne Zweifel vom Jordanuferwalde stammend. Merkwürdig war es, den bedeutenden Gewichtsverlust zu beobachten, den der in dieses Wasser eingetauchte menschliche Körper erleidet. Man schwimmt hier wie Holz; im Tiefen sich aufrecht stehend zu erhalten ist sehr schwer, Tauchen ohne besondere Vorrichtung unmöglich. Desto besser kann man in dem Wasser sitzen; nur Unterleib und Rücken sinken ein, der ganze Kopf, die Arme und zur Hälfte die Beine ragen lustig in die Luft hinein. Leider bekommt einem ein solch sonderbares Bad nicht gut, besonders wenn man blond ist und demgemäß eine empfindsame Haut besitzt. Sobald der Körper zu trocknen beginnt, fangen die zerfließlichen Chloride auf das Empfindlichste zu brennen an, unerträglich besonders an den dünnen Hautstellen, an Lippen, Nase, Augen und Ohren, und wie Feuer, wo man sich etwa aufgeritten hat: es ist dann am besten, sich sobald als möglich im süßen Jordan wieder abzuwaschen. An mir ging dieser Kelch vorüber, da ich, während die Anderen mit Gruppen im Wasser stellten, auf dem Trocknen mit einigen Winkelmessungen beschäftigt war. Auch die Luft ist in dieser tiefen Bodensenkung sehr schwer; der Barometer stand $3^1/_2$ Zoll tiefer als in Jerusalem und etwa $1^2/_3$ Zoll tiefer als am Spiegel des Mittelländischen Meeres. Wir selbst aber fühlten uns sehr leicht und wohlgemuth, wennschon wir

sehen mußten, daß unser Plan, den Bach Calirrhoe mit seinen wilden Dattelhainen zu besuchen, nicht mehr ausführbar sein würde, falls wir noch an demselben Tage Jericho erreichen wollten.

Der von uns erreichte Punkt liegt an der Nordostecke des Todten Meeres. Nordwärts reitend durchschritten wir nach Kurzem den wasserführenden Wadi Ruweimeh, diesmal unweit seiner Mündung. Dann ging es in etwas westlich gewendeter Richtung durch die stellenweise noch etwas feuchte Ebene weiter bis jenseits des gleichfalls noch nicht ausgetrockneten Wadi Hesbon, welchen wir kreuzten, um die Pilgerfurth am Jordan zu erreichen. Der herrliche Uferwald, durch den wir etwa 15 Minuten zu wandern hatten, entzückte uns wiederum über die Maßen und mich noch mehr als die Anderen, da er schöne Prachtkäfer beherbergte und mir Gelegenheit bot, meine Pflanzensammlung beträchtlich zu vermehren.

Zur Hydrographie der Oceane.

Noch immer sind manche Theile des Weltmeeres mehr oder weniger unerforscht und der Hydrographie bleibt noch manche Aufgabe zu lösen. Noch immer ist man nicht genau darüber im Klaren, welche Routen die besten seien, um den Aequator zu kreuzen, und ein Gleiches ist der Fall in Betreff der Umsegelung des Cap Horn, der westindischen Oceane rc. In unseren Tagen gewinnt die Südsee eine mit jedem Jahre wachsende Bedeutung und gerade in ihr bleibt noch unendlich viel zu thun. Im Nordpacific haben die Engländer schon viel geleistet, aber es giebt dort noch Tausende von Riffen, Felsen und Eilanden, die auf den Seekarten noch gar nicht verzeichnet sind; außerdem treten neue Korallenformationen auf. Die Geologen nehmen an, daß das gewaltige Becken des Großen Oceans in der Erhebung begriffen sei. Der submarine Boden erleidet unablässig Veränderungen durch vulcanische Kräfte. Es ist nun in Vorschlag gebracht worden, eine internationale hydrographische Erforschung der Südsee vorzunehmen, an welcher die wichtigsten seefahrenden Völker sich betheiligen sollen. Im Nordpacific haben seit etwa zwanzig Jahren die Nordamerikaner Klarheit über manche Verhältnisse verbreitet; so Commodore Perry während seiner Expedition nach Japan über den warmen schwarzen Strom, diesen Kuro Siwo, und Rodgers über die koreanischen Gewässer. Zunächst soll ermittelt werden, wie es sich mit der Zuverlässigkeit der bisherigen Berichte mancher Seefahrer über die Behringsstraße verhält; diesen zufolge ist sie im Winter mit Eis belegt und starrt gleichsam von Eisbergen, so daß sie, bei ohnehin geringer Tiefe, verschlossen sei und den warmen Strom des Kuro Siwo nach Norden hin nicht durchlasse. Dieser werde deshalb in jener Jahreszeit völlig nach der Nordwestküste Amerikas abgelenkt. — Der nordamerikanische Congreß hat zunächst 50,000 Dollars für eine hydrographische Expedition bewilligt; sie steht unter Commodore Skerret, einem erprobten und wissenschaftlich gebildeten Seemanne. Seine Hauptaufgabe ist, genaue Längenbestimmungen festzustellen.

Aus der Canadian Dominion.

Die britischen Colonien am St. Lorenzstrom und dessen Golf liefern bekanntlich viel Bauholz und Fische in den Handel. Die Dominion hat ein besonderes Ministerium für Seewesen und Fischerei. Der Geldwerth der gefangenen Seefische hat 1871, dem von ihm dem Parlamente vorgelegten Berichte zufolge, den Geldwerth von 7,573,200 Dollars betragen, ohne den inländischen Bedarf, welchen er auf 600,000 Dollars veranschlagt. In den Provinzen der Dominion: Ontario, Quebec, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland, sind 15,000,000 Dollars Capital in der Fischerei angelegt, welche etwa 87,000 Menschen beschäftigt, und für das Marine- und Fischereiwesen verausgabte die Dominion 575,916 Dollars in dem genannten Jahre. — Am 1. Januar 1872 zählte man in jenen vier Provinzen 3943 Postämter und 3039 Miles Poststraßen, auf welchen zu postalischen Zwecken 11,992,898 Miles zurückgelegt wurden. Die Beförderung von Briefen und Postkarten stellte sich auf 27,050,000 Stück, jene der Zeitungsblätter auf 22,250,000, der Packete auf 64,160. Das Postamt hatte Einnahme 1,079,767, Ausgabe 1,271,006 Dollars, Fehlbetrag also 191,239 Dollars. Der letztere erklärt sich daraus, daß noch Francoprivilegien bestehen; die Post hat 1,218,400 Briefe postfrei versenden müssen. Das Porto ist gleichmäßig in der ganzen Dominion und man kann einen Brief von Halifax in Neu-Schottland nach Victoria in Britisch-Columbia, welches letztere bekanntlich jüngst der Dominion beigetreten ist, für 3 Cents schicken. — Quebec und Montreal haben regelmäßigen Dampferverkehr mit England; die Durchschnittsreise von Liverpool dauerte 11 Tage 17 Stunden, nach dort 10 Tage 15 Stunden, in den Sommermonaten letztere nur 9 Tage und $20\frac{1}{2}$ Stunden. Der Wohlstand in der Dominion wächst in sehr gediegener Weise und die Steuern sind, im Vergleich zu jenen in der Nachbarrepublik, äußerst gering.

* * *

— Die Peninsular and Oriental Company vermehrt gegenwärtig ihre schon so mächtige und zahlreiche Flotte noch um acht neue Dampfer; vier derselben werden im Spätsommer ihre Fahrten beginnen. Jeder hat 2723 Tonnen Gehalt und 450 Pferdekraft. Sie führen asiatische Namen: Kathay, Hydaspes, Malwa, Bokhara. Die Kathay ist Ende Juni nach dem Suezcanal abgegangen und zunächst nach Bombay bestimmt, beladen mit Manchesterwaaren, die weiter nach China bestimmt sind. Die anderen vier Dampfer: Venetia, Lombardy, Gwalior und Nizam haben je 2513 Tonnen und 450 Pferdekraft. Sobald sie in See gegangen sind, besteht die Flotte der Compagnie aus 50 Dampfern, alle Schraubendampfer bis auf drei.

— Die Polizeibehörde in Calcutta hat einen Bericht für das Jahr 1871 veröffentlicht. Sie nimmt die Zahl der Bevölkerung auf annähernd 450,000 an. Davon sind Europäer 8920, Eurasier, d. h. Mischlinge von Europäern und Indern, 14,480, Armenier 920, Griechen 880, Parsis 120, Mohammedaner 137,120, Hindus 308,220, Chinesen 200, andere Asiaten 1800, Afrikaner 40. Unter dieser großen Menschenmenge, die aus so verschiedenen Bestandtheilen besteht, kamen nur drei Mordthaten vor. Die europäische Polizeimannschaft hat sich sehr schlecht aufgeführt, von 52 Mann wurden 18 aus dem Dienst entfernt, 36 mit Strafen belegt, 15 degradirt oder abgesetzt, 11 verließen den Dienst. Von den 3071 eingeborenen Constablern hingegen wurden nur 88 entlassen und 159 traten aus; übrigens wurden 324 bestraft und 58 degradirt. In der Stadt befinden sich 275 Branntwein- und Palmweinschänken, in den Vorstädten zählte man deren 277.

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ist die Anzahl der Hunde auf etwa 21,000,000 veranschlagt worden; die Futterkosten sind, doch wohl etwas hoch, auf jährlich 8 Dollars auf jeden angenommen, was eine Summe von 168,000,000 Dollars repräsentiren würde.

— Eine Zählung hat ergeben, daß in Großbritannien 1,118,293 Hunde gehalten werden. Die Besitzer derselben zahlten 279,573 Pf. St. Hundesteuer, also an anderthalb Millionen Thaler

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Skizzen aus Ostindien.

1. Am Hofe des Maha Rana zu Udäpur.

Hoffeste in Udäpur. — Die Krokodile. — Die künstlichen Seen und ihr Nutzen. — Jagdgehege in den Gebirgsschluchten. — Die großen Jagdfeste. — Brauchbarkeit des Jagdelephanten. — Tiger und Eber. — Die Frühlingsfeste und der Fasching. — Ein Derbar. — Die Abstammung der Radschputen.

Unter den verschiedenen Fürsten des Radschputenvolkes hat jener von Udäpur unbestritten den höchsten Rang. Er ist Vasall der Briten, zu welchen er in einem sogenannten Schutzverhältnisse steht, und hat an seinem Hofe einen englischen Residenten. Der gegenwärtige König heißt Sambu Singh („Globus" XXI, S. 196). Er empfängt gern Europäer, führt einen prächtigen Hofhalt und sein Palast gilt für einen der glänzendsten in ganz Indien. Derselbe ist von Terrassengärten umgeben, und in einem solchen steht auch der Kutsch Mahal, Palast des Vergnügens, welchen der verstorbene Rana Sirdar Singh gebaut hat, um in demselben seine europäischen Freunde zu empfangen. In einem See liegt die Insel Jug Navas, auf welcher manchmal Hoffeste veranstaltet werden; sie ist mit Gärten und Palästen gleichsam bedeckt. Als der früher schon mehrfach von uns erwähnte französische Reisende Rousselet mit seinem deutschen Gefährten Schaumburg dorthin eingeladen war, sprangen alle Fontänen, beim Frühstück wurde rheinischer Schaumwein aufgetragen, und eine Schaar von Bayaderen, welchen ein besonderer Kiosk eingeräumt war, sangen und tanzten. Man glaubte sich in ein Capua versetzt.

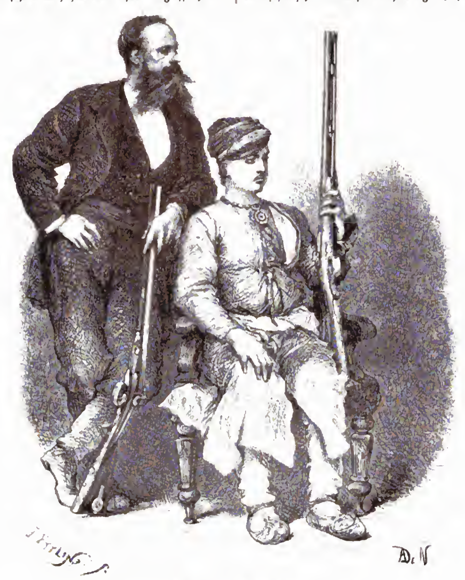
Nach einigen Stunden kam der Rana in einer glänzenden Barke herangefahren; zwei andere Radschputenfürsten waren seine Begleiter, und bald fuhr die ganze Gesellschaft durch enge Canäle nach einer sumpfigen Gegend, in welcher eine Jagd gehalten werden sollte. Weit und breit war der Boden mit hohem Röhricht, Schilf und Binsen bestanden, und je näher die Boote kamen, um so mehr Wasservögel stiegen auf; man sah ganze Wolken von Gänsen, Enten und Flamingos. Binnen kaum zwei Stunden schoß man drittehalb hundert Paar Vögel und unter denselben befanden sich sehr viele Bekassinen.

Der Europäer stört bei solchen Jagden die große Menge der Krokodile; sie erreichen eine kolossale Größe und sind sehr wild. Der Aberglaube verbietet den Hindus, diese abscheulichen Bestien zu tödten, aber der Rana ist nicht im Vorurtheil befangen und hat den Europäern gern erlaubt, so viele zu tödten, wie ihnen beliebt. Dann begann die Verfolgung mit solchem Eifer und Erfolg, daß nun schon längst kein Krokodil sich in die Nähe der Stadt wagt und daß sie alle nach den Sumpfgegenden sich zurückgezogen haben; aber auch dort bleiben sie nicht ungestört. Inzwischen sind sie ungemein scheu und vorsichtig geworden; sobald eine Barke auf dem See erscheint, tauchen alle unter und nur ein kleines Stück von der Schnauze bleibt über dem Wasser sichtbar. Aber trotzdem wissen die Jäger ihnen beizukommen.

Reizend ist der See Udä Sager, der ganz von Wald umsäumt und auf drei Seiten von den Arawalibergen eingefaßt ist. Man hat ihn vermittelst einer Abdämmung des Flusses Bunas gebildet und hohe, feste Dämme aufgeführt.

Diese künstlichen Seen, deren man im Radschputenlande eine sehr große Menge findet, sind für dasselbe ein wahrer Segen, und ihnen verdankt es seine Fruchtbarkeit. Das Wasser wird im höher gelegenen Lande aufgestauet und in der trockenen Jahreszeit über das tiefer liegende vertheilt; auch leitet man es in die Cisternen der umliegenden Dörfer. Mit Entfernung der Dämme würde die Gegend weit und breit wieder eine Wildniß werden, weil in der Regenzeit die Bergströme auf großen Strecken Alles verwüsteten. Das hat man in Indien schon im hohen Alterthume begriffen, und deshalb findet man Abdämmungen, die mehrere tausend Jahre alt sind.

Manche Thäler, zu welchen der Eingang durch einen befestigten Paß führt, betrachtet der Rana als Jagdgehege, in welchen die wilden Schweine geschont und durch strenge Gesetze geschützt werden. In solchen Revieren darf Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs einen Schuß thun, und deshalb finden die Schweine im Dickicht und Waldgestrüpp ein wahres Paradies. In der Nähe der Dobarrischlucht, im Dorfe Nahrmagra, hat der Rana ein



Der britische Resident beim Maha Rana von Udäpur.

schmuckes Jagdschloß, in dessen Nähe wohl an 10,000 Menschen zusammengezogen worden waren. Bei den königlichen Jagden wird großer Prunk und Pomp entfaltet. Für uns Europäer, so schreibt Rousselet, waren neben dem Schlosse Zelte aufgeschlagen, auf der andern Seite des Engpasses standen jene für des Königs Gefolge, und dort waren auch die Umzäunungen für die Elephanten und die Lagerplätze für die Reiterei und zwei Regimenter Fußvolk, welche die Treiber stellen mußten. Alles war wohl geordnet und ging nach der Regel, denn die radschputische Etikette wurde hier so streng beobachtet, wie am Hofe selbst. Das Jagdfest sollte zwei Wochen dauern, und auch diesmal war der Rana so freundlich gewesen, die Zelte der Bayaderen in der Nähe der für die Sahibs (europäischen Herren) bestimmten aufschlagen zu lassen. Gegen Abend kam der König, lud die Europäer zu sich ins Schloß und ließ sie in demselben umherführen.

In der dritten Woche des Januarmonats begannen die großen Jagden, welche in jedem Jahre abgehalten werden. Der Rana bestieg seinen Jagdelephanten und ritt aus dem Palasthof hervor, umgeben von einer Anzahl Barden, welche mit Rosen geschmückte Palmzweige trugen und mancherlei Lieder sangen. Der Oberjägermeister saß auf einem reich angeschirrten Kameele; hinter ihm wurden die Hundemeuten

geführt. Dann folgten die eingeladenen Europäer und Edelleute, jeder auf einem Elephanten, und den Zug schlossen radschputische Reiter. Die Treiber sind inzwischen an der Arbeit gewesen; ein ganzer Trupp Eber bricht aus dem Dickicht hervor, und die Schützen erlegen, von ihren Elephanten herab, eine Anzahl Keiler. Nach beendigter Jagd stellen sich die Bayaderen vor der Palastpforte auf und empfangen die Heimkehrenden mit Gesang und Tanz. Die Waidmannslust dauert Tag für Tag einen halben Monat hindurch.

Der Scharfsinn des Jagdelephanten giebt jenem des besten Hundes nichts nach. Er verfolgt die angeschossenen Thiere. Die Schweine werden vor die in langer Reihe aufgestellten Elephanten hingetrieben; der angeschossene Keiler verläßt seinen Trupp und rennt ins Dickicht. Jedes angeschossene Thier gehört dem Jäger, welcher es zuerst getroffen hat, und es ist seine Aufgabe, dasselbe zu verfolgen. Dabei hat der Elephant die Obliegenheit eines Spürhundes; er tritt geräuschlos auf und erspäht sicherlich die Beute. Sobald der Jäger dem im Dickicht liegenden Keiler noch einen Schuß gegeben hat, trompetet der Elephant.

Während der Jagd auf der Ebene zieht sich viel Wild ins Gebirge, wo es in den vielen Schluchten eine Zuflucht sucht. Auch dorthin wird es verfolgt, und solch eine Jagd wird als Hahukh bezeichnet. In den Schluchten sind an geeigneten Stellen Hudis gebaut worden, d. h. kleine Häuser mit Schießscharten; gewöhnlich stehen deren zwei einander gegenüber, so daß der ganze zwischenliegende Raum bestrichen werden kann. Diese Hudis haben eine sehr bequeme Einrichtung; man findet in ihnen Sessel und Divane, Bier, Champagner, Eislimonade und allerlei Speisen. Hinter jedem Jäger stehen zwei Schikaris, welche die Gewehre laden, so daß durch die Zinnen hindurch ein wahres Gemetzel unter dem in den Engpaß hineingetriebenen Wilde angerichtet werden kann. —

Der Maha Rana kennt die Fauna seines Gebietes sehr genau. Rousselet äußerte ihm gegenüber seine Verwunderung, daß man während dieser großartigen Jagden nie einen Tiger gesehen habe, und erhielt darüber sofort eine Auskunft. Tiger kommen in solchen Gegenden, wo die Wildschweine sich in großer Menge aufhalten, überhaupt nicht vor. Sie werden von den Ebern nicht geduldet, und wenn ja einer sich blicken läßt, greifen sie ihn in wilder Wuth an und machen ihm, falls er nicht schnell entflieht, sicherlich den Garaus.

Udäpur hat seinen Carneval, und in keiner andern Stadt Radschputanas werden diese Holi-Feste mit solchem Glanze gefeiert. Das Holi bezeichnet den Frühlingsanfang und findet statt zu Ehren der Göttin Hotica oder Wassanti, welche im indischen Pantheon Symbol des Frühlings ist. Die Festlichkeiten dauern vierzig Tage hindurch, und während dieser langen Zeit führt Jedermann, gleichviel welchen Alters oder Ranges, ein lustiges, lockeres Leben. Es ist ein Treiben, wie bei den Saturnalien. Puppen von äußerst obscöner Art, die einem Europäer höchst unanständig erscheinen, werden an den Thoren und an allen Straßenecken aufgestellt und von Weibern und Kindern mit Blumen und Kränzen geschmückt. Lärmende Lustbarkeiten finden übrigens nur während der letzten sechs Tage statt.

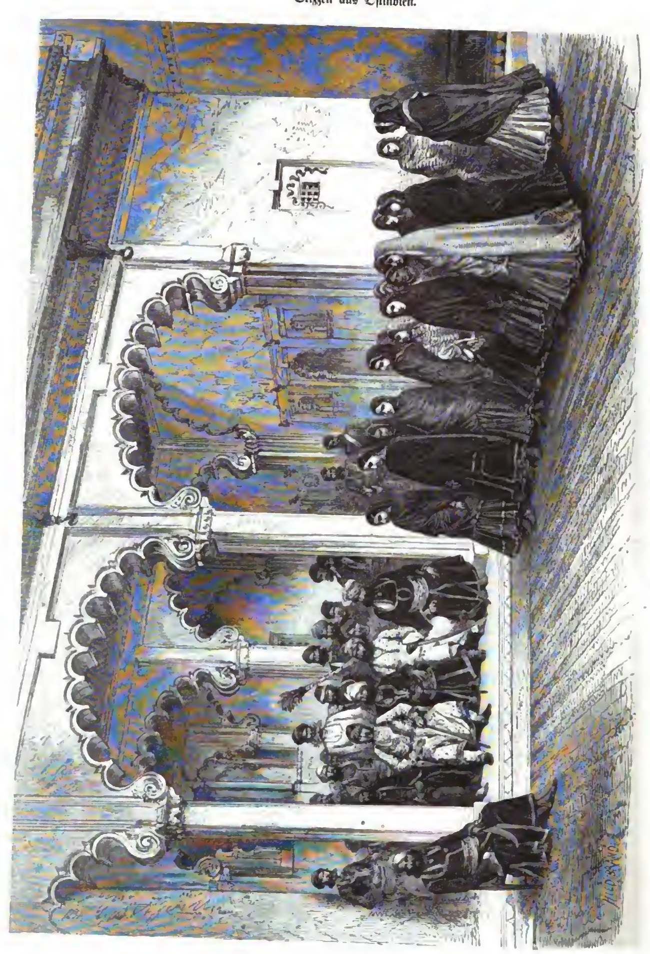
Die großen, oben erwähnten Jagden bilden den Anfang der Festlichkeiten, und sie haben eine religiöse Bedeutung. Den Tag des Anbeginns bestimmen die Hofastrologen; die Jagd selber bezeichnet man als Ahairea oder Mahurat ka Schikar, d. h. Kriegserklärung gegen den Eber, denn dieser ist ja ein Feind der Guri, dieser indischen Ceres, also des Ackerbaues. Wenn der König von den Jagden heimkehrt, begiebt er sich in den Tempel des Surya, dieses indischen Phöbus, für dessen Repräsentanten auf Erden er gilt. Die Radschputen haben ja die Sonne zum Urahn und hegen große Verehrung für denselben, namentlich in Udäpur. Hier ist die Suradschpol das Hauptthor der Stadt, als Surya Mahal wird der Palast des Königs bezeichnet; der Rana selbst ist für die Eingeborenen eine Sonne, und bei feierlichen Gelegenheiten zeigt er sich dem Volke auf dem Balcon der Sonne, dem Surya Gokra. Auch das Pferd, welches Emblem der Sonne ist, wird hoch geehrt, und ihm ist der erste Tag der Woche als Adit oder Aitwara geweiht.

In der Mitte des Monats Phalgun geht es vorzugsweise lustig und munter zu. Schaaren von Männern und Frauen ziehen umher, das Haupt mit Blumen geschmückt und trunken von Bang; sie tragen Beutel, welche mit einem rothen Pulver gefüllt sind; mit diesem bewerfen sie Jeden, der in ihre Nähe kommt. Dagegen werden sie ihrerseits aus den Fenstern der Häuser mit einer gelben oder rothen Flüssigkeit beworfen und Niemand, auch der Europäer nicht, wird verschont. Dazu kommen Scherze und Späße, welche selbst der hoch gestellte Würdenträger sich willig gefallen läßt. Die Edelleute veranstalten Ringelrennen, bei denen auch sie einander mit Täfelchen bewerfen, die sich in rothen Staub auflösen, sobald sie das Ziel erreichen. Auch die Elephanten werden roth bepulvert, und nach ein paar Tagen ist die ganze Stadt über und über roth bestäubt.

Während des Holi erfreuen sich die Bayaderen einer uneingeschränkten Freiheit; sie führen Carnevaltänze auf und geben Kayyas, Gesänge, zum Besten, die man nicht gerade als züchtig bezeichnen kann. Auch die wilden Bhils haben ihren Fasching im Dorfe Ahar, weil, ihren Ueberlieferungen zufolge, dort die Hauptstadt ihrer Vorfahren gestanden haben soll. Rousselet fand dort eine große Menge lärmender Menschen beisammen; Männer, Frauen und Kinder hatten sich mit Blumen geschmückt und sich stark mit Mhowahbranntwein berauscht. Die Orgie bot einen widerwärtigen Anblick dar. Ganze Gruppen nackter Menschen, toll und voll betrunken, wälzten sich im Bach umher und ergaben sich schamloser Ausschweifung. In den Straßen war Zank und oftmals blutiger Streit; manchmal sauste ein Pfeil durch die Luft. Ein Hindu wagt sich während dieses Bacchanals nicht unter die Bhils, weil diese gern die Gelegenheit wahrnehmen, ihre Rache zu kühlen. Denn diese armen Wilden, welche von den unbarmherzigen Eroberern in die Gebirge zurückgedrängt worden sind, werden ja auch heute noch wie unreine Wesen behandelt.

Am letzten Tage des Monats Punam reitet der König mit einem stattlichen Gefolge aus und begiebt sich auf einen Hügel, der überdacht ist. Dort hört er Gesänge an, welche sich auf das Fest beziehen. Solchen Leuten, welchen er Aufmerksamkeit und Gunst bezeigen will, schickt er einige Kokosnüsse und ein Chanda nareal, d. h. ein Stück Holz, das einer Harlekinspritsche ähnlich sieht, aber mit hübschen Malereien verziert ist. Die Bedeutung des Chanda ist, daß in einer Jahreszeit, welche der Schutzgöttin des Frühlings geheiligt ist, Niemand sich scharfer Waffen bedienen solle. Damit ist der Carneval vorüber; den Beschluß machen Scheiterhaufen in den Straßen, in welchen man Götterpuppen verbrennt; das Volk tanzt die ganze Nacht hindurch um solche Feuer herum. Am andern Morgen, dem ersten Tage des Monats Tscheyt, nimmt jeder Hindu ein Bad, betet, legt frische Kleidung an und ist nun wieder ein ruhiger, sittsamer Mensch.

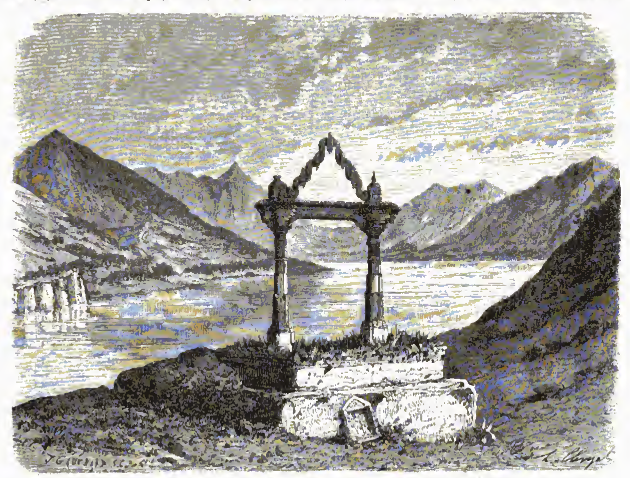
Nach Ablauf einiger Wochen hält der Rana einige Derbars, Raths- und Hofversammlungen ab, bei welchen die größte Pracht entfaltet wird. Die Abbildung einer solchen



Tänzerinnen im Palast des Maha Rana.

Action haben wir früher gegeben (XXI. S. 197). Unsere heutige Illustration stellt einen kleinen Derbar dar, bei welchem die Bayaderen erscheinen. Der Rana trägt ein mit Diamanten und Juwelen gesticktes Staatskleid; neben und hinter ihm sitzen mehrere der sechszehn Omras, d. h. großen Vasallen der Krone, und einige Thakurs, Feudalherren. Sie Alle tragen Gewänder von Brokat, Kaschmirschals, Juwelen als Erbstücke und kostbare Waffen. Jeden Stamm erkennt man an seinem Turban; der eine ist vom feinsten Musselin und mit einer Diamantenschnur umwunden; ein anderer gleicht einem altgriechischen Helme. Unter den Gestalten ragt Maharadsch Singhdschi hervor, ein hochgewachsener Mann mit weißem Bart. Er ist Oberjägermeister und steht beim Rana in großer Gunst. Gegenüber den Hoffesten in Europa, wo Alles wegen der steifen, im höchsten Grade unmalerischen Uniformen so eintönig und frostig sich ausnimmt, gewährt ein indischer Hof einen wahrhaft pittoresken Anblick.

Die Radschputen sind stolz auf ihren edeln Ursprung, den sie bis in ein hohes Alterthum hinauf nachweisen können. Wenn man die Dynastien, welche über die verschiedenen Königreiche Radschestans geherrscht haben und noch heute herrschen, mit den Stammbäumen der europäischen Monarchen vergleicht, dann stellt sich sofort heraus, daß jene einen großen Vorsprung haben. Sie waren schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung Gebieter über ein ausgedehntes Reich, und gegenwärtig sind sie noch Herren über große, reiche Landschaften; sie thronen in Städten, die mit herrlichen Denkmälern geschmückt sind und die zum Theil aus einer Zeit herrühren, da über manchen Ländern Europas noch das Dunkel der Barbarei lag. Der gewaltige Großmogul Dschehangir hat die Geschichte des edeln Radschputenstammes der Sesudias geschrieben, welchem der Rana von Udäpur angehört. Er, der Großmogul, welcher über 22 Satrapien in Indien gebot, erwähnt mit stolzem Genügen, daß er mit dem Radschputenkönig einen Vertrag geschlossen habe. Er dankt dem Himmel, daß derselbe ihm einen Erfolg gewährt habe, „den weder sein unsterblicher Vorfahr Baber, dieser Gründer der Großmoguldynastie, noch auch Humayun habe erreichen können und dessen sein eigener Vater, der erlauchte Akbar der Große, nur theilweise sich habe rühmen dürfen.“



Grabmal eines Radschputen am Burdi-Talao-See.

Der ärmste Radschpute kann auch heute, vermittelst des sorgfältig geführten Stammbaumes seines Clans, seinen Ursprung bis zu dem Punkte hinauf führen, in welchem dieser sich vom Hauptstamme abgezweigt hat, und zwar mit Sicherheit auf mehr als 15 Jahrhunderte zurück. Und er ist stolz darauf, daß die Radschputen sich nicht mit fremdem Blute vermischt, daß sie keine Mißheirathen mit den Moguls eingegangen sind. Die 16 Omras, welche die vornehmste Umgebung des Rana bilden, sind die Nachkommen und gleichsam Stellvertreter jener Tapfern, welche ein volles Jahrhundert hindurch die Fahne der Unabhängigkeit hoch hielten und auch im Drange des Mißgeschicks sich durch glänzende Anträge der Kaiser von Delhi niemals verlocken ließen. Und bis auf den heutigen Tag haben sie ihren alten Stolz bewahrt, ihre Noblesse in der ganzen Haltung und in ihrem Auftreten, das in der That einen ritterlichen Charakter zeigt.

Megalithische Denkmale und die Steinbauten der Khassias.

r. d. „Und sehe doch, daß wir nichts wissen können." — Seit zwanzig Jahren etwa mühen unsere Forscher in den verschiedensten Ländern sich ab, mit den alten Steindenkmalen, mit den Menhirs, Dolmen, Steinkreisen, den Tumuli, unterirdischen Häusern u. s. w. ins Klare zu kommen. Sie werden classificirt, abgebildet, aufs Genaueste beschrieben und auf Karten verzeichnet. Kommt es aber zur Frage nach Zweck und Ursprung dieser vorhistorischen Bauten, so betreten wir sofort das Gebiet der Hypothese, und die verschiedenartigsten Vermuthungen werden wach. Beim Mangel aller oder doch fast aller historischen Nachrichten werden wir auch niemals ganz ins Klare kommen, und der Phantasie bleibt immer ein großer Spielraum offen.

Das neueste Werk, welches sich mit dem Gesammtgebiet der megalithischen Denkmale beschäftigt, ist das des Engländers James Fergusson: „Rude Stone Monuments" (London, Murray 1872); es ist klar und übersichtlich geschrieben und zeichnet sich durch eine Fülle sehr lehrreicher Holzschnitte aus. Der Verfasser beschränkt sich darin nur auf die Tumuli, die Menhirs oder Steinpfeiler, die Steinkreise und Dolmen, schließt aber die sogenannten Piktenhäuser, Brochs und andere Baulichkeiten aus, die aus kleineren Steinen errichtet sind.

Im Ganzen hält nun Fergusson die megalithischen Bauten für viel jünger als die meisten übrigen Forscher. Wir erwähnen beispielsweise nur das berühmte Stonehenge, den Steingalgen, in Südengland, der von vielen für einen „Druidentempel" ausgegeben wird, während der Schwede Nilsson in seiner Monographie auf einen phönizischen Sonnentempel (!!) verfiel. Daß dieses merkwürdigste Steindenkmal Englands vorhistorisch sei, darüber sind die Wenigsten, die sich damit beschäftigt haben, im Zweifel; Fergusson aber giebt es für theilweise römisch aus und glaubt, daß es von Ambrosius zwischen den Jahren 466 und 470 unserer Zeitrechnung errichtet worden sei, zum Andenken an einige zuvor verrätherisch erschlagene britische Häuptlinge. Der berühmte Ring von Avebury wurde zur Erinnerung an die in Arthur's zwölfter und größter Schlacht Gefallenen gebaut; die Stennis-Stones auf den Orkneys sind nach ihm von norwegischen Jarlen errichtet und gehen wenig über das Jahr 800 zurück, und so sind denn die vielen Steindenkmale in Skandinavien, Deutschland, Frankreich, Spanien, Algerien und Indien nach ihm auch alle sehr jungen Ursprungs!

Bei der großen Kenntniß, die Fergusson von den alten Steinbauten besitzt, und der langen, langen Reihe, die er vergleichend abbildet, sind viele seiner Bemerkungen höchst schätzbar, wenn er auch mit der Ansicht von der Jugend dieser Denkmale kein großes Glück machen dürfte. So sagt er: „Alle diese Denkmale haben einen Stil, gleich dem gothischen, griechischen, ägyptischen, buddhistischen oder einem andern! Er hat einen Anfang, eine Mittelzeit und ein Ende, und wenn wir auch jetzt noch nicht alle Einzelheiten desselben nachweisen können, so ist doch klar, daß hier kein großer Sprung vorliegt, oder daß der eine Theil vorhistorisch, der andere historisch ist. Alle gehören zur einen oder andern Epoche desselben Stils." Sind aber, wie Fergusson meint, alle die Monumente erst in der Zeit nach Christus gebaut, so verdanken sie sicher ihren Ursprung auch verschiedenen Völkern — wie, so fragen wir, kann dann die wunderbare Stilübereinstimmung stattfinden, da bekanntlich doch verschiedene Racen — hier kommt Europa, Asien, Afrika in Betracht — doch sehr verschieden bauen und bauten? Hier muß Fergusson in ein Dilemma gerathen. „Der Stil der Steinbauten scheint von einem vorkeltischen Volke erfunden worden und dann von den Kelten, Skandinaviern, Briten, Iberiern angenommen worden zu sein." Aber, wenn Europa einst von einem vorkeltischen, megalithische Bauten errichtenden Volke bewohnt war, so müssen doch wohl auch einige unserer Steindenkmäler von diesem herrühren, und wir kommen damit auf die allgemeine Meinung der Archäologen zurück, daß unsere megalithischen Denkmale sehr verschiedenen Perioden und Völkern und nicht einer Race, einer Epoche angehören.

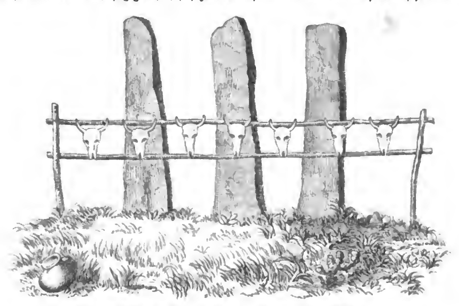
Am fruchtbarsten und auch interessantesten bei allen Untersuchungen über die vorhistorischen Steinbauten hat sich noch der Vergleich mit ähnlichen Bauten heute lebender wilder Völker erwiesen. Der Steinring, den der Eskimo legt, um sein Sommerzelt am Boden zu errichten, der Tunnel, der zu seiner unterirdischen Winterhütte führt, sie sind wahre Modelle für alte Steinringe und Gangbauten. Als den werthvollsten Vergleich betrachten wir aber jenen mit den Steinbauten der Khassias, jener Aboriginer, die im gleichnamigen Gebirge im Süden von Assam hausen. Schlagintweit, der das Khassiagebirge besuchte, sagt (Indien, S. 513) über die Steindenkmale daselbst:

„Monumentale Objecte fehlen nicht im Khassiagebiete, aber es sind dies Constructionen so ziemlich der einfachsten Art, die sich ersinnen läßt. Flache, schmale Steinsäulen werden in Gruppen von ungerader Zahl, zu 3, 5 bis 13, aufgestellt; sie sind von ungleicher Länge und werden so geordnet, daß die mittelste die höchste ist und daß die anderen ziemlich symmetrisch nach links und rechts abnehmend sich folgen; sie stehen in einer Linie. Bei den größeren solcher Gruppen steht gewöhnlich auch noch ein Opfertisch, eine flache Steinplatte, auf seitlichen Steinunterlagen ruhend. Solche Säulendenkmale werden als Garantie von Friedensschlüssen und von Privatverträgen errichtet; das Auffallendste ist, daß sie ohne alle Incision sind; nicht nur der Schrift, auch jedes Bildes oder symbolischen Zeichens entbehren sie. Geschichte liegt überhaupt bei dem gänzlichen Mangel alles Geschriebenen für dieses Volk nicht vor, mit Ausnahme des Wenigen, was von Mund zu Mund sich fortpflanzen konnte, und was nichts als die Thaten in zahllosen Kämpfen der Stämme gegen einander zum Gegenstande hat. Viele dieser Säulengruppen mögen weit in graues Alterthum zurückreichen, wie die Eingeborenen wiederholt es mich versicherten, denn niemals dürfen solche Steine zu einem neuen Monumente oder gar zu Bauzwecken verwendet werden; die jüngsten Vertragsmonumente, die ich sah, reichten bis auf wenige Jahre vor der Eroberung des Landes durch die Engländer herab. Sie zeigen sich nicht unähnlich manchen der alten Steinbauten, die man in den keltischen (?) Stonehenges Englands findet. Schon ihrer Anzahl wegen lassen sie sich als Theile der Landschaft im Khassiagebiete nach jeder Richtung hin bemerken; sie treten auch dadurch besonders hervor, daß für ihre Aufstellung mit Vorliebe freie, etwas hohe Punkte und wo möglich zugleich Scheidewege gewählt sind."

So viel Schlagintweit im Allgemeinen. Weit interessanter aber ist, was jetzt ein Engländer M. T. Sale, der

lange Zeit mit der Aufnahme der Khassiaberge für die große indische Karte betraut war, über die Art und Weise, wie diese Monumente errichtet werden, erzählt (Nature, 13. Juni 1872). „Einstmals, als ich nach vollbrachter Tagesarbeit mein Lager aufsuchte, wurde ich durch ein lautes Schreien überrascht, das in der Weise ausgeführt wurde, wie wenn Seeleute sich beim Ankeraufwinden durch taktmäßigen Zuruf zum gemeinsamen Handeln anspornen. Ich bemerkte, daß der Lärm von einer Khassiaversammlung ausging, die drei Menhirs zum Andenken an einen Verstorbenen errichteten. Sie befanden sich in ziemlicher Entfernung von mir, so daß ich nicht genau die Art und Weise der Errichtung sehen konnte, und da bei Begräbnissen oder den damit verknüpften Ceremonien die Khassias stets betrunken und händelsüchtig sind, so wäre es unvorsichtig gewesen, sich zwischen sie zu wagen. Ich war daher gezwungen, bis zum nächsten Morgen zu warten, und konnte dann erst den Schauplatz ihrer Thaten untersuchen.

„Ich fand, daß drei nicht allzu große Menhirs errichtet worden waren und daß man die Steine in sehr einfacher Weise mit Hebeln gehoben hatte, die gleichfalls in sehr einfacher Weise aus jungen Bäumen und Seilen aus zähen Schlinggewächsen gemacht worden waren. Die ganze Sache hatte Anlaß zu einer Festlichkeit im großartigsten Maßstabe gegeben. Knochen von geschlachtetem Vieh und leere Grogkrüge lagen in großer Anzahl umher, die Schädel der Ochsen, 14 oder 15 Stück, waren in sehr phantastischer Weise als Schmuck vor den Menhirs angebracht. Da die Anordnung dieser Schädel sofort mir die mögliche Entstehungsweise eines bekannten architektonischen Ornaments (der sogenannte Aaskopf) ins Gedächtniß führte, so nahm ich eine Skizze der Menhirs und Ochsenköpfe auf. Die Schädel waren zwischen zwei horizontalen Stangen vor den drei Steinen aufgereiht, und das Ganze wurde getragen von zwei aufrechten Pfählen. Mühe kostete es mich, den Zweck der Menhirs zu ergründen, und ich konnte nur erfahren, daß sie da seien, um die Erinnerung an einen berühmten Mann, der gerade gestorben war, zu bewahren.



Steinmonument der Khassias, mit Ochsenschädeln geschmückt.

„Was die Dolmen betrifft, die man so oft vor den Menhirs findet, so wurde mir gesagt, daß sie eine Art rohen Schutzdaches für die Asche der Verstorbenen sein sollten. Die Asche wird ein oder zwei Jahre im Hause aufbewahrt und dann unter den breiten, flachen Deckstein des Dolmen ausgeschüttet.

„Außerdem benutzen die Khassias diese Dolmen bei ihrer wunderbaren Gottesverehrung durch Eierzerbrechen. Diese Verehrung, welche als eine Art religiöser Dienst angesehen werden kann, wird folgendermaßen ausgeführt: Auf die Spitze des Dolmen legt der Khassiapriester fünf kleine Häufchen von Thon und gekauter Betelnuß in der Form eines Halbkreises. Dann steht er auf und beginnt einen wilden Gesang, der im Rhythmus ganz verschieden von ihren gewöhnlichen Liedern ist. An einer bestimmten Stelle des Gesanges nimmt er ein Ei aus der Tasche und wirft es auf den Dolmenstein, so nahe der Mitte des Halbkreises als möglich. Wenn die Dottermasse sich über die Häufchen ergießt, so ist das ein gutes Zeichen; übrigens hat jedes Häufchen seine besondere Bedeutung; spritzt aber der Dotter weit von den Häufchen weg, so ist das ein schlechtes Zeichen. Menhirs und Dolmen der Khassias sind übrigens keine Versammlungsstätten, denn jedes Dorf hat seinen besondern Versammlungsort, der mit hübschen, für den Zweck eingerichteten Steinsitzen versehen ist.“

Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Von **Dr. Georg Schweinfurth.**

II.

Das Heirathen, bei den übrigen Völkern nur vom Besitzstande des Einzelnen abhängig, ist bei den Bongo auf ein Maximum von drei Weibern beschränkt. Umsonst giebt es hier, wie nirgends in Afrika, keine Weiber; selbst der Aermste hat immer noch seinen Haufen an Lanzenspitzen und Eisenplatten dem Vater der Braut als Tribut zu entrichten. Die allgemein menschlichen Gründe reguliren auch hier die Scheidungen, welche stets eine mindestens theilweise Rückgabe des Heirathspreises zur Folge haben. Den Kindern wird nicht selten bis zum vollendeten zweiten Jahre die Brust gereicht. Eine allgemeine unter den Bongo verbreitete Sitte, welche ihren Ursprung offenbar den Lehren einer natürlichen Moral verdankt, verbietet allen Kindern, welche nicht mehr gesäugt werden, das Schlafen in der Hütte der Eltern; die Bongo beschämen mithin in diesem Punkte einen großen Theil der Bewohner Europas. Die größeren Kinder bewohnen für sich eine eigene Hütte; die Mahlzeiten sind gemeinschaftliche. Im Anschluß an die Sitte, daß größere Kinder nicht mit den Eltern in einer Hütte schlafen dürfen, ist offenbar auch die allgemein befolgte Regel zu betrachten, welche die eheliche Vereinigung, wie bei uns Europäern nur nach völlig erfolgter körperlicher Entwickelung, im Alter von etwa 17 bis 18 resp. 14 bis 15 Jahren gestattet.

Ihre seltsamsten Gebräuche (wir können in dieser kurz gefaßten Skizze begreiflicherweise nur einen geringen Theil derselben beleuchten) offenbaren sich indeß bei Bestattung der Todten, und die ganze Eigenthümlichkeit ihrer Sitten kommt bei großen Versammlungen zur Geltung, zu welchen Festlichkeiten, Jagd und Kriegszüge die Veranlassung geben. Die Begräbnisse werden folgendermaßen vollzogen. Man setzt den Todten, unmittelbar nachdem er verstorben, in hockender Stellung in einen aus Häuten zusammengenähten Sack, den man schließt *), alsdann wird ein viele Fuß tiefes Grab gegraben. Der Stollen senkrecht in den Boden gesenkt, nimmt an seinem Ende eine seitliche Wendung, so daß der Sack mit der Leiche in eine Art Nische abgestellt werden kann. Nun wird der auffällige, zu vielem Nachdenken auffordernde Gebrauch befolgt, den Leichnam, wenn es ein Mann gewesen, mit dem Gesicht nach Norden, Frauen aber nach Süden **) gewandt zu begraben. Nachdem der Grabstollen gefüllt, wird ein großer Steinhügel darüber gehäuft, welcher durch starke Pfähle, die in den Boden eingerammt waren, an der Basis eine kurzcylindrische Gestalt erhält. In der Mitte auf den Steinhaufen stellt man einen neuen Thonkrug, von der kugelförmigen Gestalt der zum Wasserholen bestimmten, oft denjenigen Krug selbst, aus welchem der Verstorbene sein Trinkwasser zu schöpfen pflegte. Schließlich werden ganze, beschnitzte Baumstämme an dem Grabe in den Boden gepflanzt; die Zahl derselben sah ich von 1 bis 5 variiren. Alle waren sie mit Benutzung der natürlichen Vergabelung der Aeste an ihren Spitzen zu langen Hörnern ausgearbeitet, während der Stamm und die Aeste nach unten zu mit einer ununterbrochenen Reihe von zierlichen Kerben besetzt erschienen. Die allegorische Bedeutung dieser Gebilde scheint längst beim Volke in Vergessenheit gerathen zu sein; so sehr ich auch in ihre Sitten und Gewohnheiten einzudringen gewohnt gewesen, und so viel ich mich mit dem Volke selbst vertraut zu machen wußte, vermochte doch Niemand mir eine ausreichende Deutung zu geben. Aehnliche Votivpfähle mit Hörnern werden auch auf den Gräbern der Mittu und selbst auf denen der den Behl verwandten Völker am rechten Rohlufer bemerkt. In Muhdi, einem Districte im östlichen Theile des Bongolandes, gewahrte ich das Grab eines verstorbenen Ortsvorstehers, welches mit hölzernen Figuren in Lebensgröße geschmückt war. Dieselben bestanden aus einer Reihe von roh zugehauenen Baumstämmen, an welchen nur die Köpfe und die zum Unterschiede der Männer und Frauen erforderlichen Merkmale en detail ausgeführt waren, einen Zug darstellend, welcher den Verstorbenen an der Spitze eines sich vom Grabe nach außen hinzuwendenden Zuges erscheinen ließ. Aehnliche menschliche Bilder in Holz sollen sich ehemals nach den Berichten von Augenzeugen in vielen Dörfern der Bongo als ornamentaler Schmuck der Umpfählung vorgefunden haben. Zu meiner Zeit fand ich nur noch die sogenannten moiago-kumara (das Bild der Frau) vor, 2 bis 3 Fuß lange mit großer Mühe im Detail aus hartem Holze geschnitzte Figuren, zur Erinnerung an verstorbene Frauen und angeblich täuschend ähnlich ausgeführt, welche vom Wittwer voll Pietät mit Perlenschnüren umhangen und gleich Penaten im Hause aufgestellt zu werden pflegen. Auch ermordeten Personen männlichen Geschlechts pflegt in dieser Weise eine geheiligte Erinnerung gezollt zu werden.

Dieser Gegenstand mag unsere Aufmerksamkeit zunächst den verschiedenen Producten des Kunstfleißes der Bongo zuwenden. Betrachten wir noch andere ihrer Holzschnitzereien, so müssen uns besonders die zierlichen vierfüßigen, aus einem Stück geschnitzten Schemel und Bänkelchen in die Augen fallen, deren sich fast ausschließlich die Frauen bedienen, wenn sie bei Zubereitung ihrer Speisen vor den Hütten sitzen. Andere Objecte der Holzschnitzerei sind becherförmige große Holzmörser zum Stampfen von Korn, Mulden zum Oelpressen und dergleichen. Die Gebilde aus Thon, große und kleine henkellose Krüge von kugelförmiger oder halbkugelförmiger Gestalt, ferner die zierlichen Pfeifenköpfe, Alles aus freier Hand geformt, zeigen eine außergewöhnliche Formvollendung, jedoch mangelhafte Qualität der Masse. Jegliche Art Gerberei ist unbekannt.

Als Bewohner eines eisenreichen Bodens, welcher dem großen Nachbarvolke der Dinka völlig abgeht, concentrirt sich die ganze Kunstfertigkeit der Bongo auf die Gewinnung und Bearbeitung dieses wichtigen Metalls, dessen Besitz ihnen eine gewisse Ueberlegenheit den Dinka gegenüber ertheilt zu haben scheint. Es würde uns zu weit führen, die umständliche Manipulation der Eisengewinnung hier ausführlich zu behandeln, zumal dieselbe an die von vielen Völkern Cen-

*) Gleichsam als handelte es sich darum, durch Nachahmung des Embryonalzustandes der Idee der Unsterblichkeit einen Ausdruck zu ertheilen, würde der Völkerphysiolog sagen.

**) Die Bongosprache hat für die Himmelsrichtungen nur Bezeichnungen für Nord und Süd; für West und Ost sagt man oft links und rechts, da man sich den Nord immer en face denkt.

tralafrikas befolgten Maximen gar zu sehr erinnert, außerdem auch bereits von John Petherick in seinem Werke „Egypt, the Soudan etc." zutreffend beschrieben worden ist.

Die Hauptproducte ihrer Schmiedekunst sind für den Handel*) bestimmt, und wie die Djur, welche, ein ausgewanderter Stamm der Schilluk, sich wie ein Keil an der Nordostgrenze des Gebietes zwischen die Bongo und Dinka hineingedrängt haben, häufen sie zu diesem Zwecke erstaunliche Quantitäten verarbeiteten Eisens auf, leider seit den letzten Jahren nur im Dienste ihrer fremden Bedrücker arbeitend. Das für den hauptsächlich mit den nördlichen Völkern der Tiefebenen vermittelten Handel bestimmte Eisen wird nun in dreierlei Gestalt verarbeitet. 1) Als mähi, d. h. als einfache 1 bis 2 Fuß lange Lanzenspitze**) von lanzettförmiger Gestalt. 2) Als Loggo-Kulluti, d. h. schwarzer (oder roher) Spaten, eine tellergroße Eisenplatte mit einem ankerförmigen Hakenansatz an einem Ende; dies ist das eigentliche lykurgische Geld der Bongo, das Aes des Landes, und wurde ehemals, um Schätze zu bilden, in Massen von den Reichen aufgehäuft. 3) Der fertige Loggo, der Spaten zum Jäten und zum Ausschaufeln der für das auszusäende Korn bestimmten Vertiefungen. Dieser Loggo ist kreisrund, etwas größer als eine Manneshand und mit einem Stiel versehen, in welchen die hölzerne Handhabe eingesteckt zu werden pflegt. In dieser Gestalt ist das Eisen die beliebteste Tauschwaare bei den meisten Völkern, welche die Ufer des Weißen Nils und seines südlichen Quellflusses, des Bachr el Gebel, bewohnen.

Außer den genannten roheren Gebilden ihrer Schmiedekunst verfertigen indeß die Bongo Waffen, Geräthe und Schmuck von vollendeter Güte, welche nach dem Ausspruche von Sachkennern unsere meisten Landschmiede, selbst die englischen nicht ausgenommen, beschämen könnten, und dennoch arbeiten die Bongo mit einem Blaseapparat primitivster Art, mit einem Feuer halbverbrannter Kohlen, ohne Feilen und Zangen zu kennen, auf einem Ambos von Granit, und mit einem Hammer, dessen Handhabe die nervige Faust des Schmiedes darstellt. Am zierlichsten und kunstvollsten sind Lanzen- und Pfeilspitzen, rautenförmig und in allen Größen; dann kommen kleine Zangen, deren sich die Frauen zum Ausraufen der Wimpern und Brauen bedienen, die kleinen elliptischen oder blattförmigen Küchenmesser der Frauen, die Ringe unzählbar an Gestalt und darauf verwandtem Zierrath, Fußschellen und Glocken von jeder Größe, Ketten zum Schmuck, Angelhaken und Fischstecher, lanzettgroße Scheermesser u. s. w.

Die Waffen der Bongo sind Lanze, Pfeil und Bogen. Letztere Waffe wissen sie noch heute, wo der größte Theil der Bevölkerung kriegerischer Thätigkeit entwöhnt worden, mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit zu führen. Die Pfeile sind wie die Bogen sehr groß und von abweichender Form von den bei ihren südöstlichen Nachbaren, den Mittu, oder den südlichen Niam Niam gebräuchlichen. Den nördlichen Niam Niam und namentlich den Dinka gegenüber, welche letztere wohl nur aus Eisenmangel einer solchen entsagen mußten, verleiht diese Waffe den Bongo ein kriegerisches Uebergewicht. Pfeilschüsse sind nur, wenn sie die Brust treffen, absolut tödtlich, die der Bongo gehen selbst auf 150 Schritt mit Sicherheit durch und durch. Die sogenannten vergifteten Pfeile scheinen, wie überall in Afrika, wo so gefährliche Pflanzengifte, wie sie die südamerikanischen Urwälder liefern, selten angetroffen werden und den Eingeborenen wenig bekannt sind, ohne Belang, hauptsächlich, weil der an der Pfeilspitze angetrocknete Saft (von Euphorbia mamillaris) sich nicht in Wasser löst und auch in der Wunde nicht Zeit findet, sich dem Blute mitzutheilen. Auffallend ist bei der Bewaffnung der Bongo der Mangel an Schilden, die sonst bei Pfeilschützen stets eine große Rolle zu spielen scheinen. Lanzen giebt es drei Arten. 1) Mähi (Collectivname), die gewöhnliche Lanze in Lanzettform; 2) Golo, eine spießförmige Lanze mit langen eisernen Widerhaken am eisernen Stiel, in welchem der Holzschaft steckt; 3) Makrigga, ein Spieß, dessen Stieltheil mit unzähligen in wunderbar symmetrischen Reihen aufgestellten feinen Stacheln, die sich oft kreuzen, besetzt erscheint. Die Makrigga ist oft nur Luxuswaffe und alle Kunst eines Bongoschmiedes concentrirt sich in der Anfertigung einer solchen.

Zum Schluß haben wir noch die äußere Tracht der Bongo, gleichsam ihre habituelle Erscheinung, in Betrachtung zu ziehen, ein wichtiger Theil der Charakteristik derartiger Völker. In Ermangelung einer wirklichen Kleidung spielen hier die Verstümmelungen, welche der Mensch an einzelnen Theilen seines Körpers vornimmt, die erste Rolle, denn der Wilde zeigt sich in gewissem Sinne noch weit mehr als Knecht einer freiwillig geduldeten Mode, als der verfeinerte Culturmensch. Wie bei allen Völkern des Gebietes verlangt auch hier das männliche Geschlecht ganz gesondert von dem weiblichen besprochen zu werden, da die Gewohnheiten beider weit auseinander gehen. Gemeinsam ist beiden Geschlechtern nur die von der großen Mehrzahl der Bewohner des Bachr-el-Ghasal-Beckens, mit eminenter Ausnahme der Niam Niam, geübte Unsitte, sich die unteren Schneidezähne auszubrechen, was bei eintretender Pubertät zu geschehen pflegt. Nur im südlichen, an die Niam-Niam-Länder anstoßenden Theile des Landes unterbleibt diese Verstümmelung, in Folge deren die Aussprache sehr undeutlich wird. Mit Hülfe der Süd-Bongo gelang es mir denn auch, viele Zweifel in Betreff der letzteren bei Abfassung meiner Vocabulare und Sprachprobensammlung zu beseitigen*). Das Spitzfeilen beider Reihen Schneidezähne wurde nur bei den südlichen Bongo wahrgenommen, offenbar einen Einfluß der Niam-Niam-Sitten in diesen Grenzgebieten verrathend. Beschneidung ist durchaus unbekannt. Die Männer gehen nicht schamlos nackt wie die Djur, Schilluk und Dinka, sondern tragen stets einen Schurz von Fell oder einen Zeugfetzen, den sie an der nie fehlenden Lendenschnur befestigen und unter die Schamfuge ziehen, hinten und vorn ein Ende überhängen lassend. Die Frauen dagegen verzichten hartnäckig auf jederlei Bekleidung mit Fellen, Häuten und Zeug, sondern holen sich jeden Morgen ihre frische Garderobe aus dem Walde. Ein dichtbelaubter, schmiegsamer Zweig (gewöhnlich von Combretum, oft auch ein Bündel feinster Gräser) wird ähnlich an der Lendenschnur befestigt, wie das Zeugstück bei den Männern. Sehr häufig ist aber auch bei den Weibern ein langer Schweif aus dem Baste der Sansevieria, den sie mit einem Safte schwarz färben, in Gebrauch, welcher an der einem solchen Zierrath entsprechenden Körperstelle eingefügt, einem Roßschweif gleich, lang herniederwallt. Alle übrigen Körpertheile, sowohl bei Männern wie bei Frauen, sind unbedeckt. Das Haar wird kurz gehalten, nur im Süden, wo Niam-Niam-Sitten in-

*) Erst in neuerer Zeit hat auch das Kupfer, wie in allen Theilen des Gebietes, so auch im Bongolande Geldeswerth angenommen und bildet den beliebtesten Tauschartikel. Die Glasperlen entwerthen sich von Jahr zu Jahr mehr. Kaurimuscheln sind bei den Bongo längst in Vergessenheit gerathen.

**) Solche Lanzenspitzen haben im Schillukland auf Kupfer übertragen den Werth von 1 Maria-Theresia-Thaler.

*) Die Bongosprache zeigt in keinem Districte des Landes dialektische Verschiedenheiten. Sie ist eine wohlklingende, durchaus vocalisirte Sprache, einfach im grammatischen Bau, aber reich an Ausdrücken für alle concreten Begriffe.

firiren, tragen Männer und Frauen ziemlich lange Zöpfe und Flechten.

Wir kommen nun zu dem letzten und wichtigsten Capitel der am Körper getragenen Schmucksachen und Zierrathen. Um den Hals tragen die Frauen zahlreiche Glasperlenschnüre; sie sind nicht wählerisch in der Form und Farbe derselben, wie bei den anderen Stämmen, und schmücken sich mit allen vorhandenen Sorten, welche die Chartumer ins Land bringen. Die Männer machen sich nichts aus solchem Tand, haben dagegen Halsschnüre mit daran aufgereihten wunderkräftigen Hölzchen und Würzelchen, Eulen- und Adlerklauen, Zähnen, Schildkrötknochen und dergleichen, gern. Schmuck in Gestalt von kleinen Kupferringen tragen die Männer nur am äußern Ohrrande, seltener in der Oberlippe, den Frauen gleich, einen nagelartigen Zapfen aus Kupfer. Ueber dem Nabel ist die Bauchhaut sehr oft durchlöchert und ein Stäbchen durch die Haut gesteckt. Außerdem tragen Männer auch Eisenringe an den Handgelenken, seltener am Oberarm.

Bei den Frauen, sobald sie verheirathet, besteht der eigenthümlichste Schmuck aus einem großen cylindrischen Holzzapfen, mindestens ein Zoll im Durchmesser und ebenso lang, welcher, in die durchbohrte Unterlippe gesteckt, dieselbe über alles natürliche Maß verbreitert und weit in horizontaler Richtung über die Oberlippe hinausragen läßt, daß sie an Botokuden erinnern. Wie gesagt, ist das nur ein Privilegium der verheiratheten Frau. In die gleichfalls durchlöcherte Oberlippe wird nur ein kleiner Kupfernagel mit conischem Kopf gesteckt. Die Nasenflügel sind gleichfalls sehr häufig durchlöchert, zur Aufnahme kleiner zierlicher Strohhalme; in den Mundwinkeln, gleichsam um die Breite der Mundspalte in Zaum zu halten, werden häufig zierlich geformte Klammern aus Kupfer getragen. Alle diese nebensächlichen Zierrathen finden sich indeß nicht bei allen Frauen wieder, nur der Pflock in der Unterlippe ist obligatorisch.

Ganz allgemein ist auch die Sitte, den äußern Ohrrand mit vielen Löchern zu versehen und in dieselben kleine Kupferringe oder halbmondförmige Schellen einzuführen. Zierliche Tättowirung findet sich bei den Weibern gewöhnlich am Oberarm; die Muster wechseln zur individuellen Charakterisirung beständig. Schließlich vervollständigen den Schmuck einer Bongodame Ringe von Eisen oder Kupfer am Oberarm, an den Handgelenken und besonders an den Fußknöcheln, oft mehrfach übereinandergehäuft, so daß beim Gehen ein Geräusch wie von Kettenklirren nie vermieden werden kann. Daß menschliche Geduld indeß im Stande sei, sich noch weit größeren Martern der Mode willenlos preiszugeben, davon werden wir an den Nachbarn der Bongo, den Mittu, uns zu überzeugen Gelegenheit finden.

Die Heimath und Verbreitung der Cholera.

II.

Einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der Krankheit verdanken wir der Feder des Dr. J. Macpherson*), der früher als Arzt in der indischen Armee diente. Sehr verbreitet ist die auch von der letzten Choleraconferenz zu Konstantinopel aufs Neue in Umlauf gesetzte Meinung, daß die Epidemie', welche im Jahre 1817 in Bengalen wüthete, damals zuerst im Orient aufgetreten sei, und daß die Sanderbands, diese Niederungen des Gangesdeltas, ihre eigentliche Wiege seien. Macpherson jedoch weist aus einer Fülle von nicht immer neuen, aber meist entscheidenden Beweismitteln nach, daß die Cholera in verschiedenen Theilen Indiens mindestens schon vom Jahre 1503 an aufgetreten ist, und in Europa schon seit dem Anfange unserer Zeitrechnung, wenn nicht von früher her, bekannt war. In der That stammt der europäische Name der Krankheit aus der Zeit des Hippokrates, d. h. aus dem 5. Jahrhundert v. Chr., und seine Beschreibung derselben stimmt ziemlich genau mit der modernen Erfahrung überein**). Celsus und seine Schüler im 1. Jahrhundert n. Chr. gehen noch mehr auf die einzelnen Symptome und auf die Behandlungsweise der damaligen Cholera ein, und er erwähnt auch der Fieberzustände, die zuweilen im letzten Stadium der Krankheit erfolgen. Ebenso gedenken Sanskritschriften aus spätestens dem zweiten Jahrhundert unserer Aera der Cholera unter einem indischen Namen. In Büchern alter Tamilärzte aus unbekannter Zeit werden häufig Krankheitsbeschreibungen gegeben, die sich offenbar auf die Cholera beziehen, obschon wir daraus nicht auf ein epidemisches Auftreten derselben schließen können. Auch sind die alten Hindumittel denjenigen merkwürdig verwandt, die noch heutzutage in Bengalen von Eingeborenen und selbst von Europäern angewendet werden. Endlich scheinen Choleraepidemien schon in sehr früher Zeit auch in China und Japan bekannt gewesen zu sein.

Ein griechischer Schriftsteller aus dem Jahre 360 kennt bereits Heilversuche, um einen gewissen, anscheinend die Ursache der Krämpfe bildenden Krankheitsstoff auszuscheiden. Ebenso wird eine im 10. und 11. Jahrhundert in Bagdad aufgetretene choleraähnliche Krankheit von arabischen Schriftstellern beschrieben. Obwohl vielfach in Einzelnheiten von einander abweichend, stimmen doch sämmtliche Darstellungen der orientalischen wie der europäischen Schriftsteller in allen Hauptzügen überein, namentlich in der Angabe der sehr verschiedenen, aber oft tödtlichen Heftigkeit der Krankheitsanfälle. Vom Beginne des 16. Jahrhunderts an werden derartige Angaben häufiger, gehen mehr auf Einzelnheiten ein und nähern sich den modernen Erfahrungen über die epidemische Cholera.

Der erste festgestellte Ausbruch mit epidemischem Charakter fand zu Goa im portugiesischen Indien 1543, nur elf Jahre vor dem ähnlichen zu Nismes in Frankreich constatirten Ausbruche statt. Die Krankheit trat von da ab in Zwischenräumen längs der Malabar- und Canaraküste bis zum Jahre 1814 hinab auf, dem Jahre der ersten großen indischen Epidemie. Während des 17. Jahrhunderts

*) Annals of Cholera, from the earliest periods to the year 1817. London 1872.

**) Die Krankheit trägt sehr verschiedene Benennungen: Cholera, Morschi, Mordeschin; daraus hat ein Franzose Mort de Chien gemacht! Die alten indischen Aerzte bezeichnen sie, nach den Stadien, mit drei Namen: Vischujika, Brechen und Abweichen, also unsere Brechruhr; — Alasika, Krämpfe, welche Ermattung, Starre herbeiführen; — Vilambika, Zusammenbruch. Die Epidemie bezeichnet man im Sanskrit auch mit dem Namen Mahamari, großes Sterben. Mordeschin ist ein maharattisches Wort, eigentlich Modawaschi, d. h. Zusammenbruch. Pettenkofer, S. 7.

fanden von Zeit zu Zeit gefährliche epidemische Ausbrüche in Frankreich, Belgien und anderen continentalen Gebieten Europas statt und schließlich auch in England. Eine schwere Epidemie scheint in Marwar 1681 bis 1682 geherrscht zu haben, eine ähnliche in Goa im Jahre 1684 und eine gleiche in Surate von letzterm Jahre bis 1690. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts suchte die Cholera häufig die Malabar- und Coromandelküsten heim, und einmal wenigstens Calcutta. In Bengalen erschien sie seit dem Ausbruche von 1781 nicht wieder bis 1817, seit welcher Zeit sie dort nie mehr gänzlich aufgehört hat zu spuken. Vor jener Zeit war Bengalen ganz besonders frei von jener Krankheit gewesen, die sich dagegen in manchen Gegenden des südlichen Indiens völlig eingebürgert hatte. Beim Ausbruche von 1817 wurde kein neues Symptom bemerkt, auch waren die Entwickelung und die allgemeine Erscheinung der Krankheit die gleichen, wie bei verschiedenen früheren Ausbrüchen. „Sie hatte sich schon öfter,“ sagt Macpherson, „vorher weithin ausgebreitet, und höchstens kann man sagen, daß diese Fähigkeit der Ausbreitung bei der Epidemie von 1817 unendlich erhöht erschien.“

* * *

Ein Londoner Arzt, Dr. B. G. Jenkins, sucht die Cyclen der Cholera mit den Sonnenflecken in Verbindung zu bringen, und er hat diese Ansicht in einer an die russische Akademie der Wissenschaften gerichteten Denkschrift zu begründen gesucht („New York Herald“ vom 29. Mai 1872).

„Man hat die Sonnenflecke schon längst mit den auroralen Erscheinungen, magnetischen Stürmen und anderen kosmischen und tellurischen Phänomenen, welche für die Physiker überraschend sind, in Verbindung gebracht. Am 1. September 1859 war die Sonnenscheibe durch solche Flecke gleichsam verdunkelt, und zwei weit von einander entfernt wohnende Beobachter, die sich gar nicht kannten, sahen gleichzeitig eine auffallend blendende Lichtmasse neben einem der Flecken hervorbrechen, durch denselben hindurchstreichen und in wenigen Minuten über 35,000 Miles der Sonnenfläche sich ergießen. Genau um dieselbe Zeit wurde ein heftiger magnetischer Orkan beobachtet. Der ganze Planet schien an jenem Tage von elektrischen Zuckungen heimgesucht zu werden, und die Telegramme meldeten von prächtigen Auroren in Europa, in Westindien, hier bis unter 18° N., wo sie so selten erscheinen, aus Südamerika und aus Melbourne an der Südküste Australiens. Vielfach versagten die Telegraphendrähte den Dienst und in manchen Städten Englands empfanden die Beamten heftige elektrische Schläge.

Die Sonnenflecke, welche nach Annahme mancher Physiker in wesentlicher Beziehung zu solchen Convulsionen stehen, haben eine geradezu ungeheuere Größe. Es ist keineswegs selten, daß sie 800,000,000 Quadratmiles auf der Sonnenfläche bedecken, und der 1837 von Herschel beobachtete Fleck war noch um das Dreißigfache größer. Es kann demnach nicht Wunder nehmen, daß die Sonnenflecke auf viele meteorologische, terrestrische &c. Phänomene Einfluß üben.

Dr. Jenkins behauptet ganz entschieden, daß die Cholera durch kosmische Einflüsse entstehe und mit den auroralen Erscheinungen und den Störungen auf der Sonne in Verbindung zu bringen sei. Er illustrirt das vermittelst einer Karte, auf welcher er für die letztvergangenen 50 Jahre die Choleraepidemien und die Zahl der Sonnenflecke eingetragen hat. Aus diesem Verzeichnisse folgert er, daß die Maxima und Minima der Krankheit mit jenen der Solaragitationen, Auroren, Lichtfahnen, Erdströmungen, magnetischen Stürmen und der großen elektrischen Wirbelorkane zusammenfallen.

Es wird insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß das letzte Jahr eines jeden Säculums, z. B. 1800, ein Minimum von Sonnenflecken aufweise. Durch verschiedene Arten des Verfahrens sind mehrere Physiker in verschiedenen Ländern durch Vergleichung der vorhandenen Angaben und photographischen Aufnahmen zu der Annahme gelangt, daß die Zeitperiode, in welche dieses Minimum fällt, etwa elf und ein halbes Jahr betrage. Das Maximum fällt nicht in die Mitte dieser Periode, sondern in das fünfte Jahr nach dem Minimum. Der Aufsteller dieser Hypothese nimmt ferner an, daß eine Choleraperiode die Dauer von etwa anderthalb Sonnenfleckperioden habe, und er meint, daß, so weit wir eine Statistik der Cholera besitzen, seine Annahme zutreffe. So fällt z. B. das Maximum der Seuche in das Jahr 1866; das nächstfolgende Maximum würden wir 1883 zu erwarten haben.

In Bezug auf das Ursprungsland verwirft Jenkins die hergebrachten Ansichten. Die Heimath ist ihm zufolge nicht bloß in Asien, insbesondere im Gangesdelta, sondern man muß sieben von einander getrennte Erzeugungsherde an den Wendekreisen oder in deren Nähe annehmen; der gangetische sei allerdings der intensivste. Die übrigen liegen an der Küste von China; — im Norden von Mekka; — an der Westküste Afrikas; — im Westen von Untercalifornien; — auf den Sandwichsinseln. Die Karte zeigt, daß die bislang ermittelten Erscheinungen der Cholera sich genügend erklären lassen, wenn man sieben atmosphärische Strömungen annehme; jede derselben habe eine Breite von 1400 Miles, und sie nehmen ihre Richtung von jenen Erzeugungsherden aus nach Nordwesten. Es trifft sich oftmals, daß Schiffe auf See plötzlich von Cholera heimgesucht werden; Fahrzeuge, welche den Küsten Indiens entlang segeln, werden zu verschiedenen Zeiten an denselben Stellen ergriffen; — und dafür finden wir eine Erklärung nur in der Annahme, daß sie sich in den Cholerasströmungen befinden. Gegenden, welche bisher verschont geblieben sind, liegen außerhalb solcher Strömungen.“ —

Wir unsererseits maßen uns kein Urtheil über die Hypothese an und geben sie so, wie wir sie finden.

„Das große einsame Land“ in Nordamerika.

II.

Um Mittag erreichten wir die Mündung des Winnipeg River und ruderten nach Fort Alexander, eine Meile oberhalb der Mündung, hinauf. Dort traf ich die letzten Vorbereitungen für die Winnipegfahrt, indem ich ein anderes, besser zur Ueberwindung der Stromschnellen geeignetes Canoe erwarb, und um fünf Uhr Abends ging es weiter. Acht Meilen oberhalb des Forts tönte das Gebrüll eines mächtigen Wasserfalls durch die Dämmerung. Unter Brandung,

Schaum und Wirbeln macht die riesige Wassermasse des Winnipeg ihren letzten, großen Sprung, ehe sie den See erreicht. Auf einem platten Fels, der weit hineinragte in das schäumende Wasser, zündeten wir unser Feuer an.

Die Fichten, welche dem Fall seinen Namen gegeben, standen in tiefer Finsterniß; in weißen Schaum löste sich das stürzende Wasser, darüber die schweren Gewitterwolken, eine wilde Scenerie. Bald fing das Unwetter an, und die Stimme des Donners mischte sich mit dem Gebrüll des Wasserfalls. Meine Indianer machten mir ein rohes Obdach aus Stangen und Segeltuch; sie selbst schmiegten sich allesammt unter das umgewendete Canoe.

Man kann weit reisen, ehe man einen zweiten Winnipeg antrifft. Bei ihm scheint die Natur darauf ausgegangen zu sein, aus Erde und Wasser die fremdartigsten und wildesten Combinationen herzustellen. Wenn man sagt, daß der Winnipeg eine immense Wasserfülle hat, daß er auf 160 Meilen 360 Fuß fällt, daß er voller Strudel und Wirbel ist, voller Fälle und Katarakten, daß er sich erweitert zu einsamen, fichtenumkränzten Seen und weiten, inselreichen Buchten, daß sein Bett verscharrt wird von riesigen, glattpolirten Felsen, daß seine weiten Einöden schweigend sind und seine Fälle unablässig thätig — so redet man nur in lauter Wiederholungen von Thatsachen von seiner Schönheit. Denn der Winnipeg spottet wegen der Vielfältigkeit seiner Gefahren und der ewig wechselnden Schönheit seiner Landschaft ebenso der schwächlichen Anstrengungen civilisirten Reisens, als der Beschreibung eines civilisirten Mannes. Aber wie wohl kennt die Rothhaut, die ihr kleines Canoe aus Birkenrinde durch seine schäumenden Schnellen steuert, die verschiedenen Wege! Ihr scheint er Leben und Instinct zu besitzen; sie spricht von ihm, wie der Araber von einem muthigen Streitroß, das richtig geleitet vor nichts zurückschreckt. Die Otter Falls oder die Stromschnellen der Barriere hinabzuschießen, sein Canoe durch die quirlenden Wirbel von Portage de l'Isle hinabzuführen, es sicher durch den Strudel unterhalb Chute-à-Jocko oder durch den Wasserschwall der Seven Portages zu bringen, das heißt ein braver, gewandter Indianer sein; denn wer das kann, muß eine Kraft in der Führung des Ruders, eine Raschheit des Blickes und ein Bewußtsein von Geschicklichkeit besitzen, die man erst nach Generationen bei einem Stamme findet.

Was das Pferd dem Araber, der Hund dem Eskimo, das Kameel dem Bewohner der Sahara, das ist das Canoe dem Odschibway. Jeder bewaldete Strand bietet ihm stets alles Material, was er zum Baue desselben bedarf: Cedern für die dünnen Rippen, Birkenrinde, um sie zu bedecken, Wachholder, die einzelnen Theile zusammenzuheften — und Rothfichte liefert ihm Harz für die Fugen und Spalten. Es ist nicht nur sein Boot: es ist sein Haus. Er kann es weite Strecken von See zu See über Land tragen. Es ist über alle Beschreibung gebrechlich und kann doch bis zum Wasserspiegel beladen werden. Es trägt den Indianer bei Tage, es schirmt ihn bei Nacht. In ihm steuert er kühn in einen weiten See, dessen jenseitige Ufer er nicht sehen kann; in ihm rudert er durch Sumpf und Morast oder über rohrige Untiefen. In ihm sitzt er, wenn er seine Ernte von wildem Reis einbringt, seine Fische fängt oder sein Wild schießt.

Sechs Monate lang ist das Canoe die Heimath des Odschibway, so lange die Wälder grün sind, das Wasser tanzt und spritzt, so lange der wilde Reis seine graciösen Aehren zum Seespiegel niederbeugt und die wilde Ente sich im Röhricht tummelt. Aber wenn der Winter kommt und Seen und Ströme unter dem eisigen Hauche des Nordwindes starr werden, wird das Canoe sorgfältig aus dem Wasser gehoben. Mit Zweigen und Schnee bedeckt liegt es während des langen traurigen Winters, bis der wilde Schwan, der nordwärts zum Eismeere zieht, es aus seinem langen Schlaf erweckt.

So ist das Leben des Canoes, so der Strom, auf dem es wie ein Pfeil dahinschießt. Wie schon erwähnt, fällt der Winnipeg zwischen dem Lake of the Woods und dem Lake Winnipeg um 360 Fuß, aber nicht in beständiger Neigung, sondern in einer Reihe von Terrassen, die verschieden weit von einander entfernt sind. Mit anderen Worten: der Strom bildet unzählige Seen und weit ausgedehnte Buchten, welche durch Schnellen und senkrechte Fälle von verschiedener Höhe mit einander verbunden sind. Wenn der Reisende z. B. sein Canoe am Fuße der Silver Falls aus dem Wasser nimmt und es am Anfang der Schnellen wieder hineinsetzt, so hat er 22 Fuß Steigung hinter sich; bei den gefürchteten Seven Portages steigt er auf drei Meilen 60 Fuß.

Am Abend des fünften Tages, nachdem wir Fort Alexander verlassen hatten, erreichten wir den Fuß von Rat Portage, dem siebenundzwanzigsten und letzten Trageplatz auf dem Winnipeg River. Ueber demselben dehnte sich der Lake of the Woods, der Wäldersee, aus, welcher hier mit furchtbarer Gewalt seine Gewässer durch eine tiefe felsige Schlucht ergoß. Während der fünf Tage hatten wir nur zwei einzelne Indianer getroffen, welche aber nichts von der Expedition wußten. Nach kurzem Gespräch und einem Geschenk von Thee und Mehl waren wir weiter gerudert.

Am Mittag des 31. Juli brachen wir vom obern Ende des Rat Portage auf und fuhren hinein in den Lake of the Woods. Derselbe bedeckt einen sehr großen Raum. In der Länge mißt er ungefähr 70 Meilen, und seine größte Breite ist ungefähr ebenso groß. Seine Ufer sind noch wenig bekannt, und nur der Indianer kann mit Sicherheit durch seine labyrinthischen Canäle fahren. Seine südliche Hälfte ist ein weites, offenes Wasserbecken, dessen Oberfläche von Stürmen zu hochgehenden Wogen gepeitscht wird. Zu den Zeiten französischen Pelzhandels beherbergte er große Mengen von Bibern und Mardern; aber sein Reichthum an Pelzen ist dahin. Wenn ihn dagegen erst die Civilisation erreicht, so wird sie an seinen Ufern und auf seinen Inseln mächtige Metalladern finden.

Bei den Indianern ist der See hochgeehrt als Lieblingsaufenthalt des Manitu. Die sonderbaren Felsen, die Inseln aus weichem Pfeifenstein, aus dem so viele Köpfe für Kalumets geschnitten werden, die sonderbaren Erzmassen an und in den polirten Felswänden, die so oft vom Blitz getroffenen Inseln, auf denen es von sonst seltenen Eidechsen wimmelt, — das Alles macht den Wäldersee zu einer Oertlichkeit, welche in indianischen Sagen oft vorkommt. Da giebt es Inseln, welche man nicht zu betreten wagt, weil sich der böse Geist sie erwählt hat; da giebt es Vorgebirge, wo man beim Vorbeifahren dem Manitu Opfergaben bringen muß; da giebt es Orte, über deren Schätze der große Kennebic oder die Schlange wacht.

Der Theil des Sees, durch welchen wir steuerten, war ein vollkommenes Labyrinth und Netzwerk von Inseln und engen Canälen. Eine leichte Brise von Norden begünstigte uns, und sanft fuhren wir über glattes Wasser längs der felsigen Inseln dahin. Nach allen Richtungen hin öffneten sich unzählige Canäle, bald eng und gewunden, bald gerade und offen, aber stets mit üppig bewachsenen Ufern. Als wir gegen Sonnenuntergang landeten, suchte ich die Inseln ringsum zu zählen: es waren über hundert, die mein Auge traf. Die wilde Kirsche, der Pflaumenbaum, die wilde Rose, Himbeeren mit Farnen und Moosen allerlei Art bedeckten jeden Fleck um mich herum und erfüllten die Luft mit Wohl-

geruch, während von den Felsen Fichte und Pappel ihre Zweige zum Wasser herabhängen ließen.

Am zweiten Morgen, nachdem wir Rat Portage verlassen, kamen wir in offenes Wasser. Ein Gewitter hatte in der letzten Nacht den See aufgerührt; aber der Morgen war ruhig. Plötzlich, während wir zum Frühstücken anhielten, ging der Wind nach Nordwest herum und verhieß uns eine rasche Fahrt über den Grande Traverse zur Mündung des Rainy River. Rasch sprangen wir ins Canoe und gingen nach der Grassy Portage unter Segel, eine Untiefe, welche wir wegen des hohen Wasserstandes passiren konnten, ohne auf den Grund zu gerathen. Jenseit derselben dehnte sich ein weites Becken aus, dessen weißköpfige Wellen von Westen her sich schäumend jagten. Bald wurde es so ungestüm, daß wir das kleine Canoe, was ich für alle Fälle von Rat Portage aus im Schlepptau mitgenommen hatte, an Bord nehmen mußten. Dahin jagten wir über die rollenden Wogen mit einem doppelten Reff im Sturmsegel. Weit vor uns erhob sich ein felsiger Vorsprung, der äußerste Punkt, bei welchem wir luwärts vorbeisegeln mußten, um die Mündung des Rainy River zu erreichen. Wir hielten das Boot so nahe beim Winde, als es nur gehen wollte und sausten dahin über den schäumenden See. Unsere Abtrift war sehr groß, und eine Zeitlang schien es zweifelhaft, ob wir die Spitze klaren würden; als wir näher kamen, sahen wir rings um dieselbe eine schreckliche See. So oft die Wogen anschlugen, spritzte der Schaum hoch in die Luft. Der Wind wurde immer heftiger und das schwer arbeitende Boot bekam beständig Sturzwellen. Jetzt waren wir den Felsen gegenüber, nur 100 Yards von der Brandung ab. Plötzlich drehte sich der Wind ein wenig oder ergriff uns die schwere Dünung — kurz, wir begannen rasch in die Brandung hineingetrieben zu werden. Die Indianer waren alle auf dem Boden des Bootes zusammengedrängt, und ein oder zwei Augenblicke lang konnte nichts geschehen. „'Raus mit den Rudern!" schrie ich. Alles in Verwirrung; die langen Ruder hinderten sich gegenseitig; Alles steht schlecht. Schließlich fangen drei Ruder zu arbeiten an, aber gegen solche See konnten sie nichts ausrichten. Wir waren dicht an den Felsen, so dicht, daß Jeder für den Fall des Scheiterns anfing, Vorbereitungen zu treffen, zu — ja, wer weiß, was! Da, zwei Ruder mehr in Arbeit; für einen Augenblick schwebten wir in Ungewißheit über den Erfolg. Und wie sie riemten! Ja, das war die alte Ruderei, um die Schnellen zu besiegen. Und es fleckte! Trotz Wogen und Wind kamen wir um die Spitze, aber nur bei einem Haar. Eine Stunde später liefen wir durch weiten Sumpf und Morast in die Mündung des Rainy River. Der Lake of the Woods lag hinter uns, und vor mir 80 Meilen Riviere de la Pluie.

Fünf Meilen weiter stromauf liegt Hungery Hall, eine kleine Außenstation der Hudsonsbai-Compagnie; hier bekamen wir die ersten Nachrichten von der sich nähernden Expedition. Vor Sonnenuntergang begegneten wir einem stromabkommenden Indianer. Als er noch ziemlich entfernt war, erklärten meine Leute, daß er unlängst Fort Francis verlassen hätte, und uns darum von dort Nachricht bringen würde. „Wie könnt Ihr das wissen?" fragte ich erstaunt. „Weil sein Hemde noch weiß und rein ist!" Und so war es auch. Gestern hatte er das Fort verlassen und seitdem siebzig Meilen zurückgelegt. Aber noch hatte keine Rothjacke das Fort erreicht, und Niemand wußte, wo sie sich befänden. Also vorwärts.

Als aber am Abend des dritten Tages eine tiefe Windstille eintrat, konnte unser schweres Boot gegen den starken Strom nur wenig Fortschritte machen. Ich stieg also mit dreien der Leute in das kleine Canoe, welches wir zuvor über und über mit Harz verschmiert hatten. Wir nahmen nur für einen Tag Lebensmittel mit uns und das große Boot sollte uns langsamer folgen.

Aber bald fing unser Canoe, welches auf den rauhen Wellen des Wäldersees irgend einen Schaden genommen hatte, zu lecken an. Wieder ruderten wir ans Land und verpichten alle Fugen; trotzdem drang noch Wasser ein. Was war zu thun? Mir lag vor Allem daran, Fort Francis vor der Expedition zu erreichen.

Gerade in diesem Augenblicke stieg am rechten Ufer Rauch auf und bald sahen wir Indianerzelte. Zwar sagten meine Leute, die Indianer von der amerikanischen Seite — das linke Ufer des Rainy River gehört zu den Vereinigten Staaten — seien recht böse, aber die Gewißheit, ein schlechtes Boot zu haben, überwog die Möglichkeit, mit schlechten Indianern zusammenzutreffen. So landeten wir denn. Eine Anzahl halbnackter Indianer kam herbei und gab uns für Tabak und andere Geschenke ein prachtvolles Canoe, auch getrockneten Stör in Menge. Weiter ging es durch Nacht und Nebel. Zeitweilig konnten wir zur Rechten die Mündungen großer, von Westen kommender Ströme sehen. Auf ihnen fahren die amerikanischen Indianer herab, um im Rainy River Störe zu fangen. Fast 200 Meilen weit gehört ihnen noch das Land; und die Pillager- und Red-Lake-Stämme der Odschibway-Nation haben noch ihre Jagdgründe auf den weiten Ebenen Nord-Minnesotas inne.

Diese Indianer haben einen schlechten Ruf, wie schon ihr Name besagt, und meine Red-River-Leute waren sehr besorgt, ein Zusammentreffen mit ihnen zu vermeiden; sie geriethen in großen Schrecken, als einmal in der Nacht ein mächtiger Stör sich auf den Bord unseres Canoes schnellte und Alle durchnäßte. In der Morgendämmerung des 4. August erreichten wir die Chaudiere und bald darauf Fort Francis. Noch war die Expedition nicht angelangt.

Zwei Meilen weiter durchschnitten wir die Schnellen des Rainy River bei seinem Ausflusse aus dem gleichnamigen See; vor uns lag seine weite Fläche.

Sonst ist das Auge eines Halbbluts oder Indianers von merkwürdiger Schärfe: es entdeckt einen auffallenden Gegenstand weit eher, als das eines civilisirten Mannes. Aber diesmal war das meinige doch schärfer. Ganz in der Ferne erblickte es einen auffallenden Punkt. Näher und näher kam er: und unter dem Gesange eines alten französischen Liedes trieben acht Irokesen mit mächtigem Ruderschlage ein großes Nordwest-Canoe, das erste der Expedition, dem Ausflusse des Sees zu. —

So weit für heute. Den Ausgang der Unternehmung haben wir oben schon kurz angedeutet. Vielleicht begleiten wir gelegentlich unsern unternehmenden Offizier nach Westen zu den Rocky Mountains, in das Gebiet der Saskatchewan und Assiniboin.

Die neue englische Aufnahme der Sinaihalbinsel *).

r. d. Kein Volk ist bekanntlich eifriger bemüht, das heilige Land zu durchforschen, als das englische, welches dafür große Summen verwendet. Der Palestina Exploration Fund verfügt über bedeutende Mittel, tüchtige Leute sind von der Gesellschaft ausgesandt worden, die auch Tüchtiges leisten und unsere Kenntniß Palästinas nicht unwesentlich gefördert haben. Auch die Sinaihalbinsel, der Schauplatz des Exodus des auserwählten Volks, ist von einer Gesellschaft, die seit 1868 thätig war, zum Gegenstande ausführlicher Untersuchungen und Aufnahmen gemacht worden, deren Ergebnisse soeben in dem unten angeführten Werke veröffentlicht wurden. Die zu diesem Werke gehörigen Photographien wurden indessen schon vor drei Jahren publicirt.

Die Expedition, welche im Herbste 1868 England verließ, bestand aus Capitän H. S. Palmer und Capitän Wilson, der die Vermessung Jerusalems ausgeführt hatte. Ihnen schlossen sich noch an der Geistliche F. W. Holland, der Naturforscher Wyatt und der Sprachforscher und Archäolog E. H. Palmer, dessen Aufgabe es war, sinaitische Inschriften zu sammeln. Seine Arbeit ist noch rückständig, diejenigen der übrigen Expeditionsmitglieder liegen jetzt vor.

Betrachtet man ältere Karten der Sinaihalbinsel, diejenige unseres Landsmannes Rußegger, die seiner Zeit die beste war, oder die 1868 von Holland veröffentlichte, so fallen auf der Stelle die bedeutenden Veränderungen ins Auge, welche ein Resultat der neuen Expedition sind, der es auch gelang, manche bisher auf den Karten weiß gelassene Stellen auszufüllen. Die Gegend zwischen Suez und dem Dschebel Musa, nebst allen Hauptstraßen nach diesem und dem Dschebel Serbal, ist völlig neu aufgenommen, und zwar in dem bedeutenden Maßstabe von 6 Zoll auf die englische Meile. Von den beiden genannten Bergen sind Gipsmodelle angefertigt worden. Die Hauptkarte dagegen, welche den ganzen westlichen, dem Golf von Suez parallel verlaufenden Theil der Sinaihalbinsel umfaßt, ist nur im Maßstabe von einem halben Zoll zur englischen Meile ausgeführt. Ein anderes Blatt umfaßt den innern Theil der Halbinsel bis zum Dschebel el Edschmeh an der Tihwüste (vergl. „Globus“ XIX, 314).

Es handelt sich bei derartigen Aufnahmen bekanntlich immer in erster Linie, und namentlich bei den Engländern, darum, die biblische Topographie festzustellen. Bei der großen Unveränderlichkeit des orientalischen Lebens läßt sich auch, trotzdem über jene Gegenden große Völkerfluthen hingegangen, sehr häufig ein in der Bibel genannter und beschriebener Ort heute noch mit voller Sicherheit constatiren, während über manche andere Localitäten die Gelehrten uneinig sind. Uneinigkeit herrscht namentlich darüber, ob der Dschebel Musa oder, wie Lepsius will, der Serbal, der Sinai der Bibel, der Berg der Gesetzgebung ist, auf dem Moses mit Gott geredet. Unsere Briten sind mit dem Serbal nicht einverstanden. Diejenigen, welche ihn als den heiligen Berg betrachten, nehmen an, daß das Volk Israel vor dem Berge, im Wadi Aleyat oder auf einer gedachten Ebene zwischen diesem Thale und dem Wadi Abscheleh lagerte, in zwei rauhen und steinigen Thälern, die vom nördlichen Abhange des Serbal nach dem Wadi Feiran zu laufen. Nach diesen soll Aleyat „Kalb“ bedeuten und somit einen Anklang der Verehrung des goldenen Kalbes durch die Juden bewahren. Die Expedition aber zeigt, daß Wadi Aleyat so sehr mit ungeheuren Steinblöcken erfüllt ist, daß kaum ein Platz für das Aufschlagen von Zelten vorhanden, somit hier am Serbal auch der Berg der Gesetzgebung nicht zu suchen wäre. Wir gehen hier auf diese Frage nicht weiter ein und erwähnen nur, daß auch eine Erklärung versucht wird, wie die alten Juden in den jetzt höchst unfruchtbaren Gegenden ihre zahlreichen Herden so lange ernähren konnten. Zunächst werden wir da auf die noch vorhandenen Oasen hingewiesen, die Ueberreste einer einst viel bedeutendern Vegetation, und dann wird gezeigt, wie die ägyptischen Bergleute die Wälder der Sinaihalbinsel ausrotteten, wodurch eine Aenderung in der Regenmenge und dadurch im Klima und der Vegetation herbeigeführt wurde.

Der geologische Theil ist von F. W. Holland bearbeitet und mit einer übersichtlichen Karte versehen worden. Nach dieser erscheint der Kern der Halbinsel als aus krystallinischen Gesteinen bestehend, die auf der Karte roh der Figur eines Eselskopfes gleichen. Holland bezeichnet sie als Syenit (Hornblende-Granit). Zwischen den Ohren des Eselskopfes — um den Vergleich fortzuführen — lagert ein Streifen metamorphischer Gesteine, welcher sich bis zum Wadi Feiran am Dschebel Serbal ausdehnt. Zwischen den krystallinischen Gesteinen und dem nach Süden geschwungenen großen Plateau der Tihwüste, die zur Kreideformation gehört, lagert ein rother Sandstein, der nubische Sandstein der Geologen. Nach aufgefundenen Versteinerungen muß er zur Kohlenformation gestellt werden. Die Kreideformation der Tih bildet im Innern eine große Insel, welche nur an einer Stelle bis zum Golf von Suez reicht. Tertiäre Schichten umsäumen sie und die älteren Gesteine im Süden. Endlich umzieht die ganze Halbinsel an den Ufern eine 30 bis 40 Fuß über das gegenwärtige Meeresniveau gehobene Zone von Driftsand.

Von besonderm Interesse ist der von Capitän Wilson bearbeitete Abschnitt über die vorhistorische Archäologie der Sinaihalbinsel. Gruppen von Steinhäusern, oft 20 oder 30 an der Zahl, finden sich nicht selten auf den Kämmen der Hügel und Berge; sie gleichen höchst auffallend den „Bothan“ oder Bienenkorbhäusern der keltischen Archäologen. Sie sind im Grundrisse kreisförmig, die Mauern erheben sich senkrecht einige Fuß hoch, worauf sie mit einer Kuppel geschlossen sind, die durch allmälig über den Vorgänger vorragende Steine gebildet und mit einem größern flachern Steine geschlossen ist. Eine kleine, nur 20 Zoll im Geviert haltende Thür bildet den Eingang. Eine große Anzahl dieser Hütten ist später zu Gräbern benutzt worden; wann dies aber geschah, ist ungewiß; doch bestatten die Beduinen noch heute gern ihre Todten in denselben. Auch Steinkreise sind an verschiedenen Stellen der Halbinsel entdeckt worden; Wilson untersuchte mehrere und hielt sie für die Grabstätten der Bienenkorbhüttenbauer. Die Körper waren zusammengezogen und auf die linke Seite gelegt, doch zerfielen die Knochen so schnell, daß man sie nicht transportiren konnte. Von Zierrathen wurden nur durchbohrte Meermuscheln, ein Armband aus Kupfer und eine Pfeilspitze aus Feuerstein aufgefunden. Vielleicht ist alles dieses, wie Wilson meint, amalekitischen Ursprungs.

Die mitgebrachten ägyptischen Stelen der Sinai-

*) Ordnance Survey of the Peninsula of Sinai. Published by Authority of the Lord Commissioners of H. M. Treasury. Ordnance Survey Office, Southampton.

halbinsel wurden von Dr. Birch entziffert und beschrieben. Sie reichen von der dritten bis zur zwölften Dynastie und sind theilweise älter als der Exodus. Die christlichen Ueberreste aus der Mönchszeit schildert Wilson. Die arabischen Traditionen sammelte Palmer, welcher fand, daß sie nur in einzelnen Fällen selbständig sind, meist aber nur entstellte Erzählungen der Bibel wiedergeben.

Aus allen Erdtheilen.

Die Auswanderung aus Großbritannien und Irland.

Sie geht bekanntlich vorzugsweise nach den Vereinigten Staaten, und das sieht man gerade jetzt in England sehr ungern. Ganz kürzlich ist ein Blaubuch veröffentlicht worden, das sich mit dem Gegenstande eingehend beschäftigt. Im Jahre 1871 verließen 252,435 Auswanderer die britischen Häfen; davon waren englische Emigranten 102,452, doppelt so viele als vor vier Jahren; — Schotten 19,232, gleichfalls mehr als ein Durchschnitt der letztverflossenen acht Jahre ergiebt. In diesen ist dagegen die Auswanderung der Irländer von damals 115,428 auf 71,067 zurückgegangen. Die Zahl der dem Auslande angehörenden Auswanderer, welche sich in britischen Häfen einschifften, ist dagegen von 16,942 auf 53,246 gestiegen. Man sähe es gern, wenn die englischen Auswanderer in die Colonien gingen. Ein „loyaler britischer Unterthan" kann für 6 Guineen in 14 bis 17 Tagen nach Toronto in Canada gelangen, wo etwa 40,000 Leute in jedem Jahre sehr willkommen wären. Aber es ist ermittelt worden, daß etwa 1 Million Pfund Sterling alljährlich aus den Vereinigten Staaten von früheren Auswanderern nach Großbritannien geschickt werden, um Angehörigen ihrer Familien die Uebersiedelung zu ermöglichen. England giebt jährlich an dieselben ein Fünftel seines Bevölkerungszuwachses ab, Schottland ein Drittel, Irland etwa die Hälfte. In starkem Anwachsen dorthin ist die Einwanderung der Deutschen und Skandinavier. „Das verdient besondere Erwägung. Es scheint, als ob der Kelte in der amerikanischen Politik seinen Tag gehabt hat und zwar ohne den Trost, daß er seinen Einfluß zum Guten angewandt habe."

Und Australien. Man blicke nur auf Melbourne; dort wo die Stadt sich erhebt, fand man vor nun 43 Jahren nur einige Wilde und Kängeruhs; jetzt hat diese Capitale 200,000 Einwohner, viele Prachtgebäude, schmucke Vorstädte und einen überaus belebten Hafen. Die Colonie Victoria zählt dermalen 710,982 Einwohner, wovon 17,813 Chinesen und — nur noch 859 schwarze Eingeborene. Das Mißverhältniß in den Geschlechtern gleicht sich aus; auf 329,016 weibliche Seelen kommen 381,966 männliche. Der Arbeitslohn für Handwerker stellt sich im Durchschnitt täglich auf 10 Schilling (3 Thaler 10 Neugroschen), für Feldarbeiter wöchentlich 15 bis 20 Schilling; für Schafhirten jährlich 35 bis 40 Pf. St. und Kost. Ehepaare ohne Kinder bekommen 65 bis 80 Pf. St., mit Kindern 40 bis 55 nebst Wohnung und Beköstigung; weibliche Dienstboten je nach ihrer Befähigung von 20 bis 45 Pf. St. jährlich. Ein gewöhnlicher Tagelöhner bekommt täglich 6 Schilling. In der Colonie sind noch etwa 50 Millionen Acker Landes zu verkaufen; ein fleißiger Arbeiter kann in 3 bis 4 Jahren so viel übrig haben, um sich ein ganz respectables Gütchen zu kaufen; aber die Arbeit trägt mehr ein als der Landbau und deswegen sind 1870 nur 337,506 Acres gekauft worden (für 463,820 Pf. St.). Nach Herstellung der Telegraphenlinie bis Australien wird sich der Verkehr sicherlich steigern.

Das Fetischwesen unter den Negern in Louisiana und Mississippi.

Dasselbe greift immer mehr um sich; „die finsteren Mächte haben über die schwarzen Leute eine große Gewalt." Die Zauberer und Hexenmeister üben großen Einfluß. Es erscheint auf einer Pflanzung ein alter Neger; er hat einen Beutel, welchen die Leute mit abergläubischer Furcht betrachten, denn in demselben befinden sich Knochen, Haare, Köpfe von Eidechsen und dergleichen Dinge mehr, welche nothwendig sind, wenn eine Beschwörung wirksam sein soll. Der Hexenmeister kann anderen Negern ganz nach seinem Belieben Krankheit, Wahnsinn und auch Tod anzaubern. Siechthum gilt für eine Folge solch einer Wodubeschwörung, und wenn der Zauberer irgendwo erscheint, entsteht ein allgemeiner Schrecken. Der Zaubermann versteht seine Gaukelkünste ganz geschickt auszuüben. In St. Mary ist einer, welcher dem Kranken, zu dem er gerufen wird, allemal eine Eidechse aus dem Arme hervorlockt, — es darf aber Niemand dabei zugegen sein, und erst nachdem das Kriechthier den Körper verlassen hat, werden andere Leute in der Hütte zugelassen, um das Wunder anzustaunen. Manchmal zaubert er auch ganz junge Alligatoren aus dem Leibe des Kranken hervor. Auf amerikanischem Boden setzt sich bei den „christlichen" Negern das urwüchsige afrikanische Fetischwesen ungeschwächt fort. Diesen Negern hat die erhabene Staatsweisheit der radical-republikanischen Partei das Wahl- und Stimmrecht ertheilt und sie geben den Ausschlag! Außerdem haben sie das Recht, Waffen zu tragen, und manche von ihnen sind geradezu wandernde Arsenale. In sehr vielen Staaten wird geklagt, daß die dreiste Unverschämtheit der Neger, die sich in der Republik Washingtons nun als Herrscher fühlen, geradezu unerträglich geworden sei. Es vergeht keine Woche, in welcher nicht von da oder dorther gemeldet würde, daß Neger an weißen Frauen Gewaltthätigkeiten verüben, die wir nicht näher schildern können. Die neueste Mode, solche Brutalität zu ahnden, ist die, daß man den Verbrecher einfängt, ihn an einem Baume aufknüpft und daß Jeder, welcher sich beim Lynchen betheiligt hat, dem Gehängten ein paar Revolverkugeln in den Leib jagt. Wem's beliebt, der kann dann den Strick abschneiden.

Bei einem Processe, der am 12. December 1871 zu Columbia in Südcarolina verhandelt wurde, lieferten schwarze, also in diesem Falle unverdächtige Zeugen, den Beweis, daß der Neger Jim Williams, welchen der weiße Gouverneur, ein Carpetbagger, hergelaufener Yankeestrolch aus dem Norden, zum Capitän bei der Miliz ernannt hatte, andere Schwarze in ein Complot verwickeln wollte. Es handelte sich darum, „alle weißen Leute von der Wiege an niederzumachen und die Brandfackel gut zu gebrauchen!"

Aus der Südsee.

Die Navigatoren, diese Samoa-Eilande, welcher wir jüngst mehrfach erwähnt haben, sind nun, wie die neuesten Berichte melden, von den Nordamerikanern in Besitz genommen worden. Der König und seine Häuptlinge haben zunächst allerdings nur den Hafen von Pago Pago auf der Insel Tutuila und eine zu demselben gehörige Gebietsstrecke abgetreten, auf welcher Amerikaner Ackerbau treiben dürfen; man weiß aber sehr wohl, was bei dergleichen Abtretungen und Protectoraten bald hinterher kommt. Die amerikanische Flagge wurde mit den üblichen Feierlichkeiten aufgezogen und ein vom Könige bevollmächtigter Eingeborener nach Washington abgeschickt, um dort den Vertrag ratificiren zu lassen. Die erwähnte

Gebietsstrecke hat 514 Quadratmiles Flächeninhalt, und Capitän Meade vom Kriegsschiff „Narraganset", welcher den Vertrag abschloß, hat sofort einen bevollmächtigten Agenten dort gelassen. Der König hat den Regierungen von Neuseeland und Australien kundgethan, daß er sich des amerikanischen Protectorates erfreue.

Wir ersehen aus einem Berichte aus Wellington in Neuseeland („Times Mail" vom 28. Juni), daß man dort mit sehr scheelen Augen auf das Vorgehen der Amerikaner blickt; die Neuseeländer selbst hatten Lust, eine Kohlenstation auf Tutuila anzulegen; die Yankees sind ihnen jedoch zuvorgekommen.

Das deutsche Kriegsschiff „Nymphe" war auf den Fidschi-Inseln, wo fortan ein deutsches Consulat die Interessen unserer Landsleute wahrnehmen wird.

Was Neuseeland anbetrifft, so wächst der Verkehr dieser Insel mit der Südsee und der Nordwestküste Amerikas ungemein rasch. Im Jahre 1870 ging noch nicht ein einziger Ballen neuseeländischer Wolle nach Californien, 1871 und 1872 aber verschiffte der Hafen Victoria dorthin $1\frac{1}{2}$ Millionen Pfund, im Werthe von 80,000 Pf. St.

Mit dem Straßenbau geht es rasch vorwärts und derselbe trägt viel mehr dazu bei, die Eingeborenen friedlich zu stimmen, als die früheren Gewaltthätigkeiten. In den letztverflossenen Jahren sind etwa 300 Miles Wege gebaut worden, von den 100,000 Pf. St. Kosten haben die Maoris den größten Theil verdient. Jetzt dringen sie in die Regierung, ihnen ihre Ländereien abzukaufen. Es ist eine traurige Geschichte. „Wir wollen essen und trinken, denn morgen leben wir nicht mehr." Das ist buchstäblich ihr Wahlspruch. Ihre Zahl nimmt rasch ab; sie wissen es auch selber sehr wohl, daß sie hinwegschwinden, und sie beschleunigen ihre eigene Vernichtung noch durch den Genuß starker Getränke. Der Straßenbau giebt ihnen Geldmittel genug an die Hand, um so viel Rum zu kaufen wie sie nur mögen. Jedes Tangi, Fest, wird nach der Menge Rum geschätzt, die getrunken wird; und bei jeder Orgie trinken sich Maoris zu Tode.

An der Westküste der mittlern Insel sind Goldfelder in Angriff genommen worden. Dort hat Fox die Gletscher des Mount Cook besucht; er schildert sie als viel großartiger und gewaltiger als alle, welche die von ihm besuchte Schweiz aufzuweisen habe.

* * *

— Die Kukas. Ueber diese in der jüngsten Zeit vielfach erwähnte Secte in Indien giebt die zu Allyghar in Hinduisprache erscheinende Zeitung folgende Nachrichten: Man nennt sie Kukas, weil sie bei ihren Andachtsübungen sehr häufig Koh, Koh! ausrufen. Die meisten Angehörigen der Secte gehören den niedrigeren Classen an, z. B. den Zimmerleuten, Maurern, Schmieden ꝛc. Am stärksten sind sie im südwestlichen Theile des Pendschab vertreten und im Ganzen mögen sie bis zu drei Laks (d. h. 300,000) Köpfe zählen. Man erstaunt billig und begreift nicht wohl, wie ein Mann (der Stifter) von so geringen Fähigkeiten in kurzer Zeit eine so beträchtliche Menge von Anhängern finden konnte. Die armen christlichen Missionäre würden trotz ihrer unermüdlichen Arbeiten und ihrer Civilisation in einem ganzen Jahrhundert auch nicht den hundertsten Theil so viel zusammenbringen können. Die Kukas haben keine Sympathie mit Leuten, die einer andern Religion angehören, nicht einmal mit den Sikhs, obwohl sie behaupten, eine Unterabtheilung derselben zu sein. Ihre Begrüßungsformel, welche sie oft auch als Ausruf hören lassen, lautet Akal Purusch, d. h. Gott ohne Zerstörung; dieselbe wird auch von anderen Sikhs gebraucht. Im Allgemeinen hält man die Kukas für gesellig, gastfrei, und unter einander leben sie sehr verträglich. An der bekannten Meuterei — welche von Cowan und Forsyth so grausam bestraft wurde — sind, wie sie behaupten, einige schlechte Menschen schuld gewesen, dergleichen ja auch bei den Bekennern anderer Religionen nicht fehlen. Die Masse der Kukas, die aus friedlichen Arbeitern besteht, hatte von dem Anschlage gar keine Kunde, war vielmehr sehr entrüstet darüber. Sie leben einfach und verwerfen alle pomphaften Ceremonien der Hindus, z. B. bei Geburten, Heirathen und Begräbnissen; bei derartigen Gelegenheiten hat auch kein Priester etwas zu schaffen. Die Hand der Braut wird in jene des Bräutigams gelegt und der Vater des Mädchens giebt einige Kleider und messingene Töpfe als Hochzeitsgeschenk. In Betreff der Leichenbestattung gilt keine feste Regel; Einige begraben ihre Todten, Andere verbrennen sie und noch Andere machen es wie die Parsis, sie setzen den Todten an irgend einer ablegenen Stelle aus.

— Der bekannte Graf Shaftesbury, welcher als Frömmigkeitsphilanthrop sich in außerordentlich viele Dinge mischt, hat jüngst auch den Geologen eine neue Entdeckung verkündigt. In einer Versammlung in der Londoner Exeter Hall, in welcher Jahr für Jahr so viele seltsame Sachen zum Besten gegeben werden, erklärte Shaftesbury: „Ich habe mit hervorragenden Männern der Wissenschaft eingehende Besprechungen gehabt und bin von denselben ermächtigt worden, Folgendes zu erklären: England ist lediglich der Deckel auf einem großen Feuerbrunnen, und zu jeder beliebigen Zeit kann es sich ereignen, daß die ganze Oberfläche der Insel einstürzt und dann ist sie weiter nichts mehr als ein ungeheurer feuerspeiender Vulcan." Der Ausbruch kann verzögert werden, wenn die Menschen stark, standhaft und fest im orthodoxen Glauben sind.

— Am Rio Gila, Territorium Arizona, hat man Silber gefunden; die Gruben sind schon im Januar in Angriff genommen worden. Bei den Bauten, welche bei St. Joseph an der Brücke über den Missouri vorgenommen wurden, fanden die Arbeiter 43 Fuß unter der Oberfläche goldführenden Quarz und sehr schöne Amethyste.

— Große Kälte und Hitze. Zu Tobolsk in Sibirien stieg im Januar die Kälte auf — 40° Reaumur. Genau um dieselbe Zeit hatte man in Australien eine außergewöhnliche Hitze. Aus Adelaide wird gemeldet, daß die Temperatur zwölf Tage und eben so viele Nächte hindurch niemals niedriger als 82° F. war, aber vielfach 108° F. im Schatten. An ein kaltes Bad war nicht zu denken, indem die Temperatur der Wasserleitung auf 79° gestiegen war. — Ueberhaupt will man gegenwärtig vielfach einen Wechsel im Klima bemerkt haben. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika dauerte der verflossene Winter ungewöhnlich lange; er begann schon mit Schnee und Eis im November und hielt an bis in den März. Seit etwa 20 Jahren beginnt er früher und endigt später. In den mittleren atlantischen Staaten hatte man sonst Winter ohne tüchtigen Frost und fast ohne bedeutenden Schneefall in der Gestaderegion. Italien hat jetzt mehr Frost und Schnee als ehemals. In Ostindien hatte man um Weihnachten zollhohen Schnee, und zu Schanghai in China lief man an den Weihnachtstagen Schlittschuh und trug Pelzkleider. Es ist Sache der Meteorologen, die Ursachen dieser klimatischen Erscheinungen zu ergründen. —

In der ersten Woche des Juli wurden in der Stadt Neuyork mehr als 1000 Personen vom Sonnenstiche befallen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Skizzen aus Ostindien.

II. Nach Tschittore und Adschmir.

Indische Geleitsbriefe. — Habsucht der Brahmanen. — Ihr Grundbesitz; wirthschaftliche Nachtheile. — Tschittore; der Chirat Chumb als Siegesdenkmal. — Beim Radscha von Bunera. — Nassirabad. — In Adschmir. — Die Bazare. — Grabmal des Chodscha Seid. — Wunderthaten dieses Heiligen.

Europäische Reisende, welche am Hofe indischer Fürsten als Gäste behandelt worden sind, erhalten von denselben Geleitsbriefe. Der Rana von Udäpur schickte solche Purwanas an die Herren Schaumburg und Rousselet durch zwei Harkaras, Boten. Diese Schreiben waren gerichtet an die Thakurs, Barone, und die Kotwals, Stadtcommandanten, und die Patels, Dorfschulzen. Sie Alle wurden angewiesen, die Freunde und Gäste des Rana mit Respect zu behandeln und ihnen unentgeltlich den Rassad zu liefern, d. h. die erforderlichen Träger und Nahrungsmittel für sie und ihr Gefolge. Im vorliegenden Falle war außerdem hinzugefügt worden, daß man den Sahibs alle Merkwürdigkeiten zeigen und ihnen genaue Auskunft über Sitten, Gebräuche und Volkssagen mittheilen solle.

Die Reisenden schlugen den Weg nach Tschittore ein und zogen durch ein fruchtbares Land, das aber in Folge früherer Kriege noch an sehr vielen Stellen von Waldgestrüpp überwuchert ist. Die Dörfer, welche in den angebaueten Gegenden liegen, sind wohlhabend; sobald die Fremden sich näherten, kamen die Landleute herbei, um sie zu begrüßen, und die Frauen sangen, nach altem Brauche, den Kullus.

Wie anderwärts in der Welt, so ist auch in den Radschputenstaaten das Pfaffenthum eine wahre Landplage und ein Unheil für das Volk. Dort befindet sich mindestens der fünfte Theil alles Grundes und Bodens im Besitze der Brahmanen. Seit Jahrhunderten haben sie, von Generation zu Generation, mehr und mehr Land an sich, in ihre todte Hand gebracht und lassen nichts davon wieder fahren. Schon die Gesetze Manu's empfehlen echt pfäffisch den Fürsten, noch vor ihrem Tode ihr persönliches Eigenthum den Priestern zu vermachen; und sie bedrohen Jeden, welcher den Priestern ein Stück Land wegnehme, mit einer unflätigen Strafe. Er soll nämlich 60,000 Jahre im Leibe eines von Excrementen lebenden Wurmes verbleiben! Die Könige, die ja „selig“ werden wollten, ließen sich von den Brahmapfaffen einschüchtern und bethören; jeder gab diesen habsüchtigen Harpyen Land. So ist es gekommen, daß in Mewar der fünfte Theil aller Einnahmen an die Brahmanen geht, und der König wagt nicht einmal, solche Ländereien, die seit langen, lieben Jahren unbenutzt da liegen, auf welche aber die Geistlichkeit Ansprüche macht, den Bauern zum Anbau zu überweisen. So gehören z. B. zur Gemeinde Mainas 5000 Bigahs, etwa 6400 Hektaren Ackerland, von welchen mehr als 3000 brach liegen.

Uebrigens passen schon seit längerer Zeit die britischen Behörden den geistlichen Gaunern scharf auf die Finger. Es ist von ihnen ermittelt worden, daß die Brahmanen vielfach betrügerische Mittel anwenden, um ihre Besitzthümer zu vermehren und die rechtmäßigen Eigenthümer schamlos zu berauben. Eines von ihren Manövern besteht darin, daß

sie unter großem kirchlichen Pompe oxydirte Kupferplatten ausgraben, welche sie vor einiger Zeit heimlich eingescharrt haben. Zum allgemeinen Erstaunen der Bauern, welche beraubt werden sollen, liest man dann auf den Inschriften dieser Platten, daß Gott Krischna oder irgend ein anderer mythologischer Heros vor 2000 oder 3000 Jahren die und die Grundstücke der Geistlichkeit geschenkt habe. Die dermaligen Eigenthümer werden als Usurpatoren ihres Besitzes für verlustig erklärt, und die Brahmanen nehmen Besitz von dem, was sie durch ihre Schurkereien sich aneignen. In



Der Khirat Khumb in Tschittore.

den englischen Besitzungen ist ihnen übrigens in dieser Beziehung das schnöde Handwerk gelegt worden und die Bauern behalten ihre Felder.

In Mainar kam Rousselet mit den reichen Brahmanen in Streit. Sie weigerten sich, den Geleitsbrief des Königs zu respectiren und wollten weder Lebensmittel noch Viehfutter geben. Die Reisenden gingen sofort mit ihren bewaffneten Begleitern in das Dorf. „Dort fand ich in dem Ortsvorsteher einen feisten Brahmanen; er benahm sich sehr heilig und überaus unverschämt und verlangte, daß ich mein Lager eine Wegstunde von seinem Orte entfernt aufschlagen sollte; in diesem Falle werde er sich vielleicht herbeilassen, mir einige Lebensmittel zu liefern. Ich entgegnete, daß der König sein ungehorsames Benehmen erfahren solle. Da

sprang er wild und wüthend auf und fuchtelte mit seinem eisenbeschlagenen Bambusstocke über meinem Kopfe herum. Nun war meine Geduld zu Ende; ich versetzte ihm einen derben Schlag mit der Faust und warf ihn so unsanft zu Boden, daß er zwischen seinen Genossen sich umherwälzte. Gleichzeitig gab ich meinen bewaffneten Begleitern, den Sowars, Befehl, Lebensmittel und sonstige Vorräthe zu nehmen, wo sie dergleichen fänden. Die Herren Brahmanen waren völlig verblüfft; meine Kosacken thaten, wie ich ihnen befohlen, und nach einer halben Stunde hatten wir Milch, Mehl und Heu in Menge. Uebrigens ließ ich ein Verzeichniß über Alles aufnehmen und dem Brahmanen einhändigen; er kam am Abend zu uns und bat um Entschuldigung!"

Tschittore, die frühere Hauptstadt des Königreichs Mewar, ist eine berühmte Festung und einige Jahrhunderte lang Schutzwall der Hindus gegen die Mohammedaner gewesen. Die natürlichen Vortheile ihrer Lage auf einem steil abfallenden Berge sind durch Fortificationsarbeiten noch erhöht worden, und Wasser ist oben in Menge vorhanden. Die Stadt selbst hat mehrere prächtige Tempel, darunter einen, welcher der Tulsi Bhawani, dieser Schutzgöttin der Schreiber, gewidmet ist. An einem der großen Sammelbecken, welche als Wasserbehälter dienen und das als Sonnenquelle, Surya Chund, bezeichnet wird, steht das berühmteste Denkmal, der Chirat Chumb (Kheerut Khoomb), der Siegerthurm Chumb's. Der Rana, welcher diesen Namen führte, ließ ihn errichten zum Angedenken eines Sieges, welchen er über die vereinigten Heere der Sultane von Malwa und Guzerat erfocht. Der viereckige Thurm hat 37 Meter Höhe; jede Seite hat an der Basis 10, unterhalb der Kuppel 5 Meter Breite. Das Gebäude hat neun Geschosse und ist innen wie außen mit vielen Statuen und Ornamenten verziert; das ganze indische Pantheon ist dort vertreten. Das neunte Geschoß gleicht einer Laterne unter einer Kuppel. In diesem luftigen Gemache war auf Marmorplatten die Genealogie des Königshauses geschildert; sie sind von den Mohammedanern bis auf einige wenige Reste zertrümmert worden. Die Erbauung des Thurmes soll 90 Laks Rupien gekostet haben.

Auf der Straße, die von Tschittore nach Adschmir führt, liegt Hamigarh, Hauptstadt eines der großen Vasallen, der Omras; er stammt aus dem Clan der Sesudias, welchem auch der König angehört, und führt den Titel Baba, Infant. Weiterhin gelangt man an den Bunas, einen der beträchtlichsten Flüsse in Mewar, der aber jetzt im März zum großen Theil trocken lag. In der Nähe liegt Bhilwara, das seit 1820 durch die Bemühungen der Engländer eine aufblühende Handelsstadt geworden ist. Auf schlechten Wegen gelangt man von dort in etwa sechs Stunden nach Bunera, einer hübschen Stadt an einem malerischen See. Dort hielten die Reisenden einen Rasttag. Der dortige Radscha ist einer der größten Vasallen des Rana und stammt gleichfalls vom Clan der Sesudias ab; aber den Radschatitel haben seine Vorfahren vom Großmogul erhalten.

Der Radscha ließ durch seinen Kambar, Minister und Hofagenten, seinen Besuch anmelden und erschien etwa eine Stunde später bei den Zelten, wo er vom Pferde stieg. Nach altem Brauch umarmte er die Europäer und trat ins Zelt. Von dort begleiteten sie ihn in seinen stattlichen Marmorpalast, wo sie bis spät Abends verweilten. Am andern Tage wurde eine Jagd auf Wildschweine veranstaltet und nach Beendigung derselben fehlten Tanz und Gesang der Bayaderen nicht. Rousselet bemerkt, daß in Bunera dieselbe Etikette beobachtet wird, wie am Königshofe zu Udäpur; er spricht mit Anerkennung über das wahrhaft noble Auftreten des Radscha und über das höfliche Betragen der Radschputen überhaupt.

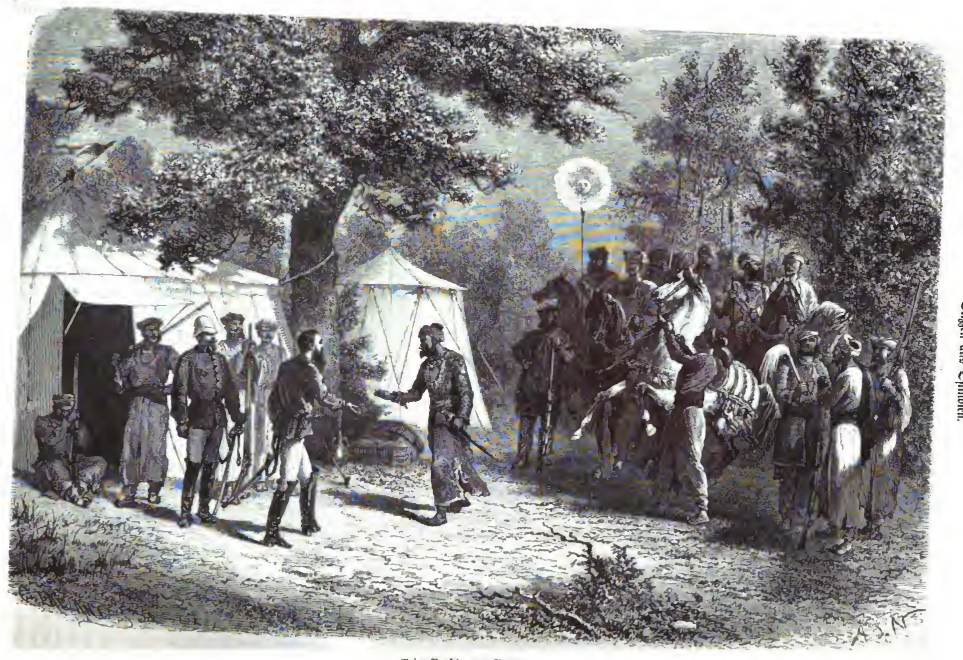
Der nördliche Theil von Mewar bietet mit seinen baumlosen Ebenen einen unangenehmen Anblick dar; armselige Dörfer liegen in weiten Zwischenräumen. Im Juli freilich ist dort Alles grün, aber aufzuhelfen wäre dieser Gegend nur durch ein ausgedehntes System von Bewässerungscanälen.

Zwischen den Besitzungen des Rana von Udäpur und Adschmir bildet der Fluß Kahri Nadi die Grenze. Diese Provinz ist der einzige Theil von Radschputana, welcher dem britischen Gebiet, seit 1818, einverleibt ist. Nachdem sie einst den Großmoguls unterworfen war, kam sie nach Zerstückelung des Kaiserreiches an die Maharattenkönige von Gwalior, welche sie den Engländern überlassen mußten. Aus der Mogulzeit sind noch viele Pirs vorhanden, in welchen einst mohammedanische Heilige gewohnt haben. Nasirabad ist eine wichtige Militärstation der Engländer; sie liegt etwa vierthalb deutsche Meilen von Adschmir entfernt, wohin man durch eine angenehme Landschaft kommt; die Arawaliberge sind in der Nähe, und in den Schluchten bemerkt man riesige Cactuspflanzen, welche förmliche Wälder bilden; auf den Hochflächen stehen Akazien, und dort gewahrten die Reisenden eine unzählige Menge von Feldhühnern und am Rande der Gehölze sehr viele Pfauen. Als sie um einen Bergvorsprung ritten, hatten sie einen prächtigen Anblick auf die Stadt Adschmir und ihre berühmte Festung Tiragarh. Die weißen Gebäude heben sich aus einem dichten Kranze üppigen Grüns empor; die Felder waren mit blühenden Rosensträuchen und Verbenen wie bedeckt; die Blumen liefern den Stoff zu dem berühmten Attar, diesem duftigsten aller orientalischen Wohlgerüche.

Wer durch das Thor einreitet, gelangt in den Bazar, welcher auf den ersten Blick an jenen von Kairo erinnert. Hier fanden die Reisenden keinen gastfreien Rana oder Radscha, und nicht einmal einen Bangalow, weil Fremde selten nach Adschmir kommen. Zwar hatten sie Einführungsbriefe an den Gouverneur der Provinz, aber sie nahmen Anstand, ihn mit ihrem Gefolge von etwa funfzig Mann heimzusuchen. Deshalb wandten sie sich, wie ihnen schon in Udäpur gerathen worden war, an den Bankier Seth Pertab Mull. Sie wurden von dessen Dienerschaft sehr aufmerksam empfangen und der Herr selber stellte in liebenswürdiger Weise ihnen sofort eins seiner Gebäude zur Verfügung. „Nach einer halben Stunde schon wohnten wir in einem reizenden Häuschen in der Vorstadt, fern vom Geräusch der Bazare, und hatten eine Anzahl aufmerksamer Diener zu unserer Verfügung. Im Garten dufteten die Blüthen der Orangen- und Citronenbäume. Die Granatbäume prangten in herrlichem Roth und auch Springbrunnen fehlten nicht."

Jetzt konnten die Reisenden die Geleitsmänner heimschicken, welche der Rana von Udäpur ihnen beigegeben hatte. Der Gouverneur, Major Davidson, stellte ihnen Wagen und Pferde zu Gebot und förderte sie freundlich bei ihren wissenschaftlichen Forschungen.

Adschmir, eine alte Stadt, ist in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gegründet worden vom Tschohan Adscha Pal. Der Ueberlieferung zufolge war er Hirt, bauete die Festung, unterwarf das umliegende Land und wurde sehr mächtig. Daher der Name der Stadt: Adschamir, Berg der Hirten, oder Adschi mir, unbezwingbarer Berg. Unter Akbar dem Großen, im Jahre 1559, wurde sie mit dem Reiche der Großmogule vereinigt; diese verweilten oft und gern dort, weil Lage und Klima vortrefflich sind. Sie baueten in Stadt und Umgegend Paläste und hielten Seen und Teiche in guter Ordnung.



Beim Radscha von Bunera.

Nächst Dschäpur hat Adschmir die schönsten Bazare im ganzen Radschputenlande, und von Seiten der Engländer ist für dieselben viel geschehen. Die Straßen derselben sind breit und mit bequemen Seitenwegen versehen. Das Erdgeschoß der Häuser besteht aus Kaufläden, das obere Geschoß hat einen Balcon und Verandas, und im Allgemeinen bietet die Stadt „einen koketten Anblick“ dar. Aber neben den breiten Bazarstraßen, welche ein Werk der Engländer sind, findet man ein buntes und höchst malerisches Durcheinander von engen und gewundenen Budengassen, in denen eine lärmende Menge sich drängt. Dort würde ein Genremaler eine überaus reiche Fülle von Stoffen für Bleistift und Pinsel finden, denn keine andere Stadt des Orientes, nicht einmal Kairo, gewährt einen originellern Anblick. In den nur ein paar Schritte breiten Gassen drängen sich Leute aus den verschiedenen indischen Völkerschaften, und man findet Waaren aus allen Himmelsgegenden aufgespeichert. Tagtäglich schlenderte ich, sagt Rousselet, allein in diesen Bazaren umher und traf stets auf Neues, das mich überraschte. Ich blieb vor den Buden stehen und unterhielt mich mit den Verkäufern, die ich stets freundlich und höflich fand. Da sitzt der Juwelier, ein Mann, welcher zur Brahminenkaste gehört, auf dem Auslegebrette; er trägt die geweihete Schnur der Wiedergeborenen; sein Oberleib ist unbekleidet, aber er

Der Bazar in Adschmir.



hat eine gewaltige Brille, welche für die äußere Würde eines ciselirenden Goldschmiedemeisters unentbehrlich zu sein scheint; im Innern der Bude modelliren und schmieden seine Söhne edles Metall. Als ich ihn begrüße, nimmt er seine Brille ab und holt aus einem eisernen Koffer allerlei Schmucksachen hervor, erklärt mir die Art und Weise, wie sie verfertigt werden, und ich wähle einige Kleinigkeiten aus. Neben seiner Bude ist die eines Künstlers, der nur Armbänder verfertigt; er ist ein Baniane aus Marwar, doch befassen sich auch Mohammedaner mit dieser Fabrikation. Seine Frau probirt den Käuferinnen die Arbeiten an, und dieser Schmuck findet großen Absatz, da Mädchen und Frauen ihn tragen.

Da finde ich auch Instrumentenmacher. Sie verfertigen eine Art großer Guitarren, Violas und Tamtams; die Kesselschmiede sitzen inmitten eines wahren Berges von allerlei kupfernen Geräthen, von der kleinen Lota, welche zu religiösen Abwaschungen dient, bis zum großen Kessel, der drei Fuß und mehr im Durchmesser hat. Schuhmacher, Färber und Töpfer nehmen ganze Budenreihen ein; sie haben begreiflicherweise nicht das vornehme Gepräge des Bazars, auf welchem Kleiderstoffe feil geboten werden. Hier sind die Buden äußerst sauber und gut beleuchtet; der Kaufmann sitzt auf blendend weißen Kissen und harrt mit ruhiger Würde der Kunden, während sein Handlungsdiener auf einem unendlich langen Papierstreifen Zahlen kritzelt. Zu dem allen kommen die wandernden Kleinverkäufer, welche hausiren gehen und ihre Siebensachen laut ausrufen: Kugeln aus Milch und Zucker geknetet, Grünzeug, Messer und Scheren, Betel, kurz alle möglichen Dinge.

Die im Allgemeinen recht hübschen Frauen sind keineswegs furchtsam und verhüllen sich das Gesicht nicht; sie scheinen sich ganz frei und zwanglos bewegen zu dürfen. Die Mohammedanerinnen erkennt man an den eng anschließenden Beinkleidern, und das ist, da die Männer so eifersüchtig sind, allerdings eine auffallende Tracht; die Hindufrauen nehmen sich mit ihrer Kangra, einem kurzen Röckchen, und der Sarri, Schärpe, recht anmuthig aus. —

Unter den Denkmälern haben einige für die Mohammedaner großen Werth, und eins derselben wird von den indischen Muselmännern wie eine Art Mekka betrachtet. Es ist das Durga des Chodscha Seid, welches das Grab dieses Heiligen enthält. Er war der erste Missionär, welcher den Ungläubigen in Adschmir jene einzig wahre Lehre predigte, die im Koran enthalten ist, und kam aus der persischen Landschaft Sedschistan, wo er im Jahre 527 der Hedschra das Licht der Welt erblickte, im Gefolge des Eroberers Kutub. Er wurde 108 Jahre alt; sein ganzes langes Leben war der Frömmigkeit gewidmet, und er hat eine überaus große Menge von Wundern gethan. Der Großmogul Dschehangir hat ihm 1610 das prächtige Mausoleum bauen lassen.

Im Durga wird das Ursa Kadir Walla abgehalten, ein großes religiöses Fest, zu welchem Hunderttausende von Wallfahrern aus allen Gegenden Asiens herbeiströmen. Jeder bittet sich vom Heiligen eine Gunst und Gnade aus; manche sind so dreist, daß sie ihn um Geld angehen. Es gehört auch unter die Wunder, daß Chodscha Seid in seinem Grabe fortlebt und Handlungen verrichten kann, wie ein Mensch, der sich auf der Oberwelt bewegt. Wem er wohl will, dem stellt er Anweisungen aus, die er mit seinem Namen unterzeichnet; sie sind an reiche Banquiers in verschiedenen indischen Städten gerichtet, und der Respect vor dem erzheiligen todten und doch lebenden Wundermann ist so groß, daß sie unweigerlich honorirt werden. Der blinde Aberglaube bewirkt viele Wunder selbst bei Geldleuten.

Müller's kosmische Physik*).

I.

Es giebt Bücher, denen der Sachverständige es schon äußerlich nach kurzem Durchblättern ansieht, daß sie etwas werth sind. Sein Auge kann der Glanz nicht bestechen, den mancher Liebhaber über ein auf seine eigenen Kosten gedrucktes Buch ausschüttet; er weiß zu unterscheiden zwischen Flitterputz und gediegenem Schmuck, der unwillkürlich aus dem Texte hervorgeht. Das letztere ist nun im hohen Grade bei dem vorliegenden Musterwerke der Fall, und da das Aeußere eines Buches uns allemal zuerst fesselt, so mag auch von diesem hier zunächst die Rede sein. Man ist schönen Druck, kräftiges Papier und gute Holzstiche bei allen Erzeugnissen des Vieweg'schen Verlages ohnehin gewöhnt, und darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren. Bei dem vorliegenden sowie anderen Werken dieses Verlegers tritt uns aber eine äußerst splendide Verwendung des Farbendrucks im Texte selbst entgegen, die nicht wenig dazu beiträgt, das Verständniß zu heben. In unserer Jugend fanden wir das Spectrum nur schwarz dargestellt, seine verschiedenen Farben waren durch verschiedene Schraffirungen angedeutet; hier aber leuchtet es uns zwischen den schwarzen Lettern in allen Regenbogenfarben entgegen. Wir finden dreifarbige Kärtchen mitten im Texte, und schlagen wir gar erst den schönen Atlas des Werkes auf, so erfreut sich das Auge an den verschiedensten Leistungen des Farbendrucks. Die Sonnenprotuberanzen, Nordlichter, Luftspiegelungen prangen hier in wahrhaft leuchtender Pracht, und jede einzelne Tafel kennzeichnet für sich einen Fortschritt der Typographie. Diese Verbesserungen sind aber alle erst allmälig eingeführt worden, sie wuchsen mit dem berühmten Werke selbst, das, fast einzig in seiner Art dastehend, durch die dritte Auflage beweist, wie gediegen es ist. Im Jahre 1856 schickte der Verfasser, Professor der Physik an der Universität zu Freiburg im Breisgau, seine damals weit geringern Umfang zeigende Arbeit zum ersten Male in die Welt. Angeregt durch Humboldt's „Kosmos", hatte er ein Werk geschaffen, in welchem die Physik des Himmels und der Erdkugel systematisch zusammengestellt waren, und zwar hielt er, bei aller Gründlichkeit, sein Astronomie, physikalische Geographie und Meteorologie umfassendes Werk populär.

*) Lehrbuch der kosmischen Physik von Dr. Joh. Müller. Zugleich als dritter Band zu sämmtlichen Auflagen von Müller-Pouillet's Lehrbuch der Physik. Mit 383 in den Text eingedruckten Holzstichen und 25 dem Texte beigegebenen, sowie einem Atlas von 40 zum Theil in Farbendruck ausgeführten Tafeln. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1872.

Wir können für unsere Zwecke hier das erste und zweite Buch der kosmischen Physik, in denen die Astronomie und die Lichterscheinungen der Himmelskörper wie in der Atmosphäre besprochen werden, übergehen. Uns liegt das dritte Buch näher, das die kalorischen Erscheinungen auf der Erdoberfläche und in der Atmosphäre behandelt, und innerhalb dieses Abschnittes ist es die Meteorologie und das Luftmeer mit seinen Strömungen, denen wir uns zuwenden wollen.

Die **Meteorologie**, so vielfach in das praktische Leben eingreifend, ist, namentlich auch in Deutschland, zu einer ungemein gediegenen Wissenschaft entwickelt worden, und doch fällt ein Vergleich dieser Wissenschaft, die mit der Untersuchung der Witterungserscheinungen und den damit verknüpften atmosphärischen Phänomenen sich beschäftigt, mit der Astronomie sehr zu Ungunsten der Meteorologie aus. Auf Jahrzehnte, ja Jahrhunderte voraus kann man den Augenblick berechnen, wo eine Sonnen- oder Mondfinsterniß beginnen und aufhören wird. Mit gleicher Sicherheit kann man die Stelle am Himmelsgewölbe voraus bestimmen, an welcher ein Planet an einem bestimmten Zeitpunkte stehen wird, so daß man jetzt ein Fernrohr so aufzustellen im Stande ist, daß ein bestimmter Planet nach zehn, ja nach hundert Jahren an einem bestimmten Tage, zu einer bestimmten Stunde das Gesichtsfeld des Fernrohrs passiren muß. Dagegen ist es meist unmöglich, die Witterung nur auf wenige Tage, oft auch nur auf wenige Stunden mit Sicherheit voraus zu bestimmen. Wie vielerlei ist aber hierbei auch in Betracht zu ziehen: die Erwärmung der Erdoberfläche durch die Sonnenstrahlen, die Zonen, die Jahreszeiten, die täglichen Variationen der Lufttemperatur, locale Verhältnisse u. s. w. kommen dabei in Frage. Der Verfasser führt das Alles nach einander aus und wendet sich dann der Lehre von den Isothermen zu, wobei zahlreiche Tabellen und Karten die Anschauung unterstützen. Hier ein Beispiel, wie er Isotheren und Isochimenen behandelt.

Um die Wärmeverhältnisse eines Landes zu kennen, muß man außer der mittlern Jahrestemperatur auch noch wissen, wie sich die Wärme auf die verschiedenen Jahreszeiten vertheilt. Diese Vertheilung kann man auf einer Isothermenkarte nach Humboldt's Beispiel dadurch andeuten, daß man an den verschiedenen Stellen einer und derselben Isotherme die mittlere Sommertemperatur des entsprechenden Ortes über, die entsprechende Wintertemperatur aber unter die Curve setzt.

Eine sehr gute Uebersicht in Beziehung auf die **Vertheilung der Wärme zwischen Winter und Sommer** gewährt eine Karte, in welcher man alle Orte durch Curven verbindet, welche gleiche mittlere Wintertemperatur haben, und dann wieder diejenigen, für welche die mittlere Sommertemperatur gleich ist. Die Linien gleicher mittlerer Sommertemperatur heißen **Isotheren**, die Linien gleicher mittlerer Wintertemperatur heißen **Isochimenen**. Die Figur stellt ein Kärtchen von Europa mit den Isotheren und Isochimenen von 4 zu 4 Grad dar.

Die ausgezogenen Curven sind die Isochimenen, die punktirten sind die Isotheren. Man sieht aus dieser Karte leicht, daß die Westküste des südlichen Theils von Norwegen, Dänemark, ein Theil von Böhmen und Ungarn, Siebenbürgen, Bessarabien und die Südspitze der Halbinsel Krim gleiche mittlere Wintertemperatur von 0° haben. Böhmen hat aber gleichen Sommer mit dem Ausfluß der Garonne, und in der Krim ist der Sommer noch weit wärmer. Dublin hat eine gleiche mittlere Wintertemperatur, nämlich 4°, mit Nantes, Oberitalien und Konstantinopel, und gleiche Sommerwärme von 12° mit Drontheim und Finnland.

Die Isothere von 16° geht vom Ausfluß der Garonne ungefähr über Straßburg und Würzburg nach Böhmen, der Ukraine, dem Lande der donischen Kosacken, und geht etwas nördlich vom Kaspischen Meere vorbei; wie ungleich aber ist die mittlere Wintertemperatur an verschiedenen Orten dieser Isotheren! An der Westküste von Frankreich ist sie 4°, in Böhmen 0°, in der Ukraine — 4° und etwas nördlich vom Kaspischen Meere gar — 8°.

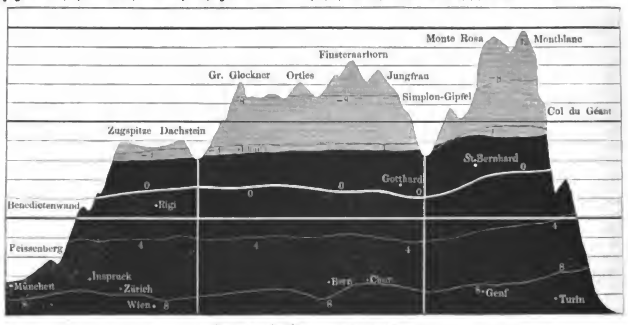
Isotheren- und Isochimenenkarte Europas.

Der Verfasser behandelt dann die jährlichen Variationen der Lufttemperatur und die **thermischen Isanomalen**, d. h. die auf einer Karte gezogenen Curven, welche eine Reihe von Orten mit einander verbinden, denen eine gleiche thermische Anomalie zukommt; unter letzterer aber versteht man die Differenz zwischen der mittlern Temperatur eines Ortes und der Normaltemperatur seines Parallels. Es folgt eine Abhandlung über **Land- und Seeklima**, reich illustrirt durch schlagende Beispiele und Gegensätze. Bekanntlich ist die Temperatur der Meeresoberfläche eine weit gleichförmigere als die des Landes; sowohl die täglichen als auch die jährlichen Temperaturschwankungen sind auf dem Meere geringer, als in der Mitte der großen Continente, und dadurch ist gerade der Unterschied zwischen Land- und Seeklima bedingt, welcher dadurch größer wird, daß an den Küsten der nördlich gelegenen Länder der Himmel meist bedeckt ist, was sowohl den wärmenden Einfluß der Sonnenstrahlen im Sommer mäßigt, als auch die starke Erkaltung des Bodens durch Wärmestrahlung im Winter hindert. Ein Beispiel der Einwirkung des Seeklimas. Edinburg unter 56° nördl. Br. hat bei gleicher mittlerer Jahreswärme doch mildere Winter und kühlere Sommer als Tübingen (48°30′ nördl. Br.). Die Differenz der mittlern Temperatur des heißesten und kältesten Monats beträgt für Edinburg nur 9,5°, für Tübingen aber 15,7°.

Im Gegensatze zu diesen horizontalen Abwechselungen im Klima stehen die verticalen, die Abnahme der Temperatur in höheren Luftregionen. Die Erwärmung der Luft findet

weniger durch die sie durchdringenden Sonnenstrahlen, als durch die Berührung mit dem erwärmten Boden statt, daher die Temperaturabnahme, die man bei Luftballonfahrten wie Bergbesteigungen constatirt hat. Wie z. B. in den Alpen die Temperatur abnimmt, je weiter man nach oben gelangt, zeigen die Isothermen derselben nach Schlagintweit.

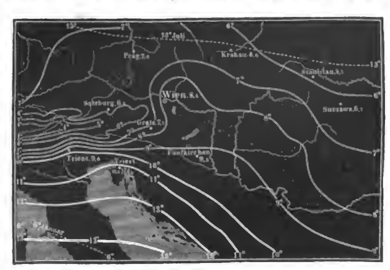
In Ländern, welche von Gebirgsketten namhafter Höhe durchzogen sind, ist der Verlauf der Isothermen natürlich ein ganz anderer, als er nach den Andeutungen der oben besprochenen Isothermenkarten sein würde, wie man dies z. B. aus dem beistehenden Kärtchen ersieht, welches die Jahresisothermen für den österreichischen Staat und benachbarten



Isothermen der Alpen nach Schlagintweit.

Länder nach Réaumur'schen Graden darstellt. Dieses Kärtchen läßt den Einfluß des Alpensystems auf den Verlauf der Isothermen deutlich hervortreten. Der Verlauf der Isothermen in gebirgigen Ländern wird der Natur der Sache nach einige Aehnlichkeit mit dem Verlauf der Isohypsen (Linien gleicher mittlerer Höhe über dem Meeresspiegel) haben, und zwar wird diese Aehnlichkeit um so mehr hervortreten, je größer der Maßstab der Karte gewählt ist, je mehr man also bei der Darstellung der Höhenschichten sowohl als auch der Isothermen ins Detail eingehen kann. — Für Gebirge, welche nicht bedeutend ausgedehnte Hochebenen bilden, sondern vorzugsweise aus hohen Kämmen und Gipfeln bestehen, wie dies z. B. für die Alpen der Fall ist, sind die Temperaturschwankungen in der Höhe weit geringer als in der Tiefe, weil isolirte Berge und Bergreihen auf die Temperatur der höheren Luftregionen nur einen unbedeutenden Einfluß ausüben können, und weil die periodischen Temperaturschwankungen des Bodens in der Ebene, welche sich zunächst den unteren Luftschichten mittheilen, in der Höhe in ihrer Wirkung schon abgeschwächt sind, ehe sie merklich werden. So fand z. B. Kämtz auf dem Rigi als Mittel aus einer Beobachtungsreihe von mehreren Wochen die Differenz des täglichen Maximums und Minimums = 3,04° R., während diese Differenz zu Zürich gleichzeitig 7,6° R. betrug.

Bei plötzlich eingetretener strenger Winterkälte kommt es öfters vor, daß es an höher gelegenen Orten wärmer ist als an tiefer gelegenen. So stand zu Dresden das Thermometer am 23. Januar 1823 auf — 27° R., während es auf dem Königsteine nur 17° R. zeigte. Am 22. Januar 1850 fiel das Thermometer auf dem Brocken nur auf — 9° R., während es auf der umgebenden Niederung auf — 20° R. fiel.



Jahresisothermen für Oesterreich.

Nachdem Müller so die Temperaturverhältnisse und Temperaturschwankungen der höheren Luftregionen besprochen, erläutert er auch die in so vieler Hinsicht interessanten Temperaturverhältnisse der Hochebenen. Ein isolirter hoch in die Luft hineinragender Bergkegel oder ein Bergkamm wird die höheren Regionen der Atmosphäre nicht merklich erwärmen können, weil die Winde in jedem Augenblicke nur kalte Luftmassen an ihm vorbeiführen. Eine Hochebene von bedeutendem Umfange aber kann sich unter dem Einflusse der Sonnen-

strahlen bedeutend erwärmen, indem sie von einer weniger dichten und weniger hohen Luftschicht bedeckt ist als die tieferen Gegenden, weil also die Sonnenstrahlen, welche eine Hochebene treffen, durch Absorption in der Luft weniger Wärme verloren haben als die, welche zur Tiefe gelangen. Eine Hochebene kann also auch einen merklichen Einfluß auf die Erwärmung der höheren Luftregionen ausüben, welche über ihr schweben und welche eben wegen der größern Ausdehnung des Plateaus längere Zeit mit dem erwärmten Boden in Berührung bleiben.

Unter sonst gleichen Umständen muß es demnach auf Hochebenen wärmer sein als auf isolirten Berggipfeln von gleicher Höhe. In den mexicanischen Gebirgen zwischen dem 18. und 19. Grade nördlicher Breite hört schon in einer Höhe von 13,600 Fuß alle phanerogamische Vegetation auf, die Schneegrenze findet sich in einer Höhe von 14,500 Fuß über dem Meeresspiegel, während in Peru bei gleicher südlicher Breite in größerer Höhe eine zahlreiche ackerbauende Bevölkerung wohnt; Potosi liegt 13,540 Fuß hoch. Die Schneegrenze liegt hier in einer Höhe von 18,350 Fuß. Dies erklärt sich nur durch die bedeutende Ausdehnung und Höhe der Hochebenen Perus. Das Plateau, in dessen Mitte der Titicacasee liegt, erhebt sich zwischen zwei Gebirgsketten bis zu einer Höhe von mehr als 12,350 Fuß; bei einer Breite von 60 geographischen Meilen erstreckt es sich vom 16. bis zum 20. Grade südlicher Breite, so daß es eine Oberfläche von 3600 Quadratmeilen hat. Die Plateaus der Andes in der Nähe des Aequators haben höchstens eine Oberfläche von 10 Quadratmeilen, und die Höhe der mexicanischen Hochebene beträgt nur 6000 bis 8000 Fuß.

Während sich die Hochebenen unter der Einwirkung der Sonnenstrahlen stark erwärmen, ist natürlich auch aus demselben Grunde der Wärmeverlust, den sie durch die nächtliche Strahlung erleiden, viel bedeutender als in der Tiefe. Auf der Hochebene von Caxamarca in Peru, wo in einer Höhe von 4300 Fuß die mittlere Temperatur 16° R. ist, erfriert der Weizen doch häufig des Nachts. Humboldt sah hier bei Tage im Schatten das Thermometer auf 25° R. steigen, während es vor Sonnenaufgang nur 8° R. gezeigt hatte.

Auf den Hochebenen sind die täglichen Schwankungen der Temperatur und, wenn sie weiter vom Aequator entfernt liegen, auch die jährlichen, viel größer als unter sonst gleichen Umständen in der Tiefe; so hat z. B. die Hochebene von Tibet sehr heiße Sommer, obgleich die mittlere Jahrestemperatur ziemlich niedrig ist (die mittlere Temperatur des Monats October fand Turner 5,7° R., und dies ist so ziemlich genau auch die mittlere Jahrestemperatur), weil dagegen der Winter um so kälter ist. Auf der Nordseite des Himalaya liegen die Culturgrenzen und die Schneegrenze nicht etwa deshalb höher als auf dem südlichen Abhange, sondern weil bei der ungleichmäßigen Wärmevertheilung der Sommer auf der nördlichen Abdachung heißer ist, und dann auch, weil auf dem Nordabhange viel weniger Schnee fällt als auf der Südseite.

Höflichkeitsformeln und Umgangsgebräuche bei den Marokkanern.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Es ssalamu alikum ist die allgemeine Begrüßung der Gläubigen, der Araber, und folglich aller Marokkaner, die der alleinseligmachenden Kirche Mohammed's anhängen. Alikum ssalam ist die Antwort. Beiderseits muß der Gruß immer mit sichtbarem Ernste, mit einer gewissen Feierlichkeit ausgesprochen werden, ein freundlich lächelndes Gesicht würde man für ganz unpassend erachten.

Wie die mohammedanische Religion am Ende weiter nichts will, als die ganze Menschheit unter Einen religiösen Hut bringen, und dies dadurch zu erreichen hofft, daß sie jeden andern Glauben als absolut falsch verwirft, so hat dieselbe auf alle Völker, die den Islam bekennen, einen merkwürdig nivellirenden Einfluß ausgeübt. Und wie hauptsächlich Gewicht auf das wörtliche Glaubensbekenntniß gelegt wird, und eine fortschreitende Entwickelung in der Religion aufs Strengste verpönt ist, so sehen wir, daß alle den Islam bekennenden Völker dahin gekommen sind, wohin der Buchstabenglaube führt: zur offenen Heuchelei, Scheinheiligkeit und zu einer entsetzlichen Verdummung und Verthierung des Volkes.

Durch Alles, was die mohammedanischen Völker thun und reden, zieht sich immer ein heuchlerischer, muckerhafter und pharisäischer Hauch, auch in Höflichkeiten. Der durch den Gebrauch Mohammed's geheiligte Gruß: „Der Gruß (Gottes) sei mit Euch," wird daher auch nie an Ungläubige verschwendet. Ein echter Mohammedaner würde glauben, ewig verdammt zu werden, wenn er hierin nicht einen strengen Unterschied machte. Tritt er in eine Versammlung, wo Juden und Christen zugegen sind, so unterläßt er nie zu sagen: „Ssalam ala hali," Gruß meinen Leuten, oder will er den Unterschied noch mehr hervortreten lassen, so sagt er: „Ssalam ala hal es ssalam," Gruß den Leuten des Grußes, d. h. den Mohammedanern, da selbstverständlich den ungäubigen Hunden kein Gruß zukommt. Oder auch man sagt: „Gruß denen, welche die Religion befolgen," womit selbstverständlich die alleinseligmachende Religion des Islam gemeint ist, alle anderen Religionen, die christliche, die jüdische &c., führen den Menschen direct vom Diesseits in die Hölle.

Will ein Marokkaner recht höflich gegen einen Juden oder Christen sein, d. h. ihn z. B. beim Begegnen zuerst anreden, so sagt er wohl, Allah iannek, Gott helfe Dir, oder auch: Gott gebe Dir zu Essen. Nie aber würde er einen Glaubensgenossen so anreden, denn Alles, auch die Höflichkeitsbezeugungen sind streng vorgeschriebene Redensarten und Handlungen.

Und es ist eigenthümlich, während äußerlich eine gewisse Gleichheit der Menschen zu existiren scheint, denn der ärmste Mann im Lande ist nicht sicher, eines Tages zum ersten Minister oder gar zum Sultan, zum Chalif (des gnädigen Herrn Mohammed) gemacht zu werden, herrscht dennoch ein strenger Unterschied in den Förmlichkeiten und Gebräuchen des Umgangs zwischen Hohen und Niederen, zwischen Armen und Reichen, zwischen Schriftgelehrten und Laien, zwischen Schürfa*) und anderen gewöhnlichen Sterblichen. Ist es nicht ähnlich so in der päpstlichen Kirche? Der Sultan von

*) Nachkommen Mohammed's.

Marokko betrachtet sich als den rechtmäßigen Nachfolger Mohammed's, als seinen Verweser auf Erden. Seiner Idee nach gehört von Rechtswegen die ganze Erde ihm: „Jeder kann Sultan oder Beherrscher der Gläubigen werden, vornehmlich aber die vom Blute Mohammed's *)." Der Papst andererseits betrachtet sich als rechtmäßigen Nachfolger Petri (oder als Stellvertreter Jesu Christi, d. h. eigentlich Gottes), seiner Meinung nach gehört von Rechtswegen die Herrschaft über die ganze Erde ihm, jeder kann Papst werden, der den Laienstand mit dem schwarzen Gewande vertauscht; wie der Sultan von Marokko behauptet er, nicht fehlen zu können. Wo ist da der Unterschied vor dem *unparteiischen* Menschen? Aber eben so groß wie in der päpstlichen Kirche der Unterschied zwischen dem mit dreifach goldener Krone bedeckten Papste und dem einfachsten Priester der Kirche, oder gar dem Bettler ist, so groß ist auch der Abstand zwischen dem von seinen tausend Weibern umgebenen Sultan und dem ärmsten Faki des mohammedanischen Reiches.

Wie es bei uns verschiedene Anreden giebt, so auch bei den Marokkanern. Der Sultan hat den Titel *Sidina*, unser gnädiger Herr; der Scherif, d. h. ein Nachkomme Mohammed's, den Titel *Sidi* oder *Mulei*, d. h. mein Herr, eine Scheriffrau den Titel *Lella*; einen andern Menschen redet man mit *Si*, Herr, an, welches Si dem Namen vorgesetzt wird, *aber nur, wenn er lesen und schreiben kann*. Andere ganz gewöhnliche Menschen nennt man einfach bei Namen, sowohl Männer und Frauen, wie Kinder. Will man solche rufen, so kann man ohne zu verstoßen, falls der Mann unbekannt ist, sagen: *ia radjel*, o Mann, *ia marra*, o Frau, *ia uld*, o Sohn, *ia bent* oder *ia bekra*, o Tochter, o Jungfrau.

Man muß sich wohl hüten, in Marokko den Titel Sidi, mein Herr, gewöhnlichen Menschen zu geben, nur die Juden müssen alle Gläubigen so anreden. Auch die Minister, Agha, Kaid, Mufti, Kadi, Imam u. s. w. haben, falls sie nicht Schürfa sind, kein Recht auf den Titel Sidi.

Beim Begrüßen sagt man bis Mittag: Dein Tag sei gut, von Mittag bis Abend: Dein Abend sei gut. Zu jeder Stunde kann man sagen: Sei willkommen.

Wenn auch vollkommen Unbekannte beim ersten Anreden sich dutzen, so ist das Dutzen doch nicht ausschließlich in Gebrauch. Es würde unschicklich sein, den Sultan anders anzureden als in der zweiten Person Pluralis, ebenso lieben es auch vornehme Personen, namentlich Religionsmänner, sich in der zweiten Person Pluralis anreden zu lassen. Auch Kinder pflegen ihre Eltern mit „Ihr" anzureden. Der gebräuchlichste Gruß, *es ssalamu alikum*, ist ja ebenfalls in der zweiten Person Pluralis.

Da eine Begrüßung zwischen Leuten, die sich seit Langem nicht gesehen, immer unendlich lange dauert, manchmal eine halbe Stunde, so hat man die verschiedensten Redensarten, um sich nach dem wechselseitigen Befinden zu erkundigen. „Wie ist Dein Zustand? Wie ist Deine Zeit? Wie bist Du? Wie ist Dein Wie? Wie bist Du gemacht ꝛc." Alle diese Redensarten werden mit monotoner Stimme wiederholt, und man hat wohl Acht, dieselben mit häufigen „Gott sei gelobt", „o gnädiger Herr Mohammed" zu untermischen. Je öfterer man letzteres thut, desto besser und frömmer glaubt man zu sein und für desto heiliger wird man gehalten.

Es würde ein großes Verbrechen sein, bei den Leuten arabischen Blutes sich nach dem Befinden der Frau des Andern zu erkundigen. Und wenn sie am Rande des Grabes stände, dürfte man das nicht direct thun. Selbst der Vater, der Bruder würde es nicht für decent halten, seinen Schwiegersohn, seinen Schwager, ohne Umschweife nach der Gesundheit seiner Tochter, seiner Schwester zu fragen.

Da aber der Marokkaner ebenso gut den Trieb der Neugier besitzt wie wir, so braucht er dann allerlei Umwege, um sich nach dem Befinden einer Frau zu erkundigen: „Wie befinden sich Adams Kinder?" d. h. alle Menschen, die Frauen also auch; oder: „Wie geht es dem Zelte?" d. h. mit Allem, was darin ist; oder: „Wie geht es der Familie?" — „Wie befinden sich Deine Leute?" ꝛc.

Der Kuß ist allgemein verbreitet. Dennoch kennt man nicht den Kuß der Liebe: den auf den Mund. Man begegnet einander, ergreift die Rechte, ohne sie zu drücken und küßt sodann seinen *eigenen* Zeigefinger. Will man recht seine Freude ausdrücken über die Begegnung, so wird diese Procedur 6 bis 8 Mal wiederholt. Ein Untergebener küßt einem Vornehmen den Saum seines Kleides, oder ist dieser zu Pferde, das Knie, die Füße; ist der zu Begrüßende ein großer Heiliger, so kann man auch dessen Pferd, oder irgend einen beliebigen ihm gehörenden Gegenstand küssen.

Weiß der Vornehme oder der Heilige, daß der Begrüßer Geld hat oder Geld schenken will, so giebt er wohl seine Hand zum Küssen, legt dieselbe segnend auf den Kopf oder wehrt die demüthige Geberde des Begrüßers mit Worten ab. Ist ein Untergebener zu Pferde, so steigt er schon von Weitem ab, um einen höher Stehenden zu begrüßen. Zwei Gleiche küssen sich wohl die Wangen, und will ein Vornehmer oder ein Heiliger Jemand besonders auszeichnen, so küßt er diesem die Stirn. Kommt ein Vornehmer, so erheben sich alle Anwesenden und verbeugen sich mit vor der Brust gekreuzten Armen. Vor dem Sultan, vor dem Großscherif kann man sich auch auf die Erde werfen, wie beim Gebet, und die Stirn auf den Boden drücken: „*Allah ithol amrok!*" Gott verlängere die Existenz Deiner Seele, ruft man.

Der Marokkaner verläßt eine Versammlung ohne Gruß; nur wenn er auf längere Zeit verreisen wollte, würde er es für nöthig halten, sich förmlich und durch Worte zu verabschieden. Ist aber ein sehr vornehmer Mann, ein Heiliger in der Versammlung, so geht man zu ihm, küßt seine Knie, seine Hand, oder den Saum seines Kleides und verabschiedet sich dann ohne ein Wort zu sagen.

Schon an anderen Orten ist darauf hingewiesen worden, wie die marokkanische Geistlichkeit, wenn von einer solchen die Rede sein kann, eben so viel auf äußere Ehrenbezeugungen hält, wie die der europäischen Christenheit. Wenn es auch dort nicht Sitte ist, daß sie sich kenntlich macht von den Laien durch *besondere Tracht* (schwarzen Anzug, weiße Cravatte), so liebt es doch Jeder, der sich vorzugsweise dem Studium der Religion hingiebt, *daß man ihn zuerst grüßt*, daß er den Ehrenplatz erhält und daß man auf ihn die meiste Rücksicht nehme. In einem so durch die Religion fanatisirten Lande ist es daher jedem Reisenden dringend anzurathen, sich mit dieser Classe von Menschen gut zu stellen, und da die mohammedanische Geistlichkeit, ebenso wie die christliche, besondere Vorliebe für Geld hat, weil dieses als die erste Bedingung zur Herrschaft erscheint, so ist es wohl gerathen, den frommen Leuten davon so viel wie möglich zukommen zu lassen. Wie richtig handelte z. B. Ali Bey in dieser Beziehung bei seinen Reisen durch Marokko.

Alle Höflichkeitsbezeugungen in Marokko müssen in fromme Redensarten gekleidet sein. *Allah iatik ssaha*, *Allah iaunik*, Gott gebe Dir Kraft, Gott helfe Dir, ruft man einem Arbeitenden zu, und wenn einer niest, so rufe ihm

*) Sollte ja einer auf den Thron kommen, der nicht Scherif wäre, so würde er kraft der Infallibilität, die jeder Sultan der Gläubigen besitzt, schon Papiere beibringen, um zu beweisen, daß er doch Mohammed's Blut in seinen Adern habe.

ein Nebjak-Allah, Gott rette Dich, zu; der Niesende dankt mit Rhak-Allah, Gott sei Dir gnädig.

Eine Sitte oder vielmehr Unsitte existirt, die man in Europa aufs Höchste anstößig finden würde, das laute Aufstoßen während des Essens und gleich hernach. Der Aufstoßende ruft dann selbstgefällig Staghfr-Allah, Gott verheißt es, oder Hamd' Allah, Gott sei gelobt. Er betrachtet das als Zeichen, daß der Appetit jetzt gestillt sei und ebenso fassen die Mitessenden es auf, die ihn vielleicht heimlicherweise um dies seh- und hörbare Zeichen seines gesunden Magens beneiden. Jedes Essen, jeder Trunk wird begonnen, wie überhaupt Alles, was man unternimmt, mit Bsm-Allah, im Namen Gottes. Und es würde vollkommen gegen alle Sitte sein, aufrecht stehend zu essen oder zu trinken. Dem Trinkenden wird ein: Ssaha, Gesundheit, zugerufen.

Es würde nicht nur ein Verstoß gegen den guten Anstand sein, wollte man mit der linken Hand essen, sondern auch gegen die Religionsvorschriften verstoßen. Die linke Hand, die zu gewissen Abluitionen benutzt wird, gilt für unrein, nur der Teufel, der sich aus religiösen Vorschriften nichts macht, bedient sich seiner Linken. Man darf sich beim Essen nie des Messers bedienen, namentlich das Brot darf nicht geschnitten, sondern muß gebrochen werden. Vor und nach dem Essen muß man sich die Hände, und nach dem Essen die Hände und den Mund ausspülen, aber sorgfältig darauf achten, daß das zum Mundausspülen benutzte Wasser nur aus der hohlen Hand, nicht aus einem Gefäße genommen wird. Zum Reinigen des Mundes bedient der wohlerzogene Mann sich nur des Daumens und Zeigefingers seiner Rechten. Man soll nicht zu schnell essen, und derjenige, der einen Vornehmen oder höher im Range Stehenden bei sich empfängt, darf sich nicht mit an die Schüssel setzen, sondern muß durch Aufwarten seine Sorgfalt für den Besuch bekunden. Der Besuchende selbst würde sehr gegen die Lebensart verstoßen, wollte er sich um seine Bagage oder um seine Dienerschaft kümmern. Daß diese in Obhut genommen, daß die Dienerschaft mit Speise und Trank versehen, daß die Thiere abgefüttert werden, darf ihn nicht kümmern, es ist das Sache des Wirthes. Präsentirt man Dir eine Tasse Thee oder Kaffee, so trinke sie nicht rasch aus, sondern nimm das Getränk schlürfend zu Dir. Wenn Du beim Speisen bist, so unterlasse es nie, die Hinzukommenden zum Mitessen einzuladen, und diese, falls sie gleichen Ranges sind, erzeigen sich als wohlerzogene Leute, wenn sie wenigstens Einen Bissen mitessen, selbst wenn sie satt sind. Sind sie aber niederer Herkunft, so dürfen sie das Anerbieten nicht annehmen; sind sie hungerig so erfordert es der Anstand, sich zu setzen und zu warten, bis man ihnen die Ueberbleibsel reicht.

Gewisse Gebräuche als von den unseren abweichend sind noch besonders hervorzuheben.

Man darf keinen brennenden Spahn mit dem Hauche auslöschen, sondern nur durch Hin- und Herfahren durch die Luft. Wenn man Feuer verlangt zu einer Pfeife oder um etwas anzuzünden, so sage man nicht, gieb mir Feuer, attini nar, denn nar bedeutet auch das höllische Feuer, sondern man sage attini l'afiah. Das Wort l'afiah bedeutet Leben, Gesundheit und Feuer, oder attini djemra, gieb mir eine Kohle.

Höchst unanständig würde es sein, aufrecht stehend ein Bedürfniß zu verrichten, man muß das in hockender Stellung thun, und hernach die Abluition nicht verabsäumen, oder wo Wasser fehlt, die Abluition durch Sand vollziehen.

Man vermeide, mit Schuhen ein Zimmer oder gar eine Moschee zu betreten, an der Schwelle der Thür müssen sie zurückgelassen werden. Sobald man Jemand auf der Straße anreden will und hat ihm etwas Ausführliches zu sagen, dann bleibe man nicht stehen, sondern hocke nieder, denn im Stehen lange zu sprechen, ist unanständig.

Einen Bittenden muß man nie durch eine abschlägige Antwort beleidigen; in schah Allah, so Gott will, sagt man, oder ist der Bittende zudringlich: Rbiatik, Gott wird Dir geben. Ein guter Mohammedaner darf keinen Zweifel an der Großmuth Gottes hegen.

Begeht man eine Ungeschicklichkeit, zerbricht oder wirft man aus Versehen etwas um, so verflucht man zuerst den Teufel, denn der ist die Ursache alles Uebels, erst dann sagt man: smah-li, verzeih mir. Ma fi'sche lass, es ist kein Uebel dabei, erwiedert der Besitzer laut, innerlich aber vielleicht den Urheber und Teufel zum Teufel wünschend. Sehr bequem für alle Unfälle sind auch die Redensarten Mektub Allah, es war bei Gott geschrieben, oder Hakum Allah, es war von Gott befohlen, oder wenn man einem lästigen Frager durch eine gerade Antwort nicht befriedigen will: Baid-alia chabar and Allah, das ist weit von mir, Gott weiß es, oder Arbi iarf, Gott weiß es.

Hat man sonst nichts zu thun, stockt eine Unterhaltung, so ruft man einfach Allah oder Rbi, d. h. Gott, Meister, oder Allah akbar, Gott ist der Größte, oder man bezeugt, daß Gott ein Einiger und Mohammed sein Gesandter ist, oder endlich man verflucht die Christen. Grund und Anlaß zu diesen Reden brauchen nicht vorhanden zu sein, es gehört aber zum guten Ton, sie so oft wie möglich auszustoßen.

Für eine empfangene Wohlthat muß immer gedankt werden, wäre sie auch noch so gering: Allah ikter cheirek, Gott vermehre Dein Gut, oder Allah iberk fik, Gott segne Dich.

Auf das Versprechen eines Marokkaners ist nichts zu geben, wenn er auch von Höflichkeit überfließen würde und die heiligsten Eide, wie „beim Haupte des Propheten, bei Gott dem Allmächtigen" rc. geschworen hatte. Es erheischt denn aber auch die gute Sitte, daß man dergleichen Schwüre nicht genau nimmt, nicht daran erinnert.

Ist man zum Besuche, so muß man sich ja hüten, die Gegenstände oder den Besitz des Wirthes zu loben, es könnte das den Verdacht erwecken, als wolle man etwas geschenkt haben. Thut man es ja, so füge man immer hinzu: Mabruk. Lobt man z. B. ein Pferd: mabruk el aud, das Pferd möge Dir glücklich sein, oder lobt man ein Kind: Allah itohl amru, Gott verlängere seine Existenz. Lobt man einen Abwesenden, so ist es höflich, wenn man seine Eigenschaften vergleicht mit denen desjenigen, zu dem man spricht: „ich traf letzthin mit Mohammed ben Omar zusammen, der ebensoviel Geist, ebensoviel Ueberlegung besitzt, wie Du selbst." Ueberhaupt ist es Norm, jedem die größten Schmeicheleien geradezu ins Gesicht zu sagen: „Bei Gott, wie geistreich Du bist, Niemand ist, wenn es Gott gefällt, so großmüthig wie Du; ich habe, Gott stehe mir bei, noch keinen so guten Reiter gesehen wie Du einer bist" rc. Der Geschmeichelte antwortet mit „kulschi and Allah, Alles steht bei Gott", oder mit sonst einer frommen Redensart.

Bei gewissen Ereignissen im menschlichen Leben haben die Marokkaner ihre unveränderlichen Höflichkeitsphrasen. Bei einer Verheirathung: „Gebe Gott, daß sie (die Frau) Dein Zelt fülle" (mit Kindern). Wenn ein männlicher Sprößling geboren wird: „Das Kind möge Dir Glück bringen." Zu einem Erkrankten: „Sorge nicht, Gott hat die Zahl Deiner Krankheitstage gezählt;" zu einem, der im Gefecht verwundet wurde: „Du bist glücklich, Gott hat Dich

gezeichnet, um Dich nicht (beim jüngsten Gericht oder beim Eintritt ins Paradies) zu vergessen." Will man Jemand über den Verlust eines Angehörigen trösten: „Seit dem Tage, wo er empfangen wurde, stand sein Tod im Buche Gottes," oder: „es war bei Gott geschrieben."

Ueber den Verlust der Frau tröstet man noch besonders mit: „Halt Deinen Schmerz an, Gott wird diesen Verlust ersetzen."

Alle diese Redensarten sind unveränderlich wie bei uns „guten Tag, wie geht's" rc. Die Marokkaner haben aber auch noch andere Mittel, um sich unbemerkt oder durch Zeichensprache ihre Gedanken mitzutheilen. Zum Beispiel in einer Versammlung wäre es vielleicht wünschenswerth, irgend Jemand über die Gesinnung oder Absicht dieses oder jenes aufzuklären. Er blinzelt ihm mit dem Auge zu, reibt die beiden Zeigefinger an einander, d. h. wir sind oder Ihr seid Freunde und verstehen uns oder Ihr seid Gesinnungsgenossen. Ein kreuzweises Sägen der beiden Zeigefinger würde Feindschaft andeuten. Dergleichen conventionelle Zeichen haben die Marokkaner sehr viele, wodurch sie reden können, ohne damit in eine allgemeine Unterhaltung eingreifen zu müssen. Und es wird keineswegs als ein Zeichen der Unhöflichkeit betrachtet, sich solcher Zeichen zu bedienen.

Die Haßler-Expedition in der Magellans-Straße.

r. d. Die „Haßler"-Expedition der Nordamerikaner, mit Professor Agassiz und Graf Pourtales an Bord, hat im März die Magellansstraße passirt, dort Forschungen angestellt und war im Beginn des April im chilenischen Hafen Talcahuano (Concepcion) angelangt, von wo aus Berichte nach den Vereinigten Staaten gesandt wurden, denen wir die nachstehenden Mittheilungen entnehmen.

Am 16. März hatte der „Haßler" Punta Arenas, die chilenische Niederlassung an der Magellansstraße, erreicht. Der Ankergrund, obgleich den Winden ausgesetzt, ist dort gut, aber die heftige Brandung und die Abwesenheit eines Molo machen das Landen unbequem. Die chilenische Niederlassung selbst liegt etwa eine Stunde südlich von der Sandspitze, nach welcher sie den Namen führt, auf einer etwa 30 Fuß hohen Erhebung, umgeben von einer fruchtbaren Ebene und mit einem dichten Walde im Hintergrunde. Sie besteht aus einer langen, geschlossenen Doppelreihe von Häusern, die parallel der Bucht verlaufen, und ist als Strafniederlassung militärischen Gesetzen unterworfen. Seit aber Dampfschifffahrt und Handel in der Straße zunehmen, wenden sich auch andere Ansiedler als Sträflinge dorthin, und die Kohlenlager, die eine gute Stunde landeinwärts in 1000 Fuß Höhe liegen, werden Ursache zu einem neuen Aufschwunge der Colonie geben, denn sie bestehen nicht, wie man wohl gesagt hat, aus Braunkohlen, sondern, wie Agassiz fand, aus echter Steinkohle. Am Scheidepunkte der beiden großen Oceane, am Hauptverbindungswege zwischen beiden, mit gutem Hafen, unerschöpflichem Zimmerholz- und Kohlenvorrath versehen, steht Punta Arenas entschieden eine Zukunft bevor. Auch Gold in Klumpen ist gefunden worden, und fossile Austernschalenlager liefern Baukalk in großer Menge*). In dem Walde hinter der Niederlassung stehen gewaltige antarktische Buchen (Fagus antarctica), die einen Durchmesser von 6 bis 7 Fuß und eine Höhe von 100 Fuß erreichen. Sie zeichnen sich durch rauhe Rinde, kleine, eiförmige, gesägte Blätter und eine Nuß aus, die kleiner als unsere Buchecker ist. Ein anderer Baum ist der Wintersrindenbaum, der zu den Magnoliaceen gehört und sich durch immergrüne, lederartige Blätter und weiße Blüthenbüschel leicht unterscheidbar von den Buchen abhebt; er wird 60 bis 70 Fuß hoch und hat eine glatte graue Rinde, mit der im 16. Jahrhundert Capitän Winter, ein Gefährte Franz Drake's, seine Leute hier vom Scharbock heilte. Daher der Name.

Nachdem der „Haßler" in Punta Arenas Kohlen eingenommen, dampfte er weiter; zunächst in südlicher Richtung, an der Ostküste der Braunschweig-Halbinsel entlang, auf welcher Punta Arenas liegt. Den 7000 Fuß hohen Sarmientoberg vor Augen, durch enge Canäle mit steilen Klippen eingesäumt, oder durch breite, stille Binnenseen, die üppiger Gras- und Strauchwuchs umgrünte, dampfte der „Haßler" nach Port Famine, einem lieblichen Plätzchen, das jedoch eine traurige Geschichte aufzuweisen hat. Hierher war, um Franz Drake's Buccanierzügen Einhalt zu thun, Don Pedro Sarmiento vom spanischen König Philipp dem Zweiten gesandt worden; er legte die Niederlassung San Felipe an, und wurde dann mit seinem Schiffe so verschlagen, daß er nicht zurückkehren konnte. Die zurückgebliebenen Ansiedler, 300 an der Zahl, ohne Lebensmittel der Winterkälte preisgegeben, gingen bis auf zwei zu Grunde, die von Engländern aufgenommen wurden. Letztere tauften San Felipe in Port Famine (Hungerhafen) um, und diesen Namen hat es auch bis zum heutigen Tage behalten. Die Leute vom „Haßler" fanden zwischen mannshohem Brombeergebüsche noch Reste der alten spanischen Hütten und zwei mit Moos und Flechten bedeckte Vierundzwanzigpfünder.

Im Verfolg der Fahrt wurden die landschaftlichen Schönheiten der Magellansstraße immer großartiger. Unter senkrechten, kahlen Klippen oder phantastischen, schneebedeckten Gipfeln und an gletschererfüllten Abhängen hin segelte der „Haßler" seine Bahn. Die Abwesenheit von frischem Schnee in dieser Jahreszeit (März) ließ das Grünblau des Gletschereises prächtig erkennen und abstechen von dem todten Weiß der Schneefelder; dann wechselten wieder Wälder mit Felsen ab, deren regelrechte Schichtung verrieth, daß sie seit der Periode ihrer Ablagerung nicht gestört worden waren, oder mit gabelförmig gezackten Piks und Gletschereis geschliffenen Felswänden. Die „Haßler"-Expedition beobachtete, daß die Glätte des nördlichen Gestades stets die des südlichen übertraf, daß dort sich polirte, regelmäßige, abgerundete Oberflächen zeigten, während gerade gegenüber scharfe, zerrissene und unebene auftraten. Es ergab sich daraus deutlich, wie Agassiz bereits vorausgesagt, daß während der Eiszeit die Passage der Eismassen von Süden nach Norden zu ging.

Der „Haßler" passirte Cap Froward, die südlichste Spitze des amerikanischen Festlandes, die als steiles, kühnes

---

*) Nach der chilenischen Zeitung „Ferro Carril" vom 11. October 1871 betrug die Zahl der Ansiedler in Punta Arenas 800, meist Chilenen. Sie führten Pelzwerk und Straußenfedern aus, die sie im Tauschhandel mit den Patagoniern gewonnen. Die Goldausbeute belief sich 1868 auf 25,000 Dollars. Die Red.

Riff in die Straße hinaustritt und Segelfahrzeugen bei starkem Winde oft Schwierigkeiten beim Umschiffen verursacht. In der Nähe traf man das erste Fahrzeug mit Feuerländern, in dem vier oder fünf Männer und Frauen saßen. Sie waren fast nackt und hatten nur Jeder ein kleines Guanako- oder Pumafell zum Schutze gegen die Kälte umgehängt. Die Weiber ruderten und säugten ihre Kinder dabei, während die Männer im Canoe aufstanden, wild gesticulirten und Zeichen machten, daß der Dampfer halten solle; die einzigen englischen Worte, welche sie hervorbrachten, waren: Stop boat und Fire!

Nachdem Cap Froward umschifft war, ankerte der „Haßler" in Port Gallant, in der Fortescuebai, einem der sichersten und schönsten Häfen der ganzen Straße. Er ist vollständig von drei Seiten von Bergen umschlossen und an der vierten liegt eine kleine Insel, die aber Ein- und Auslaufen ganz bequem gestattet. Am Ufer fand man erratische Blöcke und Quarzadern, Dickichte von Fuchsia magellanica, Flechten, Moose, Leberkräuter. Die Schönheit und Ueppigkeit dieser Vegetation unter 55° südl. Br. setzte die Naturforscher in Erstaunen. Hier, wo die Schneegrenze nur 1000 bis 2000 Fuß von der See landeinwärts liegt, wo Schnee und Hagel oft Monate lang fallen und Schneestürme selbst im Sommer vorkommen, fanden sie Fuchsien, die eine Höhe von 10 und 12 Fuß erreichten, scharlachrothe Desfontaineen, rosenrothe Philesien und zahlreiche andere schönblühende Pflanzen, während Flechten und Moose in großen Massen das Gestein mit einem bunten Teppich überzogen.

Am 22. März segelte der „Haßler" von dieser schönen Stätte weiter, um nun mit den heftigen Windstößen Bekanntschaft zu machen, die in der Magellansstraße den etymologisch unaufgeklärten Namen „Willi-Waws" führen. Nach der Schilderung dieses plötzlich und mit großer Wucht auftretenden Windes, dem der „Haßler" mit Mühe und Noth durch Einlaufen in Borjabai an der Nordseite entging, muß er den Föhnstürmen auf den Schweizer Seen gleichen, die dort zwischen den Alpenriesen sich fangen. Borjabai, von Bergen umgeben, bot eine Wasserfläche dar, so eben und glatt wie ein Spiegel, während außerhalb in der Straße das Wasser brüllte und schäumte. Zuweilen aber übersprang der Sturm mit Gewalt die schützenden Klippen und verwandelte auch den glatten Spiegel der Borjabai in ein kochendes, schäumendes Becken, bis plötzlich wieder Alles ruhig wurde. Einen Begriff von der Gewalt dieser Windstöße erhält man durch die Schilderung der „Haßler"-Expeditionsmitglieder, welche bezeugen, daß ein schöner Wasserfall an dem östlichen Ufer der Bucht im Stürzen durch den Wind gehemmt und in entgegengesetzter Richtung, allen Gesetzen des Falls hohnsprechend, bergauf gejagt wurde!

Die Landschaft zeigte am nächsten Tage frisch gefallenen Schnee und leichtes Eis auf der Oberfläche des Wassers. Da noch mehr Willi-Waws in Aussicht standen, so blieb man in Borjabai und begann die geologische Durchforschung des umliegenden Landes. Die Matrosen fanden ganze Bootladungen eßbarer Muscheln, die nun das Hauptnahrungsmittel bildeten. Am 23. März erreichte der „Haßler" Cap Notch, das als grauer 650 Fuß hoher Felsen in die Straße vorspringt, und nachdem dieses passirt, gelangte er nach der Gletscherbai, die einen großartigen, herrlichen Anblick gewährte. Die Bucht ist nur klein, hier und da mit grünen Inseln besäet und allseits von hohen Felsmauern umgeben, die theils kahl, theils mit grünem Gras und Strauchwerk bestanden sind. Das hintere Ende wird von einer Kiesbucht begrenzt, darauf folgt ein Gehölz und dann die Gletscher, nach denen die Bai den Namen führt. Der Wald ist eine halbe englische Meile breit, sehr dicht und zieht sich bis zu einer Höhe von 100 Fuß an den Bergen empor. Durch ihn rinnen drei Bäche, die sich vereinigen, einen Wasserfall bilden und dann in die Bucht fließen. Ihr Wasser ist trübe und schlammig von dem darin suspendirten Granit-, Porphyr- und Quarzpulver, die aus der zermalmenden Thätigkeit des Gletschers resultirten. Die Schwierigkeit, in den antarktischen Wald einzudringen, war ziemlich groß; gefallene Baumstämme, wildverschlungene Gesträuche, schlüpferiges Moos hinderten das Vordringen; stachelige Brombeeren verwickelten sich in die Kleider, an morastigen Stellen sanken die Füße tief ein. Endlich sah man durch die Bäume den blauen Gletscher scheinen, dessen Basis sich über eine Strecke von einer halben englischen Meile Länge ausdehnte, mit glänzenden Eisthürmen und Spitzen, Bergen und Thälern, Höhlen und Spalten bedeckt. Der Basis entlang dehnte sich die 20 Fuß hohe Endmoräne aus, die aus Felsstücken und Kieseln verschiedener Art und Größe bestand; unter ihr brachen die mit Detritus erfüllten Bäche hervor, die sich in die Bucht ergossen. Den Gletscher, der bisher keinen Namen trug, taufte man dem Schiffe zu Ehren „Haßler-Gletscher", den 3500 Fuß hohen Berg, von dem er herabkommt, aber Mount Agassiz. Die Fortbewegung des Gletschers wurde zu 8 Zoll in 24 Stunden, oder doppelt so schnell als die Bewegung der Schweizergletscher gefunden.

Nach der Untersuchung des Gletschers wandte sich der „Haßler" weiter westlich und ankerte in Playa Parda Cove, wo die verschiedenartige Beschaffenheit des Oberflächenwassers und der tieferen Seeschichten auffiel. Eine Untersuchung ergab, daß das Oberflächenwasser, welches eine Temperatur von 22° F. (= $5^1/_2$° C.) zeigte, fast so rein wie destillirtes Wasser war, während nur vier Fuß tiefer eine Temperatur von 52° F. (= 11° C.) herrschte und der Salzgehalt jener des gewöhnlichen Meerwassers war. Hieraus ging hervor, daß das Oberflächenwasser durch geschmolzenes Eis gebildet worden war, das von einem Gletscher stammte. Von einem Berge in der Nachbarschaft konnte man denn auch landeinwärts diesen Gletscher sehen, der feine Bäche zur Playa Parda Cove herabsandte. So weit und so oft man auch in das Binnenland hineinschaute, stets wurde der Anblick desselben gleichmäßig befunden: unregelmäßig gebirgig, mit Gletschern und Schneefeldern bedeckt. Je weiter der „Haßler" nach Westen zu dampfte, desto häufiger wurden die Gletscher, so daß schließlich Dutzende in Sicht kamen. Die Vegetation begann nun auch, je mehr man sich der pacifischen Region näherte, sich zu ändern. Nach der atlantischen Seite, der Magellansstraße zu, war sie entschieden üppig, wenn auch wesentlich kryptogamisch, doch fehlte jeder Boden, der sich zur Cultivirung geeignet hätte. An der pacifischen Seite dagegen wurde das Land fruchtbarer, grasige Abhänge waren häufig zu sehen und der Boden war anbaufähig. An der felsigen Desolationinsel vorbei gelangte der „Haßler" nun nach dem lieblichen Hafen Port Chirrura, wo nach Reiseschilderungen Gletscher sich bis herab ins Meer erstrecken sollten. Wohl fand man Gletscher, allein sie lagen an den Spitzen der Berge, Tausende von Fuß über dem Meere. Da man keinen bis zum Meere herabreichenden Gletscher fand, segelte man bald weiter nach Shollbai. Die landschaftlichen Schönheiten an der Straße wurden jetzt wo möglich noch anziehender als früher; steil und zerrissen ragten zu beiden Seiten die Felsklippen empor, über die herabschäumende Cascaden ins Meer stürzten; hinter diesen tauchten grüne mit Buchen und Winterrindenbäumen bekleidete Hügel auf, über denen sich wieder hohe, spitze, mit Schnee gedeckte Piks erhoben. In Shollbai traf man wieder mit Feuerländern zusammen. In

einem Boote kamen fünf Männer, vier Frauen und neun Kinder von verschiedenem Alter herangerudert. Die Männer stiegen aus und näherten sich in der friedlichsten Absicht dem am Ufer entzündeten Lagerfeuer der Expedition; gierig warfen sie sich über die Reste des Frühstücks her und verlangten dann laut nach Taback und Galleta (Zwieback); außerdem verstanden sie noch drei oder vier spanische und englische Wörter. Gern folgten sie der Einladung, mit an Bord des „Haßler“ zu kommen, zu dem sie in ihrem Boote hinüber gerudert wurden; letzteres war eine gestohlene Jolle von einem europäischen Schiffe und diente als einziger Wohnplatz der armen Leute, die in Seehundsfelle gekleidet, mit ihren sinnlichen Gesichtern, aufgeschwollenen Bäuchen und dünnen Gliedmaßen einen höchst unangenehmen Eindruck machten. „Es scheint kaum,“ sagt ein Berichterstatter, „zwischen ihnen und den niederen Thieren eine Grenzlinie zu bestehen, wenigstens verloren sie noch im Vergleich mit ihren hübschen Hunden.“

Otterinsel, am Fuße des Burneyberges, die Cordillera von Sacramento wurden passirt, und immer näher kam der „Haßler“ dem Stillen Ocean, dessen Fluthen man schon zu spüren begann. Hier schoß man eine Dampferente, so genannt, weil der Vogel seine kurzen, breiten, nicht zum Fliegen geeigneten Flügel beim Schwimmen gleich den Schaufelrädern eines Dampfers gebraucht und mit ihrer Hülfe ungemein schnell dahinschießt. Die Dampferente wird vom Schnabel bis zur Schwanzspitze gegen 4 Fuß lang und wiegt 15 bis 25 Pfund. Cook, der diese Ente auch schon kannte und fand, daß sie mit einer Schnelligkeit von 10 bis 12 englischen Meilen in der Stunde schwimmt, nannte sie „Rennpferdente“. Sie bildet den Uebergang zwischen den Geschlechtern Anas und Aptenodytes.

Am 30. März ward Puerto Bueno erreicht; von hier ab bemerkte man eine Abnahme der schneebedeckten Berge; der Trinidadcanal wurde passirt und am 3. April schwamm der „Haßler“ im Golf von Peñas wieder im offenen Wasser des Stillen Oceans.

Aus allen Erdtheilen.

Polarexpeditionen im Jahre 1872.

Wir haben jüngst der abenteuerlichen Expedition Pavy's erwähnt und wollen demnächst einige Mittheilungen über Weyprecht's und Payer's Fahrt nach dem sibirischen Meere geben. Hier stellen wir Notizen über einige andere Unternehmungen zusammen. Der Leser wird aus denselben ersehen, daß der Eifer für arktische Entdeckungen nicht im Mindesten erkaltet ist.

Die Schweden setzen ihre verdienstvollen Arbeiten rüstig fort; sie haben sich bekanntlich die Aufgabe gestellt, auf dem Polareise so weit als irgend möglich nach Norden hin vorzudringen. Nordenskjöld, der viel Erprobte, wird wohl nun schon längst in See sein; er wollte zu Anfang des Juli von Gothenburg aus in See gehen. Die Regierung, welche die Expedition unterstützt, hat ihm zwei Schiffe, Gladam und Polhems, zur Verfügung gestellt. Er will auf der Parry-Insel, nördlich von Spitzbergen, überwintern, 80° 38′ N., also an einem Punkte, wo er vom Nordpole nur noch etwa 140 geographische Meilen entfernt ist, und von dort will er dann im Frühjahre mit Renthierschlitten so weit als irgend möglich vordringen. Von Italien aus ist ein Marineoffizier, Eugenio Parent, nach Schweden gegangen, um sich, falls er noch zu rechter Zeit gekommen ist, der Expedition als Freiwilliger anzuschließen. Die geographische Gesellschaft hat ihn mit Instrumenten und anderen wissenschaftlichen Hülfsmitteln versehen.

Capitän Tobiesen, ein mit den hochnordischen Gewässern sehr vertrauter Seemann, will mit einem norwegischen Segelfahrzeuge wo möglich ganz Spitzbergen umfahren. Er ist im Frühjahre von Tromsö zunächst nach Westspitzbergen gegangen.

Capitän Svend Foyn ist (Petermann's Mittheilungen, Juni, S. 279) einer der hervorragendsten und unternehmendsten norwegischen Seecapitäne; er hat in der norwegischen Eismeerflotte zuerst Dampfer eingeführt, um den Engländern erfolgreich zu concurriren, und hat zuerst den Fang auf die wilden Finwale mit großem Erfolge betrieben. Er will einen seiner Dampfer ins sibirische Eismeer schicken. Dr. Meiner aus Leipzig wollte, gemeinschaftlich mit Herrn Karen, im Laufe des Sommers das norwegische Lappland bis Hammerfest und Wadsö bereisen und in Verbindung mit Svend Foyn Spitzbergen und Nowaja Semlja besuchen.

Auch Capitän G. Jensen aus Drammen will mit dem Dampfer Cap Nor eine Fahrt ins sibirische Eismeer wagen. Graf Wiltscheck, welcher sich um Weyprecht's und Payer's Expedition so große Verdienste erworben, ist mit der nur 20 Commerzlasten haltenden Segelyacht Eisbär, auf welcher die beiden genannten Forscher ihre Vorexpedition unternahmen, nach Spitzbergen und Nowaja Semlja abgegangen. Er will die Expedition Weyprecht's durch Herstellung eines von dieser erreichbaren Proviant- und Kohlendepots „auf einem fernen Punkte der sibirischen Polarhälfte“ unterstützen. Der Plan ist folgender: Wiltscheck geht zuerst nach dem Hornsund auf Spitzbergen, um den 4560 Fuß hohen Hornsund Tind zu ersteigen, dann fährt er nach der Nordküste von Nowaja Semlja, um die Lage genau zu bestimmen und das Innere geologisch und topographisch zu erforschen und dann „Vorstöße nach Norden und Osten, so weit als möglich ins Eismeer zu unternehmen“. Auf der Rückreise will Graf Wiltscheck in die Petschora einlaufen und mit Renthierschlitten die Reise nach Archangel und St. Petersburg machen.

Eduard Whymper will das Innere von Grönland erforschen; er war im Mai von Kopenhagen aus dorthin abgegangen. Ueber den Plan seiner Expedition giebt Moritz Lindemann in der „Weser-Zeitung“ (9. Juli) folgende Mittheilungen. „Er will die großen landeinwärts sich erstreckenden Fjorde so weit als möglich ins Innere verfolgen und ließ sich zu dem Zwecke eigens construirte Böte bauen: ein Seeboot und ein 14 Fuß engl. langes Boot zur Befahrung der Fjorde. Dieses Boot wird durch eine Schraube getrieben, welche der Fahrende mittelst zweier Räder in Bewegung setzt und hält. In einem solchen Boote hofft Whymper durch die Fjorde „nach Gegenden vordringen zu können, wo noch nie ein Europäer war“. Whymper ist ein kühner, ausdauernder Reisender, möge sich die etwas complicirte Construction seines Bootes bewähren. Um so interessanter wäre die Fortsetzung der deutschen Forschungen im Innern Grönlands von der entgegengesetzten, der Ostseite her. Nachrichten, welche uns von unseren Freunden aus Peterhead, Schottland, zugehen, melden übrigens nach den Berichten der zurückgekehrten Dundeer Robbenjäger, daß in dem Meerestheil vor der Ostküste von Grönland das Eis in diesem Jahre ungewöhnlich schwer gewesen sei. Der Robbenfang in jenen Gegenden ist gänzlich fehlgeschlagen. Capitän David Gray, D. Eclipse, war bei Rückkehr der Dundeer Schiffe nach Schottland, Ende April, im Eise besetzt gewesen, so daß er den rückkehrenden Schiffen nicht, wie sonst, Briefe nach der Heimath hatte mitgeben können. Andererseits melden uns zugegangene Berichte aus den Herrnhuter Missionsstationen an der Südwestküste Grön-

lands, daß der Winter dort ein außerordentlich milder gewesen sei. Es scheint also, daß das schwere Polareis nicht in gleichem Maße, wie sonst, an der Ostküste herabgetrieben, sondern im Norden zurückgeblieben ist."

Auch die Franzosen wollen eine Polarfahrt unternehmen und auf dem Wege zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja so weit als möglich nach Norden hin vorzudringen suchen. Führer ihrer Expedition ist der rühmlich bekannte norwegische Capitän Mack; sie sollte Ende Juli oder zu Anfang des August von Tromsö abgehen und, falls sie die neusibirischen Inseln im Laufe des Sommers noch erreichen könnte, auf diesen überwintern, andernfalls aber an irgend einem Punkte der sibirischen Küste. Mack schrieb an Dr. Petermann: „Es ist die Absicht, den Weg durch die Jugorsche Straße und das Karische Meer zu nehmen, der Küste des Samojedenlandes bis zur Weißen Insel zu folgen und dann nordwärts zu gehen. Die Expedition ist für drittehalb Jahre ausgerüstet." Der französische Seemann, welcher Herrn Mack beigegeben worden ist, heißt Ambert.

Die Russen haben den Anfang gemacht, auf Nowaja Semlja zu überwintern. Auf Kosten des Kaufmanns Ilhunikoff in Kronstadt waren in Kola fünf Russen und ein Samojede angenommen worden, um im vergangenen Winter auf der Westküste, in 72½° N., an der Kleinen Karmokuly zuzubringen und der Jagd obzuliegen.

Zeitungswesen in Nordamerika.

Ueber dasselbe finden wir im „Newyorker Journal" die nachstehenden Angaben, welche aus den neuesten, wie hinzugefügt wird, sichersten Quellen zusammengestellt worden sind.

Die Anzahl der in den Vereinigten Staaten erscheinenden Zeitungen kann annähernd auf 5300 geschätzt werden; eine ganz genaue Angabe ist deshalb unmöglich, weil Hunderte von Blättern täglich entstehen und ohne Sang und Klang wieder zu Grabe gehen. Der Staat Delaware zählt die wenigsten, nämlich 13, Neuyork (806) die meisten Zeitungen; doch hat Neuengland die stärkste Tagesliteratur im Verhältniß zur Bevölkerung, und auch die Blätter auf dem Lande haben dort durchschnittlich eine größere Circulation als anderwärts. Die Anzahl der wöchentlich ausgegebenen Exemplare eines Localblattes im Staate Neuyork ist durchschnittlich etwa 700, in Neuengland 1000, im Thale des Mississippi 330, im Süden 250. Es existiren etwa 550 täglich erscheinende Zeitungen, deren Auflagen von 200 Exemplaren bis zu 100,000 variiren. Der Staat Neuyork, der wichtigste Centralpunkt des Zeitungsverkehrs, hat 32 Tagesblätter, von denen 6 in deutscher, 2 in französischer, eine in schwedischer und die übrigen in englischer Sprache erscheinen. Es werden hier jährlich 222,000,000 Exemplare ausgegeben, wofür incl. Announcengebühren 87,000,000 Dollars eingehen. Die halbwöchentlich, wöchentlich, monatlich oder vierteljährlich daher erscheinenden Zeitschriften haben eine jährliche Gesammtausgabe von 156,000,000 Exemplaren und beziehen dafür etwa 17,000,000 Dollars.

Nach Neuyork kommen in Philadelphia jährlich die größte Anzahl von Zeitungsexemplaren heraus und ist ebenso diese Stadt am reichsten an Wochen- und periodischen Schriften. Den dritten Rang hinsichtlich des Zeitungswesens nimmt, was die Quantität anlangt, Boston ein, hinsichtlich der Qualität seiner Tagesliteratur gebührt ihm vielleicht ein besserer Platz. Das Geschäft ist dort auch in geldlicher Hinsicht in blühendem Zustande, wird jedoch von Chicago, das seine Producte über sechs Staaten ausgießt, bald übertroffen werden. Chicago versorgt den Westen wie Neuyork den Osten, und seine Blätter sind nicht allein wohl redigirt, reich mit Announcen gefüllt, sondern es stehen ihnen auch bedeutende Betriebskapitalien zur Verfügung. Der Staat Illinois nimmt hinsichtlich der Menge der Zeitungsliteratur den dritten Rang ein, indem er, obwohl schwächer bevölkert als Ohio, gleich nach Pennsylvanien rangirt. Die südlichen Staaten zählen wenig Blätter und nur solche von geringer Bedeutung. Viele der südlichen Zeitungen werden von Männern herausgegeben, die als „Carpetbagger" verschrien sind, und werden ihre Producte darum besonders von den eingeborenen Aristokraten mit großem Mißtrauen und Mißgunst aufgenommen. An der Küste des Stillen Meeres bietet die dünne Bevölkerung wenig Gelegenheit zur lohnenden Herausgabe von Zeitungen und wird das Geschäft darin fast gänzlich von San Francisco monopolisirt.

Seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurden Zeitungen in deutscher Sprache gedruckt; doch schied sich erst nach der großen deutschen Einwanderung 1848 und in den folgenden Jahren das deutsche Zeitungswesen als eine lebensfähige und selbstständige Institution aus. Es giebt jetzt 356 deutsche Zeitungen in Amerika, wovon die meisten Pennsylvanien ihr Heimathland nennen. In den Vereinigten Staaten und Canada zählt man daneben 48 mitunter recht gut geschriebene französische Zeitungen; auch haben die Schweden und Norweger, als lesekundiges Volk, gleichfalls für ihre literarischen Bedürfnisse Sorge getragen, und funfzehn Zeitschriften, worunter eine täglich erscheinende, ins Leben gerufen. Die holländische Sprache, obwohl sie in unserm Staate 250 Jahre lang gesprochen wurde, war in der Tagesliteratur bloß durch eine oder zwei nicht lebenskräftige und schnell wegsterbende Organe vertreten. Dies ist um so mehr zu verwundern, als das holländische Element hier früher eine bedeutende Rolle gespielt hat und ums Jahr 1770 die englische und holländische Sprache etwa in gleichem Range standen. In San Francisco wird jetzt auch eine Zeitung in russischer und englischer Sprache sowie eine chinesisch-englische herausgegeben, und wir haben außerdem noch anzuführen, daß vier italienische, drei welsche, zehn spanische, zwei böhmische Zeitungen den betreffenden Nationalitäten die Tagesneuigkeiten zugängig machen.

Die nachstehende Tabelle giebt interessante Aufschlüsse.

Staat oder Territorium.	Bevölkerung.	Zahl der Zeitungen.	Seelenzahl pr. Zeitung.
Alabama	962,201	70	13,774
Arkansas	435,450	43	10,126
Californien . . .	379,994	142	2,676
Connecticut . . .	460,147	68	6,767
Delaware	112,216	13	8,709
Florida	140,424	22	6,383
Georgia	1,057,276	89	11,878
Illinois	1,711,951	425	4,628
Indiana	1,350,428	224	6,325
Jowa	674,699	199	3,390
Kansas	107,206	63	1,702
Kentucky	1,155,684	79	16,509
Louisiana	709,002	77	9,200
Maine	628,279	59	10,646
Maryland	687,049	88	7,807
Massachusetts . .	1,231,066	238	5,335
Michigan	749,112	187	4,006
Minnesota . . .	172,023	30	2,150
Mississippi	791,395	76	10,410
Missouri	1,182,012	214	. . . .
Nebraska	50,000	26	1,900
Neuhampshire . .	326,073	51	6,394
Neujersey	672,036	111	6,054
Neuyork	3,880,735	805	4,815
Nordcarolina . .	992,622	57	17,415
Ohio	2,339,502	360	6,498
Oregon	52,465	18	2,804
Pennsylvanien . .	2,906,115	499	5,846
Rhode Island . .	174,620	24	7,276
Südcarolina . . .	703,708	52	13,276
Tennessee	1,109,801	78	14,229
Texas	304,215	86	7,026
Vermont	315,098	41	7,685
Virginia	1,100,000	77	12,887
Westvirginia . . .	50,000	46	10,870
Wisconsin	775,871	179	4,335

Arizona besitzt eine Zeitung, Colorado 9, Dakota 3, District Columbia 17, Idaho 11, Neumexico 2, Utah 4, Washington 9, Wyoming 9, Neubraunschweig 21, Neuschottland 24, Ontario 174, Quebec 70, Britisch Columbia 2, Neufundland 12, Prinz-Eduards-Island 13 Zeitungen. Das im Zeitungswesen angelegte Capital mag sich auf etwa 96,000,000 Dollars belaufen; es werden circa 11,000 Redacteure und 23,000 Drucker verwendet. Diese Zahlen stimmen nicht mit den Ergebnissen des letzten Census überein, der in diesem Betreff sehr mangelhaft war; unsere Angaben dagegen haben auf alle mögliche Genauigkeit Anspruch, indem sie den neuesten und sichersten Quellen entnommen sind.

Aus Aegypten.

Auch im Lande der Pharaonen werden jetzt statistische Angaben veröffentlicht. So erfahren wir, daß in dem wichtigen Handelshafen **Alexandria** die Zahl der Ausländer sich zu Ende des Jahres 1870 auf nicht weniger als 53,735 Köpfe stellte. Davon waren, in runden Ziffern, 21,000 Griechen, 14,000 Italiener, 10,000 Franzosen, 4500 Engländer, 3000 aus Oesterreich-Ungarn, 500 aus dem deutschen Reiche, 220 Holländer, 150 Spanier, 127 Russen, 100 Perser. Im übrigen Aegypten zählt man etwa 30,000 Fremde, im Ganzen 85,000, welche als dauernd oder doch auf längere Zeit ansässig gelten können. Die **Bevölkerung der Landenge von Suez** stellte sich auf 22,994 Köpfe, wovon 14,138 Aegypter, die übrigen Fremde sind. — In dem mohammedanischen Jahre 1286 (vom 12. April 1869 bis 1. April 1870) entfallen auf **Kairo** 16,161 Sterbefälle und 15,337 Geburten, auf **Alexandria** respective 8046 und 10,333. In Ober-, Mittel- und Unterägypten zusammengenommen zählte man in jenem Jahre 186,274 Geburten, gegen 131,765 Sterbefälle, so daß sich eine beträchtliche Volkszunahme ergiebt. In Bezug auf die Einwirkungen des Klimas sind folgende Angaben nicht ohne Interesse. In Alexandria zählte die italienische Colonie 130 Geburten gegen 80 Sterbefälle. Die französische respective 70 gegen 58; aber auf die **englische** kamen nur 16 Geburten auf 157 Sterbefälle. — Man nimmt für das Land etwa 5,000,000 **Dattelpalmen** an, wovon etwa ein Drittel auf Unterägypten entfällt. Eine gute Ernte liefert im Jahre 20 bis 25 Millionen (?) Centner Datteln. Die Anpflanzung dieses nützlichen Baumes gewinnt mit jedem Jahre an Ausdehnung. — Die drei berühmten **Messen von Tantah** in Unterägypten werden theils im Januar abgehalten; sie war 1870 von 70,000 Personen besucht, die Aprilmesse von 200,000, die Augustmesse gar von 500,000, falls die letztere Zahl nicht etwa übertrieben hoch ist. Jede dieser Messen währt acht Tage; im Ganzen gelangen auf dieselben im Durchschnitt 1 Million Stück Vieh aller Art. Die drei **Märkte von Dessuk** in derselben Provinz Garbyie sind nicht so bedeutend, es finden sich jedoch auf denselben immerhin 200,000 Menschen zusammen und es kommen 150,000 Stück Vieh zum Verkauf.

Stanley,

den man wohl als den **Entdecker Livingstone's** bezeichnen kann, ist am 24. Juli, begleitet vom Sohne des Reisenden, in Marseille angekommen und sofort nach London abgereist. Er hat eine große Menge Briefe Livingstone's mitgebracht. Die „Times of India" schreibt aus Sansibar vom 30. Mai: „Die Herren Stanley, Henn, New und Morgaro sind am 29. mit dem Schraubendampfer „Star" nach den Seychellen abgereist, um von dort nach Europa zu fahren. Herr Stanley miethete mit seiner gewöhnlichen Energie das Schiff von dem Herrn Oswald (dem Hamburger Hause). Zwei Tage vor seiner Abreise schickte Stanley Leute und Vorräthe an Livingstone ab; dieser erwartet sie in Unyanyembe. Stanley gab sich alle mögliche Mühe, selber nach **Bagamoyo** (— dem Hafenplatz auf dem Festlande, der Insel Sansibar gegenüber —) hinüber zu gehen, um bei der Abreise der Expedition zugegen zu sein und sie eine Tagereise weit zu begleiten; er wollte sich überzeugen, daß sie wirklich die Wanderung antrat. Er konnte das aber nicht, weil er sonst entweder in Sansibar oder auf den Seychellen einen ganzen Monat versäumt haben würde. So ging denn statt seiner der Obmann der im amerikanischen Consulat angestellten Eingeborenen nach Bagamoyo. Für den Fall, daß irgend ein Hinderniß einträte, waren alle erforderlichen Vorkehrungen getroffen worden. Der Regen dauerte fort und die Gegend westlich von Bagamoyo war vielleicht nicht zu passiren. Stanley hat die Vorräthe für Livingstone unter die Obhut eines Arabers gestellt, der 57 wohl bewaffnete Leute befehligt, die derart ausgerüstet sind, daß sie sich leicht vorwärts bewegen können. Diese Leute werden sich zur Verfügung Livingstone's stellen; sie haben sich dazu verpflichten müssen. Seit Februar regnet es in Sansibar unaufhörlich." —

Während die Engländer seit vier Jahren unaufhörlich über Livingstone und dessen Aufsuchung und Rettung hin und her redeten, **handelte** der muthige Amerikaner und erreichte sein Ziel. Noch mehr; **er ist es**, welcher auf Rechnung einer Newyorker Zeitung, des „Herald", ihm hinterher noch Vorräthe schickt und Leute, welche den Entdecker auf seinen ferneren Wanderungen begleiten sollen! Wird man in England dafür ein Wort der Anerkennung und des Dankes haben und werden diejenigen Blätter, welche Herrn Stanley für einen verlogenen Schwindler erklärten, schamerfüllt ihre Verleumdung widerrufen!

In Sansibar scheint es von englischer Seite nicht sauber hergegangen zu sein, denn die „Bombay Gazette" erhält von ihrem Correspondenten in Sansibar eine Notiz, die zu denken giebt. Dieser, ein Herr Fraser, giebt ihr in einem langen Schreiben Einzelnheiten über die Zusammenkunft Stanley's mit Livingstone **und enthält gegen Herrn Kirk** (den englischen Consul) **Beschwerden**, über welche dieser **Erklärungen** wird geben müssen. Fraser versichert, daß Dr. Livingstone einen amtlichen Bericht an Herrn Kirk geschickt habe, in welchem er ihn beschuldigt, in Betreff der Zusendung von Vorräthen nachlässig und saumselig verfahren zu sein. **Kirk habe den Leuten**, welche nach langem Verzug endlich einige Vorräthe gebracht, befohlen, **keine Dienste bei ihm anzunehmen und nicht bei ihm zu bleiben**. Livingstone beschuldigt auch eines der angesehensten eingeborenen Handelshäuser in Sansibar des Betrugs und des Sklavenhandels.

„Als Herr Stanley Sansibar verließ, um ins Innere zu gehen, war er ein gesunder, kräftiger Mann, der seine 178 Pfund wog; als er jetzt zurückkam, sah er so jämmerlich und abgemagert aus, daß ihn Niemand wiedererkannte; er war nur noch 120 Pfund schwer."

* * *

— Auf der **Ackerbauschule zu Ames** im Staate Iowa studiren 51 Zuhörerinnen. Der Director der Anstalt macht bekannt, daß der beste Chemiker der Anstalt ein junges Mädchen von 17 Jahren sei.

— In **Japan** ist große Nachfrage nach **deutschen Büchern** und die deutsche Buchhandlung in **Yokohama** macht gute Geschäfte. Unsere Sprache und Literatur, insbesondere die wissenschaftliche, findet nach und nach in allen höheren Lehranstalten Eingang.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

August Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Skizzen aus Ostindien.

III. Im Königreiche Dschäpur.

Die Königsstadt Dschäpur. — Der Maharadscha Ram Sing als Reformer. — Das Volk der Minas. — Das Klima; die heißen Winde. — Fromme Bettler und ihre Gaukelkünste. — Die große Jahresmesse. — Die Hanumanaffen im alten Königspalaste zu Amber. — Das Königreich Alwar. — Die Stadt Radschgarh und ihr Tschisch Mahal, Palast der Spiegel. — König Scheodan Sing und sein Hof in Alwar. — Das Fest der neun Nächte.

Der Weg von Adschmir nach Agra führt über Dschäpur (Jeypore, wie die Engländer schreiben) zum Theil durch eine sandige Wüstenei, auf welcher nur mageres Gesträuch fortkommt. Weiterhin folgen grüne Oasen, deren Anlage man den englischen Residenten verdankt. Seitdem die Gegend künstlich bewaldet ist, stellt sich in jedem Jahre regelmäßig Regen ein und die fruchtbare Zone gewinnt an Ausdehnung. Dort, inmitten der Bäume, haben die Europäer ihre stattlichen Landhäuser, und der politische Agent Englands am Hofe von Dschäpur bewohnt einen mit wahrhaft asiatischer Pracht ausgestatteten Palast.

Die Stadt ist ganz modern und erst 1728 vom König Dschey Sing dem Zweiten gegründet worden. Dieser ausgezeichnete Monarch bestieg den Thron von Amber 1699, machte sich unabhängig vom Großmogul Schah Allum, war ein umsichtiger Staatsmann, führte eine treffliche Verwaltung ein und förderte Wissenschaften und Künste; er selber war ein ausgezeichneter Astronom. Die damalige Hauptstadt Amber lag zusammengedrängt in einer Schlucht der schwarzen Berge (Kalicho) sehr unvortheilhaft, und deshalb bauete er die neue, welche er mit der alten, die auch fortan als ein Palladium des Reiches betrachtet wurde, vermittelst einer sechs Miles langen Linie von Befestigungswerken verband. Die neue Stadt ist prächtig gebaut; auch die gewöhnlichen Häuser sind aus Granit aufgeführt und mit polirtem Stucco bekleidet, die Wohnungen der Reichen und der Edelleute haben eine Marmorbekleidung.

Der gegenwärtig herrschende König, Maharadscha Ram Sing, ist ein Mann von jetzt etwa funfzig Jahren, klein von Gestalt, mit feinen Zügen und in seinem Auftreten fast schüchtern. Er hat eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, ist wissenschaftlich gebildet, sieht auf Rechtschaffenheit und Ordnung im Verwaltungswesen und ist eifrig bestrebt, nützliche Verbesserungen einzuführen. Die Gerichtshöfe hat er nach englischem Vorbild umgestaltet, Schulen und höhere Lehranstalten auch für Mädchen gegründet, Straßen gebaut und eine Eisenbahn angelegt. Er wird von der angloindischen Presse hochgeachtet und gelobt und gilt in Indien für eine Macht. Der Mann hat Ehrgeiz, aber seine wohlwollenden Bestrebungen treffen vielfach auf Hindernisse von Seiten der Feudalaristokraten und der Geistlichkeit, welche beide im Besitze ausgedehnter Ländereien sind. Mit beiden lebt er in einer Art von Kriegszustand; viele Edelleute hat er von seinem Hofe verbannt und ihnen ihre bisherigen Privilegien genommen. Gegen die Geistlichkeit, die Braminen, ist er kühn genug vorgegangen, indem er sich zum Beschützer einer Religionsgenossenschaft erklärt hat, welche den Cultus auf die alte Reinheit zurückführen und ihn vereinfachen will.

Er zieht Ländereien ein, welche Göttern verschrieben worden, die er längst nicht mehr anerkennt und als nicht vorhanden erklärt; die Priester, welche durch diese Confiscation ihre Einkünfte verloren, sind ausgewandert.

Einst gehörte das Gebiet, welches jetzt als Königreich Dschäpur dasteht, den Minas, einem alteingeborenen Volke, die, gleich den Bhils, den Ghonds und Dschats, von den erobernden Radschputen unterworfen wurden. Die Minas waren in fünf große Stämme getheilt, behaupteten ihre Unabhängigkeit länger als die Bhils, und sind erst im dreizehnten Jahrhundert völlig bezwungen worden. Es ist ausgemacht, daß sie leidlich civilisirt waren, aber seitdem sie sich als Flüchtlinge in die Gebirge zurückziehen mußten, ist ihnen die frühere Cultur abhanden gekommen.

Alle alteingeborenen Völker in Radschputana, also auch die Minas, Bhils und Mhairs, leben in Dörfern, welche als Pahls bezeichnet werden; man nennt jene deshalb im Allgemeinen Palitas. Die Minas sind Jäger, rauben wo



Scheodan Sing, Maharao Radscha von Alwar.

es angeht, sind stets mit Bogen und Pfeilen bewaffnet und tragen Lattis, lange, mit Eisen beschlagene Bambusstangen. Die Hautfarbe ist sehr dunkel, das Haar lang und seidenweich, ihre Gesichtszüge sind feiner als jene der Bhils. Die Mischlinge dieser Minas und der braminischen Dschats bilden die ackerbautreibende Classe im Königreiche.

Das Klima gilt für eins der gesündesten in Radschputana, aber angenehm ist es auf keinen Fall. Die Jahreszeiten sind scharf von einander getrennt; im Winter fällt das Thermometer in den Morgenstunden manchmal bis gegen Null. Im Mai setzen die heißen Winde ein, welche man in ganz Oberindien mit Recht als eine wahre Landplage betrachtet. Als Vorläufer kommen Wirbelstürme, welche aus Norden her Sandmassen mit sich treiben; der Himmel bezieht sich, die Luft ist mit Staub- und Dampfwolken erfüllt, die sich in einem höchst unangenehmen Regen entladen. Auf diese Orkane folgen dann die heißen Winde von Westen her; sie sind über weit ausgedehnte Wüsteneien hinweggezogen, und sobald sie in Dschäpur sich bemerklich machen, bekommt der Erdboden klaffende Spalten, die

Bäume werden kahl, alle Vegetation stockt. Dieser brennende Scirocco hält fast einen ganzen Monat lang ohne irgend welche Unterbrechung an; kein Europäer wagt sich am Tage aus seiner Wohnung. Alle nach Westen gerichteten Oeffnungen der Häuser werden mit dicken Rohrmatten verstopft und die Dienerschaft muß diese Tattis Tag und Nacht mit Wasser begießen; nur so wird das Athmen erträglich. Manchmal läßt gegen Abend der Wind zeitweilig nach, die Luft ist ganz still, aber dann wird die Hitze erst recht unerträglich, weil die Tattis nun keine Frische mehr ausgeben und die Pankahs, diese Luftzuweher, dem Menschen nur einen glühenden Brodem ins Gesicht fächeln, der keineswegs erquickt; dann müssen sogenannte Thermantiboten aushelfen, „Lufträder", welche von den Kulis fortwährend rasch gedreht werden.

Während dieser ganzen Zeit ist das Leben im höchsten Grade unbehaglich. Der Europäer sitzt wie ein Gefangener in dunkelen Zimmern hinter den angefeuchteten Tattis; Nachts schläft er unter freiem Himmel, und wenn er Morgens erwacht, sind Augen, Nase, Ohren und Mund mit jenem feinen Staube bedeckt, der die Atmosphäre erfüllt. Tag für Tag blickt er nach Südwesten, um zu erspähen, ob Wolken aufziehen, welche den herannahenden Regen verkündigen. Er kommt endlich; ein paar Güsse reichen hin, um wie durch Zauberschlag den ganzen Anblick des Landes zu verändern. Der Boden, eben noch dürr und sandig, überzieht sich mit feinem, smaragdgrünem Rasen, die Blätter schlagen aus und die Luft wird köstlich erfrischend. Es ist in der That ein Wiedererwachen der Natur; gestern noch ein Sandocean, über welchen wilde Winde hinpeitschten, und heute feiner Regen, frische Lüfte, keimendes Grün, der Monsun hat eingesetzt, alle Welt ist heiter gestimmt, die Gaukler, Seiltänzer und Schlangenbeschwörer können wieder in freier Luft arbeiten. Kleine, fast unbekleidete Mädchen rollen ihren Körper in eine Kugel zusammen, fädeln mit ihren Zehen eine Nähnadel ein, verrenken die Glieder auf eine erstaunliche, geradezu unbegreifliche Art, und biegen sich rückwärts, um mit ihren Augenlidern zwei in die Erde gesteckte Halme aufzuheben. Manche Natnis sind überaus geschickt in einem höchst gefährlichen Spiele mit scharfen Werkzeugen.



Goldschmied in Alwar.

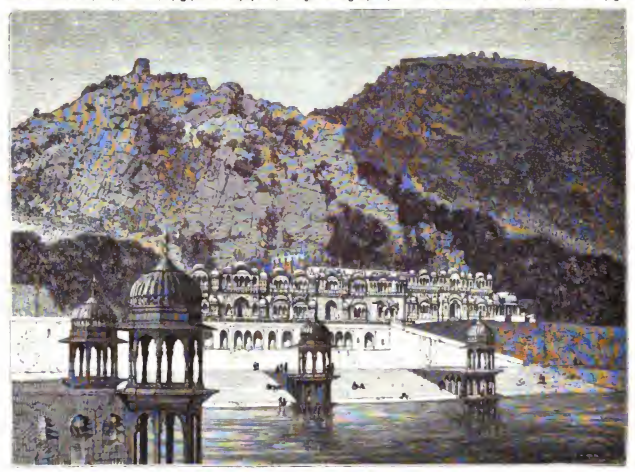
Auch fromme Bettler erscheinen, um das Publicum, das einfältig genug ist, diese frommen Strolche nicht fortzujagen, gründlich auszubeuten. Jeder derselben hat seine Specialität. Der eine ist unverschämt genug, splitternackt in den Straßen umherzugehen; statt aller Bekleidung hat er den ganzen Körper mit Asche beschmiert. Ein anderer streckt einen abgemagerten Arm aus und zeigt, daß die Nägel ihm in die Hand eingewachsen sind, natürlich aus Frömmigkeit des frommen Mannes und zu Ehren irgend einer Gottheit. Andere verkaufen in den Bazaren Amulete oder angebliche Heilmittel und was dergleichen mehr ist; auf das Geldmachen sind sie Alle erpicht.

In jeder Saison ist Einer oder der Andere der wahre Löwe; diesmal war es ein Fakir, der schnell zu großem Rufe gelangte. Die Bauern, welche eines Morgens zur Stadt gingen, fanden im Gehölze unweit vom Palaste des britischen Residenten einen heiligen Mann, welcher sich damit zu thun machte, an einigen weit überhängenden Aesten zwei Stricke zu befestigen. Sie sahen, daß er seine Füße in zwei laufende Knoten steckte und sich vermöge eines dritten Strickes emporhißte. So hing er in der Luft, wie ein geschlachtetes Kalb beim Fleischer. Schon nach einer Stunde war er von einer großen Menschenmenge umgeben; er blieb ruhig hängen, murmelte in einem fort Gebete und zählte die Kugeln seines Rosenkranzes ab. Erst nach Verlauf einiger Stunden ließ er sich nieder und wurde von dem durch solche Frömmigkeit enthusiasmirten Publicum zur Stadt geleitet. Am nächsten Morgen wiederholte er dasselbe Gaukelspiel, bei welchem auch Rousselet, Schaumburg und mehrere Engländer Augenzeugen waren. Während er an den Stricken hing und auch diesmal mehrere Stunden lang, war sein Gesicht ruhig, er redete ohne alle Beschwerde und versicherte, daß er sich nicht im Mindesten unwohl fühle. Als die Europäer ihn fragten, wie er es angefangen habe, sich an eine solche Stellung zu gewöhnen, entgegnete er dreist aber gelassen: „Gott hat mir diese Gabe verliehen, um seine Heiligkeit zu offenbaren." Auf weitere Erklärungen ließ er sich nicht ein. So hing er sich wochenlang auf und machte erkleckliches Geld. Der König wollte den Gaukler nicht sehen, aber das Volk war darüber sehr unzufrieden!

Im Augustmonate wird das große Fest des Ganesa

gefeiert, des Gottes der Wissenschaften und der Weisheit, und während desselben eine Mela oder Messe abgehalten, zu welcher von weit und breit zahlreiche Menschenmassen herbeiströmen. Die Verkäufer halten neben den Erzeugnissen Indiens auch europäische Fabrikate feil, Shawls aus Kaschmir, seidene Schärpen aus Tibet und dem Bandelkhand, Gaze aus Bengalen und Baumwollenwaaren aus Manchester, Belgien und türkisch rothe aus Deutschland und der Schweiz. Die Waffenhändler stellen Dolche aus Herat zum Verkauf, Krise aus dem Lande der Gorkas und europäische Metallwaaren. Dschäpur selbst liefert Turbane, Götzenbilder von Marmor, kupferne Oefen, gesticktes Schuhwerk, Salz aus Sambher und prachtvolle Email auf feinem Golde. Diese Emailindustrie ist ein Monopol des Königs; die Arbeiten sind von einer wunderbaren Lebendigkeit und Farbengebung.

Diese Messe bietet einen sehr bunten Anblick. Da stehen reich aufgeschirrte Elephanten, man sieht viele Kameele, stattliche Reiter sprengen heran und halten im Schatten der Palmen vor dem königlichen Palaste, bei welchem die Mela stattfindet. Am letzten Tage derselben ziehen alle in Dschäpur wohnenden Europäer in festlichem Zuge auf Elephanten nach dem Palaste, um dem Radscha aufzuwarten, und bei dieser Gelegenheit sind alle Söller und Terrassen man kann sagen



Palast am Teiche zu Alwar.

geschmückt mit stattlich geputzten Frauen, welche ihr Antlitz nicht verschleiert haben. Der König empfängt die Sahibs in großer Audienz und behält sie zur Tafel.

Ein Ausflug nach der alten Hauptstadt Amber ist sehr lohnend. Ein Europäer sieht dort nicht ohne Verwunderung, daß die gegenwärtigen Inhaber und Hauptbewohner des ehemaligen Harempalastes (Zenana) die Hanumanaffen sind. Dieselben haben es sich in den Sälen recht bequem gemacht und Niemand stört sie in ihrem Treiben. Bekanntlich sind diese Thiere, dem Glauben der Hindu zufolge, heilig, und schon deshalb würde Niemand ihnen etwas zu Leide thun. Sie sind aber auch ganz unschädlich und nun schon seit einer langen Reihe von Jahren im Besitze ihres Palastes, den sie im Nothfalle allerdings tapfer vertheidigen würden.

Als unsere Europäer zum ersten Male sich in dem verödeten Harempalaste blicken ließen, entstand unter den Bewohnern ein großer Tumult. Die Mütter nahmen ihre kleinen Kinder auf den Arm und rissen aus; die Herren Affen zogen sich langsam zurück, zeigten aber, daß sie mächtige Kinnbacken hätten.

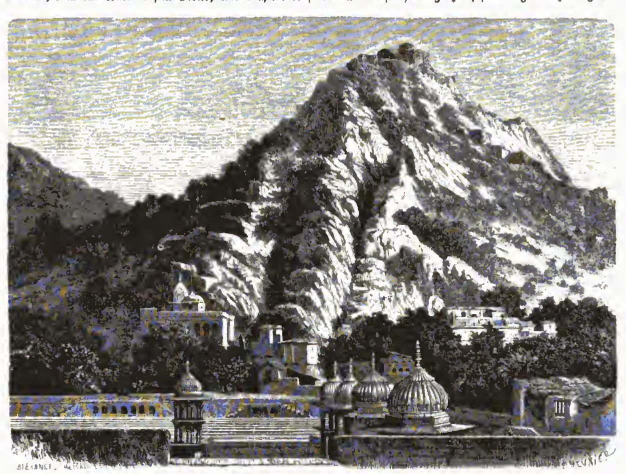
Der Hanuman ist der größte unter den Affen Ostindiens und wird in einzelnen Fällen bis fast vier Fuß hoch. Er ist schlank gewachsen, zierlich und außerordentlich behend; sein kahles Gesicht hat einen ganz intelligenten Ausdruck, ist schwarz und von einem weißen Backenbart eingefaßt. Der Pelz ist auf dem Rücken chinchillagrau, am Unterleibe weiß, und das Haar ist lang und seidenweich; der kahle Schwanz, der fast so lang ist wie der Körper, hat am Ende einen Büschel.

Der Langur ist Indiens heiliger Affe. Die Sage weiß, daß unter Anführung Hanuman's, der König der Affen war, diese Rama's Hülfs- und Bundesgenossen waren, als derselbe die Insel Lanka (Ceylon) eroberte. Die Hindus nehmen den Inhalt ihres großen Heldengedichtes, des

Ramayana, wörtlich. In demselben werden die verbündeten ureingeborenen Stämme mit Affen verglichen, und sie sehen in den Langurs die Abkömmlinge der Krieger Rama's, deshalb werden dieselben in hohen Ehren gehalten.

Als die Affencolonie im ehemaligen Frauenpalaste zu Amber sich nach einigen Tagen an den Anblick der Europäer gewöhnt hatte, wurden die heiligen Herren und Damen ganz zutraulich. Selbst bei heiligen Affen thun Bananen, Zucker und süßes Brot Wunder. Uebrigens haben diese Langurs (unsere Urväter sind sie ja!) eine Art von Regierung, denn sie gehorchen einem Oberhäuptling. Jeder Stamm hat in den Wäldern sein Gebiet, und auch wo er Ruinen in Besitz genommen hat, duldet er keine Eindringlinge. Auf dem Zenana in Amber halten die Langurs die Mauerzinnen besetzt und stellen Schildwachen aus. Der alte Häuptling war sich offenbar seiner Würde bewußt. —

Von Dschäpur führt die große Straße nach Agra durch das kleine Königreich Alwar, das alte Mewar; ein einfacher Stein am Wege bezeichnet die Grenze. Die Gegend ist sehr ansprechend; das Gebirge mit seinen vielen ausgezackten Gipfeln bildet weite Bogen, in denen der Boden sorgfältig bebauet ist. Auf der Fläche liegen große Dörfer zerstreut, bis man nach Radschgarh, d. h. Haus des Königs, kommt. Diese ehemalige Hauptstadt liegt im Hintergrunde



Kegelberg von Alwar.

eines kreisrunden Thales in anmuthiger Umgebung. Die Reisenden, von deren Ankunft der König im Voraus benachrichtigt worden war, hatten sich des besten Empfanges zu erfreuen und wurden sofort in einen kleinen Sommerpalast geleitet, der in einem Orangenhain an einem Teiche stand. Der Kotwal (Dorfälteste, Schulze, Ortsvorsteher) geleitete sie dorthin und überreichte im Namen des Fürsten Geschenke: Geflügel, Früchte und Gemüse.

Radschgarh hat hübsche, lange Gassen. Es ist von dem Könige von Matschery gegründet worden und bis vor etwa 70 Jahren Hauptstadt geblieben. Seine Einwohnerzahl hat sich seitdem vermindert, aber die Bazare sind immer noch belebt. Im alten Stadtviertel der Edelleute sieht man viele hübsche Paläste und eine Anzahl von Tempeln. Im Norden der Stadt erhebt sich auf einem steilen Felsen die Festung der Raos, die sich vom Thal aus geradezu furchtbar ausnimmt mit ihren dicken Mauern, den Zinnen, Thürmen und vorspringenden Bastionen; innerhalb derselben steht der Palast, ein elegantes Gemisch feudaler und radschputischer Architektur. Der Kilidar (Commandant), begleitet von seinem Generalstab, empfängt die Europäer und führt sie überall umher. Man hat dort oben eine herrliche Aussicht.

Inmitten des Palastes steht ein merkwürdiges kleines Gebäude, der Tschisch Mahal, das heißt Palast der Spiegel. In demselben ist der große Saal mit buntfarbigem Glas und goldenen Arabesken verziert; an den Wänden sieht man Fresken, welche Könige von Matschery, mythologische Scenen und dergleichen darstellen. Sie sind sehr fein ausgeführt und die Anzahl der Figuren beläuft sich in die Tausende. An der rechten Seite der Veranda ist die Mauer mit einem prächtigen Gemälde geschmückt; dasselbe stellt den Eingang des Königs Pertap Sing in das Paradies des Gottes Krischna dar.

Sobald die Sonne hinter den Bergen verschwindet, wird

es auf den Straßen lebhaft und auf den Dächern tummeln sich Schwärme von Affen umher, Thiere von kurzem, gedrungenem Wuchs, mit hellbraunem Haar und ganz kurzem Schwanze; sie haben niedrigere Kaste als die edelen Languraffen im Thale von Amber.

In Alwar war auf Befehl des Rao Alles für den Empfang der Reisenden vorbereitet. Schon vor den Thoren wurden sie vom Geheimschreiber im Namen des Fürsten begrüßt und dann in den Palast Armudschan Baagh geleitet, welcher ihnen ganz und gar zur Verfügung gestellt wurde mit dem reichen Inhalte der Keller, mit Pferden, Wagen und Elephanten. Neben demselben liegt der Sommerpalast des Königs; früher wurde den britischen Gesandten in demselben Wohnung angewiesen; er ist außerordentlich geräumig und seine Gartenanlagen bilden einen englischen Park. Etwas entfernt liegt ein Kegelberg, Fels der Perlen, der ganz bewaldet ist und wohin sich der Herrscher Abends zu begeben pflegt, um die frische, balsamische Luft einzuathmen.

Alwar, Hauptstadt von Mewar, liegt etwa 90 Miles nördlich von Dschäpur, in der Bergkette der Mewatis; der König ist „Bundesgenosse" der Engländer und zahlt eine übrigens nur geringe Subsidie an die bengalische Regierung; seine Einkünfte betragen etwa 38 Laks Rupien, der gegenwärtige Maharao Radscha heißt Scheodan Sing; er bestieg 1858 den Thron, 14 Jahre alt. Während seiner Minderjährigkeit wurde das Land von einem Regentschaftsrathe verwaltet, in welchem der britische Bevollmächtigte den Vorsitz führte. Er ist von heftigem, aufbrausendem Wesen und die englische Regierung ist mit ihm sehr unzufrieden. Folgende Hofgeschichte ist kennzeichnend.

Ein junger, sehr reicher Edelmann war beim Maharao sehr beliebt. Beide sahen eines Abends zu, wie die Frauen in das Harem (indisch: Zenana) von einem Spaziergange zurückkehrten. Der Edelmann war taktlos genug, sich über die junge Königin etwas plump zu äußern. Doch sofort bat er um Verzeihung und die übrigen Hofleute legten Fürbitte zu seinen Gunsten ein. Der König jedoch, ergrimmt wie er war, ließ ihm auf der Stelle allen Schmuck abreißen und in einem dunkeln Winkel des Palastes durch seine Eunuchen den Kopf abschlagen. Als der britische Resident diese Barbarei erfuhr, verließ er sofort Alwar. Der König, ein Radschpute, spielt überhaupt ein gefährliches Spiel; er begünstigt die Mohammedaner und ihre Religion und man sagt ihm nach, er sei insgeheim zu derselben übergetreten. Alle Thakurs (Lehnsträger) waren in Aufregung; denn wenn er sich offen als Mohammedaner bekannte, hätten sie ihre Privilegien eingebüßt und nun intriguirten sie gegen ihn.



Fresko im Tschisch Mahal zu Radschgarh.

Dieser junge König war klein, aber sein Wuchs von wunderbarem Ebenmaße, das Gesicht sehr hübsch mit einem intelligenten Ausdrucke. Wer ihn so sah, hätte ihn der Grausamkeiten nicht fähig gehalten, welche er verübt.

Die Europäer hatten an dem Geheimschreiber einen kundigen Führer in der Stadt. Sie gelangten von ihrem Palast aus zu derselben auf einer Straße, die von hohen Bäumen beschattet war; zu beiden Seiten lagen hübsche Landhäuser. Dann kommt man durch eine belebte Vorstadt an den Haupteingang: das Delhithor. Alwar liegt an einem Hügel, auf dessen Höhe viele Paläste stehen, und ist mit Festungswerken umgeben. Die Häuser der untern Stadt sind dicht zusammengedrängt, der eigentliche Radschputenpalast des Königs liegt auf einer Terrasse an einem Teiche; er ist von weißem Marmor und hat gleich den Residenzen der meisten indischen Könige einen Tschisch Mahal, einen „Krystallsaal". Nach Westen hin steigt der merkwürdig gestaltete Kegelberg Alwar empor.

Scheodan Sing lud die Reisenden zu Jagden ein, welche er in den Arawalibergen abhielt. Dieselben wohnten auch den Dassarafesten bei. An denselben genießen die Bayaderen große Freiheit. Es ist in Alwar Brauch, daß sie sich unter den angesehensten Hofbeamten einen Patron wählen, in dessen Palaste und auf dessen Kosten sie länger als eine Woche bleiben, um die religiösen Tänze der Nauratri, der neun Nächte, aufzuführen. Rousselet war nicht wenig erstaunt, als der Haushofmeister des Palastes Armudschan ihm meldete, daß mehr als 200 Bayaderen, Musikanten voran, erschienen seien, um den Palast als Nauratriaufenthalt in Besitz zu nehmen; sie verlangten Einlaß, der natürlich gestattet wurde. Bald wimmelte es von ihnen in dem ganzen Garten, und der Anblick dieser orientalisch an- und aufgeputzten Mädchen war allerdings malerisch genug. Nachdem sie umhergegangen und gesprungen waren und viel gelacht hatten, richteten sie sich in den verschiedenen Kiosken ein, auch wurden rasch viele kleine Zelte aufgeschlagen, und nun glich der Garten einem Lager.

Bald erschien eine Deputation der Musikanten, um mit den Europäern über das Ceremoniel des Salam, der Begrüßungsvorstellung, Rücksprache zu nehmen. Diese dauert ein paar Tage! Die Natschis marschiren in Gruppen vorüber, die singen und tanzen und, was für sie die Hauptsache ist, einige Rupien erhalten. Die religiösen Tänze wurden Abends auf der obern Schloßterrasse aufgeführt, auf grünem Rasen. Dort hatte man auf Stangen eiserne Körbe befestigt, in welchen harzhaltiges Holz verbrannt wurde; vom Himmelsgezelt herab flimmerten die Sterne, und die aufgeputzten Mädchen tanzten nach den Melodien der uns so fremdartig klingenden Musik. Das Ganze machte einen in der That feenhaften Eindruck, und volle zehn Tage hindurch war großes Fest im Palast Armudschan. Der Rao erschien mehrmals, hauptsächlich um zu sehen, wie die Europäer sich aus der Affaire ziehen würden.

Den Schluß des Festes bildet eine große Procession und bei Gelegenheit derselben mustert der König seine Streitkräfte.

Der Sklavenhandel im ägyptischen Sudan und in Ostafrika.

A. Wir haben wiederum seit geraumer Zeit nichts von Samuel Baker gehört. Wo mag er gegenwärtig sein? Seinen letzten Berichten zufolge befand er sich zu Gondokoro am Bahr el Dschebel (— so heißt der Weiße Nil von oberhalb der Mündung des Gazellenflusses an —) und führte Krieg mit den eingeborenen Bari. Die ägyptischen Offiziere hatten ihn mit einem großen Theile ihrer Mannschaft verlassen; Pascha Baker befand sich in einer überaus schwierigen Lage, und es muß ihm selber längst klar geworden sein, daß er sich in ein ungemein gewagtes, in hohem Grade abenteuerliches Unternehmen eingelassen hat.

Er wollte dem ägyptischen Chedive Baumwolle in Fülle aus der Aequatorialgegend verschaffen, und das hätte der mohammedanische Potentat sich gern gefallen lassen. Er versprach aber dem civilisirten Europa auch, den Sklavenhandel am Weißen Nil lahm zu legen, und rühmte sich in einem Briefe vom 6. December 1870, dessen Inhalt wir seiner Zeit im „Globus" mitgetheilt haben, daß er „den Sklavenhandel am Weißen Nil gänzlich unterdrückt" habe. Er fügte hinzu, daß die von ihm getroffenen Maßregeln die Sklavenhändler „ganz und gar einschüchtern"; dieser Handel bestehe nun nicht mehr; „kein einziger Sklav geht mehr den Fluß abwärts."

Die Chartumer Handelsleute verfolgten ihn mit ingrimmigem Hasse, weil er sie im Betrieb ihres schnöden Gewerbes störte, und er hat schon in Gondokoro erfahren, was die Intrigue dieser Bande von Auswürflingen aus verschiedenen Völkern bedeuten will. Die Mohammedaner, jene am Hofe des Vicekönigs von Kairo voran, sehen in ihm lediglich einen Don Quixote, einen faselnden Philanthropen, der einen Bock melken will und ein Sieb unter hält. Man muß, so denken diese Bekenner des Koran, ein verbohrter Europäer sein, um Sklavenhandel für etwas Unrechtes zu halten; und steht nicht überall der Mohammedanismus auf Sklaverei? Was geht sie den hergelaufenen Engländer an? So raisonnirt man in Kairo wie in Chartum, und Baker hat das von vornherein wissen können. Die mohammedanische Logik ist eine andere als die europäische.

Nun ist es richtig, daß 1870, als Baker unter 9° 26′ N. am Weißen Nil bei Taufikia festlag, kein Schiff mit Sklaven nilabwärts ging, aber der Sklavenhandel nahm trotzdem seinen lustigen Fortgang. Ueber die Art und Weise seines Betriebes giebt ein Schreiben „Aus dem Sudan" in den „Mittheilungen der Wiener geographischen Gesellschaft", Juniheft 1872, bündige Nachweise. Baker hatte vier Sklavenschiffe aufgebracht; er wußte aber nicht, daß in Folge seines Einschreitens der ägyptische Mudir den Sklavenhändlern durch geheime Boten die Weisung gegeben hatte, vor dem Europäer auf der Hut zu sein. Sie ließen sich das gesagt sein und beförderten nun ihre Sklaven fernerhin nicht mehr auf dem Flusse, sondern zu Lande durch das Gebiet der Schilluk und durch Kordofan. Sie selber fuhren mit ihren Schiffen als ehrliche Kaufleute, die auch nicht einen Sklaven an Bord hatten, stromabwärts, und Baker war recht gründlich hinter das Licht geführt. —

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß der Chedive guten Willen habe, dem Sklavenraube zu steuern, so ist doch so viel gewiß, daß seine Befehle, welche er gegeben hat, gleichviel ob der Europäer wegen nur zum Schein, zumeist unbeachtet geblieben sind und bleiben, und wo man sie zum Schein befolgte, kamen sie nicht etwa den geraubten Negern zu Nutze. Der Correspondent aus dem Sudan bringt dafür ein Beispiel bei. Der Mudir (Gouverneur) von Faschoda erhielt die Weisung, gegen die Sklavenhändler scharf vorzugehen; er fing aber die Sache schlau an. „Von den Schiffen, welche, nach Baker's Abwesenheit nichts Arges ahnend, nach altem Brauche mit Menschenwaare gut beladen waren, wurde der übliche Tribut an Baargeld, Sklaven und Elfenbein erhoben, und statt den Passirschein (Teskere) auszustellen, dem Capitän am folgenden Tage erklärt, daß „in vergangener Nacht" eine Depesche aus Chartum an ihn gelangt sei, welche ihn anweise, alle Barken, welche Sklaven an Bord haben, mit Beschlag zu belegen. So wurden jene um ihre Abgaben betrogen und obendrein als Gefangene nach Chartum abgeführt. Die Sklaven, man schätzte ihre Zahl auf 13,000 bis 14,000, waren wie Häringe im Schiffsraume zusammengepackt; unter ihnen wütheten die Blattern und viele starben an Bord während der Reise; sie wurden nicht beerdigt, sondern mußten als corpora delicti nach Chartum gebracht werden; Quarantäne wurde nicht gehalten. Am Hafen wurden Kranke und Todte ausgeladen und lagen dort tagelang in der Sonne. Inzwischen vermehrten sich die Leichen von Stunde zu Stunde; die Leute unterlagen nicht allein der Krankheit, sondern auch dem Hunger. Jammervolles Trauerbild! In diesem Klima erfolgt die Verwesung schon zwölf Stunden nach dem Tode; die Leichen verpesteten die Atmosphäre der Stadt. Die Einwohner beschwerten sich bei den Behörden; — keine Abhülfe! Die Folge war, daß eine Blatternepidemie um sich griff, welche sich auch in die Provinzen verbreitete und bald nachher auch in Kordofan auftrat. Die überlebenden Sklaven steckte man unter die Soldaten oder schickte sie auf die Plantagen der Regierung; die Unmündigen wurden zu Türken „in die Kost gegeben". Kein Einziger wurde freigegeben oder in seine Heimath zurückgebracht. Die Mannschaft der mit Beschlag belegten Schiffe schlug man in Ketten. Als ein neuer Gouverneur nach Chartum kam, erfolgte allgemeine Amnestie, welche sich auch auf Gefangene, Elfenbein, Schießbedarf, Waffen &c.

erstreckte, und auch alle Sklaven, selbst die von Baker gecaperten, wurden nicht etwa frei gelassen, sondern den Sklavenhändlern zurückgegeben, nur jene ausgenommen, welche die Regierung sich angeeignet hatte."

Diese Thatsachen fallen in die zweite Hälfte des Jahres 1871. „Man kommt zu der Meinung, als wollten die türkischen Behörden dem Sklavengeschäft zeitweilig die Zügel frei lassen, um dann unter dem Glorienscheine, als wären sie die Unterdrücker der Sklaverei, die Sklaven sich selber anzueignen. Und da verkündet man, daß der Sklavenhandel nicht länger bestehe!"

Der Chartumer Correspondent weist dann nach, daß derselbe außer der Linie des Weißen Nils auch auf anderen Wegen betrieben werde.

Eine bedeutende Sklavenstraße führt aus Darfur nach Siut in Aegypten; — eine zweite aus Kordofan nach Dongola und Assuan; — eine dritte von Chartum nach Berber und Korosko; — eine vierte aus den Galländern über Fasogl und Sennar nach Chartum. Diese gehen alle auf der Linie nach Aegypten. Eine fünfte Sklavenstraße führt von Gallabat über Gadaref, Taka nach Suakim am Rothen Meere; eine sechste aus Habesch, über Massawah, nach dem Hedschas in Arabien. Aber in alle diese Sklavenstraßen münden kleinere Linien ein, und auf allen diesen Wegen wird, trotz aller Verbote und Verträge, der Menschenhandel fortgetrieben.

„Mir ist im Mai 1871 in Assuan, also in Aegypten selbst, begegnet, daß auf meinem Schiffe, nachdem wir den Hafen ein Viertelstündchen im Rücken hatten, eine Anzahl von Negerkindern heimlich einquartiert wurde. Ich verließ das Schiff und erstattete Anzeige bei der Behörde, habe aber nichts von einem Einschreiten gegen den Capitän gehört; — wahrscheinlich war die obligate Zollgebühr von 1 Pfund Sterling für den Kopf schon entrichtet. Der Sklavenhandel hat in den letzten Jahren eine Art Legitimation erhalten; denn es ist eine regelmäßige Steuer theils in Baarem, theils in Natura auf die Sklaven gelegt worden."

„Aus Erkenntlichkeit für die oben erwähnte Rückgabe ihres Eigenthums haben die Chartumer Kaufleute ihrer goldenen Dankbarkeit mit 10,000, sage zehntausend, Pfund Sterling Ausdruck gegeben, welche sie dem Gouverneur durch den Vertrauten Genaui Abu Muri zu Füßen legten. Kraft dieses gewichtigen Einflusses erhielten die Sklavenführer einen geheimen Wink von hoher Stelle, sie sollten eine Bittschrift einreichen, in welcher sie der Regierung anzeigen, daß die Sklaven auf den vom Weißen Fluß heimkehrenden Schiffen Weiber und Kinder der Besatzungsmannschaften in den verschiedenen Handelsniederlassungen (— Seriben —) seien und eine Reise nach Chartum machen. Man bäte deshalb, daß für solche Personen Erlaubniß zu freier Passage ertheilt werden möge. Die Bittschrift wurde genehmigt und an den Mudir von Faschoda die Weisung erlassen, kein Schiff anzuhalten, welches Familienglieder der Besatzungsmannschaften, der Seriben, an Bord habe. So können nun die Sklavenräuber ihre Beute ungehindert verschiffen, und sie haben ihre Wakils (— Bevollmächtigten; Factoren —) in den Handelsniederlassungen benachrichtigt, daß die Regil (Sklaven) frei passiren können."

Das sind Zustände im ägyptischen Sudan.

An der ostafrikanischen Küste wird der Sklavenhandel heute so schwunghaft betrieben wie je zuvor. Die Besitzungen des Sultans von Sansibar reichen an derselben vom Aequator im Norden bis etwa zu 10° Süd, und auf dieser ganzen Strecke darf, den Verträgen gemäß, kein britischer Kreuzer ein Sklavenschiff wegnehmen!

Der größte Theil der Sklaven kommt von der Westseite des Nyassasees, aus einer Gegend, die fast 100 deutsche Meilen von der Küste entfernt ist. Die Sklavenhändler sind zumeist Araber, Unterthanen des Sultans von Sansibar. Sie ziehen mit einem bewaffneten Gefolge ins Innere und sind mit verschiedenen Waaren, insbesondere mit Glasperlen und Kattun wohl versehen. Die Negerstämme liegen häufig in Fehde mit einander und suchen so viele Gefangene als möglich zu machen. Diese werden verkauft. Wenn bei Ankunft der arabischen Händler kein Krieg ist, so hetzen sie Stämme gegen einander, unterstützen eine Partei und diese bleibt, weil die Araber ihre Schießwaffen anwenden, insgemein Sieger. Die Gefangenen kosten nicht viel; oft wird der Mensch für ein paar Ellen Baumwollenzeug abgelassen. Durch diese Fehden wird große Verwüstung angerichtet; man verbrennt die Dörfer, viele Leute kommen auf den Schlachtfeldern um, andere sterben an ihren Wunden oder verhungern; Kinder, junge Weiber und Männer werden in die Sklaverei abgeführt. Weite Strecken sind schon entvölkert worden, aber Afrika ist ungemein menschenreich, sonst wäre es nicht möglich, daß allein in jener Gegend von 1862 bis 1869 mehr als 100,000 Sklaven aus dem Hafenplatze Kilwa verschifft werden konnten. Wir geben dafür weiter unten die amtlichen Belege.

Sobald die Araber eine hinlängliche Anzahl Sklaven beisammen haben, treiben sie dieselben nach der Küste, um sie dort zu verschiffen. Die grauenvollen Dinge, welche sich auf dieser Reise ereignen, sind von Livingstone und Anderen ausführlich beschrieben worden. Die Männer werden an einander gejocht; man legt ihnen gegabelte Stangen um den Hals, die Frauen und Kinder werden gebunden. Wer Befreiung versucht oder nur Miene macht, die Bande zu lösen, wird sofort niedergeschossen; wer krank wird, bleibt liegen und man bekümmert sich nicht weiter um ihn; denn ein Kranker hat ja keinen Marktpreis, und ohne diesen gilt ihnen ein Mensch für nichts. So kommt es, daß viele unterwegs sterben oder ermordet werden.

Die Ueberlebenden kommen in Kilwa (Quiloa der Portugiesen) matt und abgemagert an, denn ihre Verpflegung während der Reise war dürftig. Die Mehrzahl wird nach Sansibar verschifft; dort verkauft man sie auf offenem Sklavenmarkte oder an Händler; was nicht in den Besitzungen des Sultans bleibt, wird in arabischen Dhaus nach Arabien oder Persien verschifft. Dieser überseeische Sklavenhandel ist zumeist in den Händen von Kaufleuten aus Maskat in Oman; einige gehören auch anderen ostarabischen Häfen an. Auf der See gehen ebenfalls viele Sklaven verloren; es ist amtlich nachgewiesen, daß während der Fahrt zwischen Kilwa und Sansibar ein Dhau ein volles Drittel verlor, indem 90 Menschen im kranken Zustande oder schon todt über Bord geworfen wurden.

In Kilwa erhebt der Sultan von jedem Sklaven, welcher von dort nach Sansibar verschifft wird, ein Kopfgeld von 2 Dollars, und von denen, welche nach Lamu, im Norden seiner Besitzungen, direct befördert werden, 4 Dollars. Aus den Registern des Zollhauses in Kilwa geht hervor, daß nach Sansibar und anderen Häfen verschifft wurden:

Jahr.	Nach Sansibar.	Nach anderen Plätzen.
1862 bis 1863	13,000	5500
1863 „ 1864	14,000	3500
1864 „ 1865	13,821	3000
1865 „ 1866	18,344	4000
1866 „ 1867	17,538	4500
	76,703	20,500.

In Summa in diesen wenigen Jahren 97,203 Sklaven.

Ein Bericht des viel genannten Dr. Kirk in Sansibar vom 1. Februar 1870 weist nach, daß in dem mit dem 29. August 1869 abgelaufenen Jahre in Kilwa 14,944 verschifft wurden. Es ist aber wohl Obacht zu nehmen, daß außer in Kilwa noch in anderen Küstenplätzen Sklaven ausgeführt werden. Auch geht ein Sklavenhandel zwischen dem portugiesischen Ostafrika und Madagaskar im Schwange, und es ist nachgewiesen worden, daß selbst nach Suez, in das Gebiet des biedern, „civilisationsfreundlichen“ Vicekönigs von Aegypten, ostafrikanische Sklaven verkauft werden. („Church Missionary Intelligencer“ März 1872, S. 92.)

Die Engländer haben an der ostafrikanischen Küste eine Flottille von Kreuzern, welche auf die Sklavenschiffe Jagd machen; sie richten aber verhältnißmäßig wenig aus. In den Jahren 1867 bis 1869 brachten sie 116 Dhaus mit 2645 Sklaven auf, während nach den amtlichen Registern in derselben Zeit aus Sansibar und Kilwa mehr als 37,000 verschifft worden sind, die ihnen entgingen. Den Verträgen zufolge dürfen sie auf der ganzen Strecke von Kilwa im Süden bis nach Lamu im Norden kein mit Sklaven beladenes Schiff abfangen. Die Dhaus fahren also ungehindert bis Lamu und entkommen von dort nach Arabien oder Persien.

Man hat in den letzten Jahren die befreieten Sklaven nach Aden oder Bombay gebracht, wo sie viele Kosten verursacht haben; einige sind auch nach den Seychellen befördert worden. Es fragt sich aber, wie dem Unfuge gründlich zu steuern sei; so lange die bisherigen Verträge gelten, ist das rein unmöglich. Allerdings bestimmen sie, daß keine Sklaven aus Afrika exportirt werden sollen; es ist ausdrücklich festgestellt worden, daß ihre Einfuhr nach Arabien, Persien und dem Rothen Meere, überhaupt nach Asien, unter keiner Bedingung statthaft sei. Aber sie erlauben, daß die Sklaven an der ostafrikanischen Küste von Kilwa nach Norden hin verschifft werden dürfen, nach Sansibar und bis Lamu. Die britische Regierung hat sich verpflichtet, gegen die Sklaverei im Gebiete des Sultans von Sansibar nichts zu thun, auch den bona fide Transport der Sklaven von einem Theile der Besitzungen des Sultans nach einem andern nicht zu hindern, so lange der letztere nicht als Deckmantel für die Sklavenverschiffung nach auswärts diene; den letztern zu verhindern sei der Sultan verpflichtet und England sei entschlossen, demselben zu steuern.

Die Verschiffung dauert aber fort, und der Sultan hindert sie mit nichten. Der Bedarf an Arbeitssklaven in seinem Gebiete stellt sich jährlich auf 1700 bis 4000 Köpfe; es ist demnach klar, daß etwa 16,000 nach auswärts verschifft werden. Die Verträge werden umgangen und bleiben unbeachtet, und britischerseits will man nun einen neuen Tractat mit dem Sultan schließen, der folgende Bestimmungen enthält:

An der ostafrikanischen Küste sollen nur allein aus dem Hafen von Dar Selam und von keinem andern Seeplatze aus Sklaven verschifft werden, und zwar lediglich nach Sansibar. Von diesem letztern aus darf man Sklaven auch nach Pemba und Mombas bringen, aber nach keinem andern Platze verschiffen; jede Uebertretung dieser Bestimmung wird mit Wegnahme des Schiffes geahndet. — Die Zahl der von Dar Selam zu exportirenden Sklaven soll und darf das Bedürfniß des Inlandes an Arbeitskräften nicht übersteigen, und es soll diese Zahl alljährlich durch Uebereinkommen zwischen dem Sultan und dem britischen Bevollmächtigten festgestellt werden, und zwar so, daß sie nach und nach abgemindert wird. Nach Verlauf einer gewissen Zeit soll dann diese Sklavenlieferung ganz aufhören.

Weiter. Jedes Schiff, welches Sklaven transportirt, soll aufgebracht werden, falls dasselbe keinen vom Sultan ausgestellten Paß vorweisen kann; ein solcher gilt allemal nur für eine einzige Reise. — In Sansibar soll der offene Sklavenmarkt aufhören. Der Sultan soll jeden seiner Unterthanen, welcher direct oder indirect beim Sklavenhandel betheiligt ist oder freigelassene Sklaven „molestirt“, streng bestrafen. — Es wird den Katschis (— Leuten von der ostindischen Halbinsel Katsch —) und anderen Indiern, welche britischem Gebiet angehören, verboten, nach Ablauf einer näher zu bestimmenden Zeit Sklaven zu besitzen; sie dürfen schon jetzt keine solchen mehr kaufen. —

Abgeschlossen ist ein solcher Vertrag bis jetzt noch nicht; der gegenwärtige hat seinen Zweck nicht im mindesten erfüllt. Die Engländer drohen, ihn ohne Weiteres zu kündigen, und alle Sklavenschiffe wegzunehmen, welche überhaupt auf dem Wasser schwimmen, falls der Sultan nicht Ernst macht. Sie wollen ihm einen Theil der erwachsenen Neger, welche sie etwa aufbringen, als Landarbeiter überlassen, falls er Garantie für gute Behandlung derselben leistet und sie als freie Leute betrachtet.

Inzwischen nimmt dieser Sklavenhandel seinen Fortgang unter den Auspicien eines mohammedanischen Herrschers.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

V.

Eugene City. — Die drei Hauptquellengebiete des Willamette. — Der Dichter Joaquin Miller. — Oregonischer Thau. — In der Stagekutsche nach Californien. — Regnerische Mondnacht. — Die Callapooya-Berge. — Meine Reisegesellschaft. — Chinesen und Weiße als Eisenbahnarbeiter. — Das Paß-Creek-Cañon. — Ein lucullisches Frühstück. — Das Umpquathal. — Oakland. — „Umpqua-Mud“. — Reizende Heimstätten für Farmer.

Eugene City (sprich: Ju-dschien), in welchem Platze ich einen Tag verweilte, ist ein Städtchen von etwa 800 Einwohnern und der Sitz des Kreisgerichtes von Lane County. In seiner Nähe verbinden sich die drei Hauptquellengebiete des Willamette, welcher während der Wintermonate mit kleinen Dampfbooten bis hierher befahren werden kann. Am M'Kenzie-Arm (fork), der aus Nordost strömt, erstrecken sich die Niederlassungen 60 englische Meilen, an dem vom Küstengebirge herkommenden „Coast-Fork“ 40 Miles und am „Willamette-Fork“, dessen Lauf aus südöstlicher Richtung ist,

80 Miles aufwärts von ihrer Mündung. Der Boden in den Thälern aller dieser Stromläufe ist sehr fruchtbar; das Hügelland bietet vorzüglichen Weidegrund und die Flüsse geben eine leicht zu verwerthende Wasserkraft für Mühlen ꝛc. Der „Middle-Fork" des Willamette hat bei dem Orte Springfield, drei Miles östlich von Eugene City, eine Wasserkraft, die so mächtig wie die des Mill-Creek bei Salem ist. Die Producte aller jener Thäler finden in Eugene City ihren nächsten Markt. In diesem Städtchen drehte sich die Unterhaltung zur Zeit meines Besuches fast ausschließlich um die Eisenbahn, welche nächstdem dort erwartet wurde, und die an dieselbe gestellten Hoffnungen für den Aufschwung dieses Platzes waren von der sanguinischsten Art *).

Ich will hier erwähnen, daß Eugene City der Geburtsort des Dichters Joaquin (sprich: Wah-kiehn) Miller ist, welcher durch sein vor Kurzem zuerst in London erschienenes Werk „Songs of the Sierras" einen bedeutenden literarischen Namen in England und Amerika erlangt hat und mit einem Male ein berühmter Mann geworden ist. Seine Stoffe sind meistens aus den westlichen Ländern gewählt und haben den Reiz des Neuen, und der reiche, volle Klang seiner markigen Sprache sowie die großartig gezeichneten Bilder verdienen Bewunderung. Miller hat ein außerordentlich bewegtes Leben geführt: in seiner Jugend begleitete er die Indianer in Oregon und Californien auf ihren Jagd- und Raubzügen; war alsdann mit dem Flibustier Walker in Nicaragua und durchstreifte Arizona; war Herausgeber einer Zeitung in Eugene City, wo er eine Dame nach einer Bekanntschaft von nur drei Tagen heirathete und sich später wieder von ihr scheiden ließ; lebte darauf als Advocat in dem Minenorte Canyon City im östlichen Oregon und figurirte als Ochsentreiber in Idaho; ging dann nach London, wo er mit literarischen Celebritäten bekannt wurde und seine Gedichte veröffentlichte, und hat jetzt San Francisco als Wohnort erwählt. Ob er die hochgestellten Erwartungen seiner vielen Bewunderer erfüllen wird, muß die Zukunft lehren. Interessant ist es, daß einer der bedeutenderen neueren amerikanischen Dichter ein Kind des prosaischsten Landes der Welt, nämlich des regnerischen „Webfootlandes" ist. Der Verfasser erfreut sich der persönlichen Bekanntschaft dieses Genies. Joaquin Miller trägt langes, blondes Lockenhaar und ist ein seltsamer Mensch. Es ist fast unmöglich, eine zusammenhängende Unterhaltung mit ihm zu führen, da er stets wie halb im Traume ist und wenig oder gar nichts sagt. Sein neuestes Werk soll das Leben Christi in Versen behandeln.

Zu meinem Verdruß war in Eugene City mit mir ein echtes „Webfootwetter" eingezogen, ein Regen, „Oregon Mist", d. h. oregonischer Thau genannt, der allem Anschein nach wochenlang anhalten würde, so gleichmäßig rauschte er vom aschgrauen Himmel herab. Für meine hier zu beginnende Stagefahrt nach Californien war dieser Wechsel der Witterung nichts weniger als aufheiternd, zumal ich durch die sonnigen Tage in den letzten Wochen ganz verwöhnt worden war und gar nicht mehr an den Webfootregen gedacht hatte. Die Bewohner von Eugene hatten aber entschieden andere Ansicht als ich über das Regenwetter, und ich konnte an ihren freudestrahlenden Mienen leicht erkennen, daß sie jetzt recht in ihrem Elemente waren. Mein Wirth, den ich kleinlaut über die vermuthliche Dauer dieses schändlichen Regens befragte, bemerkte zu mir sich vergnügt die Hände reibend: er glaube, daß derselbe wenigstens hundert Tage anhalten werde. Eine traurige Aussicht für einen Reisenden, der, wie ich, erwarten mußte, bei solchem Wetter während einer Fahrt von beinahe vierhundert Meilen in der Stagekutsche festgebannt zu sein!

Um ein Uhr Morgens am 27. September nahm ich meinen Sitz in der Stage, welche mich nach der 372 englische Meilen von Eugene entfernten am Sacramentoflusse liegenden Stadt Red Bluff bringen sollte. Es war eine matthelle stürmische Mondnacht, in welcher ich meine Reise antrat. Wilde Wolken jagten sich am Himmel und heftige Windstöße pfiffen um das Gefährt, worin ich mit fünf Leidensgenossen Platz genommen hatte und auf der rauhen Landstraße dermaßen hin und her gerüttelt wurde, daß an Schlaf nicht zu denken war. Bald verdunkelten die fliegenden finsteren Wolken die Scheibe des Mondes und entluden sich in prasselnden Regengüssen, bald ergoß sich das matte Licht des Erdtrabanten über die waldige Landschaft. Froh war ich als der Tag anbrach und als Ersatz für die Strapazen der Reise wenigstens eine Umschau möglich machte. Wir traten soeben in den dichtbewaldeten Gebirgszug der Callapooya-Berge, welcher, in der Richtung von Osten nach Westen laufend, die Thäler des Willamette und des Umpqua scheidet. Diese Bergkette erhebt sich, nach der Angabe eines mit mir reisenden Feldmessers, in einzelnen Kuppen bis zu 5000 Fuß, bildet aber hier einen natürlichen Paß, der den Namen „Paß-Creek-Cañon" führt und nur 300 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegt.

Ich fand jetzt Gelegenheit, mit meiner Reisegesellschaft näher bekannt zu werden. Dieselbe bestand aus folgenden interessanten Persönlichkeiten: aus einem Lebensversicherungsagenten, der von weiter nichts als von Prämien, Dividenden und Sterbetabellen sprach, einem blinden amerikanischen Musik-Professor, einem zanksüchtigen, kratzbürstigen Künstler, der keinen Widerspruch duldete und, wie er sagte, den oregonischen Ladies Singstunden gab und jedes Instrument perfect spielen konnte, von einer Maultrommel bis zu einem Steinway'schen Flügel; ferner aus einem Civilingenieur in Diensten des Staates Oregon, der mir manche werthvolle Aufschlüsse über die umliegende Gegend gab; aus einem Yankeerechenmeister, der sich den „lightning calculator" (Blitzrechenmeister) nannte, der mit einer unglaublichen Schnelligkeit die schwierigsten Rechenexempel im Kopfe löste und den biederen „Webfeet" in den kleinen Städten Vorlesungen über Arithmetik hielt, und aus einem Schweinekaufmann aus Chicago, einem rothhaarigen Irländer, der sich die Resourcen Oregons in Schweinen ansah und, wie er sich ausdrückte, nur dann wirklich wohl fühle, wenn er die Ferkel beim Abstechen schreien hören und in einem Schlachthause bis an die Knöchel in Blut waten könne. Daß die Unterhaltung in solcher Gesellschaft nie stockte, wird man mir wohl aufs Wort glauben!

Eine interessante Abwechselung gewährten bei unserer Fahrt durch die Callapooya-Berge die vielen Zelt- und Hüttenlager nahe an der Landstraße, in denen sich die Eisenbahnarbeiter häuslich eingerichtet hatten. Bald waren es Chinesen, bald Weiße, die uns einen frohen Morgengruß zuriefen, wie sie, Kaffee kochend oder ihre Morgentoilette machend, in Schaaren vor ihren Zelten und Hütten standen, welche sich oft in überraschend romantischer Lage in dem Hochwalde unseren Blicken zeigten. Die weißen Arbeiter erhalten von der Eisenbahngesellschaft 60 Dollars Gold per Monat und Beköstigung und können leicht 35 Dollars in jedem Monate erübrigen, wogegen sich der geringere Bedürfnisse habende John (Chinese) mit 30 Dollars Arbeitslohn per Monat begnügen muß. An den Bäumen in der Nähe der Landstraße bemerkte ich öfters große Placate befestigt, mit den

*) Ende December 1871 war die Eisenbahn bereits bis 14 Miles südlich von Eugene vollendet und eine weitere Strecke von 60 Miles bis in das Umpquathal für das Niederlegen der Schienen bereit.
D. Verf.

Worten darauf: „railroad hands wanted!" — oder „One thousand laborers wanted!" 2c., ein Beweis, daß es der Eisenbahngesellschaft mit dem raschen Fortbau der Bahn voller Ernst war. Auf dieser Strecke bot der Bau einer Eisenbahn nur geringe Schwierigkeiten. Man brauchte nur dem von der Natur vorgezeichneten Wege durch das Gebirge zu folgen, und die prächtigsten Waldungen lieferten ganz nahe am Bahnbett Holz für Schienen, Brücken 2c. in unerschöpflichem Vorrath.

Nachdem wir auf einem 3½ Miles langen Knüppeldamme der primitivsten Construction im Paß-Creek-Cañon halb gerädert worden waren, öffnete sich die Landschaft und wir traten in das romantische Umpquathal, wohin uns der Paß-Creek (derselbe fällt in den Elk-Creek und dieser in den Umpquafluß) das Geleit gab. Bei der Stage-Station Hawley nahmen wir unser Frühstück ein, welches einzig in seiner Art war. Zwei irische Junggesellen in schrecklich verwahrloster Kleidung, die mit nackten Füßen in zerrissenen Pantoffeln umherschlürften, waren die Wirthe, der Koch ein Chinese, und es herrschte ein grauenhafter Schmutz in der auf den Namen eines Hotels Anspruch machenden Spelunke. Das Essen war dem Personal in derselben vollkommen entsprechend. Froh war ich, als der Kutscher zum Weiterfahren die Peitsche knallte und ich dieses Hotel, hoffentlich auf Nimmerwiedersehen, verlassen konnte. Der Regen hatte jetzt aufgehört und eine herrliche Landschaft lag im vollen Glanze der Morgensonne vor uns da. Grasreiche Ebenen, grünes Hügelland und malerische Waldungen wechselten mit einander ab; die Nadeln- und Laubhölzer prangten in allen Farbenschattirungen des Herbstes und jeden Augenblick öffneten sich zu beiden Seiten der Landstraße neue anmuthige Thalmulden und von grünen Hügeln umschlossene Thalkessel, in denen sich mitunter Farmen in stiller Abgeschlossenheit idyllisch eingenistet hatten. Die Waldungen zeigten meistens nur wenig Unterholz, welches die Indianer, um die Jagd zu erleichtern, hier im Sommer fortzubrennen pflegen, und gaben oft das Bild von natürlichen Parks. Der Boden war schwarz und fettig und soll sehr productiv sein.

Wolle und Speck (bacon) sind die Hauptausfuhrartikel des Umpquathals. Mit dem Weizen pflegte man bis jetzt hier zu Lande die Schweine zu füttern, weil der Transport von Cerealien aus dieser abgelegenen Gegend wegen der damit verbundenen Unkosten keinen Nutzen abwarf. Die Hauptverkehrsader, der Umpquafluß, ist nur bis nach dem Städtchen Scottsburg, 30 Miles von seiner Mündung, für Schooner und kleine Dampfboote befahrbar. Auf Kosten der Vereinigten-Staaten-Regierung werden jetzt die die Schifffahrt hindernden Felsen in seinem Bette fortgesprengt; aber die Mündung des Flusses ist durch eine Sandbarre gefährdet und kann derselbe als Verkehrsweg nie von Bedeutung sein. Daß eine Eisenbahn für diese an natürlichen Hülfsquellen reiche aber entlegene Gegend von weittragenden Folgen sein und einen totalen Umschwung in alle Verhältnisse bringen muß, liegt auf der flachen Hand. Jedermann redete denn auch von der Eisenbahn: wie bald die Verbindung sowohl mit Californien als mit dem Willamettethale hergestellt sein, und welchen Einfluß die Eisenbahn auf die Zukunft dieses Landes haben würde? 2c. In den kleinen Ortschaften lebten die Bewohner theils in der Hoffnung, daß ihr Platz sich bald durch die Eisenbahn zu ungeahnter Blüthe emporschwingen müsse, theils befürchtete man die Concurrenz von neuen an der Bahnlinie entstehenden Städten, und Schwarzseher prophezeiten, daß bald das Gras in den Straßen der alten Ortschaften wachsen und die ins Land strömenden Fremden allen Handel an sich reißen würden: und so war wechselnd Zweifel und Hoffnung, Furcht und Freude in diesem Lande über den nahen Advent des mächtigen Civilisators der Neuzeit, — der Eisenbahn.

Nach einer ununterbrochenen Fahrt von 57 englischen Meilen, die uns durch eine an landschaftlichen Reizen reiche Gegend führte, erreichten wir um Mittag das Städtchen Oakland. Dieser Ort liegt ganz zwischen Bergen versteckt und, wie mir schien, auf einem höchst unpassenden Platze. Ein heftiger Regen machte die steilen Straßen nichts weniger als einladend, so daß ich froh war, als die Stage den hohen Hügel, auf dem das Hotel lag, erklommen hatte und ich von der windschiefen Veranda desselben wie aus einem Adlerhorste die schmierige, von Regen überfluthete Umpquastadt in aller Gemüthsruhe betrachten konnte. Der Ausdruck schmierig ist für das Umpquathal bei Regenwetter sehr bezeichnend, und den Umpqua-„Mud" hat jeder Reisende in Oregon in schlimmer Erinnerung. Als wir nach eingenommenem keineswegs sybaritischen Diner Oakland wieder verließen und nach dem Städtchen Roseburg weiter fuhren, wurde mir eine bleibende Erinnerung an den „Umpqua-Mud". Der schwarze Boden war nach dem letzten Regen dermaßen fettig und klebrig geworden, daß er die Oeffnungen zwischen den Speichen der Wagenräder ganz ausfüllte. Alle paar hundert Schritt mußten wir halten, weil die sechs Pferde, welche den Vorspann bildeten, die Stage nicht weiter vorwärts bringen konnten, und reinigten die Räder mit Fenzriegeln; eine sehr ermüdende Arbeit, von welcher nur der blinde Musikprofessor vom Kutscher dispensirt wurde. Da ich der Stage-Company 50 Dollars in Gold für einen Platz in der Kutsche hatte zahlen müssen, so war eine solche Arbeit doppelt hart; doch ist es in den westlichen Ländern Amerikas nichts Seltenes, wenn ein Reisender, der sein gutes Geld für Beförderung in der Stage gezahlt hat, den halben Weg neben dem überfüllten Wagen zu Fuß gehen muß, weil die Pferde denselben sonst nicht von der Stelle zu bringen vermögen.

Die Gegend behielt ihr anmuthiges Bild und dieselbe auf der Eisenbahn oder auf einer guten Chaussee, statt im „Umpqua-Mud", zu durchfahren, wäre ein Capitalvergnügen gewesen. Die kleinen von waldigen Hügeln eingeschlossenen grünen Thäler, von denen sich dem Blick alle paar Miles neue aufschlossen, bildeten meistens Heimstätten für nur eine Farmerfamilie, und es war eine Seltenheit, zwei oder mehrere Wohnungen in einem Thale zu sehen. Ein Farmer in Umpqua pflegt alles Land in einem dieser kleinen Thäler von der Regierung anzukaufen und hat dann die nahe liegenden bewaldeten Hügel als vorzüglichen Weidegrund umsonst, weil diese allein keine Käufer finden. Wer, nachdem die Eisenbahn dieses Land mit der Außenwelt verbunden hat, ein solches kleines Paradies sein Eigenthum nennt, der ist in der That ein Glücklicher unter den Ackerbauern Amerikas! —

Die Reformen im japanischen Reiche.

A. Wir geben gern zu, daß wir für die Japaner große Vorliebe hegen. Sie sind ein braves, civilisirtes, in hohem Grade auch der Cultur, der geistigen Entwickelung fähiges Volk; tapfer, fleißig, erfinderisch, sinnreich. An ihnen zeigt sich recht deutlich, wie unrichtig die einst landläufige Behauptung ist, daß „die mongolische Race stationär" sei. Wir sind aber mit der Raceneintheilung noch nicht weit gekommen, und auch mit der modernen „turanischen" Gruppe sieht es sehr schlimm aus. Wir haben nur ein Wort mehr und zwar eins, das nicht einmal so viel Verständniß darbietet, wie das Wort mongolisch.

Die Japaner sind den Völkern der mongolischen Race, den „Turanern" zugezählt worden; aber daß sie nicht „stationär" sind, dafür liefern sie uns die bündigsten Beweise. Sie hatten sich zwei Jahrhunderte von allem Außenverkehr möglichst abgeschlossen, und sie brauchen das nicht zu bereuen. Die Christen, welche im sechszehnten Jahrhundert zu ihnen ins Land gekommen waren, betrugen sich dort überaus schlecht und nichtswürdig, und auch in Japan waren es insbesondere die Jesuiten, welche Zerrüttung und Bürgerkrieg in das Reich brachten.

Bis vor nun 19 Jahren gelang es dem Inselreiche des Sonnenaufganges, die Fremden von sich abzuhalten; dann kamen die Yankees und schlugen in brutalster Weise die langverschlossenen Pforten ein. Nachdem sie den Eingang ertrotzt hatten, folgten die Europäer. Es lag im Zuge der Dinge, daß Japan nicht ferner abgeschlossen bleiben konnte, seitdem in der Südsee ein so reges Verkehrsleben zu pulsiren begann und China den Fremden eine beträchtliche Anzahl von Häfen eröffnen mußte. Es sah die Ausländer nur ungern; diese waren nicht gerufen worden, sondern drängten sich auf, um Gewinn zu machen, und die Erinnerung an das frühere Betragen der Christen, die ja auch Missionäre mitgebracht hatten, war keine angenehme. Indeß die Fremden waren nun einmal da und man sah sich gezwungen, mit ihnen zu verkehren. Es hat einer Reihe von Jahren bedurft, ehe beide Theile gegenseitig zu einem leidlichen Verständniß und zum Ausgleich gelangten; allerlei Irrungen waren nicht zu vermeiden. Als aber die Japaner sich die Dinge einmal zurecht gelegt hatten, als sie begriffen, daß das Alte unwiederbringlich dahin und daß eine durch und durch neue Aera gekommen sei, schritten sie zur Neugestaltung ihrer staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse mit einer Kühnheit und Energie, zu welcher wir in der Geschichte auch Europas kein Nebenstück finden.

Japan macht einen Bürgerkrieg durch. Der Taikun oder Sjogun, Nachfolger der früheren Kronfeldherren, welche die Macht usurpirt hatten, wird besiegt und muß dem altlegitimen Erbkaiser weichen, dem Mikado oder Tenno, der von den alten Götterheroen abstammt und dessen sicherer Stammbaum weit über 2000 Jahre hinaufreicht. Die großen Vasallen und die übrigen Lehnsherren verzichten auf ihre Privilegien zu Gunsten der Reichsregierung und bilden ein derselben berathend zur Seite stehendes Parlament. Die Beziehungen zu den Fremden gestalten sich befriedigend für beide Theile; man gestattet den Ausländern das Reisen im Lande, und diese gewinnen durch nähern Verkehr mit dem Volke vor demselben eine größere Achtung. Die Regierung selber nimmt das Werk der Reform in die Hand, sie bricht völlig mit allem Alten, in so weit sie dasselbe als unhaltbar erkannt hat; wir wollen hoffen, daß sie manche Schritte nicht als allzu rasch wird beklagen müssen. Die Masse des Volkes begreift schwerlich so viele Veränderungen, die gleichzeitig kommen, und althergebrachten Gewohnheiten und Anschauungen widersprechen.

Der richtige Ausdruck für das heutige Japan, so weit die Regierung und die gebildeten Volksclassen in Betracht kommen, ist Aufklärung. Von Ausschließlichkeit, Hochmuth und Vorurtheil ist nichts mehr zu verspüren; man stellt sich als ebenbürtig und gleichberechtigt neben Europäer und Nordamerikaner und eifert ihnen nach. Von dem Vielen, was zur Auswahl vorliegt, wählt man das, was für das Land nützlich sein kann und was man als ersprießlich für dasselbe erachtet, nicht bloß in materieller Beziehung, sondern auch in geistiger. Man hat muthig ganz neue Bahnen beschritten, bis jetzt mit Geschick und Erfolg.

Gewiß, diese friedliche Revolution, welche in ihrem ganzen Charakter und in allen ihren Einzelnheiten kein Analogon hat, gehört zu den interessantesten Erscheinungen in der Weltgeschichte. Durch sie ist, im fernsten Ostasien, ein Culturvolk in den großen Völkerverkehr eingetreten, und es wird ohne Zweifel ein wichtiger Factor in demselben werden. Noch mehr; diese Umgestaltung wirkt in Asien selbst schon weithin; sogar China fängt an, wenn auch mürrisch und widerwillig, dem Beispiele Japans in dem Einen und Andern zu folgen, und es liegt in der Beschaffenheit der Dinge, es liegt in dem ganzen Zuge unserer Zeit, daß es bei diesen schwachen Anfängen nicht bleiben kann. Nur die ersten Schritte kosten die meiste Ueberwindung.

Der ganze asiatische Osten ist in Gährung, in Umgestaltung und Revolution begriffen, und es ist der Handelsverkehr, welcher das Alte aus den Fugen treibt. Der junge König von Siam hat jüngst eine Reise durch Ostindien von Calcutta nach Bombay gemacht; eine Gesandtschaft des Kaisers von Birma ist eben jetzt in Europa; der Sultan der mohammedanischen Panthays in Yünnan hat eine Gesandtschaft an den Vicekönig von Indien geschickt, um mit demselben freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen; und der Handelsverkehr der Europäer und Nordamerikaner mit Siam, Birma, Annam, China und Japan stellt sich jährlich auf die Summe von mindestens 4,000,000,000 Mark.

In Japan tritt der Tenno selbst, wie man den Mikado heute betitelt, als Reformer auf. Man sieht aus Allem, daß dieser junge noch nicht zwanzig Jahre alte Monarch die neuen Ideen mit einer Art von Inbrunst sich aneignet; er treibt keine Koketterie, sondern meint es offenbar ehrlich mit seinen Bestrebungen.

Wir wollen aus den Berichten, welche wir in nordamerikanischen Blättern und in der „Overland China Mail" vor uns haben, eine bunte Mosaik von Notizen zusammenstellen; die Anführung der Thatsachen genügt, um dem Leser einen Einblick in das zu geben, was in Japan vorgeht.

Die japanische Gesandtschaft, welche in Nordamerika eine glänzende Aufnahme fand, wird demnächst die großen europäischen Höfe besuchen und auch in der Hauptstadt des deutschen Reiches erscheinen. Es handelt sich für sie darum, aus eigener Anschauung Europa kennen zu lernen. Die neuen Handelsverträge werden auf voller Gegenseitigkeit beruhen.

In Japan sind Behörden und Privatleute eifrig beflissen, das Unterrichtswesen in zweckmäßiger Weise umzugestalten, damit es den neuen Verhältnissen entspreche. Aus

Yeddo wird gemeldet, daß allein dort reichlich 800 europäische Lehrer sofort würden Anstellung finden können. Die Städte sollen in Schulbezirke eingetheilt werden; jeder Bürger hat eine mäßige Abgabe als Schulsteuer zu entrichten und es wird allgemeiner Schulzwang eingeführt. Die Staatsmänner und höheren Beamten liegen mit Eifer dem Studium der Weltgeschichte ob und beschäftigen sich auch mit jenem der Volkswirthschaft. Für die arbeitenden Classen werden Schulen gegründet, die unseren deutschen Real- und polytechnischen Schulen entsprechen, und mit jeder sind praktische Lehrgänge verbunden. Europäische Mechaniker und Ingenieure finden sofort Anstellung.

Unter den höheren Ständen weicht die unbequeme japanische Kleidung mehr und mehr der abendländischen.

In Kioto ist eine große Kunst- und Gewerbeausstellung eröffnet worden. Die Fremden, welche dieselbe besucht haben, loben insbesondere die Bronze-, Porcellan- und lackirten Waaren und eine Sammlung von Rüstungen und Waffen aus früheren Jahrhunderten.

Schon vorher hatte Yeddo eine Ausstellung gehabt. Auf derselben sah man z. B. eine Reihenfolge von Waffen nach den Jahrhunderten geordnet; zu den ältesten gehören solche aus Feuerstein; Aufmerksamkeit erregte eine Kriegssäge; ihr Stiel ist von Holz und die Säge besteht aus Haifischzähnen; — sehr alte Bogen und Pfeile; — ein Schwert und eine Pike, sehr roh gearbeitet, aus der frühesten Eisenzeit, neben den herrlichen Schwertern unserer Zeit, die scharf wie ein Rasirmesser und ausgezeichnet gearbeitet sind. Bemerkenswerth war auch das Papier, in dessen Verfertigung die Japaner bekanntlich Meister sind und in dessen Falten und Zusammenlegen ihnen kein Europäer gleichkommt. Etwa einhundert Puppen machen den Wechsel und die Veränderungen in der Kleidertracht anschaulich. Man sah ferner Rüstungen, Pferdegeschirr, Bronzen und Antiken sehr verschiedener Art, Statuen, Gemälde, Maschinen &c.

Auch Fossilien waren ausgestellt, darunter eine antediluvianische Auster von vier Fuß Durchmesser. Von Porcellan sah man japanische Nachahmungen der Sevresporcellane; sie werden wegen ihrer vortrefflichen Ausführung allgemein bewundert.

Die Regierung hat ein Patentgesetz veröffentlicht. Wer eine Erfindung gemacht hat, muß sich an den Kobuscho wenden, welcher dieselbe prüfen läßt und im günstigen Falle das Patent ausstellt.

Der Mikado wird Nordamerika und Europa besuchen. Einem kaiserlichen Erlasse zufolge wird er sich fortan von keiner Leibwache begleiten lassen, wenn er ausfährt; sie soll nur bei Staatsgelegenheiten aufziehen. Auch hat er einen alten Brauch abgeschafft, dem zufolge Jedermann, wenn der Kaiser vorüber kam, auf Hände und Füße niederfallen mußte; er wünscht nur eine achtungsvolle Verbeugung.

Im Maimonat hat die Regierung acht höhere Lehranstalten eröffnen lassen.

Der deutsche Gesandte, Herr von Brandt, ist vom Tenno am 13. Mai in einer Privataudienz empfangen worden. Sie währte anderthalb Stunden, und Herr von Brandt wurde aufgefordert, zur rechten Seite des Kaisers Platz zu nehmen. Die Audienz fand im Prachtsaale statt, der ganz nach europäischer Weise eingerichtet ist. In demselben steht ein silberner Pfau von Lebensgröße, der für ein Meisterstück der Goldschmiedekunst gilt. Herr von Brandt ist über San Francisco nach Berlin gereist, um dort zu sein, wenn die japanische Gesandtschaft den Hof unseres deutschen Kaisers besucht.

In Yeddo, wo bekanntlich ein Stadttheil niederbrannte, geht es mit dem Aufbau rüstig vorwärts. Die Leitung hat der englische Ingenieur Waters. Die Häuser werden von Backsteinen aufgeführt und zwar auf Kosten der Regierung; wer ein Haus bezieht, kann dasselbe in der Art ankaufen, daß er jährlich 10 Procent der Anlagekosten abzahlt und das Uebrige zu einem niedrigen Ansatze verzinst, bis er das Ganze entrichtet hat. Die Häuser werden in vier Classen getheilt; jene der ersten sind zwei Stockwerk hoch, jene der zweiten und dritten gleichfalls, aber kleiner; jene der vierten haben nur ein Geschoß. Die Hauptstraßen werden 90 Fuß breit, die Gehwege (wofür man in Deutschland „Trottoir" sagt!) auf jeder Seite 15 Fuß; die anderen Straßen werden 60 bis 48 Fuß breit.

Die japanische Flotte macht eine Uebungsfahrt in den chinesischen Gewässern.

In Yeddo wurde ein Mann verhaftet, welcher „die Religion des unfehlbaren römischen Papstes" verkündigte, dem allein der Christ zu gehorchen habe.

Bisher war es den Frauen verboten, manche Tempel und heilige Stätten zu besuchen. Dieses Verbot ist jetzt aufgehoben worden.

Alle anstößigen Schaustellungen in den Theatern sind verboten worden; eben so dürfen keine unzüchtigen Bilder und Statuetten mehr verkauft werden.

Yokohama wird mit Gas beleuchtet und in Yeddo eine große Kettenbrücke gebaut.

Die deutsche Bank in Berlin hat in Yokohama ein Zweiggeschäft errichtet; sie steht unter Leitung des Herrn J. Mammelsdorf.

Das Jingischo oder Departement für die Schintogötter ist abgeschafft worden; an die Stelle desselben tritt eine Behörde für den religiösen Unterricht.

Die Aebte der in Abgang decretirten buddhistischen Haupttempel haben den Rang von Kuazoke, Edelleuten, erhalten. Sie waren ursprünglich nur Kuge oder Hofadelige, hatten aber als Mönche keinen Rang.

Die Volksmenge in Japan ist bisher auf etwa 35 Millionen angegeben worden; die Ziffer ist entschieden zu hoch; sie wird zwischen 18 bis höchstens 22 Millionen betragen.

Die Regierung läßt eine Staatszeitung erscheinen, welche im ganzen Reiche verbreitet werden soll. Sie hat die Aufgabe, das Volk mit dem Gange der Weltbegebenheiten bekannt zu machen und über Fortschritte in Wissenschaften, Künsten und Gewerben zu berichten.

Nun einige Schattenseiten. Am 10. Mai erhoben sich die Bauern in mehreren Dörfern, zogen bewaffnet umher, zwangen andere Dörfer, sich ihnen anzuschließen und waren bald etwa 30,000 Mann stark. Sie rebellirten, weil sie eine für den Canalbau in ihrer Gegend ausgeschriebene Abgabe nicht bezahlen wollten. Man ließ vier Bataillone gegen sie ausrücken und trieb sie aus einander, doch nicht ohne Blutvergießen.

Die Soldaten des Mikado in Yeddo sind in einem demoralisirten Zustande; sie betrinken sich und streiten unter einander; die Offiziere haben nicht Ansehen genug, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie beleidigen auch Ausländer. Die Seesoldaten und Matrosen der Nordamerikaner treiben nicht selten denselben Unfug; die japanische Polizei muß dann einschreiten, falls die Yankees sich auch an Japanern vergreifen.

Der neue Gouverneur der Insel Yeso hat mehrere Japaner eingesperrt, weil sie sich zum russischen Christenthum haben bekehren lassen. Dort haben sich russische Missionäre niedergelassen und treiben das Bekehrungshandwerk gleich den Anglikanern, Katholiken, Methodisten, Baptisten &c. im übrigen Japan; daher so viele Wirren und Unzuträglichkeiten.

Aus allen Erdtheilen.

Handelsbewegung der chinesischen Häfen im Jahre 1871.

Wir finden über dieselbe in der zu Hongkong erscheinenden „Overland China Mail“ vom 8. Juni amtliche Angaben. Sie *zeigen, wie großartig sich auch dort der Handel und die Schifffahrt Deutschlands entwickelt haben*; wir nehmen im fernen Osten, in welchem wir erst seit kaum zwanzig Jahren aufgetreten sind, die *dritte* Stellung ein, und mit jedem Jahre wächst unser Verkehr mit Ostasien beträchtlich an. Auch im Binnenlande wird Jeder begreifen, wie nöthig es ist, daß wir dort durch Gesandte und Kriegsschiffe würdig vertreten werden und eine *Flottenstation* in jenen Gewässern als ein Bedürfniß erscheint.

In den durch Verträge eröffneten Häfen Chinas, welche wir weiter unten namhaft machen, sind im verflossenen Jahre ein- und ausgelaufen: 14,963 Schiffe von 7,881,557 Tonnen.

Dieselben vertheilen sich in folgender Weise:

Engländer	7160	mit	3,330,881	Tonnen
Amerikaner	4600	„	3,187,643	„
Deutsche	1480	„	428,747	„
Franzosen	277	„	135,829	„
Holländer	203	„	59,791	„
Dänen	273	„	59,371	„
Spanier	50	„	18,454	„
Schweden und Norweger	218	„	45,884	„
Russen	88	„	34,340	„
Andere Fremde	140	„	50,604	„
Chinesen	474	„	30,013	„

Man sieht, daß die deutsche Handelsbewegung in China jene aller anderen europäischen Flaggen, die englische allein ausgenommen, übertrifft.

Der Gesammtwerth aller ausländischen und küstenweis ein- und ausclarirten Güter, welche in jenen Fahrzeugen befördert worden sind, stellte sich auf 394,434,056 Taels oder mehr als 130,000,000 Pfund Sterling. Davon entfielen auf die britischen Fahrzeuge 145,062,734 Taels; 145,062,721 Taels auf die amerikanischen und 16,240,680 auf die deutschen; was auf die übrigen Flaggen kommt, ist verhältnißmäßig nicht bedeutend.

Die chinesische Regierung erhob in den Vertragshäfen an *Zöllen* 10,802,732 Taels und an Tonnengebühren 204,797 Taels.

Die folgende Tabelle zeigt die Anzahl der Firmen und der „Residenten“ der verschiedenen Nationen in jenen offenen Häfen:

	Firmen.	Residenten.
Britische	226	1671
Amerikanische	40	480
Deutsche	41	414
Französische	16	224
Holländische	2	57
Dänische	11	24
Spanische	—	65
Schweden und Norwegen	2	29
Russische	9	42
Oesterreichische	—	19
Belgische	—	6
Italienische	1	17
Von Völkern ohne Verträge	5	345
Total	343	3239

Die *chinesische Bevölkerung* finden wir für die verschiedenen offenen Häfen folgendermaßen, annähernd wohl richtig, angegeben: Niu tschuang 60,000; — Tien tsin 930,000; — Tschi fu 26,491; — Hankëu 600,000; — Kiu kiang 40,000; — Tschin kiang 130,000; — Schang hai 250,000; — Ning po 115,000; — Futschëu 600,000; — Tamsui 50,000; — Ta kau 220,000; — Amoy (Emuy) 350,000; — Swatau 45,000 und Canton 1,000,000 Köpfe.

Es stehen demnach 4,416,491 Chinesen in directer Berührung mit 3239 Fremden, und diese Hand voll Menschen übt bekanntlich einen großen Einfluß aus. Auf den wichtigen Handelsplatz Hong kong, welcher den Engländern gehört, ist, wie man sieht, in Obigem kein Bezug genommen worden.

Der neue Kaiser von Abyssinien.

Neulich gaben wir (S. 46) einige Mittheilungen über die *Wirren in Abyssinien*. Wir erhalten nun über dieselben von einem uns befreundeten, mit den dortigen Verhältnissen aus eigener Anschauung bekannten Manne folgende Ergänzungen:

„*Kassa* hat sich im März 1872 als Johannes der Zweite zu Negus Nagast krönen lassen. Er hat seinen Regierungsantritt auch unserem deutschen Kaiser in einem in amharischer Sprache geschriebenen, mit dem abyssinischen Siegel versehenen Briefe angezeigt. Dieses Siegel ist dasselbe, welches Kaiser Theodor besaß; dasselbe stellt einen Löwen dar und hat eine amharische und eine arabische Legende. Ein älteres Siegel von Theodor, welches im Besitze des Dessauers Herrn Zander war und sich auf dem Berliner Museum befindet, ist kleiner als das des Kaisers Kassa-Johannes.

Der letztere hat schon im vorigen Jahre mehrere Schreiben an unsern Kaiser gerichtet und ihm zu dem Siege über die Franzosen Glück gewünscht.

Sollte der im „Globus“ mitgetheilte Brief (— welcher aus der „Times“ übersetzt war —) ächt sein? Was Werner *Munzinger* anbelangt, so war derselbe, früher wenigstens, mit Kassa befreundet. Gegen die Deutschen hat er sich, so viel ich weiß, stets freundlich benommen, z. B. auch gegen *Graf Seckendorff, Gerhard Rohlfs* und Lieutenant *Stumm*. Er hat in einem Jesuitencollegium seine Erziehung erhalten, ich glaube jedoch, daß er trotzdem nicht in kirchlichen Vorurtheilen befangen ist.

Dr. *Schimper* berichtet unterm 30. April in einem Briefe an Dr. *Krapf* in Würtemberg, daß Johannes der Zweite sich grober Ausschreitungen gegen seine Tochter schuldig gemacht habe. Diese war an Rebel Aba Keisi verheirathet, der ehemals die Stelle eines Gouverneurs in Tigre inne hatte. Eines Tages überfiel dieser Aba Keisi die Stadt Adua, ging zu seiner dort von ihm getrennt lebenden Frau (eben der Tochter Dr. Schimper's) und ließ sich von ihr Essen bereiten. Bald darauf wurde er von Kassa-Johannes wieder vertrieben. Dieser ließ die Tochter Schimper's vor sich holen und sie *vor eine Kanone stellen*. Vor derselben mußte sie von 8 bis 12 Uhr Morgens nackt stehen bleiben und wurde dann mit *Peitschenhieben* entlassen. Johannes begnadigte sie insoweit, daß sie fortan Sklavin Sr. christlichen Majestät sein solle. Das ist sie noch. Es kennzeichnet diesen biedern Kaiser, daß er von Dr. Schimper 1000 Theresienthaler gefordert hat; nur wenn er diese, als Lösegeld, bekommt, will er die unglückliche Sklavin freigeben!“

Der Nevado Altar und der Tunguragua in Ecuador.

Der Reisende wird beim Betreten der equadorianischen Hochebenen aufs Höchste überrascht durch die gewaltigen Formen der Vulcane, an deren Fuß er unmittelbar vorüberreitet. Aufs Unangenehmste enttäuscht nach einem Ritt durch den Orangenhain der Küste wird man durch eine kaum geahnte Sterilität, die sich besonders auf der Hochebene von Tapi um Riobamba herum bemerkbar macht. Einen etwas freundlichern Anblick als diese Hochebene gewährt die vom Chambo mit dem Flecken gleichen Namens, südöstlich vom Riobamba und etwas höher am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses. Der Boden,

obgleich von derselben Beschaffenheit wie der von Tapi, ist durch Bewässerung ertragsfähig gemacht worden, und Landhäuser und Gärten mit europäischen Früchten ziehen sich bis an den Fuß des Capac Urcu, des Vaters der Berge. Dieser ist heute nur noch eine Ruine des früher gewiß riesigen Vulcans. Seit Humboldt's Zeiten, dessen Skizze dieses Berges von Schinkel so genial ausgeführt wurde, hat sich der Nevado Altar, wie er auch genannt wird, etwas verändert. Die möglichst getreue Skizze zeigt, daß die einst überhängenden Ränder verwittert und eingestürzt sind. Die Linie der östlichen Kraterwand hat auch eine andere Form erhalten. Der Krater selbst ist wie der Fuß des Berges mit Bimsstein und vulcanischer Asche und Sand angefüllt und bildet ein kleines Plateau, umgeben von den bis 16,380 Fuß hohen Trümmern des Berges. Nach Volkssagen fand dieses Ereigniß, das die östliche Andeskette seines höchsten Gipfels beraubte, im funfzehnten Jahrhundert noch vor der Eroberung des Reiches Quito durch Tupac Yupanqui statt.

Ich will hier eine Notiz über den Tunguragua beifügen. Dieser thätige Vulcan, dessen gefährlichster Ausbruch nach Südwest 1777 stattfand und der viel dazu beitrug, die früher gut bebauten Abhänge steril zu machen, liegt nordöstlich vom Riobamba. An seinem Nordabhange fließt der Rio Chambo. Mit der südlichen Cordillere steht er nur durch ein schmales Joch in Verbindung. Von der 6000 Fuß hohen Ebene gesehen, erscheint er uns trotz seiner absoluten Höhe von 17,470 Fuß dennoch riesiger wie selbst der Chimborasso, aus demselben Grunde wie der Aconcagua in Chile. Er ist ein Trachytkegel auf einer Basis von Thonschiefer. Dasselbe Gestein der Grundlage tritt auch am Ufer des Flusses Chambo zu Tage, der mit dem nördlichen Palate sich hier, als Pastassa, vereinigt und die östliche Cordillere durchbricht. Bernhard Flemming.

Aus Nordamerika.

Eine Erforschungsexpedition nach Texas ist in der Mitte des Juni von St. Louis abgegangen; ihr Zweck ist eine geologische Untersuchung des nordwestlichen Texas. Diese Gegend ist sehr reich an Mineralien; sie hat Eisen, Kupfer, Blei, Kohlen; auch sollen Gold und Silber vorhanden sein. Sie wird die vergleichweise noch wenig bekannten Flüsse Big- und Little-Washita, Pease River, Salt und Double Mountain Fork und den Brazos genau erforschen und dann nach Westen hin über die ausgepfählte Ebene (Llano estacado, Staked Plains) nach dem Rio Pecos und weiter bis an den Rio Grande vordringen.

An der pacifischen Südbahn sind die Ingenieure sehr thätig. Im Frühjahre ging Phelps von Los Angeles in Californien ab, um eine Strecke zu vermessen, welche vom Tehachepi-Passe nach Fort Yuma am Rio Gila führt. Diese Route geht von dem eben genannten Passe nach den Willow-Springs am äußersten Rande der Mohavewüste, von dort über den Anfang des Santa-Clara-Thales, Soledad Cañon und San Fernando-Paß nach Los Angeles. Von dort führte ihn sein Cours über El Monte nach einer durch den Santa-Anna-Fluß bewässerten Gegend und durch den San-Gorgonio-Paß in das Cabezonthal, das bewässert, aber noch ohne Ansiedelungen ist. Er zog durch dasselbe etwa 100 Miles weit, ehe er die große Wüste erreichte. In dieser war von der letzten Wasserstelle im Cabezonthale bis Fort Yuma eine 90 Miles lange Strecke ganz ohne Wasser; Alles, was seine Leute und Thiere gebrauchten, mußte 14 Tage lang auf Mauleseln herbeigeschafft werden. Der Boden dort ist zur Anlage einer Bahn trefflich geeignet, und Phelps meint, daß man mit Erfolg artesische Brunnen werde graben können. Durch den San Fernando müsse man einen Tunnel schlagen. Durch den projectirten Schienenweg soll die Texas-Pacific- (die 32°) Bahn mit der San Franciscobai durch das Kern-Riverthal in Verbindung gebracht werden. — Bei Vermessung dieser Linie ist ermittelt worden, daß die Coloradowüste 300 Fuß unter dem Meeresspiegel liegt, und auf einer Strecke von 50 Miles wird die Bahn in dieser Depression geführt werden.

Die chinesische Einwanderung in Nordamerika. Das statistische Bureau der Vereinigten Staaten weist nach, daß von 1854 bis 1871 115,582 Chinesen in San Francisco landeten. Die Berichte unseres Zollhauses hier — so schreibt die zu San Francisco erscheinende „California-Staatszeitung“ — differiren etwas hiervon, indem sie 118,553 als angekommen angeben, 42,437 als abgereist, und die Ueberzahl der ersteren über letztere als 1920. Der alle zehn Jahre in den Vereinigten Staaten aufgenommene Census giebt die Anzahl der Chinesen innerhalb der Vereinigten Staaten wie folgt an: Im Jahre 1850 758, in 1860 35,565, in 1870 60,264. Oregon hatte in 1870 3300 und Californien im selben Jahre 49,310. Eine sorgfältige Durchsicht der statistischen Berichte über deren Eintreffen, Abreisen und Bevölkerung zeigt eine durchschnittliche jährliche Sterberate unter den Chinesen von etwa 1 : 41 vor dem Jahre 1860, oder 2,44 Procent, und von 1 : 49 von 1860 bis 1870 oder 2,04 Procent per Jahr. Bei solcher Berechnung kann also die Anzahl dieser Race im December 1870 nicht über 62,100 betragen haben. Vom 1. Januar 1867, wo die China-Post-Dampferlinie begann, bis zum 31. December 1871, wo diese fünf Jahre im Betriebe war, betrugen die Gesammtankünfte von Chinesen in San Francisco, sowohl mit Segel- als Dampfschiffen, 45,005 und die Abreisen 19,370. Von diesen waren etwa 10,000 der ersteren mit Segelschiffen gereist. Der Ueberschuß der Angekommenen betrug 25,635, abgeschätzte Todesfälle 6500, der Zuwachs zur Bevölkerung in den fünf Jahren 19,125 und der jährliche durchschnittliche Zuwachs 3826. Vom 1. Januar 1867 bis zum 31. December 1871 machten die Steamer im Ganzen 55 Reisen, welche sie in Stand gesetzt haben würden, 71,503 Chinesen herüberzubringen. Indeß die Gesammtzahl der Angekommenen mit Segel- und Dampfschiffen betrug nur 45,005, von denen 10,000 mit ersteren angekommen waren. Es wird auf das Eintreffen von 1300 Chinesen hier Bezug genommen, als Beweis, daß die Einwanderung derselben sich reißend vermehrt, indeß ist es eine durch Erfahrung bewahrheitete Thatsache, daß die Steamer der Monate April, Mai und Juni, auch zuweilen im März, also vier Steamer im Jahre, gewöhnlich von 1200 bis 1300 Chinesen mitbringen. — Die große Masse der Einwanderer derselben trifft hier jedenfalls in diesen vier Monaten ein. Die Auswanderung beginnt in Hongkong sofort nach Ablauf des chinesischen „Neuen Jahres“, im Januar oder Februar, und endigt im Mai oder Juni. Der Rückstrom beginnt von San Francisco im September oder October und endigt im December, wo dann die letzte Gelegenheit gegeben ist, China noch vor Beginn der Neu-Jahr-Festlichkeiten zu erreichen.

* * *

— Die englische Gesellschaft, welche sich die Bekehrung der Juden zur Aufgabe gemacht hat, sendet unablässig Missionäre nach verschiedenen Ländern aus. Zumeist sind dieselben Israeliten, welche den Glauben ihrer semitischen Vorfahren mit dem englischen Christenthum vertauscht haben und sich nun, da sie „geerttete Seelen“ sind, recht gut bezahlen lassen. Der Bericht der Gesellschaft für 1871 ist jüngst veröffentlicht worden und wir unsererseits finden ihn höchst merkwürdig. Den vielen Sendlingen ist es im Laufe des Jahres allerdings gelungen, in sämmtlichen Ländern, welche von ihnen heimgesucht worden, 13, sage dreizehn Judenseelen zu bekehren, und dabei verwendeten je zwei der Missionäre ihre ganze Thätigkeit auf einen Juden. Der Bericht sagt, daß jede einzelne Bekehrung etwa 4000 Pf. St., sage 26,000 deutsche Thaler, Kosten verursacht habe, so daß es eine Ausgabe von reichlich 325,000 Thalern verursacht hat, um 13 Hebräer in zweifelhafte Nazarener umzuwandeln. Die Gesellschaft findet selbst, daß der Preis sehr hoch sei, „aber,“ so schreibt der Bericht, „kein Preis ist zu hoch, um eine Menschenseele vom Verderben zu erlösen, selbst wenn sie um den Preis der ganzen Welt gekauft werden müßte.“ — Die Zahl der Juden auf dem Erdball kann auf etwa 6,000,000 Köpfe angenommen werden und sie ist stark im Anwachsen, da

die Kinder Israel das Talent haben, sich unter jedem Himmelsstriche stark zu vermehren und zu gedeihen. Wie viel würde die „Seligmachung der Verstockten" in Summa kosten, wenn man den Preis durchschnittlich auf 26,000 Thaler für den Kopf annimmt? Da thun es die Kaffern in Südafrika noch billiger; selbst in Indien kostet eine bekehrte Seele nicht ganz so viel.

— Die Weizeneinfuhr Großbritanniens hat in den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres 15,636,842 Centner betragen, im Geldwerthe von 9,370,736 Pf. St., also etwa 60 Millionen Thaler in sechs Monaten. Von anderen Getreidearten wurden für 8,672,637 Pf. St. eingeführt, Mehl für 1,334,138 Pf. St., — im Ganzen an Cerealien 19,376,938 Pf. St., also mehr als 125 Millionen Thaler. Von den Einfuhren entfallen auf Rußland, das die Hälfte lieferte, 50 Procent, die Vereinigten Staaten 19, Deutschland 10, Aegypten 8, Chile 4, Türkei 3, Dänemark, Frankreich und Canada je 1 Procent, auf andere Länder zusammen 3 Procent.

— Die britische Colonie Demerara ist in der Lage, ihre Production an Rohrzucker steigern zu können, weil sie an den indischen Kulis tüchtige Arbeiter hat und nicht auf die Neger angewiesen ist. Sie hat im Jahre 1871 nicht weniger als 106,042 Hogsheads producirt, wovon 75,743 auf Plantagen, die mit Vacuumpfannen arbeiten; Geldwerth zu 106 Dollars das Hogshead, 8,025,758 Dollars; sodann 30,299 auf solchen, welche noch die alten Methoden haben, zu 85 Dollars = 2,575,415 Dollars. Dazu kamen noch 39,376 Puncheons Rum zu 50 Dollars = 1,968,500 Dollars. Somit stellt sich der Gesammtbetrag der Ernte auf die Summe von 12,572,673 Dollars.

— Baron von Richthofen ist gegen Ende des Maimonats aus dem südwestlichen China nach Schanghai zurückgekommen. Er war bis nach Yünnan vorgedrungen, mußte aber dort umkehren. Seit Cooper, aus dessen Reiseberichte wir im „Globus" Auszüge gaben, ist unseres Wissens kein Europäer in jener Provinz gewesen. Wir ersehen aus der „Overland China Mail", daß es in derselben mit den Kaiserlichen schlecht steht. Vor Kurzem wurde von Peking aus gemeldet, die Mohammedaner (Panthays) seien mehrmals von der Armee der Mandarinen aufs Haupt geschlagen worden; bald nachher kam aber die Wahrheit an den Tag, sie haben die Oberhand nach wie vor. Der Gouverneur von Yünnan hat einen Bericht nach Peking geschickt, welchen die amtliche Zeitung vom 27. April abdruckte. Er sagt: „Der größte Theil der Provinz befindet sich in einer solchen Verwirrung, daß ich die Beamten nicht mehr auf ihren Posten festhalten, also auch über sie nichts sagen kann. Alle Cassen sind leer, alle Städte entvölkert und es kommen nur wenige Steuern ein."

— In der Südsee ist es schon mehrfach vorgekommen, daß Insulaner einander befehdet und todtgeschlagen haben, weil auf dem Eilande ein Theil der Leute von katholischen, ein anderer von protestantischen Missionären „bekehrt" worden ist. Diese Seelenfänger machen einander grimmige Concurrenz und beweisen die Praxis ihrer Religion der Liebe dadurch, daß jeder Theil den ihm anheimgefallenen Wilden sagt, der andere sei in Irrlehren befangen, von Gott verflucht und wer ihm glaube, komme in die Hölle. Natürlich verstehen die Wilden nichts von all dem dogmatischen Zeuge, das man ihnen aufpfropfen will, aber verwirrt im Kopfe werden sie dadurch und liefern einander blutige Gefechte, die einen für, die anderen gegen die „Mutter Gottes Maria". So ist es im vorigen Jahre auf der Insel Rotuma geschehen, die nördlich von den Fidschi-Inseln liegt. Der russische Capitän Rasimow kam mit der Corvette „Witjas" nach Rotuma. Er schildert in seinem Berichte, welchen der „Kronstädter Bote" mittheilt, daß die protestantischen und katholischen Missionäre, an der Spitze ihrer bethörten Wildenschaaren, eben daran waren, sich eine Schlacht zu liefern. Der Russe las beiden den Text und verhinderte ein Blutvergießen, das, wie er schreibt, sehr leicht mit Vernichtung der katholischen Missionäre hätte endigen können. Thatsache ist, daß das ganze Missionswesen in der Südsee bei allen Kundigen, welche sich nicht durch die bekannten Floskeln und gesalbten Schwindelberichte irreführen lassen, des allerschlechtesten Rufes genießt. Die Wahrheit kommt an den hellen Tag. In dieser Beziehung ist das Buch des Lord Elgin, welches er als „Blasen aus der Südsee" betitelt hat, entschieden von Interesse. Es ist eine offene Kriegserklärung gegen den Missionsschwindel und bringt eine Menge von Thatsachen, deren Zeuge der Verfasser war. Wir werden Auszüge aus diesem Werke mittheilen.

— In Argentinien erklärt der römische Clerus die Eisenbahnen für „ketzerisches Teufelswerk". Im Mai wurde der Zug, welcher von Rosario nach Cordova fuhr, in der letztern Stadt überfallen. Der von den Geistlichen aufgehetzte Pöbel begrüßte die ankommenden Fahrgäste mit einem Steinhagel, riß die Schienen auf und brüllte, daß die Locomotive ein „Fabrikat des Satans" sei. — In Guatemala, wo man die Jesuiten als Ruhestörer ohne viele Umstände aus dem Lande geschafft hat, verfährt man ohne Nachsicht gegen alle Geistlichen, welche die Kanzel mißbrauchen und Aufruhr predigen. Sie werden verhaftet und sofort über die Grenze geschafft.

— Die nordamerikanische Expedition in Nicaragua will bekanntlich eine praktikable Route für einen interoceanischen Canal ausfindig machen. Nachdem, wie wir früher schon gemeldet, Capitän Crosman im Hafen von San Juan ertrunken war, übernahm Capitän Chester Hatfield die Leitung. Seit Ende Aprils sind drei Routen untersucht worden; von einem Punkte am Pacific nach El Cojin oder San-José-Paß, 20 Miles; höchster Punkt über dem Nicaragua-See 40 Fuß; — von Ochomoga am See nach Escalanta am Pacific, etwa 30 Miles, 34 bis 36 Fuß über dem See; auf der Scheitelhöhe würde nur eine Strecke von 500 bis 600 Yards zu durchstechen sein. — Von Ochomogo nach Ragualapa, 26 Miles, mit etwa derselben Höhe wie die vorige Route; hier würde ein tiefer Durchstich von 2 Miles nöthig sein. In Nicaragua gebe es wenigstens fünf praktikable Routen. — Diese Angaben sind, wie man sieht, ganz allgemein gehalten, und es wird nichts über die Schwierigkeiten gesagt, welche der steile Abfall nach Westen hin darbietet. Im besten Falle würde die Sache auf einen Canal mit vielen Schleusen hinauslaufen, also nicht das leisten, was ein interoceanischer Wasserweg sein soll. Die Nordamerikaner sind in solchen Dingen sehr sanguinisch, und Selfridge's Beispiel hat bei Untersuchung der Atratoroute gezeigt, daß man ihre Angaben und Behauptungen sehr vorsichtig aufnehmen müsse.

— Eine Statistik der Unglücksfälle, Mordthaten 2c. in der ostindischen Präsidentschaft Madras ist bemerkenswerth. Im Jahre 1871 kamen 268 Mordthaten vor (151 an Männern, 117 an Frauen); 97 Todtschläge, wovon 3 als durch Nothwehr gerechtfertigt; 1607 Selbstmorde (600 Männer, 1007 Frauen!); — sodann 8456 Todesfälle durch „zufällige Umstände"; davon entfallen auf Ertrinken 6000; durch Tiger zerrissen und fortgeschleppt 247; durch Schlangenbiß 585; auf Eisenbahnen nur 15; die übrigen sind nicht specificirt worden. Von den Selbstmorden kommen 1055 auf Ertränken, und zwar 806 Fälle auf Frauen; erhängt haben sich 482, wovon 399 Männer.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Müller's kosmische Physik.

II.

Die vielen physikalischen Fragen, welche mit der Welt des Eises, mit der Schneegrenze, den Gletschern, der Regelation, dem Eismeer in Zusammenhang stehen und die gegenwärtig von besonderm Tagesinteresse sind, finden eine ausführliche Behandlung in dem Müller'schen Werke. So ist z. B. den Gletschern über ein Bogen gewidmet. Hier tritt nun die splendide Ausstattung des Werkes besonders instructiv dem Studirenden zur Seite. Das nach Schlagintweit's Karte des Monte Rosa copirte Kärtchen des Lysgletschers ist sehr geeignet, einige der Umstände anschaulich zu machen, welche die Gletscherbildung bedingen. Das in der Tiefe ganz enge Lysthal breitet sich in der Höhe zu einem weiten Thalkessel aus, welcher auf der Nordseite durch den Lyskamm, im Osten durch den Kamm der Vincentpyramide und im Westen durch einen diesem parallel laufenden, fast eben so hohen Gebirgskamm eingeschlossen ist. Die ungeheure Schnee- und Firnmasse, welche sich in diesem hoch über der Schneegrenze liegenden Thalkessel anhäuft, ist es nun, welche den Lysgletscher ernährt, von den Firnfeldern aus wie ein Strom langsam herabfließt und sich in das unten enger werdende Lysthal keilförmig einzwängt. Das untere Ende dieses Gletschers findet sich in einer Höhe von 6200 Fuß, die mittlere Höhe der Firnlinie, d. h. der Gegend, in welcher die Firnmasse in Gletschereis übergeht, beträgt ungefähr 9230 Fuß. Die mittlere Neigung der Firnmasse ist 13° 20′, die mittlere Neignng des Gletschers ist 18°.

Betrachten wir ferner das Mer de glace, das Eismeer, im Chamounithale, welches an Masse alle Gletscher der Schweiz übertrifft, obgleich es an Länge vom Aletschgletscher übertroffen wird. Es sammelt sich, wie man aus dem nach Forbes copirten Kärtchen (S. 131) ersieht, von den Schneefeldern der unmittelbar nördlich vom Montblanc gelegenen Berge, von denen mehrere, wie Grande Jorasse, die Aiguille verte (*a*), die Aiguille du géant (*b*), die Aiguille du midi (*c*) und die Aiguille du Dru (*d*), nur um 2000 bis 3000 Fuß von dem Montblanc überragt werden. Die Schneefelder, welche an den Abhängen und in den Thalkesseln zwischen diesen Bergen liegen, sammeln sich in drei Hauptströme, den Glacier du Géant, Glacier de Léchaud und Glacier du Talèfre, die schließlich zusammenfließend das Eismeer bilden, welches sich als ein 2600 bis 3000 Fuß breiter Eisstrom bis in das Thal von Chamonni hinauszieht, wo aus seinem untern Ende ein starker Bach, der Arveyron, hervorbricht, der sich in die Arve ergießt. Der unterste Absturz des Eismeeres, welches vom Thale von Chamouni aus sichtbar ist und eine gewaltige Eiscascade bildet, wird gewöhnlich Glacier des Bois genannt (Helmholtz, populäre wissenschaftliche Vorträge, Braunschweig 1865).

Auf den ersten Anblick erscheinen die Gletscher als eine völlig bewegungslose Masse, starr wie die sie umgebenden Felsen; eine etwas genauere Beobachtung zeigt aber alsbald eine thalabwärts gerichtete Bewegung.

Von der Wengernalp aus sieht man eine gewaltige Gletschermasse, welche von dem Sattel zwischen Mönch und Jungfrau nach Norden hin abgedacht ist und sich bis zu

einer steilen Felswand vorschiebt, welche fast senkrecht gegen das Trümletenthal abfällt. Hier erscheint nun der Gletscher durch eine verticale Eiswand begrenzt, welche gleichsam die Fortsetzung jener Felswand bildet. Durch das langsame Voranschreiten des Gletschers wird dann bald da bald dort eine Partie der Eismasse über den Rand der Felswand hinausgeschoben und stürzt, von der hintern Gletschermasse sich trennend, unter furchtbarem Donner, im Ansehen einem Wasserfalle ähnlich, in die Tiefe hinab. An heißen Sommertagen, wo das Voranschreiten der Gletscher am schnellsten ist, kann man hier oft 3 bis 4 solcher Lawinenstürze in der Stunde beobachten.

Im Jahre 1788 ließ Saussure beim Herabsteigen an den Felsen an der Seite der Eiscascade des Glacier du Géant (siehe Forbes' Karte bei *g*) eine hölzerne Leiter zurück. Im Jahre 1832, also 44 Jahre später, wurden Bruchstücke dieser Leiter bei *s* gefunden, woraus sich ergiebt, daß jene Theile des Gletschers in jedem Jahre durchschnittlich um 375 Fuß abwärts gewandert waren.

Im Jahre 1836 fiel ein Führer beim Uebergange nach dem aus der Masse des Glacier de Talèfre (vergl. dieselbe Karte) hervorragenden Felsen *e*, welcher unter dem Namen des „Jardin“ bekannt ist, in eine Gletscherspalte, und es gelang ihm, nur unter Zurücklassung seines Tornisters, wieder her-



Karte des Lysgletschers. Nach Schlagintweit.

auszukommen. Dieser Tornister wurde aber im Jahre 1846 in der Nähe von *l*, 4300 Fuß weiter abwärts, wieder aufgefunden; er hatte also mit dem Gletscher durchschnittlich einen Weg von 430 Fuß im Jahre zurückgelegt.

Im Jahre 1827 hatte sich Hugi auf der Mittelmoräne des Unteraaregletschers eine Hütte gebaut, um dort Beobachtungen anzustellen. Im Jahre 1841 stand sie 4884 Fuß tiefer, sie hatte also im Jahre einen Weg von durchschnittlich 349 Fuß zurückgelegt.

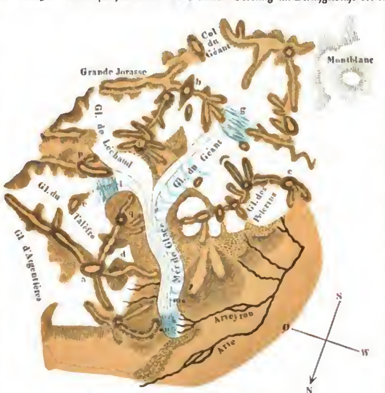
Um sich von dem Fortrücken der Gletscher zu überzeugen und seine Geschwindigkeit zu messen, bedarf es übrigens nicht so langer Perioden; mit genaueren Meßinstrumenten kann man sie schon im Laufe eines einzigen Tages wahrnehmen und messen. Solche Messungen haben ergeben, daß die Mitte des Eismeeres bei Chamouni im Sommer täglich um 20 Zoll fortschreitet, eine Geschwindigkeit, welche gegen die untere Eiscascade hin auf 35 Zoll steigt.

Die Geschwindigkeit, mit welcher die Gletscher in das Thal hinabschieben, hängt natürlich von localen Verhältnissen, z. B. von der Neigung der Thalsohle, von der Mächtigkeit der Gletscher- und Firnmasse &c., ab. Auch schwankt die Größe der Gletscherbewegung mit der Jahreszeit; sie ist größer im Sommer, wenn durch Wegschmelzen der Basis und durch das Wasser, welches die feineren Klüfte und Spal-

ten ausfüllt, die Beweglichkeit der Gletschermasse erhöht wird; sie ist dagegen am geringsten im Winter, wenn das Wasser im Innern des Gletschers theilweise gefroren und das Wegschmelzen am Boden auf ein Minimum reducirt ist.

Auf dem Kärtchen nach Forbes, welches das untere Ende des Mer de glace darstellt, ist der Montovert mit *m* bezeichnet. Der Standpunkt, von welchem aus die Ansicht aufgenommen ist, liegt dem Montovert gegenüber auf dem rechten Ufer des Gletschers.

Wenn aber große Unebenheiten in der Thalsohle vorkommen, namentlich wenn die bis dahin sanfte Neigung des Gletscherbodens an einer bestimmten Stelle steiler abzufallen beginnt, wie dies z. B. bei dem Glacier du Géant bei *g*, auf dem Glacier de Talèfre bei *l*, und auf dem Mer de Glace bei *k* der Fall ist, so muß nun eine stärkere Zerklüftung des Eises eintreten. Bei dem raschern Voranschreiten des untern Gletschertheiles muß an einer solchen Stelle ein Abbrechen der Eismassen stattfinden, welche den vorangegangenen nachstürzen, und so ein Chaos von Eisblöcken und Eisnadeln erzeugen, wie man es auf dem beistehenden Holzstiche sieht, welcher das Mer de Glace darstellt, wie es von der auf der Karte mit *n* bezeichneten, unter dem Namen des Chapan bekannten Stelle aus erscheint.



Mer de Glace am Montblanc. Nach Forbes.

Das zweite Capitel des meteorologischen Theils umfaßt das Luftmeer, seinen Druck und seine Strömungen. Das Barometer, seine Variationen, die Höhenmessung mit demselben, die atmosphärische Ebbe und Fluth, die Entstehung der Winde werden hier behandelt. Die Geschwindigkeit des Windes ist eine sehr veränderliche Größe; ein Wind, dessen Geschwindigkeit nicht über 4 Fuß in der Secunde beträgt, ist kaum merklich. Bei einer Geschwindigkeit von 6 bis 8 Fuß in der Secunde ist der Wind angenehm. Ein starker Wind hat 30 bis 40, ein heftiger Wind 40 bis 60 Fuß Geschwindigkeit in der Secunde. Geht die Geschwindigkeit des Windes über diese Grenze hinaus, so wird er Sturm genannt, und die stärksten Stürme, deren Geschwindigkeit 120 bis 150 Fuß in der Secunde (30 bis 37 deutsche Meilen in der Stunde) beträgt, werden Orkane genannt. Da in der letzten Zeit die Orkane in Sansibar, Madras u. s. w. so bedeutende Verwüstungen angerichtet haben, so wird es dem Leser angenehm sein, wenn wir hier gerade das aus Müller's Werk hervorheben, was sich auf die Stürme bezieht. Der Verfasser behandelt zunächst die Verminderung des Luftdruckes bei Stürmen.

Der tiefste Punkt der Witterungsscala an unseren gewöhnlichen Zimmerbarometern ist mit „Sturm" bezeichnet, und in der That sind die Stürme stets von einer bedeutenden Verminderung des Luftdruckes begleitet. Während des großen Sturmes vom 2. August 1837, welcher Westindien verwüstete, sank zu Portorico das Barometer um 18, zu St. Thomas um 21 Linien. Auf Mauritius stand das Barometer am 6. März 1836 Morgens 5 Uhr noch auf 337 Linien und fiel bis zum 8. März um 8 Uhr bis auf 318 Linien, während ein furchtbarer Orkan auf der Insel hauste.

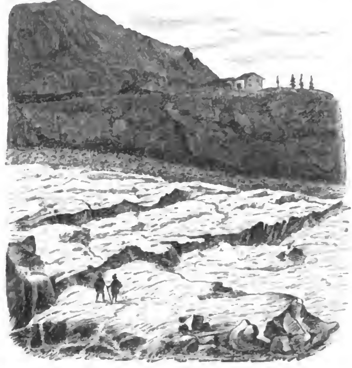
Scoresby empfiehlt den Seeleuten dringend den Gebrauch des Barometers. Durch ein Fallen seines Schiffsbarometers um 9,3 Linien aufmerksam gemacht, entrann er am 15. April 1819 in der Baffinsbai den Gefahren eines zwei Tage lang wüthenden Sturmes.

Jedenfalls sind die Stürme stets die Folge einer bedeutenden Störung im Gleichgewicht der Atmosphäre, und höchst wahrscheinlich rührt diese Störung von einer raschen Condensation der Wasserdämpfe her. Durch eine solche Condensation wird aber nicht bloß unmittelbar eine Luftverdünnung erzeugt, sondern auch, weil bei Rückkehr der Dämpfe aus dem gasförmigen in den tropfbar flüssigen Zustand stets viel Wärme frei wird, ein mächtig aufsteigender Luftstrom, in Folge dessen dann von allen Seiten die Luft mit Gewalt nach den Orten der Verdünnung hinströmt, während das Minimum des Luftdruckes selbst eine fortschreitende Bewegung hat. — Dies ist die Erklärung, welche Brandes von der Entstehung der Stürme gegeben hat. Dove hat aber nachgewiesen, daß diese Theorie einer wesentlichen Modificirung bedarf, wenn sie mit der Erfahrung in Uebereinstimmung gebracht werden soll; er hat gezeigt, daß die Windrichtung, wie man sie zu Anfang und zu Ende des Sturmes beobachtet, nicht mit der Annahme eines einfachen, geradlinigen Hinströmens der Luft nach dem Orte der größten Luftverdünnung harmonirt, daß vielmehr die Luft um das im Raum fortschreitende barometrische Minimum rotirt, kurz, daß **die Stürme Wirbel im großartigsten Maßstabe sind.**

Während des Sturmes vom 24. auf den 25. December 1821 schritt das Minimum des Luftdruckes von Brest bis zum Cap Lindenäs (an der Spitze von Norwegen), also in der Richtung des Pfeiles *A C* auf der Karte S. 133, vor. Nach der frühern Theorie hätte also in London zu Anfang des Sturmes ein Nordost, zu Ende desselben ein Südwest wehen müssen, während in der That zu London die Windfahne

anfangs Südost zeigte und dann rasch in Nordwest umschlug.

Nach Dove's Sturmtheorie schreiten in der nördlichen gemäßigten Zone bei Stürmen die barometrischen Minima,



Ansicht des Montovert am Mer de Glace.



Chapan am Mer de Glace.

also die Mittelpunkte der Wirbelbewegung, in der Richtung von Südwest nach Nordost vorwärts, wobei die Rotationsrichtung die in der Figur angedeutete ist, nämlich entgegengesetzt dem Laufe des Zeigers einer Uhr. — Nach dieser



Wasserhose auf dem Rhein.

Theorie mußte in der That London Südostwind haben, als die Luft um den Punkt *A* wirbelte, dagegen mußte in London Nordwest wehen, nachdem *B* und später *C* der Mittelpunkt der Wirbelbewegung geworden war.

Südöstlich von dem Wege, auf welchem die Mittelpunkte der Wirbel fortschreiten, muß nach Dove's Theorie, wie man aus der Betrachtung des Punktes *o* in der Figur ersieht, der Wind zu Anfang des Sturmes mit S.S.O. einsetzen und dann durch S., S.W., W. nach W.N.W. umschlagen, wie es zu Harlem wirklich stattfand. In Orten, welche von dem Mittelpunkte des Sturmes entfernter liegen, wie *r* oder *s*, muß der Wind nach der Theorie zu Anfang des Sturmes S. oder S.S.W., zu Ende desselben W.S.W. sein, und in der That drehte sich zu Karlsruhe während des Sturmes die Windfahne von S. nach S.W.

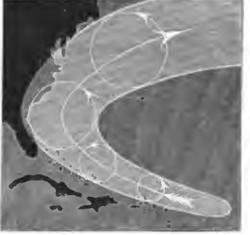


Sturm vom 24. bis 25. December 1837.

Auf der Nordseite des Sturmes schlägt der Wind von O.S.O. durch O., N.O., N. nach N.N.W. um.

Für die Seefahrer ergeben sich daraus folgende **praktische Regeln**, um in der nördlichen gemäßigten Zone soviel als möglich dem Bereich eines sie treffenden Wirbelsturmes zu entgehen: Wenn bei stark fallendem Barometer der Wind als Südost einsetzt und sich durch Süd nach West hindreht, so muß das Schiff nach Südost hinsteuern; setzt hingegen der Wind in östlicher Richtung ein, um nach Nord hin umzuschlagen, so muß das Schiff nach Nordwesten steuern (Dove in Poggendorff's Annalen LII).

Redfield in Neuyork ist durch sorgfältige Untersuchung der Erscheinungen, welche die an den Küsten der Vereinigten Staaten häufigen Stürme begleiten, ganz zu denselben Resultaten gelangt, welche Dove für Europa erhalten hatte.


Hurrikan vom August 1837.

Ueber die **tropischen Stürme** hat Reid, Gouverneur der Bermudas-Inseln, ein reiches Material in einem Werke niedergelegt, welches im Jahre 1808 zu London unter dem Titel: „An attempt to develop the law of storms" rc. erschien. Aus Reid's Untersuchungen ergiebt sich, daß auch die Stürme der tropischen Zone **Wirbel** sind.

Die Richtung, in welcher die Wirbel rotiren, ist für die nördliche Hälfte der heißen Zone dieselbe, wie die soeben betrachtete; dagegen schreiten die westindischen Hurrikans in der Richtung von Südost nach Nordwest vor, so lange sie in der tropischen Zone bleiben, sobald sie aber in die gemäßigte Zone gelangen, biegen sie fast rechtwinkelig aus und gehen nun von Südwest nach Nordost, wie man dies auf dem mitgetheilten Kärtchen sieht, welches den Verlauf des Sturmes darstellt, welcher in der Mitte August 1837 die östlichsten der westindischen Inseln traf.

Von den zahlreichen Beispielen, welche Reid für dieses Verhalten der westindischen Stürme beibringt, wollen wir nur noch eines anführen. Der dicht bei den kleinen Antillen vorbeistreifende Sturm vom August 1830 traf St. Thomas am 12., war am 13. in der Nähe der Turksinseln, am 14. bei den Bahamas, am 15. an den Küsten von Florida, am 16. längs der Küste von Georgien und Carolina, am 17. an denen von Virginien, Maryland und Neuyork, und am 18. auf der Georgsbank und Cap Sable, am 19. auf der Neufundlandsbank. Das Fortrücken dieses Sturmes betrug also im Durchschnitt $13^1/_2$ deutsche Meilen in der Stunde. Die Geschwindigkeit, mit welcher der Sturm überhaupt fortschreitet, ist übrigens wohl zu unterscheiden von der ungleich größern Geschwindigkeit, mit welcher die Luft in den Wirbeln fortgerissen wird. — Was die Wirbelwinde und Orkane im großen, sind die **Tromben** und **Wasserhosen** im kleinen Maßstabe. Wahrscheinlich werden sie durch den Kampf zweier in den oberen Luftregionen in entgegengesetzter Richtung wehenden Winde erzeugt. Wenn solche Wirbel über das Land hinziehen, bilden sie Sand- oder Staubsäulen, während sie auf Flüssen oder Meeren Wasserhosen hervorbringen, ja es kommt vor, daß die Wirbel, vom Lande auf das Wasser überspringend, erst eine Staubsäule, dann aus dieser hervorgehend eine Wasserhose erzeugen. So bildete sich, wie G. vom Rath beobachtete, am 10. Juni 1858 bei dem Dorfe Honnef am Rhein, nahe dem Siebengebirge, eine Landtrombe, deren Höhe auf 2000 Fuß geschätzt wurde. Als sie in ihrer fortschreitenden Geschwindigkeit den Spiegel des Rheins erreichte, erhob sich das Wasser im Umfange eines Kreises, dessen Durchmesser 50 Schritte betragen mochte, und bildete eine Schaumsäule, deren Anblick an einen gothischen Thurm erinnerte. Ein mittlerer Strahl sprang hoch über mehrere seitliche hervor, aus der Wolkenmasse aber senkte sich eine helle Wolkenspitze herab, welche sich nach einiger Zeit mit der Spitze der Wassersäule vereinigte, worauf denn der den Wasserspiegel mit den Wolken verbindende Streif seiner ganzen Länge nach in gleicher Breite

erschien. Zwischen Rolandseck und Mehlem erreichte die Trombe das linke Rheinufer, um alsbald wieder auf den Rhein zurückzukehren. Das Phänomen endete, nachdem es ungefähr 35 Minuten gedauert hatte, bei Rhöndorf auf dem rechten Rheinufer. Von den Häusern, welche die Wettersäule traf, wurden die Ziegel heruntergeworfen, starke Aeste wurden von den Bäumen gerissen und die Saaten niedergelegt. Die Breite der so bezeichneten Bahn betrug im Durchschnitt 50 Schritt.

Mit der Schilderung der Hydrometeore, der atmosphärischen Elektricität und des Erdmagnetismus schließt das schöne, mit großem Fleiß gearbeitete Werk, das nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch zur Lectüre dient. Zwei Register, ein systematisches und ein alphabetisches, erleichtern die Benutzung ungemein.

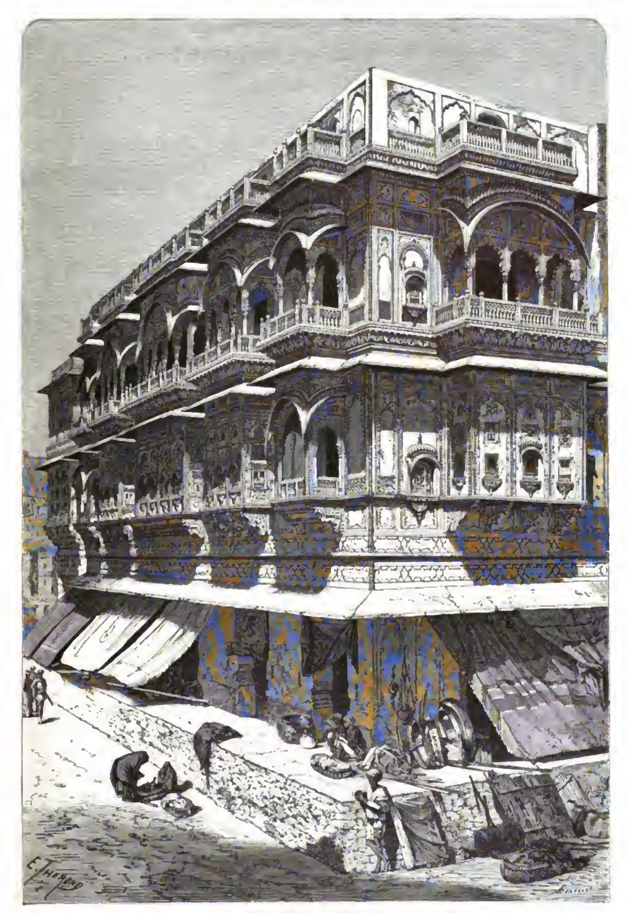
Der Palast der Seths zu Adschmir in Indien.

Wir haben vor einiger Zeit eine Schilderung der Stadt Adschmir und ihrer Bazare gegeben; wir wollen heute, als Nachtrag, Einiges über die Prachtgebäude anmerken, deren dort so manche vorhanden sind. Jene der reichen Leute, namentlich der Bankiers (— Adschmir ist das „Frankfurt Radschestans" —), sind aus weißem Marmor aufgeführt, und wie Rousselet sagt, welcher Indien durchreiste, um die Architektur des Landes zu studiren, von „unerhörter Schönheit". Er hebt in dieser Beziehung insbesondere den Palast der Seths hervor, von welchem wir eine Abbildung geben. Derselbe ist ein modernes Gebäude, gehört aber zu dem Schönsten, was die Kunst im Radschputenlande hervorgebracht hat. Balcone, Säulen und Karnieße sind mit Sculpturen bedeckt und alle Einzelnheiten sind höchst geschmackvoll und ungemein sorgfältig ausgeführt. Der Palast ist Eigenthum einiger Bankiers von der Secte der Dschainas. Im Allgemeinen sind alle Wohnhäuser der wohlhabenden Leute gut gebaut, und wenige Städte in der Welt nehmen sich so zu sagen koketter aus als Adschmir mit seinen unzähligen Terrassen und den marmornen oder mit blendend weißem Stucco bekleideten Mauern der Häuser.

Im Allgemeinen ist es einem Ungläubigen verboten, das Mausoleum zu betreten, in welchem der berühmte heilige Kandscha Seyd begraben ist, dessen wir schon in einem frühern Aufsatze erwähnt haben. Rousselet hatte einen Empfehlungsbrief vom Gouverneur an den Vorsteher, es wurde ihm aber von vornherein gesagt, daß er eine höfliche Aufnahme nicht erwarten dürfe. In der That fand er schon an dessen äußerer Eingangspforte eine Gruppe von Leuten, welche er als düstere, finstere Fanatiker schildert; sie sagten ihm barsch, daß er seine Schuhe ablegen müsse, wenn er weiter gehen wolle. Das that er und folgte einem Mollah, der ihm als Führer diente. Zunächst betrat er einen großen Hofraum, der mit weißem Marmor gepflastert ist und so gut gehalten wird, daß auf seiner glatten Fläche die Sonnenstrahlen wie auf einem Wasserspiegel spielten. Dieser Raum ist eingefaßt mit Moscheen und Gräbern, alle von glänzend weißem Marmor, gleich dem vom Großmogul Dschehangir im Jahre 1610 errichteten Mausoleum, das in der Mitte des Platzes steht und von Bäumen überschattet ist. Das Grün derselben hebt sich scharf von dem Marmor ab und macht einen angenehmen Eindruck. Alles war still; einige alte Mollahs lagen platt auf den Steinen und murmelten ganz leise Gebete her. Wir glauben gern, daß der Reisende in eine ganz eigenthümliche Gemüthsstimmung gerieth; er setzte sich unter einen Baum und gab sich der Träumerei hin. Nach einiger Zeit erhielt er mit Mühe die Erlaubniß, einen photographischen Apparat aufzustellen.

Berühmt ist auch die Moschee des Araï Din ka Dschhopra, deren Ruinen höchst malerisch in einer bewaldeten Schlucht liegen. In architektonischer Hinsicht ist sie eines der merkwürdigsten Gebäude in Indien und auch in archäologischer Hinsicht bemerkenswerth als eines der ersten Bauwerke, welche die Mohammedaner errichten ließen, und eines der schönsten Muster der Dschaina-Architektur. Dieses Beisammensein zweier so entgegengesetzter Motive erklärt sich leicht. Als die Muselmänner Indien überflutheten, dachten ihre Horden zunächst nur an Raub und zerstörten viele Prachtwerke; es lag ihnen gar nichts daran, ob das von ihnen Zertrümmerte wieder aufgebaut würde oder in Ruinen liegen blieb. Als sie jedoch dauernd festen Fuß im Lande gefaßt hatten und dessen Beherrscher geworden waren, lag ihnen daran, ihrem Allah, dem wahren Gotte, Tempel zu errichten. Aber mohammedanische Baumeister gab es nicht, und so mußten sie sich an die Hindus wenden. Die Prachtpaläste der alten Könige und die herrlichen Tempelbauten der Götzendiener lieferten ihnen in Hülle und Fülle Material, das sofort verwandt werden konnte und überhaupt für ihre Zwecke brauchbar erschien. Sie ließen die Götterstatuen und die heidnischen Embleme fortnehmen, fügten charakteristische Einzelnheiten ein, ließen Vorderseiten mit Spitzbogen anbringen und so entstand der sogenannte indosarazenische Stil. Das eben erwähnte Verfahren fand zuerst Anwendung unter dem Kaiser Kutub Udin Eibeck, von welchem die Moscheen in Adschmir und in Alt-Delhi herrühren sollen; seine Nachfolger verfuhren in ähnlicher Weise in Ahmedabad, Mandu, Kanudsch &c.

Der Araï Din ka Dschhopra, das „Werk der drittehalb Tage", steht auf einer hohen Terrasse, zu welcher große Steintreppen hinaufführten, die jetzt nicht mehr vorhanden sind; statt ihrer ist ein großer Perron vorhanden. Der Fuß der Terrasse ist jetzt bewaldet und von unten sieht man nur die oberen Theile des Gebäudes. Durch eine hübsche Thür, auf welcher man arabische Schriftzeichen und Symbole bemerkt, gelangt man in einen großen Hofraum, dessen Pflaster zum größten Theile zerstört worden ist; die Vorderseite der in demselben stehenden Moschee ist durch hohe Bäume gleichsam verdeckt. Die drei anderen Seiten sind von massiven Gebäuden eingenommen, die als Wohnungen dienten; sie sind in ernstem, strengem Stil aufgeführt und haben Kuppeln. Sie schlossen sich an die Südseite des Palastes der Ghoriankaiser, von dem noch viele Ruinen da sind. Bei näherer Betrachtung der Moschee findet man, daß in der Mitte der Vorderseite eine majestätische Eingangspforte vorhanden ist; zu beiden Seiten befinden sich noch je drei Eingänge, so daß deren sieben vorhanden sind; jeder einzelne ist einem Wochentage geweiht. Die ganze Außenseite dieses Theils der Façade ist mit einem wahren Netze von Sculpturen überzogen, und diese sind so fein und zierlich, daß man sie als Spitzenwerk bezeichnen kann. Alles ist Arbeit von Dschainaskünstlern, aber nach mohammedanischen Angaben ausgeführt.



Palast der Seths zu Adschmir.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

VI.

Rasttag in Roseburg. — Geographische Lage des Umpquathales. — Die Coos-Bai. — Nachts über die Rogue-River-Berge. — Ein romantischer Engpaß. — Ins Rogue-River-Thal. — Der Cow-Creek. — Bergab auf einem Knüppeldamm. — Heiliger indianischer Felsblock. — Manzanitasträuche. — Fernsicht auf das Siskiyougebirge. — Verlassene Goldplacers. — Der Rogue-River. — Goldwäschereien im Flusse. — Prächtige Wald- und Gebirgslandschaft. — Alte Stockade. — Indianerkriege im südlichen Oregon. — Rock-Point. — Eine gefährliche Brücke. — Annoncenhumbug. — Die Thalebene von Jacksonville. — Mount M'Laughlin. — Ankunft in Jacksonville.

Nachdem wir den North-Umpqua, der sich mit dem südlichen Arme des gleichnamigen Flusses unterhalb Roseburg vereinigt, bei der aus einem Hause bestehenden Stadt Winchester auf einer Fähre überschritten hatten, erreichten wir endlich gegen fünf Uhr Abends das in idyllischer Umgebung liegende Städtchen Roseburg, 75 Miles von Eugene City, die Hauptstadt von Umpqua, in welchem Orte ich bis zum nächsten Abende verweilte.

Roseburg, ein freundliches Städtchen von etwa 500 Einwohnern am South-Umpqua, gefiel mir recht gut. Die ungepflasterten Straßen allerdings waren in Folge der letzten Regengüsse in einem bedauernswerthen Zustande; aber die Umgebungen des Ortes, die grünen Felder und sanft anschwellenden Hügel, die Myrthen-, Eichen- und Akazienhaine waren reizend. Das Städtchen ist der Regierungssitz von Douglaß County, welches einen Flächeninhalt von 5000 englischen Quadratmeilen hat. Die dünn gesäete Bevölkerung des Countys bezieht von hier aus ihren Bedarf an Waarengütern aller Art, und die Kaufleute in Roseburg haben das ganze Exportgeschäft der Landesproducte in Händen. 800,000 Pfund Wolle, 400,000 Pfund Speck und etwa 4000 Stück Schlachtvieh werden jährlich von Roseburg ausgeführt. Die im County geernteten Cerealien werden im Lande selbst verbraucht. Die Schafzucht ist bedeutend in dieser Gegend und eine Quelle namhaften Wohlstandes für die Bevölkerung. Douglaß County producirt mehr Wolle, als irgend andere drei Counties in Oregon zusammengenommen.

Deutsche trifft man in Umpqua, einige jüdische Kaufleute und Bierbrauer abgerechnet, fast gar keine, und diese wenigen haben sich auf traurige Weise amerikanisirt. Ich redete in Roseburg einen deutschen Schenkwirth in Gegenwart mehrerer Amerikaner auf Deutsch an. Der gute Mann wurde ganz roth vor Scham, als ich ihn rücksichtslos so vor den Amerikanern als einen Dutchman bloßstellte, und antwortete mir auf Englisch, er habe sein Deutsch längst vergessen. Roseburg ist sicherlich einer der gesundesten Orte in der Welt. Ein Arzt, der hier von dem Honorar leben wollte, das ihm etwaige Patienten zahlten, müßte elendiglich Hungers sterben. Es ist in dieser glücklichen Gegend eben nie Jemand krank und die Leute sehen alle aus, als ob Jeder von ihnen noch ein Jahrhundert leben sollte. Im Durchschnitt rechnet man hier einen Todesfall per Jahr auf 500 Einwohner. Der letzte Todesfall fand in Roseburg, wie man mir erzählte, im Frühjahr 1870 statt.

Selbstverständlich besitzt die Stadt Roseburg auch ihre Localzeitung; aber die geistige Speise scheint dieser kerngesunden Bevölkerung nicht sonderlich zu behagen. Nur eine Wochenzeitung, „The Plaindealer“, fristet in Umpqua eine precäre Existenz. Der Redacteur einer hier früher erscheinenden zweiten Localzeitung, „The Ensign“, wäre vor etwa anderthalb Jahren fast Hungers gestorben, da kein Roseburger mehr auf das Blatt abonniren wollte. Er kam deshalb zu dem vernünftigen Entschluß, ein Schafzüchter zu werden, und handhabt jetzt die Wollschere statt der Papierschere.

Wie zu erwarten stand, fand ich die Bürger dieser naturwüchsigen Commune über den nahen Advent der Eisenbahn in großer Aufregung, und um dieselbe drehte sich hier wie in ganz Umpqua das Tagesgespräch. Auf Herrn Holladay, der sechzig Acker werthvollen Bodens in der Nähe von Roseburg geschenkt haben wollte, um darauf einen Bahnhof anzulegen, war man wegen dieser Anmaßung fuchswild. Die Eisenbahn müsse doch Roseburg berühren, sagte man, und sie, die Roseburger, ließen sich durch keinen Millionär bange machen! sie nicht — Gott bewahre! — Aber man wird es hier wie in allen kleinen Städten Oregons an der projectirten Eisenbahnlinie voraussichtlich beim Raisonniren bewenden lassen und sich schließlich noch freuen, wenn Herr Holladay die Schenkung in Gnaden annimmt und nicht die Eisenbahn so und so viele Meilen von der Stadt entfernt bauen läßt und neue Oppositionsstädte dort „auslegt“.

Der für die Cultur den meisten Werth habende Theil des Umpquathales liegt zwischen der Cascade Range und dem Küstengebirge und hat eine Ausdehnung von etwa 40 Miles von Ost nach West und fast 100 Miles von Norden nach Süden. Dieser ganze Landstrich ist durch die zahlreichen Verzweigungen des Umpqua, dessen Hauptstrom sich in nordwestlicher Richtung durch einen natürlichen Paß zwischen den Callapooya- und Umpquabergen einen Weg nach dem Ocean gesucht hat, sowie durch eine Menge von vereinzelt auftretenden Hügeln und kleineren Bergzügen in eine große Anzahl von Längenthälern und Thalkesseln gleichsam durchschnitten. Die schönsten und größeren von diesen sämmtlich sehr fruchtbaren Thälern führen Namen wie „looking glass valley“ — „happy valley“ — „garden spot valley“ x. Sechzig Miles oberhalb Roseburg werden seit einer Reihe von Jahren bei dem kleinen Minenorte Bohemia ziemlich ergiebige Goldplacers am Umpqua bearbeitet. Die Ausfuhr der Landesproducte fand, wie schon erwähnt worden, bis jetzt auf dem für die Schifffahrt sehr unzuverlässigen Umpquaflusse statt. Doch werden sich für diese Gegenden bald neue und bessere Verkehrswege öffnen. Außer der schnell vorschreitenden „Oregon- und California-Eisenbahn“, welche von Norden her bereits die Grenze des Umpquathales erreicht hat, ist eine neue Wagenstraße über das Küstengebirge nach der 60 Miles westlich von Roseburg liegenden Coos- (sprich: Kuß) Bai im Bau begriffen, deren Gewässer 20 Miles weit von der See ins Land einschneiden und einen vortrefflichen Hafen bilden. Binnen fünf Wochen, hieß es, sollte die Wagenstraße von Roseburg nach dem an der Coosbai liegenden kleinen Hafenorte Empire City dem Verkehr übergeben werden. Die Ufer der Coosbai sind mit majestätischen Fich-

tenwaldungen bedeckt, deren schlankaufragende Stämme für die vielen dort angelegten Sägemühlen ein Rohmaterial von unübertrefflicher Güte liefern. Auch vorzügliche Kohlen werden hart am Ufer jener Bai gefunden und direct aus den Gruben in Schiffe verladen.

Am Abende des 28. September verzögerte sich meine Abfahrt bis halb zehn Uhr, da die Stage wegen des Regenwetters sechs Stunden länger Zeit als gewöhnlich gebraucht hatte, um sich durch den „Umpqua-Mud“ hindurchzuarbeiten. In heller Mondnacht fuhren wir am hohen Ufer des Umpqua hin. Silbern durchschlängelte tief unter uns der breite Fluß den Thalgrund, dessen jenseitiges Gelände sich in sanft ansteigenden parkähnlich bewaldeten Höhen emporbaute. Aber bald kamen wir in eine düstere Gebirgslandschaft. Während der nächsten 13 englischen Meilen führte die schrecklich rauhe Straße durch ein Cañon der Rogue-River-Berge. Finstere Waldungen bedeckten zu beiden Seiten des Engpasses die Abhänge; ein im Forste Beute suchender Panther schrie mit dem diesem Raubthiere eigenthümlichen Laute wie ein weinendes Kind mehrmals ganz in unserer Nähe, so daß die Pferde, welche seine Nachbarschaft witterten, kaum zu halten waren; dabei stieß der Wagen, als ob Alles an ihm in Stücke brechen müßte. Endlich traten wir bei der kleinen Ortschaft Canyonville aus dem düstern Engpasse heraus und fuhren in offenerer Gegend über die „Burnt Hills“ und „Grave Creek Hills“, welche niedrigen Bergzüge die Wasserscheide zwischen den Thälern des Umpqua- und des Rogueflusses bilden. Die Eisenbahn wird beim Ueberschreiten der Rogue-River-Berge ein schwierigeres Terrain als in den Callapooyabergen finden, es müssen, obgleich ihre Erhebung nicht bedeutend ist, dort tiefe Einschnitte gemacht und Trestlebrücken bis zu hundert Fuß Höhe gebaut werden. Die nivellirte Linie der Eisenbahn verläßt den Umpquafluß beim sogenannten „Benot of Umpqua“ und läuft $2^1/_2$ Miles südlich von Canyonville durch den Cow-Creek-Paß.

Bei Tagesanbruch traten wir bei der Stagestation Levens, 40 Miles von Roseburg, in das Quellgebiet des Rogueflusses, der sich 15 Miles nördlich von der californischen Grenze in den Ocean ergießt. Das landschaftliche Bild hatte sich wesentlich verändert. An Wald war die Gegend reicher als das Umpquathal; aber der röthliche und lehmige Boden schien für Agriculturzwecke kalt und unfruchtbar zu sein. Nur selten bemerkte ich Farmen, und diese waren arg verwahrlost. An den verfallenen Fenzen und den augenscheinlich jahrelang brach gelegenen Feldern war deutlich zu erkennen, daß die Farmer es für verlorene Mühe hielten, Geld und Arbeitskraft zur Verbesserung ihres Besitzthums zu verwenden. Obst, welches in den nördlicheren Districten Oregons in unerschöpflicher Fülle wächst und dort für Spottpreise zu erlangen ist, war hier eine Seltenheit. Obgleich wir Passagiere uns öfters in den spärlich an der Landstraße liegenden ärmlichen Wohnhäusern darnach umsahen, blieben unsere Nachforschungen doch fast ganz unbelohnt.

Im schlanken Trabe ging es jetzt bergab, auf den schändlichsten Knüppeldämmen und über Stock und Stein, so daß wir bedauernswerthen Reisenden in der grauenhafte Sätze machenden Stage „wie lose Knochen durch einander gerüttelt wurden“. Der blinde Musikprofessor und der Lebensversicherungsagent, mein Freund, der Civilingenieur, der Blitz-Rechenmeister, der rothhaarige Irländer und ich beschworen den Kutscher, langsamer zu fahren. Aber dieser lachte uns aus und hieb noch toller auf die Gäule ein, um, wie er sich ausdrückte, die im „Umpqua-Mud“ verlorene Zeit wieder einzuholen. Neben uns rauschte der Cow-Creek durch den Wald, als wollte er sich mit lautem Brausen über unsere Leiden lustig machen; mehrere Male passirten wir den gewundenen Bach auf den polizeiwidrigsten Brücken unter Gottes Sonne, — lose Knüppel, die auf runden Querbalken neben einander gelegt waren und beim schnellen Hinüberfahren wie vor Vergnügen klappernd hoch emporsprangen; die alten knorrigen Eichen streckten ihre mit langem Moos behängten Aeste mitunter neckisch in die Wagenfenster, oder rasselten damit über das Kutschendach, als ob auch sie ihre Freude bei der famosen Fahrt haben wollten. Als die Knüppeldämme hinter uns lagen und wir auf glatter Straße eine offene Gegend erreichten, athmeten wir freier auf. Ich nahm beim ersten Halteplatze meinen Sitz neben dem Kutscher auf dem Bock, um eine freiere Umschau zu genießen, als im Innern des Wagens möglich war. Mit schlanken Fichten dichtbestandene Bergzüge folgten jetzt in stets wechselnden Conturen auf einander und erschlossen sich, beim raschen Weiterfahren sich allmälig hinter einander hervorschiebend, dioramenartig dem Auge. Das Wetter war, als die Sonne höher stieg, prachtvoll geworden, und ein tiefblauer Himmel, klar und unbewölkt, wölbte sich über der wildromantischen Landschaft.

Auf der Höhe eines steinigen Bergrückens machte mich der Kutscher auf einen links nahe an der Landstraße isolirt daliegenden abgerundeten Felsblock aufmerksam, zu dem, wie er mich belehrte, die Umpqua-Indianer mitunter pilgerten, um ihn anzubeten. Ich ließ den Wagen eine Weile halten und stieg ab, um den heiligen Stein etwas näher in Augenschein zu nehmen, bemerkte jedoch weder eingeschnittene Zeichen noch sonst etwas Außergewöhnliches an demselben. Ob die Indianer eine Gottheit in dem Felsen verehren, oder was es sonst für eine Bewandtniß mit demselben hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Die Landstraße führte jetzt meistens durch Hochwald, in welchem eine Menge von halbverbrannten umgestürzten Stämmen, wild über einander geworfen, den Boden bedeckten, — die Spuren eines verheerenden Waldbrandes. Auf den Hügeln wuchsen zahlreiche Manzanitasträuche, deren hartes und knorriges dunkelbraunes Holz viel zu Pfeifenköpfen verarbeitet wird und einen Exportartikel bildet. Wir begegneten einer Fuhr, die mit diesem Holze schwer beladen war.

Aus dem „Grants Paß“, 65 Miles von Roseburg, heraustretend, überraschte uns eine herrliche Fernsicht in das Thal des Rogueflusses. Weit vor uns im Süden lag die mächtige dunkelviolette Bergkette der Appelgate- und Siskiyou-Gebirge, welches letztere nur 20 Miles nördlich von der Grenzscheide zwischen Oregon und Californien liegt, während das nähere Hügelland mit zerstreuten Laub- und Nadelholzwaldungen in verschiedenen Farbenschattirungen marmorirt war. Ab und zu kamen wir an verlassenen Goldplacers vorbei, welche das allen solchen Minenplätzen eigenthümliche wüste Durcheinander von Gräben, Löchern, hölzernen offenen Rinnen, umgewühlter Erde, Haufen ausgewaschener loser Steine, verfallenen Hütten rc. zeigten. Bald darauf erreichten wir den Rogue-River und kutschirten mehrere Meilen auf seiner steinigen Uferbank hin. Mit schäumender, wirbelnder Fluth brauste uns der wilde Bergstrom entgegen, von dessen jenseitigem Strande sich prächtig bewaldete Berge emporbauten. Im Flusse waren Miner fleißig beim Goldwaschen beschäftigt. Ein halbes Dutzend große und kleine Wasserräder drehten ihre breiten Schaufeln in der reißenden Fluth und pumpten durch Mühlenkraft das Wasser hinauf in die bretternen Goldwaschrinnen (sluice boxes), zu denen die Miner (Chinesen) die goldhaltige Erde hinaufkarrten und in dieselben hineinschaufelten, — ein buntes und bewegtes Bild!

Eine Weile verließen wir jetzt den Rogue-River und durchkreuzten einen Nebenfluß desselben, den flachen und breiten Evans-Creek. Das Wald- und Gebirgspanorama war hier außerordentlich großartig und erinnerte an die weltbe-

rühmten Scenerien in der Sierra Nevada. Die Beleuchtung der Gebirge durch die Strahlen der tiefer sinkenden Sonne, welche mit langem Schattenschlag die hohen Fichten in seltener Schärfe an den grünen Abhängen abzeichnete, trug nicht wenig dazu bei, hier ein Landschaftsgemälde von fesselnder Schönheit vor Augen zu stellen. Nur die häufiger auftretenden verlassenen Minenlager drängten sich wie Denksteine einer rauhen Civilisation in diese prächtige Natur. Eine alte verfallene, aus gewaltigen aufrecht neben einander stehenden Baumklötzen errichtete Stockade nahe am Wege erinnerte an die blutigen Kriege der Indianer des südlichen Oregon mit den Weißen, welche noch in den funfziger Jahren hier mit teuflischer Wuth geführt wurden. Erst als die Indianer die Unmöglichkeit eines fernern Widerstandes gegen die bei Tausenden vom Goldfieber ins Land gelockten Weißen begriffen hatten, vergruben sie ihre Tomahawks und sind seitdem die friedlichsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden geworden. Aber ihr alter Männerstolz ist ganz dahin, und wer jetzt in diesem Lande einer Gesellschaft von Rothhäuten in ihren Bettleranzügen begegnet, der kann sich in diesen Jammergestalten nur schwer die Nachkommen jener kriegerischen Umpqua- und Pitt-River-Indianer vorstellen, welche den Weißen hier viele Jahre lang jeden Fußbreit Bodens mit verzweifelter Tapferkeit streitig machten.

Aufs Neue erreichten wir das felsige Ufer des Rogueflusses, der in abwechselnder Breite von 50 bis 200 Ellen uns seine klaren reißenden Fluthen entgegenrollte, und ich bemerkte mehrere große Räder von Goldwäschereien, welche langsam in dem schnell fließenden Wasser ihre Drehungen machten. Wohlbestellte Farmen und schmucke Wohnungen lagen an beiden Ufern des Flusses und der Mais stand mit vollen goldgelben Kolben auf den Feldern, — ein augenscheinlicher Beweis, daß wir uns rasch einer civilisirtern Gegend näherten. Bei dem freundlichen Weiler Rock-Point, 13 Miles von Jacksonville, überschritten wir den Rogue-River auf einer hohen und langen Holzbrücke. Schon der Name des Ortes bezeichnet seine Lage. Das Bett des Flusses war hier von schwarzen Felsen gleichsam übersäet, und wie ein Vorgebirge hatten sich dieselben an einer Stelle am Ufer aufgethürmt. Die Brücke war keineswegs mustergültig. Ein Fuhrmann in Deutschland würde schwerlich sich und sein Gespann einer solchen elenden Structur über einen so reißenden Strom, wie den Rogue-River, anvertrauen, dessen Bett unter der Brücke von Felsen starrt. Aber in Oregon nimmt man es nicht so genau mit der Sicherheit. Unser Kutscher knallte lustig mit der Peitsche und jagte sein Viergespann mit der schweren Fuhr über die hohe Brücke, daß dieselbe dabei in allen Fugen knarrte und krachte und höchst bedenklich schwankte.

Von der Brücke sahen wir das Rogue-River-Thal in Perspective, wie eine lange Vista, hinunter; in der Mitte der wild brausende Fluß, an seinem Strande schwarzes basaltartiges Felsgetrümmer, zu beiden Seiten hochaufsteigende, prächtig bewaldete Berge, und die weißen Gebäude von Rock Point reizend am nahen Ufer, — eine hochromantische Aussicht. An dem Geländer der Brücke las ich, vielleicht zum tausendsten Mal, die mit großen weißen Lettern hingemalte Anzeige einer Patent-Fiebermedicin „Unk Weed Remedy!" — ich sage zum tausendsten Mal, denn seit ich Portland verlassen, schienen mich diese Worte gleichsam zu verfolgen; an jeder Fenz, an jedem dicken Baume, auf jedem hervorragenden Felsblock, an Schweineställen, Häusern rc., überall waren dieselben Worte hingemalt, um die Aufmerksamkeit der Reisenden zu fesseln. „Buy it! — Buy it! — Unk Weed Remedy! — Oregon Rheumatic Cure!" — Dem Fabrikanten der Medicin müssen diese Anzeigen, welche sich bis nach San Diego erstrecken sollen, ein bedeutendes Capital gekostet haben; aber in Amerika belohnt sich nichts besser als der Humbug! —

Einige Meilen weiter verlassen wir die Cañons am Rogueflusse und es öffnet sich vor unserm Blick die mit Bäumen, Feldern und Farmen übersäete fruchtbare Thalebene von Jacksonville. Meilenweit schweift das Auge hin über eine herrliche Landschaft bis nach der dichtbewaldeten Gebirgskette der Siskiyouberge, an deren Fuße die Stadt Jacksonville liegt, der Hauptort des südlichen Oregon. Etwas nach links und vor uns ragt die gewaltige Schneekuppe des gegen 11,000 Fuß hohen Mount M'Laughlin (sprich: Laflin), ein Nachbar des 90 Miles entfernten großen Klamathsees, hoch empor in den blauen Aether und blickt, das silberne Haupt mit einem Wolkendiademe umkränzt, wie ein König herab in das grüne Thal. Schnell jagen wir hinunter in die Ebene, und bald liegen die Rogue-River-Berge im blauen Dufte weit hinter uns. Die auf allen Feldern zerstreut wachsenden breitgeästeten Eichen machen heimische Erinnerungen wach an das nahe Californien und der Anblick der Landschaft hat nichts mehr mit Oregon gemein. In lustiger Fahrt auf glattem Wege, zwischen wohlangebauten Feldern und fruchtbeladenen Obstgärten hinkutschirend und vorbei an freundlichen Wohnungen, geht es nun nach dem nicht mehr fernen Jacksonville; wir passiren die ganz in der Nähe jenes Ortes liegenden, zu dieser Jahreszeit nicht bearbeiteten wüsten, ausgedehnten Goldplacers und rasseln endlich, um fünf Uhr Abends, durch die Straßen der ersehnten Stadt, nach einer ununterbrochenen Stagefahrt von 95 englischen Meilen, seit wir in der letzten Nacht Roseburg am Umpqua verlassen haben.

Aus dem Rothen Meere.

Von **Richard Brenner.**

Aden, 15. Juli*).

Die Strecke des Suezcanals von Port Said bis Suez legten wir ohne die mindeste Störung in 15 Stunden zurück, 1/4 Meile vor uns ging die französische Panzerfregatte „La Belliqueuse" mit 20 Fuß Tiefgang in derselben Zeit bis Suez.

Von Sandverwehungen kann keine Rede sein, denn seit Monaten arbeitet auf der Strecke von Port Said bis Suez kein einziger „Elevateur"; die Böschungen sind unter

*) Consul Brenner's Brief ist erst am 4. August bei uns in Dresden angekommen.

dem Wasserspiegel, so weit man sehen kann, durchaus mit dichtem Moos bewachsen, jedenfalls also unbeweglich. Seit längerer Zeit ist den Schiffen auch schnelleres Fahren gestattet, weil die Wellenbewegung den Uferbau nicht mehr schädigen kann. — Die Erdarbeiten im Canal beschränken sich factisch auf die Einfahrt nach Port Said, vom Mittelmeere her, und hier wird allerdings so lange ein schwacher Punkt bleiben, bis die Steindämme in das Meer hinaus verlängert worden sind. Von den Nilmündungen her setzen sich Schlamm- und Sandmassen an der Einfahrt ab, und deshalb muß hier jeden dritten Tag eine Baggermaschine thätig sein. Als ein Fehler stellt es sich jetzt heraus, daß die Betonblöcke, aus denen die beiden Dämme vor dem Hafen von Port Said hergestellt worden sind, nicht massiv aufeinander gemauert, sondern nur lose hingeworfen wurden; eine nachtheilige Folge dieses Verfahrens ist das Durchsickern feiner Sandmassen und eine allmälige Versandung der ganzen Strecke. Rechnen wir diesen allerdings ernstlichen aber keineswegs unüberwindlichen Uebelstand ab, so findet sich in der That Nichts, was technische Besorgniß erwecken könnte.

Im Uebrigen mußte ich die Bemerkung machen, daß sich die hochgehenden Wogen des Verkehrs und der überspannten Hoffnungen allgemach ein wenig beruhigt haben. Nachdem hier und da ein tüchtiges Lehrgeld gezahlt worden, ist Alles in das richtige Geleis gekommen. In Port Said ist manches Geschäft, welches mit großen Erwartungen eröffnet wurde, still schlafen gegangen, und Ismailia, welches nach dem bekannten französischen Prognostikon ein blühendes Handelsemporium werden sollte, ist factisch eine todte Wüstenstadt geworden. In den breit angelegten Straßen promeniren nur französische Canalbeamte mit ihren Maitressen und in den zahllosen Kneipen blicken die Wirthe vergeblich nach Gästen aus.

Aber das Nord und Süd der neuen Straße liegt nicht in Port Said und Suez, sondern in Europa und Asien respective Afrika, und da sind die Resultate des neuen Werkes wohl wahrnehmbar.

In Aden sind im vergangenen Monat (Juni) 92 Dampfer passirt, und die Canalgebühren haben bereits mehrmals die Summe von 1,000,000 Francs erreicht. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die Actionaire bei dieser Einnahme noch keine Reichthümer erwerben können, so erhellt daraus doch eine Zunahme der Frequenz, welche von vielen Seiten für unwahrscheinlich gegolten hat. Vielleicht werden Sie bereits davon unterrichtet sein, daß seit dem 1. Juni dieses Jahres die Canalgebühren wesentlich erhöht worden sind; zwar beträgt die Abgabe noch wie früher 10 Francs per Tonne, aber während sonst nur der wirkliche Laderaum in Betracht kam, werden jetzt auch die Maschinen-, Kessel- und Passagierräume (Cajüten 2c.) mit berechnet und dies ergiebt ein Mehr von 40 Procent. Herr von Lesseps, der nach wie vor der Vater und die Seele des Canals ist, hat sich bei diesem kühnen „Elan" doch nicht ganz sicher in den Schuhen gefühlt, denn seit dem 1. Juni ist auf der afrikanischen Seite eine ägyptische, und auf der asiatischen Seite eine französische Fregatte als Stationsschiff in Permanenz verankert, um allfällig Respect einzuflößen. Die Messagerie maritime, die russische und einige englische Compagnien haben gegen diese Auflage protestirt, werden sich aber doch wohl fügen müssen. (— Die Pforte hat Einspruch erhoben und ihn dann wieder fallen lassen. —)

Aus dem Rothen Meere weiß ich heute nur zu berichten, daß es mit der türkischen Herrschaft an der arabischen Seite schnell dem Ende zugeht. — Der Aufstand ist neuerdings mit voller Macht wieder ausgebrochen: in Sana fand eine blutige Massacre unter den Türken statt, und die Pforte thäte besser, freiwillig zu resigniren, ehe der letzte Söldner an Hunger, Krankheit oder unter dem Dolche der Araber verhaucht.

In Dschidda befindet sich zur Zeit kein Europäer, Türken ausgenommen. Der Warnungsruf, welchen Burton vor fast 20 Jahren bezüglich der Rothen Meeresländer ertönen ließ — (und der ihm so schlechten Lohn eintrug) — ist heute wiederum in voller Gültigkeit! — Auch die italienische Regierung hat ihre Colonisationspläne in der Bai von Assal fallen lassen und dazu kann jeder Wohlmeinende nur gratuliren, denn abgesehen von allen anderen Gründen verbietet schon „das höllische Klima" eine europäische Niederlassung.

Daß sich hier im Orient Wandlungen und bedeutende Veränderungen in althergebrachten Gewohnheiten nur sehr allmälig vollziehen, ist eine bekannte Thatsache, und ich fand hier bereits Gelegenheit, dies wiederholt bestätigen zu können. Die Länder im südlichen Theile des Rothen Meeres, Aden, und die Küstenländer des Golfs von Aden, stehen von Alters her mit Indien und dem persischen Golf in intimer Handelsverbindung, und seltsamerweise hat der Canal, welcher einen nahen Weg nach Europa eröffnet, diese gewohnten Verbindungen bisher nur wenig zu lösen vermocht.

Noch immer gehen drei Viertel der gesammten Production von Mocha- und Härrar-Kaffee nach Boston, ein Achtel nach Indien und nur ein Achtel nach Europa.

Noch immer geht das Gummi von der Somaliküste im Golf nach Makalle (an der Südküste Arabiens) zum Verkauf, von Makalle nach Bombay und ein Theil dann über Bombay nach Europa. So haben sich in der That die Import- und Exportverhältnisse von Aden seit der Canaleröffnung nur wenig verändert, und nur das „Shipping Business" ist in voller Blüthe. Und daß die Waaren dieser Länder noch immer die alten Bahnen ziehen, ist ganz natürlich, denn wenn die Karawanen von Abyssinien, aus dem Dankalilande, Härrar und aus den verschiedenen Gegenden des Somalilandes in Zeila und Berbera eintreffen, dann finden sie sofort ihre Geschäftsfreunde von Persien und Indien, wie zu ihrer Väter Zeit, während es noch kein Europäer gewagt hat, die Messe in Berbera, Geschäfts halber, zu besuchen. So lange aber keiner dieser wichtigen Plätze an der afrikanischen Seite im vollen Besitze der Europäer ist, so lange wird auch in diesen Verhältnissen keine schnelle Aenderung möglich sein. Ich denke in nächster Zeit nach Massaua und vielleicht auch nach der Somaliküste hinüber zu gehen, und will Ihnen für den „Globus" darüber berichten.

* * *

A. Wir wollen dem vorstehenden Schreiben einige erläuternde Bemerkungen hinzufügen.

Was den Suezcanal anbelangt, so nimmt allerdings der Verkehr mit Dampfern einen großartigen Aufschwung. Das war vorauszusehen und ist vielfach, auch von unserer Seite, oftmals betont worden; dagegen sind die Vorspiegelungen des Herrn von Lesseps in Betreff der Segelschifffahrt phantastisch geblieben. Wer die Beschaffenheit des Rothen Meeres kennt, wußte auch das von vornherein. Wenn Clipper in China Thee zu laden haben, nehmen sie noch immer den alten Weg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung. Aber die Segelclipper sind überflügelt worden von den Dampfern auch in China. Wir ersehen aus zwei vor uns liegenden Nummern der zu Hongkong erscheinenden „Overland China Mail" (vom 25. Mai und 8. Juni 1872), daß die Concurrenz der Dampfer, welche mit dem Thee der neuen Saison über Suez nach Europa wollten, eine sehr lebhafte war. Der „Agamemnon" eröffnete den Reigen;

er hatte in Hankou im Binnenlande seine Ladung eingenommen; am Tage nachher ging dort die „Moqune“ ab, von Schanghai der „Deccan“; dieser Dampfer mit 25,750 Packen Thee und 118 Ballen Seide. Der „Erl king“ und der „Parnassus“ folgten am 1. Juli. Wo sind die schönen Tage der alten stolzen Ostindienfahrer und nun auch jene der Clipper geblieben? Der Dampfer „Chihli“ verließ Glasgow am 30. März und lief am 22. Mai in Schanghai ein; 53 Tage war er unterwegs von Hafen zu Hafen, aber unter Dampf ist er nur 45 Tage gewesen.

Waaren, welche Dampferfracht und die Canalgebühren tragen können, werden zu nicht geringem Theil den Canal benutzen, besonders wenn es auf rasche Ablieferung und Benutzung der Conjuncturen ankommt. Aber eine gewisse Concurrenz wird von Ostasien aus der Canal doch an der Pacificbahn haben. Diese gewann, wie wir im „Globus“ mehrfach nachgewiesen haben, doch schon jetzt einen Antheil an der Beförderung von Thee nach Europa. —

Die Bemerkungen Consul Brenner's über den guten Zustand, in welchem sich der Canal befindet, werden auch von anderer Seite bestätigt. Anfangs gab es Ausweichestellen nur bei Kantara und im Timsahsee, jetzt sind deren mehrere vorhanden und der Zeitverlust für die einander begegnenden Schiffe erscheint nur noch gering. Es ist schon mehrfach vorgekommen, daß ein Dampfer von Suez nach Port Said in 9 bis 10 Stunden gefahren ist. Auch die Tiefe reicht jetzt aus, denn der große Dampfer „Edinburgh“, der 23 Fuß Tiefgang hatte, fand keine Schwierigkeiten.

Im Jahre 1870 passirten 486 Schiffe von 435,911 Tonnen den Canal, — 1871: 765 Schiffe von 761,467 Tonnen; die Transitgebühren stellten sich in den beiden Jahren respective auf 5,159,327 und 8,993,732 Francs. Finanziell ist der Canal in einer sehr schlimmen Lage, da er weit über 400,000,000 gekostet hat, und weder an die verschiedenen Actionäre noch an die Inhaber von Prioritäten Zinsen zahlen kann*).

Als Werk der Ingenieurkunst steht der Canal als ein Triumph da. Ein englischer Dampfer von 3001 Tonnen mit 1421 Mann Soldaten für Indien an Bord passirte bequem; von Handelsschiffen hatte der Postdampfer der Peninsularcompagnie „Mirzapore“ 2090 Tonnen; der „Holland“ 2462, „Nebraska“ 2983 Tonnen rc. Diese Frage ist also zu Gunsten des Canals entschieden.

Was Richard Burton betrifft, so ist er einer der ausgezeichnetsten Reisenden, die je gelebt haben. Bekanntlich unternahm er im Jahre 1853 das große Wagniß, wie späterhin Baron von Maltzan, als Mohammedaner verkleidet die heiligen Stätten des Islam in Arabien zu besuchen — und er hat über seine Wanderung ein ganz ausgezeichnetes Werk veröffentlicht. In demselben schildert er „die erbärmliche Ohnmacht des türkischen Regimentes“ in Arabien, und seine Bemerkungen sind heute, wo die yemenischen Araber gegen die Türken in Waffen stehen, von Interesse.

„Der Sultan zahlt den Häuptlingen Jahrgelder und sie stehen mit ihren Leuten gegen ihn in Waffen. Die türkischen Paschas rauben was und wo sie irgend können. Der Sultan selbst hat wohl niemals die Wahrheit über die kläglichen Zustände im Hedschas erfahren, und seine gierigen Höflinge schwatzen ihm vor, daß sein Name im ganzen Reiche geehrt und gefürchtet werde. Aber das heilige Land der Muselmänner verschlingt in Hülle und Fülle das Gold der Pforte und das Blut ihrer Soldaten. Die Türken sind dem Namen nach Herren und Gebieter, befinden sich jedoch thatsächlich in einer geradezu schimpflichen Lage. Sie wagen nicht einmal einen Dieb zu verhaften, den sie auf frischer That betreffen. Sie zahlen, wie gesagt, den rebellischen Häuptlingen Jahrgelder und werden dafür mit Flintenschüssen belohnt, sobald ein türkischer Soldat sich ins Gebirge wagt. Sie thun so, als wären sie Gebieter, die vornehm auf die Araber herabsehen, und werden doch von diesen verachtet. Das sind in Arabien die Folgen des Hattischerifs von Gülhane, der als Heilmittel verkündigt wurde und von dem man Beseitigung aller Leiden erwartete, unter welchen Türken, Kurden, Araber, Syrer, Griechen, Armenier und Albanesen seit Jahrhunderten seufzten. Das sind ferner die Früchte des Tanzimat, der weiter nichts ist als eine elende Nachahmung der albernen abendländischen Bureaukratie und Civilisation. Unter dem kräftigen Despotismus Mehemed Ali's hätte ein Menschenalter genügt, um das Hedschas von allen Plagen zu säubern. Er wußte geschickt die Zerwürfnisse unter den einzelnen Stämmen zu benutzen, unterstützte die Schwächeren gegen die Starken, welche mit ihrer Macht Mißbrauch trieben, warf alle Häuptlinge nieder, sobald sie sich Uebergriffe erlaubten; er übte streng und unbarmherzig Gerechtigkeit. Die Räuber, welche aus dem Lande ein Schlachtfeld machen, wären längst zu Paaren getrieben worden, wenn die Türken verführen, wie Mehemed Ali. Man braucht gerade kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß die Wahhabis und die Beduinen, wenn sie sich einmal in Masse erheben, die Türken aus dem Hedschas fortjagen werden.“ —

Uebrigens bezeichnet Burton das Rothe Meer als ein nichtswürdiges Wasser, das von Felsen und Korallenriffen starrt und viele gefährliche Untiefen hat.

*) Am 31. Juli fand in Paris die Versammlung der Actionäre statt; Lesseps verlas den Bericht. Die Einnahmen für das abgelaufene Jahr gab er auf 13,776,074, die Ausgaben auf 15,918,000 Francs an. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1872 betrugen die Einnahmen 7,240,000; die Ausgaben schätzte Lesseps im Durchschnitt für den Monat auf 1,300,000 und die Jahresausgabe auf 16,000,000. Er nimmt die Jahreseinnahme auf 22,000,000 an, so daß sich ein Ueberschuß von 6,650,000 Francs herausstellen würde. Derselbe wäre eine Folge der neuen Methode, die Canalgebühren zu erhöhen. Für diese Erhöhung sprach sich die Versammlung, in welcher 61,130 Actien durch 2173 Stimmen vertreten waren, einstimmig aus. — Im ersten Halbjahr 1872 haben 887 Schiffe den Canal passirt und an Gebühren 7,244,000 Francs gezahlt, demnach ein Mehr von 45 Procent gegen das vorige Halbjahr. — Im Juli sind 83 Schiffe durch den Canal gefahren. („Mail“ vom 2. August.)

Weltgang der Cholera.

Wir können die Mittheilungen, welche wir vor einiger Zeit („Globus“ XXII, S. 65) über die räthselhafte Krankheit gaben, vervollständigen durch Auszüge aus einem Berichte, welchen ein Londoner Arzt, J. Netten Radcliffe, den obersten Medicinalbehörden Englands eingereicht hat. Derselbe liefert viele Thatsachen über die geographische Verbreitung und die Verschleppung. Die Cholera verbreitet sich auch in solchen Gegenden, in welchen gar kein

„Grundwasser" vorhanden ist, und es bleibt über ihre Entstehung immer noch Vieles aufzuklären.

Im Herbst 1869 trat sie in Kiew auf und verbreitete sich von dort rasch über viele Gegenden im südlichen, mittlern und westlichen Rußland; im Januar 1870 erreichte sie Moskau und im Februar kamen in Nowgorod Fälle vor. Im Sommer und Herbst war sie sehr stark in dem ganzen Landstriche zwischen Moskau und der Nordküste des Schwarzen Meeres sammt jener des Asowschen Meeres, in St. Petersburg, an der Nordostküste des Schwarzen Meeres, von der Straße von Kertsch bis Poti, im Thale des Rion und in Transkaukasien bis zur russisch-persischen Grenze. Im Jahre 1871 war sie über das europäische Rußland verbreitet von der Nordküste des Schwarzen Meeres bis zur Küste des Weißen Meeres (Archangel und Onega) im Norden; sodann von der polnischen Grenze und den baltischen Gestaden nach Osten hin bis zum Ural. Sie trat auch in Sibirien auf, in Astrachan an den Wolgamündungen, in Ciskaukasien dem Kuban entlang, in Transkaukasien, in Baku an der Westküste des Kaspischen Meeres und in Eriwan. Gleichzeitig überschritt sie in Europa die russische Grenze nur an vier Stellen; im Juli erschien sie in Königsberg, drang im August nach Memel, Danzig, Elbing, Stettin, Swinemünde und Umgegend; einzelne Fälle wurden aus Berlin berichtet; auch in Hamburg und Altona trat sie auf; am 3. September zu Hernösand in Schweden und in Konstantinopel. Im October ergriff sie Ortschaften an der untern Donau, an der Sulinamündung und war in Galatz, im November in Tultscha.

Zu Anfang des August brach sie zu Brussa in Kleinasien aus; sie war gleichzeitig, nach Norden hin, am Asowschen Meere in den Hafenstädten Cherson, Nikolajew, Taganrog und Rostow am Don, — nach Süden hin in Bagdad und in einigen Gegenden von Türkisch-Kurdistan, in der Nähe der persischen Grenze und in Persien selbst; nach Osten und Südosten hin in der Provinz Aserbeidschan. Schon bevor sie hier sich zeigte, hatte sie sich weit verbreitet am Euphrat und am Tigris im Paschalik Bagdad, und war bis ins östliche und nördliche Arabien vorgedrungen. — Von Brussa aus ergriff sie die Umgegend, und nachdem sie in Konstantinopel aufgetreten war, kamen Fälle in den Spitälern von Salonichi und Warna vor; sie erschien auf Cerigo, einer der ionischen Inseln, zu St. Jean d'Acre an der syrischen Küste, in Samsun und Trapezunt an der Südküste des Schwarzen Meeres und zu Amasia landeinwärts in Anatolien. Die Fälle in Salonichi und Warna traten bei Leuten auf, welche mit den Dampfern von Konstantinopel gekommen waren; der erste Fall in St. Jean d'Acre ereignete sich bei einem Manne, der in einem russischen Dampfer gleichfalls von Konstantinopel kam.

Am 10. October fuhr ein sehr mangelhaft ausgerüsteter Dampfer von Stettin mit Auswanderern nach Neuyork und legte unterwegs bei Kopenhagen und Christiansand an; nachdem er das letztere vor einer Woche verlassen hatte, trat unter den 610 Fahrgästen die Cholera auf. Der Dampfer lief am 6. November zu Halifax in Neuschottland ein und verschleppte sie dorthin und nach dem Dorfe Chezetcook, das 25 Miles nördlich von jener Stadt liegt. Im September wurden zwei Fälle von Hamburg aus nach Hartlepool in England eingeschleppt.

Während dieser ganzen Zeit verbreitete die Seuche sich stark vom obern Ende des persischen Golfes her am Schat el Arab, dem Euphrat und Tigris; im Frühjahr 1871 wurde eine Abtheilung türkischer Truppen, welche von Basra nach Koweyt an der Ostküste Arabiens eingeschifft wurde, ergriffen und verbreitete die Krankheit im östlichen Arabien. In der Mitte des Juni trat sie zu Hayel im Dschebel Schomer, also in Nordarabien, auf; sie war durch Pilger eingeschleppt worden, welche von Mesched Hussein in Babylonien kamen. Von Hayel aus verbreitete sie sich bis Chaiber, das drei Tagereisen von Medina entfernt liegt, wo sie im September erschien, als sich dort viele Pilger befanden. Im November kamen Fälle in Mekka vor; im December trat sie sehr heftig im Hafenplatze Gunfuda an der Ostküste des Rothen Meeres auf, besonders unter türkischen Soldaten, die von Konstantinopel gekommen waren; sie war am intensivsten in der Garnison. Auch in Dschiddah und Yambo erschien sie. —

Radcliffe fragt: Wie kam es, daß sie am 25. August 1869 in Kiew ausbrach? Entweder war sie nur das Wiederaufleben der frühern, noch nicht erschöpften Epidemie des Jahres 1866, oder sie ist von einem inficirten Orte her eingeschleppt worden.

„Man kann als sicher ausgemacht annehmen, daß die Uebertragung der Cholera auf weiten Entfernungen allemal das directe Resultat menschlicher Bewegung ist. Die Krankheit geht nicht, sie wird fortgetragen. In der unmittelbaren Umgebung eines Punktes, an welchem sie vorhanden ist, kann sie von Kranken auf Gesunde übertragen werden, wahrscheinlich durch verschiedene Canäle, z. B. auch durch Trinken von Wasser, welches durch cholerische Ausleerungen verunreinigt worden ist. Wir müssen den specifischen Charakter der Entleerungen sofort zerstören und nicht bloß das Wasser, sondern auch die Erde und die Luft gegen Verunreinigung schützen. Wasser, Erde und Luft, von denen wir wissen oder vermuthen, daß sie Träger der Ansteckung auf kurze Entfernungen oder kurze Perioden sind, würden im Fortgange der Zeit den Ansteckungsstoff auf chemischem Wege vernichten. Wären sie die einzigen Träger der Krankheit, so würde dieselbe sich mehr oder weniger langsam von ihrer Ursprungsstätte aus in concentrischen Kreisen bewegen und nur so weit, als sie eine Bevölkerung vorfände; sie wäre nicht im Stande, weite Entfernungen und vergleichweise unbewohnte Gegenden zu überspringen. Hier erscheint der Reisende auf der Scene; wenn er der Ansteckung unterlag, trägt er sie mit sich fort. So war es z. B. in dem Falle mit dem Dampfer aus Stettin, der die Cholera nach Halifax brachte und vermittelst eines Zimmermannes, welcher nach dem 25 Miles entfernten Dorfe ging, auch hierher. In Indien kommt dasselbe constant vor, und seitdem die Verbindungsmittel mit Bengalen vermehrt worden sind und der Verkehr so sehr erleichtert worden ist, tritt die Cholera sehr häufig in solchen Provinzen auf, in welchen sie früher nur vielleicht im Laufe eines Menschenalters einmal erschien."

Als Resultat stellt sich heraus, daß die neueren Epidemiologen die alten Hypothesen über atmosphärische Strömungen und dergleichen bei Seite gelassen haben und die Verbreitung der Krankheit auf den großen Verkehrslinien ins Auge fassen. Radcliffe hat schon früher dargethan, wie die Krankheit mit den Karawanen der mohammedanischen Pilger sich fortbewegt und, nachdem sie Alexandria erreicht hat, von dort aus strahlenförmig auf allen Reisewegen sich verbreitet hat, auf welchen Pilgerschiffe gingen. Kiew liegt im Binnenlande, etwa 300 Miles nördlich von Odessa und hatte 1869 ununterbrochen Eisenbahnverbindung mit der letztern Stadt. Dr. Pelikan, Director der russischen Obermedicinalbehörde, ist der Ansicht, daß der Ausbruch in Odessa als Wiedererscheinen der Epidemie von 1866 betrachtet werden müsse; diese habe nur geschlafen und sei nicht erloschen gewesen. Radcliffe weist nach, daß diese Erklärung unzureichend sei und hebt seinerseits hervor, daß von 1865 an die Cholera in Persien ununterbrochen vorhanden

gewesen sei; Manche, welche an Ort und Stelle beobachtet haben, möchten nun fast annehmen, daß sie dort sich naturalisirt habe. Von 1865 bis 1868 bewegte sie sich im Allgemeinen von Westen nach Osten, es begann jedoch eine Bewegung in umgekehrter Richtung, als die Pilger im Juli 1868 von Mesched (in Chorassan) zurückkamen, und sie gewann seitdem eine stärkere Verbreitung. Aber die Epidemien in Persien muß man mit dem, was in Indien vorgeht, in Beziehung bringen.

Hier brach sie mit großer Heftigkeit in Hardwar aus, wo am heiligsten Festtage während der großen Jahresmesse etwa 2,800,000 Pilger versammelt gewesen sein sollen. Die Krankheit kam mit denen, welche in der Richtung nach Norden heimzogen, zuerst nach Kabul, gegen Ablauf des Jahres. Im Jahre 1869 trat sie wieder epidemisch auf in der ganzen Präsidentschaft Bombay und im nördlichen Indien, verbreitete sich auch abermals nach Afghanistan hinein. Den großen Handelsweg zwischen Indien und Persien durch Afghanistan über Herat nach Mesched hat die Cholera vorzugsweise auch bei früheren Einbrüchen aus dem nördlichen Indien her nach Persien genommen. Mesched ist ein großes Handelscentrum zwischen den genannten Ländern und hat zugleich Heiligthümer, zu welchen aus allen Gegenden Persiens (schiitische) Pilgerschaaren strömen. Diese Stadt hat, wenn die Krankheit dort einmal eingeschleppt war, allemal eine wichtige Rolle in Bezug auf Verbreitung derselben gespielt. Radcliffe hat Allem, was damit zusammenhängt, sorgfältig nachgeforscht; er hält es für sehr wahrscheinlich, daß der Ausbruch zu Mesched im Jahre 1868 und die Verbreitung der Krankheit von diesem Punkte aus eine Folge neuer Einschleppung aus Nordindien gewesen und nicht eine Wiederbelebung der Epidemie von 1865 bis 1867. Er fügt hinzu: „Der Parallelismus zwischen der Andauer und der wiederkehrenden Thätigkeit der Cholera in Persien und Rußland ist klar,“ und glaubt, daß die Erklärung für die Erscheinung in beiden Ländern in einer und derselben Richtung gesucht werden müsse; aber sie trat in Kiew auf, und in diesem Falle ist ein Einschleppen auf dem Handelswege auf den ersten Blick nicht anzunehmen.

Bevor Radcliffe hier eine Recrudescenz, ein Wiederauftauchen für statthaft oder unstatthaft gelten läßt, geht er in eine Prüfung ein über die Veränderungen, welche in der Richtung des Handelsverkehrs zwischen Persien und dem europäischen Rußland stattgefunden haben. Die Haupthandelswege waren erstens: die von den kaspischen Häfen Persiens und durch Transkaukasien und dessen Häfen am Kaspischen Meere, durch den Kaukasus und nach Astrachan. Zweitens: von Tebris in Aserbeidschan durch türkisches Gebiet nach Trapezunt und von dort über das Schwarze Meer.

Auf der ersten dieser Routen ist die Cholera nach Europa gekommen 1829, 1830 und 1847; auf dem Wege über Trapezunt ist sie nicht nach Europa gelangt. Aus den amtlichen Berichten der britischen Consulate und Gesandtschaften der hier in Betracht kommenden Gegenden stellt sich heraus, daß seit 1864 in der Richtung der Handelswege zwischen Persien und dem europäischen Rußland eine große Verschiebung stattgefunden hat, eine Ablenkung von den Routen über Trapezunt und Astrachan. Der Waarenzug geht nun durch Transkaukasien nach Poti am Schwarzen Meere und von dort nach den südrussischen Häfen. Die russische Regierung hat Straßen gebaut (— von Poti nach Tiflis soll die Eisenbahn 1872 vollendet werden —), um den persischen Handel nach Poti zu ziehen. Baku, an der Westseite des Kaspischen Meeres, ist Importhafen für die kaspischen Provinzen Persiens geworden und die Eisenbahn soll auch nach Baku fortgeführt werden. So kommt es, daß ein beträchtlicher Theil des Verkehrs mit Persien nicht mehr wie früher die Richtung nach Astrachan und die Wolga aufwärts nimmt.

Das Wiederauftreten und die Verbreitung der Cholera in Südrußland in den Jahren 1869 bis 1871 folgt dem Vorwalten derselben in Nordpersien seit der Verbreitung der Krankheit in beiden Ländern in den Jahren 1865 bis 1867 auf der jetzt vergleichweise kürzern und directern Handelsstraße. Im Jahre 1869 wurde die Eisenbahn von Taganrog nach Kursk eröffnet. Die leichte und schnelle Communication, welche durch Dampf ermöglicht wird, übt einen wichtigen Einfluß auf die Verbreitung der Cholera.

Radcliffe giebt darüber Nachweise („Mail“ 28. Juni). Er betont dann, daß durch die Ausdehnung der Verkehrsmittel zwischen Centraleuropa, Rußland, dem Schwarzen Meere, den Ländern an der untern Donau und mit Transkaukasien Persien mit uns in immer nähere Berührung komme, und es werde kaum fehlen, daß die ansteckende Strömung aus Persien sich auch über Europa verbreite. Und es sind Pläne entworfen worden, auch Indien und Persien durch Eisenbahnen in directe Verbindung mit unserm Erdtheile zu bringen und somit eine westliche Route für Ansteckungen und Verschleppungen zu eröffnen. Rußland will eine Bahn von Rostow am Don nach Wladikawkas in Ciskaukasien bauen und von hier nach Petrowsk am Kaspischen Meere, das sonach mit Europa in directe Verbindung kommt. Von Petrowsk projectirt man einen Schienenweg über Baku nach Räscht und Mendschil nach Teheran, wo derselbe anschließen würde an die durch Rawlinson empfohlene Bahn über Mesched und Herat nach Schikarpur oder Peschawer in Nordindien. Der Bezirk von Peschawer hat, in Folge seiner lebhaften Verbindung mit Bengalen, in den letzten Jahren sehr häufig Cholera gehabt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Leichtigkeit im Communicationswesen, welche die Krankheit nach Peschawer bringt, dieselbe auch weiter verbreiten würde.

Aus allen Erdtheilen.

W. Corssen's Entzifferung der etruskischen Sprache.

Zu den manchen großen wissenschaftlichen Entdeckungen, so schreibt die „Kölnische Zeitung“, welche wir deutschem Scharfsinne auf sprachlichem Gebiete verdanken, ist jetzt eine neue höchst folgenreiche getreten. Das Geheimniß der etruskischen Sprache und damit des etruskischen Volkes selbst ist endlich enthüllt. Daß man diese Sprache nach und nach von den allerverschiedensten Sprachen hat herleiten wollen, ist bekannt; vor einer Reihe von Jahren wurde einige Zeil mit ihrer semitischen Abkunft starker Schwindel getrieben, während in Wahrheit die Untersuchung nach K. O. Müller keinen Schritt weiter gefördert hat. W. Corssen, dessen Forschungen über die altlateinische und die ihm verwandten italienischen Sprachen

so Vieles aufgeklärt haben, hat nun nach jahrelanger Beschäftigung mit dem bisher aller wissenschaftlichen Bemühung spottenden Etruskischen den Zauber gelöst; es hat sich ihm ergeben, daß dasselbe eine rein italienische, mit dem Lateinischen, Umbrischen und Oskischen blutsverwandte Sprache ist, in ihrer Lautgestaltung und Formbildung so regelmäßig und sinnreich wie eine der verwandten. Gründliche und vorsichtige Kenner, denen einzelne Theile der Untersuchung bekannt geworden, haben sich durch das Schlagende der Entdeckung überrascht gefühlt. Das druckfertige Werk, welches eine so weit reichende Enthüllung wissenschaftlich darlegen soll, wird unter dem Titel: „Ueber die Sprache der Etrusker, von W. Corssen, mit Abbildungen von Alphabeten, Inschriften und Bildwerken“ in der Teubner'schen Buchhandlung in Leipzig erscheinen. Der Verfasser, der 1870 die großen Todtenstädte Etruriens und die Museen Italiens und Siciliens bereist hat, um aus eigener Anschauung die genaueste Kenntniß der etruskischen Inschriften und sonstigen Alterthümer zu gewinnen, wird auch die neuesten Ausgrabungen noch verwerthen und besucht deshalb jetzt jene Stätten noch einmal. Das Buch wird im ersten Theile die sämmtlichen etruskischen Sprachdenkmäler, auch die in Oberitalien und Rhätien, erklären; im zweiten eine vollständige Formenlehre (Laut-, Wortbiegungs- und Wortbildungslehre) bieten, wobei auch die Eigennamen volle Berücksichtigung finden, und mit der Darstellung des Charakters und der Herkunft des Etruskischen schließen. So dürfen wir denn hoffen, bald das Dunkel einer Sprache vollständig gelichtet zu sehen, von der noch Niebuhr trotz Lanzi unter Anderm behauptete, nur zwei Wörter seien richtig gedeutet, nämlich avil ril (vixit annos). War Bopp's Entdeckung des indogermanischen Charakters der keltischen Sprache höchst bedeutend, so wird diese an Wichtigkeit durch Corssen's Entzifferung des Etruskischen weit überboten, die dadurch, eine bisher uns stumme Sprache, erst zu reden und zugleich Zeugniß von einem so wunderbaren Volke zu geben beginnt. Ehre dem deutschen Forscher, dessen eindringendem Scharfsinne es gelang, den in nächtliche Tiefe versenkten Schlüssel glücklich an das Licht des Tages zu bringen!

Eine meteorologische Station in Alaska.

Das Signaldepartement hat Herrn Georg P. Fish abgeschickt, um auf der Insel St. Paul eine solche einzurichten. Seine Thätigkeit dort erstreckt sich auf Beobachtungen der Fluth; der Stürme, der Wellen und Gezeiten; der Temperatur des Meeres; der Eisberge im Behringsmeer; Vergleichung der Wintertemperatur auf den Inseln mit jener des Festlandes. Außerdem soll er ermitteln, welche Aussichten der Fang des Spermwales, d. h. des Potfisches, im Behringsmeere habe. Auch hat er besondere Aufmerksamkeit auf das Nordlicht zu richten, auf die elektrischen Erscheinungen, das Verhältniß der klaren Tage zu den nebeligen; auf Strömungen und Treibholz. Der Versperrung der Behringsstraße durch Eis und „Eisbrücken“ hat er gleichfalls seine specielle Aufmerksamkeit zuzuwenden, ebenso dem großen pacifischen Golfstrome, diesem japanischen Kuro Siwo, welcher seine klimatischen Einwirkungen auch auf Alaska äußert.

Aus Nordamerika.

Wir haben jetzt eine Abschätzung der Ernte in den Vereinigten Staaten für 1871. Sie beträgt, in Buscheln gerechnet: Mais 991,898,000; — Weizen 230,732,000; — Hafer 255,743,000; — Kartoffeln 120,461,700; — Gerste 26,718,500; — Roggen 15,355,500; — Buchweizen 8,328,328.

Die Tabacksernte hat 263,196,100 Pfund ergeben; die Heuernte 22,239,400 Tons; die Baumwollenernte 3,100,000 Ballen.

— Die Umgebung von Neuyork umfaßt eine ziemliche Anzahl von Städten, zum Theil bewohnt von Leuten, die hier ihr Geschäft haben oder arbeiten und täglich hin und her reisen. Folgende sind die wichtigsten unter ihnen, mit den Bevölkerungszahlen von 1870, die seither bedeutend gewachsen sein müssen:

Brooklyn, L. J.	396,090
Flushing, L. J.	14,650
Newtown, L. J.	20,274
Morrisania	19,609
Yonkers	18,357
Newark, N. J.	105,059
Jersey City, N. J.	82,546
Hoboken, N. J.	20,297
Paterson, N. J.	33,579
Elizabeth, N. J.	20,832
Total	731,293

Dazu kommen aber noch viele andere, wo der größte Theil der Bevölkerung von Neuyork abhängig ist, wie Greenburgh, Eastchester, Westfarms, Westchester, Jamaica, Oyster Bay, und es lassen sich selbst fernere Orte dahin bringen, wie Bridgeport, Croton Falls, Peekskill, Sommerville und Neu-Brunswick. Neuyork selbst dürfte seit dem letzten Census seine Bevölkerung auf eine Million vermehrt haben.

— Reste der Indianer im Staate Jowa. Bei Toledo hausen die Muskwakis; ihre Zahl beträgt keine dreihundert mehr; sie sind die letzten der beiden einst mächtigen Stämme der Sahks- und Fox-Indianer, „schmutzig, träge, verkommen, und sie werden bald von der Erde verschwunden sein.“ Vor einiger Zeit wurde einer ihrer Häuptlinge bestattet oder vielmehr erhöht, denn sie legten ihn in ein großes Stück Baumrinde, welche in etwa 70 Fuß Höhe auf einer Ulme mit Ledersträngen festgebunden wurde. Dort bleibt die Leiche zwei Jahre lang. Eine Squaw wurde in sitzender Stellung begraben, und zwar so, daß der untere Theil des Körpers mit Erde überschüttet wurde, der Rumpf mit dem Kopfe freiblieb; so ließ man das Gerippe fünf Jahre lang unangetastet. Bei einem Manne, welcher in derselben Weise begraben worden ist, stand sein Schießgewehr, das er mit beiden Knochenhänden umspannt hielt, lange noch an die Schulter gelehnt, bis es zuletzt umfiel. Manchmal werden die Gräber bis zu 10 oder 11 Fuß tief gemacht; zuweilen legt man die Todten platt auf die Erde, überschüttet sie mit Erde und bezeichnet das Grab mit Stangen und kleinen Stäben mit weißen Fähnchen, dergleichen auch an den überhängenden Baumzweigen befestigt werden. Die Muskwakis gelten für ehrlich; auf Zahlenverhältnisse lassen sie sich nicht ein, führen aber ihre Rechnungen im Gedächtniß ganz genau. Wer mit ihnen Handel treibt, muß ihnen den Betrag auf ein Blatt Papier schreiben, das sie zwar nicht lesen können, aber allemal vorzeigen, wenn die Rechnung ausgeglichen ist, und sie wissen genau, was sie beträgt. Von Zinszahlen haben sie keine Vorstellung.

— Es ist im Vorschlage, im Süden einen Canal zur Verbindung des Mississippi mit der atlantischen Küste zu bauen. Die Canäle in den nördlichen Staaten sind während der Wintermonate nicht zu benutzen; die Straße des St. Lorenzstromes mindestens fünf volle Monate auch nicht, des Eises wegen. Die Waaren müssen dann auf den Eisenbahnen befördert werden, gegen deren Monopolwesen und hohe Frachtansätze sich nichts thun läßt. Der Mississippi mündet in den mexicanischen Golf und die von Neuorleans nach den atlantischen Häfen verschifften Waaren müssen den langen und gefährlichen Weg um die Südspitze von Florida herum nehmen. Nun ist es im Plane, die Flüsse Tennessee und Coosa mit dem Ocmulgee zu verbinden. Diese Wasserstraße würde niemals durch Eis versperrt werden und keine Assecuranzgelder nöthig machen. Die nordwestlichen Getreidestaaten fänden einen sichern und billigen Abzugsweg für ihre Producte und die Fracht von St. Louis bis zum georgischen Seehafen Savannah würde sich für die Tonne auf nur 4 Dollars 56 Cents stellen.

* * *

— Die Zustände in Griechenland lassen viel zu wünschen übrig. „Die materielle Lage in den Provinzen ist nicht

weit von Barbarei entfernt. Keine Straßen, keine Brücken, keine Gasthäuser, keine Sicherheit für den Reisenden und kaum für den Bauer; dazu kommt ein unvernünftiges System der Besteuerung." Der britische Gesandtschaftssecretär Watson in Athen hat in einem Berichte an seine Regierung die Schäden offen dargestellt. Die Universität zu Athen hat 1244 Studenten; davon sind 26 Theologen, 622 Juristen, 423 Mediciner, 120 Philosophen, 53 Pharmaceuten. Der Unterricht wird in allen öffentlichen Lehranstalten gratis ertheilt. An der Universität ist die Abrichtung vorzugsweise eine rhetorische und auf Politik gerichtete; man drängt sich, Jurist zu werden, um nachher eine politische Rolle zu spielen und als „Patriot" ein Amt zu erjagen. Es scheint, als ob die Mängel des griechischen Volkscharakters gesteigert worden seien durch die ganz unpraktische Richtung, welche man dem Universitätsstudium giebt. Es herrscht ein trostloser Mangel an Leuten, welche dem Lande ersprießliche und nothwendige Dienste leisten können: an Geometern, Landwirthen, Straßen- und Brückenbauern ꝛc.; aber es wimmelt von Advocaten, Schriftstellern über Politik und Amtsbewerbern, die keine regelmäßige Beschäftigung haben und als Agitatoren und Kaffeehauspolitiker sich unnütz machen. Es ist allzeit ein großer Andrang zu irgend einem besoldeten Amte, und doch kann der Staat nicht Alle befriedigen. Aber die Stellenjäger sind einmal da; sie haben ein Interesse daran, jedes beliebige Ministerium zu stürzen, um dann für sich im Trüben zu fischen; denn kein Civilamt ist dauernd, in Griechenland gilt dieselbe Maxime wie in Nordamerika: dem Sieger gehört die Beute. Wer sich also einer Partei oder Clique angeschlossen hat, welche siegt, hat Aussicht und macht Anspruch auf ein besoldetes Amt, das er dann behält, so lange seine Partei am Ruder bleibt. Uebrigens bleibt kein Minister so lange auf seiner Stelle als nöthig wäre, ihn mit den Erfordernissen des Dienstes bekannt zu machen; die Unterbeamten im Ministerium werden bei jedem Wechsel beseitigt und wissen auch nur wenig Bescheid. Kein Wunder, daß Alles stagnirt. Wenn die Dinge eine Wendung zum Bessern nehmen sollen, so muß der Eifer der Jugend auf praktische und nützliche Dinge hingelenkt werden; mit rhetorischen Phrasen kommt man nicht weiter. An die Stelle der schönrednerischen Müßiggänger, die nach Aemtern jagen, muß eine nützliche Menschenclasse treten. Der Grieche gleicht in Manchem dem Hindu; er lernt rasch etwas, woraus er Nutzen ziehen und womit er in der Welt vorwärts kommen kann; er ist im Allgemeinen nicht ohne Talent, hat aber keine Vorliebe für irgend ein bestimmtes Fach. Er wird, was man aus ihm macht, und eine verständige Regierung wäre allerdings im Stande, eine Generation nützlicher Menschen heranzuziehen.

— Das orientalische Collegium in Neapel ist in ein asiatisches umgewandelt und wesentlich erweitert worden. Es soll als höheres Seminar betrachtet werden und die Lehrgänge sind beträchtlich vermehrt worden. Als Hauptgrundlage der Studien gelten Geographie, Geschichte und mehrere Zweige der Mathematik; von neueren Sprachen werden Deutsch, Englisch und Französisch gelehrt; der linguistische Cursus der orientalischen Sprachen umfaßt: das Arabische, Persische, Türkische, Chinesische und das Hindustani.

— Für die russische Armee sind 1872 als Recruten eingestellt worden 132,151 Mann. Die Zeitschrift der „Russische Invalide" giebt die Nationalität derselben in folgender Weise an: Großrussen 83,525; Kleinrussen 32,265; Weißrussen 3300; Letten 2416; Tataren 2059; Lithauer 1650; Esthen 1518; Juden 1090; Samogitier 959; Wotjaken 500; Tscheremissen 297; Rumänen 33; Baschkiren 13; Tschuwaschen 9; Zigeuner 6. Wenn der „Invalide" die Zahl der eingestellten Deutschen auf 38 und jene der Polen auf 229 angiebt, so ist diese Angabe offenbar falsch. Das russische Heer bildet auch in kirchlicher Beziehung eine bunte Mosaik. Von jener Gesammtziffer der Recruten sind 117,130 Orthodoxe, 397 Raskolniks, 6291 Römisch-Katholische, 3017 Protestanten, 2002 Mohammedaner, 55 Heiden, 1090 Juden. Von jenen 132,151 Leuten konnten nur 14,478 lesen und schreiben; wieder ein Beweis, daß der russische Clerus rein gar nichts für die Bildung des Volkes thut.

— Die russische Regierung erlaubt Schiffen, die unter ihrer Flagge fahren, die Kuliausfuhr aus China nicht. Im Uebrigen geht dieselbe schwunghaft fort. Das französische Schiff „Urania" nahm in Macao am 29. Februar nach Havanna eine Ladung an Bord. Als es nach 120 Tagen hier ankam, brachte es 265 Kulis ans Land; 26 waren unterwegs gestorben. Das peruanische Barkschiff ging am 20. Mai von Macao mit 193 unter Segel, die peruanische Bark „Hongkong" am 22. Mai mit 314 Köpfen; beide sind nach Callao bestimmt. Von Macao wurden im Mai überhaupt 3511 Kulis verschifft. Die amtliche portugiesische Zeitung bringt folgende Ziffern über den Kulihandel jenes Hafens im Jahre 1871. Es gingen nach Havana 5705, nach Peru 10,813 Kulis.

— Der Telegraph von Buenos Ayres nach Valparaiso wurde am 13. Juni vollendet. So ist nun auch in Südamerika der Atlantische Ocean mit der Südsee in Verbindung.

— Der junge erste König von Siam erreicht im Herbst sein zwanzigstes Lebensjahr. Er wird sich dann, nach altem Landesbrauch, auf einige Zeit in ein buddhistisches Kloster zurückziehen: bis dahin verwaltet ein Kalahome, Regent, sein Amt. Wohl aus Civilisationsdrang hat er das lebhafte Bedürfniß gefühlt, zwei neue Orden zu schaffen, deren jeder fünf Classen zählt. Damit ist der bisherige Orden vom Elephanten hinfällig geworden. Das Großkreuz des Ordens der siamesischen Krone hat Seine Majestät verliehen an den Kronprinzen des deutschen Reiches, an den Prinzen Friedrich Karl und Feldmarschall Moltke. Der Kaiser und der Kronprinz von Oesterreich sind mit dem neuen Orden des Weißen Elephanten bedacht worden. Der König hat außerdem, aus Anlaß des Abschlusses von Handelsverträgen, mehrere Oesterreicher und Italiener, außerdem auch einige Holländer, mit Orden bedacht.

— Auf der Insel Java nimmt der Genuß des Opiums in höchst bedenklicher Weise überhand. Den Batavia-Zeitungen zufolge beträgt der Verbrauch in der Residentschaft Samarang, welche 1,254,589 Javaner und Chinesen zählt, jetzt monatlich im Durchschnitt 60 Pikols (zu 133 Pfund jedes), ohne das, was die Regierung den Bauern liefert. Der Verbrauch hat einmal sogar 20 Pikols in zwei Tagen betragen! In der Residentschaft Japara mit 671,618 Seelen wurden vom 23. März bis 8. April dieses Jahres, also in kaum einem halben Monate, 33 Pikols verbraucht; dazu kommt noch das geschmuggelte Opium.

— Sarata, der letzte Menschenfresser auf Neuseeland, ist im April 1872 in Olunemuri gestorben. Er befehligte auf dem letzten Kriegszuge, nach welchem ein Cannibalenfest veranstaltet wurde. Zum Begräbniß hatten sich viele Maoris versammelt; sie legten ihn in einen Sarg, an dessen Kopfende ein Fenster angebracht war. Beim Leichenschmaus wurde präservirtes Schaffleisch genossen, das schon jetzt als Handelsartikel eine wichtige Rolle spielt. Die Compagnie, welche dergleichen fabricirt, hat in der jüngsten Saison 170,000 Schafe geschlachtet und eingekocht, dazu mehr als 3000 Stück Rindvieh. Der Cannibalismus ist bei solchem Reichthum an Vieh ein überwundener Standpunkt.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

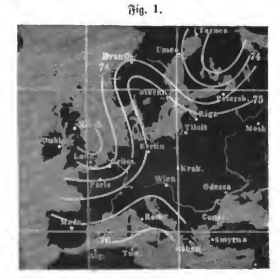
Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Telegraphische Witterungsberichte und die Sturmwarnungen*).

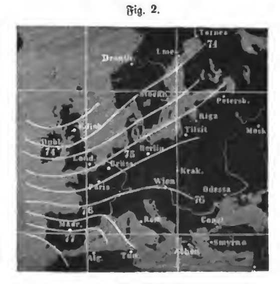
Es ist bekannt, welch großer Unterschied zwischen der Sicherheit astronomischer und meteorologischer Vorausbestimmungen besteht. Unter vielen anderen Ursachen, welche diese Verschiedenheit bedingen, spielt aber auch jedenfalls der Umstand eine Rolle, daß die zu einer bestimmten Stunde an irgend einer einzelnen meteorologischen Station gemachten Beobachtungen die Data gar nicht enthalten, aus welchen man etwa auf die Veränderungen schließen könnte, welche sich im Zustande der Atmosphäre vorbereiten.

Fig. 1.



10. Januar 1867.

Fig. 2.



5. Februar 1867.

Zu diesem Zwecke ist für den Zeitpunkt, in welchem man die zunächst zu erwartenden Witterungsänderungen er-

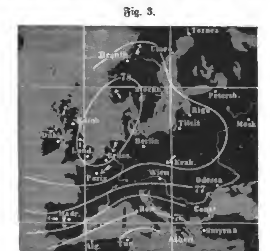
*) Müller, Lehrbuch der kosmischen Physik. 3. Aufl. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn.

mitteln will, die Kenntniß der gleichzeitig über einem größern Umkreis herrschenden Witterungsverhältnisse unumgänglich nöthig, eine solche Kenntniß kann aber nur durch den elektrischen Telegraphen vermittelt werden.

Der erste, welcher diese Idee realisirte, dürfte wohl Le Verrier gewesen sein, welcher der Pariser Akademie nach den auf telegraphischem Wege eingegangenen meteorologischen Beobachtungen von verschiedenen Stationen eine Karte vorlegte, welche den atmosphärischen Zustand Frankreichs für den 26. Februar 1855 darstellte. Aus diesem Anfang gingen dann später die telegraphischen Witterungsberichte hervor, welche in dem „Bulletin international de l'Observatoire de Paris" zusammengestellt für jeden Tag eine Uebersicht des Zustandes der Atmosphäre von fast ganz Europa liefern.

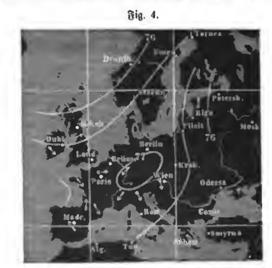
Von 21 französischen (darunter Dünkirchen, Brest, Bordeaux, Bayonne, Lyon, Marseille und Ajaccio) und 42 auswärtigen Stationen (darunter 7 englische: Nairn in Schottland, Valentia in Irland, Greenwich ꝛc.; 8 spanische: Tarifa an der Meerenge von Gibraltar, Palma, Coruña ꝛc.; 6 italienische: Rom, Neapel, Palermo ꝛc.; 7 russische: Petersburg, Moskau, Odessa ꝛc.; 3 schwedische: Stockholm, Haparanda am nördlichen Ende des bottnischen Meerbusens ꝛc.; 2 norwegische, 2 portugiesische: Lissabon und Oporto; 2 niederländische und endlich Bern und Brüssel) wurden bis zur Belagerung von Paris jeden Tag die Morgens im Sommer um 7 und im Winter um 8 Uhr angestellten meteorologischen Beobachtungen, nämlich: der aufs Niveau des Meeres reducirte Barometerstand, die Lufttemperatur, Richtung und Stärke des Windes, der Zustand des Himmels und der Zustand des Meeres für die Seestädte nach Paris telegraphirt. Die auf diese Weise eingelaufenen Nachrichten über den Luftdruck wurden sodann (vorzugsweise im Interesse der Schifffahrt) an 15 verschiedene Stationen (darunter 6 französische) telegraphirt, so z. B. nach Florenz und Rom für die italienischen Küsten, nach Wien für die östliche Küste des Adriatischen Meeres, nach Brüssel und Utrecht für die Nordsee, nach Petersburg, Stockholm, Lissabon, Madrid und Bern. Sämmtliche in Paris angekommenen Data werden aber in dem täglich durch die Post versendeten Bulletin international zusammengestellt, welchem seit 1867 eine Karte von Europa mit der Lage der Isobaren (Linien gleichen Barometerstandes) für jeden Tag beigegeben ist. Die

Fig. 3.



2. März 1867.

Fig. 4.



12. Juni 1867.

Figuren 1 bis 6 sind die Copien von sechs solchen dem Bulletin entnommenen Kärtchen. Die mit 74, 75 .... 78 bezeichneten Curven entsprechen einem Barometerstande von 740, 750 .... 780 Millimetern. Die Curve zwischen 74 und 75 verbindet die Orte, für welche im bezeichneten Momente der Barometerstand 745^{mm} betrug; die Curve jenseits 74 entspricht dem Barometerstand von 735^{mm}, welche der Karte Fig. 1 zufolge am 10. Januar Morgens 8 Uhr in der Gegend von Cambridge und einem Theil der Nordsee geherrscht hat.

In den Kärtchen des Bulletin international ist für jede Station der telegraphisch gemeldete Barometerstand eingetragen und die Windrichtung durch einen kleinen Pfeil bezeichnet. Die Stärke des Windes ist durch Strichelchen angedeutet, welche auf der einen Seite des Pfeilschaftes um so zahlreicher angesetzt sind, als der Wind heftiger weht. Ein Pfeil ohne Seitenstrich (⟶) bezeichnet einen ganz schwachen Wind, während seitliche Strichelchen (⟶ oder ⟶) um so stärkern Wind anzeigen, je mehr ihrer angebracht sind. Sechs Strichelchen (⟶ oder ⟶) sind das Zeichen für den heftigsten Sturm. In unseren Kärtchen sind der Kleinheit des Maßstabes wegen die Barometerstände der einzelnen Stationen weggelassen und die Windpfeile des Beispiels halber nur hier und da aufgetragen.

Außer der tabellarischen Zusammenstellung der telegraphisch eingetroffenen Data und der erwähnten Karte enthält das Bulletin unter dem Titel „Situation générale" noch eine Charakterisirung der Witterungszustände für den genannten Tag; so z. B. für den 10. Januar 1867.

Heute giebt es in Europa zwei Depressionscentra. Das eine in Rußland entspricht einem Windstoß (bourrasque), welcher aus nördlichen Regionen kommend nach Südost fortschreitet und zu Haparanda Schneefall veranlaßt. — Das zweite barometrische Minimum befindet sich über der Nordsee; es ist dies das Centrum des stürmischen Wetters, welches seit dem letzten Freitag (4. Januar) an den Küsten des Canals La Manche und des Atlantischen Oceans herrscht. Dieses von Südwest nach Nordost fortschreitende Centrum ist durch den Einfluß der skandinavischen Gebirge in der Nordsee aufgehalten worden; es scheint sich jetzt in südöstlicher Richtung gegen Dänemark und Polen zu wenden.

In dem Bulletin vom 2. März heißt es: im Norden Europas ist der Druck der Atmosphäre im Zunehmen; er beträgt

heute Morgen 783^{mm} zu Skudesnäs (Norwegen) und Gröningen. Zu Paris ist er 777^{mm}.

Ueber dem größten Theile Europas wehen Nordostwinde und zwar meist in mäßiger Stärke. Die Erkaltung der Luft wird mehr und mehr merklich. Um 8 Uhr Morgens betrug sie — 2,6° zu Paris, — 1,0° zu Boulogne, — 2,3° zu Besançon, — 4,3° zu Wien, + 2,0° zu Skudesnäs, — 19,1° C. zu Petersburg.

Früher enthielten die Pariser Depeschen als Anhang die sogenannten Probabilités, d. h. Vorherbestimmungen der wahrscheinlichen Witterung für den nächsten Tag. Seit dem 27. October 1865 ist die Veröffentlichung dieser Probabilités, wahrscheinlich in Folge von Meinungsverschiedenheiten zwischen Le Verrier und Marie Davy, eingestellt worden.

Ein sehr interessantes und instructives Beispiel bieten die Witterungsverhältnisse vom 15. November 1864, 8 Uhr Morgens, welche, soweit es die Kleinheit des Maßstabes erlaubt, in Fig. 6 dargestellt sind. Ein barometrisches Minimum von 729^{mm} befindet sich auf den Westküsten Englands, umgeben von einer fast kreisförmigen Isobare von 730^{mm}. Die Isobare von 735^{mm} streift die Westküsten von Irland, schneidet Schottland, tangirt die Ostküsten von Schleswig-Holstein und läuft durch Holland und Belgien nach der Mündung der Loire.

Dieses barometrische Minimum bildet das Centrum eines Wirbelsturmes; wir finden östliche und nordöstliche Winde in Schottland, nordwestliche zu Valentia und Plymouth, westliche in L'Orient, Rochefort, Bordeaux, Bilboa, südwestliche und südsüdwestliche in Bourbon-Vendee, Cherbourg, Paris, Havre, Mezieres, Boulogne, Brüssel rc.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß bei einem derartigen Sturme die Windrichtung im Allgemeinen nicht weit vom Parallelismus mit den benachbarten isobarischen Curven abweicht.

Eine andere höchst wichtige Bemerkung, welche sich bei Betrachtung der Karte Fig. 6 aufdrängt, ist die, daß die Winde auf der Nordost-, Nord- und Nordwestseite des Centrums von mäßiger Stärke sind, während sie auf der Südwest-, Süd- und Südostseite mit großer Heftigkeit wehen. Die Südhälfte des Wirbelsturmes ist also bei weitem gefähr-

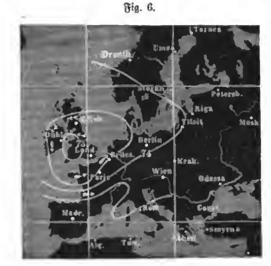


Fig. 5.



3. December 1863.

Fig. 6.



15. November 1864.

licher als die Nordhälfte. Es ist dies leicht zu erklären. In Fig. 7 stelle der kleine Kreis einen Wirbelsturm dar, welcher, wie dies ja für die europäischen Stürme der Fall ist, in einer dem Zeiger einer Uhr entgegengesetzten Richtung rotirt, und dessen Centrum in der Richtung des gefiederten Pfeiles fortschreitet, so ist klar, daß bei *a* die Rotationsrichtung des Wirbels der Richtung entgegengesetzt ist, nach welcher er fortschreitet, daß also hier der Wind nur mit der Differenz der beiden Geschwindigkeiten auftreten kann, während er bei *b* mit der Summe dieser beiden Geschwindigkeiten wüthet. (S. die Figur Seite 148.)

Leider hat das Bulletin international durch die Belagerung von Paris eine Unterbrechung erfahren. Möge die Reorganisation desselben recht bald erfolgen und möchten bei dieser Gelegenheit die Lücken des Netzes ausgefüllt werden, welche bis dahin noch bestanden.

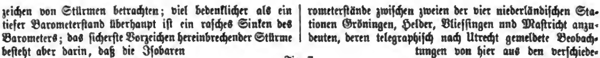
Ein eigenes System telegraphischer Witterungsnachrichten besteht in Oesterreich sowohl wie auch in Rußland. Bereits im Jahre 1858 sandten 32 Stationen Nordamerikas ihre meteorologischen Beobachtungen auf telegraphischem Wege nach Washington, wo in dem Gebäude der Smithsonian Institution täglich eine große Karte ausgestellt wurde, welche die gleichzeitig über einem großen Theile der Vereinigten Staaten herrschende Witterung darstellte.

Welche Vortheile dem Studium der Witterungskunde aus diesen telegraphischen Witterungsberichten erwachsen werden, ist zu einleuchtend, als daß man deshalb noch viele Worte zu verlieren nöthig hätte.

* * *

Die telegraphischen Witterungsberichte fördern aber nicht allein die wissenschaftliche Entwickelung der Meteorologie, sie sind auch für die Schifffahrt von dem größten unmittelbaren Nutzen. Der elektrische Telegraph kann die Nachricht von dem Auftreten eines Sturmes an irgend einem Küstenpunkte verbreiten, seinen Lauf verfolgen und rechtzeitig die Häfen warnen, welche derselbe möglicherweise heimsuchen kann. Ja! aus der Gestaltung der nach telegraphischen Witterungsberichten construirten Isobaren läßt sich das Eintreffen von Stürmen voraussehen, ehe man dieselben an irgend einer Station wirklich beobachtet hat.

Bei tiefem Barometerstande ist allerdings eher stürmische Witterung zu erwarten, als bei hohem, doch kann man einen tiefen Barometerstand allein keineswegs als ein sicheres Vor-


zeichen von Stürmen betrachten; viel bedenklicher als ein tiefer Barometerstand überhaupt ist ein rasches Sinken des Barometers; das sicherste Vorzeichen hereinbrechender Stürme besteht aber darin, daß die Isobaren dicht gedrängt um ein barometrisches Minimum herum liegen, wie dies z. B. am 3. December 1863 der Fall war (Fig. 5).

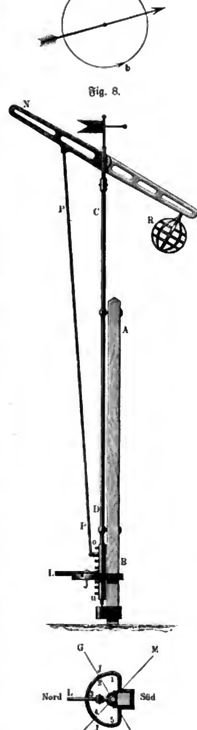
Aus dem Verlauf der Isobaren läßt sich aber nicht allein das Hereinbrechen eines Sturmes überhaupt, sondern auch die wahrscheinliche Windrichtung angeben, denn ein Beobachter, welcher sich so aufstellt, daß er die Stelle des barometrischen Minimums zur Linken hat, wird ungefähr nach der Weltgegend hinschauen, nach welcher der zu erwartende Wind hinweht.

Die erste Regierungsverordnung in Betreff einer regelmäßigen Veröffentlichung telegraphischer Witterungsberichte zum Besten der Schifffahrt wurde auf wiederholtes Andringen Buys-Ballot's von der niederländischen Regierung am 21. Mai 1860 erlassen. Im Februar 1861 geschah dasselbe für England, im August 1863 für Frankreich u. s. w.

Die englischen Sturmsignale, welche an den verschiedenen Hafenorten aufgehißt werden, wenn denselben die telegraphische Meldung atmosphärischer Störungen zukommt, welche das Hereinbrechen eines Sturmes vermuthen lassen, besteht bei Tag aus einem Cylinder von Weidengeflecht, welcher 3 Fuß Durchmesser hat und 3 Fuß hoch ist, des Nachts aber aus vier Laternen, welche in solcher gegenseitigen Stellung angebracht sind, daß sie ein Quadrat von 4 Fuß Seite bilden. Die gleichen oder ähnlichen Sturmsignale sind auch in anderen Ländern eingeführt worden.

In den Niederlanden hat Buys-Ballot Sturmsignale eingeführt, welche er Aëroklinoskope nennt und welche den Vorzug haben, jederzeit den Zustand der Atmosphäre anzudeuten. An dem quadratischen Pfahle AB, Fig. 8, ist eine starke eiserne Röhre CD angebracht, welche mittelst des Hebels L um ihre verticale Achse gedreht und in einer bestimmten Stellung festgestellt werden kann, indem man den Hebel L in eine der Einkerbungen des gleichfalls an AB befestigten eisernen Bogens JJ einsetzt. Die eiserne Röhre CD trägt an ihrem obern Ende einen beweglichen Arm NS, dessen Neigung gegen die Horizontale mittelst der Stange PP regulirt werden kann, indem man ihr unteres Ende an den einen oder den andern der zwischen o und u befindlichen eisernen Stifte ansteckt.

Der Zweck dieser Vorrichtung ist, die Differenz der Barometerstände zwischen zweien der vier niederländischen Stationen Gröningen, Helder, Vliessingen und Mastricht anzudeuten, deren telegraphisch nach Utrecht gemeldete Beobachtungen von hier aus den verschiedenen niederländischen Häfen mitgetheilt werden. Nach diesen Mittheilungen wird dann die Einstellung des Aëroklinoskops besorgt. Der Hebel L wird in die Einkerbung bei 1 eingesetzt, wenn die Differenz des Barometerstandes zwischen Gröningen und Helder oder zwischen Mastricht und Vliessingen bezeichnet werden soll; er wird bei 2 eingesetzt, wenn es sich um Gröningen-Vliessingen, bei 3, wenn es sich um Gröningen-Mastricht oder Helder-Vliessingen, bei 4 endlich, wenn es sich um Helder-Mastricht handelt.

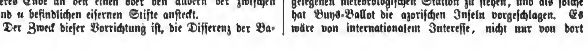


Der bessern Unterscheidung wegen ist die nördliche Hälfte des Armes NS roth, die südliche aber weiß angestrichen, außerdem aber ist an dem südlichen Arme eine aus Blechstreifen gebildete Kugel R befestigt.

Zwischen o und u sind im Ganzen 9 eiserne Stifte angebracht. Wird das untere Ende der Stange PP an den mittlern Stift angesteckt, so steht der Arm NS wagerecht, was anzeigt, daß der Barometerstand auf den nördlicheren Stationen dem auf den südlicheren gleich ist. Steht das Barometer auf der nördlichen Station um 1, 2, 3, 4 Millimeter tiefer als auf der südlichen, so wird das untere Ende der Stange PP an dem 1., 2., 3., 4. Stift unter dem mittlern angesteckt, umgekehrt wird das untere Ende von PP an einen der vier oberen Stifte angesteckt, wenn das Barometer auf der südlichen Station tiefer steht als auf der nördlichen. Die in Fig. 8 abgebildete Stellung des Apparates würde also anzeigen, daß das Barometer zu Gröningen um 3^{mm} höher steht als in Mastricht, oder in Helder um 3^{mm} höher als zu Vliessingen.

Man hat zunächst keinen Sturm zu befürchten, wenn das Nordende des Armes NS höher steht als das Südende, oder wenn die Lage dieses Armes überhaupt nicht viel von der Horizontalen abweicht; dagegen ist das Wetter um so bedenklicher, je höher das Südende des Armes NS in die Höhe steht.

Da der Herd der Stürme, welche über Europa hereinbrechen, zum größten Theil auf dem Atlantischen Ocean zu suchen ist, so wäre es von der größten Wichtigkeit, in telegraphischem Verkehr mit einer weit von den europäischen Küsten nach Westen


gelegenen meteorologischen Station zu stehen, und als solche hat Buys-Ballot die azorischen Inseln vorgeschlagen. Es wäre von internationalem Interesse, nicht nur von dort

Warnungen zu erhalten, sondern auch solche dorthin zu dirigiren, welche vorbeisegelnden Schiffen bekannt gemacht werden könnten. Die Azoren könnten dann weiter durch ein submarines Kabel mit Nordamerika (Neufundland) verbunden werden.

Unsere heutige Kenntniß der Uranfänge des Menschengeschlechtes.

Von **Dr. med. H. Obst.**

I.

Wenn auch nur langsam, so doch stätig schreiten unsere Kenntnisse über die vorgeschichtliche Zeit unseres Geschlechtes ihrem Ziele entgegen. Da ist kein Aufenthalt mehr; aber wie eifrig man sich auch bemüht, wie consequent man vorwärts bringt auf der einmal eingeschlagenen Bahn, das Ende derselben, das Ziel unserer Hoffnungen liegt noch in weiter, weiter Ferne. Mit Träumereien, wie sonst, mit den Kräften einer üppigen Phantasie läßt sich hier nichts ausrichten, auch mit Sturm läßt sich das Bollwerk, das eine in grauer Ferne hinter uns liegende Zeit unseren Blicken verbirgt, nicht einnehmen. Nur durch Geduld und rastlose Arbeit läßt sich hier erringen, was sonst ewig im Schooße der Erde verborgen bleiben würde.

Ein wichtiges Glied in der Reihe dieser Forschungen bildet das Suchen nach menschlichen Ueberresten aus jener vorhistorischen Epoche. Die Zeit liegt noch nicht allzu weit hinter uns, wo der Zweifel hemmend in den Gang unserer Erkenntniß eingriff. Auch er hatte sein Gutes und war wohl begründet in dem kritiklosen Verfahren zwar nur einiger Wenigen, denn die Zahl derer, welche sich mit dem Gegenstande beschäftigte, war nur klein, aber deshalb doch nicht minder gefährlich. Die Skepsis hat zwar den Gang der Entwickelung für einige Zeit aufgehalten, dafür hat aber die Reaction uns die richtigen Mittel gebracht, um zum Ziele zu gelangen, während wir auf der alten Bahn immer mehr in der Irre herumgesucht und immer weiter von der Wahrheit uns entfernt hätten.

Der vergleichenden Anatomie wie der Geologie gebührt ein großer Theil der Verdienste, welche unsere Wissenschaft auf die Höhe unserer Tage gebracht; mit ihrer Hülfe, nachdem sie sich hinreichend entwickelt hatten, ist es erst gelungen, klar in die Verhältnisse zu schauen, und was in früheren Zeiten gerade auf diesem Gebiete gefehlt worden ist, hat mehr seinen Grund in dem damals noch unreifen Zustande jener beiden Wissenschaften, ohne deren Unterstützung eine erfolgreiche Thätigkeit ganz unmöglich ist.

Ohne in das Reich vager Hypothesen uns zu verirren, können wir die Spuren menschlichen Daseins bis in die sogenannte Eiszeit, jene Epoche der Diluvialzeit, die Lyell als die zweite Continentalperiode bezeichnet, verfolgen, eine Periode, in welcher gleichzeitig mit der Verbindung vieler Inseln mit dem Festlande und einer bedeutenden Ausdehnung der Gletscher die Bevölkerung der Erde durch Menschen stattfand, mit dem gleichzeitig die großen Säugethiere Elephas antiquus, Rhinoceros hemitöchus, Hippopotamus major und manche andere lebten. Was man von noch älteren Resten, namentlich aus den Miocenschichten, fabelt, gehört bis jetzt in das Bereich der Mythe, oder ist wenigstens noch keineswegs sicher erwiesen. Dabei wollen wir aber keineswegs die Möglichkeit in Abrede stellen, daß nicht noch einmal auch aus jenen Zeiten sichere Spuren des Daseins des Menschengeschlechtes sollten erwiesen werden; verneinte man doch einst überhaupt das Vorhandensein fossiler Menschenknochen, während dieselben doch jetzt sicher erwiesen sind und aller Orten auftauchen, so daß eine Fluth versteinerter Menschengebeine uns zu überschwemmen droht. Mag auch Einzelnes auf Irrthum beruhen, die Thatsachen lassen sich nicht mehr hinwegleugnen, und so hat unsere heutige Anthropologie eine Errungenschaft zu verzeichnen, die geeignet ist, alles Vorhergehende zu übertreffen.

Aus derselben Zeit der ersten Spuren des Menschengeschlechtes finden sich auch die ältesten Ueberreste desselben, wenngleich bedeutend seltener, jedoch von Anatomie und Geologie sicher constatirt.

Wir wollen uns nicht zu weit zurückverirren, denn die frühesten Funde von Menschenknochen sind allzu oft erörtert worden, allein es sei uns gestattet, nach einem kurzen Rückblick einige der wichtigsten neueren und weniger bekannten Entdeckungen in Bezug auf menschliche Ueberreste hier vorzuführen.

Die Länder, die bei einer Erörterung der ältesten Spuren und Ueberreste des Menschen vorzugsweise müssen erwähnt werden, sind Frankreich, England, Belgien und Dänemark; namentlich ist es Frankreich, das sogar bis in die mittlere Tertiärperiode das Vorhandensein des Menschen will erwiesen haben. Auch Afrika und Amerika hat seine prähistorischen Menschen. So fand man beim Grundgraben für eine Gasanstalt zu Neuorleans 16 Fuß tief unter der Oberfläche einige Menschenschädel, für welche Dr. Dawler mit Berücksichtigung der jetzigen Flußanschwemmung ein Alter von 50,000 Jahren berechnet, ein Zeitraum, gegen dessen Länge sich doch wohl Manches einwenden ließe. Auch im Ohiothale sind Menschenreste aus einer sehr frühen Periode gefunden worden, doch entziehen sich auch diese wie die meisten oder wohl fast alle anderen Funde einer positiven Zeitbestimmung.

Kehren wir jedoch nach Europa zurück. Hier steht Frankreich in erster Linie. Seit dem Anfange der sechsziger Jahre reiht sich hier Entdeckung an Entdeckung, und ältere bisher angezweifelte Funde wurden nach ihrem wahren Werthe erkannt und kamen zu ihrem verdienten Rechte. So fand Tournal schon 1828 in der Höhle von Bize im südlichen Frankreich Knochen und Zähne vom Menschen sowie Topfscherben, zusammen mit Knochen ausgestorbener Säugethiere, welche letzteren sich nach Marcel de Serres genau in demselben chemischen Zustande befanden, wie die Menschenknochen. Beide waren auch derart eingelagert, daß man daraus schließen mußte, sie seien nicht etwa später gemeinsam in der Höhle eingeschwemmt worden, sondern vielmehr ursprünglich darin niedergelegt worden.

In Bezug auf das Aussehen der Knochen entscheidet dasselbe keineswegs über das Alter dieser. Es sei uns hier

erlaubt, eine Beobachtung von Fraas anzuführen, die am besten geeignet ist, das Verhältniß klar zu machen. Derselbe sagt: „Daß wir aus dem Erhaltungszustande der Reste nichts entnehmen können, wird wohl Jedem klar sein, dem schon paläontologische Funde durch die Hände gegangen sind. Die Erhaltung hängt doch nur von localen Verhält-



Die rothen Höhlen bei Mentone. Nach einer Skizze von A. Ternante.

nissen ab, in welchen diese Knochen liegen, und wie weit der Zutritt der Luft durch die Umgebung der Erde möglich ist. Während Knochen aus Friedhöfen vom Anfang dieses Jahrhunderts je nachdem schon vermodert und die Gebeine zu Staub zerfallen sind, liegen andere noch frisch im Grabe, deren Beigabe in die Zeit der fränkischen Herrscher zurückweist, oder in die Zeit der germanischen Reihengräber fällt. Sobald dem Knochen als erste Bedingung seiner Erhaltung

die Feuchtigkeit gegeben und eben damit der Abschluß der Luft bewerkstelligt ist, sobald entzieht er sich aller und jeder Berechnung, und die Reste können eben so gut 4000 Jahre alt sein und mehr, als nur 1000 und 100 Jahre. Es geht an ihnen die Zeit eben so spurlos vorüber, als an den mit Erdöl getränkten Mumien der ägyptischen Gräber. Im Zustande der Erhaltung der Knochen liegt also durchaus kein Anhaltspunkt, der uns zur Annahme eines hohen oder eines geringen Alters nöthigte. Etliche der Renthier- und Bärenknochen, die gerade in recht saftigem Letten gebettet lagen, schauen so frisch darein, als wären erst wenige Jahre seit ihrer Abfleischung verstrichen. Dies dürfte uns aber nicht abhalten, wenn anderweitige Gründe dafür sprächen, ihnen Jahrtausende zu vindiciren."

Ferner fand in der Höhle von Pundres im Languedoc Christal Menschenknochen und Topfscherben zusammen mit Knochen von Hyänen und Rhinoceros. Die Verdienste, welche Boucher de Perthes um die Vorgeschichte des Menschengeschlechtes sich erworben, wollen wir hier nicht weiter erörtern, jede Seite seiner „Antiquités celtiques antediluviennes" legt davon laut redendes Zeugniß ab, ebenso wie die zahlreichen Aufsätze in den „Comptes rendues".

Nur noch einiger wichtiger Funde auf französischem Boden wollen wir hier gedenken. So wurde 1852 eine offenbar als Grabstätte benutzte Höhle bei Aurignac im südlichen Frankreich aufgedeckt, in welcher man die Knochenreste von 70 Menschen fand, und dabei nicht nur einige Feuersteinmesser, sondern auch Geräthe, welche aus den Knochen vom Höhlenbär und vom Renthier angefertigt sind. Auf einer Art Opferplatz vor der Oeffnung dieser Höhle fand man ebenfalls verschüttete Geräthe und Knochen von theils ausgestorbenen, theils noch lebenden Thierspecies.

Zu den interessantesten Funden, welche in neuerer Zeit gemacht worden sind, gehören die in der Höhle von Cro Magnon in Perigord. Sie vervollständigen die früher an anderen Stellen der Dordogne gemachten Entdeckungen nach einer sehr wichtigen Seite hin. Haben uns diese die unzweifelhaften Beweise des Zusammenlebens des Menschen mit dem Mammuth geliefert, und über die Sitten der alten Troglodyten die interessantesten Aufschlüsse gegeben, so haben wir diese, so zu sagen, nicht von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt. Diese Lücke ist nun durch die Auffindung der Skelette und Schädel von Les Eyzies (Höhle von Cro Magnon) in erwünschter Weise ausgefüllt worden. Mag nun auch zwischen der Periode, in welcher die Verfertiger der Zeichnungen und Schnitzereien von la Madeleine 2c. lebten, und derjenigen, welche den Renthierjäger von Les Eyzies lebend sah, eine beträchtliche Spanne Zeit liegen, indem dort das Renthier schon viel mehr vorherrscht als hier, so haben doch wohl beide unzweifelhaft demselben Volke angehört, und wir sind berechtigt, die hier aufgefundenen menschlichen Reste als die der Voreltern derjenigen zu betrachten, denen man — ob durchweg mit Recht oder nicht, lassen wir für heute dahin gestellt — die Kunstwerke der Dordogne in Renthiergeweih zuschreibt, jener Sculpturen, die ihrer Zeit die ganze gelehrte Welt in Bewegung setzten, die auftauchend Alles erstaunen machten, dann wieder stark angezweifelt, ja sogar als eine Betrügerei hingestellt wurden, zuletzt aber doch zu ihrem Rechte kamen und wieder als echt, wenngleich mit einigen Modificationen, anerkannt wurden *).

Alles, was sich auf die eben erwähnten Funde in der Höhle von Cro Magnon bezieht, hat Professor A. Ecker in Freiburg im Breisgau in einer Abhandlung, die sich im „Archiv für Anthropologie" befindet, zusammengestellt, und namentlich was französische Forscher darüber geschrieben haben, kritisch beleuchtet. Die menschlichen Skelettreste bilden den wichtigsten Theil des Fundes, sind verhältnißmäßig gut erhalten und nehmen unsere Aufmerksamkeit insofern ganz besonders in Anspruch, als in ihnen uns ein Bild des frühesten vorhistorischen Menschen entgegentritt. Von einigen unbedeutenden Schädelresten abgesehen, welche die eines Erwachsenen und eines Kindes waren, gehörten die gefundenen Menschenknochen drei Individuen an, doch konnte kein Skelett vollständig zusammengesetzt werden. Dessenungeachtet lassen sich aus denselben Schlüsse ziehen, die von großer Wichtigkeit sind. Wenn auch diese drei Individuen, wie dies wohl nicht anders möglich ist, zahlreiche Verschiedenheiten zeigen, so weisen sie doch so viele gemeinsame Züge auf, daß man sie als nahe verwandt und zu einer und derselben Race gehörig erkennen muß, und zwar zu einer Race, die von allen bis jetzt bekannten sehr verschieden ist. Was zunächst die Statur dieser Individuen betrifft, so war sie eine sehr große und übertraf die bei uns die Regel bildende um ein Bedeutendes. Konnten auch directe Messungen nicht vorgenommen werden, so ließ sich doch aus der Länge einzelner Knochen die Gesammtlänge des Körpers erschließen. Diese ergab nun eine Größe, wie sie sowohl von Europäern als auch von anderen Racen sonst selten erreicht wird, bei diesem Volke der Troglodyten aber gewöhnlich zu sein schien, denn die Knochen sämmtlicher drei Personen zeigten diese außergewöhnlichen Verhältnisse. Es ist diese Thatsache um so bemerkenswerther, als der quaternäre Mensch in Belgien, nach den dortigen Höhlenfunden zu schließen, die heutige mittlere Größe bei Weitem nicht erreichte, und es hat der frühere Glaubenssatz, daß der vorhistorische Mensch durchweg von kleiner Statur und brachycephal gewesen sei, durch den Fund von Les Eyzies einen weitern bedenklichen Stoß erhalten. Nicht minder als durch die Statur zeichneten sich diese alten Renthierjäger durch die Stärke ihrer Knochen aus.



Der Neanderthalschädel.

Einer besondern Erwähnung ist noch der Schädel werth. Den bisherigen Ansichten entgegen zeigt er sich sehr bedeutend dolichocephal, wobei die Dolichocephalie keineswegs die Folge einer besondern Schmalheit des Schädels, sondern, da die Breite eine ziemlich beträchtliche, sogar größer als die der meisten brachycephalen Schädel, das Resultat einer be-

*) Vergl. „Globus" XX, S. 215, wo einige dieser Kunstprodukte abgebildet sind.

deutenden Länge ist. Ebenso war der Rauminhalt, der freilich nur bei einem der drei Schädel wirklich gemessen, bei den anderen immerhin aber nachgeschätzt werden konnte, ein sehr großer. Hierbei darf man jedoch die Statur nicht außer Acht lassen, da das Gehirn — freilich nicht in Proportion, denn große Personen haben ein relativ kleineres Gehirn — mit der Statur wächst; dennoch ist, alles dies wohl berücksichtigt, nicht zu verkennen, daß die Renthierjäger von Les Eyzies sich durch ein sehr großes Hirnvolumen auszeichneten. Es wird um so mehr erlaubt sein, hieraus einen günstigen Schluß auf die Intelligenz dieser Race zu ziehen, als die Geräumigkeit der Schädelhöhle, insbesondere im Stirntheile des Schädels, eine sehr bedeutende gewesen. Die Stirn ist vertical gewölbt, besonders an der Mediumlinie. Die größte Breite des Schädels findet sich in der Nähe der Scheitelhöcker, während die Schläfengegenden keineswegs vorspringend sind.

Besondere Auffälligkeiten zeigt noch der Gesichtstheil des Schädels. Der obere ist sehr senkrecht gestellt, während der untere sehr prognath erscheint, ohne daß deshalb die Schneidezähne, wie dies aus der Stellung der Alveolen hervorgeht, schief gestellt gewesen waren. Der Unterkiefer ist besonders durch die starke Divergenz der beiden Nasenhälften ausgezeichnet und unterscheidet sich hierdurch sehr auffallend sowohl vor dem Unterkiefer von Naulette als dem des Affen. Das Kinn ist sehr hervorragend, die Aeste steigen, obschon der Winkel abgerundet ist, ziemlich senkrecht auf und sind von einer Breite, welche nach Broca's Vergleichungen von keinem europäischen Schädel erreicht wird, ja selbst nicht einmal von solchen wilder außereuropäischer Racen. Durch diesen Charakter stellt sich, so schließt Broca, der eine männliche Schädel von Cro Magnon zwischen die wilden Racen und die anthropomorphen Affen, von welchen letzteren sich jedoch der Unterkiefer in allen anderen Beziehungen ganz entschieden unterscheidet. Der Gesichtstheil des andern, eines weiblichen Schädels, läßt nach Broca's Ausspruch, obgleich er auf den ersten Anblick von dem eben beschriebenen sehr verschieden zu sein scheint, doch die meisten Charaktere des ersten, wenn auch sehr gemildert, wieder erkennen. An dem Schädel des dritten Individuums fehlt der Gesichtstheil, so daß dieser nicht mit in Betracht gezogen werden kann; es genügen jedoch die beiden anderen, um in ihren übereinstimmenden Eigenschaften Charaktere zu finden, wodurch sie von anderen quaternären Schädeln, wie z. B. denen der belgischen Höhlen, hinreichend unterschieden werden.

Wie charakteristisch nun auch die Schädel dieser alten Höhlenbewohner sind, so ist man doch nicht im Stande, sie mit irgend einer bestimmten Völkergruppe zu identificiren. Fast will es scheinen, daß sie ganz isolirt dastehen und innerhalb einer Grenze entstanden sind, die — nur von sehr beschränkter Ausdehnung — zu weiter keinen Schlüssen berechtigt, als wozu der Fundort befähigt.

Diese menschlichen Ueberreste wurden mit den Knochen von 14 bis 15 Säugethieren und eines Vogels zusammen gefunden. Als charakteristisch erwähnen wir den Bär, Wolf, ein großes Raubthier aus der Gattung Felis, den Fuchs, Hasen, Elephanten oder das Mammuth, ferner das Pferd, das Renthier, den Auerochsen, Hirsch, Steinbock und das Wildschwein. Von einzelnen dieser Thierarten fanden sich nur Zähne vor. Der einzige Vogelknochen, welcher angetroffen wurde, mag einem Kranich angehört haben.

Von allen anthropaläontologischen Funden haben keine ihrer Zeit so viel Aufsehen erregt, als der Engis- und Neanderthalschädel. Was den erstern betrifft, so stammt er aus der Engishöhle, ungefähr 8 Meilen südwestlich von Lüttich, an dem linken Ufer der Maas. Es wurden daselbst von wenigstens drei menschlichen Individuen Ueberreste aufgefunden. Der Schädel des einen, einer jungen Person, lag neben einem Mammuthszahn. Er war vollständig, aber so zerbrechlich, daß er bei der Ausgrabung beinahe ganz in Stücke zerfiel. Ein zweiter Schädel, der eines erwachsenen Individuums und der einzige, der in einem leidlichen Zustande erhalten werden konnte, fand sich fünf Fuß tief in einer Breccie, in welcher Rhinoceroszähne, verschiedene Knochen eines Pferdes und einige des Renthieres zusammen mit denen einiger Wiederkäuer vorkamen. Es ist bereits über diesen wichtigen Fund so viel in die Oeffentlichkeit gelangt, daß wir füglich über denselben hinweggehen können, dagegen müssen wir über den mindestens eben so oft besprochenen Neanderthalschädel noch einige Worte hinzufügen, da wir an denselben die Mittheilung einer andern Entdeckung anzuknüpfen haben.

Derselbe stammt aus einer Höhle im sogenannten Neanderthale, einer tiefen und engen Schlucht, unweit Düsseldorf. Die Höhle befindet sich an der linken Seite des gewundenen Thales, ungefähr 60 Fuß über dem Spiegel der Düssel und 100 Fuß unterhalb des obern Randes des Abhanges. Ursprünglich war das ganze Skelett, das wahrscheinlich durch eine Spalte an der Oberfläche in die Höhle hineingespült worden sein mag, vorhanden und lag nahe dem Eingange der Höhle, in einer horizontalen Lage, unter dem den Boden bedeckenden Lehme. Es war ohne Zweifel vollständig, aber die Arbeiter zerstreuten und verloren die meisten Knochen, und nur die größeren, worunter der Schädel oder wenigstens einen Theil desselben, behielten sie zurück.

Als der Schädel zuerst einer wissenschaftlichen Versammlung in Bonn vorgelegt wurde, entstanden anfangs Zweifel, ob man es wirklich mit einem menschlichen zu thun habe. Der Schädel war von ungewöhnlicher Größe und Dicke, der Vorderkopf schmal und sehr niedrig, die Augenbrauenbogen enorm vorragend. Die Länge der Skelettknochen entsprach zwar den Größenverhältnissen eines heutigen Europäers, aber dafür waren sie außerordentlich dick und die Knochenvorsprünge, an welche sich die Muskeln ansetzen, ungewöhnlich entwickelt. Einige der Rippen waren von einer Gestalt, welche eine ungewöhnliche Kraft der Brustmuskeln voraussetzen läßt.

Professor Schaaffhausen, der den Fund am genauesten untersucht hat, sprach dem Menschen, von dem er herrührt, eine sehr geringe geistige Fähigkeit zu, da die Entwickelung des Gehirnes auf eine sehr tiefe Stellung des Individuums schließen ließ, dagegen schrieb er demselben eine sehr große körperliche Stärke zu, nach den außerordentlich stark hervortretenden Knochenvorsprüngen. Die Abplattung des Vorderkopfes, welche man häufig als Folge künstlicher Entstellung findet, und wie sie noch heutzutage von manchen wilden Völkern geübt wird, leugnete Schaaffhausen als artificiell.

Professor Huxley, dem ein Gypsabguß des Schädels vorlag, bemerkte dazu, daß dies der affenähnlichste Schädel sei, den er je gesehen, außerdem machte er noch die Beobachtung, daß die Gestalt des Hinterhauptes eben so regelwidrig sei, wie die des Vorderkopfes. Dazu machte noch ein Herr Bush die Bemerkung über die charakteristischen Punkte, in denen der Schädel sich denen des Gorilla und Chimpanse nähere.

Zur Kennzeichnung der Zustände in Tunis.

Ein tunisischer Prinz als Rebell.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

I.

Tunis hatte im letzten Jahrzent (1860 bis 1870) zwei wichtige Empörungen zu bekämpfen. Die eine war die große Erhebung arabischer Stämme im Jahre 1864, und nur durch List und Verrätherei, nicht aber durch Waffengewalt gelang es der Regierung, dieselbe zu unterdrücken. Die Truppen des Bey waren von den Aufwieglern überall geschlagen worden. So weit ging schon die Ohnmacht der Regierung, daß sie den Empörern versprach, alle ihre Bedingungen zu erfüllen und deshalb mit ihnen in Unterhandlung stand. Diese Zeit der Unterhandlung gab aber der schlauen Diplomatie des Tuniser Hofes Gelegenheit, ihre Kunst zu zeigen und durch jene Kniffe und Schliche, an welchen sie so reich ist, das Ziel zu erreichen, das die Waffen nicht hatten erringen können. Namentlich die Bestechung war ihr beliebtes und erfolgreichstes Mittel. Man benutzte diese Frist also, um die einzelnen Häupter der empörten Stämme theils durch baare Summen, zum größten Theil aber durch jene goldenen Versprechungen, deren ein orientalischer Minister Dutzende aus dem Aermel schüttelt, um sie bei der nächsten Gelegenheit wieder zu vergessen, zu bestechen, sie zum Verrath an ihrer eigenen Sache zu bewegen und dann allmälig die Auflösung des feindlichen Heeres herbeizuführen.

Ein Häuptling nach dem andern, durch klingende Gründe bewogen, verließ das Lager. Endlich sah sich der Hauptanführer der Aufwiegler mit einem kleinen Häuflein Getreuer allein. Er allein hatte sich nicht bestechen lassen wollen, denn er hatte zu viel zu verlieren und nichts zu gewinnen. Darum traf ihn auch jetzt die ganze Wuth und Rache der auf einmal aus ihrer Ohnmacht geretteten Regierung. Es war eine Kleinigkeit, das Häuflein zu umringen, das Oberhaupt gefangen zu nehmen und seine Anhänger zu zerstreuen, denn im Orient hat der Tod oder die Gefangennahme des Feldherrn stets die Auflösung seiner Truppen im Gefolge.

Nun begann das grausame Rachewerk dieser feigen Regierung und ihrer habsüchtigen Generäle. Die aufgewiegelten Stämme waren vereinzelt in ihre Zeltlager zurückgekehrt. Sie wähnten ihre Straflosigkeit erlangt zu haben, ja sie bildeten sich ein, die Regierung werde ihnen für ihren Abfall von der Sache der Rebellen noch dankbar sein. Aber die Regierung schonte sie nur so lange, als sie mußte. Unfähig, in ihrer Vereinzelung der neu organisirten Armee des Bey einen kräftigen Widerstand entgegenzusetzen, wurden die schwerenttäuschten Rebellenvölker, die es jetzt bitter bereuten, sich zu früh zur Ruhe begeben zu haben, eines nach dem andern das Opfer ihrer Rache. Ganze Stämme wurden durch die in Afrika so vielbeliebten, weil einträglichen Rhasiyas (Raubzüge) an den Bettelstab gebracht. Nicht nur das; fast alle kräftigen Männer starben eines grausamen Henkertodes. Der große General Saruk, tunisischer Kriegsminister, der oberste Leiter dieser Raubzüge, hatte aus der Gelderpressung durch die blutigsten Mittel eine Art von Wissenschaft gemacht. Alle seit dem Mittelalter in Vergessenheit gerathenen Foltermittel wurden von ihm wieder hervorgesucht und mit Erfolg zur Anwendung gebracht. Man spricht von Leuten, die mit glühenden Zangen gezwickt, denen die Glieder stückweise verstümmelt, die an Bäume über Ameisenhaufen oder Strohfeuer mit dem Kopfe nach unten gebunden wurden, kurz denen keine grausame Peinigung erspart blieb, Alles, um sie zum Eingestehen ihrer Geldverstecke zu bringen. Von Jedermann nahm man an, daß er Geld versteckt habe. Wehe dem, der nichts eingestehen konnte. Er wurde bis zum Tode geschunden. Aber auch denen, die etwas eingestanden, ging es nicht viel besser. „Wo etwas ist, da wird auch noch mehr sein," ist ein arabisches Sprüchwort, und diesem zufolge wurden die Folterqualen unerbittlich fortgesetzt.

Nach Einigen soll auch General Saruk der Erfinder der sogenannten „Schlangengrube" gewesen sein. Nach Anderen freilich gebührt dies Verdienst einem gewissen Sadik ben Ali Gassem, Gouverneur der Insel Dscherba, der sie zur Steuererhebung in Scene zu setzen pflegte. Aber ich glaube, Sadik war nur ein Nachahmer des Kriegsministers und will dem General deshalb nicht das Verdienst der Erfindung absprechen. Die „Schlangengrube" war ein tiefes Loch im Boden, in dem man alle „Unholde der Schöpfung", als da sind Schlangen, Skorpione, Eidechsen, ekelhaftes Gewürm aller Art, d. h. wirklich schädliche und nebenbei auch nur grauenerregende Thiere, in scheußlichem Gemisch vereinigte. An diese Grube führte man die Araber, drohte ihnen, sie hineinzuwerfen, wenn sie ihre Geldverstecke nicht verriethen, führte es auch, des schreckenerregenden Beispiels wegen, manchmal aus und ließ dann zum Schrecken der noch Auszubeutenden die Leichname darin liegen. Man kann sich denken, daß kein Geheimniß der „Schlangengrube" widerstand. Wer nur irgend ein Schätzlein, und war es auch nur ein erbärmliches, versteckt hatte, der gestand im Angesicht der Schlangen und Skorpione. Wer nichts zu gestehen hatte, wurde freilich manchmal das Opfer der Grube, manchmal aber auch rettete er sich durch eine falsche Angabe, jedoch nur für den Augenblick, um nachher einer grausamern Todesart zu erliegen.

Es ist recht bezeichnend für arabische Sitten, daß alle diese Grausamkeiten die Tuniser weniger empörten, als eine andere Seite des Raubsystems, die gegen jene verhältnißmäßig gelinde war. Es bestand darin, daß man den arabischen Frauen ihren Schmuck wegnahm. Jede arabische Frau, selbst das Weib eines Bettlers, besitzt einen solchen. Der Mann bringt im Schmuck seiner Frau seine Ersparnisse an. Oft sieht man eine ganze Familie in den ärmlichsten Lumpen, aber Frauen und Töchter derselben sind doch stets mit Schmuck bedeckt. Der Schmuck einer Frau gilt nämlich nach gewöhnlichen moslimischen Begriffen für heilig. Wer ihn raubt, ist schlimmer als ein Mörder. Deshalb legen auch die Leute in solchem Zierrath ihr Erspartes an. Es ist in diesen Ländern noch das einzige einigermaßen sichere Mittel, um ein Capital vor Räubern zu bewahren, denn selbst der gewöhnliche Straßenräuber respectirt den Schmuck, wenigstens den einer Frau aus dem Volke. Den letzten

Nothpfennig einer Familie stellt der Schmuck dar. Auch soll eine Frau an sich schon unantastbar sein, und deshalb begeht der, welcher sie ihrer auf dem Leibe getragenen Kleinodien beraubt, eine Sünde, die für ebenso schwer gilt, wie die Entweihung eines Harems.

Aber so groß auch dieses Unrecht ist, so war doch das Gewissen Saruk's noch größer oder vielmehr, wie wir sagen würden, weiter. Er befahl seinen Soldaten, sämmtliche Beduininnen ihres Schmuckes zu berauben und diesen in Körben zu sammeln. Die Kostbarkeiten, womit sich die Beduinenweiber schmücken, sind freilich nur von Silber. Da sie aber sehr massiv sind und ein verhältnißmäßig großes Gewicht haben (namentlich die schweren Armbänder und dicken Beinringe), so brachten Saruk's Henkersknechte dennoch eine höchst ansehnliche Werthsumme zusammen, die sogleich in die Münze wandern konnte, denn das Silber war eben so gut, als das des tunisischen Geldes. Zart gingen die Henkersknechte nicht eben mit den zu beraubenden Weibern um. Die Ohrgehänge abzulösen machte ihnen zu viel Mühe. Sie fanden es einfacher, gleich das Ohrläppchen durchzureißen. Ein Jude in Tunis, der einen Theil dieser Kriegsbeute erstanden hat, versicherte mich, er habe an manchen dieser Silbergegenstände noch Fetzen von Haut und Fleisch gefunden. Wehe besonders denjenigen armen Weibern, die einer bei den Beduinen viel verbreiteten Sitte gemäß Nasenringe trugen. Diese sind hier nur an einem Nasenflügel, der zu dem Zwecke durchbohrt wird, befestigt, nicht an beiden, wie bei den Negerinnen. Der Nasenflügel theilte in diesen Fällen das Schicksal des Ohrläppchens und die armen Personen, welche auf so gewaltsame Weise ihres Nasenringes ledig geworden waren, konnten Zeitlebens nicht mehr auf die Benennung von „Schönen“ Anspruch machen.

So hausten Saruk und seine „Armee“ so lange, bis außer in seiner und seiner Freunde Taschen kein Werthgegenstand mehr vorhanden war, der einen Räuber hätte anlocken können. Mit dieser Verarmung der Stämme hörte natürlich der Zweck der Rhasiyas auf. Es war nichts mehr bei den an den Bettelstab gebrachten Stämmen zu holen. Der „Feldzug“ besaß also keinen Zweck mehr. Die tapfere „Armee“ kehrte nach Tunis zurück, um hier im Schooße aller Lüste einer verderbten Großstadt das Geraubte zu vergeuden.

Tunesien genoß nun drei Jahre lang einer verhältnißmäßigen Ruhe, die Ruhe der Erschöpfung freilich, denn zufriedener als vorher war es auch in keinem einzigen Stück. Im Gegentheil, von allen Bedingungen, die der Bey den Rebellen versprochen hatte, war nur eine einzige gehalten worden, und diese war gerade dem Bey selbst sehr erwünscht gewesen. Sie betraf die Abschaffung der sogenannten „Verfassung“, eines modernen Undings, das der Bey auf Anrathen europäischer Schwindler in Scene gesetzt hatte, um Europa zu täuschen und es glauben zu machen, er sei ein sehr „civilisirter“ Fürst. Diesen Zweck hatte er nun erreicht. Er war von europäischen Fürsten mit Orden behangen worden (eine Eitelkeit, auf die er hohen Werth legt), hatte Glückwunschadressen und Gesandtschaften empfangen und Pariser Zeitungen hatten sein Lob gesungen. Die „Verfassung“ hatte somit ihren Zweck erfüllt; sie konnte nun beseitigt werden. Im Grunde war sie dem Bey nur unbequem, nicht etwa der Freiheiten wegen, welche sie seinem Volke verlieh, denn diese waren null und lediglich auf dem Papier vorhanden, sondern weil sie ein beständiges Komödienspielen mit sich brachte. Man mußte parlamentarische Versammlungen abhalten, parlamentarische Formen beobachten, einen regelmäßigen Gerichtshof constituiren und Sitzungen veranstalten, kurz eine Menge Dinge vornehmen, die der Tuniser gar nicht begreift und die er folglich nur mit großer Mühe, sei es auch nur als ein leeres Schauspiel, ins Werk setzen kann. Das war dem Bey zu langweilig. Deshalb war er herzensfroh, als die Rebellen, denen auch wieder europäische und zwar französische Intriganten (diesmal aus einem andern Grunde, indem man nämlich befürchtete, die Algierer könnten durch die vermeintlichen Freiheiten der Tuniser zur Rebellion gereizt werden) vorgeschwatzt hatten, die „Verfassung“ sei ein großes Uebel und „der Untergang des Islam“, deren Abschaffung verlangten. Diese Bedingung wurde also eingehalten. In allen anderen Punkten aber geschah nichts, im Gegentheil, die Erpressungen wuchsen und das Land war schlimmer daran, als je zuvor.

Aber, wie gesagt, das Land war erschöpft. Es bedurfte einer absoluten Ruhe. Deshalb störte während der drei Jahre, welche jener großen fast allgemeinen Stammeserhebung folgten, kein Aufruhr die Heiterkeit des politischen Himmels von Tunis. Aber die Stämme schlummerten nur aus Ermattung, sie waren nicht wirklich zur Ruhe gebracht.

Plötzlich, es war im Sommer des Jahres 1867, tauchte in Tunis von Neuem das Gerücht auf, einzelne Gruppen von Beduinenstämmen hätten dem Bey den Gehorsam aufgesagt und ständen in offener Rebellion. Sie hatten ihre Kaids (Gouverneure) theils erschlagen, theils fortgejagt, sie zahlten keine Steuern mehr, kurz sie waren factisch nicht mehr Unterthanen des Bey. An und für sich war dies nun freilich noch nichts, worüber der Bey und sein Minister sich graue Haare wachsen ließen; sie waren an dergleichen schon gewöhnt. So lange nur einzelne Stämme und Stammesgruppen, deren Lager fern von der Hauptstadt waren, am Aufruhr Theil nahmen, konnte man ihn sogar in Tunis officiell ganz ignoriren.

So schlecht sind nämlich die Verbindungen der Hauptstadt mit dem Innern, daß man in jener oft viel weniger weiß, was sich in diesem zuträgt, als was zum Beispiel in Paris und London geschieht. Die Regierung freilich ist davon unterrichtet, aber sie hütet sich, schlechte Nachrichten ins Publicum dringen zu lassen. Die Stadtbewohner selbst sind friedliche Leute, die sogar dann, wenn die Revolution, wie man sagt, „in der Luft ist“, von ihr kaum angesteckt werden. So gab man sich denn dem holden Wahn hin, dieser Aufruhr werde bald, wie so viele kleinere Erhebungen früherer Zeiten, sich theils „todtschweigen“, theils durch schlaue diplomatische Mittelchen, man lese Verrath, beseitigen lassen. Aber aus diesem süßen Wahne sollten Bey, Hof und Minister nun mit einem Schlage auf eine für sie erschreckende Weise aufgestört werden.

Ein Gerücht verbreitete sich, welches allen tunisischen Hofschranzen und sogenannten Staatsmännern die Haare zu Berge trieb. Es hieß, der eigene Bruder des Bey, der Prinz Sidi el Adel, habe plötzlich Tunis verlassen, sei ins Lager der Aufwiegler geflohen, habe sich an deren Spitze gestellt und sei von ihnen als Landesherr, als künftiger „Bey von Tunis“ begrüßt und ausgerufen worden. Alles, was dies Gerücht sagte, war buchstäblich wahr. Nur versuchte der Hof anfangs noch es zu leugnen. Wenn man die Hofschranzen hörte, so befand sich der Prinz ganz ruhig im Palast des Bardo, wo der Bey und alle seine Brüder und Vettern wohnen. Er sei sogar krank, ja so krank, daß er sich nicht zeigen könne. Da man ihn nun nicht zu Gesicht bekomme, so habe man sein Nichterscheinen durch seine Abwesenheit erklärt, mit dieser rebellische Absichten verbunden. So behauptete die Hofpartei. Aber an alle dem war kein wahres Wort. Sidi el Adel war so wenig krank, daß er täglich Truppenschau hielt, weit über Land ritt, seine Ausrüstung nach Kräften betrieb — Alles aber viele Meilen von Tunis

entfernt und im feindlichen Gebiet, wo er als „Souverän" auftrat und anerkannt wurde.

Sidi el Adel Bey (alle Brüder des regierenden Bey führen gleichfalls den Titel „Bey" als Anhängsel an ihre Namen, nie aber nennt man sie schlechtweg „der Bey", wie den Souverän) war der jüngste Bruder des regierenden Fürsten. Er mochte eben im dreißigsten Jahre stehen, war ein lebhafter und, wie man sagte, aufgeklärter und strebsamer junger Mann. Auch besaß er einen unabhängigern, stolzern Sinn, als seine zahlreichen anderen Brüder, die, obgleich Prinzen, dennoch von den unmittelbaren Günstlingen des Fürsten, namentlich von dem Wesir, sich wie Sklaven behandeln ließen. Die Politik des allmächtigen ersten Ministers, arabisch „Wesir" genannt, Mustapha Chasnadar, des wahren Beherrschers des Landes, dem der Bey wie ein Schulknabe zu gehorchen pflegte, brachte es mit sich, daß die Prinzen ganz auf die Seite geschoben wurden. Nicht nur gestattete man ihnen gar keinen Einfluß auf irgend welche öffentliche Geschäfte, sondern man suchte sie auch von der Person des regierenden Fürsten so viel als möglich fern zu halten, was doppelt verletzend erscheint, da sie in demselben Palaste wie jener wohnten, und als seine nächsten Verwandten Anspruch hatten, täglich, ja stündlich mit ihm zu verkehren. Aber nicht nur das. Man bereitete ihnen auch noch Demüthigungen aller Art.

Der Minister hatte die Prinzengüter eingezogen und die Brüder des Bey auf eine sogenannte „Apanage" gesetzt. Dies wäre kein Verlust gewesen, denn die Prinzen verwalteten ihre Güter schlecht, wenn nur die Apanage regelmäßig ausgezahlt worden wäre. Dies geschah aber nur in den ersten Monaten. Die allgemeine vom Minister zu seinen Privatzwecken künstlich herbeigeführte und von ihm ausgebeutete Finanznoth, welche alle Cassen, außer der Privatcasse des Wesirs, brach legte, brachte es mit sich, daß auch die Prinzen bald nichts mehr erhielten. Wollten sie nicht hungern, so mußten sie vor dem ersten Minister wie Bettler kriechen, die ein Almosen erbitten. Als Almosen gab man ihnen dann wohl manchmal das, was sie eigentlich zu Recht verlangen konnten. Oft aber stieß man sie mit Schimpf und Schande zurück. Zuweilen auch erfüllte man ihre Bitte in rein illusorischer Form. Das heißt man gab ihnen sogenannte Schatzscheine (arabisch Teskeres) auf irgend eine öffentliche Casse zur Zahlung angewiesen. Da aber alle diese Cassen leer waren, so lachte man sie nur aus, wenn sie von deren Beamten Zahlung forderten. Die besten unter diesen Schatzscheinen sind bei den gegenwärtigen bankerotten Verhältnissen in Tunis noch diejenigen, welche auf die Steuererheber der öffentlichen Märkte ausgestellt werden. Es war bekannt, daß der erste Minister, wenn er sich für seine Privatzwecke Geld verschaffen wollte, sich mit Vorliebe solcher Schatzscheine bediente. Die Prinzen bildeten sich deshalb ein, auch sie könnten auf diese Weise zu Gelde kommen. Aber jetzt mußten sie es zu ihrer Schande erfahren, wie klein ihr Ansehen und wie nichtig selbst die sonst besten Schatzscheine wurden, wenn sie sich in ihren Händen befanden. Ganz dasselbe Papier, dessen nominellen Betrag der Steuererheber al pari auszahlte, wenn es im Namen des Ministers vorgezeigt ward, galt keinen Pfifferling in Händen der Prinzen. Wenn ein Prinz ein solches Papier vorzeigte, fand er stets die vollkommenste Ebbe in den Cassen. Das gewöhnliche tunisische Mittel, sich bezahlt zu machen, nämlich Drohungen und Gewaltthaten, versuchten zwar die Prinzen den Steuererhebern gegenüber in Anwendung zu bringen, aber es brachte ihren Abgesandten nur schimpfliche Behandlung, oft auch Prügel ein, denn die Beamten hatten handfeste Helfershelfer, die sich nicht scheuten, Gewalt mit Gewalt zu erwidern, um so mehr, als sie wußten, daß ihr Widerstand vom Minister gebilligt wurde.

Was sollten die armen Prinzen unter solchen Umständen machen? Was anders als Schulden? Diese machten sie nun auch kühn darauf los, so lange es ging, und zwar so riesige, daß bald in Tunis ihre Wechsel in so zahlreichen Exemplaren im Umlauf waren, wie etwa anderwärts die Zeitungen. Ein tunisischer Prinz hat natürlich keinen Begriff von Handelsverhältnissen und Zahlungsverpflichtungen. Er versteht nur, daß wenn er ein „lumpiges Papier" unterzeichnet, er Geld dafür bekommt. Nie aber sieht er das Papier so genau an, um zu wissen, für welche große Summe er Verpflichtung eingeht, wenn er auch oft nur eine sehr kleine erhält. Noch weniger denkt er an den Tag der Zahlung. Dieser Tag wird hoffentlich noch fern sein. Wenn er nur niemals käme! Kommt er aber doch, nun so ist Allah groß und wird schon helfen, selbst einem überschuldeten tunisischen Prinzen.

Die Unglücklichen stellten Wechsel für Summen aus, von denen sie nicht fünf Procent erhielten. Natürlich hütete sich jeder Moslem oder andere Unterthan des Bey, den hohen Herren auch nur einen Pfennig zu borgen. Ein tunisischer Unterthan erhält nie sein Geborgtes zurück, d. h. wenn der Entleiher ein Großer ist. Die Europäer und unter europäischem Schutz stehenden afrikanischen Juden bildeten deshalb die einzige Zuflucht der Prinzen. Sie konnten vermittelst der Consuln auf die Zahlung bestehen, ja die Prinzen beim Bey oder vielmehr beim ersten Minister verklagen, und dies thaten sie auch, sowie ihnen die Unmassen der prinzlichen Wechsel über den Kopf zu wachsen drohten.

Der erste Minister mußte die Sache aufnehmen. Zuerst beschied er die Prinzen zu sich, der Form nach, um sie über ihre Finanzmittel, die Niemand besser kannte, als er, da er sie selbst auf Null reducirt hatte, auszufragen, in Wirklichkeit aber, um ihnen gehörig den Text zu lesen. Dies that er in einer so schimpflichen Weise für die Opfer seiner Strafpredigt, sagte ihnen so maßlose Grobheiten, überhäufte sie mit so unerhörten Schmähungen und Schimpfworten, daß es das allgemeine Erstaunen nicht nur der Europäer, die davon hörten, sondern selbst der an Vergewaltigung gewöhnten Araber erregte, und man sich fragte, wie es möglich sei, daß die Prinzen sich so etwas gefallen lassen konnten, und noch dazu von Seiten eines Mannes, den sie als einen ehemaligen Sklaven, der durch ihren Vater aus dem Staube erhoben worden war, als tief unter ihnen stehend ansehen mußten, denn der Minister war ein geborener Grieche und als Sklave an den Hof gekommen, wo er sich durch nicht sehr erbauliche Dinge die Gunst des Herrschers erworben, der ihn zu so hohem Range befördert hatte.

Aber diese opathischen orientalischen Fürstensöhne ließen es sich ruhig gefallen, Alle, nur nicht Einer. Dieser Eine war Sidi el Adel Bey. Er war, da er als jüngster Bruder des Fürsten dem Throne am fernsten stand, vom Minister immer auf eine noch geringschätzendere Weise behandelt worden, als die anderen. Er jedoch war nicht der Mann, dies zu ertragen. Jetzt lehnte er sich offen wider den übermüthigen Staatsmann auf. Er drohte ihn beim Bey zu verklagen. Das war ein ernster Punkt, denn der Bey, obgleich er immer dem Minister nachgab, wenn dieser ihn bearbeiten konnte, war nur zu schwach, um sich nicht auch von Anderen, wenn diese Gelegenheit fanden, auf seine Entschlüsse einzuwirken, bestimmen zu lassen. Dem mußte der Minister vorbeugen. Hierzu gab es aber kein anderes Mittel, als die augenblickliche Gefangennahme Sidi el Adel Bey's.

Keiner seiner Brüder wagte es, sich der Inhaftnahme Sidi el Adel's zu widersetzen. Der Minister triumphirte.

Um seinen Triumph ganz zu genießen, ließ er sich sogar von den Prinzen feierlichst ihren Dank abstatten dafür, daß er ihre finanziellen Angelegenheiten geordnet habe. Das Mittel zu diesem finanziellen Kunststück war höchst einfach und kostete ihm keinen Heller. Er ließ nämlich die Prinzen in aller Form öffentlich „Bankerott machen". Die Kaufleute schrien freilich Zeter und drohten mit dem Zorn der Consuln. Einer sogar, ein deutscher Wagenfabrikant, suchte sich mit Gewalt zu seinem Recht zu verhelfen und mit Erfolg. Er hielt die Equipage, die er einem Prinzen geliefert und welche dieser nicht bezahlt hatte, auf offener Straße an, brachte sie in seine Remise zurück und der hohe Herr mußte zu Fuß nach Hause zurückkehren. Jedoch die Mehrzahl der Kaufleute sah sich gezwungen, die elenden Summen, die der Minister ihnen bot, und nach dazu in Schatzscheinen, anzunehmen. Die Consuln hatten zu viel anderweitige Ansprüche zu unterstützen, um der speciellen „Prinzenschuld" eine eingehende Aufmerksamkeit zu widmen. Der Kopf schwirrte ihnen von den vielen Reclamationen von Zahlungen, die ihre Schutzbefohlenen von ihnen beim Bey und Minister zu machen verlangten. Auch verhinderte die Eifersucht der Consuln auf einander, daß solchen Reclamationen Folge geleistet wurde. War die Regierung bereit, die Geldansprüche des einen Consuls für seine Schutzbefohlenen zu berücksichtigen, so kam gleich ein anderer und erklärte dies für eine einseitige Vergünstigung einer einzelnen fremden Macht. Alle zu befriedigen, dazu hatte man aber kein Geld. So befriedigte man lieber keinen. Dazu kam noch, daß nun plötzlich durch ein wichtiges politisches Ereigniß die ganze Regierungsmaschine ins Stocken gerieth, die größte Verwirrung im öffentlichen Leben zur Herrschaft gelangte, und an Regelung von finanziellen Angelegenheiten einstweilen gar nicht mehr zu denken war. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch ganz Tunisien und lähmte alle Geschäfte.

Dieses wichtige politische Ereigniß war nichts Anderes, als die Flucht Sidi el Adels Bey's und die Empörung, an deren Spitze er sich, wie man sagte, gestellt hatte.

Sidi el Adel's Absicht war es eigentlich nicht gewesen, eine Empörung anzuzetteln, noch an einer solchen Theil zu nehmen. Er wollte weiter nichts, als der unausstehlichen Haft entrinnen und sich an einen sichern Ort flüchten, wo er in Ruhe seine Freiheit genießen konnte. Wäre es ihm möglich gewesen, nach Europa zu entkommen, so hätte er dies bei weitem vorgezogen. Aber dazu hätte er sich mit irgend einem Europäer in Verbindung setzen und dieser seine Flucht begünstigen, ja selbst veranstalten müssen. Das wäre nicht gegangen ohne die Mitwissenschaft eines oder des andern Consuls. Nun sind aber die Consuln in Tunis vorsichtige Diplomaten, kleine Diplomaten freilich, die aber das, was ihnen an Wichtigkeit abgeht, durch Wichtigthuerei ersetzen. Zu dieser Wichtigthuerei gehört auch, daß sie eine entsetzliche Angst an den Tag legen, sich politisch zu compromittiren. Nach dem Buchstaben des Gesetzes hätte sie freilich die Begünstigung der Flucht eines Prinzen compromittiren können, das heißt, wenn die tunisische Regierung den Rechtspunkt nach europäischem Maßstab ins Auge gefaßt hätte, was jedoch ganz gegen ihre Gewohnheit war. Aber, wie jetzt in Tunis die Sachen standen, würde kein Hahn danach gekräht haben, wenn sich die Consuln einer kleinen Unregelmäßigkeit im Dienst aus Menschenliebe schuldig gemacht hätten. Da jedoch der Buchstabe des Gesetzes und die diplomatische Kleinigkeitskrämerei diese Herren regiert, so war an Sidi el Adel's Rettung durch ihre Hülfe oder selbst bei ihrer bloßen Mitwissenschaft nicht zu denken. Auch hierbei spielte die Eifersucht der Consuln auf einander eine Rolle. Hätte einer dem Prinzen diesen Dienst erwiesen und sich dadurch das Mißfallen der Regierung zugezogen, so würden die anderen dies nach Kräften zu seinem Schaden ausgebeutet haben. Die Consuln hüteten sich also, hierzu Gelegenheit zu geben, und ihre Schutzbefohlenen, die Rheder und Schiffscapitäne, mußten ihrem Beispiel folgen.

Sidi el Adel konnte also nicht nach Europa und überhaupt nicht zur See fortkommen. Auf dem Festlande, wenigstens auf dem ihm erreichbaren Theil desselben, gab es aber kein freies Gebiet, als das der Rebellen. Also sah sich Sidi el Adel gezwungen, zu ihnen seine Zuflucht zu nehmen. Er that dies gewiß ungern und nur durch die äußerste Noth gezwungen. Man behauptet sogar, er habe versucht, auf algierisches Gebiet zu kommen. Aber sein Weg dorthin führte ihn durch die aufgewiegelten Gebietstheile. Dort fiel er den Aufrührern in die Hände, die ihm nur die Wahl ließen, entweder ihr Führer und oberster Häuptling zu werden oder zu sterben. Sidi el Adel wählte das Erstere und ward dadurch zum Rebellen.

Die geographische Section der deutschen Naturforscherversammlung.

Die deutschen geographischen Gesellschaften. — Neumayer über die Leichardt-Expeditionen und die fernere Erforschung Australiens. — Die Unternehmungen des Hauses Godefroy auf den Samoa-Inseln. — Historische Karte Polens — Project des Großherzogs von Weimar zur Erforschung Centralafrikas. — Rohlfs über Nachtigal und das Verhältniß Aegyptens zu Abessinien. — Livingstone und die Nilquellen. — Der tättowirte Suliote. — Professor Karsten über die neue Expedition der „Pomerania".

R. A. Deutschland besitzt gegenwärtig sieben geographische Gesellschaften: Zu Berlin (gegründet 1828 mit gegenwärtig 380 Mitgliedern), Frankfurt am Main (gegründet 1836 mit 150 Mitgliedern), Darmstadt (gegründet 1845 mit 80 Mitgliedern), Leipzig (gegründet 1861 mit 250 Mitgliedern), Dresden (gegründet 1863 mit 270 Mitgliedern), Kiel (gegründet 1867 mit 100 Mitgliedern) und München (gegründet 1869 mit 400 Mitgliedern). Das ergiebt 1600 Mitglieder, und rechnet man hierzu noch die 500 Mitglieder der 1856 gegründeten Wiener geographischen Gesellschaft, so kommt eine Zahl heraus, welche etwa der Mitgliederzahl der Londoner Royal Geographical Society gleichsteht, die der Pariser Société de géographie aber um das Dreifache übertrifft. Großbritannien und Frankreich besitzen je nur eine große geographische Gesellschaft, die vermöge ihrer Concentration und namentlich wegen ihrer großen Mittel bedeutender zu wirken vermögen, als die einzelnen kleinen deutschen Gesellschaften, deren Wirksamkeit aber wohl aufgewogen werden könnte, wenn sämmtliche deutsche geographische Gesellschaften gemeinsam arbeiteten. Es

ist dabei aber auch nicht zu verkennen, daß die Vertheilung unserer Vereine über das ganze Land wieder ungemein anregend und befruchtend wirkt, und daß diese Zersplitterung keineswegs aufgegeben werden darf, wenn auch im Interesse des Ganzen eine Art von Centralisirung der deutschen geographischen Gesellschaften wünschenswerth erscheint. Bereits 1865 wurde auf dem geographischen Congresse zu Frankfurt am Main, der keine großen Resultate lieferte, etwas Aehnliches angebahnt, und 1871 kam auf der 44. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Rostock die Angelegenheit abermals zur Sprache. Man beschloß, auf der nächstjährigen Versammlung in Leipzig mit der Gründung einer geographischen Section vorzugehen, und diese ist denn auch, zumal auf Anregung des Dr. Neumayer (vom hydrographischen Bureau des Reichsministeriums), erfolgt. Große Vorbereitungen und Einladungen waren nicht ergangen, das Ganze trug noch einigermaßen den provisorischen Charakter an sich, kann aber als ein vielversprechender Anfang begrüßt werden. An den Sectionsverhandlungen nahmen durchschnittlich 40 Mitglieder Theil, unter denen wir Dr. Neumayer, Gerhard Rohlfs, Dr. Jagor, Dr. Ratzel, O. Ule, L. Friederichsen, Dr. Börger, Professor Karsten &c. bemerkten *). Die Vorträge waren mannichfaltig, die Discussionen wurden lebhaft und unter reger Theilnahme geführt.

Aus den Verhandlungen heben wir Einiges hervor. Dr. Neumayer gab eine vollständige Uebersicht der Reisen, die zur Auffindung unseres verschollenen Landsmannes Leichardt ausgerüstet wurden, an deren Organisirung er selbst, als er noch in Melbourne sich befand, lebhaften Antheil nahm. Gegenwärtig ist abermals eine neue Expedition im Gange, die jedoch eben so wenig wie alle früheren zu irgend einem Resultate führen dürfte, da die letzten Nachrichten von Leichardt vom 3. April 1848 datiren, und ein Vierteljahrhundert, welches seitdem fast vergangen ist, in einem australischen Klima genügt, fast alle Spuren von Reisenden zu verwischen. Höchstens kann man noch darauf rechnen, etwaige Ueberreste von seinen Instrumenten zu finden. Möglich, daß Leichardt im westlichen, bisher noch ganz unbekannten Theil des australischen Continentes verschollen ist. Dr. Neumayer nahm Gelegenheit, über dessen wahrscheinliche Configuration einige Worte zu sprechen, wobei er hervorhob, daß der Westen dem Osten gleichen müsse und ähnlich jenem große Fluthstromgebiete besitzen würde, die in Binnenlandlagunen (wie Lake Eyre, Lake Torrens im Osten) endigten und verdampften. Auch auf seinen bekannten Plan zur fernern Erforschung Australiens kam Dr. Neumayer zurück, der darauf hinausgeht, vom Burdekin aus mit einer großen Gesellschaft, die in drei Theile getheilt werden sollte, westwärts den Continent zu durchschneiden und in Entfernungen von jedesmal 40 bis 50 geographischen Meilen Depots anzulegen, von welchen aus Seitenexcursionen zur Untersuchung über die Natur des Landes, des Bodens, des Klimas und der Producte zu unternehmen wären. Der Aufenthalt in einem solchen Depot hätte jedesmal vier bis fünf Wochen oder länger zu dauern; die ganze Reise würde etwa $3^1/_2$ Jahre in Anspruch nehmen. Durch regelmäßige Verbindung mit den colonisirten Districten, Anwendung des Feldtelegraphen, der amerikanischen Brunnenbohrrohre, vorsichtiges Vorgehen, rationelle Ernährungsweise glaubt Dr. Neumayer das Mißlingen der im großartigen Maßstabe geplanten Expedition unmöglich zu machen. Indessen in England wie in Australien ist eine Uebersättigung an Expeditionen ins Innere des Continentes eingetreten, und Neumayer's bereits 1868 veröffentlichter Plan blieb liegen. Er hat aber Aussicht, jetzt wieder aufgenommen zu werden, da die ihrer Vollendung entgegengehende transcontinentale australische Telegraphenlinie von Adelaide nach Port Darwin eine neue Basis für denselben darbietet.

Weitere Mittheilungen des Herrn Dr. Neumayer bezogen sich auf die hydrographischen Verhältnisse des südatlantischen Oceans und auf die von der deutschen Admiralität vorbereitete Entsendung eines Kriegsschiffes zu hydrographischen Aufnahmen an der Westküste Mittelamerikas und in den ostasiatischen Gewässern.

Von großem Interesse waren die Mittheilungen des Herrn L. Friederichsen (Inhaber der Geographischen und Nautischen Verlagshandlung in Hamburg), welcher eine im großen Maßstabe ausgeführte Specialkarte eines Theils der Samoainsel Upolu vorlegte. Dort besitzt das Hamburger Handelshaus Godefroy großartige Ländereien, mit seinen 40 Kauffahrern monopolisirt dasselbe fast den Handel der Schifferinseln, trotzdem die Amerikaner Tutuila jetzt als Kohlenstation eingerichtet haben. Die Hamburger Kaufleute sind in der That die Herren der Samoainseln, deren Cocosnußöl in riesigen Fabriken bei Hamburg verarbeitet wird. Das Haus Godefroy sendet eigene Naturforscher (Dr. Gräffe) aus, welche die Inseln der Südsee in seinem Interesse erforschen, es besitzt ein großes Museum und hält die Capitäne seiner Schiffe zu nautischen Aufnahmen an. Die Vermessung und Aufnahme Upolus ist auf Kosten des Hauses Godefroy durchgeführt worden, und nach diesen Materialien konnte Herr Friederichsen seine Karten construiren. Sie zeigen so recht, wie fehlerhaft in manchen Stücken die britischen Admiralitätskarten, bisher unsere einzige kartographische Quelle über die Samoainseln, sind; Aehnliches ist bei der Kingsmillgruppe der Fall, von der viele Inseln nach den Aufnahmen der Godefroy'schen Capitäne durchaus andere Positionen erhalten *).

Sodann legte Herr Friedrichsen eine im gegenwärtigen Augenblicke höchst zeitgemäße „Karte des ehemaligen Königreichs Polen von Dr. C. Wolff“ vor, welche in seinem Verlage erschienen ist und zu der er einige erläuternde Worte sprach. Die Karte zeigt die Grenzen Polens von 1772 nebst Angabe der Theilungslinie von 1772, 1793 und 1795 im Maßstabe von 1 : 3,000,000. Große Klarheit, Angabe der polnischen Ortsbenennungen neben den deutschen, Gliederung Polens und seine natürlichen Abtheilungen (Klein- und Großpolen, Lithauen, Kurland und Semgallen) zeichnen die Karte aus. Drei Abstufungen derselben Farbe geben bei Preußen und Rußland die drei nach einander folgenden Theilungen an, während bei Oesterreich nur zwei Farben nöthig waren, da dieses von der zweiten Theilung sich fern hielt. Die Karte, die übersichtlichste des

*) Gustav Radde traf leider erst bei Schluß der Verhandlungen aus Tiflis ein.

*) „Globus“ Bd. XIX. sind nach dem Franzosen Aube die politischen und commerciellen Zustände der Samoa-Inseln besprochen worden. Auch er hebt hervor, daß das deutsche Haus Godefroy schon jede Concurrenz erdrückt habe und fürchtet die Annectirung der Samoa-Inseln durch die „Preußen“. — Der Neuseeländer Correspondent der „Times“ schreibt aus Wellington vom 21. Februar 1872: „Die Samoa-Inseln haben eine einheimische Bevölkerung von 33,000 Seelen und dazu kommen 400 Europäer, namentlich Briten und Deutsche. Im Jahre 1871 beliefen sich die Einfuhren der ganzen Gruppe auf 25,000 Pf. St., die Ausfuhren aber auf 45,000 Pf. St. Sie bestanden vorzugsweise aus Tripang, Cocosnußöl und Cobra, d. h. getrockneten Cocosnüssen. Baumwolle wird mit Erfolg auf einigen Inseln angebaut. Der Schifffahrtsverkehr stieg im Jahre 1871 bis auf 14,282 Tonnen, nämlich 26 britische Schiffe mit 4856 Tonnen, 3 amerikanische mit 500 Tonnen, 36 deutsche mit 8696 Tonnen, 2 tahitische mit 230 Tonnen.“ Man sieht, die deutschen Schiffe übertreffen noch alle übrigen Fahrzeuge zusammengenommen. A.

alten Polens von 13,000 Quadratmeilen, die wir kennen, ist gegenwärtig, wo Westpreußen die hundertjährige Jubelfeier seiner Vereinigung mit der preußischen Monarchie begeht, von entschieden zeitgemäßem Interesse.

Mit afrikanischen Mittheilungen verschiedener Art erfreute Gerhard Rohlfs. Er verkündigte zunächst, daß der Großherzog von Weimar den Plan angeregt habe und zu verfolgen gedenke: den noch unbekannten und unerforschten äquatorialen Centralkern Afrikas durch großartige deutsche Expeditionen aufschließen zu lassen. Die Expeditionen sollten so ausgerüstet werden, daß sie von verschiedenen Seiten: vom Golf von Benin, vom Tsadsee her und von Kordofan aus nach dem Innern vordringen könnten. — Rohlfs sprach auch seine Besorgniß über das Schicksal Dr. Nachtigal's aus, von welchem die letzten Nachrichten aus dem Januar 1871 datiren. Damals hatte er bekanntlich in Kuka die Geschenke des Königs von Preußen dem Scheich Omar übergeben. Seitdem sind überhaupt aber auch keine Nachrichten aus dem Süden nach Tripolis gelangt und der Verkehr auf der Bilmastraße scheint gründlich gestört zu sein. Immerhin giebt es aber zu einigen Sorgen Anlaß, daß nun seit 20 Monaten alle Berichte von Nachtigal fehlen.

Rohlfs besprach schließlich das Verhältniß Aegyptens zu Abessinien. Das Ende Abessiniens scheine gekommen zu sein, wenn Aegypten ernstlich zugreifen wolle. Seit langem schon habe die ägyptische Regierung die Eroberung Abessiniens geplant gehabt, aber den Plan nicht ausführen können, da England hindernd in den Weg getreten sei. Käme der Kampf, wie es scheint, wirklich zum Ausbruch, so müßte es ein Vernichtungskrieg werden, da der christliche Abessinier sich nicht gutwillig dem mohammedanischen Eroberer unterwerfen würde. Rohlfs erläuterte dann die Stellung, welche der im Interesse Frankreichs und des Katholicismus arbeitende Schweizer Werner Munzinger, der zugleich französischer Consul und ägyptischer Pascha ist, in dieser Angelegenheit einnimmt.

Auch die große geographische Frage des Tages: Stanley, Livingstone und die Nilquellen kam zur Discussion und die Ansicht der Section einigte schließlich sich dahin, daß der New-York-Herald und Stanley sich um die Erdkunde wohl verdient gemacht hätten, daß aber die Livingstone'schen Nilquellen, sowie überhaupt die ganze hydrographische Darstellung des verdienten Reisenden, noch ein Räthsel bildeten, daß aber, mit Rücksicht auf die Constatirung der Wasserscheide des Bachr-el-Ghasal durch Schweinfurth, keine Rede davon sein könne, daß Livingstone die oberen Zuflüsse des Gazellenstromes aufgefunden habe.

Karl Müller aus Halle zeigte die glückliche Rückkehr des deutschen Reisenden Gustav Wallis mit reichen Schätzen an und knüpfte daran eine Lebensskizze des verdienten Mannes. Otto Ule sprach über seine Gletscherbeobachtungen in der Schweiz und der bekannte tüchtige Reisende Dr. Jagor stellte einen auf höchst merkwürdige Weise tättowirten Sulioten, Georgios Konstantinu, vor. Dieser Grieche (Arnaute) hatte in der französischen Fremdenlegion gedient, war nach Cochinchina gekommen, dort desertirt und im nördlichen Birma in eine Revolution verwickelt worden. Dort wurde die Partei, welcher er sich angeschlossen, besiegt und er nebst einigen anderen Europäern „zur Strafe" (?) tättowirt. Er entkam später auf der Route über Yünnan und durch China nach Amoy, wo er unter den dort wohnenden Europäern gerechtes Aufsehen erregte. Ist in der Geschichte dieses Mannes auch vieles noch unklar, so ist er doch eine der wunderbarsten Erscheinungen, die man sehen kann. Georgios Konstantinu ist vom Kopfe bis zu den Füßen völlig tättowirt; nur Nase, Lippen und Skrotum sind davon ausgenommen; selbst die empfindlichen Fingerspitzen und Achselhöhlen sind tättowirt. Abgesehen von tausenden und aber tausenden feiner Ornamente, Linien und Schriftzeichen ist der Körper mit 388 Figuren bedeckt, die meist in dunkelblauer Farbe ausgeführt sind, zwischen denen sich dann kleinere rothe Zeichnungen abheben. Die Figuren sind ungemein realistisch gehalten und rühren offenbar von Künstlerhand her; sie zeigen, in Punktirmanier ausgeführt, Menschengestalten, Elephanten, Tiger, Schlangen, Schildkröten, Krokodile, Pfauen, andere Vögel u. s. w., alles symmetrisch vertheilt und mit Geschmack durchgeführt, so daß der schön gewachsene Mann in einem förmlichen teppichartig gewebten Tricot zu stecken scheint. Der Begriff des Nackten schwindet hier völlig, und man begreift, wie viele wilde Völkerstämme die Tättowirung an Stelle der Bekleidung setzen. Konstantinu zeigte auch das Instrument vor, mit welchem er tättowirt worden war; es gleicht einer Reißfeder, und die Operation, welche 3 Monat dauerte, soll äußerst schmerzhaft gewesen sein.

Zum Schlusse erfreute Prof. Dr. G. Karsten aus Kiel die Section durch Mittheilungen über den Zweck der deutschen Nordseeexpedition auf der „Pomerania", von deren Mitgliedern aus Edinburg ein Begrüßungstelegramm an die Naturforscherversammlung eingegangen war. Das letzte Ziel der Expedition ist ein praktisches: Hebung der deutschen Seefischerei. Dies praktische Ziel wird erreicht sein, wenn es gelungen ist, die Lebensbedingungen der Thiere in den deutschen Meeren zu erforschen und nachzuweisen, bis zu welchem Grade diese Lebensbedingungen an bestimmten Stellen vorhanden sind. Um dahin zu gelangen, werden die physikalischen Verhältnisse, die Entwickelung der Flora und Fauna der Meere in ihrer örtlich und zeitlich wechselnden Mannichfaltigkeit studirt werden müssen. Für die genauere Kenntniß der physikalischen Verhältnisse sind oder werden Beobachtungsstationen eingerichtet, woselbst regelmäßig und dauernd über Strömung, Wasserstand, Salzgehalt und Temperatur des Wassers rc. Beobachtungen verzeichnet werden.

Die Fauna und Flora kann durch Beobachter in der Nähe der Küsten nicht genügend erforscht werden, hierzu ist es erforderlich, auch Beobachtungen über Thier- und Pflanzenwelt und die gleichzeitigen physikalischen Verhältnisse auf offener See anzustellen. In diesem Sinne ist schon im Jahre 1871 die Expedition auf dem Schiffe „Pomerania" in der Ostsee ausgeführt worden. Worauf dann in diesem Jahre die Durchforschung der Nordsee erfolgt.

Als Hauptgesichtspunkte bei Erforschung der Lebensbedingungen der Seethiere sind folgende von der Commission (Dr. H. A. Meyer, Dr. V. Hensen, Dr. K. Möbius, Dr. G. Karsten) aufgestellt worden.

1) Die zoologischen Beobachtungen. Bei diesen haben die systematischen Arbeiten gegen die biologischen und speciell vergleichenden zurückzustehen. Es soll festgestellt werden, wie sich der Gesammtfang eines Fundortes zu dem eines andern verhält; ob die Thiere derselben Species an einem Orte größer und kräftiger, ob sie an irgend welchem äußern Merkmale zu unterscheiden sind; welche Thierarten an jedem Fundorte, in jeder Tiefe die vorherrschenden, welche die seltenen sind; auf welcher Bodenart und zwischen welcher Vegetation sie sich finden; wie weit die geschlechtliche Reife fortgeschritten ist, ob diese mit der Tiefe oder Temperatur zusammenhängt, ob mit der Küstenbeschaffenheit oder ob überall das Fortschreiten der Geschlechtsreife gleichmäßig mit der Jahreszeit stattfindet. Ferner sollen außer den seltenen Thieren besonders die an allen Orten am häufigsten vorkommenden gesammelt werden, um, soweit dies an Spiritusexemplaren möglich ist, die Vergleichungen zu Hause fort-

setzen zu können. Der Fang an der Oberfläche solle überall lebend untersucht werden, ebenso die sich zwischen den Algen und sonst am Grunde findende mikroskopische Thierwelt. Fischlaich, Fischembryonen und der Mageninhalt frischgefangener Fische verdienen besondere Beachtung.

2) Die botanischen Beobachtungen sollen weniger systematische als vergleichende sein. Es ist für den aufgestellten Zweck wichtiger, die Unterschiede zwischen den an verschiedenen Orten gefundenen Exemplaren bekannter Algen kennen zu lernen, als neue Algenarten aufstellen zu können. Es sollte vor Allem festgestellt werden, wie sich die Flora nach der Küstenbeschaffenheit, Bodenart, Tiefe rc. des Meeres vertheilt, wo sie kräftig und reich, wo dagegen dürftig und arm ist; wo am frühesten und wo am spätesten entwickelt. Außerdem erfordern auch hier die mikroskopischen Organismen so wie jede das Thierleben beeinflussende Erscheinung besondere Beachtung.

3) Die physikalischen Beobachtungen werden sich einerseits dem an den festen Landstationen eingeführten Beobachtungssysteme anschließen müssen, um vergleichende Daten von verschiedenen Punkten zu erhalten, anderntheils in stetem Zusammenhange mit den zoologischen und botanischen Beobachtungen stehen müssen, um die zu jedem Thier- und Pflanzenfund gehörenden physikalischen Verhältnisse fest zu stellen. Temperatur, Strömung, Tiefe, Salzgehalt und Luftgehalt des Wassers und Bodenbeschaffenheit werden die regelmäßig zu bestimmenden Elemente sein.

Obwohl die Section, namentlich was Vorträge betraf, einen improvisirten Charakter zeigte, so bewies sie sich doch lebensfähig. Das wird sich bei der Naturforscherversammlung im nächsten Jahre in Wiesbaden zeigen. Ein Ausschuß, bestehend aus den Herren Prof. Bastian, Prof. Peschel, Dr. Neumayer, Gerhard Rohlfs und Richard Andree, wurde schließlich niedergesetzt, welcher die Vorbereitung für die nächstjährige Sectionsversammlung in die Hand nehmen soll.

Aus allen Erdtheilen.

Die Bevölkerung der Philippinen.

Unser Landsmann Adolph Bernhard Meyer, der Uebersetzer des Wallace'schen Reisewerkes, bereist gegenwärtig als Naturforscher die ostasiatische Inselwelt. Im April d. J. befand er sich in Manila, von wo er die Resultate der neuesten Volkszählung der Philippinen an die englische Zeitschrift „Nature" (27. Juni 1872) eingesandt hat. Danach haben die Philippinen 7,451,352 Einwohner, die in 43 Provinzen und 933 Ortschaften leben. Nur 1,232,544 zahlen der spanischen Regierung Steuern und diese Anzahl ist durch den Census festgestellt. Die Steuerzahler machen aber annähernd nur den sechsten Theil aller Bewohner aus und durch Multiplication mit 6 hat man denn 7,451,352 als Gesammteinwohnerzahl festgestellt. Bekanntlich bewohnen selbst Luzon und Mindanao eine Anzahl unabhängiger Stämme, bei denen eine Volkszählung nicht vorgenommen werden konnte. Nach Inseln vertheilt sich die Zahl von 7,451,352 folgendermaßen:

Luzon	4,467,111	in 508	Ortschaften
Panay	1,052,586	„ 92	„
Cebu	427,356	„ 51	„
Leyte	285,495	„ 43	„
Bohol	283,515	„ 36	„
Negros	255,873	„ 43	„
Samar	250,062	„ 35	„
Mindanao	191,802	„ 64	„
Mindoro	70,926	„ 18	„

Der Rest vertheilt sich auf die kleineren Inseln.

Die Handelsbewegung Ostindiens.

Dieselbe hat sich in den zwölf Monaten bis Ende März 1872 folgendermaßen herausgestellt: Total der Einfuhren 31,083,747 Pf. St. gegen 33,413,905 Pf. St. im Vorjahre. Ausfuhren 63,185,847 Pf. St. gegen 55,331,825 Pf. St. Es ist bemerkenswerth, daß die Eröffnung des Suezcanales eine große Umgestaltung im indischen Handel im Gefolge gehabt hat und daß dieselbe ihren stetigen Fortgang nimmt. Die alten berühmten „Ostindienfahrer", diese einst vielgepriesenen Segelschiffe, vermindern sich an Zahl; man baut keine neuen mehr. Der alte Weg um das Cap der Guten Hoffnung wird von Passagieren nicht mehr benutzt, und was die Frachtgüter anbelangt, nur noch von solchen, bei denen es nicht auf rasche Ablieferung ankommt. Dagegen vermehrt sich die Zahl großer Dampfer, welche große Massen Güter fassen können, daneben Bequemlichkeit für die Fahrgäste darbieten und rasch fahren. Sie bedürfen durchschnittlich 2000 Tonnen Kohlen für die Hin- und Rückreise.

Ueber die Baumwollenernte in den Nordwestprovinzen liegen für die Saison 1871/1872 amtliche Angaben vor. Es waren mit Baumwolle bestellt worden 1,072,479 Acres; sie lieferten 822,425 Maunds (zu 80 Pfund); im Vorjahre betrug die Ernte von 1,248,306 Acres 954,845 Maunds. Sie vertheilt sich auf die Bezirke Mirat, Kamao, Rohilkand, Agra, Dschhansi, Allahabad und Benares.

Aus Südamerika.

In Brasilien herrscht in Bezug auf den Bau von Schienenwegen eine große Regsamkeit. In der Mitte des laufenden Jahres waren nicht weniger als dreißig Bahnen theils im Bau, theils in Vermessung. Von jenen sind wichtig die Bahn, welche in der Provinz San Paulo nach der wichtigen Stadt Sorocaba und nach den Eisengießereien von Ypanema gebaut wird, 135 Kilometer; sodann jene von Porto Alegre in der Provinz Rio grande nach Uruguayana am Uruguay; durch sie wird die atlantische Küste mit dem Stromgebiete des letztern verbunden. In Rio grande werden mehrere Kohlenbahnen gebaut. In den Nordprovinzen: die Linien von Ceara nach Baturil und eine Zweigbahn der Bahiabahn von Lazaros nach Soledade.

Der französische Ingenieur Ricourt hat einen der Uebergangspässe der Cordillere zwischen Chile und Argentinien untersucht, nämlich den Paso de los Patos; er ist der Ansicht, daß derselbe sich für den Uebergang einer in Aussicht genommenen Bahn zwischen der Stadt Felipe de Aconcagua und der argentinischen Stadt San Juan in der gleichnamigen Provinz eigne. Ricourt fand nur sechs schwierige Stellen; doch würden durch Tunnels von unbeträchtlicher Länge die Hindernisse überwunden; die beiden höchsten Stationen liegen 2922 und 3200 Meter hoch. — Gleichzeitig hat Crawford den Planchon-Paß zu gleichem Zwecke untersucht.

Dem Congreß in Chile ist ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, demgemäß die Privilegien der Geistlichkeit aufgehoben werden sollen; sie haben dieselben in unverantwortlicher

Weise mißbraucht. Deshalb soll auch die Civilehe eingeführt werden. Auch ein Gesetz über Ehescheidungen ist vorgelegt worden.

Die chilenische Regierung hat alle Hahnen- und Stierkämpfe verboten und außerdem alle öffentlichen Schauspiele, bei welchen Menschen und Thiere mit einander kämpfen.

Es wird behauptet, daß die bisher in Betrieb befindlichen Kupfergruben in Chile sich in ähnlicher Weise erschöpfen wie es bei jenen in England der Fall ist. Chile lieferte 1869 Kupfer 56,400 Tonnen, 1870 nur 52,000 und 1871 nur 42,400 Tonnen. In England ist die Kupfererzeugung allerdings in viel stärkerm Maße gefallen, nämlich von 24,257 im Jahre 1856 auf nur 6500 im Jahre 1871.

* * *

— Meteorologische Stationen sollen in Norditalien auf den Hauptpässen der Alpen und auf den Ausgängen der großen Thäler errichtet werden. So z. B. auf dem kleinen St. Bernhard, 2160 Meter hoch; — bei Cuneo 1543 Meter; — auf dem Col von Valdobbia, im Süden des Monte rosa, 2548 Meter. Dieses letztere Observatorium wird das höchst gelegene in Europa sein. Alle Beobachtungen werden nach einem und demselben System angestellt.

Auch auf der westindischen Insel Barbadoes soll eine meteorologische Station errichtet werden, die mit allen anderen Stationen der Antillen telegraphisch in Verbindung gebracht wird. Barbadoes liegt, wie eine Blick auf die Karte zeigt, außerhalb der Antillenreihe, im Osten vor derselben, und wird häufig von Stürmen heimgesucht, welche aus jener Himmelsgegend kommen. Sie berühren Barbadoes zuerst; sobald sie verspürt werden, wird der Telegraph davon zunächst in nördlicher Richtung nach St. Thomas und von da in westlicher Richtung nach Havana Meldung machen. Das ist ohne Zweifel für die Schifffahrt von großer Wichtigkeit.

— England zählt gegenwärtig 1111 Zeitungen und Zeitschriften, wovon 268 auf London entfallen; Wales hat 60, Schottland 134, Irland auch 134, die Canalinseln 17; insgesammt 1456. Davon erscheinen nur 117 täglich.

— Die Mormonen beklagen sich, daß man in Dänemark, wo sie bekanntlich sehr viele Proselyten gemacht haben, ihre Apostel überaus schnöde behandle. Die Kopenhagener Regierung habe einen Befehl erlassen, demzufolge jeder Mormonenprediger festgenommen und im Beisein des Dorfschulzen recht tüchtig ausgepeitscht werden solle. An einem Apostel sei dieses barbarische, der Religionsfreiheit widersprechende, überaus unhumane Verfahren bereits praktisirt worden. — Wir lassen dahingestellt sein, ob der Behauptung Wahrheit zum Grunde liegt.

— In England und in den Vereinigten Staaten taucht in jedem Monate mindestens eine neue religiöse Secte auf. Gegenwärtig machen in London die „Bibelchristen" einigen Rumor. John Hulme wurde am 14. Juli in London vor Gericht gestellt. Die „Mail" erzählt, daß derselbe am Pfingstsonntag Nachmittag in die Capelle der Bibelchristen gekommen sei und gelacht, auch mit den Füßen gestampft habe. Der Beklagte vertheidigte sich. Man hatte ihm geheißen, die Capelle zu verlassen; er blieb jedoch und äußerte schmutzige Redensarten. „Ich ging in die Capelle; die Leute dort lachten über die Shakers, welche sangen, hin und her taumelten, einander küßten und sich überhaupt seltsam aufführten. Ich habe nicht mit den Füßen gestampft." Herr Haase, Eigenthümer der Capelle, wird als Zeuge vernommen und sagt aus: Die Glaubenssätze der Secte kann ich hier nicht auseinandersetzen. Sie werden Bibelchristen genannt; ihr Tanzen ist die Folge einer Einwirkung des heiligen Geistes, und wenn sie diesen in sich verspüren, springen sie vor Freude. Manchmal, doch nicht oft, fallen sie auch zu Boden; das ist auch eine Offenbarung des heiligen Geistes. Am Pfingsttage ließ sich derselbe auf die Stätte herab, wo seine Jünger versammelt waren. — Ein anderer Zeuge, W. Finnity, sagt aus, Hulme habe nichts gethan und nichts gesprochen; es wurde viel getanzt, Männlein und Weiblein umarmten und küßten einander; sie führten sich nicht indelicat auf. Alle, die in der Capelle waren, lachten. Er, Finnity, fragte die Dame, welche die Predigt hielt, wer, falls sie mit Tode abginge, ihr Nachfolger sein werde. Die Predigerin antwortete: „Ich bin schon einmal sieben Jahre lang todt gewesen." Finnity fragte sie auch, ob es richtig sei, daß König David vor der Bundeslade getanzt habe; darauf erhielt er indeß keine Antwort. Er fragte weiter, ob es der heilige Geist sei, der sie zum Tanzen bewege; sie sagte, daß sie oftmals mitten in der Nacht aufstehe und tanze. — Er, Finnity, habe ebensowohl getanzt wie die Anderen in der Capelle, und wenn sie zu Boden fielen, gab es allgemeines Gelächter. Er glaube übrigens nicht an die Lehren der Secte und sei kein Mitglied.

— Besonders fein und nach europäischen Begriffen anständig ist der Ton der nordamerikanischen Presse im Allgemeinen überhaupt nicht; wenn es sich aber, wie gegenwärtig, um Präsidentschaftswahl handelt, leistet sie an massiver Grobheit das Menschenmögliche. Man läßt an den Gegnern auch nicht ein gutes Haar, schimpft entsetzlich und speculirt auf den Geschmack des politischen Janhagels. Die sogenannte republikanische Partei hat sich bekanntlich gespalten, da ein Theil derselben, die sich „liberale Republikaner" und Reformer nennen, den Hauptredacteur der „Tribune", Horace Greeley, als Präsidentschaftscandidaten aufgestellt hat. Die „regulären Republikaner" dagegen hatten an Grant fest. Wie das so im gewöhnlichen Leben zu gehen pflegt, so auch in der Politik; die ehemaligen Genossen und Spießgesellen sind nun einander spinnefeind geworden. — Ein Grantblatt, „Washington Chronicle", hat gesagt, daß Greeley, als er erklärte, während der Campagne von der Redaction der „Tribune" fernbleiben zu wollen, sich schäme, ein Buchdrucker zu sein. Das nimmt die Zeitung übel (Nummer vom 26. Juni); sie erklärt den Menschen, welcher so etwas behauptet, für den „merkwürdigsten und wundervollsten Esel. Ohren, wie er sie hat, bringen offenbar die Gerber in Versuchung, welche Material suchen, um lederne Medaillen für die Grantpartei zu prägen." — Ein Grantblatt, der „Phönix", schreibt: „Herr Greeley trägt unter seinem zerkrempelten Hut seinen alten Flachkopf, und sein Herz ist so dick wie ein Scheffelmaß." — Die „Tribune" rühmt von sich, daß sie politische Angelegenheiten „gewissenhaft und in durchaus delicater Weise" erörtere!

— Der Stadtrath in Boston hatte die Erlaubniß ertheilt, daß die öffentliche Bibliothek auch Sonntags während der Nachmittagsstunden geöffnet sein solle. Er war dringend darum angegangen worden, weil sehr viele Leute in den Wochentagen keine Zeit haben, sich geistig fortzubilden und die Bibliothek zu benutzen. Der Bürgermeister der Stadt, Gaston, hat gegen einen so durchaus unchristlichen Beschluß sein Veto eingelegt und die Bibliothek darf am Sonntage nicht benutzt werden.

— Eine Mulattin, Fräulein Lottie Ray, welche an der Harvard-Universität ihre juristische Prüfung bestanden hat, ist im District Columbia als Obergerichtsadvocat zugelassen worden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Schilderungen aus Russisch-Lappland.

Von Professor **J. A. Friis** in Christiania.

Russisch-Lappland war früher eine unabsehbare Felsenwüste ohne Menschen und Thiere — ja sogar ohne Baum und Strauch. Das Weiße Meer vermittelte die geringe Verbindung zwischen Finnen, Lappen, Karelen, Normannen und Samojeden. In den Südthälern und Schluchten zeigte sich hier und da etwas Baumwuchs; allein wenn man die Bäume wegschlug, so ging es, wie auf allen norwegischen Bergen: es kam kein Nachwuchs. Dieselbe unerklärliche Erscheinung trat besonders in Finland als Mißwachs hervor, erzeugte Hungersnoth und zwang die Menschen, sich unter anderen Himmelsstrichen und in anderen Ländern ihr Fortkommen zu suchen. Ihr Ziel waren zunächst Norwegisch-Lappland und die südöstlichen Theile von Russisch-Lappland, welche an ihren Küstenstrecken sehr fischreich sind, daher den Einwanderern nicht allein Nahrung, sondern auch Verdienst brachten, indem die Russen sehr viele eingesalzene Fische holten und dagegen wieder Graupe, Hirse, Branntwein, Leinwand, Vadmel (grobes Wollzeug) und dergleichen brachten. Dieser Handel erheischte die Fertigkeit in mehreren Sprachen und führte bei den russischen Einwanderern eine zweckmäßigere Tracht ein, welche theils in einem bis auf die Füße reichenden Kaftan, theils in einem solchen kürzern, einer Blouse ähnlichen Kleidungsstücke von grobem Vadmel bestand. Unter diesem trugen sie ein Hemd, welches unter dem Leibgürtel über die Beinkleider wie eine Schürze herab hing und wie es heute noch die Krakauer Fuhrleute tragen. Die Kinder jener Aus- und Einwanderer liefen barfuß in den Schneewehen herum, mit weiter nichts anderm als einem Hemde bekleidet. Nach dem ziemlich allgemeinen Brauch in Rußland, sich abzuhärten, liefen die Einwanderer nackt, mit von Hitze geröthetem Körper und rauchender Haut direct aus der Badestube und stürzten sich in den Fluß, um sich abzukühlen. In ihrer Wohnung hatten diese russischen Unterthanen das national-russische große Geräth, welches sie zum Kochen, zum Brotbacken und zur Aufwärmung gebrauchen. Längs der beiden Wände in der Wohnstube standen Schlafbänke (Pritschen), welche mit Rennthierfellen bedeckt waren, auf Allem aber lag der Schmutz viel dicker, als er in den norwegischen Lappenhütten zu finden ist. Da indeß die Russen sehr häufig sowohl warm als kalt baden, so hilft dies etwas zur Reinlichkeit. Ueberhaupt findet sich das „Slovakenvolk" um das Weiße Meer nur noch unter dem schmutzigen Landvolk, welches von etwas Viehzucht und Fischerei lebt, wogegen man unter den russischen Handelsleuten wirklich schöne Menschen antrifft, welche sich durch ein sehr ansprechendes Aeußere, hohen, schlanken Wuchs, volles, dunkles Haar und gesunde Hautfarbe auszeichnen und dadurch dem Ethnologen auf den ersten Anblick zeigen, daß sie zu einer edlern Race gehören. Ueberhaupt scheint die Mischung von Russen, Finnen, Karelen und Lappen in jenen fernen Gegenden weniger auf die Vermehrung der Slovakenrace, als auf die Veredlung des finnischen Volksstammes eingewirkt zu haben. —

Drei wichtige Dinge sind in jenen Gegenden schwer zu finden: Kirchen, Apotheken und Aerzte. Da es Landstriche giebt, wo ein Geistlicher bis 35 Meilen Amtshandlungen vornehmen, ein Arzt Krankenbesuche machen und ein Apo-

theker Medicin versenden muß, so ist leicht abzusehen, wie es dort mit der geistigen und leiblichen Pflege der spärlichen Bewohner steht. Denn wenn in schon mehr bewohnteren Gegenden Aerzte den Spruch im Munde führen: ein schlechter Kranker, welcher nicht 24 Stunden auf den Arzt warten kann, so müssen in Normandsät, Kola u. s. w. die Kranken die gedachten 24 Stunden zu Zeiten in Tage umwandeln. Und die Wandervölker in jenen Einöden pflegen ihre Täuflinge erst zur Kirche zu bringen, wenn sie auf ihren Nomadenzügen einmal eine Kirche erlangen können. Eben so begraben sie ihre Todten selbst, wie es das patriarchalische Verhältniß erheischt, und lassen die kirchlichen Begräbnißceremonien erst dann vornehmen, wenn sie nach langen Zügen endlich einmal einer Kirche nahe kommen. Im letztern Falle werden auch die Confirmationen der Kinder vollzogen. Da wo sich Einwanderer in größerer Zahl dauernd ansässig gemacht, haben die norwegische wie die russische Regierung zunächst für Kirchen gesorgt, so daß sich in dieser Hinsicht gegen früher Vieles gebessert hat. Allein da die Pfaffen überall nur Streit und Zwietracht säen, so kann es auch in jenen Schneegegenden nicht fehlen, daß die lutherischen und die griechisch-katholischen Lappen einander in Bezug auf den „Glauben" mit Mißtrauen betrachten! Und weil sich da, wo sich Zwei streiten, sehr leicht der böse Feind eindringen kann, so ist in Norwegisch-Lappland derselbe in der That in Gestalt von Jesuiten eingedrungen, und der Adjutant derselben, der Pietismus, hat schon ziemlich viel Terrain gewonnen. Auch dieses Verhältniß zeigt wieder recht deutlich die Wahrheit des Spruches: „der Himmel und Friede sind überall, wohin der Pfaffe nicht kommt mit seiner Qual."

An der Mündung des Varangerfjords liegen die Fischer- und Handelsinseln, welche nicht groß und auch nicht



Jakostrov bei Imandra.

hoch sind, aber den Fisch- und Vogelfängern viel Ausbeute liefern. Im Sommer versammeln sich nämlich auf diesen Inseln ganze Schaaren von großen Seemöven, Wild- und Eiderenten und Landvögeln, um daselbst zu brüten. Zu diesen Vögeln kommen in jedem Jahre verhältnißmäßig viele russische Lappen, um Eiderdunen zu sammeln und Vogeleier auszunehmen, denn es besteht in jenen Einöden noch kein Jagd- und ebensowenig ein Schongesetz. Jeder schießt daher, wann, wie und wo er kann; und ebenso sammelt Jeder so viel Eier, als er findet. Im Sommer nährt sich daher die ganze Bevölkerung von Vögeln. Im Winter dagegen ist die Bevölkerung fleißig beim Robbenschlagen und beim Walfang. Sind die Früchte der Sommerbeschäftigung, die Eiderdunen, ein sehr angenehmer und beliebter Handelsartikel, so ist die Ausbeute der Winterbeschäftigung, der Thran, ein ebenso beliebtes Nahrungsmittel wie werthvoller Handelsartikel.

Diese Inseln sind mit üppigem Grase bewachsen, untermengt von ganzen Wäldern von Angelica, welche hier wild wächst, über drei norwegische Ellen hoch und von den Lappen fast täglich unter ihre Speise im Kochkessel gemengt wird. Die sumpfigen Stellen auf den Inseln sind mit Waldgras und niederm Weidig bedeckt. Die Fruchtbarkeit auf jenen im hohen Norden gelegenen Inseln ist nur erklärlich, wenn man sieht, wie dick die Humuslage auf denselben ist, und bedenkt, daß zahllose Vogelschwärme durch Jahrtausende ihren Guano auf dieselben niedergelegt haben. Uebrigens nisten die verschiedenen Vögel nicht unter einander, sondern die Seemöven brüten in den Haidekrautstrecken, die Eiderenten im Schilfe, andere Wasservögel dicht am Ufer 2c.

Mit der Beschaffenheit der gesammelten Eier nehmen es die Lappen nicht so genau; wenn sie auch schon bebrütet sind und in keiner Weise die Wasserprobe aushalten, werden sie doch von den Lappen als „frische" Eier verzehrt. Obschon

die lutherischen Lappen auch gern Eier speisen, so sind diese für die russischen Lappen doch die größte Wohlthat, weil dieselben bei den vielen Fast- und Feiertagen, wo sie kein Fleisch genießen dürfen, in Eiern den besten Ersatz desselben finden. Dabei gehen die lutherischen Lappen in keiner Weise des Segens obgedachter Inseln verlustig, im Gegentheil dürfen sie mit ihren Renthierherden im Sommer auf die grasreichen Fischerinseln kommen und können dort ein Herrenleben führen, weil sie erstlich Raum genug finden und dann, weil sie nicht nöthig haben, ihre Herden zu hüten, weder vor den zweibeinigen noch vor den vierbeinigen Wölfen.

Eine Erscheinung, welche sich allerdings in anderen Ländern auch bemerkbar gemacht, findet sich in Russisch-Lappland wieder, nämlich, daß der Protestantismus den Protestanten ein offeneres Auge, ein besseres Aussehen und vorwärtsstrebende Körper- und Geisteskräfte verleiht. Die lutherischen Lappen — Männer, Frauen und Kinder — zeichnen sich in jeder Hinsicht vor den Skoltelappen wie vor den russischen Fischerlappen aus, was sie wohl hauptsächlich dem Umstande verdanken, daß sie das ganze Jahr kräftigere Speisen genießen, während sich die Skoltelappen mit den langen Fasten Geist und Körper zerstören, da namentlich in jenen hochnordischen Gegenden Fleischspeisen eine Nothwendigkeit sind.

Angreifend ist auch die fortwährende Arbeit der Lappen während der kurzen Sommerzeit. Man reist nämlich in Lappland im Sommer zu jeder Tageszeit, und zieht sogar die sogenannte Nacht dem vermeintlichen Tage vor, weil man des Nachts weniger von der Hitze sowie von den noch lästigeren Mücken geplagt wird. Ist man von der allgemeinen bürgerlichen Zeiteintheilung unabhängig, so reist man ab, wann man Lust hat, und kommt wieder, wann man kann. Jede Tageszeit ist gut, weil jede gleich licht und es



Mogilnyi Ostrov. Begräbnißplatz auf einer Insel in Imandra.

ganz gleich ist, ob man in der Nacht um 12 Uhr, oder am Tage um 12 Uhr reist oder kommt: die Sonne bleibt immer über dem Horizonte. Man sieht daher die Lappen im Sommer fortwährend beschäftigt, und fragt man sie, wann sie denn schlafen, so antworten sie: schlafen können wir im langen Winter genug; jetzt müssen wir in der kurzen Zeit des Sommers Alles anschaffen, was wir in der langen Winterzeit bedürfen. Sie sind daher leicht zu gewinnen für Bootdienst wie für Gepäcktragen auf Reisen pro Tag einen Rubel. Für letztern Dienst ist ein gewisses Normalgewicht festgesetzt, womit sie belastet werden dürfen; darüber braucht der lappische Reisebegleiter sich nicht aufpacken zu lassen, wenn er nicht will.

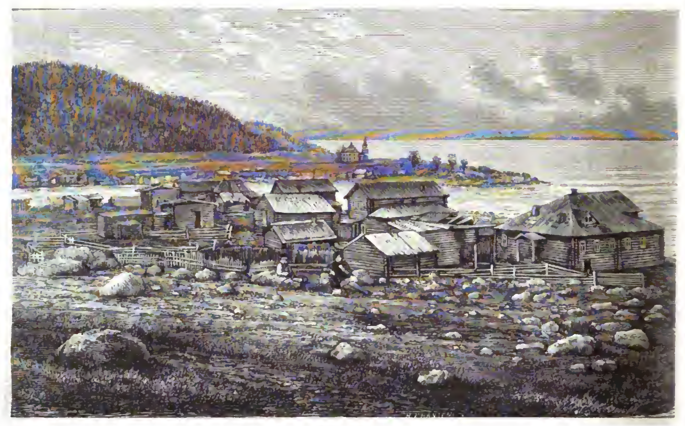
Wie überall die sogenannten Führer sehr redselig sind und viel zu erzählen wissen von allerlei merkwürdigen Dingen auf den Wegen, welche sie zeigen sollen, oder gehen müssen, so haben auch die skydsenden Lappen Wunder über Wunder zu berichten, welche sie theils auf dem Wasser, theils in Klüften, theils auf Hochgebirgen gesehen oder erlebt haben wollen. Der Grundstoff dieser Erzählungen ähnelt sehr der Geschichte David's und Goliath's: immer hat ein Riese oder ein Berggeist eine Gegend unsicher gemacht, die Bewohner gequält, beraubt und zu horrenden Abgaben gezwungen, bis endlich ein dreister, tapferer junger Mann oder ein frommer Heiliger durch List, Klugheit oder Tapferkeit dem Unwesen ein Ende gemacht. Bei diesen Erzählungen werden oft alte Geschichten mit neueren Vorkommnissen gemischt, so daß der spätere Geschichtschreiber niemals mit Sicherheit angeben kann, wie viel Geschichte und wie viel Dichtung in dieser oder jener Erzählung steckt.

Am Orafjord liegt Rußlands einziger eisfreier, schützender und daher bei den Fischern und Schiffern sehr be-

liebter Hafen im Eismeere. Weil dieser Hafen oft gesucht wird, hat er eine Anziehungskraft für Geschäftsleute, und deshalb haben sich auch mehrere Lappenfamilien, und zwar protestantische, in der Nähe angesiedelt. Unter diesen sollen einige reiche, welche über mehr als 2000 Renthiere à Familie gebieten, zu treffen sein. Diese Familien zeichnen sich auch aus in ihrer Kleidung (was sonst unter den Lappen nicht gebräuchlich ist), da sie in blauen und rothen Männer- und Frauen-Kaftans einhergehen, Gürtel mit goldenen, silbernen oder vergoldeten Bracteaten tragen, bunte Schnupftücher anwenden und an den Messingringen an den Gürteln allerlei Nähsachen sowie an den Fingern Bronzeringe tragen. Bei diesen Lappenfamilien ist es Brauch, daß Besucher dem weiblichen Personale Geschenke machen, wobei aber der Grundsatz beobachtet wird: „Gabe fordert Gabe und ein gutes Wort heischt eine Antwort."

Sie sind auch stets wohlversehen mit Allem, was ein Lappe benöthigt, sie haben aufgebauschte Renthierhäute, Seehundsfelle, Töpfe, Renthierpelze (welche nach ununterbrochenem Gebrauche während des langen Winters in der Luft hängen) und getrocknetes Renthierfleisch, das in der Regel an den der Wohnung am nächsten stehenden Birkenstämmen hängt und dessen Fett die Raben mit ihren großen und die Fleischmeisen mit ihren kleinen Schnäbeln aushacken und sich dadurch ein gutes Frühstück bereiten.

Da in jenen Gegenden nur selten ein Wolf zu sehen ist, so brauchten die Lappen ihre Herden nicht zu hüten, wenn ihnen die zweibeinigen Wölfe, Skoltelappen und Russen, nicht jährlich hundert und mehr Renthiere raubten. Da sie wissen, daß sie bei den russischen Beamten selten Recht finden, so lassen sich die reichen Lappen den Renthierraub schweigend gefallen, das Silbergeld aber, von welchem sich



Kandalar.

viel in Lappentaschen befindet, vergraben sie an verschiedene Stellen in Schluchten auf den Hochgebirgen, denn kein russischer Lappe würde sein baares Vermögen einem russischen Geldinstitut anvertrauen. Dagegen wissen die norwegischen Lappen sehr wohl, daß Geld Geld bringt, wenn es in den Banken zweckmäßig verwaltet wird, und tragen daher alle Spargelder in die Geldinstitute. — Ob in Russisch-Lappland die Aufstellung vieler russischer Kreuze mit diesem Geldvergraben zusammenhängt, ist nicht mit Bestimmtheit zu behaupten. Aber auffällig ist, daß im obengenannten Theile Russisch-Lapplands an verschiedenen Stellen hohe Holzkreuze errichtet worden sind, ohne daß man genau weiß, welchem Zwecke das eine oder andere dient. Denn zum Theil sind sie Verstorbenen zu Ehren errichtet, zum Theil sind sie Erinnerungszeichen an besondere Begebenheiten, als Errettung aus schwerer Krankheit, oder einer andern Gefahr, zum Theil dienen sie unbekannten Zwecken. Wenn sie die Stätte eines Verstorbenen heiligen sollen, so muß der Sarg ohne Boden auf das betreffende Grab gestellt werden. Diese Kreuze werden so hoch als möglich gemacht, haben an der äußersten Spitze zwei rechtwinkelige Kreuze mit einem Pultdache darüber und weiter unten am Schaft ist ein schiefes griechisches Kreuz angebracht. Am Hauptstamm und an den Querbalken finden sich lange Inschriften, welche die Namen des darunter Liegenden oder des Kreuzerrichters enthalten.

Da Rußland überall ein offenes Auge hat, so blickte es auch auf sein Lappland und begünstigte die Colonisation der lutherischen Finnen mit seltener Güte, denn es schützte der Einwanderer Religionsfreiheit, sicherte den Colonisten volles Eigenthumsrecht an dem von ihnen beanspruchten Grund und Boden zu, gewährte ihnen volle Sicherheit vor den Behelligungen untergeordneter Beamten, versprach ihnen eine neue Kirche zu bauen und für sie einen Prediger aus Finland kommen zu lassen.

Da im südlichen Russischen-Lappland Kartoffeln, Möhren, Wasserrüben und andere Küchen- und Futtergewächse in geschützten Lagen gedeihen und auch Gras wächst, nicht allein für das gewöhnliche Hausvieh zur Weide, sondern auch für den Heuschlag, so kann Russisch-Lappland für die eingewanderten Finnen zum Dorado werden, zumal da die Flüsse und Fjorde viele Fische, namentlich Lachse, enthalten. Aus diesem letztern Umstande läßt sich für die Einwanderer ein hübsches Stück Geld schlagen, wenn sie die Leidenschaft der Engländer fürs Angeln auszubeuten wissen. In Norwegen haben nämlich die Engländer so ziemlich alle Flüsse, Bäche und Gräben sowie die Meeresränder gepachtet, so daß die unfruchtbaren Felsküsten, welche früher den Besitzern gar nichts brachten, jetzt zur Geldquelle geworden sind. Denn die Engländer zahlen nicht nur jedes Jahr höhere Pachten, sondern liefern auch das, was sie fangen, an den Grundeigenthümer ab. — Da jetzt zur Sommerzeit Dampfschiffe regelmäßig nach jenen russisch-lappischen Küsten fahren, bedarf es nur weniger Tage, um nach Russisch-Lappland zu kommen, und diesen geringen Zeitverlust werden sie nicht beachten, wenn sie lachsreichere Flußmündungen für niedrigere Pachtsummen zu ihrem Vergnügen erhalten können. Ueberhaupt gäbe es für einen englischen Sportsman kein größeres Vergnügen, als auf den großen russischen Flüssen meilenweit hinauf zu fahren, neue Binnenseen, Wasserstriche und Wasserfälle zu entdecken und dann ein paar Monate bei Wind und Wetter am See- oder Flußufer zu stehen und den Fliegenköder, welcher noch nie von einem russischen Gewässer getragen wurde, in das Wasser zu werfen und Lachse, Dorsche, Forellen und dergleichen mit demselben heraus zu ziehen.

Allerdings sind die Lebensverhältnisse in Russisch-Lappland etwas unbequem, weil noch die Menschen fehlen. Denn wenn z. B. jenseits Kola den Fischern das Brot ausgeht, so sind sie genöthigt, erst nach Jeretik zu reisen, um Mehl zu kaufen und dieses zu dem drei norwegische Meilen am Flusse hinauf wohnenden Landhändler zu bringen, damit dieser das Mehl zu Brote verbacke: es müssen also hin und zurück 26 norwegische Meilen zurückgelegt werden, um ein Brot zu erhalten. So sind dermalen noch die Verhältnisse in Russisch-Lappland!

Die russische Stadt **Kola** liegt lang gestreckt an der einen Seite des Fjords gleiches Namens und hebt sich gegen den langen Bergrücken hinter derselben vortheilhaft ab. Seit dem Bombardement 1854 hat sich diese alte und ehemals merkwürdige Stadt noch nicht erholen können. Doch hat sie eine im russischen Stile erbaute Kirche, welche eigenthümlich aussieht, besonders aber durch ihre ungeheure Kuppel imponirt. Der ganze Zuschnitt der Bauten, der Stubenmöbel, der Kleider und alles dessen, was man öffentlich sieht, ist echt russisch. Sogar das Hängen der Heiligenbilder in den Stuben immer an die rechte Wand vom Eingange und das Bekreuzen und Verneigen vor denselben Seitens der Eintretenden ist russisch. Wohlhabende fromme Russen pflegen vor diesen Heiligenbildern Glasvasen aufzuhängen, in welchen Lampen brennen.

In Karelen empfängt man die Fremden mit Thee, weil die Russen im Ganzen genommen leidenschaftliche Theetrinker sind. Zu Mittag aber kommt, wenn man es irgend machen kann, Kalybaka, d. h. Lachssuppe, und darauf Lachs in Weizenbrot eingebacken und dann gebraten. Dieses Gericht ist allgemein und besonders geliebt in Karelen. In Kola liebt man nach Tische Spiele, worunter das Gangspiel zahlreich, besonders von der Jugend, besucht wird. Dieses ist, wie Alles im hohen Norden, triste, es sieht sich so an, wie die Lust der Sklaven in den Colonien nach gethaner Arbeit, und besteht eigentlich darin, daß man immerfort geht und nicht von der Stelle kommt. Die Spielenden stellen sich nämlich paarweise in einer Reihe hinter einander auf, gehen dann rückwärts bis zu einem bestimmten Flecke, lösen die Paare auf und bilden zwei Reihen einzelner Hintereinanderstehender, welche wieder etwas vorschreiten, einander die Hände geben und dann wieder paarweise rückwärts gehen. Dieses Spiel wird unter Absingen eines russischen Volksliedes, welches eine sehr monotone Melodie hat und mit einem eigenthümlichen lang anhaltenden Nasentone endet, gespielt. Während dabei die jungen, unverheiratheten Leute die beste Gelegenheit haben, einander zu sehen und zu sprechen, sitzen die verheiratheten Frauen mit oder ohne ihre Männer auf der Erde oder stehen in Haufen umher und machen die Zuschauer oder Zuhörer. In den hochnordischen Städten und namentlich in Kola würde ein deutscher Ethnolog unter diesen Haufen von Zuschauerinnen schwerlich ein erträgliches Gesicht finden, denn alle diese Frauen haben eine gelbe oder räucherige Hautfarbe, stumpfe Nasen und hervorstehende Backenknochen, so daß Fremde leicht zu dem Glauben verführt werden können, die Bevölkerung Kolas sei eine Mischung von russischem und lappischem Blute, was aber keineswegs der Fall ist, da die Lappen von den Russen verachtet werden und Heirathen zwischen beiden Volksstämmen sehr selten vorkommen. Das Ballspiel ist wie bei uns, nur mit dem Unterschiede, daß die jungen Mädchen dabei Schuhe und Strümpfe ausziehen und barfuß den Bällen nachrennen.

Das unvortheilhafte Aeußere der Kolaer Frauen wird durch ihre Tracht nicht gehoben, vielmehr noch verschlechtert. Denn der Rock des Kleides reicht von den Zehen bis unter die Arme, so daß er den Busen vollständig bedeckt und die Taille, welche unter dem Kinn sitzt, nur ein paar Finger hoch ist. Zu beiden Seiten des Rockes hängen die Arme heraus, welche mit langen weißen Hemdärmeln bedeckt sind, deren Umfang namentlich oben an der Achsel so groß ist, daß die bauschigen Hemdärmel bis über die Ohren hinaufgehen, so daß der verhältnißmäßig kleine Kopf zwischen den Ungeheuern von Hemdärmeln beinahe verschwindet. Diese steife, matronenhafte Tracht verunstaltet selbst das bestgewachsene Mädchen. Die verheiratheten Frauen tragen, um sich von den unverheiratheten zu unterscheiden, im Haare eine filirte oder gestickte Perlenarbeit, während die Mädchen ein buntes in breite Falten gelegtes Tuch so um den Kopf binden, daß es auch die Ohren bedeckt. Es kann also einem Kolenser nicht passiren, daß er eine Frau mit „Fräulein“ anredet. Die Männertracht unterscheidet sich wenig von der westeuropäischen.

Die natürlichsten und daher beliebtesten Vergnügen sind im höchsten Norden die **Wintervergnügen**. In Kola belustigt sich das jüngere Geschlecht mit der **Katschatscha**. Männlein und Fräulein ziehen paarweise mit Renthierschlitten, dem unbequemsten Fuhrwerke, welches auf der Erde zu finden ist, hinaus auf den hinter der Stadt liegenden Lappenberg, stellen sich hinter einander auf und fahren dann pfeilschnell an der steilen Seite des Berges hinab. Die kleinen Jungen freuen sich über die blitzschnelle Fahrt, die Jünglinge sind stolz darauf, wenn sie der Damen schützende Ritter sein dürfen, und Niemand achtet auf die Rosen, welche die Winterkälte theils weiß auf die Nasen, theils roth auf die Wangen malt. Denn bei — 26° R. erscheinen die Mädchen noch in dünnen Pelzjacken, einem Schnupftuche um den Kopf und Sammethandschuhen auf den Händen. Die Junker aber treiben allerlei Allotria. Der Eine spannt zum Ueberflusse noch einen Hund vor seinen Lappenschlitten (welcher einer geöffneten Flußmuschel nicht unähnlich ist) und quält das Thier dadurch, daß die Spitze des Schlittens

fortwährend den Hund in die Hinterlende sticht. Der Andere wirft sich plötzlich mitten auf die Bahn und verursacht allen von oben Herabschießenden das ärgerlichste Kunterbunt, wenn die Damen kopfüber in den Schnee schießen. Ein Dritter hat sein Mädchen auf dem Schooße und fährt ohne Schlittenlenkung pfeilschnell die Bahn hinab. Unterwegs verliert sie ihr Kopftuch und die Locken flattern im Winde. Lächelnd sieht sie ihren Geliebten an und dieser schlingt heroisch seinen Arm um ihren schlanken Leib, verliert aber in demselben Augenblicke das Gleichgewicht und der poetische Exceß endet damit, daß Beide zum großen Ergötzen der Zuschauer Gelegenheit bekommen, ihre Gefühle in der nächsten Schneewehe abzukühlen. Bald darauf erscheint eine muthige Amazone mit einem Schlitten, lenkt ihn selbst und fährt unter Hurrah die lange Bahn hinab. Dieser folgt ein Schlitten voll Gassenjungen, welche durch Schreien, Schellen, Klingen und Pfeifen so viel Lärm als möglich machen und bald darauf zum allgemeinen Gelächter das Parterre küssen. Dieses Vergnügen wiederholt sich während des Winters fast täglich und läßt auch im hochnordischen Kola die Erde nicht zum Jammerthale werden.

Der Name Kola wird von verschiedenen Forschern aus dem Finnischen, von anderen aus dem Ostjakischen, wieder von anderen aus dem Altkarelischen hergeleitet, doch dürfte der finnische Ursprung wohl der wahrscheinlichste sein, da in alten Zeiten an der Küste von Kandalax bis Ponoi Finnen gewohnt haben, wenn auch jetzt ihre Zahl eine geringe ist. Dagegen waren wohl zu allen Zeiten die Küsten des nördlichen Eismeeres von Lappen bewohnt. In Kola ließ Peter der Große von Rußland ein Blockhaus mit Thurm bauen, und dieses hölzerne Gebäude mit noch einer Anzahl hölzerner Stadthäuser forderte die Courage der Engländer 1809 und 1854 dergestalt heraus, daß sie in beiden Jahren Kola mit einer Kriegsflotte heimsuchten und abbrannten! Da jedoch



Strandpartie bei Pääjärvi in Russisch-Karelen.

die beiden bedeutenden Flüsse Kola und Tulom, an deren Oberlauf schöne Kieferwälder prangen, Holz genug herbeiflößen, so ersteht nach und nach eine neue hölzerne Stadt, welche sich bald wieder erholen würde, wenn sie nicht so weit von den Fischereiplätzen läge und Rußland etwas für den Platz thun möchte. Wie es in dieser Hinsicht mit Kola steht, zeigt schon der Umstand, daß es keine Postverbindung hat, weder mit Rußland noch mit dem Auslande. Wenn daher ein Kolaer Kaufmann an einen Geschäftsfreund in dem nahen Norwegisch-Lappland schreibt, so muß der Brief über Archangel, Stockholm und Christiania, d. h. im ganzen nördlichen Europa herumgeschickt werden, ehe er wieder in die Nähe von Kola gelangt. Die Kolenser können daher nur auf Privatwegen mit ihren auswärtigen Geschäftsfreunden correspondiren, und diese Privatwege sind meist sehr unsicher.

Nicht besser geht es den Kolensern, wenn sie Briefe und Waaren aus ihrer Kreisstadt Archangel beziehen müssen: vier Monate müssen sie sich in Geduld fassen, und überhaupt noch froh sein, wenn sie Geldbriefe und Werthsachen richtig bekommen, weil die Post nur bis Kem geht und dort Alles, was nach Kola gehört, einer Privatbestellungsgelegenheit übergiebt. Keiner weiß daher, wann diese Privatpost kommt, noch wann sie geht, denn sie lebt Jedem zu Gefallen und wartet bei jedem Einzelnen, bis er seine Briefe geschrieben, seine Packete fertig gemacht hat. Ist der Steuerbeamte, welcher die nach Kola gehenden Sachen revidirt, bei Ankunft der Privatpost zufällig abwesend, so muß er erst durch einen Expressen auf Kosten des Empfängers herbeigeholt werden. Ist aber für Jemanden in Kola ein Geldbrief nach Kem gekommen, so muß der Kolenser denselben durch einen besonders Bevollmächtigten von Kem holen lassen. Noch viel verwunderlicher ist es, daß die Post Kandalax passirt, aber keine Verbindung mit Kola, oder den östlich davon liegenden Fischer- und Lappenstationen bis Ponoi hat. Eben so müssen die wichtigsten Handelsartikel, wie Salz, Zucker und dergleichen, erst nach Archangel gehen, um dort verzollt zu

werden, ehe der Kolaer Kaufmann sie weiter verwerthen kann.

Die Bemittelten in Russisch-Lappland haben fast Alle dieselben häuslichen Einrichtungen, als: ein großes helles Gastzimmer mit dem gewöhnlichen Meubelment, mehreren Spiegeln und hübschen Heiligenbildern, aber kein Sopha. Die Gastfreiheit herrscht in jedem von diesen Häusern, und Kaffee, Thee und Wein wird dem Besucher bald vorgesetzt, aber nicht von der Hausfrau. Ebenso öffnet nicht der Wirth die Weinflaschen und schenkt in die Gläser, sondern das müssen die Gäste thun. Der Mittagstisch in Karelen besteht in der Regel in Hühnersuppe mit Hühnerfleisch, einer mit eingebackenem Ei versehenen Eier- und Mehlspeise, Hühnerfricasse, Fleischfricandos, Backwerk mit einem Glase Milch. Darauf erscheint Kaffee und mit demselben die Hausfrau im größten Glanze.

An diese Küche und Einrichtung hat sich der in Kola ansässige Arzt Dr. Lauterstein, ein Deutscher, ebenso gewöhnt wie die Russen.

Kola hat drei Kirchen, von denen die eine so flach liegt, daß man nur bei Ebbezeit mit trocknem Fuße aus der Stadt zur Kirche kommen kann, zur Fluthzeit aber sich eines Kahnes bedienen muß. Da der Gottesdienst sehr lang ist, so muß man abwechselnd beide Beförderungsmittel benutzen. An sogenanntem Gottesdienste fehlt es nicht, denn es ist früh drei Uhr, sechs Uhr, neun Uhr und Nachmittag sechs Uhr Kirche. Die Besucher bestehen meistens aus alten Leuten beiderlei Geschlechts, haben aber in der Regel nicht nöthig, sich in der Kirche sehr zu drücken, was der Gesundheit sehr zuträglich sein soll, da die Kirche jederzeit, auch in der größten Julihitze, sehr stark geheizt wird. Sitze giebt es nicht, es müssen vielmehr die Kirchenbesucher stehen und zwar die Männer auf der rechten, die Weiber auf der linken Seite. Wie dies mit der biblischen Anschauung, daß die Böcke zur Linken und die Schafe zur Rechten stehen, sollen, stimmt, ist schwer zu errathen.

In den russischen Kirchen werden unzählige Wachskerzen verbrannt, weil vor allen Heiligenbildern so viele aufgesteckt werden, als eben Platz haben.

Wenn die rechtgläubigen Kareler in die Kirche kommen, verbeugen sie sich und berühren mit drei Fingern Stirn, Brust, rechte und linke Schulter, wobei sie sich bald nach Ost, bald nach West wenden. Dann gehen sie zum kirchlichen Wachskerzenhändler, welcher Jedem für einige Kopeken eine kleine Kerze verkauft. Der Gläubige zündet diese Kerze an und stellt sie vor seinem Schutzheiligen hin, wobei er sich wieder bekreuzt und verbeugt und, wie es scheint, das Götzenbild als lebenden Gott betrachtet.

Der „Gottesdienst" besteht erstlich in Absingung einer höchst einförmigen Litanei, wobei der Schlußreim: „Herr erbarme Dich unser!" besonders laut ausgestoßen wird. Während dieses Gesanges geht der Pope im bunten Ueberwurf mit dem Rauchfasse in der Kirche herum, schwingt es vor den Heiligenbildern und beräuchert dann auch die andächtige Gemeinde.

In der doppelten Hitze im Sommer halten Viele den beschwerlichen Rauch nicht aus und müssen die Kirche verlassen, um außen frische Luft zu schöpfen. Die Starknervigen aber bleiben während des ganzen Dienstes in der Kirche, verneigen und bekreuzen sich fortwährend, nehmen dabei ehrfurchtsvolle Mienen an und zeigen sich in ernsteren Gesichtern, während Andere unachtsam und gleichgültig drein sehen. Die Frauen pflegen in der Regel auf dem Fußboden zu knien und bei jeder Verneigung mit der Stirn den Fußboden zu berühren. Damit sie sich und die Kleider bei diesen Verbeugungen nicht beschmutzen, breiten sie ein Tuch auf den Boden, knien und neigen die Stirn auf dasselbe. Andere, welche keine Tücher zur Unterlage haben, müssen auf den blanken Steinen knien und dieselben mit der Stirn berühren.

Fremde, welche russische Kirchen besuchen, bewundern die Fertigkeit der Russen im Verbeugen vor Gott und Menschen.

Diese zur Hauptsache in der russischen Kirche gewordenen Ceremonien lassen dem Popen wenig Zeit für eine Predigt. Deshalb zieht er am Schlusse der sogenannten Hochmesse ein dickes gedrucktes Buch in slavonischer Sprache, welche bei allen gottesdienstlichen Handlungen gebraucht wird, hervor und liest eine kurze Predigt ab, von welcher aber Niemand etwas versteht, weil eben, außer den Popen, Niemand die altslavonische Sprache lernt.

Nach den Gottesdiensten folgen Taufen, wofür zwei Taufsteine vorhanden sind, ein kleinerer in Form einer großen Terrine, worin die kleinen Kinder durch Untertauchen getauft werden, und ein sehr großer, worin die Erwachsenen getauft werden, wenn es nicht angeht, daß die Taufe im Flusse, wie gewöhnlich, stattfinden kann.

Dr. Mehwald.

Unsere heutige Kenntniß der Uranfänge des Menschengeschlechtes.

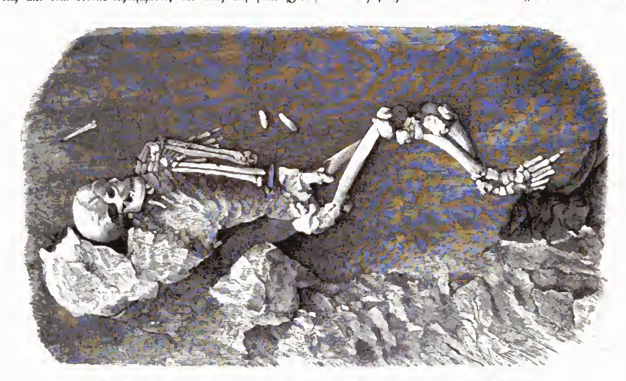
Von **Dr. med. H. Obst.**

II.

Der Engisschädel sowie der Neanderthaler haben zu sehr entgegengesetzten Meinungen Veranlassung gegeben. Diese sich oft so sehr widersprechenden Urtheile finden nun eine directe Erklärung in Bezug auf den Neanderthalschädel in einer neuerdings gemachten Entdeckung, wodurch auch indirect die Zweifel über den Engisschädel beseitigt werden. Dann lag ein nicht zu erklärender Widerspruch darin, daß der Engisschädel bei seinem unzweifelhaft festgestellten höhern Alter so entschieden die Spuren des kaukasischen Typus an sich trug, also in einem Stadium von schon hoher Entwickelung sich befand, während der Schädel aus dem Neanderthal, aus viel jüngerer Zeit stammend, doch weit hinter der Vollendung des erstern zurückstehend, sich mehr der Thierähnlichkeit näherte, so wird derselbe dadurch gelöst, daß sich ergeben hat, daß der Neanderthalschädel nicht normal, sondern das Product krankhafter Verhältnisse ist. Es hat sich nämlich gezeigt, wie Professor Virchow in einer Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin am 27. April dieses Jahres mittheilt, daß der Schädel die evidenten Spuren rhachitischer Störungen an sich trage. Virchow fand bei seiner Untersuchung desselben außer den schon von Schaaffhausen beschriebenen Merkmalen traumatischer Einwirkungen eine große

Knochennarbe am Hinterkopfe, ferner eine sehr charakteristische sterile Atrophie der Scheitelbeinhöcker und eine innere Hyperostase der Schädelknochen. Er bestätigte ferner die schon durch Meyer erwähnte Krümmung der Extremitätenknochen, welche in der That an rhachitische Störungen erinnert, sowie die Zeichen ausgedehnter Gelenkaffectionen, welche bestimmt der Arthritis chronica deformans zuzuschreiben sind. Es handelt sich demnach um einen ganz augenscheinlichen pathologischen Fund, der nur einen individuellen Werth hat, dafür aber für Racenbestimmungen höchst untauglich wird und keineswegs Schlüsse auf die damalige Entwickelung der Menschen jener Gegenden zuläßt. Wie eine Hemmungsbildung, z. B. die Mikrocephalie, die heutigen Tages noch vorkommt, uns einen Zustand unseres Geschlechtes aus frühesten Zeiten vorführt, aber deshalb ganz unbrauchbar für eine Bestimmung der gegenwärtigen Zustände des Menschengeschlechtes wird, so verhält es sich ähnlich mit dem Neanderthalschädel, der auch auf seine Zeit keine Anwendung finden kann, und daher konnte es kommen, daß ein Schädel aus bedeutend früherer Zeit doch eine viel höhere Entwickelung zeigen konnte.

Neuerdings haben sich nach dem Neanderthalschädel verschiedene analoge gefunden. Außer den in Kopenhagen befindlichen ist in der Plenarversammlung der Wiener anthropologischen Gesellschaft am 12. December 1871 ein höchst merkwürdiger Fund vorgelegt. Die „Mittheilungen" der Gesellschaft berichten in ihrer ersten Nummer von diesem Jahre kurz wie folgt: Herr von Heuer legte einen sehr schön gearbeiteten Steinhammer, dann Theile eines menschlichen Skelettes vor, welche Herr Johann Fitz, Director der Miröschauer Steinkohlengesellschaft in Rokytzan (Böhmen), an die k. k. geologische Reichsanstalt zur Untersuchung eingesendet hatte. Das höchste Interesse unter diesen Gegenständen erregte das Fragment eines Schädels mit dem Stirnbein und dem obern Theile der Augenhöhlen. Die außerordentlich flache und niedere Stirn desselben erinnert beim



Das Skelett aus der Rothen Höhle bei Mentone. Nach einer Photographie von Ansossi.

ersten Anblick sofort an den Neanderthalschädel. Die Fundstelle der gedachten Gegenstände befindet sich bei Brüx in Böhmen, 3 Fuß über der Braunkohle. Die Ackerkrume beträgt an dieser Stelle 2 Fuß, und dann kam Diluvialsand, in welchem bei $^1/_2$ Fuß Tiefe zunächst die prächtig gearbeitete Steinaxt gefunden wurde, und dann 2 Fuß darunter erst das Gerippe, welches mit dem Kopfe in der angegebenen Tiefe, mit den Füßen jedoch noch tiefer lag.

Außerdem wurde in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft am 10. Februar 1871 ein Brief eines Herrn Kaufmann verlesen, in welchem derselbe über die Aufdeckung einiger Steindenkmäler in der Umgegend von Danzig berichtete, in welchen Skelette in sitzender Stellung enthalten waren. In einem derselben soll sich ein dem Neanderthaler sehr ähnlicher Schädel befunden haben. Nähere Nachrichten, namentlich über die Bildung des Schädels, sind noch abzuwarten.

Sehen wir nun zu, welche vorhistorischen Schätze uns der deutsche Boden in der jüngsten Zeit noch gespendet hat. Da ist zunächst der Menschenschädel von Dömitz an der Elbe zu nennen. Es berichtet darüber der um die Vorgeschichte Mecklenburgs so hochverdiente Geheime Archivrath Lisch in Schwerin Folgendes: Bei Gelegenheit des Brunnensenkens behufs der Fundamentirung eines Fluthpfeilers für die Eisenbahnbrücke über die Elbe ward in der Tiefe ein merkwürdiger Menschenschädel gefunden. Der Pfeiler steht in der Nähe eines alten verlassenen Stromarmes, der nur bei höherm Wasserstande noch Wasser führt. Einige Fuß unter der Oberfläche fand sich eine nicht mächtige Kleischicht, welche offenbar von Elbschlick herrührt. Unter dieser Schlammschicht liegt Sand, welcher von kleinen Stückchen Kohle und mit Schichten von Torf durchsetzt ist. In diesem Sande ward der Schädel gefunden; er ist 28 Fuß rheinländisch unter der Oberfläche und ungefähr 20 Fuß rheinländisch unter dem niedrigsten bei Dömitz beobachteten Wasserstande der Elbe ausgebaggert. Es ist freilich bei Baggerarbeiten die Tiefe, in der ein kleiner rundlicher Gegenstand seine Lagerstelle hatte, nicht immer sicher anzugeben, da der Boden im Bag-

gerbeutel hervorgeholt wird, es also wohl möglich ist, daß ein derartiger Gegenstand oft lange Zeit vom Bagger bei Seite geschoben wird und später oder nach und nach beim Baggern tiefer sinkt und so recht wohl viele Fuß tiefer aufgefunden werden kann, als er vor Beginn der Baggerarbeit gelagert war. Jedoch wird der Schädel immerhin in großer Tiefe gelagert gewesen sein.

Von Bedeutung für die Beurtheilung des Schädels ist die Erkenntniß des Erdreiches, aus welchem die Lagerstelle besteht.

Der Sand ist Kieselsand von der Art des Sandes des Meeresufers. In demselben finden sich ganz kleine Stückchen Kohle, d. h. Braunkohle, welche sich jedoch während des Baggerns in der Tiefe leicht unter den Sand mischen konnte. Das ganze Sandlager ist ohne Zweifel ein Diluvialgebilde und kein Alluvialgebilde durch die Elbe.

Der sogenannte Torf liegt, nach der Angabe des Baumeisters, tief und fest, in Schichten gesondert. Es war jedoch von vornherein daran zu zweifeln, daß so tief im Diluvialgebilde Schichten von comprimirtem Torf liegen sollten. Bei unserer Untersuchung ergab sich denn auch, daß diese Schichten nicht Torf, sondern Braunkohle waren, welche leicht mit dem eine Meile von Dömitz entfernten großen Braunkohlenlager zu Malliß oder Bockup in Verbindung stehen können.

In Bezug auf die Verhältnisse des Schädels selbst machte unter Vorzeigung desselben Professor Virchow in der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Berlin am 10. Februar dieses Jahres folgende Mittheilungen. Der Schädel ist mit Ausnahme des linken Oberkieferrandes und der inneren Theile der Augenhöhlen vortrefflich erhalten, nur fehlt leider der Unterkiefer. Er trägt vollständig den Charakter eines uralten Torfschädels an sich und kann als ein Muster dieser Art von Schädeln hingestellt werden. Er hat jene dunkelbraune, fast schwarzbraune Farbe, jenes dichte, glänzende Aussehen, jene Festigkeit und Schwere, welche einen nahezu fossilen Zustand anzeigen. Die starke Abschleifung der Zähne, wie die mächtige Entwickelung aller Knochenabschnitte bezeichnen einen ältern Mann. Die starken und ausgedehnten Knochenvorsprünge für den Ansatz der Muskeln deuten zugleich auf große Stärke und Wildheit hin. Am Hinterhaupte ist die sogenannte Linea nuchae superior sehr stark abgesetzt und die ganze Fläche der Schuppe unterhalb durch zahlreiche längliche Gruben uneben. Wir übergehen die Masse der einzelnen Theile, welche nur bei einer Vergleichung mit anderen Schädelmassen von Interesse sein können, versichern müssen wir aber, daß die Jochbogen, obwohl nur mäßig ausgelegt und auf der Fläche stark gebogen, abstehend sind. Der Charakter der Wildheit wird sehr verstärkt durch einen leichten Prognathismus der oberen Alveolarfortsätze, durch einen kolossalen Knochenwulst über der Nasenwurzel und durch eine stark zurückgelegte, fast ganz flache Stirn, deren Glabella gegen die Horizontallinie fast einen Winkel von 45 Grad macht. Die Augenhöhlen sind breit und groß, die Supraorbitalränder dick und stark überragend, die Incisur fast ganz verstrichen. Die Nasenwurzel von mäßiger Breite, etwas tief liegend, der Nasenrücken schmal, die ganze Nase auffällig niedrig (kurz).

Mit diesen Charakteren harmonirt die verhältnißmäßig geringe Capacität des Schädelraumes, welche einigermaßen überraschend ist gegenüber dem Eindruck der Größe, welchen der Schädel macht. Es erklärt sich dieser Umstand wohl hauptsächlich durch die Depression der Stirn, da fast alle Maße verhältnißmäßig große sind. Die allgemeine Schädelform ist die eines mäßigen Brachycephalos, der sich der von Virchow als trachacephalisch bezeichneten Varietät anschließt.

Noch hätten wir auf deutscher Erde eines jüngst bei Gauernitz, einem Dorfe des Meißener Kreises unweit Dresden, gemachten Fundes vorgeschichtlicher Reste des Menschen in Kürze zu gedenken. Am erwähnten Orte fanden nämlich Arbeiter beim Abgraben einer Böschung verschiedene Menschenknochen. Unter den stark verwitterten Knochenresten, welche beim Herausnehmen aus der Erde meistens zerfielen, gelang es, die Stücke zweier ziemlich gut erhaltener Schädel zu erlangen, sowie ein Stück Oberschenkel und Becken. Sämmtliche Skelette, mehr als zwanzig, sollen sich in einer drei Ellen starken Schicht von Diluvialsand gefunden haben und lagen mit dem Gesichte nach Sonnenaufgang gerichtet. Die Abwesenheit aller sonstigen Geräthe, außer einer undurchsichtigen Perle und eines rohgearbeiteten Thongefäßes, veranlaßten zu der Vermuthung, daß diese Menschenreste der jüngern Steinzeit angehört haben. Später wurden auch in demselben Gräberfelde noch einige Knochenreste und einige rohe Feuersteinwerkzeuge, die jedoch sämmtlich zu ungenügend waren, um daraus bestimmte Schlüsse über das Alter der einst hier lebenden Menschen zu ziehen, gefunden.

Weiter südlich gehend haben wir des interessanten Fundes in der Bytschiskalahöhle bei Adamsthal in Mähren zu gedenken. Es schreibt darüber Dr. H. Wankel an die anthropologische Gesellschaft in Wien: „Das Vorkommen von Menschenknochen in dieser Höhle ist ein dreifaches, und zwar: in dem in Seitenstrecken abgelagerten Sande, dann in der obersten und zuletzt in der untersten Schicht der die Eingangshalle der Grotte ausfüllenden Ablagerungen."

In Betreff des erstern läßt sich Nachstehendes bemerken: An mehreren Stellen der Höhle, vorzugsweise dort, wo eine 15 bis 20 Klafter lange Strecke nach Südost abbiegt, der eine kleine gegenüber liegende nach Nordwest laufende 3 bis 4 Klafter lange capellenartige Halle entspricht, befindet sich eine 5 bis 6 Schuh mächtige Ablagerung eines feinen alluvialen Sandes. In demselben wurden $2^1/_2$ Fuß tief mehrere Menschenskelette gefunden, die, der Lage der Knochen nach zu urtheilen, darauf hindeuteten, daß die Menschen, denen sie angehörten, dort begraben wurden. Die Knochen sind durch Unkenntniß und Unverstand fast alle zu Grunde gegangen, so daß nichts Näheres darüber hat erwiesen werden können. Außerdem sollen noch Topfscherben und zahlreiche kleine Silbermünzen ohne wahrnehmbare Prägung gefunden worden sein.

Unter dieser Sandmasse, in welcher noch dendritenfreie Knochenfragmente von Hirsch, Reh, Schaf, Wolf oder Hund rc. vorkamen, liegt ein Grauwackengeschiebe, vermischt mit vielen Knochen der soeben genannten Säuger sowie des Pferdes und mit Fragmenten von Pachydermenknochen u. s. w. Diese sind oft durch Travertin an einander oder an Grauwacke angekittet und nicht selten von einer Tropfsteinhülle eingeschlossen. Spuren einer menschlichen Thätigkeit zeigten sich nicht, doch sprechen verschiedene Umstände dafür, daß diese Thierreste durch Menschenhände in die Grotte gelangt seien.

Ganz anders verhält sich dagegen die Höhlenausfüllung an der Eingangshalle der Grotte, indem man in einer Tiefe von $1^1/_2$ bis 2 Klaftern unmittelbar auf die felsige Sohle der Grotte gelangte. Die oberste Schicht bildet ein 2 bis 3 Schuh mächtiges Lager Schotter mit scharfkantigen Kalktrümmern, sandigem Lehm, Knochen von Wiederkäuern und hier und da Menschenknochen. Auch fanden sich zerstreut bald größere, bald kleinere Partien feiner Holzkohle, die offenbar von einzelnen Feuerherden herrühren. Auf diese Aufschüttung folgte durch den ganzen Raum der Vorhalle ausgebreitet eine 4 bis 6 Zoll dicke Lage eines weißen, bröcklichen, zerreiblichen, locker zusammenhängenden kohlensauren Kalkes, der einem gelöschten Aetzkalke vollkommen ähnlich

sieht, welche kalkige Lage mit der unmittelbar unter derselben liegenden 5 bis 6 Zoll mächtigen feinen Holzkohlenschicht in sehr nahem genetischen Zusammenhange stehen muß, da an vielen Stellen die Kohle in den Kalk und der Kalk in die Kohlenschicht eingedrungen erscheint. Unmittelbar auf dieser Kalk- und unter der Kohlenschicht fanden sich wiederum Menschenknochen.

Auf diese Schicht folgt eine 5 bis 6 Fuß mächtige Ablagerung eines sandigen Lehmes mit Grauwackengeschiebe und Kalktrümmern, welche Ablagerung jedoch einen ganz andern Charakter als den der Lage nach ihr entsprechende in der Mitte der Grotte sich ausbreitende diluviale Anschwemmung trägt.

Die Beschaffenheit der in dieser untersten Schicht der Eingangshalle gefundenen Menschenknochen deutet auffallend auf ein viel höheres Alter als die in den oberen Schichten gelegenen; sie sind dunkelbraun und mit Dendriten bedeckt, sie bestehen in einem Unterkieferfragment, einem Lendenwirbel und einer Fibula, alle ziemlich wohl erhalten und neben den Knochen von Wiederkäuern und von Ursus spelaeus gelagert.

Endlich haben wir noch zum Schluß einen Fund zu verzeichnen, der im April dieses Jahres bei Mentone in einer ungefähr 70 Meter über dem Meere gelegenen Grotte der „Rothen Felsen" zugleich mit verschiedenen Geräthen aus Stein und Knochen unter einer mehrere Meter hohen Erdschicht durch den Dr. Rivière gemacht worden ist. Ein Brief von A. Ternante giebt darüber nähern Aufschluß, wir lassen ihn hier in der Uebersetzung folgen:

„Mentone, 20. April 1872. Ich war auf einem Ausfluge in die Umgebung von Mentone begriffen, als der Zufall und der den Künstlern eigene Spürsinn mich in die Felsen der Grottes-Rouges gerathen ließen. Ein Regen überraschte mich, und das einzige Obdach, das sich mir darbot, um mich trocken zu erhalten, war der Eingang einer jener Grotten, die, beiläufig erwähnt, von weitem viel interessanter schien, als sie in der Nähe war. Ich wurde jedoch für die Mühe und die Anstrengungen, die mich das Eindringen in die 60 bis 80 Meter über dem Niveau des See befindliche Höhle gekostet, reichlich entschädigt. Sie können sich das Erstaunen denken, welches mich überkam, als ich wahrnahm, was sich meinen Blicken darbot.

Ich erblickte nämlich einen Mann vor einem ungeheuern Skelette kauernd, der so in die Betrachtung desselben versunken war, daß er meine Anwesenheit gar nicht bemerkt hatte. Ich war deshalb genöthigt, mich dem, der mir der Herr dieser eigenthümlichen Behausung zu sein schien, selbst vorzustellen; wir wurden auf der Stelle mit einander bekannt. Ich befand mich vor dem gelehrten Dr. Rivière, der mir mittheilte, daß ich gerade zu einer der merkwürdigsten Entdeckungen komme, zu der des Skelettes eines Troglodyten! Ich vernahm ferner von ihm, daß er von der französischen Regierung mit einer wissenschaftlichen Reise behufs des Studiums der paläontologischen Naturgeschichte Liguriens beauftragt worden sei.

Nachdem Herr Dr. Rivière in den benachbarten Steinbrüchen eine ungeheure Menge fossiler Knochen, Zähne und Hörner von Bären, Riesenhirschen, Rhinoceronten, Hyänen und anderen Vierfüßern, die er an die Staatsmuseen gesendet, entdeckt hatte, so hatte er sich in der letzten Zeit mit der Durchsuchung der Höhlen beschäftigt.

Das Skelett, das soeben von ihm entdeckt worden war, befand sich, auf dem Rücken liegend, unter einer Erdschicht von mehreren Metern, und war in merkwürdig gut erhaltenem Zustande, was um so größeres Erstaunen erregen muß, wenn man bedenkt, daß es, wie sehr es auch im Augenblick unmöglich sein mag, sein Alter mit Genauigkeit zu ermitteln, doch jedenfalls in die vorgeschichtliche Zeit zu versetzen ist. Die Untersuchung der Erde, in welcher es gefunden worden ist, wird wahrscheinlich Auskunft darüber geben. Um das Skelett herum hat man eine Menge von Feuersteinwerkzeugen aus der Steinzeit entdeckt: Striegeln, Spitzen und Hacken sowie Pfriemen aus Knochen, deren eigenthümliche Bearbeitung durch Reiben bewerkstelligt sein muß. Die Entdeckung dieser Merkwürdigkeit hat hier so viel Aufsehen erregt, daß die italienische Regierung, auf deren Gebiete sie geschehen ist, die Wegführung der entdeckten Gegenstände verboten und bewaffnete Zollwächter aufgestellt hat, um den kostbaren Fund zu hüten und dessen Wegführung zu verhindern.

Dies sind die Notizen, die ich habe sammeln können, und die ich Ihnen mit einer Photographie und einer Skizze sende. Die Skizze, welche nach der Natur gemacht ist, stellt die innere Ansicht der Grotte im Augenblicke der Entdeckung dar. Was die photographische Aufnahme anlangt, so kann ich deren vollkommene Genauigkeit verbürgen; sie ist an Ort und Stelle von Herrn Anfossi aus Mentone gemacht worden, den Herr Dr. Rivière mit der photographischen Darstellung von mehr als 2000 in seinen verschiedenen Nachgrabungen gefundenen Gegenständen beauftragt hat.

A. Ternante."

Ueber dieses Skelett hat denn auch Quatrefages der französischen Akademie Bericht erstattet. Er sagt: Das Skelett lag auf der linken Seite und zwar in der Stellung eines Schlafenden, der plötzlich vom Tode überrascht wird. Abgesehen von einigen durch Druck verursachten Verletzungen und Verschiebungen hat das Skelett seine Form bewahrt. Der Kopf besitzt die Merkmale eines Dolichocephalen (Langkopfes) und läßt nichts Auffallendes erkennen, als etwa die kräftige Entwickelung des Unterkiefers. Interessant ist es, daß dieser vorsündfluthliche Mensch einen Gesichtswinkel von 80 Grad, also ein wahrhaft classisches Profil zu besitzen scheint. Auch im übrigen Skelettbau läßt sich kein Merkmal nachweisen, welches den Höhlenbewohner von Mentone dem Affen näherte, dagegen besitzen die menschlichen Schädel und Knochen, welche vor einigen Jahren in der Höhle Cro Magnon im Departement de la Dordogne ausgegraben wurden und ebenfalls der ältern Steinzeit angehören, die größte Aehnlichkeit mit den neuaufgefundenen. Man weiß aus diesen Funden nun, daß Süd-Frankreich während der ältern Steinzeit, also in einer Periode, wo noch die großen Höhlenraubthiere, Mammuth, Rhinoceros und Renthiere Europa bevölkerten, von einer ungemein starken, hochgewachsenen Menschenrace bewohnt war, welche mit keiner der jetzt existirenden übereinstimmt. Aus der wichtigen Entdeckung Rivière's scheint hervorzugehen, daß die Race des Perigord auch am Ufer des Mittelmeeres hauste. —

Zunächst haben wir ergänzend hierzu zu bemerken, daß durch diplomatische Verhandlungen, nachdem die italienische Regierung die Auslieferung lange verweigert hat, dieselbe aber doch schließlich herbeigeführt worden ist, und so wandert denn dieser interessante Fund an die französische Academie des Sciences in Paris.

Da der Berichterstatter durchaus kein Sachkenner ist, so muß man nähere Aufschlüsse noch abwarten. So viel kann man aber schon jetzt voraussehen, daß dieser Mensch aus der Steinzeit, denn in diese Zeit müssen wir ihn nach allen Angaben Ternante's versetzen, eine höchst wichtige Entdeckung ist, zumal da die Reste, wie man aus der Abbildung (S. 168) ersehen kann, so vortrefflich erhalten sind.

Dies wären die neuesten anthropopaläontologischen Funde, wenn auch nicht alle, so doch die wichtigsten und interessantesten. Daß dabei wohl noch hier und da manche Zweifel

wach gerufen werden, wird man natürlich finden, wenn man die Schwierigkeiten und die Neuheit der Wissenschaft berücksichtigt, aber immer mehr klären sich die Verhältnisse ab, und was man vor noch nicht so langer Zeit als Täuschung oder als Gebilde einer allzu lebhaften Phantasie hinzustellen beliebte und Auge und Ohr gegen laut redende Thatsachen absichtlich verschloß, das kann man jetzt nicht mehr leugnen, wo mit jedem Tage neue Funde unanfechtbar von der Wirklichkeit einer Existenz des Menschen wenigstens schon in der zweiten Continentalperiode, wie sie Lyell nennt, erzählen.

Zur Kennzeichnung der Zustände in Tunis.

Ein tunisischer Prinz als Rebell.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

II.

Glänzend soll der Empfang gewesen sein, welchen die Insurgenten dem Prinzen bereiteten. Man erzählt sich, der angesehenste Häuptling habe ihn vor ein Zelt geführt und ihm gesagt: „Dieses Zelt ist das kostbare Geschenk, das wir unserm erwählten Oberhaupt und Fürsten, das heißt Dir zum Willkommen darbringen.“ Sidi el Adel wunderte sich, daß man ein Zelt, das noch dazu ein ganz gewöhnliches war, ein „kostbares Geschenk“ nenne. Aber er hörte auf sich zu wundern, als er den Versuch machte, hineinzugehen. Letzteres war ihm zwar unmöglich, denn das Zelt war von unten bis oben gestopft voll, aber womit war es angefüllt? Mit lauter harten Thalern. Wenigstens eine Million! So die Berichte der Araber. Der Leser wird wissen, was er davon glauben kann, wenn ich ihm sage, daß ein alter Soldat Abd el Kadir's mir eines Tages versicherte, der Emir habe ein ganzes Zimmer voll Goldstücke besessen. Ein anderes Beispiel. Ein junger Beduine, Sohn eines freilich reichen, aber keineswegs millionären Häuptlings der algierischen Sahara, erzählte mir einmal, sein Vater besitze eine Cisterne, die statt mit Wasser von oben bis unten mit Duros (spanischen Thalern) angefüllt sei. Das Zelt voll Thalern ist eine sehr beliebte arabische Uebertreibung.

Jedoch, abgesehen von der Uebertreibung in Bezug auf das mit harten Thalern angefüllte Zelt und von dem wahrscheinlichen Mangel an irgend welchen baaren Mitteln, folglich der gänzlichen Nichtigkeit der Geldgeschenke an den künftigen Fürsten, der Prinz wurde von den Rebellen sehr gut und sehr ehrenvoll empfangen. Wohl war es ganz gegen seine ursprüngliche Absicht, sich an deren Spitze zu stellen, aber jetzt blieb ihm nichts Anderes übrig.

Sidi el Adel Bey war zu klug, um auch nur einen Augenblick ans Gelingen der Empörung zu glauben. Er wußte, welches elende Ende alle früheren Schilderhebungen genommen hatten. Die Rebellion von 1864 war imposant und mächtig aufgetreten, sie vereinigte wirklich die Mehrzahl der kriegerischen Stämme der Regentschaft, und dennoch hatte sie der schlauen Diplomatie des tunisischen ersten Ministers unterliegen müssen. Die Schilderhebung von 1867 dagegen war Kinderspiel im Vergleich mit jener. Sidi el Adel zählte die Reiter und Schützen, die er gegen die Regierungstruppen führen konnte, und fand ihre Zahl sehr gering. Es waren eigentlich nur zwei Stämme, über die er gebieten konnte, und selbst diese waren nicht vollzählig. Diese Stämme waren zwar gut beritten, aber schlecht mit Feuergewehren versehen, und was sind Reiter gegen einen Artillerie ins Feld führenden Feind? Die Kanonen des Bey von Tunis waren zwar nicht die allerbesten, aber die Rebellen besaßen deren gar keine! Sidi el Adel sah bald ein, daß er gezwungen worden war, sich an die Spitze einer durchaus hoffnungslosen Unternehmung zu stellen, und daß er sich in einem recht unangenehmen Dilemma befand. Der Kampf gegen den Bey und die freiwillige Unterwerfung unter denselben, das waren die beiden Dinge, zwischen denen er zu wählen hatte, beide gleicherweise Verderben drohend.

Indessen der Prinz war jung und leichtblütig, wie ein echter Araber. Ueber die düsteren Betrachtungen, zu denen ihn der Ernst der Lage nöthigte, setzte er sich mit kühnem Galgenhumor hinweg. Es giebt ein türkisches Sprüchwort: „Entweder in die Wüste oder an den Galgen.“ „An den Galgen“ konnte es gehen, das wußte Sidi el Adel Bey. Aber er tröstete sich mit dem Gedanken, daß es vielleicht nur „in die Wüste“ gehen werde. Leichtlebig wie er war, genoß er den Augenblick. „Wein und Braten kommen zuerst, Rechnung und Zahlung kommen erst später,“ so dachte er nach einem andern türkischen Sprüchwort und genoß einstweilen „Wein und Braten“, unbekümmert um „Rechnung und Zahlung“, die ja erst später nachfolgen sollten.

Der Augenblick bot ihm allerdings herrliche Freuden dar. Eine derselben war seine mit Pomp gefeierte Vermählung mit der Tochter des angesehensten Häuptlings der Rebellen. Das ist stets die Art der nordafrikanischen Landaraber, wenn sie einen Fürsten zu Gast haben, ihm ihre Töchter aufzuschwatzen. Gewöhnlich freilich können sie dies nicht wagen. Ein selbständiger Fürst würde einen solchen Antrag mit Schimpf zurückweisen. Denn die hiesigen Landaraber sind nicht „edlen Blutes“, wie die Beduinen Arabiens und Syriens. Einer der letzteren würde die Ehe mit einem Fürsten, und sei er auch der mächtigste, gar nicht für wünschenswerth ansehen, denn die heutigen orientalischen Fürsten sind Plebejer im Vergleich mit den stammesstolzen Beduinen Arabiens und Syriens, nicht aber im Vergleich mit denen Nordafrikas, deren reine arabische Abstammung nur selten nachweisbar ist. Der Prinz beging also eigentlich einen Standesfehler. Aber er mußte ihn begehen, um den Stämmen zu gefallen. Was ihn tröstete, war der Umstand, daß das Mädchen von den Arabern, die sie Alle gesehen hatten, denn die Landfrauen gehen nicht verschleiert, als ein Ausbund von Schönheit geschildert wurde.

Sidi el Adel war für weibliche Schönheit im höchsten Grade empfänglich. Als ihm Sira, so hieß die junge Araberin, zugeführt wurde, ward er aufs Leidenschaftlichste hingerissen. Er glaubte in den Himmel des Propheten einzu-

treten. Ein fesselnder Sinnenrausch bemächtigte sich seiner und machte ihn gegen die ganze übrige Welt, ja gegen sein eigenes Schicksal unempfindlich. Wochenlang beschäftigte ihn nur die Geliebte. Wie im Rausch ließ er alle Festlichkeiten, welche die Araber zu seiner Ehre und zur Feier seiner Vermählung veranstalteten, an sich vorübergehen. Er sah ihre Phantasias, ihr Dscherridwerfen zwar an, aber er sah sie wie durch einen Nebelschleier, so sehr waren seine Sinne von der Leidenschaft berauscht. Seine Blicke ruhten auf den arabischen Tänzerinnen, jenen braunen Terpsichoren der Wüste, die ihren Körper wie eine Schlange zu winden und wie ein Vogel zu entfalten verstehen, aber nur die Blicke seiner Augen, nicht die seines Geistes. Sein Geist war bei der Neuvermählten, und es dünkte ihm eine harte Probe, daß die Feste ihn oft Tage lang aus deren unmittelbarer Nähe entfernten, denn der Anstand gestattet nicht, daß Mann und Frau sich zusammen öffentlich zeigen. So viel Zeit aber, als er nur immer konnte, widmete er seiner Braut. Ueberschwengliche Glückseligkeit! Aber leider auch die letzte, die Sidi el Adel in diesem Leben genießen sollte.

Die Stunden, die der Prinz nicht bei seiner Braut zubrachte, mußten sogenannten „wichtigen Geschäften" gewidmet werden. Eins dieser „Geschäfte" war, daß er in Gesellschaft der Stammesältesten Kußkussu aß und nebenbei „Kriegsrath" hielt. Kriegsrath! Dies Wort erschien ihm wie die bitterste Ironie, denn die ganze Berathung legte eben nur zu deutlich an den Tag, wie die beiden Stämme zum Kriege gegen europäische Waffen, wie sie der Bey von Tunis besaß, durchaus untüchtig seien. Die Stammeshäuptlinge freilich sahen das nicht ein, ja konnten es nach ihren hergebrachten Ansichten gar nicht begreifen, denn ein Araber räsonnirt so: „Wenn zwei Feinde auf einander stoßen, von denen einer beritten, der andere zu Fuß ist, so muß doch dem der Vortheil bleiben, der etwas vor dem andern „voraus hat". Nun haben wir die Pferde vor dem Bey „voraus". Darin hatten sie nicht ganz Unrecht. Aber der Bey, obgleich seine Reiterei schlecht war, hatte Kanonen. Bei allen schwachen Völkern, die Krieg führen wollen, gilt es für Verrath, ihnen ihre Schwäche zu beweisen. Sidi el Adel mußte sich also stellen, als nähme er den Kriegsrath ernsthaft auf. Er gab sogar zuweilen seine eigene Meinung kund, und diese war nicht die schlechteste. Da die Stämme nur Reiterei besaßen, so rieth er, den Feind auf einem für diese Waffengattung günstigen Terrain zu erwarten. Man solle ihm gar nicht entgegengehen, sondern abwarten, bis er, selbst die Offensive ergreifend, durch die Gebirgsschluchten in die Wüstensteppe defiliren würde. Hinter den letzten Vorsprüngen der Gebirge möchte man sich versteckt halten, erst die Hälfte des Feindes aus den Bergen in die Ebene vordringen lassen, dann ihm mit einer kräftigen Reitercharge in den Rücken fallen, ihn zersprengen und die noch nicht in die Wüste vorgedrungene andere Hälfte ins Gebirge zurückdrängen.

In diesem Plane war noch die einzige Rettung für die Sache der Rebellen. Wäre er angenommen worden, so hätten sie sich vielleicht eine Zeitlang halten können. Aber die ungestümen Araber fanden ihn zu langsam. Auch konnten sie gar nicht begreifen, was denn der Bey ihren Truppen, die, wie sie sagten, doch die Pferde vor den tunisischen Soldaten „voraus hatten", als Aequivalent gegen diesen Vortheil entgegenstellen könne. Hätte der Prinz ihnen gesagt, „Artillerie und bessere Schießgewehre, als die Eurigen," so würde dies, weit entfernt, sie aufzuklären, nur die Folge gehabt haben, den Prinzen zu verdächtigen. Wer den Arabern von der Ueberlegenheit des Feindes redet, gilt für einen Verräther. Sidi el Adel durfte also die wichtigsten Bestimmungsgründe seines Kriegsplanes nicht einmal zur Geltung bringen.

Der Prinz wurde überstimmt und man beschloß, die beiden Stämme sollten dem Feinde kühn auf dem ebenen Terrain entgegen reiten und ihm eine offene Feldschlacht bieten. So unsinnig dieser Plan auch war, so verfehlte er doch nicht eine gewisse Wirkung hervorzubringen. Er wurde nämlich von den verblendeten Häuptlingen mit solcher Zuversicht vorgetragen, der Sieg schien den kühnen, aber beschränkten Männern so gewiß, daß auch das Volk sich dem Wahne hingab, unbezwinglich zu sein und schon berechnete, was es mit den Truppen des Bey, die man bereits als Gefangenen ansah, und der durch deren Besiegung ihm preisgegebenen Regentschaft machen wolle.

Der Kriegsplan eines arabischen Stammes, wenn überhaupt ein solcher vorkommt, kann niemals Geheimniß bleiben. So drang auch die Kunde von diesem kühnen Angriffsplane bald durch die ganze Regentschaft, aber mit ihm auch die Berichte über die siegesgewisse Haltung der Rebellen. Die Spione, an denen es in Nordafrika zu allen Zeiten und überall Ueberfluß giebt, brachten die Kunde nach Tunis. Natürlich vergrößerten sie und schilderten in übertriebenen Farben, wie es die Art aller arabischen Spione ist. Die Folge davon war, daß die Rebellen für viel mächtiger gehalten wurden, als sie es in Wirklichkeit waren. Die Kunde von ihrer Absicht, eine offene Feldschlacht zu liefern, machte, daß man ganz irre an ihrer Zahl wurde. Man hatte geglaubt, es nur mit zwei Stämmen zu thun zu haben, aber jener Plan schien eine viel bedeutendere Macht zu verrathen. Daher großer Schrecken in Tunis! Unter den Bürgern entstand sogar eine wahre Panik, nachdem ein beliebter öffentlicher Erzähler die große Macht der Empörer und die kleine des Bey in lebhaft übertriebenen Farben geschildert, zum Gegenstand eines feurigen Vortrages gemacht hatte.

Die Tuniser hatten wenig Vertrauen zu den Truppen. Sie ahnten nicht, daß selbst die erbärmliche Artillerie des Bey im Stande sei, die Rebellen in einer Viertelstunde zu Paaren zu treiben. Sie glaubten vielmehr mit Sicherheit an den Sieg der Insurgenten.

Der jähe Schrecken, welcher sich der Bürgerschaft bemächtigt hatte, verfehlte nicht, auch nach oben hin ansteckend zu wirken. Der feige Hof zitterte in seinen Schuhen vor dem Zorne der Rebellen. Der Bey und sein Minister waren nahe daran, den Kopf zu verlieren. Die gewöhnliche Ausflucht aller feigen Menschen, die Gefahr bedroht, wurde auch hier hervorgesucht. Man schrie über Verrath. „Verrath", dieses Wort von ungeheurer Tragweite, dessen falsche Deutung die Unschuldigsten an den Galgen bringen kann, dies Wort beherrschte Stadt und Hof und war die Parole des Ministerrathes geworden. Der Bey schrie, man habe ihn verrathen. Der erste Minister durfte dem nicht widersprechen, denn der Bey war hierin im Einklang mit der Volksstimme, und die Volksstimme ist in Kriegszeiten eine fanatische Macht, der selbst die Größten unter den Großen gehorchen müssen.

Da der Bey von „Verrath" sprach, so mußten doch „Verräther" vorhanden sein. Diese Verräther ausfindig zu machen, war der Befehl, welchen der Fürst dem ersten Minister gab. Der verblüffte Staatsmann mußte also auf allerhöchstes Geheiß seinem Gebieter durchaus einige „Verräther" als Opfer seines Zornes liefern. Wo sollte er sie hernehmen? Ein Anderer wäre in Verlegenheit gekommen, denn wirkliche „Verräther" waren schlechterdings nicht vorhanden. Aber der Minister wußte sich zu helfen. Er besann sich einen Augenblick und wählte die angesehensten unter seinen persönlichen Feinden, die er so auf gute Manier unter dem Titel „Verräther" dem Henker überliefern konnte.

Es gab zu jener Zeit in Tunis zwei hochangesehene Männer, welche dem Minister schon lange ein Dorn im Auge gewesen waren. Der eine hieß Mohammed es Sunny und war eine Art von Staatssecretär, hatte auch Sitz und Stimme im Ministerrathe. Dort hatte sich Mohammed erfrecht, den habsüchtigen Plänen des ersten Ministers entgegenzutreten. Er war sogar so weit gegangen, das ganze System von Diebstahl und Lüge, das den Staat an den Bettelstab gebracht, den Minister aber zum Erzmillionär gemacht hatte, aufzudecken. Dies Verbrechen mußte gesühnt werden.

Mohammed es Sunny wurde also nun als der erste „Verräther" bezeichnet. Auf welche Weise er den „Verrath" begangen, war freilich schwer zu ermitteln. Es fehlte an jeglichem corpus delicti. Aber der Minister war nicht in Verlegenheit, ein solches zu entdecken, man lese: zu erfinden. Er ließ seinem Feinde dessen schönstes Pferd aus dem Stalle herausstehlen, auf die Seite schaffen und trat dann mit der kühnen Anklage auf, Mohammed habe dies Pferd dem Prinzen Sidi el Adel Bey zu dessen Flucht geschenkt.

Der Unglückliche wurde vor den Bey, als höchsten Richter, beschieden. Der Minister klagte ihn an und zwar in den allerhärtesten Ausdrücken, die Rebellion begünstigt zu haben. Mohammed versuchte zwar seine Rechtfertigung, aber umsonst. Der Bey, zum höchsten Zorn aufgestachelt, schrie ihn an: „Wo ist das Pferd, das Du früher bei Festen zu reiten pflegtest? Wo ist Dein bestes Reitpferd hingekommen? Führe es mir vor und Du bist gerechtfertigt."

Mohammed hatte gut sagen, das Pferd sei ihm gestohlen worden. Der Bey war schon so gegen ihn eingenommen und vom Minister bearbeitet, daß er kein Wort glaubte. Auch hatte der Minister seine Mittel zu schlau gewählt, um eine Widerlegung wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Denn ein solcher Pferdediebstahl wäre in der That in Tunis etwas Unerhörtes gewesen. Kein gewöhnlicher Dieb konnte es wagen, ein durch seine Schönheit so wohlbekanntes Pferd zu stehlen. Er hätte es nie verkaufen oder selbst reiten können, ohne seine Haut zu Markt zu tragen. Kostbare Pferde können in Tunis nur von hohen Personen gestohlen werden. Aber solche des Diebstahls anklagen, ist Todesgefahr.

Mohammed es Sunny's Entgegnung wurde also mit Hohn zurückgewiesen. Das Gerichtsverfahren orientalischer Despoten ist schnell. Der Bey gab ein Zeichen und vor ihn trat ein kräftiger Kerl mit unbekleideter, haariger Brust, einem Strick in der einen, einem Schwert in der andern Hand. Es war der Scharfrichter von Tunis. An seiner nackten, haarigen Brust war er in der ganzen Stadt kenntlich, und der Ausdruck „Haare auf der Brust" galt synonym mit Todesstrafe. „Wirf Dein Schwert fort," rief ihm der Bey zu. Dies war das Zeichen, daß er den Strick gebrauchen sollte. Im Nu war dieser zu einer Schlinge gewunden und um Mohammed's Hals geschlungen. Der Scharfrichter warf den Unglücklichen auf den Boden, trat auf ihn und zog dann die Schlinge fest und immer fester, bis der Erdrosselungstod die Leiden des Hingerichteten beendet hatte. Bey und Minister sahen dem schauerlichen Schauspiel zu, ohne eine Miene zu verziehen.

Das andere Opfer der persönlichen Rache des ersten Ministers war ein gewisser Sidi Reschid. Sein Verbrechen war, daß er früher als Kaid (Gouverneur) einer Provinz dieselbe ehrlich verwaltet, d. h. dem Minister nicht die Hälfte der Einkünfte ausgezahlt, sondern diese dem Staatsschatz geschickt hatte. Für solche Frevel sollte er nun büßen. Der Minister stempelte ihn zum „Verräther". Die Geschichte mit dem Pferde ließ sich nicht gut ein zweites Mal in Scene setzen, ohne den Verdacht der Erfindung zu erregen. Deshalb mußte etwas Anderes erfunden werden. Sidi Reschid hatte dem rebellischen Prinzen Geld geliehen und zwar gleich eine „Million". Geringe Summen machen auf Orientalen keinen Eindruck. Das wußte der Minister. Eine „Million" aber ist für sie ein so „mysteriöses" Ding, daß das bloße Nennen des Wortes stummes Staunen, in solchen Fällen, wie der vorliegende, selbst Grauen erregt.

Eine Million hatte freilich Sidi Reschid nie besessen. Aber der Minister wußte es besser. Er behauptete, genaue Kenntniß von dem Vermögen Reschid's zu besitzen, und brachte sogar Zeugen, die man immer für Geld haben kann, dafür auf, daß Sidi Reschid noch vor acht Tagen eine Million sein genannt habe. Eine Million in harten Thalern! So sagten die gemietheten Zeugen aus. Wo war diese „Million" hingekommen? Sie befand sich nicht mehr in den Kellern Sidi Reschid's, wo sie die wahrhaftigen Zeugen noch vor Kurzem gesehen (und wahrscheinlich gezählt?) hatten. Die „Million" war verschwunden. Wo war sie hingekommen? Wohin anders, als zu den Rebellen?

Sidi Reschid wurde also gleichfalls vor den Bey beschieden und aufgefordert, das Verschwinden seiner „Million" zu erklären. Sprachloses Erstaunen ergriff ihn, denn er war sich bewußt, auch nie den funfzigsten Theil dieser Summe besessen zu haben. Nun sollte er über etwas Rechenschaft geben, wovon er vor einer Stunde noch nicht geahnt habe, daß die boshafte Erfindung seiner Feinde es aushecken könne. Er vermochte es natürlich um so weniger, als diese Million nie vorhanden gewesen war, mithin nicht hatte verschwinden können. Alle seine Betheuerungen halfen jedoch nichts. Die Zeugen waren gegenwärtig. Gläubige Mosleins sind stets wahrhaftige Zeugen, und Moslems waren die Leute, welche „die Million" gesehen zu haben behaupteten und dies beschworen.

Das Loos Sidi Reschid's war demnach unwiderruflich entschieden. Doch beging man diesmal nicht die Rohheit, ihn öffentlich und im Gerichtssaal selbst erdrosseln zu lassen, denn schon hatten sich Stimmen in der europäischen Colonie über diese Barbarei empört geäußert und man mußte das menschenfreundliche Zartgefühl der Europäer schonen. Ein Recht, Vorstellungen in dieser Sache zu machen, besaßen freilich jene nicht. Aber man hatte die Europäer durch frühere Nachgiebigkeit verwöhnt. Zudem ist der Regierung stets daran gelegen, die Billigung ihrer Handlung und Zustimmung von Seiten der Europäer zu erhalten. Man stand also von der öffentlichen Hinrichtung ab. Den Consuln sagte man sogar, Reschid solle gar nicht hingerichtet werden. Aber das war nur diplomatische Lüge. Sidi Reschid wurde ins Gefängniß zurückgeführt. Dort empfing er bald den Besuch des „Mannes mit der haarigen Brust", der in der Erdrosselung eine solche Praxis besaß, daß Sidi Reschid wenigstens eines schnellen Todes starb. Noch ehe der Abend kam, hatte der erste Minister auch diesen blutigen Zweck erreicht.

Indessen wie geheim auch Sidi Reschid's Hinrichtung gehalten worden war, so drang ihre Kunde doch ins europäische Viertel. An derjenigen von Mohammed es Sunny war ohnehin gar nicht zu zweifeln gewesen. Dieser doppelte Justizmord empörte die Europäer, namentlich die Consuln, von denen mehrere in freundschaftlichen Verhältnissen zu den Hingerichteten gestanden hatten. Ein Recht, Einwendungen zu machen, hatten sie, wie gesagt, dem Buchstaben des Gesetzes nach nicht. Aber zur Ehre der Menschlichkeit wichen sie diesmal von ihrer Buchstabenkrämerei etwas ab. Einige begaben sich zum Bey und sagten ihm in kurzangebundenen Worten, wie tief eine solche Barbarei ihn in den Augen der civilisirten Welt stelle und wie sehr sie im Widerspruch mit

seinen eigenen Prätensionen, als ein „civilisirter" Fürst gelten zu wollen, stehe.

Der Bey glaubte wirklich, die Hingerichteten seien Verräther gewesen. Seine Entschuldigungen hatten also wenigstens die Grundlage eines guten Gewissens, denn er vermeinte, in vollem Rechte gehandelt zu haben. Aber den ersten Minister trafen die gerechten Vorwürfe desto empfindlicher, indem er allein die ganze Sache angezettelt und zwei unschuldige Menschen, bloß weil sie seine Gegner gewesen waren, durch seine Intriguen zum Henkertode gebracht hatte.

Indessen das Geschehene ließ sich nicht wieder gut machen, wohl aber die Wiederholung ähnlicher Grausamkeiten verhindern. Zu solchen konnte die bald darauf erfolgte Gefangennahme Sidi el Abel's neue Gelegenheit bieten. Die Consuln befürchteten, und mit dem triftigsten Grunde, denn sie kannten den Haß des Wesirs gegen den Prinzen; sie ließen sich deshalb vom Minister das Versprechen geben, den Prinzen nur nach regelmäßig gepflogener Untersuchung zu strafen. Der Minister versprach es. In Versprechungen war er überhaupt unerschöpflich. Er ging sogar noch weiter als die Consuln verlangten. Er verpfändete sein feierliches Ehrenwort, nicht nur für die unparteiische Untersuchung der Handlungen Sidi el Abel's, sondern auch dafür, daß derselbe in keinem Falle, selbst nicht bei dem ungünstigsten Resultat der Untersuchung, hingerichtet werden solle, und dieses Versprechen wurde vom Bey bestätigt.

Aus allen Erdtheilen.

Turkestanische Erzeugnisse auf der Ausstellung zu Moskau.

Dieselben bilden eine eigene Abtheilung und man kann sofort mit einem Blicke übersehen, welchen Productenreichthum Turkestan aufzuweisen hat. Dasselbe ist eine wichtige Erwerbung Rußlands nicht bloß der geographischen Lage und der politischen Stellung halber, sondern auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht. Vor nun elf Jahren begann Rußland dort seine Eroberungen; Taschkend wurde zur Hauptstadt erklärt, Samarkand, die Stadt Timurs, vor vier Jahren, Kuldscha, das nicht minder wichtig, im Juli 1871 in Besitz genommen.

In der turkestanischen Abtheilung sind die Wände mit Karten von Innerasien bedeckt. Auf der einen ist das Vordringen der russischen Waffen nach Süden hin anschaulich gemacht; eine andere zeigt die Operationen während der verschiedenen Feldzüge; auf wieder anderen findet man Pläne der wichtigsten Städte. Sodann sind auf besonderen Blättern das Vorkommen der Steinkohle, der Anbau der Baumwolle, die goldführenden Bergströme verzeichnet. Man sieht Photographien von Städten und Dörfern. — Sehr reichhaltig ist die Mineralogie vertreten, namentlich durch Kohle, Kupfer, Eisen, Blei, Graphit und einige Arten von Türkis. Von großem Werth ist die botanische Abtheilung mit den vielen neuen und nützlichen Pflanzen aus den Gebirgen von Kaschgar und dem Thian schan, z. B. Delphinium hybridum, das eine glänzend gelbe Farbe giebt, Herodasma foetidum, eine Umbellifere, aus welcher Asa foetida gewonnen wird; Dorema ammoniacum, Athagi camelorum, Papaver somniferum, Ricinus rheum und andere Arzneipflanzen, alle in ausgezeichneten Exemplaren. Von Wichtigkeit ist der Kendir, eine Art Hanf, welchen die Kirgisen bauen; er giebt eine längere und stärkere Faser als unser Hanf. — Die Baumwolle hat eine besondere Abtheilung für sich; man sieht dort alle Arten von Samen und Stapeln, roh, gereinigt. Jene von Buchara und Samarkand liegt neben der feinern von Taschkend, welche von einem Herrn Rajewski und anderen russischen Pflanzern theils aus turkestanischem, theils aus amerikanischem Samen gezogen wird. — Man sieht ferner Baumwollenpapier aus Chokand und Kartenblätter aus Kuldscha, Baumwollengewebe aus Kuldscha und Scherisebs, übertrieben bunt mit allen Farben des Regenbogens. Auch fehlen gemischte Gewebe aus Seide und Baumwolle nicht, in deren Herstellung die Tataren Tüchtiges leisten. In der Kleiderabtheilung findet man alle Trachten Innerasiens vertreten, auch Pelze und Pelzkappen vom Bär, Wolf, Marder, Fuchs, Tiger rc. Ziegen- und Schaffelle, die in Innerasien eine so große Rolle spielen, sind vollständig vertreten.

Was Seide anbelangt, so findet man eine Sammlung von Cocons aus Samarkand, Chokand, Chodschend, Taschkend, Buchara und Margilan. Die Seidenverfertigung ist vom Abhaspeln an in allen ihren Stadien veranschaulicht, und die verschiedenen Werkzeuge und Maschinen sind gleichfalls aufgestellt. Man sieht Satins, Atlas, Foulards und allerlei andere einheimische Gewebe, die man in Europa nicht einmal dem Namen nach kennt. — Auch in Goldschmied- und Juwelierarbeiten leistet Turkestan Vorzügliches. Dafür liefern die Geschenke der Chane von Buchara und Chokand an den russischen Kaiser und den Statthalter von Turkestan den Beweis; freilich zeichnen sie sich mehr durch Massenhaftigkeit und, wenn man will, durch barbarischen Glanz als durch zierliche Arbeit aus; sie sind alle für russische Damen bestimmt. — Wir erwähnen ferner der Pferdezäume von Sammet mit Goldstickereien, eines goldenen Sattels und silbernen Hufbeschlages. Die Türkise sind in der Regel nur halbpolirt. Die Tischler und Drechsler leisten Vorzügliches; sie liefern hölzerne Kasten, die wahrhaft künstlerisch sind; die alte Kunst der Holzmosaik lebt noch heute in Taschkend. Die Modelle von Moscheen bezeugen, daß auch die Holzschnitzerei nicht etwa zurückgegangen ist.

Die ethnographische Abtheilung verdient ganz besondere Aufmerksamkeit. Man sieht zunächst viele Gruppen hölzerner Figuren; jede derselben stellt einen Typus der eingeborenen Bevölkerung dar; Physiognomien, Hautfarbe und Kleidung sind mit der größten Treue wiedergegeben. Auch sieht man diese Asiaten bei ihren verschiedenen Beschäftigungen. In der Bude eines Schneiders hängen weite, lange Gewänder; der Herr Schneidermeister spielt Karten mit einem seiner Kunden, der die neueste Mode zur Anschauung bringt. In der Barbierbude — bis zum „Haarschneide- und Rasirsalon" haben es die turkestanischen Bartkratzer und Kopfputzer noch nicht gebracht — bearbeitet der Künstler den Kopf eines ernst vor sich hinblickenden Türken. In den Kaffeehäusern sitzen Gruppen umher, still und ruhig; sie bilden einen Gegensatz zu der Lebhaftigkeit in der Bude eines Kochs, wo viele Leute ein Frühstück einnehmen. Der Kirgise singt in seinem Zelte, der Usbeke zieht mit seiner Herde auf einen frischen Weidegrund; auch fehlt nicht der bucharische Jude mit seinem verschmitzten Blick und einer superaquilinen Semitennase. Sodann sieht man Modelle turkestanischer Häuser; sie gewähren einen Einblick in das Familienleben. Im großen Vorderzimmer sitzen Gäste, denen die Tabackspfeife und Confect gereicht wird. Selbst das Harem ist uns nicht verschlossen; wir sehen, wie die Frauen mit Kleidermachen und Korbflechten beschäftigt sind.

Die Waffen nehmen einen ganzen Saal ein. Wenn man die alten Lanzen und Kanonen betrachtet, wird einem sofort

klar, weshalb die Russen mit ihren gezogenen Kanonen und Hinterladern so große und rasche Erfolge haben konnten. Ein bucharischer Soldat trägt eine Art von Uniform aus Baumwolle und hat ein Zelt von Filz. — Kuldscha ist vorzugsweise durch buddhistische Götzenbilder und Proben von Kohlen und von Metallen vertreten. Es liefert Salpeter in großer Menge. Auch sind einige chinesische Marterwerkzeuge von dort ausgestellt worden.

Aus der Türkei.

R. K. Die türkischen Bahnbauten schreiten rüstig vorwärts. Allein auf europäischem Boden sind nahe an 550 Kilometer in Bau oder bereits vollendet. So die Linie Banjaluka-Nowi (100 Kilometer), freilich eine der unglücklichsten Anlagen, da ihr im Westen jeder Anschluß an die österreichischen Bahnen fehlt, wodurch sie allein Bedeutung erhalten könnte, und ihr im Osten die bosnischen Berge und Thalschluchten gar bald ein „Bis hierher und nicht weiter!“ gebieten werden, zwar nicht hinsichtlich der technischen Schwierigkeiten, aber wohl des Kostenpunktes. Weit vernünftiger und voraussichtlich rentabler sind die Bahnen im Maritzathale, wie die etwa 148 Kilometer lange von Adrianopel nach Dede aghatsch, einem kleinen Häusercomplexe am Meere, nördlich von Enos, welcher durch Hafenanlagen und als Eisenbahnendpunkt voraussichtlich bald das ohnehin ungünstig zwischen Sümpfen gelegene Enos weit überflügeln wird. So die Linie Adrianopel-Philippopel, von der schon 63 Kilometer bis Harmanly vollendet sind, und die Wardarbahn von Salarik nach Uesküb. Letztere soll dieser Tage bis Mirovce (162 Kilometer) eröffnet, der Rest bis Uesküb im November vollendet und dann die weitere Strecke bis Pristina in Angriff genommen werden. Ihre Stationen sind Saloniki, Topschin, Jajaly, Amatowa, Karasuli (hier geht sie auf das rechte, westliche Ufer), Gjewgjelu, Mirovie (nun auf dem linken Ufer durchs eiserne Thor), Demirkapu, Negatin (von hier an wieder auf dem rechten Ufer), Kjöprülü, Selenilo, Uesküb. So wäre denn bald der Wunsch des verstorbenen Generalconsuls v. Hahn, für den er so rastlos gearbeitet hat, wenigstens zur Hälfte erfüllt. Aber auch nur zur Hälfte, denn so lange nicht sein Project einer directen Verbindung von Belgrad mit Saloniki längs des Wardar und der Morava, jener von ihm entdeckten bequemsten Bahnlinie zwischen Donau und Aegäischem Meere, ganz ausgeführt wird, und so lange die kurzsichtige türkische Politik oder besser Eifersucht auf das emporstrebende Serbien jenen Bau verhindert und der Wardarbahn ihre Fortsetzung gegen Nordwesten ins bosnische Gebirge anweist, so lange wird auch letztere wie Banjaluka-Nowi ein verfehltes Unternehmen bleiben. Schließlich wäre noch die 71 Kilometer lange Bahn Konstantinopel-Tschatoldscha zu nennen, welche von Jedi Kule, den als ehemaliges Staatsgefängniß bekannten sieben Thürmen im äußersten Südwesten Stambuls, bis Kutschuk Tschekmedsche eröffnet ist. Dieselbe hat sogar eine Verlängerung nach Osten durch die Türkenstadt Stambul selbst hindurch erhalten. Bei Sirkedschi Skelessi (Landungsplatz der Essighändler) zwischen der großen Galata und Stambul verbindenden Hafenbrücke und Serai-Burun (Palastspitze), wo die Gewässer des goldenen Horns mit denen des Bosporus sich mischen, ist ein provisorischer Bahnhof hergerichtet. Von dort geht die Bahn in südlicher Richtung quer durch das sonst so unnahbare, jetzt aber unbewohnte alte Serail, das mit seinen zum Theil niedergerissenen Umfassungsmauern und Gebäuden einen wüsten, unordentlichen Anblick darbietet. Die Schienen durchschneiden die Türkenstadt und, nach Westen umbiegend, sobald sie das Marmorameer erreichen, führen sie längs desselben bis Jedi Kule. Beim Abreißen der im Wege stehenden Gebäude und bei den Erdarbeiten ist man auf zum Theil recht interessante Alterthümer gestoßen, z. B. auf große unterirdische Gewölbe, auf zwei kolossale steinerne Löwen u. s. w. An der Küste wurde eine steinerne Façade bloßgelegt, welche der beste Kenner des alten Byzanz, Dr. Paspati, ein Grieche, gestützt auf Angaben byzantinischer Autoren, für den Palast des Justinian hält. Derselbe Herr fand auch vor einiger Zeit beim Thurme des Isaak Angelos die bis dahin unbekannten Gefängnisse des Anemas, unterirdische Gewölbe, in welche bei Palastrevolutionen die entthronten Kaiser gesperrt wurden.

Es ist zu bedauern, daß die neugriechisch geschriebenen Arbeiten dieses Herrn, welche in den Schriften der dortigen griechischen philologischen Gesellschaft (ὁ ἐν Κωνσταντινουπόλει Ἑλληνικος φιλολογικος συλλογος) erschienen sind, bei uns keine Beachtung und Würdigung finden. Jene Gesellschaft erwirbt sich übrigens jetzt das Verdienst, unter Aufsicht ihrer archäologischen Section einen vergleichenden Plan des alten und neuen Konstantinopel (Stambul) durch eigens dazu engagirte griechische Ingenieure neu aufnehmen zu lassen, auf welchem die Reste der einzelnen großen Epochen durch verschiedene Farben hervorgehoben werden, und welcher nach den bis jetzt vorliegenden Proben viel verspricht. Dies ist um so wichtiger, als der beste vorhandene Plan der türkischen Hauptstadt, der des verstorbenen Ingenieurs Stolpe, viele Unrichtigkeiten enthält und z. B. die berühmten dreifachen Ziegelmauern Stambuls (welche übrigens, nebenbei bemerkt, auch schon hier und da, wie in unserm deutschen Nürnberg, moderner Bau- und Zerstörungslust zum Opfer fallen), namentlich in ihrem nördlichen Zuge am Blachernenquartier ungenau darstellt. —

Fast scheint es, als stiege in den Köpfen der Türken die Einsicht auf, daß bei zunehmenden Eisenbahnbauten und wachsendem Verkehr mit dem Westen es mit ihrer faulen, betrügerischen, nichtswürdigen Herrschaft auf europäischem Boden einmal ein Ende nehmen könne, und daß sie darum den drohenden Verlust im Westen durch neue Erwerbungen im Osten einzubringen bemüht sind. Zuerst kam vor einigen Wochen ein Telegramm nach Europa, wonach die Türken nach kurzem Kampfe Sana besetzt hätten, jene Stadt in Yemen, welche den Lesern dieser Zeitschrift durch Halévy's Reisen bekannt ist („Globus“ XXI, S. 253 und 298). Auf den meisten Karten von Arabien wird übrigens die türkische Grenze im Süden der Halbinsel viel zu weit gegen Osten gezogen. Wie schon aus dem Verzeichniß der Liwa- und Kasahauptstädte im alljährlich erscheinenden Salname oder Staatshandbuch hervorgeht, erstreckte sich bisher ihre Herrschaft südwärts von Mekka nur auf einen schmalen, kaum 10 bis 12 deutsche Meilen breiten Küstenstreifen.

Aber auch von Osten her rücken die Türken dem freien Centralarabien zu Leibe, und zwar schon seit zwei Jahren, und das ganz im Stillen. So berichtet die englische Zeitschrift „Ocean Highways“, nach einer arabischen, zu Bagdad erscheinenden Quelle. Bis jetzt haben sie einen großen Theil der Landschaft el Hasa oder Ahsa am Persischen Meerbusen besetzt, wo sie in ihrer Hauptstation Hofuf eine Politik des Abwartens befolgen und sich vorläufig häuslich einrichten, indem sie Baracken, Hospitäler, Ställe, Windmühlen rc. erbauen. Der Berichterstatter schildert das Land als sehr verarmt, aber überall mit Anzeichen früherer Fruchtbarkeit und Wohlstandes. Das Volk im Innern, sagt er, lebt meist von Datteln und gesalzenen Heuschrecken und weiß kaum, was Brot ist. Bisher wurde der ganze Proviant für die Truppen von Basra herbeigeschafft; aber Dank den Anstrengungen, die man machte, um an Ort und Stelle Getreide zu säen, wird man in Zukunft nur noch die Hälfte der erforderlichen Cerealien einzuführen brauchen. Die Hauptdinge, woran Nedschd reich ist, sind Datteln und Glas. Hinsichtlich des letztern Artikels scheint es, daß man eine feine Art Letten gefunden hat, aus der man das feinste Glas herstellen kann. Midhat Pascha, welcher Proben davon sah, soll dieselben nach Indien gesandt haben, um aus diesem Funde möglichsten Nutzen zu ziehen.

Eine Expedition nach Tung king.

r. k. Ein neues Land soll der Wissenschaft erschlossen werden, und zwar diesmal durch die Franzosen. Die Pariser geographische Gesellschaft hatte nämlich beschlossen, ihren Reservefond

von 10,000 Francs einem wissenschaftlichen Reisenden zur Disposition zu stellen. Der Schiffslieutenant De la porte, welcher die Mekhong-Expedition mitmachte, ist der Erwählte. Er will sich überzeugt haben, daß eine rasche und leichte Verbindung mit Centralchina durch Tung king, das nördliche Annam, sich herstellen lasse, und will nun den Lauf des Flusses Song-ka so weit als möglich verfolgen. Das Land ist in der That eine terra incognita. Außer einigen englischen Küstenaufnahmen und ein paar Erkundigungen Gützlaff's ist nämlich unsere einzige Quelle für die Geographie Annams Taberd's Karte, welche auf einheimischen Quellen beruht und in einem seltenen, 1838 zu Calcutta gedruckten annamitisch-lateinischen Wörterbuche versteckt ist.

Australien.

Wenn man erwägt, daß die Colonie Victoria nur etwa so viel Einwohner zählt wie einer der Verwaltungskreise z. B. des Königreichs Sachsen, dann darf man billig über die Handelsbewegung derselben erstaunen. Sie hatte 1869 und 1870 durch Dürre gelitten und die Wollpreise waren niedrig, aber das Jahr 1871 war sehr günstig; durch das Steigen der Wollpreise gewann sie mehr als eine Million Pfund Sterling; die Getreideernte war gut, die Goldproduction im Steigen. Die Einfuhren betrugen (das aus Neuseeland importirte Gold, das nach Melbourne kommt, um von dort nach Europa verschifft zu werden, nicht mitgerechnet) 9,834,472 Pf. St.; demnach etwa $1\frac{1}{2}$ Million weniger als 1869. Die Ausfuhren stellten sich (das aus anderen Colonien angebrachte Gold nicht mitgerechnet) auf 14,557,820 Pf. St.

In den achtzehn Jahren von 1854 bis 1871 betrug der Werth der

Exporte	245,841,193 Pf. St.
Importe . . .	254,220,037 „
Summa . .	500,061,220 Pf. St.

Also mehr als drei Milliarden deutscher Thaler. Der intercoloniale Verkehr ist sehr unverständiger Weise durch hohe Einfuhrzölle erschwert, und indem die Colonien sich von dem frühern Freihandel, der unter ihnen bestand, abgewandt haben, leiden sie sämmtlich. Von Wichtigkeit für Victoria ist das präservirte Fleisch geworden. Davon wurden 1867 für erst 5864 Pf. St. ausgeführt, 1871 schon für 355,273, Talg für 469,069 Pf. St.

Die „präservirte Fleischcompagnie" zu Melbourne hat für das abgelaufene Verwaltungsjahr 10 Procent Dividende gezahlt und andere Compagnien, z. B. in Geelong, Warnambool und Salt Water River, machen gleichfalls gute Geschäfte.

* * *

— Die Portugiesen besitzen einen Theil der Insel Timor im östlichen indischen Archipelagus; sie bezahlen aber ihre Beamten manchmal Jahre lang nicht. Kein Wunder, daß namentlich die Justizverwaltung in traurigem Zustande ist. Weder der Oberrichter noch der Staatsanwalt sind des Schreibens kundig.

— „Solche Einrichtungen sollte man in unserer corrumpirten Republik einführen, sie wären hier wohl angebracht." So äußert sich ein nordamerikanisches Blatt mit einem gewissen Galgenhumor und erzählt Folgendes: „Diesmal nicht in Washington, sondern zu Peking in China sind wieder Fälle amtlicher Corruption in großartigem Maßstabe an den Tag gekommen. Der Kaiser hatte den armen Leuten in der Provinz Tschi li in Folge der durch die Rebellen angerichteten Verwüstungen die Landtaxe (Grundsteuer) erlassen; trotzdem wurde diese von den Mandarinen erhoben. Die Bauern setzten den Kaiser vermittelst einer Bittschrift von Allem, was vorging, in Kunde, und sofort wurde ein Obermandarin von Häschern gefangen genommen. Er mußte die erpreßten Steuern zurückzahlen, 62 Taels für den Unterhalt der Häscher blechen und wurde, in einen Käfig gesperrt, dem Volke zur Schau ausgestellt. Außerdem bekam er nach und nach nicht mehr und nicht weniger als siebenhundert Hiebe mit dem Bambus und mußte auch den Halsblock tragen. — Freilich die Chinesen sind Barbaren, wir aber sind christlich-civilisirte Republikaner und hüten uns wohl, den Schurken (rascals), welche Volk und Staat bestehlen und betrügen, auch nur ein Haar zu krümmen."

— Der amtliche Polizeibericht für die Stadt Neuyork weist nach, daß im Jahre 1871 verhaftet worden sind 84,514 Personen. Davon waren 60,179 männlich, 24,335 weiblich; verheirathet waren 32,553, die übrigen ledig; 77,624 konnten lesen und schreiben, 3422 nur lesen, 3467 keins von beiden. Eingeborene der Vereinigten Staaten waren 30,916; aus Irland 38,009, England und dessen Besitzungen 4385, aus Deutschland 9597, aus anderen Ländern 1607. — Wegen Trunkenheit wurden verhaftet 31,184; — wegen Trunkenheit, verbunden mit Unfug 10,330; wegen Unfugs und unordentlicher Aufführung 18,671; — wegen anderer Contraventionen 24,329. Was schwere Verbrechen betrifft, so sind verhaftet worden wegen Brandstiftung 31; — Einbrechen 459; — Mord und Todtschlag 68; — Ausgabe falschen Geldes 34; — großer Diebstähle 1503; — Raub 336 Personen.

— Der Branntwein spielt in den Vereinigten Staaten eine böse Rolle; die amtlichen Angaben des Departements der inneren Steuern geben dafür den Nachweis. Die Zahl der Brennereien beträgt 215; dieselben liefern täglich 267,682 Gallonen. Nimmt man die Zahl der stimmberechtigten Männer auf etwa 5 Millionen, so kommt auf jeden täglich $\frac{1}{3}$ Pinte, oder 1,741,456 Pinten; man kann für einen „mäßigen Trinker und Toper" eine halbe Pinte annehmen. Es giebt aber auch viele geheime Brennereien, welche die Steuer umgehen und deren Production also nicht bekannt wird. Der „Herald" bemerkt dazu: „Wer könnte behaupten, daß die Amerikaner kein Branntwein trinkendes Volk sind? Vom 1. August an beträgt die Steuer 70 Cents auf die Gallone. Wenn die Production so bleibt wie bisher, dann wird die Branntweinsteuer der Regierung täglich mehr als 150,000 Dollars und im Jahre etwa 50,000,000 Dollars einbringen!"

— In San Francisco hielt am 24. Juni ein verständiges Mädchen, Fräulein Loomis, einen öffentlichen Vortrag über die „Frauenstimmrechtsfrage". Als sie auseinandersetzte, daß das geeignete Feld für eine segensreiche Wirksamkeit der Frauen das Haus und die Familie, nicht aber politische Parteikämpfe &c. seien, wurde sie ausgezischt und verhöhnt, denn es hatten sich viele weibliche „Suffragisten" (so bezeichnet man die emancipirten Stimmrechtlerinnen jetzt) eingefunden, welche keinen Widerspruch ertragen konnten. Ein Herr David Meeker wies sie zurecht und erklärte ein solches Betragen für ungezogen. Darob ergrimmte Mistreß Emily Pitts Stevens; sie zog einen Revolver, hielt denselben Herrn Meeker unter die Nase und verlangte Abbitte. Die Umstehenden fielen ihr in den Arm und setzten sie an die Luft. Diese Madame Stevens ist Redactrice des „suffragistischen Organs, der Pioneer".

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.





Band XXII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

September Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Aus den Diamantfeldern Südafrikas.

Mitgetheilt von **Hermann Breithaupt** in Freiberg.

Ein in Du Toits Pan am Vaalfluß lebender Deutscher giebt über die Lagerungsverhältnisse, Wäschereien und den Handel der Diamanten in Briefen, welche im März und April dieses Jahres geschrieben wurden, folgende Mittheilungen:

Fig. 1.



Fig. 2.

Den letzten Briefen aus England zufolge sind die Preise der Diamanten, namentlich der größeren Steine, welche nicht vom reinsten Wasser sind, so außerordentlich gefallen, daß mir von dem Erlös meines 19 Karatsteines wahrscheinlich sehr wenig übrig bleiben wird. In der Hoffnung, durch angestrengte Arbeit das Glück zu erzwingen, habe ich die Zeit daher mit sechs Kaffern gearbeitet und somit ein tüchtiges Loch in meinen Geldbeutel sowohl wie in meinen Claim gemacht. Der letztere ist nun 27 Fuß tief ausgearbeitet und wird höchstens noch eine Woche aushalten, dann werde ich ihn des Wassers wegen aufgeben müssen und einen andern beginnen. Das Leben hier ist unerträglich schlecht, doch findet sich ganz gute Gesellschaft zusammen, da Alle, die irgendwie aus den Colonien wegkommen können, hierherströmen, weil in der armseligen Colonie das Diamantengraben doch immer noch



das beste Geschäft ist. Seit meiner Ankunft, im März 1871, hier sind die Diamanten aller Qualitäten durchschnittlich um 75 Procent gefallen, doch hofft man auf ein baldiges abermaliges Steigen der Preise.

Mein Umgang hier beschränkt sich fast ausschließlich auf einen ehemaligen Pastor, zwei Advocaten, einen Arzt und einen jungen Beamten.

Steine vom reinsten Wasser und vollkommener Krystallbildung (kaum ein Exemplar unter hundert entspricht diesen Anforderungen) werden hier bezahlt von

1	Karat	Gewicht	mit	3	Pf. St.	10	Sch.	per Karat
2	"	"	"	4	"	10	"	"
3	"	"	"	6	"	—	"	"
4	"	"	"	7	"	—	"	"
5	"	"	"	8	"	—	"	"
10	"	"	"	10	"	—	"	"
20	"	"	"	10	"	—	"	"

Weiße, etwas beschädigte oder gelbliche Steine von angenehmer Form werden bezahlt von

1—10	Karat	Gewicht	mit	2	Pf. St.	—	Sch.	per Karat
10—30	"	"	"	2	"	15	"	"
30—60	"	"	"	3	"	—	"	"

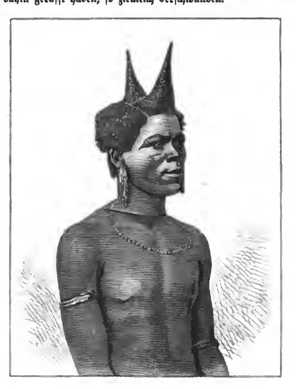
Weiße Splitter jeder Größe oder gelbe Steine von schlechter Form holen 1 Pf. St. per Karat.

Bei der außerordentlichen Seltenheit der wirklich guten Steine ist es selbstredend, daß bei solchen Preisen und der Höhe der Kosten augenblicklich mit Graben nicht viel zu verdienen ist, und wer nicht wenigstens 2000 Thaler einsetzen kann, ohne den Verlust zu fühlen, und wer nicht wenigstens 2 bis 3 Jahre hier zu bleiben entschlossen ist, der möge daheim bleiben.

Der Sommer, der sehr heiß war, ist nun glücklich vorüber, mit ihm sind auch die bösartigen Fieber, die so Viele dahin gerafft haben, so ziemlich verschwunden.



Ein Zulukaffer.



Eingeborener von Natal.

Im zweiten Briefe steht:

Das Diamantengraben ist für die meisten Gräber eine sehr heikle Sache geworden, da Diamanten bei Weitem nicht den Werth besitzen, den man ihnen hier in Afrika im ersten Rausche der Begeisterung beimaß. Die natürliche Folge dieses unnatürlichen Verhältnisses konnte nicht ausbleiben, und so Mancher hat sich gründlich verrechnet; viele verlassen die Diamantfelder und die Zahl der alten Diggers schmilzt zusehends zusammen. Auch von meinen hiesigen Bekannten und alten Nachbaren sind die meisten in den letzten Wochen abgezogen, drei von ihnen sind leider auf der Heimreise im Oranjefluß und Thooifluß ertrunken. Aber die Zahl der Neuankommenden ist überwiegend und ebenso nimmt die Zahl der Kaufleute und Handwerker zu; da aber die meisten Anfänger nur sehr beschränkte Mittel haben, während ein Claim, der sich bezahlt macht, nicht unter 100 Pf. St. zu pachten ist, so wird es wahrscheinlich bald hier viel Noth geben.

In Bezug auf die geologischen Verhältnisse der Diamantfelder kann ich leider nicht viel Klares berichten, sondern muß mich darauf beschränken, meine eigene unmaßgebliche Meinung auszusprechen, da mir keine der von den hiesigen Gelehrten (?) aufgestellten Erklärungsweisen den Stempel der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit oder nur Möglichkeit zu haben scheint. Die Einen behaupten, der diamanthaltige Boden sei zusammengeschwemmt und die Diamanten seien einfach aus dem Gestein der nun liegenden Gebirge herausgewittert. Andere behaupten, sie seien von Winden (!) nach den Fundorten geweht (aber woher?). Freilich sind die hiesigen Stürme nicht zu verachten und wehen Sand und Staub wie Schnee auf fußhohe Wehen zusammen, dennoch möchten Hundertkaratsteine etwas zu schwer sein*).

*) Ich will aus den Juniberichten, welche wir aus Capstadt haben, folgende Notizen mittheilen: „Die Diamantenfelder in Südafrika lassen nach, der Ertrag scheint seinen Höhepunkt hinter sich zu haben und im Mai war der Preis der Steine auf den Fel-

Die hiesigen Diamantgruben zerfallen in zwei Hauptclassen, nämlich in River-Diggings (Flußgruben) und Dry-Diggings (trockene Gruben); die ersteren erstrecken sich nördlich von hier längs des Vaalflusses auf vielleicht mehr als 100 Meilen, haben sich jedoch bisher nur in der Gegend von Pniel, Klip Drift und Hebron als lohnend erwiesen. Die Hauptfundorte sind meistens an Stellen, wo der Fluß eine Biegung macht und wo namentlich am äußern ausgehöhlten Ufer sich ein Conglomerat von gewöhnlichen Flußuferablagerungen, von thoniger Erde, Kieseln, Blöcken von einer Art von Thonschiefer, häufig auch von Agaten, Granaten, Bergkrystallen u. s. w. findet. Das Waschen selbst ist höchst einfach; der Grund wird ausgegraben, mit Ochsenkarren nach dem Flusse gefahren, dort in einer Art Wiege mit einem groben und einem feinen Siebe verwaschen und dann auf einer Tafel ausgebreitet und sortirt. Die Dry-Diggings sind vorläufig nur auf Du Toits Pan und Umgegend beschränkt und zwar auf Du Toits Pan, Butt Fontein, De Beers und Colesberg-Kopje. Letzteres hat sich bei Weitem am reichsten erwiesen, jedoch verhältnißmäßig eine außerordentliche Menge fehlerhafter Steine geliefert, dadurch aber wieder hauptsächlich zum Fallen der Preise dieser Gattung beigetragen. Die Formation des Gesteins in dieser Gegend ist entschieden vulcanisch, und viele der von den Bergkuppen eingeringten Ebenen sind unzweifelhaft alte Krater. Diese Ebenen neigen sich alle ein wenig nach der Mitte hin und bilden dort, wenigstens während der Regenzeit, einen Teich. Dieser niedrigste Punkt der Ebene ist wiederum von einer mehr oder weniger vollständigen Erhöhung, einer Art Wall, umgeben, und diese Wälle (Kopjes) sind die Fundorte der Diamanten in den Dry-Diggings.

Diese Hauptcharakterzüge treten am deutlichsten in Du Toits Pan und Bult Fontein hervor; Fig. 2 (S. 177) giebt einen ungefähren Begriff von der Topographie: 1 ist ein Teich (Dom), 2 Du Toits Pan, 3 Bult Fontein; die Entfernung des äußern Ringgebirges von dem innern ist aber in der Wirklichkeit verhältnißmäßig etwa fünfmal größer als hier angegeben.



Ein Kaffer, Hausdiener in Natal.

Die Formation der diamanthaltigen Kopjes ist nun folgende: Die Mitte der Anhöhe besteht bis zu einer Tiefe von etwa 80 Fuß, soweit man dies bis jetzt in Erfahrung gebracht hat, aus einer heterogenen Masse, deren Hauptbestandtheil verwitterter oder sonst wie zersetzter Schiefer zu sein scheint, vermischt mit Basalt, Eisenstein, Magnesia (?) 2c. in ähnlichem Zustande. Ein verticaler Durchschnitt durch diese Masse bietet ein buntes Bild; zu oberst ist eine Lage von rothem Sand von 1 bis 6 Fuß Mächtigkeit mit einer Menge Granaten, Olivinen, Agaten und dann und wann kleiner Wassermuscheln; hierunter kommt eine ziemlich gleichförmig gemischte Lage von bröckeligem weißen Kalkstein und einer Art Conglomerat von verwittertem Gestein mit viel Glimmer und Gips, letzterer in rothen, grünen und weißen Farben, die marmorartig in verschiedenen Adern durch einander laufen. Unter dieser Schicht befindet sich die sogenannte „harte Bank" in einer Mächtigkeit von 6 bis 10 Fuß. Die obere Abtheilung dieser Bank wird von einer Lage schwarzer, runder Knollen gebildet, die in einer bröcklichen, schwarzen Schale stecken, und die fest mit dem umgebenden Conglomerat derselben Substanz verbunden ist. Dicht über dieser harten Bank und namentlich zwischen den schwarzen Knollen, die in größerer und geringerer Menge überall verstreut sind, werden die meisten Diamanten gefunden. Die untere Seite der harten Bank ruht gewöhnlich auf einer Lage rothen Sandes, hat meist einen tropfsteinartigen Ueberzug und enthält viel Reste von Pflanzen und Thieren. Unter anderen Umständen deutet das Auffinden von vollständigen, auf dieser Basis erbauten Termitenhügeln unter der Erdoberfläche darauf hin, daß die auflagernden Schichten den jüngsten Bildungen angehören dürften. Weiter unten wiederholt sich diese Reihenfolge von Schichtungen, wenn auch nicht mit der geschilderten Regelmäßigkeit. Nach außen hin wird diese diamanthaltige Masse von einem senkrecht in die Tiefe gehenden Schieferriff begrenzt, welches, wenn es bloßgelegt wird, stellenweise einen Tropfsteinüberzug zeigt.

Meine Theorie nun ist, daß diese diamanthaltigen Kopjes ehemalige Krater sind und die Diamanten nebst all dem andern Material aus ihnen ausgeworfen, nach und nach aber wieder nach den Mittelpunkten dieser Krater hingeschwemmt und dort abgelagert wurden. Auch möchte ich annehmen, daß diese Bildungen wiederholt durch Convulsionen und Eruptionen durch einander geworfen wurden.

Die Eröffnung von Diamantgruben geschieht in folgender Weise: Ist ein neuer Fundpunkt entdeckt worden, so wird in einer von mindestens 100 Personen unterzeichneten Eingabe an den Regierungscommissär die Verleihung beansprucht. Die Behörde nimmt dann Besitz von der Gegend, läßt sie vermessen und in Felder (Claims) theilen, die 30 Fuß lang und eben so breit sind. Solche Claims werden

dern selbst um 10 bis 20 Procent gestiegen. Große und feine Steine fand man nur noch sehr sehr selten. Hunderte von Gräbern sind heimgegangen, in zwei Tagen einmal nahe an 900 Eingeborene, welche keine Beschäftigung mehr fanden. Die reichste Fundstätte, nämlich die Kolesberg Kopje Mine, scheint zwar noch nicht ganz erschöpft zu sein, aber Viele sind doch nach den früheren Diggings von Klip Drift und Du Toits Pan gegangen. Nach und nach sei man zu der Annahme gelangt, daß alle die Stellen, an welchen Diamanten in größerer Menge gefunden wurden, Krater erloschener Vulcane seien. Manche Diamantensucher haben sich nun zum Goldsuchen entschlossen und eine Expedition nach Marabastadt vorbereitet. Daß in der Transvaal-Republik Gold vorhanden ist, unterliegt keinem Zweifel, denn es sind sehr schöne Probestücke von dort nach Capstadt gekommen. Es fragt sich nun, ob die Arbeit lohnen wird. A.



Bischof Colensos' Haus in Natal.

nun an diejenigen Personen abgegeben, die den ersten Anspruch darauf erheben. Die Abgabe beträgt dann monatlich für ein Claim 10 Schilling. Der Beliehene kann nun sein Feld beliebig ausbeuten, verpachten, abtreten; das Feld selbst aber darf bei Strafe des Verlustes der erworbenen Rechte nicht länger als eine Woche unbearbeitet bleiben. Claimverkäufe kommen auch theilweise vor; so wurde bei Colesberg-Kopje ein Achtel Claim für 400 Pf. St. verkauft. Solche Zeiten sind freilich vorüber, denn obgleich man immer noch viel zu hohe Preise bezahlt, ist doch die anfänglich wahrhaft unsinnige Speculationswuth schon bedeutend abgekühlt worden.

* * *

Die große Entwerthung der Diamanten in Afrika, die sich auf Europa noch nicht, wenigstens bei Weitem nicht in dem Maße, ausgedehnt hat, ist zum Theil darin begründet, daß betrügerische Personen Bergkrystall- oder Straßstücke in der den Diamanten eigenthümlichen Form anfertigen ließen, nach den Diamantgruben schafften und dort an unwissende Aufkäufer verkauften. Solche gefälschte Diamanten nahmen nun ihren Weg zurück nach Europa und wurden hier als solche erkannt. Die nothwendige Folge war, daß der afrikanische Diamantenhandel in einen schlechten Ruf kam, daß einmal geprellte Aufkäufer zu einer übergroßen Vorsicht sich veranlaßt sahen und nun wiederum sehr niedere Preise für die Steine boten.

Der Briefschreiber bekennt offen, daß er nicht Mineralog oder Geognost sei; seine Theorie, daß die Diamantfelder Erzeugnisse, beziehentlich Auswürflinge ehemaliger Vulcane wären, ist wohl unhaltbar, sofern man unter vulcanischer Thätigkeit eine solche mit feurig-flüssigen Erscheinungen sich denkt; eine derartige Thätigkeit ist unverträglich mit dem wiederholt erwähnten Vorkommen pflanzlicher und thierischer Ueberreste. Wohl aber ist es denkbar, daß jene Ablagerungen Producte von sogenannten Schlammvulcanen oder Mineralquellen seien. In Südamerika hat man z. B. Schlammvulcaneruptionen beobachtet, bei denen sich in den aus-


Unterwegs nach den Diamantfeldern.

geworfenen oder ausgepreßten Schlämmen noch Fische befanden, die erst vor wenig Stunden gestorben sein konnten. Auf die Wirkung von stark kalkhaltigen Wassern deuten auch die geschilderten Tropfsteinbildungen. B.

* * *

Es ist für die Speculanten in den Diamantfeldern ein günstiger Umstand gewesen, daß sie Eingeborene, welche sie auf Zeitdauer miethen, als Arbeiter verwenden können. Das östliche Südafrika wird bekanntlich von Kafferstämmen bewohnt, welche das Gebiet im Nordosten der Hottentoten nach Norden hin bis über den Sambesi hinaus inne haben. Sie sind von den Negern wesentlich verschieden, haben patriarchalische Einrichtungen, haben scharfen dialektischen Verstand, der schon manchem Missionär was aufzurathen gegeben hat, sind streitbar und tapfer, was insbesondere auch von den Zulukaffern gilt, und haben keine Sklaverei unter sich. Sie sind sehr zahlreich und allein im Bereiche der britischen Colonie Natal leben mehr als 100,000 Kaffern.

Als Nordgrenze der Capcolonie wird der Gariep- oder Oranjestrom angenommen; er ist, wie andere südafrikanische Flüsse, sehr breit aber wasserarm und nicht schiffbar. Weit im Binnenlande bildet er zwei Arme, welche den Oranje-Freistaat einschließen. Der nördlichere der beiden Arme ist der Vaal, und an diesem liegen die Diamantfelder. Die edlen Steine wurden durch Zufall entdeckt. Man sah, daß ein Kind mit einem glänzenden Steine spielte, welchen ein Hausirer (ein sogenannter Togtengänger) an sich nahm; man fand in Capstadt, daß er ein Diamant von 16 Karat sei. Sofort brach ein Diamantenfieber aus; Leute aus aller Herren Ländern zogen nach dem Vaal, und die Ortschaft Pniel wurde urplötzlich ein sehr belebter Platz. Aber wie in den Goldgegenden, so ist auch in den Diamantengegenden solch eine Grubenstadt häufigen Wechselfällen unterworfen; heute wimmelt es in ihr von Menschen und vielleicht schon nach wenigen Tagen ist sie verödet, weil die Diamantenjäger an anderen Stellen bessere Aussichten zu haben vermeinen. So erging es auch mit Pniel; Colesberg-Kopje und

Du Toits Pan übten eine stärkere Anziehungskraft aus. Bei letzterm Orte wurde der allergrößte Diamant, ein Prachtstein von 154 Karat, gefunden. Der Ort liegt in einer durchaus öden Gegend, ganz in der Nähe einer sogenannten Salzpfanne. Bei Colesberg hatten 1871 die Diamantensucher in einen mit Gras bewachsenen Hügel Löcher bis 30 Fuß Tiefe gegraben; sie fanden „ganze Hände voll Diamanten", und für einen Fleck von nur 15 Quadratfuß wurden vergeblich 1000 Pf. St. geboten. Allerdings wurden dort sehr viele Diamanten gefunden, sie sind aber weit weniger werthvoll als jene am Vaal.

Die Diamantenregion ist im Sommer außerordentlich heiß und obendrein wasserarm; die Leute sind vielen Entbehrungen ausgesetzt, und es bleibt zu verwundern, daß keine Seuchen ausgebrochen sind und der Gesundheitsstand ganz gut ist. Man muß nun abwarten, welchen Verlauf die Dinge nehmen; jedenfalls ist durch die Diamantenentdeckungen Leben in jene Gegenden gebracht worden. Sollten künftig keine edlen Steine mehr gefunden werden, so werden doch die Menschen, welche in die Grubengegenden strömten, in der Colonie bleiben und sich hier anderen Beschäftigungen zuwenden.

Aus deutschen Landschaften.

Das Saterland.

Von **Franz Poppe.**

I.

Das zum Großherzogthum Oldenburg gehörende Saterland liegt wie eine langgestreckte Sanddüneninsel mitten im Moore, zu beiden Seiten eines kleinen Flüßchens, der Sater-Ems, und erstreckt sich von Süden nach Norden etwa drei Stunden, von Osten nach Westen eine halbe bis eine Stunde. Die Sater-Ems entsteht aus der Vereinigung zweier kleinen Flüsse, der Ohe und Marka, die von den sandigen Hügeln des Hümling kommen und nördlich von Neuscharrel sich zur Sater-Ems („Sater Deep") vereinigen. Diesem unscheinbaren Wasser verdankt das Saterland sein Entstehen; denn die beiden Quellflüsse führten nach und nach vom Hümling Steingeröll und feine Sandtheilchen mit sich, die sie in den Niederungen des jetzigen Saterlandes ablagerten.

Als das Moor noch nicht fest geworden war, als die Ufer der Flüsse sich noch nicht verengt hatten, da strömten die Gewässer gewiß mit größerer Kraft dahin, bis sie in diese Niederung kamen und zu bedächtigerm, friedlicherm Fortgange genöthigt wurden. Sie kamen allmälig zur Ruhe, rissen Sand und Steine nicht mehr mit sich fort, sondern benutzten sie in stiller, Jahrhunderte langer Arbeit, die inmitten der tiefen Einsamkeit des Moores durch nichts gestört wurde, zum Aufbau des merkwürdigen Ländchens. Wie die Weser in ihrem untern ruhigen Laufe durch Niederschlag der Schlammtheile die Marsch Butjadingens bildete, so bildete die Sater-Ems diese Sanddüneninsel. Das Wasser ist aber nicht der alleinige Baumeister gewesen, auch die Winde und Stürme, die frei über das weite Moor daher wehten, werden mit bauen geholfen haben, indem sie den Sand zu Dünen zusammen wehten, wie die Meeresstürme an der Nordseeküste, den von den Fluthen hergetragenen weißen Flugsand in wechselvollem Spiele zu der Reihe friesischer Düneninseln aufthürmten. Wie die Sater-Ems, so haben auch ihre Nachbarflüsse, die Soeste, Vehne ꝛc., kleine Inseln im Moore aufgebaut, auf denen Edewecht, Friesoythe, Altenoythe ꝛc. liegen. So viel über die muthmaßliche Entstehung des Saterlandes.

Kurz vorher, in demselben Sommer, in welchem ich durch das Saterland wanderte, hatte ich auch Wangeroge besucht, und ich muß gestehen, daß der Eindruck, den Land und Leute machten, mich aufs Lebhafteste an das Auge im Meere erinnerten. Wie Wangeroge *) ein Auge im Meere ist, so ist das Saterland ein Auge im Moore. Die abgeschlossene Lage beider, dort durch das Meer, hier durch das Moor bedingt, hat die Bewohner hier wie dort unvermischt, in fast ursprünglicher Reinheit friesischer Sprache und Sitten erhalten. Wer weiß, ob nicht diese weiten Moore an der Ems einst einen großen Meerbusen, ein ausgedehntes, ödes Watt bildeten, aus dem die jetzigen Heide- und Geesthügel wie Inseln hervorragten! Hat man doch bis in die neueste Zeit im Lehmboden des Saterlandes größere und kleinere Bernsteinstücke gefunden, ganz wie am Meeresstrande bei Wangeroge. Das Gepräge einer Düneninsel fällt uns namentlich im südlichen Theile des Saterlandes bis zum Kirchdorfe Scharrel auf. Zu beiden Seiten des Weges liegen zerstreute, theilweise mit Föhren bewachsene Sanddünen, und manchmal müssen wir tief durch den Sand waten. Nach Norden zu wird der Boden allmälig niedriger und gleichförmiger. Der nackte, dürre Dünensand hört nach und nach auf, humusreicher Ackerboden wird vorherrschend, namentlich im Kirchspiele Ramsloh, das in der Mitte liegt; und ganz im Norden, im Kirchspiele Strücklingen, geht der Boden in feuchte, niedrige Moorwiesen über, die oft vom Herbste bis zum Frühlinge dermaßen überschwemmt sind, daß das Land einer See gleicht, und aller Verkehr zu Fuß und zu Wagen nach dieser Richtung hin aufhört. Vor 50 Jahren war das Land auch nach Süden hin völlig unwegsam, da kein Pfad durch das weite, sumpfige Moor nach Friesoythe führte. Erst später, in der „französischen Zeit", hat man einen Sandweg hindurchgelegt. Kein Wunder, daß das Völkchen der Saterländer in solch gänzlicher Abgeschlossenheit seinen friesischen Charakter bis auf die Gegenwart fast unverwischt erhielt. Freilich, die alten Trachten sind fast ganz, und das alte freie, friesische Gemeindewesen ist spurlos verschwunden, aber Sprache und Lebensweise sind geblieben.

Dort kommt ein erwachsenes Mädchen aus einem klei-

*) Wir behalten die volksthümliche Deutung des Namens bei, wenn sie auch sprachlich nicht richtig ist. Wangeroge heißt ursprünglich so viel als die Wanger-Insel, Eiland. Das „Oge" ist nur mundartlich verschieden von dem dänischen Ö (Faröe = Schafinseln), von Ei in Norderneі u. s. w.

nen Hause gelaufen. Sie trägt einen kurzen, faltigen, feuerrothen Rock. Das Mieder — wenn bei ihr überhaupt von einem Mieder die Rede sein kann — ist schlicht, an der Schulter schauen weiße, leinene Aermel daraus hervor; auf dem Hinterkopfe trägt sie ein kleines dichtanliegendes Käppchen. So ist die Alltagstracht der Frauen durchweg. Schöne, schlankgewachsene Frauen und Mädchen habe ich nirgends gesehen, alle waren kleinen gedrungenen Wuchses. Die Männer sind höher und schlanker. In ihrer Tracht ist mir nichts Abweichendes aufgefallen. Früher hatten die Saterländer eine eigenthümliche, ich möchte fast sagen Nationaltracht. Die Männer trugen einen runden Hut, ein langes, auf die Brust herabhängendes Halstuch, ein hellblaues Kamisol oder Wamms mit langen Schößen und Seitentaschen, über die eine Klappe fiel, eine buntgestreifte Weste mit einer dichten Reihe silberner Knöpfe, kurze Schifferhosen, blaue Strümpfe und lederne Schuhe mit großen silbernen Schnallen. Die Frauen trugen einen flachen, weißen, mit vielen flatternden Bändern besetzten Hut von Holzgeflecht, unter dem Hute eine eigene altfriesische, mit rothem Bande stark besetzte Mütze, welche durch ein silbernes sogenanntes Ohrisen (d. i. ein durch den Rand der Mütze gehender, hinten um den Kopf liegender Bügel, dessen Enden in Platten auslaufen, welche die Backen eng umschließen) befestigt wird, ferner ein kurzes, ebenfalls mit rothem Bande geschmücktes Kamisol, im Hemde auf der Brust eine silberne Schnalle und an beiden Seiten derselben große, gestickte Buchstaben, auch wohl Blumen, die zwischen dem auf eigene Weise umgeschlagenen Tuche hervorschienen, kurze bis auf die Waden reichende Röcke mit unzähligen Falten, und endlich blaue Strümpfe mit rothen Zwickeln und auf den Schuhen silberne Schnallen. Der Röcke trug man mehrere über einander, so daß sie volle Hüften und dünne Taillen bildeten.

So schilderte Nieberding noch im Jahre 1837 die wirklich malerische Tracht der Saterländer, fügt aber hinzu: „Doch fängt die Mode schon an, auch in dieses abgesonderte Ländchen sich einen Eingang zu verschaffen.“ — Ich habe von all diesem nichts mehr gesehen, habe auch auf meine Nachfrage zur Antwort erhalten, nur die ältesten Frauen erschienen wohl an Feiertagen noch in der Nationaltracht.

Ueber das Saterland und seine Bewohner ist von jeher viel gefabelt worden. Die Leute sollten nackt in Erdhütten wohnen, eine barbarische Sprache reden, ihre Lebensweise sollte sich in nichts von der der alten Germanen unterscheiden und dergleichen mehr. Da wurde unter Anderm erzählt: Die Saterländer haben keine Schüsseln, sondern sie essen von einem in der Mitte ausgehöhlten Tisch; ferner: Ueber jedem Kaffeetische schwebt an einem Faden ein Stück Zucker, das beim Trinken von Mund zu Mund wandert. Solche und ähnliche Märchen wurden von den wenigen oberflächlichen Touristen verbreitet, die abenteuernd in das Ländchen eindrangen. Von mir können die Leser solche pikante Reisefrüchte nicht erwarten; nur berichten will ich, was ich beobachtet und als wahr erkannt habe.

Die Saterländer gehörten zum friesischen Stamme, dafür zeugen ihre Sprache, ihr Körperbau, ihre große Sittenstrenge, ihre Freiheitsliebe und ihr früheres selbständiges Gemeindewesen.

Die Sprache der Saterländer ist kein verdorbener plattdeutscher oder niedersächsischer Dialekt, wie irrthümlich behauptet worden ist, sondern dieselbe trägt unverkennbar die Spuren des Altfriesischen an sich; das hat Professor Dr. Minssen zur Genüge nachgewiesen. Das Atersche ist vom Niedersächsischen so sehr verschieden, daß ein Plattdeutscher es eben so wenig verstehen kann, wie die Sprache der Wangeroger, zumal wenn es schnell gesprochen wird. Doch giebt es auch manche Formen und Ausdrücke, die dem Niedersächsischen verwandt sind. Beide sind ja im Laufe der Zeit ebenso mit einander verschmolzen wie die beiden Volksstämme. Im Saterlande konnte das aber nicht in demselben Grade geschehen, wie in anderen Gegenden Niederdeutschlands, weil die natürliche Lage des Landes zwischen großen unwirthbaren Mooren es verhinderte. Ist es doch noch nicht lange her, daß man dahin nur auf einer Wasserstraße, wie zu einer Insel, gelangen konnte. Das Studium des Saterschen wird daher für Sprachforscher stets von hohem Interesse bleiben. Die Saterländer halten wie alle friesischen Stämme mit unwandelbarer Liebe an ihrer Muttersprache fest, die sie möglichst in ihrer Reinheit zu erhalten suchen. Unter sich sprechen sie nur ihre Sprache; im Umgange mit Nichtsaterländern und Fremden reden sie zwar Plattdeutsch und in der Schule Hochdeutsch, allein nichts destoweniger kehren sie mit echtfriesischer Zähigkeit stets wieder zur Muttersprache zurück. Die Kinder von Eingewanderten lernen daher bald das Atersche. Trotz dieser angeborenen Zähigkeit wird doch der satersche Dialekt nach und nach, wenn auch sehr langsam, verdrängt werden. Auffallend ist es mir gewesen, daß in der plattdeutschen Sprache der Saterländer manche Ausdrücke vorkommen, die man auch im Jeverlande hört: z. B. „Loog“ = Dorf, „kollt“ statt költ = kalt, „ollt“ statt ölt = alt, „Schinfatt“ = Laterne, „Mallmöhl“ = Caroussel, „ji bünt“ statt ji sünd = ihr seid ꝛc. Schon diese und andere Wörter weisen auf einen gleichen Ursprung, einen gemeinsamen Stamm der Jever- und Saterländer hin; es ist der friesische.

Im Saterlande findet man auch noch manche Namen, die in dieser besondern Form nur in friesischen Gegenden vorkommen; z. B. die Männernamen Focke, Haye; Debbe, und die Frauennamen Antje, Folke, Grietje, Noontje ꝛc.

Früher waren im Saterlande keine feste Stammnamen im Gebrauche. Der mit einem s als Auslaut versehene Vorname des Vaters wurde der Stammname des Kindes. Hieß z. B. der Vater Sicke Eds, so hieß der Sohn Ed Sickes, und der Enkel wieder Sicke Eds. Aehnlich war es auch noch in anderen Gegenden, z. B. im Jeverlande. Es ist dies eigentlich die uralte Weise, wie sie z. B. bei den alten Griechen und Juden auch herrschte, während im alten Rom mit seinen strengen Formen für das öffentliche wie private Recht das Bedürfniß fester Familiennamen schon früh durchgriff. Bei den Juden hat es sich seit Jahrtausenden bis in die neueste Zeit erhalten. Fürs Herzogthum Oldenburg verordnete ein Gesetz im Jahre 1826, zur Vermeidung häufiger Irrungen, feste Familiennamen einzuführen, was zwar für die Kirchenbücher und bei den Behörden durchgeführt wurde, aber im täglichen Leben erst sehr allmälig durchdrang. So werden namentlich im Saterlande die Vornamen noch immer nach dem altherkömmlichen Gesetze der Namengebung ertheilt.

Der älteste Sohn wird nach dem Großvater väterlicher Seite, die älteste Tochter nach der Großmutter väterlicher Seite, das zweite Kind nach dem Großvater oder der Großmutter mütterlicher Seite benannt. Beim dritten Kinde haben Oheim und Muhme väterlicher Seite, beim vierten die der mütterlichen Seite die Ehre, dem Täufling ihren Namen zu leihen. So geht es wechselweise weiter und zwar, da die Ehen der Saterländer meist mit Kindern reich gesegnet sind, eine ganze Reihe hindurch; zuletzt kommen auch Vettern und Basen an die Reihe. Nun, wir machen es ja ähnlich, wenn wir auch nicht so ängstlich an dieser Gevatter-Rangordnung festhalten, und die älteste Tochter manchmal

Emilie oder so taufen, wenn z. B. Großmutter Geschirin oder Talklene hieß.

Früher gab es nur drei feste Familiennamen im Saterlande, nämlich die Awiks, Blocks und Kirchhoffs. Der Sage nach sind diese drei alten Familien, sogenannte Häuptlings- oder Junkerfamilien, früher aus Westfriesland eingewandert, was auch nicht unwahrscheinlich ist. Nach dem Einbruche des Dollart (1277), heißt es, flüchteten die Awiks, Blocks und Kirchhoffs nach dem Saterlande und gründeten hier eine neue Heimath; von ihnen stammt die ganze Bevölkerung im Saterlande ab.

Im 13. Jahrhundert wurde die friesische Sprache noch auf dem langen, schmalen Küstenstriche von Antwerpen bis zur Königsau gesprochen, gegenwärtig nur noch an fünf Punkten, nämlich auf Wangeroge, Helgoland, im Saterlande, Nord- und Westfriesland. So hartnäckig der Kampf des Neufriesischen gegen die hereindrängenden mächtigeren Schwestern, die niedersächsische oder plattdeutsche und die hochdeutsche Sprache auch ist, endlich wird sie der Fluth weichen müssen, und auch von ihr wird es heißen, wie von manchem friesischen Seefahrer und mancher friesischen Insel: „Sie sind verschollen!" —

Dem Leser nur annähernd eine Vorstellung von dem saterschen Dialekte zu geben, würde über den engen Rahmen meiner Skizze hinausgehen *). Doch will ich es nicht unterlassen, ein friesisches Liedchen und daneben eine freie Uebertragung von mir hierher zu setzen.

Skippers Sankje.

Forjit my net as bolle wyntjes waie,
In ik ven't roer myn sankje sjong;
As kroese weagen't gledde skip omaie;
Forjit my net.
Forjit my net as millionen stjerren,
In't frjeunlik moantje my beskynt,
In dou swiet droâm' hest yn'e seafte fjerren;
Forjit my net.
Forjit my net as wrede touwerfleagen
My stingerje dear God it wol.
As ik ompolskje mei de dead foar eagen;
Forjit my net.
Forjit my net as wreed de stormen bylje,
In't libben hinget oen ien tried;
As wy forslein oen't neadtou ride in fylje,
Forjit my net.
Forjit my net as swarte tommelweagen
Oertraselje it warles skip,
An alle elleminten tjen ues teagen,
Forjit my net.
Forjit my net as we einling yet forsinke,
In tere yn'e djippe sé;
Wol den mei trjinnen om my tinke;
Forjit my net.

Schiffers Sang.

Vergiß mein nicht, wenn sanft die Winde säuseln,
Und ich am Ruder sing' mein Lied;
Wenn sich um's glatte Schiff die Wellen kräuseln,
Vergiß mein nicht.
Vergiß mein nicht, wenn mich das Heer der Sterne,
Wenn freundlich mich der Mond bescheint,
Wenn träumend Du hinaus schaust in die Ferne,
Vergiß mein nicht.
Vergiß mein nicht, werd' ich von wilden Stürmen
Geschleudert, so wie Gott es will,
Wenn sich die Wogen mir zum Grabe thürmen,
Vergiß mein nicht.
Vergiß mein nicht, wenn hohl die Stürme gellen
Und wenn am Haar mein Leben schwebt,
Wenn wir am Nothtau treiben auf den Wellen,
Vergiß mein nicht.
Vergiß mein nicht, wenn schwarze Wogen rollen
Und umstürzen unser Schiff,
Wenn alle Elemente tobend grollen,
Vergiß mein nicht.
Vergiß mein nicht, wenn ich nicht wiederkehre
Und rolle in der tiefen See,
O, weihe mir dann eine stille Zähre,
Vergiß mein nicht.

*) Wer speciell über diesen Gegenstand eingehendere Belehrung sucht, dem empfehle ich: „Friesisches Archiv" von Ehrentraut.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

VII.

Jacksonville, als Minen- und als Landstadt. — Eine schläferige Bevölkerung. — Reiche Metallschätze. — Gold Hill. — Das Thal des Rogue-Flusses. — Der Blitz-Rechenmeister. — Mit der Stage nach Yreka. — Ashland. — Ein oregonischer Solon. — Das Siskiyougebirge. — Mount Shasta. — Der Klamathfluß. — Herrliches Panorama bei Abendbeleuchtung. — Yreka, die Hauptminenstadt im nördlichen Californien. — Verheerende Feuersbrünste. — Verfall und Blüthe neben einander. — Kaleidoskop einer californischen Minenstadt.

Die Stadt Jacksonville, welche am Jackson-Creek, einem Nebenflüßchen des Rogue-River, liegt, 293 Miles von Portland und etwa 130 Miles von der Seeküste entfernt, zählt gegen 1500 Einwohner und ist der Hauptort im südlichen Oregon. Die Bevölkerung dieses Platzes ist eine sehr gemischte. Chinesen sind dort ungewöhnlich stark vertreten und fast ein Drittheil der Gesammtkopfzahl besteht aus Deutschen. Irländer, Portugiesen und Kanakas (Sandwichsinsulaner), welche letztere als fleißige Arbeiter in den Goldminen sehr geschätzt werden, bilden starke Bruchtheile der Bevölkerung.

Jacksonville verdankt sein Entstehen dem Entdecken von reichen Goldablagerungen im südlichen Oregon, welches sich bereits vom Jahre 1850 herdatirt. Zur Zeit seiner Blüthe rivalisirte dieser Platz mit der jenseits der Siskiyouberge liegenden californischen Minenstadt Yreka (sprich: Weirika), und noch jetzt ist der Ertrag seiner Placers bedeutend. Der Platz sieht übrigens nichts weniger wie eine Minenstadt aus,

wo die Bevölkerung sich stets in einer Fieberhitze von geistiger Aufregung zu befinden pflegt, sondern hat vielmehr das Ansehen eines gewöhnlichen stillen amerikanischen Landstädtchens. Der in allen Minenorten Californiens stets rege Unternehmungsgeist scheint diesen schläfrigen oregonischen Goldgräbern ganz abhanden gekommen zu sein. Man klagte viel über die Trockenheit der letzten Jahre, wodurch der Ertrag der immer noch sehr reichen Placers sich von 300,000 Dollars Werth Gold im Jahre auf etwa 35,000 Dollars vermindert habe. Dem Mangel an Wasser würde jedoch durch das Herstellen eines großen Minengrabens von etwa 92 Miles Länge leicht abzuhelfen sein. Ein derartiges Unternehmen, das die verhältnißmäßig geringe Capitalanlage von nur 75,000 Dollars erfordert, wäre leicht auszuführen und müßte ungeheuern Nutzen bringen. In einer californischen Minenstadt wäre ein solcher Graben natürlich längst angelegt worden; aber in Jacksonville gilt das Motto: „nur immer langsam voran!" — und der große Graben figurirt hier seit einem Decennium nur auf dem Papier.

Die Gegend bei Jacksonville ist nicht nur reich an Ablagerungen von körnigem Freigold (Placers), sondern auch an gold- und silberhaltigem Quarz, und würde eine mit Benutzung der neuesten Betriebsmethoden im Bergbau auf energische Weise durchgeführte Bearbeitung dieser Erze erstaunliche Resultate liefern. In den Quarzminen bei Gold-Hill, 7 Miles nördlich von Jacksonville, wurde das reichste Golderz an dieser Küste gefunden. Aus einer Tasche (pocket) von nur 12 Cubikfuß gewann man dort 130,000 Dollars Werth an Gold. Silbererze, in Stücken von der Größe einer Wallnuß bis zu 25 Pfund Schwere und von großem Reichthum, sind über die ganze Gegend zerstreut; ein kleiner Haufen eingesammelter Quarzstücke hatte einen Metallwerth von 7000 Dollars in Silber. Aber die Ausbeute der gold- und silberhaltigen Quarzgänge (ledges) geschieht hier auf einem sehr primitiven Wege. Die zwei bedeutendsten der bei Gold-Hill angelegten Minenschachte haben nur eine Tiefe von 150 und von 80 Fuß, und sonst ist keiner in der ganzen Umgegend tiefer als 14 Fuß. Die Quarzpochwerke und die Amalgamationsapparate sind schlecht construirt, Schmelzöfen sind keine vorhanden und die Minen werden sehr nachlässig bearbeitet. Eine thatkräftige californische Bevölkerung würde den Ertrag der Minen im südlichen Oregon leicht verzehnfachen.

Jacksonville ist nicht bloß als Minenort von Bedeutung, auch eines der fruchtbarsten Thäler Oregons liegt in seiner unmittelbaren Nähe und macht es zum natürlichen Stapelplatze für seine Producte: das in einer Breite von 15 Miles von Norden nach Süden und einer Länge von 50 Miles von Ost nach West sich erstreckende Thal des Rogueflusses. Weizen, Hafer und Gerste, sowie Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen und alle Arten von Beeren (Stachelbeeren, Himbeeren ꝛc.) und von Gartenfrüchten gedeihen dort vortrefflich. Ansehnliche, wohlcultivirte Farmen sind zahlreich in jenem Thale. Ein lebhafter Handel findet mit dem 90 Miles entfernten Fort Klamath statt, wo einige Compagnien Vereinigte-Staaten-Militär in Garnison liegen, die ihren ganzen Bedarf an Lebensmitteln ꝛc. von hier aus erhalten. Von auswärts werden die Waarengüter meistens durch den 120 Miles von Jacksonville entfernten am Meere liegenden Hafenort Crescent City bezogen; doch wird mit dem Fortbau der Eisenbahn bald ein radicaler Umschwung in alle Handelsverhältnisse kommen und sich der Kostenpunkt des Waarentransportes bedeutend geringer stellen. Gegenwärtig berechnen die Dampfboote von San Francisco nach Crescent City 5 bis 6 Dollars per Tonne (zu 2000 Pfund) Fracht, außer $2^1/_2$ Dollars per Tonne Hafengebühren, und der Wagentransport vom Landungsplatze nach Jacksonville kostet außerdem drei Cents fürs Pfund. Ich will noch erwähnen, daß die in der Stadt Salem tagende Legislatur des Staates Oregon dem Rogue-River (Schurkenfluß) den ihr civilisirter dünkenden Namen Gold-River (Goldfluß) officiell beigelegt hat. Aber den Bewohnern des südlichen Oregon scheint der hergebrachte Name passender zu sein und ist ihnen als Erinnerung an die gute alte Zeit lieb und theuer geworden; der neue Name wird hier nicht anerkannt, und als „Schurkenfluß" strömt der wilde Bergstrom auf goldhaltigem Grunde nach wie vor dem Ocean zu.

Am Abende während meines Aufenthaltes in Jacksonville brachte mein Reisegefährte, der Blitz-Rechenmeister, die ganze Bevölkerung des Ortes auf die Beine, redete bei Fackelbeleuchtung auf der Straße „das intelligente Publicum von Jacksonville" an und hielt ihnen eine Vorlesung über Arithmetik und eine zu vereinfachende Rechnungsmethode. Mit Kreide rechnete er an einem schwarzen Brette die verwickeltsten Aufgaben fabelhaft schnell aus; addirte eine ellenlange Columne von langzifferigen Zahlen im Handumdrehen; multiplicirte in nur einer Reihe Billionen und Quatrillionen, daß es wie ein Hexenkunststück aussah; schlug sich an den Kopf und zog bei ihm gestellten Fragen die Zahlen wie mit einem Pfropfenzieher daraus hervor; machte Zinsenberechnungen, wie mir Aehnliches nie vorgekommen, und schwadronirte dabei mit einer unglaublichen Suade, erzählte Anekdoten ꝛc., daß das „intelligente Publicum von Jacksonville" ihn mit offenem Munde anstaunte und seinen Witzen entzückt zujubelte. Zum Schluß verkaufte er seine Rechenbücher, die alle jene Zahlengeheimnisse enthalten sollten — 144 Seiten, broschirt, zu drei Dollars die Copie — so schnell wie warme Semmeln. In jedem kleinen Platze Oregons hatte ich während der letzen Woche allabends dasselbe ergötzliche Schauspiel gehabt; aber in Jacksonville übertraf der „Yankee-lightning calculator" sich selbst. Seine Vorlesungen sind mir eine interessante Erinnerung dieser Reise geblieben!

Am Morgen des 1. October setzte ich bei herrlichem Wetter meine Stagefahrt fort, deren nächstes Ziel die 62 englische Meilen von Jacksonville entfernte californische Minenstadt Yreka war. Durch eine wohlangebaute Gegend, in welcher die Felder mit zerstreut wachsenden Lebenseichen malerisch bestanden waren, kutschirten wir lustig auf guter Straße dem bewaldeten Gebirgszuge der Siskiyouberge entgegen. Der Name Siskiyou ist ein indianisches Wort und bedeutet „bob tailed horse", zu deutsch „Pferd mit Stutzschwanz". Die äußere Form des Gebirges soll einem solchen Pferde ähnlich sein; daher der Name. Mir war es nicht möglich, eine derartige auch nur entfernte Aehnlichkeit zu entdecken, welche die lebhafte Phantasie der Rothhäute sich ausgedacht hatte.

Funfzehn Miles von Jacksonville passirten wir eine rechts nahe am Wege liegende warme Schwefelquelle, an der ein Badehaus errichtet war, und erreichten bald darauf das in freundlicher Umgebung liegende Städtchen Ashland, die südlichst gelegene Ortschaft Oregons, in deren Nähe die Ausläufer der Siskiyouberge beginnen. In Ashland bemerkte ich die ansehnlichen Gebäulichkeiten einer Wollenwaarenfabrik und eine Steinhauerei, und der Platz hatte ein hübsches Aussehen. Hier verließ uns zu meiner Freude der zanksüchtige blinde Musikprofessor und räumte seinen Platz einem Mitgliede der Legislatur Oregons ein, der mit uns nach Yreka reiste. Leider zeigte sich dieser Personenwechsel in der Folge nicht so angenehm als ich erwartet hatte, denn jener oregonische Staatsmann machte sich durch seine rohen Manieren bald ganz unleidlich. Er entwickelte im Laufe der Unterhaltung unter Anderm die barocke Ansicht, daß Kinder nicht vor dem

Alter von 14 Jahren zur Schule gesandt werden sollten; es sei weit besser, sagte er, sie liefen so lange im Busch herum, um ihren Körper zu entwickeln, als daß sie auf den Schulbänken säßen, wo sie, wie bekannt, nur Dummheiten und Liederlichkeit lernten! Die meisten seiner Collegen in Salem, fügte er hinzu, seien derselben Ansicht wie er, und er hoffe, daß der Staat Oregon bald ein diesen gesunden Grundsätzen entsprechendes Schulgesetz erlassen würde. Er habe erst nach dem funfzehnten Jahre angefangen, die Schule zu besuchen, und doch noch genug gelernt, um ihn ins Repräsentantenhaus seines erleuchteten Staates zu bringen. Gegen derartige Beweisgründe ließ sich natürlich nicht anstreiten, und wir anderen Reisenden schwiegen beschämt vor jenem oregonischen Solon.

Nachdem wir bei der Stagestation „mountain view" unser Mittagsmahl eingenommen hatten, wo vor dem Wirthshause auf einer gewaltigen quer über den Weg angebrachten Tafel die falsch buchstabirten Worte „tole road" statt „toll road" (Schlagbaum-Straße) Einem entgegenstarrten und polizeiwidrige Gedanken gegen den erleuchteten Staat Oregon wach werden ließen, ging es mit einem Vorspann von sechs Rossen ins Gebirge. Die trefflich angelegte Straße wand sich zwischen den mit herrlichen Nadelholzwaldungen bestandenen Abhängen allmälig empor. Auf der Höhe angelangt, hatten wir eine prachtvolle Fernsicht auf dichtbewaldete bläuliche Bergketten, über welche sich uns zur Linken die schneebedeckte Gebirgsmasse des 14,440 Fuß hohen Mount Shasta (auch „Shasta Butte" genannt) emporthürmte — ein herrliches Bild! Jetzt ging es auf gewundener Straße rasch wieder bergab. Neue Aussichten auf das Gebirge, eine schöner als die andere, entzückten das Auge. Hier lagen hellgrüne Wiesen idyllisch zwischen den dunkelen Tannenhölzern, dort brauste ein Bach schäumend thalab, dessen Ufer mit Ahorn und Cottonwood, weißstämmigen Birken und dem goldgelben Laube der Sumpfeschen reizend umrahmt waren, während sich in der Ferne die dunkelvioletten Bergzüge malerisch hinzogen und der alte Shasta Butte darüber seinen Silberdom hoch im blauen Aether emporgebaut hatte.

Bei der Station Coles, 35 Miles von Jacksonville, lag die Hauptkette der Siskiyouberge hinter uns. Das freundliche Stationsgebäude mit dem langen weißen Stacket nahm sich ganz sommerlich aus, die Luft war südlich warm und die Landschaft mit den braunen Hügeln hatte bereits ein echt californisches Aussehen. 400 Yards jenseits Coles Station überschritten wir die Südgrenze des Staates Oregon, welche auf den 42. Grad nördlicher Breite gelegt worden ist. Auf staubiger Straße kutschirten wir weiter, kamen an verlassenen Placers vorbei und kreuzten ausgetrocknete weite Flußbetten, welche im Winter von brausenden Fluthen angefüllt sind, bis wir nach einer Fahrt von 8 Miles das Minenstädtchen Cottonwood erreichten. Nach eingetretenem Winterregen herrscht hier ein reges Leben, aber zu dieser Jahreszeit fehlt das Alles belebende zum Bearbeiten der Minen unumgänglich nothwendige Wasser, und die Placers liegen ganz verödet da. Zweieinhalb Miles jenseits Cottonwood trafen wir den Klamathfluß, einen reißenden Strom mit felsigen, baumleeren Ufern, den wir vermittelst einer Fähre passirten. Er ist der natürliche Abfluß des kleinen und des großen Klamathsees — jener 35, dieser 60 Miles in nordnordöstlicher Richtung von hier entfernt — und ergießt sich westwärts in den Ocean. Am Nordwestufer des großen Klamathsees erhebt sich der 11,000 Fuß hohe Mount M'Laughlin (auch „Mount Pitt" genannt), den ich zuerst vom Thale des Rogueflusses aus erblickt hatte, der aber von hier, durch dazwischen liegende Höhen verdeckt, nicht gesehen werden kann. Der Klamathfluß hat ein sehr tückisches Gewässer, voll von Wirbeln und Stromschnellen, das schon manchem verwegenen Schwimmer einen gewaltsamen Tod gebracht hat. Die Fähre über denselben, welche an der Hauptstraße zwischen Oregon und Californien liegt, ist ein einträgliches Monopol; einen Wagen und zwei Pferde hinüberzuschaffen kostet z. B. 2½ Dollars. Als die Goldminen im südlichen Oregon zuerst entdeckt wurden und Miner, Kaufleute und Abenteurer zu Tausenden von Californien dorthin strömten, war diese Fähre eine echte Goldgrube und soll ihrem Besitzer zu damaliger Zeit durchschnittlich 300 Dollars per Tag eingebracht haben.

Wir fuhren jetzt über ein viele Meilen breites baumleeres Plateau, wo der Boden überall Gold enthält, das aber wegen der gänzlichen Abwesenheit von Wasser nicht ausgebeutet werden kann. Rechter Hand lagen die gleichfalls an Gold reichen „Oregon Hills", deren Minen nur im Winter während der Regenzeit bearbeitet werden, jenseits des Klamath der Höhenzug der „Bogus Hills" und nach links hinüber der majestätische Mount Shasta in prachtvollster Abendbeleuchtung. Nicht vergessen hatte ich sein herrliches Bild, welches sich meinem Geiste unauslöschlich eingeprägt, als ich ihn vor sechs Jahren zum ersten Male von eben diesem Standpunkte und bei ähnlicher Beleuchtung sah: die seinen Fuß umkränzenden bläulich-violetten Wälder, den wie eine riesige Bastion aus der Gebirgsmasse hervortretenden großen Krater und den von den Strahlen der sinkenden Sonne goldig umleuchteten Silberdom, — ein wunderbar großartiger Anblick! Mehr als 40 Miles dehnte sich die Ebene zwischen uns und dem Shasta Butte aus, und jenseits derselben stand der riesige Schneekoloß, ein Gebirge für sich, majestätisch da. Gerade vor uns lagen die Scottsberge, ein Gebirgszug von beträchtlicher Höhe, dessen Gipfel hier und da Spuren von Schnee zeigten; zwischen ihnen und dem Shasta Butte ein isolirter Bergkegel, der „Zuckerhutberg" (sugar loaf mountain) genannt. Aber die Sonne sank schnell und bald verwischten sich die duftigen Contouren des Riesengemäldes, und als wir nach dem Scheiden des Tagesgestirnes den großen Shasta (big Shasta), einen Nebenfluß des Klamath, überschritten, lag die gewaltige Schneekuppe des Shasta Butte kalt, weiß und farblos am dunkelnden Horizonte da. Die Nacht war bereits eingetreten, als wir das Ziel unserer Tagereise, die Stadt Yreka, erreichten.

In Yreka (sprich: Weirika), an welchem Platze ich zwei Tage verweilte, sah es wüst aus. Die halbe Stadt lag in Trümmern, in Folge eines verheerenden Brandes, welcher den Ort am vergangenen 4. Juli heimgesucht hatte. Das Feuer war durch das Abbrennen von „fire crackers" entstanden, womit Alt und Jung an jenem Tage, dem Jahresdatum der Unabhängigkeitserklärung der Union, jeden Platz auf diesem Continente unsicher macht. Es ist ein trauriges Zeichen der Rohheit einer Nation, wenn dieselbe, wie hier der Fall, ihren höchsten Festtag hauptsächlich mit Spectakelmachen feiert! Aber trotz des widersinnigen Lärmens und der vielen Unglücksfälle, welche an jenem Tage alljährlich stattfinden, bleibt es beim Alten, und ganz Amerika ist an seinem höchsten Festtage nicht viel besser als ein großes Tollhaus. Das Wort Yreka, welches früher Wyreka geschrieben wurde, ist der Sprache der Shastaindianer entnommen, welche den Mount Shasta Ei-i-ka nennen, und bedeutet wörtlich übersetzt: „großer Fels". Die im obern Sacramentothale ansässigen Indianer nennen jenen Berg, einen jetzt nicht mehr thätigen Vulcan, Bulrumptum, ein bezeichnender Name!

Yreka war in den funfziger Jahren das reichste „mining camp" im ganzen Staate und ist immer noch der bedeu-

tendste Minenplatz im nördlichen Californien; viele der Großhändler in San Francisco legten hier den Grund zu ihrem jetzigen Wohlstande. Die in unmittelbarer Nähe jenes Ortes zu damaliger Zeit aus den Minen erlangten Reichthümer beliefen sich auf über 8 Millionen Dollars Gold im Jahre. Jetzt kommt der Ertrag sämmtlicher Minen in einem Umkreise von 8 Miles von Yreka kaum dem vierten Theil jener Summe gleich und beträgt in Yreka selbst nicht mehr als 300,000 bis 500,000 Dollars an Gold per Jahr. Jedoch beläuft sich das Goldproduct des ganzen Countys immer noch auf etwa fünf Millionen Dollars im Jahre. Das berühmte „Ireka flat“, ein ausgedehnter Minengrund in unmittelbarer Nähe westlich von der Stadt, wo in früherer Zeit hundert Dollars Werth Goldstaub aus jeder Wagenladung Erde gewonnen wurde, ist schon zwanzig Mal übergearbeitet worden, und das edle Metall in demselben ist keineswegs erschöpft. Doch wird jetzt das meiste Gold nicht mehr dort, sondern aus den in der Nähe des Ortes liegenden Hügeln und Bächen gewonnen. Die Stadt Yreka ist so zu sagen auf Gold gebaut, denn der ganze Grund und Boden, auf dem sie steht, ist goldhaltig. Es ist eine Eigenthümlichkeit des goldhaltigen Bodens in dieser Gegend, daß das edle Metall dort nicht in Ablagerungen auf dem Grundfelsen vorkommt, sondern gleichmäßig durch die Erde vertheilt ist. Das Bett des Yreka-Creek, welcher in den Shastafluß fällt, ist bis zum Grundfelsen außerordentlich reich an Gold, und sollte es, wie es im Plane liegt, gelingen, dasselbe mit „ground sluices“ zu bearbeiten, d. h. den Bach selbst in eine riesige Goldwaschrinne zu verwandeln und die ganze Erde, von seiner Mündung aufwärts gehend, bis auf den Grundfelsen fort- und auszuwaschen, so würden sich unzweifelhaft die früheren glänzenden Zeiten von Yreka erneuern. Man hat versuchsweise zwei Miles oberhalb am Yreka-Creek, nahe der Mündung des Greenhornbachs in denselben, einen Schacht, 127 Fuß tief bis auf den Grundfelsen ausgegraben und fand die Erde von oben bis unten reich mit Gold geschwängert. Die Schwierigkeit bei „ground sluicing“ liegt darin, den nöthigen Fall für das Wasser und dieses in genügender Menge zu erhalten; doch glaubt man, daß sich das Unternehmen mit einem Kostenaufwande von etwa einer Viertelmillion Dollars erfolgreich beginnen lasse.

Die Hauptminendistricte in der Umgegend von Yreka sind die folgenden: die Hawkinsville-Minen; die Minen am Humbug-Creek, die sich 14 Miles an jenem Bache entlang erstrecken und wo in einzelnen „claims“ bis 1000 Dollars an Goldstaub per Tag ausgewaschen wurde; der 6 Miles lange Greenhornbach, an welchem in früheren Jahren ein einzelner Miner irgendwo eine Unze Goldstaub per Tag gewinnen konnte, und dessen Placers noch lange nicht erschöpft sind; der Cherry- und der M'Adams-Creek; der Indian- und der Yreka-Creek, sowie der Scott-, Shasta- und Klamathfluß. Am Klamath sind alle Sandbänke in seinem Bett goldhaltig, bis 140 Miles aufwärts von seiner Mündung, und alle in denselben fallenden Bäche führen mehr oder weniger Gold mit sich. Der Goldstaub in den Yreka-Minen hat einen Werth von 16 bis 18 Dollars per Unze.

Man sollte glauben, daß in einem Orte, in dessen unmittelbarer Nähe immer noch Millionen Dollars in Gold der Erde abgewonnen werden, Handel und Wandel blühen müßten, und daß ein solcher Platz seinen Reichthum auch äußerlich zur Schau tragen müßte. Aber dieses ist in Yreka keineswegs der Fall, und die Stadt hat ein sehr verwahrlostes Aussehen. Die sage zwölf großen Feuersbrünste, welche hier seit der Gründung des Ortes gewüthet haben, scheinen den Bewohnern die Lust zum Bauen ganz verleidet zu haben. Namentlich hat das letzte verheerende Feuer, welches während eines Sturmwindes binnen 40 Minuten den Hauptgeschäftstheil der Stadt in Asche legte und an Häusern allein, ohne die zerstörten Waarengüter mitzurechnen, einen Verlust von mehr als einer Viertelmillion Dollars verursachte, einen sehr deprimirenden Eindruck hinterlassen. Obschon drei Monate seitdem verflossen waren, war mit Ausnahme einiger Holzhäuser kaum ein Anfang zum Wiederaufbauen der Stadt gemacht worden. Nach den großen Feuersbrünsten von 1852 und 1854, bei denen sogar die eben angekommenen und kaum von den Packthieren abgeladenen Waarengüter mitten in der Straße verbrannten, entstand Yreka jedesmal wie ein Phönix schnell wieder aus der Asche; aber seit den letzten sieben Jahren baute man nur die nothwendigsten Gebäude wieder auf. Ich bemerkte ein vor sieben Jahren zum Theil niedergebranntes Eckhaus an der Hauptstraße, das nur nothdürftig ausgebessert worden war und wo nicht einmal die angebrannten Balken auf der Veranda durch neue ersetzt waren. Der früher aus einer Umgegend von 30 Miles in Yreka concentrirte Handel hat sich nach vielen kleinen Minenplätzen, wo jetzt allenthalben „Stores“ zu finden sind, zersplittert, und die Kaufleute, welche sonst ihre Waaren mit hundert und mehr Procent Profit verkauften, müssen sich nun mit weit geringerm Nutzen begnügen. Die Miethe für Läden ist von 200 und 300 Dollars per Monat auf 20 bis 30 Dollars per Monat herabgegangen; Gebäude, deren Bau 9000 bis 10,000 Dollars gekostet hat, finden jetzt zu 1500 Dollars kaum einen Käufer. Gegenwärtig zählt Yreka etwa 1200 weiße Einwohner, worunter der vierte Theil Deutsche. Unter den Fremden bilden die Portugiesen einen starken Procentsatz. Chinesen, von denen 1000 bis 1200 im County leben, sind zahlreich in Yreka vertreten, und viele Indianer lungern in zerlumpter Kleidung in den Straßen herum. Letztere gehören zu den Stämmen der Modocs, Shastas, Lalacs und Klamaths. In und um Yreka giebt es deren etwa 200, und alle genannten Stämme zusammen sind etwa 1400 Köpfe stark.

Eine angenehme Abwechselung für das Auge bilden im Gegensatze zu dem verwahrlosten und zum Theil in Trümmern liegenden Geschäftstheile der Stadt die denselben umgebenden Privatwohnungen, welche den verheerenden Feuersbrünsten entgangen sind. Vor jedem dieser ländlich-hübschen Häuser liegen reizende mit weißen Stacketen umgebene Blumengärten, voll von blühenden Rosensträuchen, prachtvollen Georginen und hundert anderen Blumen; Weinreben, mit saftigen Trauben beladen, ranken an den Birnbäumen empor; auf den von Epheu und anderm Immergrün umkränzten Verandas hängen niedliche Käfiche, in denen Kanarienvögel zwitschern; die reinlichen Wege sind von prächtigen Laubbäumen beschattet. Ich machte einen Spaziergang durch die Stadt, bei welchem sich die verschiedenartigsten Bilder wie in einem Kaleidoskop einander drängten. Verfall und reges Leben neben einander, wohin ich sah! — Hier der abgebrannte Stadttheil mit den geschwärzten Ruinen, neuen Bretterschuppen, die sich an die stehengebliebenen Steinmauern der ausgebrannten Häuser lehnten, verborgenen eisernen Thüren und Fensterläden, Schutt und Trümmern im chaotischen Durcheinander; dort die idyllischen Privatwohnungen und dicht hinter ihnen die wüsten Goldplacers; verfallene Gebäude und elende chinesische Waschhäuser neben eleganten „Stores“; in den Straßen Kaufleute und Fremde in modischen Stadtkleidern, und sonnverbrannte Miner, kräftige Gestalten, in Blousen und rothen Hemden und breitkrämpigen Hüten, den Revolver im Gürtel; große Frachtwagen, welche Waarengüter mitten in der Straße abluden.

Eine staubige Stagekutsche, „Jones Flat and Yreka“ steht in flammenden Lettern darauf gemalt, jagt die Straße

entlang und hält vor meinem Hotel. Hier ist ein Schauspiel, wie es in der ganzen Welt nur eine echte Minenstadt Einem vor Augen führt! Der Wagen ist innen und obenauf von Goldgräbern überfüllt, Weiße und Chinesen durch einander, und die auf dem Kutschendache zwischen Postsäcken und Gepäck Sitzenden lassen die Beine seitwärts herunterbaumeln; der Staub liegt auf den Kleidern und Gesichtern der Neuangekommenen fingerdick. Bald ist die Stage von einer dichten Menge der Stadtbewohner umlagert. „Hallo, John! struck it rich?“ — „What's the news in the diggins, Jimmy?“ — „How goes it, Bob?“ 2c., so ungefähr lautet der gewöhnliche Gruß. Die wilde Gesellschaft springt vom Wagen, Postsäcke werden herabgeschleudert, bestaubte Koffer unsanft auf die Erde gesetzt und aus der Stage kommen alte Mantelsäcke, Bündel von Wolldecken, Flinten, Pistolen 2c. zum Vorschein, als ob zugleich ein Trödlerladen und ein Arsenal darin verborgen sei, — während einzelne Glückliche, von Freunden umgeben, mit ihren schweren Cantenas (Goldtaschen) auf dem Arm langsam die Straße entlang schlendern. Hier tritt einer von jenen wild aussehenden vom Glücke gesegneten Minern in ein elegantes Schenklocal und tractirt alle Anwesenden und ruft, da die Gesellschaft ihm nicht zahlreich genug ist, noch ein Dutzend Fremde von der Straße herein, der Schluck, die Cigarre je ein viertel Dollar; Champagner! Für Jeden, der ihn trinken mag! — wie gewonnen, so zerronnen!

Zur Kennzeichnung der Zustände in Tunis.

Ein tunisischer Prinz als Rebell.

Von **Heinrich Freiherrn von Maltzan.**

III.

Der unglückliche Prinz fiel wirklich in die Hände seiner Feinde, und zwar ohne daß er irgend welche Gelegenheit gefunden hätte, seine Tapferkeit zu zeigen. Eine Zeitlang feierten die Rebellen noch ihre Feste fort, hielten tagtäglich den lächerlichen „Kriegsrath“, entwickelten eine große Kampflust und kühnen Muth, — aber Alles nur in Reden. Zum Kampf zu marschiren waren sie noch nicht bereit, und den Marsch vorzubereiten, dazu ließen sie sich einstweilen noch Zeit, eben so wie die Regierung ihre Rüstungen mit dem üblichen Schlendrian betrieb, der alle Staatsgeschäfte der modernen Reiche des Islam kennzeichnet. Einstweilen waren die beiden Feinde nur in Worten thätig.

So hätte es Jahre lang fortgehen können, und dem Bey wäre nicht viel daran gelegen gewesen. Denn die aufgewiegelten Landstriche lagen fern und an Steuerzahlung war ohne eine steuereintreibende Armee dort ohnehin nie zu denken gewesen. Jedoch der erste Minister sorgte dafür, daß die Dinge einen schnellern Verlauf nahmen. Er kannte das Mittel, um eine feindliche Armee auch ohne Truppen unschädlich zu machen. Das gewöhnliche Mittel, die Bestechung, das schon im Jahre 1864 dem Staate so schöne Früchte getragen, indem es ihn von einer weit gefährlichern Rebellion befreite, wurde auch hier versucht und hatte, wie gewöhnlich, den besten Erfolg. Gerade diejenigen Häuptlinge, die im „Kriegsrath“ sich am muthigsten geberdet hatten und am ärgsten gegen die Regierung loszogen, waren die ersten, die sich bestechen ließen. Sie perorirten gegen Bey und Minister selbst dann noch fort, als sie schon das Geld des letztern in ihren Taschen hatten. Natürlich nur zum Schein und um den Prinzen zu täuschen, bis sie ihn den Feinden ausliefern konnten.

Hierzu bot die Komödie des Feldzuges, die sie bald darauf in Scene setzten, die beste Gelegenheit. Der Minister war ihrer so gewiß, daß er nur ein einziges Bataillon ihnen entgegenschickte. Sidi el Adel zog an der Spitze derer, die er noch immer für Rebellen hielt, kampfbereit und kühn auf den Feind zu. Selbst von Muth beseelt und begierig, den tunisischen Truppen zu begegnen, wurde er durch den anscheinend noch viel größern Kriegseifer seiner Anhänger nicht wenig überrascht. Denn diese tollkühnen Reiter sprengten, kaum daß sie den Feind erblickt hatten, schnurstracks und im Galopp ihrer Pferde auf das feindliche Bataillon los. Schon hatten sie es erreicht, und noch immer erfolgte von Seiten der tunisischen Infanterie keine Gewehrsalve. Welche schändliche Kriegslist mochte dahinter stecken? So fragte sich Sidi el Adel. Aber nur zu bald ward er inne, daß er allein hier noch Krieg führte und daß die Anderen lediglich eine Komödie, die aber für ihn ein Trauerspiel werden sollte, in Scene setzten. Denn plötzlich gaben die Feinde eine Pulversalve, die freilich keinen Menschen verwunden konnte, die aber trotzdem eine schleunige Flucht der Rebellen zur Folge hatte. Sidi el Adel sah sich von Allen verlassen und fiel als Gefangener in die Hände seiner Feinde. So endete durch Verrath, wie alle Aufstände der tunisischen Beduinen in den letzten Jahrzehnten, auch diese lächerliche Rebellion, die Tunis Schrecken eingeflößt hatte, und so zerstob zu Nichts die ephemere Macht des unglücklichen Prinzen, den die Verräther noch kurz vorher als ihren Landesherrn ausgerufen.

Sidi el Adel Bey wurde nun nach Tunis gebracht. Der erste Minister, eingedenk des Versprechens, welches er den europäischen Consuln gegeben, legte bei dieser Gelegenheit, zum nicht geringen Erstaunen Aller, eine ungewöhnliche Mäßigung an den Tag. Er hatte ja sein Wort verpfändet, daß den Prinzen die Todesstrafe nicht treffen solle. Aber er ging noch viel weiter, als die sanguinischen Menschenfreunde hoffen konnten. Der Prinz wurde kaum wie ein Gefangener betrachtet und durchaus seinem Range gemäß behandelt. Ja noch mehr; er wurde sogar ehrenvoll empfangen. Nicht nur mit den seinem Stande gemäßen Ehrenbezeigungen, sondern selbst mit zärtlicher Verwandtenliebe schien man ihm von Seiten des Hofes entgegenzukommen. Der schlaue Staatsmann veranstaltete sogar eine Versöhnungsscene zwischen Sidi el Adel und seinem Bruder, dem Bey. Letzterer, ein von Herzen gutmüthiger, wenn auch überaus charakterschwacher Mann, welcher sich nur auf den Alles bei ihm geltenden Rath Mustapha's zuweilen und nur mit Widerstreben zu Grausamkeiten hinreißen ließ, hieß die Gelegenheit willkommen, seiner natürlichen Verwandtenliebe

freien Lauf zu lassen. Das Wiedersehen der Brüder war wirklich rührend. Sie fielen sich unter Thränen um den Hals, weinten lange, umarmten und küßten sich aufs Herzlichste; kurz, es schien die vollkommenste, innigste Herzensversöhnung zwischen Beiden stattgefunden zu haben. Und dennoch sollte Sidi el Adel Bey in seinem Kerker erdrosselt, nach Anderen vergiftet sterben!

Der erfahrene Staatsmann Mustapha Chasnadar hatte sich bei dem Zusammentreffen des Bey mit dessen Bruder nicht blicken lassen. Wenn er auch im Stande gewesen wäre, dem von ihm mißhandelten Prinzen gegenüber Versöhnung zu heucheln, so wußte er doch, daß der aufrichtige und ganz unter dem Eindruck des Augenblicks zu handeln gewohnte Sidi el Adel Bey dies nicht thun werde. Aber je weniger auch er sich dem Prinzen näherte, desto mehr beschäftigte er sich mit dessen Schicksal. Für die ersten Tage wurde Sidi el Adel in eine eigens für ihn bereit gehaltene Wohnung im Bardo (der Palaststadt des Beys von Tunis) gebracht. Gefangen war er darin dem Namen nach nicht, wohl aber der That nach. Eine sogenannte Ehrengarde stand vor seiner Thür. Ausgehen, daran ist in Tunis für keinen Unterthan zu denken, der eine solche Ehrengarde erhält.

Sidi el Adel führte zwar in den ersten paar Tagen ein materiell nicht unangenehmes Leben. Er empfing sogar Besuch. Seine Sehnsucht nach der im Beduinenlager gebliebenen Neuvermählten suchte man dadurch zu zerstreuen, daß man ihm die schönsten Tänzerinnen von Tunis kommen ließ. Aber Sidi el Adel's Herz war krank. Bald wurde es auch sein Körper. Nun ließ man einen Arzt kommen, und zwar einen Arzt, welcher zufälligerweise zu meinen persönlichen Bekannten gehörte und dem ich die folgenden Mittheilungen verdanke, das Einzige, wenn auch Spärliche, was über des Prinzen letzte Tage jemals bekannt geworden ist.

Der Prinz schien von einem Fieber befallen. Nichts war natürlicher, denn das Innere der Regentschaft ist für einen an das Tuniser Klima Gewöhnten oft gefährlich. Mein Bekannter, ein deutscher Arzt im Dienste des Bey von Tunis, wurde zu ihm geschickt. Man hatte also die Absicht, den Prinzen heilen zu lassen. Oder war auch dies nur Komödie, berechnet, die europäischen Consuln zu täuschen? Der Arzt fand Sidi el Adel Bey zwar etwas fieberhaft, aber durchaus nicht gefährlich krank. Der Prinz unterhielt sich mit ihm ganz unbefangen. Er nahm dankbar die Arzneien an, die ihm der Deutsche gab. Aber — er versteckte sogleich diese Arzneien, so daß sie nicht in die Hände der Agenten des Ministers fallen konnten. Wer weiß, mit welchen schädlichen Dingen sie sonst vertauscht worden wären? Auch bemerkte der Arzt eine sehr mangelhafte Ernährung an seinem Patienten, dem es doch wahrhaftig nicht an Lebensmitteln fehlte. Auf die Frage, warum er nicht esse, antwortete der Prinz nicht. Wozu auch? Der Arzt konnte den Grund von selbst errathen.

Als der Deutsche sich eben entfernen wollte, merkte er, daß Sidi el Adel noch etwas auf dem Herzen habe, was er ihm sagen wolle. Gewöhnt an die Spionierеien orientalischer Höfe und gewandt im Umgehen derselben, benutzte der Arzt den Moment des Abschiedes, um den Prinzen, der ihn bis an den Ausgang begleitete, zwischen der äußern und innern Zimmerthür einen Augenblick allein zu sprechen, denn bis jetzt hatte er nicht allein mit ihm sein dürfen. Die Hofschranzen, man lese Spione, verließen Sidi el Adel keinen Augenblick. Ein Wort genügte, um den Arzt von dem Wunsch des Patienten in Kenntniß zu setzen. Dies Wort lautete: „Eier!“ Der Deutsche verstand natürlich, daß der Prinz wünsche, er solle ihm das nächste Mal einige Eier mitbringen. Es war klar, daß er sich scheute, die ihm gebotenen Speisen zu genießen, und der Hunger ihn peinigte. Eier in der Schale befanden sich niemals unter jenen ihm gebotenen Speisen. Wer aber jemals Verdacht vor Vergiftung gehegt, der weiß, daß es nur ein einziges Lebensmittel giebt, bei dessen Genuß kein solcher Verdacht aufkommen kann. Dies Lebensmittel sind Eier in der Schale.

Unser Landsmann wußte also jetzt, wie es mit dem Prinzen stand. Von dem Wunsche beseelt, ein Verbrechen zu verhindern, so lange es möglich war, brachte er ihm nun in den nächsten Tagen regelmäßig eine kleine Anzahl Eier, die er dem Prinzen in derselben heimlichen Weise zusteckte, in welcher die Bitte ausgesprochen worden war. So fristete Sidi el Adel einige Tage lang sein Leben. Von den ihm aus der Hofküche gebrachten Speisen aß er nichts. Dennoch wurde er nicht schwächer. Im Gegentheil, sein Fieber, das nur von der durch mangelhafte Ernährung herbeigeführten großen Schwäche herrührte, nahm ab. Er schien der vollen Genesung nahe. Seine Wangen gewannen wieder ihre natürliche Farbe, sein Körper verlor das hinfällige Aussehen. Die Hofschranzen waren außer sich vor Erstaunen über ein so ungewöhnliches Resultat der freiwilligen Hungerkur. Damit konnte es nicht mit rechten Dingen zugehen. Der Prinz mußte eine geheime Speise haben, die sein Leben unterhielt. Da Niemand unter allen Personen, die denselben umgaben, verdächtig, d. h. da Niemand unter ihnen war, der nicht Spionier- und Henkerdienste für den ersten Minister versah, so fiel der Verdacht natürlich auf den Arzt. Man errieth das Einverständniß zwischen ihm und Sidi el Adel, und man beschloß, von nun an den Deutschen nicht mehr zum Prinzen zu lassen.

Als der Arzt sich das nächste Mal zum Krankenbesuch einsand, wurde er nicht angenommen. Man wies ihn mit dem Bescheid zurück, der Prinz sei jetzt ganz wieder hergestellt und bedürfe eines Arztes nicht mehr. Unser Landsmann konnte von nun an kaum mehr etwas über den wahren Zustand Sidi el Adel's erfahren. Er hielt es jedoch für seine Gewissenspflicht, noch täglich sich an der Palastthür einzufinden und zu fragen, wie es dem Prinzen gehe und ob dieser seiner nicht bedürfe. Letztere Frage wurde stets verneinend beantwortet. Auf die erstere gab man ihm unabänderlich den Bescheid, der Prinz befände sich ausgezeichnet.

So verging eine Weile seit Sidi el Adel's Einsperrung. Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der Prinz sei gefährlich erkrankt. Dies Gerücht gelangte auch zu Ohren des Arztes. Natürlich wünschte dieser nun seinen Patienten wiederzusehen. Aber wieder verweigerte man ihm die Thür mit dem Bescheid, der Prinz sei gesund und bedürfe seiner nicht. Da aber das Gerücht eine nur zu bestimmte Form angenommen hatte, so ging der Deutsche diesmal direct zum Bey und bat sich von ihm einen Passirschein zum Prinzen aus, der gefährlich erkrankt sei.

Der Bey schien nichts von der Krankheit zu wissen. Aber bei ihm war ein Mann, der nur zu genau von dem wahren Sachverhalt unterrichtet war. Dieser Mann war der erste Minister. Nie ließ es Mustapha zu, daß der Bey allein war, wenn ein Fremder Audienz hatte. Da der Minister Alles wußte, so wandte sich der Bey natürlich an ihn um Aufklärung. Mustapha verzog keine Miene, sondern antwortete in der unbefangensten Weise, er habe den Prinzen vor einer halben Stunde im besten Wohlsein verlassen, ein ärztlicher Besuch sei also überflüssig. In demselben Augenblicke mußte aber Sidi el Adel Bey schon im Tode liegen.

Jedoch orientalische Fürsten sterben geheimnißvoll. Der Prinz war schon acht Tage todt, und noch sprach Niemand davon. Als der Arzt sich nach dieser Frist wieder nach sei-

nem frühern Patienten erkundigte, da stellte man sich erstaunt, daß er so unwissend sein könne: „Weißt Du es denn nicht,“ sagte man ihm, „der Prinz ist ja schon lange todt.“

Man hatte sich nämlich jetzt die Parole gegeben, den Tod einzugestehen und ihn als ein längst stattgefundenes „fait accompli“ auffassen zu lassen. Die Consuln mußten sich wohl zufrieden geben, als der erste Minister sie zu sich beschied und ihnen mit gerührter Stimme in seiner üblichen höflichen Weise sagte: der arme Prinz „sei vor Kummer gestorben,“ weil er den regierenden Bey durch seine Rebellion so schwer gekränkt habe.

Daß der Prinz nicht „vor Kummer“ gestorben, wußten Alle, Niemand besser, als der deutsche Arzt. Nur war es ihm noch unklar, ob er an Gift, oder in Folge eines Besuchs von „dem Mann mit der haarigen Brust“ verendet war. Eine Aufklärung über die Wahrheit konnte er jedoch nie erlangen. Was hätte sie auch genutzt? Das Verbrechen war begangen und kein irdischer Richter konnte den Verbrecher zur Rechenschaft ziehen.

So endete auch dieser unglückliche Prinz als ein Opfer der perfiden Staatskunst, die ihn erst zum Rebellen gemacht und dann als solchen gerichtet hatte, bloß weil er persönlich dem Manne verhaßt war, der die Geschicke der schwer heimgesuchten Regentschaft Tunis nun schon seit einem Menschenalter lenkt.

Aus allen Erdtheilen.

Fremdwörter in der deutschen Sprache.

Wir erwähnten vor Kurzem eines Büchleins van August Boltz: „Das Fremdwort in seiner culturhistarischen Entstehung und Bedeutung“ (Berlin, Verlag von Rudalf Gärtner) und gaben einige Proben aus demselben. Wir lassen aus der belehrenden kleinen Schrift heute einen Nachlrag folgen.

Das ganze frühe Mittelalter zeigt ein buntes Gewirr des Ringens nach lautlicher Gestattung, ein Hin und Her der Entlehnung, ein fast regellases Anpassen der Wörter in allen Stufen der Wandelung, nach allen Richtungen des Verständnisses — ein treues Abbild des Ringens und Werdens auch in palitischer Beziehung, das aber seine vallständige Erklärung in der langsamen Entwickelung und der Unzulänglichkeit der Mittel findet.

Im Gewerbe begegnen wir den neuen Fremdwörtern: Meister (magister), Schuster (ein zusammengesetztes, halb deutsches, halb lateinisches Wart = Schuh-sutor = mhd. schuochsuter, schuohstaere, schuoster), Stiefel (stiful aus aestîvâle), Kappe (capa), Käfig (cheviâ aus cävēa), Spiegel (speculum), Uhr (hora), Rad (rota, das deutsche scipâ, Scheibe, wurde aufgegeben), Apotheke (apotheca), Flasche (flasca aus vasculum), Keller (mhd. kalter aus calcatura).

Im Handel begegnen wir dem Briefe (breve), der Taverna (taberna), der Auster (ostrēa), der Feige (ficus), feinen Spezereien (spezerie von species), dem Kampfer (pers. kâfur, vom sskr. karpûra), der Seide (sida von seta) u. a.

Beim Landbau finden wir: Wir-sing (aus viridia, Grünes), Veilchen (fiol aus viŏla), Mispel (mespīlum), Salbei (salvĭa), Pflaume (phlum-boum aus prunus), Maulbeere (mûlboum aus murus, die also nichts mit dem Maulthiere [mulus] noch mit dem Maule zu thun hat) und den Spargel (aspŭrăgus).

In der Sprache der Kirche u. a.: Tempel (templum) und Pilger, Piligrim (peregrīnus), Pult (pulpitum) und Chor (chorus), Schule (schola), Probstei und Clerisei.

Für das Staatsleben: Krone (corona), Scepter (sceptrum) und Thron (thronus) und eine Unmasse technischer Ausdrücke für die Verwaltungssprache.

Die Cultur bringt uns die Capie (cōpĭa) der alten Fabel (fabula) und mit dem Vers (versus) die Poesie (poesia aus poēsis) und die Melanchalie und unzählige Wörter auf ie und ei und die Verben auf iren, wie probiren, prüfen, proben (von probare), die das Sprachmaterial unendlich vermehren, und bald noch selbständige Nachahmungen hervorrufen, wie Bummelei, Betrügerei, halbiren, inhaftiren, verlustiren u. s. w. u. s. w. bis ins Unendliche. Einmal den fremden Silben Thür und Thor geöffnet, drängen sie sich — wie der Böse, der die ganze Hand nimmt, wenn man ihm bloß den kleinen Finger darreicht — massenhaft herein, und Wörter wie Blumist, Harnist, Glasur, Schmieralien und andere solche Bastarde stalziren bald einher in dem bunten Gewirr mit dem Vallbewußtsein höchsteigener Naturwüchsigkeit, um so mehr als neben ihnen ein lustiger Chor von Taufnamen, lratz dem Kalender, dem sie entlehnt waren, ihren Taufschein verloren zu haben schienen, ahne sich dessen im Geringsten zu schämen, vam groben Töffel ader Stoffel (Christophorus) und der Trine (Catharine) und der Mine (Wilhelmine) bis zum kleinen Tönnjes (Antonius) und den gar zu kurz gerathenen Kraz (Pancratius) und Max (Maximilianus)!

Vielen war in dem Getümmel der Accent auf die letzte Kante gerutscht, wie Natiŏn, Sermŏn, Rumŏr, Facultät u. a.; bei anderen schwankt er noch heute von einem Ohr zum andern, wie bei: Altar, Pallast (Palast), Orient u. a.; ja einigen ging sagar ihr Geschlecht verlaren, als sie in dieses bain de jouvence stiegen: als alte Männchen sprangen sie hinein und kamen als verjüngte Schöne am andern Ufer heraus, oder umgekehrt. So die Passage (le p.), die Caprice (le c.), die Etage (l'étage m.), die Equipage (l'éq. m.); gar manchen war es unwiderruflich abhanden gekammen wie das Fenster (fenestra), Rad (rota) u. a.

Mitten in diesen Wirbel gestaltungssüchtiger Laute drängt sich plötzlich nach eine dunkle Schaar, die über Spanien aus dem Maurenlande bei uns eindrang. In fremder Gala (ar. chalaat, Ehrenkleid) schreitet sie einher, mit Pauke (ar. el-buk) und Laute (el-aud), mit Hellebarde (el-harbet) und Tartsche (tars); die Karbatsche (karbatsch, Geißel aus Nilpferdhaut in Nubien) schwingend gegen den riesigen Elephanten (ar. E'Fil) wie gegen das fremdartige Kameel (gemel) und die noch seltsamere Girafe (sirafet), die wie eine Maske (mescharet) unserer Thierwelt gegenübersteht. Ihnen folgt der Admiral (emir-al-bahr, Fürst des Meeres), der das Kabel (habl) der Zukunft in seinem Wappen trägt. Züge van Kaufleuten bringen Kaffee (kahwe), Safran (saferan), Ambra (el-anber), Juwelen (ar. johar, sp. joya, it. gioiello), Reis (ar. er-roz) und den daraus gewonnenen Arak (ar. araqî) und Kattun (el-kothn, sp. algodon, fr. coton, Baumwolle); und mit den indischen Producten Moschus (sskr. mushka, ar. el-musk), Zucker (sskr. sarkarâ, ar. sukker), Orange (sskr. nâranga, ar. narendsch, sp. naranja) auch den schwatzhaften Papagei (ar. babaghân), die werthvollen indischen Ziffern (dschefr, ursprünglich die den Einern erst Werth gebende Null), mit welchen wir erst in Brüchen zu rechnen vermögen; — Magazin (el-machsen), Tara (tharaka, Verminderung), Tarif (tarif, nähere Bestimmung), Kaffer (el-kofaat), Alkove (el-kubet), Caraffe (al-caraffa), Elixir (el-iksir), Stein der Weisen, bei uns ein Getränk, Endivie (hindba) gehen van ihnen aus, während ihre Weisen uns

mit Zenith, Nadir, Algebra, Alchymie, Almanach, aber auch mit dem Alkohol bekannt machen.

Und hinter ihnen allen hält das Ritterthum seinen Einzug, mit seinen Abenteuern in der Wüste, seinem Märchenwesen, seinem Minnecultus, seiner Lieder- und Wanderlust und seinen poetischen Wettkämpfen, die die Sprache mit unzähligen Fremdwörtern bereichern.

Und daß das Ritterwesen in Europa von den spanischen Mauren ausging, steht über jeden Zweifel erhaben.

Der hochentwickelte Zustand unserer Civilisation rief eine Erscheinung hervor, die bisher nie existirt hatte, nie existiren konnte, er schuf Weltwörter, wie ich die Wörter Post, Photographie, Telegramm, Telegraphie u. a. nennen möchte, denen bei dem Drängen der Erfindungen gar bald noch mehrere folgen werden und zwar aus dem Material und nach Analogie der biegsamsten der bekanntesten Sprachen der alten Welt, der griechischen.

Viele derselben sind unverändert absolutes Volkseigenthum geworden; andere hat sich der Volksmund zurechtgelegt nach vorhandenen Lautanklängen, wie Athems-fähre für Atmosphäre, Flitzentasche (der Name eines Bergwerkes in Westfalen) für das unverstandene Felicitas; blümerant für bleu mourant; Stellage für étalage; Schleuse für écluse; Scharwenzel für it. servente; Potentaten für die Füße, in Rücksicht auf Poten, Pfoten u. a. Solche Anpassungen finden sich in fast allen Sprachen.

Noch andere hat der Volksmund mit bereits verständlichen so in Eins verbunden, daß das neue Wort die Sache eigentlich zweimal benennt, wie Domkirche, Blumenflor, Maulthier, Tigerthier, Bimsstein, Marmelstein, Kutschwagen, Eisgletscher, Grenzmark, Salweide, Damhirsch (dama), Kometstern u. a.

Von der pacifischen Küste Nordamerikas.

Man nimmt in der Regel an, daß das erste Gold in Californien 1848 bei Sutter's Mühle von dem Mormonen Marshall gefunden worden sei. Jetzt aber ist bekannt geworden, daß schon im Jahre 1833 ein Mexicaner das edle Metall in den Kieshügeln der obern Grenze des heutigen Los Angeles County gefunden hat. Ein Yankee, Abel Stearns, war 1829 von Boston nach Los Angeles gekommen, untersuchte den Goldstaub, schickte ihn nach Philadelphia in die Münze und erhielt von dort nicht bloß eine Empfangsbescheinigung, sondern auch einige aus diesem Goldstaube geprägte Münzen.

Neue, sehr ergiebige Quecksilbergruben werden in der Nähe von San Luis Obispo bei Cambria bearbeitet. In der Keystone Grube ist die Ader 18 Fuß breit.

Boden und Klima in Südcalifornien eignen sich ganz vortrefflich für den Anbau von Feigen; auch die weiße Smyrnafeige gedeiht. Californische Feigen bilden schon jetzt einen Ausfuhrartikel.

Eingemachte Kokosnüsse sind nun auch ein Handelsartikel in San Francisco geworden. Eine dortige Firma hat im Juni zunächst die am Platze vorhandenen etwa 20,000 Stück aufgekauft und mit einem Handelshause auf den Gesellschaftsinseln einen Vertrag über die Lieferung einer halben Million Stück abgeschlossen. Das Innere der Kokosnuß soll, „delicat präservirt", ein Leckerbissen sein.

Am 30. Mai sind von San Francisco auf der Eisenbahn nach Neuyork nicht weniger als zwanzig mit Seehundsfellen aus Alaska befrachtete Wagen abgegangen.

Einen nicht unbeträchtlichen Ausfuhrartikel bilden im Territorium Washington, in Oregon und Californien die Eisenbahnschwellen für die Schienenwege in Südamerika. Am 15. Mai ging von San Francisco ein Schiff ab, das 30,320 Schwellen für die Pacasmayobahn in Peru geladen hatte.

Die Silberproduction im Staate Nevada ist für 1871 auf reichlich 22,000,000 Dollars veranschlagt worden. Davon entfielen auf den Comstockdistrict 11, auf Pioche 4, auf Eureka 2 Millionen.

Chinesischer und japanischer Thee geht jetzt auch auf der Pacificbahn nach Europa. Mit dem Dampfer, welcher in der Mitte des Mai aus Ostasien in San Francisco einlief, kamen auch 3659 Kisten Thee; von denselben waren 629 nach Neuyork bestimmt und 1245 nach Montreal in Canada, von wo sie nach Liverpool verschifft werden sollten. So macht jene Bahn dem Suezcanal Wettbewerb.

Also schon jetzt geht eine Menge chinesischen Thees nach San Francisco und Neuyork und die bei weitem größere Quantität des für letztere Stadt bestimmten Thees kommt über San Francisco. Großartig ist die Zunahme der Theeausfuhr von Japan; in Folgendem geben wir eine Zusammenstellung des Exports der letzten sieben Jahre, während der Zeit vom 1. Juli bis 22. April:

1864/1865 . . .	4,480,000	Pfund Thee
1865/1866 . . .	7,205,000	„ „
1866/1867 . . .	5,946,000	„ „
1867/1868 . . .	7,914,000	„ „
1868/1869 . . .	10,091,000	„ „
1869/1870 . . .	9,127,000	„ „
1870/1871 . . .	11,701,000	„ „

Aus dieser Zusammenstellung ersieht man, daß der Export nie so bedeutend war als im vergangenen Jahre und daß er in demselben fast dreimal so bedeutend war als sieben Jahre vorher.

Bemerkenswerth ist der Umstand, daß im Mai 1872 neun Familien, im Ganzen 69 Personen, aus Costa rica nach Californien eingewandert sind, unter Leitung des Don Jose Maria Montealegre, der vor einiger Zeit Präsident von Costa rica war. Sie alle sind wohlhabend und haben sich in San Rafael angekauft. Diese Auswanderung ist auffallend, da Costa rica ein Land ist, das höchst selten von Revolutionen angestreift und in der nächsten Zeit einen beträchtlichen wirthschaftlichen Aufschwung nehmen wird. Ein solcher kann nicht fehlen, sobald die im Bau begriffene Bahn von Port Limon nach der Hauptstadt San Jose vollendet ist und das Binnenland seine Producte zur Verschiffung an die atlantische Küste bringen kann.

Ein Vulcan in Nevada. Wir finden in einem californischen Blatte folgende Notiz aus Los Angeles vom 31. Mai: „Capitän Moß, der aus den Minen im südlichen Nevada zurückgekehrt ist, erstattet Bericht über den Ausbruch eines Vulcans. Derselbe fand am 21. April, dem Tage des gewaltigen Erdbebens in Inyo County, statt, in der Nähe von Death Valley. Abends gegen 8 Uhr schoß eine 30 bis 40 Fuß starke Flamme einige 100 Fuß hoch in die Luft und erleuchtete die ganze Umgegend bis zum folgenden Morgen. Die Luft war mehrere Tage lang mit Asche, Schwefel und Eisen geschwängert. Ein zweiter Ausbruch ist nicht erfolgt."

Aus Portland in Oregon schreibt man vom 29. Mai: „Der Mount Hood stößt heute Abend ziemlich starken Rauch aus; schon seit Mittag wird eine starke Rauchsäule beobachtet."

In den letzten Tagen des Mai hatten sich am Clear Lake in der Gegend von Calistoga etwa tausend Indianer aus verschiedenen Gegenden zusammengefunden. Man hatte ihnen den Untergang der Welt prophezeiet und diesem suchten sie zu entrinnen. Diese armen Leute leben in einer entsetzlichen Angst und wissen vor Seelenbeklemmung nicht, was sie mit sich anfangen sollen. Die civilisirte Nachbarschaft hat ihnen nicht bloß die Blattern gebracht; in den letzten Jahren sind viele von ihnen auch der Schwindsucht erlegen. Sie selber schreiben diese Krankheit der Berührung mit den Weißen zu und ihrer eigenen Annahme civilisirter Sitten und wollener Decken. „Thatsache bleibt, daß mehr als die Hälfte solcher Indianer, welche durch Weiße aufgezogen werden, an der Schwindsucht sterben."

Die chinesische Insel Hainan.

Auch auf diesem Eilande ist nun Kiung tscheu für den Handelsverkehr der Fremden eröffnet worden. Die Insel wird an ihrer Nordküste vom 20° N. durchschnitten; sie hat, wie ein Blick auf die Karte zeigt, im Westen den Golf von Tong king, die Ostseite wird vom chinesischen Meere bespült. Wir haben

vor längerer Zeit eine kurze Notiz gegeben über den Besuch, welchen der englische Consularagent Swinhoe (der auch über Formosa manche Nachrichten gegeben hat) auf Hainan 1868 abstattete; er ist dann auch um die ganze Insel herumgefahren.

Zuerst fuhr Swinhoe nach der kleinen Insel Nao tscheu; dort tritt die Kokospalme auf, welche weiter nach Norden hin nicht mehr vorkommt; man bauet dort Reis, Zucker, Baumwolle und sehr viele süße Kartoffeln. Er dampfte dann nach Hoihau, d. h. Seehafen, auf Hainan selbst; die Stadt Kiun tscheu liegt etwa 4 Miles von demselben landeinwärts. Der Empfang von Seiten des Gouverneurs war sehr freundlich, und Swinhoe stellte seinen Dampfer, die „Algerine", gegen die Piraten zur Verfügung. In der Stadt war Alles in gutem Zustande; es zeigte sich keine Spur von Verfall. Viele Einwohner beschäftigen sich mit Herstellung von allerlei Schnitzereien aus Kokosschale und wohlriechenden Hölzern.

Etwa 10 Miles von der Stadt, im Dorfe Liang schan tscheu, besuchte Swinhoe einen katholischen Missionär, der in einer bescheidenen Hütte wohnt. Die Mission datirt aus dem Jahre 1651; die Zahl der Christen, welche über die Insel vereinzelt und zerstreut sind, hat sich sehr vermindert; die Kirche in Kiung tscheu ist in einen chinesischen Tempel verwandelt worden.

Der Gouverneur begleitete den Engländer auf einem Ausflug ins Innere, zunächst nach Schu wei ssi, dem Platze, an welchem die unabhängigen Bergbewohner, die Li, mit den Kaufleuten aus Hoi hau Tauschhandel treiben. Der Ackerbau war in keinem guten Zustande, doch sah man Büffelkarren, die mit Reis, Baumwolle, Häuten und Hirschhörnern beladen waren. Höchst interessant war es, zu sehen, wie eine Gruppe von Fichten unmittelbar neben einer solchen von Kokospalmen stand, und daß ein Elsternpaar sein Nest auf einer solchen Palme hatte. Der Platz, an welchem der Tauschhandel stattfindet, liegt einige Meilen von der Stadt entfernt im Gebirge, in einer ungesunden Gegend. Swinhoe verkehrte dort mit einigen Li, die er sehr uncultivirt fand; sie besorgten anfangs, daß er sie todtschießen wolle. Von ihnen erhalten die Chinesen Hirschhörner, Felle von Hirschen, Büffeln und Rindvieh; Häute vom schuppigen Ameisenfresser und anderen kleinen Thieren; Stuhlrohr, Holz und Betelnüsse. Sie zahlen keine Steuern, und die wenigen, welche unter chinesischer Verwaltung leben, zahlen jährlich eine ganz geringe Abgabe von jeder Arekapalme.

Im Innern leben auch Miao tse, Nachkommen von denen, welche vor einigen Jahrhunderten aus der Provinz Kuang si vom Festlande nach der Insel herübergekommen sind. Sie sind, eben so wenig wie die Li, nicht so wild wie man sie geschildert hat, fürchten sich vielmehr vor den Chinesen.

Die Städte Fun ming und Ling mun, über welche wir zum ersten Mal etwas hören, treiben lebhaften Handel. In der letztern findet man viele Läden der Papierhändler, der Tabacks- und Droguenverkäufer; die Eisen- und Kupferschmiede liefern Messer und Geräthschaften für die Li, insbesondere auch Ohrringe und andern Schmuck. Die dortigen Kaufleute halten Buchrechnung mit den Handelsleuten der Li, welche sehr anständig gekleidet an den Markttagen zur Stadt kommen. Dann sind zum Verkauf ausgestellt: Salz, eiserne Pfannen, Hausgeräthschaften, Beile, Messer, blaues und weißes Baumwollenzeug, Kämme, Knöpfe, Haarputz &c. Der Verkauf von Pulver und Schießgewehren ist nicht erlaubt, wohl aber der von Pfeilen und Speerspitzen für die Jäger. Die Li bringen auch Tien tscha, d. h. Himmelsthee, eine ziemlich grobe Sorte; sie sieht aus wie getrocknete Camelienblätter und hat einen erdigen Geschmack.

Hainan ist reich an Mineralien, namentlich an Kupfer und silberhaltigem Blei; auch Gold, Silber und Kohlen sind vorhanden, wahrscheinlich auch Zinn. In Kiung tscheu hat bereits ein amerikanisches Haus ein Geschäft eröffnet; wir lesen, daß einige englische und deutsche Firmen demnächst ein Gleiches zu thun beabsichtigen.

Gefährlicher Triebsand in Syrien.

r. k. Aus Herrn v. Maltzan's Aufsatz über „Adolph v. Wrede's Reise in Hadhramaut" kennen die Leser dieser Zeitschrift jene staubbedeckten Brunnen, von den Arabern „Bahr ess Ssafi" oder „sandiges Meer" genannt, in denen schwere Gegenstände unaufhaltsam versinken. Des Nähern sind diese wunderbaren Phänomene von Wrede selbst geschildert, worüber man seine, von v. Maltzan edirte Reise (Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1870) S. 243 vergleichen mag. Es war vornehmlich diese Schilderung, welche ihm seiner Zeit in Berlin mit Unrecht als Aufschneiderei vorgeworfen wurde und ihm die Aussicht auf Unterstützung Seitens des Hofes abschnitt. Etwas ganz Aehnliches berichtet jetzt der als Beauftragter des Palestine Exploration Fund und Reisegenosse Palmer's in der Wüste Tih bekannte Tyrwhitt-Drake aus Syrien. Diese Schilderung findet sich in dem von ihm und Richard Burton herausgegebenen, sehr inhaltreichen Buche „Unexplored Syria", auf welches wir später noch einmal zurückzukommen gedenken.

Zu meinem größten Bedauern, erzählt er daselbst (Bd. II, S. 121), war ich gezwungen, einen lange beabsichtigten Besuch des Harrah aufzugeben, eines trockenen Triebsandes in der Wüste südöstlich vom Hauran. Viele Beduinen, welche ihn gesehen haben, beschrieben ihn mir als eine kreisrunde Ebene von Sand, aus deren Mitte sich ein schwarzer Felsblock erhebt. Alle behaupteten übereinstimmend, daß Kameele, Gazellen oder andere Thiere, falls sie diese Stelle betreten, stracks verschlungen werden. Wenn auch viele alberne und übertriebene Dinge von diesem Orte erzählt werden, so halte ich doch das Wesentliche für wahr. Ich selbst traf in der Wüste auf ein ähnliches Phänomen, obwohl in kleinerm Maßstabe. Mitten auf einer großen Ebene wich plötzlich der Boden unter den Tritten der Kameele, und sie sanken fast bis zum Bauche ein. Ihr Schrecken war so groß, daß sie wie betäubt waren. Mit Mühe herausgezogen, standen sie zitternd da und wollten nicht vorwärts. Die Fußgänger passirten dagegen die Stelle, ohne auch nur ein wenig einzusinken. Ich untersuchte den Boden, es war der feinste und trockenste Sand, in den ich einen Stab 4 Fuß tief einbohren konnte. Die Oberfläche war vom Regen 3 oder 4 Zoll tief zusammengebacken worden und war so im Stande, das Gewicht eines Fußgängers zu tragen.

* * *

— Die sämmtlichen Eisenbahnen Ostindiens hatten am 1. März 1872 eine Länge von 8125 Kilometer.

— Zu Lowell in Massachusetts wuchert das alte Puritanerthum fort. Die Genossenschaft junger christlicher Männer hielt jüngst eine Versammlung, in welcher mehrere Redner des Breitesten nachwiesen, „daß Genuß des Tabacks sich platterdings mit dem Christenthum nicht vertrage"!

— Der Census von Utah hat ergeben, daß dort 44,121 Männer und 42,665 Frauen leben. Die Männer sind also dort in der Mehrheit, und schon hieraus geht hervor, daß die Polygamie daselbst unter den Mormonen verhältnißmäßig als ein Luxus bestehen muß.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Aus der Südsee.

Tättowirte Leute. — Auf den carolinischen Inseln. — Die verschiedenen Muster für den Hautschmuck. — Aberglauben in Bezug auf denselben. — Die Bewohner der Kingsmillgruppe, ihre Wohnungen und ihre Waffen. — Merkwürdige Todtengebräuche. — Das Tättowiren auf den Markesasinseln. — Stelzenlaufen.

In Deutschland reist gegenwärtig ein von der griechischen Insel Suli gebürtiger Arnaut umher, der ein abenteuerliches Leben hinter sich hat. Der Mann nennt sich Konstantinu und mag etwa 40 Jahre alt sein; er war nach Nordafrika gegangen, diente in der Fremdenlegion in Algier und wurde von dort nach Saigong in Cochinchina geschickt. Gemeinschaftlich mit einem Nordamerikaner und einem Spanier entfloh er von dort, kam nach Birma, ging den Irawaddy hinauf, trieb sich in den nördlichen Grenzgebieten umher, wurde in die Streitigkeiten der dortigen Stämme verwickelt, war, wie er sich uns gegenüber ausdrückt, unter den „Tataren“, worunter er wohl die Mohammedaner in Yünnan (die Panthays) verstand, und zog gen Osten durch China, bis er in der Hafenstadt Emuy (Amoy) das Meer erreichte (vergl. S. 148).

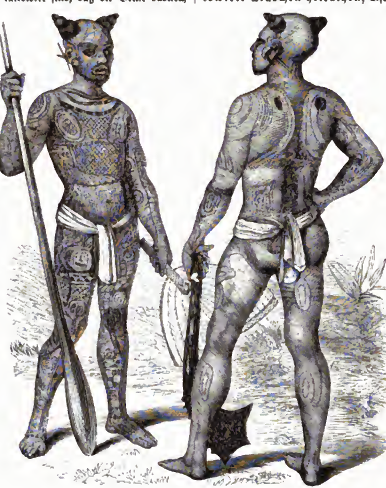
Leider ist er ein Mann ohne höhere Bildung und kann nicht einmal über die Namen der von ihm durchzogenen Gebiete Auskunft geben. Merkwürdig an ihm ist die Art, wie er bei irgend einem Stamme, wie er angiebt, „zur Strafe“ tättowirt worden ist. Man hat ihn Tag für Tag festgebunden und die schmerzhafte Operation unausgesetzt an ihm vollzogen; daß sie ungemein schmerzhaft gewesen ist, glauben wir ihm gern. Denn vom Kopfe bis zu den Füßen ist, einzelne Stellen des Gesichts, z. B. die Nase, ausgenommen, auch nicht ein Fleckchen, das nicht tättowirt wäre; selbst die geheimsten Körpertheile sind nicht verschont geblieben, eben so wenig die Schädelhaut. Während aber am ganzen Körper in Folge der Tättowirung all und jedes Haar verschwunden ist, hat der mächtige schwarze Bart allein sich wieder Bahn gebrochen und ist voll und üppig. Als wir jüngst im Verein für Erdkunde zu Dresden den sehr wohl gewachsenen Mann vor uns sahen, konnten wir uns des Staunens über diesen seltsamen Hautschmuck nicht erwehren, denn wir hatten ein Kunstwerk höchster Vollendung vor uns. Ultramarinblau und Rosenroth sind bei den Figuren in ihren verschiedenen Nüancen mit dem feinsten Kunstverständniß angewandt worden, und so, daß sie bei den Bewegungen der Muskeln zu voller Geltung kommen. Die verschiedenen Arabesken, Thiergestalten, Blumen &c. sind in schönstem Ebenmaße vertheilt, und man kann sich keine schönere Kleidung denken. Aus Allem, auch aus den Schriftzeichen in den beiden Handflächen geht hervor, daß er irgendwo im nördlichen Hinterindien sich der Operation hat unterwerfen müssen und sicherlich nicht unter einem Stamme von Wilden; dagegen würden schon die Buchstaben zeugen, die, so viel wir unsererseits abnehmen konnten, birmanisch sind.

Der ganze Charakter jener Tättowirung ist von jenem der Südseeinsulaner unterschieden. Als wir zu Hause kamen, nahmen wir sofort das Buch Georg Gerland's zur Hand. Dieser vortreffliche, überaus fleißige und gewissenhafte Gelehrte hat bekanntlich das Werk des verstorbenen Professors Theodor Waitz („Anthropologie der Naturvölker“)

fortgesetzt und in der zweiten Abtheilung des fünften Theils (Leipzig, Friedrich Fleischer, 1870) die „Mikronesier und nordwestlichen Polynesier“ sehr gründlich behandelt, insbesondere auch den Archipelagus der Carolinen, welche sich von den Palaos- (Pelew-) Inseln im Westen, zumeist etwas südlich von 10° N., weit nach Osten in den Ocean sich hinaus erstrecken und zu welchen man auch noch die Marschalls- und die Gilbertsinseln rechnet.

Die Bewohner dieses Archipelagus lieben den Schmuck sehr; sie tättowiren sich stark, aber dieser Hautschmuck ist in verschiedenen Gegenden auch verschieden. Die Seefahrer fanden, daß die Bewohner von Palaus neben anderen Körperstellen, namentlich von den Knöcheln bis in die Mitte der Schenkel, so sorgfältig tättowirt sind, daß die Beine dadurch wie mit Hosen bekleidet erscheinen. Man beobachtete auf einzelnen Inseln auch allerdings undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln, einzeln und in Reihen an den Knien, Armen und Schultern; ein Bewohner von Lukunor hatte sogar eine Landkarte an sich, d. h. er hatte die ihm bekannten Inseln auf die Haut tättowirt. Derartige Figuren bilden aber im Großen Ocean eine Ausnahme, während sie in der Tättowirung des oben erwähnten Sulioten Konstantinu ein wesentlicher Bestandtheil des Hautschmuckes waren. Bei den Polynesiern bestehen die Muster zumeist aus regelmäßig stehenden Punkten und Linien, runde Figuren kommen nur selten vor. — Am stärksten sind die Bewohner der westlichen Carolinen mit Hautschmuck versehen, der sich auf mehr oder weniger großen Gebietsstrecken ziemlich gleichbleibt. Auf einzelnen Inseln sind besondere Arten des Tättowirens für einzelne Körpertheile heimisch, welche dann nach diesen Eilanden benannt werden. So hat man auf Wolen ein Muster für die Brust, auf anderen für die Arme und die Beine. Im westlichen Mikronesien tragen die Weiber noch eine andere Hautverzierung, welche den Männern ganz besonders gefällt; es sind mehrere Reihen kleiner Narben auf Schultern und Armen.

Der Suliot zeigte in Dresden das Instrument vor, mit welchem man ihn tättowirt hat; es glich einer Reisfeder, war aber am Ende rund und hatte einen Spalt; wenn man in denselben ein Stückchen Holz hineinbringt, kann man die Rundung erweitern und die runden Figuren also ganz nach Wunsch und Bedürfniß kleiner oder größer herstellen. Auf den Carolinen dagegen bedient man sich eines knöchernen Kammes, welchen man in die mit Oel angefeuchtete Asche der Nuß von Aleurites triloba taucht. Er wird dann mit einem hölzernen Hammer unter die Oberhaut getrieben und dann schimmert der schwarze Farbestoff mit einem blaugrauen Ton hervor. Auf den Gilbertsinseln wird die Operation von bestimmten Leuten vorgenommen, welche das Tättowiren als Handwerk treiben; sie lassen sich dafür sehr gut bezahlen, und Sklaven können den Preis nicht erschwingen; es ist ihnen übrigens nicht verwehrt, sich die Haut schmücken zu lassen. Auf den Palaos dürfen nur tättowirte Mädchen heirathen; also müssen die, welche den theuern Preis nicht bezahlen können, ledig bleiben. Auf Ponapi vollzogen, wie Kotzebue meldet, alte Frauen die Operation, auf Ratack scheinen es die Häuptlinge gethan zu haben. Man begann damit bei beiden Geschlechtern zur Zeit der eintretenden Mannbarkeit, auf Ponapi aber schon mit dem zehnten bis zwölften Jahre. Da es sehr schmerzhaft und manchmal auch gefährlich ist, so wird es immer nur theilweise und in bestimmten Zwischenräumen vorgenommen. Man kann also an der Tättowirung das Alter erkennen.



Tättowirte Häuptlinge auf Nukahiva.

Auf einzelnen Inseln sind die Zeichnungen an Männern und Frauen streng geschieden; auf manchen sind die letzteren nur sehr schwach tättowirt, auf einigen gar nicht. Auf den Carolinen sind die Vornehmen stärker tättowirt als die Leute aus dem Volke. Die Tättowirung hat auch eine religiöse Bedeutung. Die Bewohner der Insel Tobi wollten einige Engländer, welche zu ihnen verschlagen worden waren, mit Gewalt tättowiren, damit ihr Eiland nicht zu Grunde gehe. Die heilige Tempelstätte dort darf nur ein Mann besuchen, der ganz tättowirt ist. Dagegen weigerten sich die Ratackinsulaner, die Operation an Fremden vorzunehmen; sie meinen, die Insel werde vom Meere verschlungen werden, wenn man den heiligen Schmuck Jemandem, dem Willen der Gottheit zuwider, mittheile. Es sind nicht bloß Gedächtnißzeichen, wenn man auf den Carolinen sich Figuren zum Andenken an die Vorfahren eintättowirt.

Die östliche Gruppe des Marschalls-Archipelagus be-

zeichnet man als die Radackkette, die aus Koralleninseln besteht; sie sind erst 1788 von Marschall und Gilbert entdeckt worden. Eine dieser Inseln, welche bei den Eingeborenen Otdia oder Wotje heißt, wird von den Seefahrern als Romanzoffinsel bezeichnet. Unsere Illustration zeigt, daß die Eingeborenen hübsch und schlank gewachsene Leute sind und sich auch ganz geschmackvoll tättowiren; sie tragen als Kleidung ein Stück Mattenzeug um den Gürtel, das bei den Frauen bis auf die Fußknöchel herabfällt. Auf Ohrringe legen sie großen Werth.

Die Gilberts- oder Kingsmillgruppe liegt südlich von der vorigen und nordwestlich von den Samoainseln. Auf einzelnen dieser zumeist langgestreckten Eilande gelten die Bewohner für außerordentlich wild und grausam; am wenigsten sind sie es noch auf Makin, welche von den Seefahrern als Pitt Island bezeichnet wird. Die Kingsmillinsulaner haben eine weit dunklere Hautfarbe als die Bewohner der Samoa- und der Tongainseln; schlanken Wuchs, langes schwarzes Haar, breiten Mund, aber keine aufgeworfenen Lippen, und gebogene Nasen. Die friedlichen Pittinsulaner haben hellere Hautfarbe als die übrigen, und eine ovale Gesichtsform. Von der Art und Weise, wie die Kingsmillinsulaner ihre Häuser bauen, giebt unsere Illustration eine Vorstellung. Der untere Theil der Wohnung ist offen, der obere, verdeckte, enthält den Schlafraum. Es ist bemerkenswerth, daß jene Häuser die größte Aehnlichkeit mit denen auf den Nikobaren im Indischen Ocean haben. In jedem Dorfe findet man ein Rath- oder vielmehr Berathungshaus, in welchem die Gemeinde sich bei passender Gelegenheit versammelt; dasselbe ist allemal sehr geräumig.

Die Insel Pitt ausgenommen hören auf den übrigen Eilanden die Kriege nicht auf, und es ist nur zu verwundern, daß diese streitsüchtigen Leute sich noch nicht bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Selbst ihre Hauptbelustigungen bestehen in Kampfspielen, und Hahnengefechte werden tagtäglich veranstaltet. Die Waffen entsprechen dem Naturell des Volkes; man begnügt sich nicht, wie bei anderen Polynesiern der Fall ist, mit der Keule und dem Speer, sondern hat an den Schwertern Haifischzähne angebracht, um Wunden einreißen zu können; jeder Zahn ist so scharf wie eine Lanzette, wie unsere Illustration zeigt. Man sieht an der Seite einen Haifischzahn abgebildet und die Art, wie derselbe befestigt wird. Die Zähne sind nicht nur scharf, sondern auch noch wie eine Säge eingezackt. Diese Waffen müssen selbst von dem, welcher sie trägt, sehr vorsichtig gehandhabt werden. Das Schwert in der Mitte hat sogar drei Nebenblätter und nicht weniger als vier Reihen Zähne, zwei an jedem Blatte. Diese Waffe ist geradezu furchtbar, wenn man bedenkt, daß sie gegen die nackte Haut geführt und daß mit ihr gerissen wird. Das Schwert zur Rechten hat ein Stich- oder Handblatt, und hat man dafür wahrscheinlich ein europäisches Muster als Vorbild genommen. Auch die Speere, welche man bis zu 15 Fuß Länge hat, sind mit Haifischzähnen besetzt.

Die Häuptlinge, welche zum Kampf ausziehen, tragen eine Kappe, welche aus der aufgeblasenen Haut des Stachelschweinfisches besteht; aus derselben ragen Stacheln nach allen Richtungen hervor und oben wird ein Federbüschel befestigt. Beide Geschlechter ziehen in den Krieg, in welchem Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied hinweg gemordet werden. Die einzelnen Häuptlinge sind von einander unabhängig; bei gemeinschaftlichen Berathungen führt der älteste den Vorsitz. Jeder einzelne hat sein besonderes Merkzeichen, und wenn ein Fremder sich unter seinen Schutz begiebt, wird dasselbe auch bei ihm angebracht. In jedem Dorfe ist ein Mariapa, großes Berathungshaus. Eigentliche Cannibalen sind diese Leute nicht, doch ist erwiesen, daß bei gewissen Gelegenheiten Menschenfleisch verzehrt wurde, so z. B. wenn ein berühmter Krieger im Kampf erschlagen wurde. Dann kochen ihn die Sieger und jeder genießt ein kleines Stück Fleisch von ihm, offenbar in dem Wahne, daß dann von seiner Tapferkeit etwas in sie übergehen werde.


Tättowirte Leute von der Romanzoff-Insel.

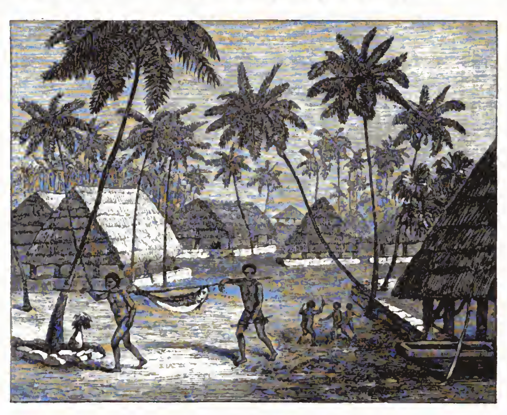
Die Schädel der Gestorbenen werden aufbewahrt. Man legt den Todten zuerst eine Woche lang auf eine Matte, wäscht ihn jeden Tag, ölt ihn eben so oftmals ein und legt ihn um Mittag so, daß die Sonne ihn bescheint; die Verwandten und Freunde führen den Trauertanz auf und singen das Lob des Todten. Dieser wird dann für einige Zeit begraben; später nimmt man den Schädel heraus, um ihn zu reinigen, einzuölen und dann aufzubewahren. Die merkwürdigste Leichenfeier auf der weiten Welt findet auf der schon erwähnten Pittinsel statt. Man wäscht und ölt die Leiche ein, wie eben gesagt, aber nach dem ersten Trauertanze bringt man den Todten auf ein großes Brett, das mit

einer neuen Matte belegt worden ist; das Brett besteht aus an einander gefügten Schildkrötenschalen. Die Verwandten und Freunde setzen sich dann so hin, daß dieses Brett auf den Knien Aller zumal ruhet; wenn einer müde wird, nimmt ein Anderer seine Stelle ein. Das dauert so zwei volle Jahre lang, und während dieser Zeit wird Tag und Nacht ein Feuer im Hause unterhalten. Dann erst nimmt man den Schädel ab und reinigt ihn zum Aufbewahren.

Die Begräbnißstätte der Krieger wird mit drei Steinen bezeichnet.

Die Illustration, welche zwei Häuptlinge von den Markesasinseln darstellt, macht auf einen Blick anschaulich, wie ganz anders dieselben tättowirt sind, als die Leute auf der Romanzoffinsel. Diese Inselgruppe liegt nördlich von den Gesellschaftseilanden und von dem Tuamotuarchipel, unter dem 10. Grade südlicher Breite; sie ist vom Spanier Mendana 1595 entdeckt worden. Sie ist vulcanisch, gut bewässert, hat üppigen Pflanzenwuchs und gute Häfen. Sie wird nicht selten von Walfischfahrern besucht, welche dort Wasser und Lebensmittel einnehmen, Bananen, süße Kartoffeln, Brennholz und Geflügel; sie geben dafür Beile, Schießgewehr und Pulver, rothes Wollenzeug und dergleichen Sachen mehr. Die größte Insel ist Nukahiva; sie wurde 1842 von den Franzosen in Besitz genommen, welche sie als Deportationsort benutzen wollten; doch sind nur einige Missionäre bei einem kleinen Handelsposten zurückgeblieben.

Was wir als Bekleidung bezeichnen, besteht aus einem Lendenschurze; im Uebrigen gilt für dieselbe die Tättowirung, welche bei den Markesanern fast den ganzen Körper einnimmt und nur wenige Stellen frei läßt. Diese Leute haben einen prächtigen Bau und die Form ihrer Gliedmaßen läßt nichts zu wünschen übrig.



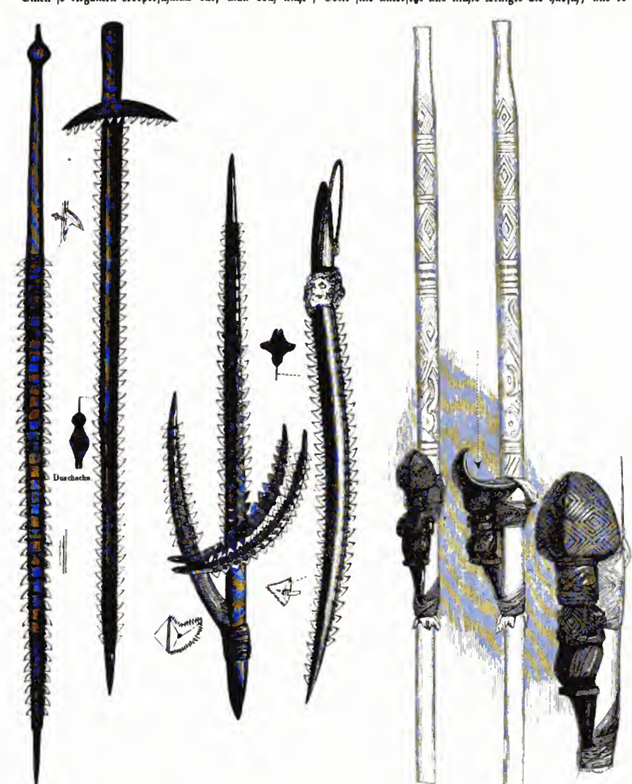
Dorf auf den Kingsmillinseln.

Ein wohlhabender Mann, der seiner Frau eine Aufmerksamkeit erzeigen oder sich bei seinen Nachbaren einen guten Tag machen will, veranstaltet ein Festmahl; vor demselben hat sie sich ein Armband eintättowiren lassen, vielleicht auch eine Figur am Ohre. Dann wird ein Schwein geschlachtet, man ladet die Freunde beiderlei Geschlechts ein und ist heiter und froh. Das ist eine der wenigen Gelegenheiten, bei welchen es den Frauen erlaubt ist, Schweinefleisch zu genießen.

Bei der Auswahl der einzugrabenden Figuren verfährt man mit großer Sorgfalt; jedes Muster muß dem Körpertheil angepaßt sein, für welchen es bestimmt ist. Sie bestehen theils aus Thieren, theils aus Gegenständen, welche Beziehung auf die Sitten und Gebräuche der Insulaner haben, und jede Figur hat, was auch auf den Freundschaftsinseln der Fall ist, ihren besondern Namen. Stets wird strenge Symmetrie beobachtet, der Kopf des Mannes überall tättowirt, die Brust gewöhnlich so, daß sie wie mit einem Panzer bedeckt erscheint; auf Armen und Schenkeln sind die Streifen manchmal breiter, manchmal schmäler, und sie laufen so, daß man fast glauben könnte, diese Markesaner hätten sorgfältige anatomische Studien gemacht und wären mit den Dimensionen und dem Spiele der Muskeln genau bekannt. Auf dem Rücken befindet sich ein großes Kreuz, das am Nacken beginnt und den ganzen Rücken hinabgeht; auf den Vorderschenkeln sieht man Figuren, welche entfernte Aehnlichkeit mit einem menschlichen Antlitz haben. Auf jeder Seite der Waden befindet sich eine länglich runde Figur, das Ganze zeugt von Geschmack. Einige der zartesten Körpertheile, z. B. die Augenlider, werden nicht tättowirt, wohl aber die Hände, und diese allemal mit der äußersten Sorgfalt. Jeder Finger hat sein eigenes Muster und die Hand sieht aus, als stecke sie in einem eng anliegenden gemusterten Handschuh. Lange Nägel sind ein Zeichen hohen Ranges;

sie liefern den Beweis, daß der Inhaber nicht nöthig hat, schwere Arbeit zu verrichten.

Einen so eleganten Körperschmuck darf man doch nicht durch Kleider dem Blick entziehen; deshalb behelfen sich beide Geschlechter mit einem Lendenschurz. Die Frauen aus dem Volke sind untersetzt und nichts weniger als hübsch, und es



Waffen der Kingsmill-Insulaner.

Stelzen der Markesas-Insulaner.

fällt auf, daß die Söhne solcher Mütter so schön und kräftig sind. Die Frauen von Rang jedoch sind schlank und hübsch; vor Fremden werfen sie ein Gewand von Rindenzeug über. Obwohl ihre Haut heller ist als jene der gewöhnlichen Frauen, bleichen sie doch obendrein die Haut, indem sie dieselbe mit Säften einreiben, die aus drei verschiedenen Bäumen gewonnen werden. Zuerst wird dadurch der ganze Körper schwarz und man läßt die Einreibung sechs Tage lang un-

berührt, auch verläßt die Frau während dieser Zeit das Haus nicht. Wenn sie dann aber ein Bad nimmt, wird die ganze Haut hell und glänzend.

Zum Tättowiren bedienen die Markesaner sich eines Kammes, der aus den Flügelknochen des Tropikvogels verfertigt wird; die Operation findet zu gewissen Tageszeiten statt in einem Hause, welches keine Frau betreten darf. Ein geschickter Tättowirer ist ein wichtiger Mann und steht in großem Ansehen; er läßt sich für seine Bemühungen sehr gut bezahlen. Die Geschicklichkeit in seinem Handwerk erwirbt er sich dadurch, daß er ärmere Leute vornimmt, die zu arm sind, ihn zu bezahlen, und welche doch auch gern den Schmuck an sich tragen wollen; es kommt ihnen ja nicht darauf an, ob alle Figuren gleich gut gerathen. Unter drei Monaten kann ein Körper nicht fertig tättowirt werden; manchmal verwendet man ein halbes Jahr darauf. Es wird aber von Zeit zu Zeit nachgeholfen, und vor vollendetem dreißigsten Jahre ist der Schmuck nicht in allen seinen Theilen tadellos vollkommen. — Die Männer lassen anfangs das Haupthaar lang wachsen und sie tragen es derart, daß es oben auf dem Schopf in einem Bündel liegt. Wer reich genug ist, sich die Schädelhaut bemustern zu lassen, läßt es abscheeren, und nur an beiden Seiten bleibt es stehen, um kegelförmig zusammengewickelt zu werden und eine Art von Horn zu bilden, das nach vorn hin übersteht.

Zu den beliebtesten Vergnügungen gehört das Tanzen mit Stelzen und das Pahooa, das heißt ein Wettrennen mit Stelzen. Die Markesaner sind wohl die gewandtesten Stelzenläufer auf der Welt, und unsere gewandtesten Akrobaten würden sicherlich Mühe haben, es ihnen gleich zu thun. Bei den Wettrennen sucht Jeder die Uebrigen umzuwerfen. Es gewährt einen eigenthümlichen Anblick für den Europäer, wenn er sieht, wie ein tättowirter Markesaner mit den Stelzen von der Erde hinauf zum Dache seines Hauses spazieren geht.

Aus deutschen Landschaften.

Das Saterland.

Von **Franz Poppe**.

II.

Auch der Körperbau der Saterländer spricht für ihre friesische Abkunft, da derselbe in mancher Hinsicht von dem ihrer Nachbarn, die zum sächsischen Stamme gehören, abweicht. Die frische Gesichtsfarbe, das hellblonde, ins Hellgelbe übergehende Haar, die hellblauen Augen der meisten und die reckenhafte Gestalt einzelner Frauen aus unvermischter Familie kennzeichnen sie uns sofort als Friesinnen. Begegnen wir solchen mit schwarzem Haar, dunkeln Augen, weniger frischem Teint, so können wir sicher annehmen, daß sie aus einer Vermischung des friesischen und sächsischen Blutes entsprossen sind. Die Männer sind durchweg größer und schöner als die Frauen. Die Saterländer sind im Ganzen ein kräftiger Menschenschlag. Die Frauen arbeiten wie die Männer, ja, viele Haus- und Feldarbeiten sind ihnen allein überlassen. In großen Schaaren ziehen sie im Herbste mit Hacke und Spaten aufs Moor hinaus, schießen Abzugsgräben und hacken es, um es für den Buchweizenbau vorzubereiten. Die Männer nehmen auch an diesen Arbeiten Theil, namentlich an den Feldarbeiten auf dem sandigen Ackerboden des Saterlandes, vorzüglich betreiben sie aber Bienenzucht, Torfgräberei und Schiffahrt, worauf die Lage und Beschaffenheit des Landes sie angewiesen hat. Der Torf und andere Landesproducte werden zu Schiffe nach Ostfriesland gefahren, und Kaufmannsgüter werden wieder zurückgebracht. Die Sater-Ems ist die Lebensader des Landes. Von den Saterländern wird sie ê genannt, d. h. Wasser. In vielen Krümmungen durchfließt sie das Ländchen, ist anfänglich sehr schmal, so daß nur Kähne an Tauen auf ihr fortgezogen werden können, wird aber weiterhin, namentlich beim Ausflusse aus dem Saterlande, schon ziemlich bedeutend und trägt alsdann auch schon größere Schiffe, sogenannte Mutten. Auch bei der oft sauern Schifferarbeit müssen die Frauen den Männern helfen. Hinwiederum verrichten die Männer aber auch Frauenarbeiten. Nie lungern sie müßig umher, nie schauen sie gaffend der Arbeit ihrer Frauen und Töchter zu, wie ihre Stammesbrüder, die Wangeroger und Helgoländer, vielmehr sind sie stets beschäftigt. Bleibt ihnen nichts Anderes zu thun übrig, so setzen sie sich mit den Frauen hinter den Spinnrocken oder greifen zu den Stricknadeln.

Sehr unrecht würden wir aber den Männern thun, wenn wir sie auf Grund des Obigen für philiströs halten wollten. Sie haben vielmehr den echt männlichen Friesencharakter ihrer alten Vorfahren bewahrt, der sich ausprägt in unwandelbarer Heimath- und Freiheitsliebe, im zähen Festhalten an ihren alten Sitten und Gebräuchen, Rechten und Privilegien. Es ist nicht ihre Schuld, wenn die aus dem Heidenthum stammenden Sitten und Gebräuche von den Priestern nach und nach ausgerottet, wenn auch ihre Rechte und Privilegien ihnen eins nach dem andern verkümmert und genommen wurden. Nur mit Murren sind die Friesen der Uebermacht gewichen, ja sie haben sich häufig auf Leben und Tod zur Wehr gesetzt. Manche Priester sind, wie uns die Sage erzählt, von den Friesen erschlagen worden, und ein Münsterscher Bischof soll deshalb auf den Priestermord eine Strafe von 60 Mark gesetzt haben.

Die Saterländer gleichen auch darin ihren alten Vorfahren, daß sie in geschlechtlicher Hinsicht auf die größte Sittenstrenge halten. Zwar herrscht im Saterlande wie in manchen anderen Ländern, z. B. in Tirol und Steiermark, die Sitte des „Fensterlns“. Der junge Bursche geht Abends, wenn Alles zur Ruhe ist, zu seiner Braut, die manchmal seiner heißen Liebeswerbung nachgiebt und ihn heimlich in ihre Kammer führt. Aber die in der Stille unter sich verlobten Brautleute betrachten sich bereits als Ehegatten, und nie kommt es vor, daß der eine Theil den andern treulos ver-

läßt. Nach Verlauf einiger Wochen holt der Bräutigam vielmehr die Erlaubniß der Eltern ein, und eine baldige Hochzeit endet alle Heimlichkeit. Wollte der Bursche sein Mädchen im Stiche lassen, so würden Schande und Verachtung ihn dermaßen treffen, daß er entweder gezwungen wäre, der Heimath auf immer Lebewohl zu sagen, oder das verlassene Mädchen nachträglich heimzuführen.

Ich glaube übrigens nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß unter den jungen Landleuten vielfach die oben angedeutete Sitte herrsche. So fand ich über der Seitenthür eines Hauses im Münsterlande ein Herz eingeschnitzt, mit einem Hammer darüber, und daneben die Inschrift:

„Wer klopft an meine Thür?
Mein Schatz ich bin dafür." —

Sollte diese Inschrift nicht auch auf die Sitte der „Kommnächte" hindeuten?

In den vierziger Jahren entwickelte sich auf dem Boden dieser Verhältnisse ein Trauerspiel, dessen Fortgang in nah und fern mit der größten Theilnahme und Spannung verfolgt wurde. Ein Bursche hatte heimlichen Umgang mit einem Mädchen gepflogen und wollte sie später, als er die Folgen merkte, verlassen. Um aber der unvermeidlichen Schande zu entgehen, ermordete er das Mädchen. Der Mörder wurde jedoch entdeckt, gefänglich eingezogen, zum Geständniß gebracht und bald darauf zu Friesoythe hingerichtet. Von nah und fern hatte der traurige Schlußact Zuschauer herbeigezogen. Als nun der Verurtheilte niederkniete, um den Todesstreich zu empfangen, brachen einige saterſche Frauen in lautes Weinen aus, und eine derselben rief durch die Todtenstille: „Och, dat dat ok just 'n Saterlanner wesen mot!" —

War das nicht ein unwillkürlicher Ausbruch des in seiner Ehre verletzten Nationalgefühls?

Das Alter wird im Saterland hoch in Ehren gehalten. Wenn der älteste Sohn sich verheirathet hat, so überlassen die Eltern ihm und seiner Frau die Führung der Wirthschaft und ziehen sich in Ruhe und Gemächlichkeit zurück. Sie können das unbesorgt thun; denn sie sind sicher, daß sie von ihren Kindern nicht zurückſetzend, kalt und lieblos behandelt werden. Nie wird man ihnen die schuldige Ehre und Achtung versagen, nie ihre wohlgemeinten Rathschläge überhören; stets wird man ihnen den Vorrang lassen, ihnen den Ehrenplatz am Tische und Feuerherde einräumen, für sie arbeiten und sorgen, durch kleine Beweise der Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit sie zu erfreuen, ihren Lebensabend zu verschönen und so die Schuld kindlicher Liebe und Dankbarkeit abzutragen suchen. Das Sprichwort: „Wer seinen Kindern giebt sein Brot, den schlag' man mit der Keulen todt!" findet somit auf das Saterland durchaus keine Anwendung.

Die jüngeren Söhne bleiben gewöhnlich so lange im Hause, bis sie sich verheirathen, dann aber gründen sie entweder einen selbständigen Haushalt, oder sie ziehen, wenn die Braut das älteste Kind ist, zu den Eltern der Braut.

Früher herrschte eine eigenthümliche Hochzeitssitte; wenn nämlich das copulirte Paar aus der Kirche kam, so wurde der Bräutigam von den Jünglingen als ein Abtrünniger mit Schnupftüchern und Hüten geschlagen. Diese Sitte wurde jedoch auf Vorstellung der Geistlichen abgeschafft. Dagegen ist es noch jetzt Gebrauch, daß des Abends, wenn die Frauen der Braut die Haube aufsetzen, die Mädchen ihr dieselbe im Scherze wieder herunter zu reißen suchen, während die Frauen die Braut in Schutz nehmen. Dieselbe Sitte habe ich auch auf der Delmenhorster Geest gefunden.

Die Lebensweise des Saterländers ist sehr einfach und mäßig; nur der Branntwein wird häufig unmäßig genossen. Letzteres bringt wohl das feuchte Klima und das Schifferleben mit sich. Der westphälische Pumpernickel, den man überall im benachbarten Münsterlande findet, wird im Saterlande nicht gebacken, sondern gewöhnliches, langes Schwarzbrot.

Die Saterländer sind trotz ihrer Abgeschlossenheit ein sehr verständiges, freundliches, gegen Fremde gastliches und zuvorkommendes Völkchen. Sie zeichnen sich durch einen praktischen, scharfen Verstand, ein klares, sicheres Urtheil und eine eiserne Charakterfestigkeit aus, lauter Eigenschaften, die man bei Leuten unter solchen Verhältnissen nicht erwarten sollte. So auffallend dies auch sein mag, so ist es doch sehr erklärlich. Die Charaktereigenthümlichkeiten der Saterländer sind begründet in der frühern Verfassung ihres Ländchens, in der freien friesischen Selbstregierung. Die Saterländer nannten sich von jeher freie Friesen und waren stolz auf diesen Namen. Das Land blieb, Dank seiner abgeschlossenen Lage, sich mehr selbst überlassen. Es glich den mit Wällen umgebenen Städten, die den herrschsüchtigen Rittern und Fürsten im Mittelalter Trotz boten und ihre inneren Angelegenheiten selbst verwalteten. Zwar stand es unter der Hoheit des münsterschen Bischofs, dessen Vögte auch die Landesabgaben erhoben, aber die Selbstregierung ließ das Volk sich nicht nehmen. Zur Leitung der inneren Angelegenheiten, zur gewissenhaften Vertheilung der Abgaben, zur Entscheidung etwaiger Grenzstreitigkeiten und zur Bestrafung kleinerer Vergehungen wurden für jedes der drei Kirchdörfer vier Bürgermeister gewählt, die man auch scherzweise die zwölf Apostel nannte. In einer freien Volksversammlung, die jährlich am zweiten Fastnachtstage auf dem erhöhten Kirchhofe zu Ramsloh stattfand, und zu welcher sich sämmtliche volljährige Männer des Saterlandes, ohne Unterschied des Vermögens, einfinden mußten, wurden diese zwölf „Vorgemesters" gewählt. Ihr Amt dauerte zwei Jahre, sechs von ihnen gingen jährlich ab, und sechs wurden neu gewählt. Das Resultat der Wahl wurde der Gemeinde durch den Vorsitzenden der Bürgermeister bekannt gemacht.

In minder wichtigen Angelegenheiten entschieden die Bürgermeister nach eigenem Gutdünken; zur Entscheidung wichtigerer Sachen mußten sie aber das gesammte Volk befragen. Zu dem Ende beriefen sie alsdann auf den Kirchhof zu Ramsloh eine Volksversammlung, die Sonntags, gleich nach beendigtem Gottesdienste, stattfand. Jeder Hausvater, der der Einladung nicht folgte, mußte zur Strafe eine Tonne Bier ausgeben, die gleich vertrunken wurde.

Den zwölf Bürgermeistern standen noch sechs Schüttmeister zur Seite, für jedes Kirchspiel zwei. Sie hatten die Ausführung der Beschlüsse zu besorgen, waren gleichsam die Polizei. Einmal jährlich wurden sie umhergeschickt, um die gebräuchlichen Maße und Gewichte nachzusehen. Auch bei dem Nationalfeste, dem jährlich am zweiten Pfingsttage stattfindenden Vogelschießen, bei dem Tanz und Musik natürlich nicht fehlten, hatten sie die Aufsicht zu führen.

Die Bürgermeister hielten in der Kirche zu Ramsloh ihre Versammlungen ab. Hier stand auch das größte Nationalheiligthum, eine Lade, in welcher die Normalmaße und Gewichte und das Landesarchiv aufbewahrt wurden. Es war gleichsam die Bundeslade der Saterländer. Drei Schlösser verschlossen das Heiligthum, und nur die vier Bürgermeister eines jeden Kirchspiels hatten einen Schlüssel dazu, so daß die Lade also nur in Gegenwart aller geöffnet werden konnte. In der Lade wird auch „des Sageterlandes Gerecht" und Siegel aufbewahrt sein. Ersteres war eine Instruction über das gerichtliche Verfahren der Bürgermeister, die am 24. Januar 1587 festgestellt wurde; letzteres trug das Bildniß Karl's des Großen im kaiserlichen Ornate, von sogenannten Bienen (— es ist die Franciska, Streitaxt, der Franken —)

umgeben und die Umschrift: S. Parochinarum in Sagelten*). Leider soll die Lade im Jahre 1812 von den Franzosen verauctionirt worden sein. Wo sie geblieben ist, habe ich nicht erfahren können.

Ein solch freies Gemeindewesen, wie die Saterländer von jeher hatten, mußte im Volke immer mehr jenen freien Friesencharakter ausprägen, der auch jetzt, nachdem ihm die alten Rechte und Privilegien längst genommen sind, nicht ganz verwischt ist. Er tritt noch zu Tage in dem Mißtrauen, mit dem alle Regierungsmaßregeln überwacht werden, in der Oppositionslust gegen alles Fremde und Neue.

Auch in religiöser Hinsicht sind die Saterländer, obgleich sie sich zum Katholicismus bekennen, weit freisinniger, als ihre südlichen Nachbarn im Münsterlande. Gegen die Uebergriffe der Priester haben sie sich stets mit erstaunenswerther Hartnäckigkeit zur Wehr gesetzt. Alle Friesen thaten das, und die vielen Sagen von erschlagenen Priestern, die man sich überall in friesischen Ländern erzählt, enthalten gewiß viel Wahres. Ich erinnere nur an den Junker vom hohen Wege (Butjadingen), der einen Priester in der Langwarder Kirche vor dem Altare erschossen haben soll, an Bolko von Bardenfleth im Stedingerlande, der einen frechen Pfaffen erschlug, an Bonifacius, der in Dokkum von Friesen ermordet wurde.

Ueber die Geschichte des Saterlandes läßt sich wenig sagen. Es wurde früher Sagelterland, auch Sigilter-, Sägelter-, Sagterland genannt. Dieser Name umfaßte alles Land, das um Sögel (lateinisch Sighiltra) lag. Sögel, ein Kirchdorf im Hümling, war früher der Mittelpunkt der Grafschaft Sagelterland (comitia Sighiltra), die bis 1400 den Grafen von Tecklenburg gehörte. Durch Abkürzung ist aus Sagelterland Saterland geworden, welcher Name nur noch dem Theile des alten Sighilterlandes, von dem hier die Rede ist, beigelegt wurde. Wenn auch die Saterländer selbst ihr Land noch immer Sagelter- oder Sagterland nennen, so ist doch der Name Saterland jetzt überall gebräuchlich.

Höchst wahrscheinlich gehörte das alte Sigilterland früher zur Republik der sieben friesischen Seelande. Als aber diese Republik zerfiel, kam das Saterland unter die Herrschaft der Grafen von Tecklenburg, die es im Jahre 1400 an den Bischof von Münster abtraten.

Von nun an beginnt ein fortwährender Kampf der Saterländer gegen die Eingriffe der Bischöfe in ihre Freiheit, gegen neue Gesetze, Lasten, Abgaben rc., die ihnen von den Bischöfen octroyirt wurden. Eine Freiheit nach der andern schwand jetzt dahin. Zum Zeichen der Anerkennung der münsterschen Oberhoheit mußte das Land jährlich 4½ Tonnen Butter zahlen. Wie vielerwärts so wurde während des dreißigjährigen Krieges auch im Saterlande die Reformation eingeführt, allein die Jünger Loyolas haben das verlorene Gebiet der alleinseligmachenden Kirche nach und nach wiedergewonnen. Seit 1803, in welchem Jahre die münsterschen Aemter Kloppenburg und Friesoythe als Ersatz für den aufgehobenen Weserzoll an Oldenburg abgetreten wurden, kam mit diesen auch das Saterland an Oldenburg, zu welchem es bis jetzt gehört.

Eine Wanderung durch das Saterland ist immerhin interessant, wenn das Auge auch nicht so viel Neues und Abweichendes erblickt, als man vielleicht vorher erwartet hatte. Das Ländchen bietet doch auf kleinem Raume große Abwechslung. Bald wandert man über einen aufsteigenden Acker, bald durch niedrige Wiesen, bald über grüne Weiden, bald an einem kleinen, aus Eichen, Erlen oder Föhren bestehenden Gebüsch hin. Da die Theilung von Grund und Boden gerade hier leider allzu weit getrieben worden ist, so gewährt das Land fast den Anblick eines Gartens. Die Abwechselung wird noch dadurch erhöht, daß der Boden nicht eben, sondern wellenförmig ist, namentlich südlich von Scharrel, und daß sich hin und wieder buschgekrönte Hügel erheben. Durch das Ganze schlängelt sich in tausend Windungen die Sater-Ems bald durch eine moorige Wiese dahin, bald um sandige Dünen herum, und verleiht durch ihr Wasser der Landschaft Leben und Reiz. Wo die Aussicht nicht durch Bodenerhebungen und Gebüsch versperrt wird, da schaut das Auge hinaus aufs weite, öde Moor, wie wenn sich plötzlich zwischen den Dünen einer Insel eine Aussicht auf die unendliche Wasserwüste des Meeres eröffnet.

Die Häuser liegen zerstreut in nicht allzu großer Entfernung von einander zu beiden Seiten des Hauptweges, nur um die Kirchen rücken sie zu Dörfern zusammen. Nur einige größere, neu aufgeführte Häuser sind massiv; die kleineren dagegen bestehen aus Fachwerk, das entweder mit Ziegelsteinen oder mit geflochtenem Strauchwerk und Lehm ausgefüllt ist, und sind mit Stroh gedeckt.

Treten wir einmal unter dem Vorwande, unsere Reisepfeife anzünden zu wollen, in eins der kleineren Häuser, um uns die innere Einrichtung desselben zu besehen.

Eine Frau und ein Knabe sind auf der Diele (Tenne) mit Buchweizendreschen beschäftigt. Wir beginnen ein Gespräch, um uns während desselben die Localitäten zu beschauen. Zu beiden Seiten der Diele befinden sich, wie beim westphälischen Bauernhause, Viehställe, auch Räume für Torf, Viehfutter und dergleichen. Eine große Einfahrtsthür führt vorn auf die Diele. Hinten sehen wir uns indeß vergeblich nach einem offenen Herde um. Treten wir aber durch die in der hintern Scheidewand befindliche kleine Thür, so kommen wir in einen Raum, dessen Anblick es zweifelhaft läßt, ob er Küche, Wohnstube, Schlafzimmer oder Vorrathskammer ist. Er ist Alles in Allem. An der Hinterwand brennt ein Feuer auf dem Herde, gerade unter dem Fenster. Binsenstühle stehen umher; an den Seiten stehen Schränke für Milch, Butter, Eßwaaren rc.; an den Wänden und auf dem Fußboden bemerken wir allerlei Acker- und Küchengeräthe bunt durch einander, auch einige mit Buchweizen gefüllte Säcke. Links von dem Feuerherde befinden sich die Schlafräume. Sehr zuvorkommend reicht uns die Frau Feuer zum Anzünden unserer Pfeife. Statt eines Trunkes Wasser, um den wir bitten, will sie uns Milch in einem Milchguß geben. Sie fängt an zu erzählen, unter Anderm, daß ihre drei Söhne Matrosen, die von Brake aus in See gegangen seien, sie wisse aber weder wohin, noch mit welchem Schiffe. Ob sie noch leben, ob bereits verschollen sind? — Wer giebt der Mutter Nachricht darüber? Sie muß geduldig warten, bis sie wiederkehren, und wenn es sein muß, ist das Mutterherz stark genug, für immer auf ihre Heimkehr zu verzichten. —

Die größeren Bauernhäuser sind ganz im holländischen Stile erbaut, wie im Jeverlande, und sehr bequem und wohnlich eingerichtet, überhaupt gemahnt uns das Benehmen, die Sprache rc. des Saterländers lebhaft an den stammverwandten Jeverländer und Ostfriesen, noch mehr aber an die Bewohner der friesischen Inseln.

Die Kirchdörfer des Saterlandes liegen etwa eine kleine Stunde von einander entfernt. In Scharrel befindet sich eine schöne neue, in gothischem Stile erbauete Kirche, deren hoher, schlanker Thurm weithin sichtbar ist. Eine Frau, mit der ich über die Kirche ein Gespräch anknüpfte, sagte mir: „Wenn m' in de Kark henin trett, is't rein, as wenn m' in' n Himmel kummt.“

Diejenigen, welche dem niedern Volke allen Schönheits-

*) Alle Friesen leiten ihre Rechte und Privilegien von Karl dem Großen her.

sinn, alle höheren Gefühle absprechen möchten, können aus dieser Aeußerung der schlichten Frau sich eines Bessern überzeugen. Treffender als durch die mitgetheilten einfachen Worte läßt sich der gewaltige, tiefe Eindruck, den die Gothik auf den Menschengeist übt, nicht bezeichnen.

Als Scharrel im Jahre 1821 zum großen Theile niederbrannte, bauten sich mehrere Abgebrannte südlich von Scharrel zwischen der Marka und Ohe an und gründeten so die Colonie Neuscharrel.

Die Kirche zu Ramsloh ist alt und gewölbt. In derselben befindet sich ein sehr schönes Schnitzwerk, ein Christus in Lebensgröße, sein Kreuz tragend. Die Kirche zu Strücklingen ist alt und schlecht. Sämmtliche Kirchen liegen wie die Friesenkirchen in den Nordseemarschen auf künstlich aufgeworfenen Erdhügeln oder Warfen. Die älteste Kirche ist wahrscheinlich die zu Ramsloh, welche schon vor 1400 erbaut wurde. Vor dieser Zeit befanden sich im Saterlande keine Kirchen. Erst im 14. Jahrhundert, als mit Aufhebung des Templerordens, der im Saterlande bedeutende Besitzungen hatte, auch die Klöster und Capellen desselben eingingen, waren die Saterländer gezwungen, sich selbst Kirchen zu bauen. Zu Bokelesch, nördlich von Strücklingen, stand früher ein Kloster der Tempelherren. Ein Schutthaufen bezeichnet noch die Stelle, wo es stand, und noch jetzt wird das Dörfchen vom Volke „Kloster" genannt. Es liegt im Gebüsch versteckt, bedeutend höher als die Umgebung.

Bei Bokelesch lassen wir uns über die Sater-Ems setzen und gelangen in wenig Minuten nach der neuen Colonie am noch unvollendeten Hunte-Ems-Canal.

Streifzüge in Oregon und Californien (1871).

Von **Theodor Kirchhoff.**

VIII.

Aussicht auf den Shasta Butte. — Eine Stage von Straßenräubern überfallen. — Weiter nach Red-Bluff. — Strawberry Valley. — Soda Springs. — Ins Sacramentothal. — Urwilde Panoramen. — Der M'Cloudfluß und der Pitt-River. — Furcht vor Straßenräubern. — Die Ebene des Sacramento. — Eine werthvolle Stageladung. — Vierzig Meilen im Galopp. — Ankunft in Red-Bluff.

Am Nachmittage machte ich einen Spaziergang vor die Stadt und erstieg einen östlich von derselben liegenden an 300 Fuß hohen Berg, von dem herab eine schöne Aussicht sein sollte. Mit bedeutender Anstrengung erreichte ich den Gipfel in der brennenden Sonnenhitze; aber ich bereute es nicht, diesen Ausflug gemacht zu haben, denn die Rundschau belohnte mich mehr als genug für die gehabte Mühe. Der Rückblick auf den mir zu Füßen liegenden öden Thalkessel von Yreka, mit Stadt und Umgebung, war freilich nicht sehr anziehend, zumal die umliegenden Berge statt mit Waldungen nur mit Gestrüpp bewachsen waren; dagegen war das auf der andern Seite vor mir ausgebreitete Panorama überaus prächtig. Eine weite Landschaft, Shasta Valley, dehnte sich vor mir aus, mit Hügeln übersäet, und jenseits derselben erstreckte sich malerisch eine ansehnliche Bergkette; im Süden, 45 Miles von meinem Standpunkte, aber scheinbar nur halb so weit entfernt, stand die gewaltige schneebedeckte Kuppe der Shasta Butte, welche seinen mir jetzt zugewendeten breiten Kratergipfel überragte; links neben ihm ein niedrigerer Bergrücken, „little Shasta" genannt, ein großartiges Bild! Die östlich vom Mount Shasta liegende Bergkette führt keinen geographischen Namen; hier nennt man sie die „sheep rock range", nach den vielen Schafen, welche dort ihre Heimath haben. Ein runder Berg auf derselben wird „Goose Nest" genannt, weil sein ausgehöhlter Gipfel Aehnlichkeit mit dem Neste einer wilden Gans haben soll. Die sinkende Sonne schmückte das prachtvolle Panorama und den Silberdom des Shasta Butte wie mit magischem Lichte.

Als ich nach eingetretener Dunkelheit nach der Stadt zurückkehrte, fand ich die Einwohner in großer Aufregung. Soeben war die Nachricht gekommen, daß die Stage auf der Straße nach Red Bluff von Straßenräubern angehalten und der Schatzkasten von „Wells, Fargo u. Co. Expreß" von denselben mit Gewalt entführt sei. Da dieses seit kurzer Zeit der zweite Raubanfall auf jener Straße war, so schien mir die Aussicht eines Rencontres mit einer Räuberbande nichts weniger als gemüthlich. Dazu kam, daß die Abends von Jacksonville anlangende Stage bereits mit zwölf Passagieren besetzt war, so daß ich durchaus keine Lust verspürte, als Dreizehnter 28 Stunden lang in derselben Platz zu nehmen. Ich beschloß, einen Tag länger in Yreka zu verweilen, und erst in der nächsten Nacht, wenn, wie ich hörte, eine bewaffnete Bedeckung die Kutsche begleiten sollte, meine Stagefahrt fortzusetzen. Auf meiner letzten Reise von Oregon nach Californien machte ich die Fahrt von Yreka aus über die Scotts- und die Trinityberge; seitdem hatte die Stagecompagnie ihre Route weiter östlich nach dem obern Sacramentothale verlegt, wodurch die genannten Gebirgszüge ganz umgangen werden, eine Aenderung der Reiseroute, die mir deshalb besonders lieb war, weil ich die Gegenden, durch welche dieselbe führte, noch nicht kannte.

Abends zehn Uhr am 3. October setzte ich meine Stagefahrt nach der 140 englische Meilen von Yreka entfernten am Sacramentoflusse liegenden Stadt Red Bluff fort. Das Innere des Wagens war mit neun Passagieren besetzt; ich hatte mir bei Zeiten einen Platz oben auf der Kutsche neben einem bis an die Zähne bewaffneten Expreßboten (messenger) von Wells, Fargo u. Co. gesichert. Nachdem wir einen mit Gold gefüllten eisenbeschlagenen Kasten, den zwei Mann kaum heben konnten, an Bord genommen und unter dem Bock in Sicherheit gebracht hatten, ging es vorwärts, und im Galopp jagte unser Viergespann mit der schweren rasselnden Kutsche durch die Straßen von Yreka, und bald waren wir im Freien.

Es war eine herrliche Mondnacht, in welcher wir durch eine wilde Gegend hinfuhren. Häuser sah ich nur wenige an der Landstraße und diese lagen in meilenweiter Entfer-

nung von einander, und die Phantasie hatte vollen Spielraum, sich einen Ueberfall zwischen den einsamen Bergen auszumalen. An Schlaf dachte Keiner von uns in dieser Nacht. Die leise geführte Unterhaltung, begleitet vom Schnauben der Pferde und dem Rasseln der Kutschenräder, drehte sich fast allein um die Unsicherheit des Reisens in diesen Gegenden. Mein Gefährte, der Expreßbote, erzählte mir von mehreren haarsträubenden Abenteuern, die er mit Straßenräubern erlebt hatte, welche Mordgeschichten keineswegs dazu beitrugen, die Lage gemüthlicher zu machen. Um Mitternacht kamen wir durch das pittoreske „Strawberry Valley" und fuhren durch Waldungen, wo wir ab und zu das Bild des hier nur 15 Miles entfernten Shasta Butte vor Augen hatten, dessen weißer Gipfel sich über die Wipfel der Bäume emporhob.

Bei Tagesanbruch erreichten wir, 46 Miles von Yreka, einen romantisch gelegenen dichtbewaldeten Thalkessel, in welchem mehrere natürliche Sodaquellen liegen. Während bei der Stagestation die Pferde gewechselt wurden, gingen wir Passagiere nach einer der Quellen, über welche ein Häuschen erbaut war, und nahmen Jeder einen Morgentrunk von dem Mineralwasser. In einem ältern Culturlande, als dieses, würden jene Quellen gewiß eine Menge von Besuchern herlocken, und es wäre leicht möglich, daß in der Nähe ein berühmter Kurort entstände. Die Natur hat hier einen reizenden Thalgrund geschaffen, und Tausende würden alljährlich herpilgern, um in dieser herrlichen Gebirgs- und Waldnatur umherzuschwärmen, vorausgesetzt nämlich, daß „Soda Springs" nicht zwischen Yreka und Red Bluff, sondern z. B. in leicht zu erreichender Entfernung von San Francisco läge.

Bald nachdem wir die „Sodaquellen" verlassen hatten, kamen wir an den Sacramentofluß, den wir auf einer Brücke überschritten, hier einen schäumenden direct vom Mount Shasta herkommenden Bergstrom, der im jugendlichen Uebermuthe mit seinen krystallhellen Fluthen thalab eilte. Nach der Versicherung des Expreßboten drohte uns während dieser Tagereise keine Gefahr eines Ueberfalls, weil die Indianer in dieser Gegend den Weißen freundlich gesinnt seien und das Entkommen von Räubern unmöglich machen würden; und so überließ ich mich denn ungestört dem Anschauen von der malerischen Landschaft. Wir fuhren auf gewundener Bergstraße am linken Ufer des Sacramento hin, der uns brausend begleitete, bald nahe an seinem felsigen Strande, bald auf der Höhe entlang. Dichtbewaldete pittoreske Bergzüge lagen jenseits des Flusses, und einige Male begrüßte uns der alte Mount Shasta und hob sein Silberhaupt über den Wipfeln der schlanken Fichten in den blauen Aether. Im Flusse bemerkte ich zahlreiche Fischwehren, die für den Forellenfang angelegt waren, und hin und wieder sah ich verlassene Goldwäschereien. Das Thal des Sacramento behielt sein hochromantisches Aeußeres, und wenn wir mitunter höher an den Bergabhängen entlang fuhren, so erschlossen sich Fernsichten von entzückender Schönheit, während der wilde Bergstrom tief unter uns zwischen den waldigen Ufern brauste und schäumte.

Gegen Mittag überschritten wir den bereits bedeutend größer gewordenen Sacramentofluß, 82 Miles von Yreka, auf einer Fähre. Langsam erstiegen wir dann die steile Wasserscheide zwischen ihm und dem Pit River, mit Fernsichten in dichtbewaldete Thäler. Jetzt ging es schnell wieder bergab, und bald hatten wir den M'Cloudfluß (sprich: Mac Claud) erreicht, einen wilden Bergstrom, der in den Pitt River fällt, und in rasender Eile neben gewaltigen nackten Sandsteinmassen in felsigem Bette hinströmt. Auf dem Plateau hinter jener riesigen Sandsteinfaçade liegen Marmorbrüche, die ein vortreffliches Material für Häuserbau liefern. Am jenseitigen Ufer des M'Cloud gewahrte ich ein Indianerdorf in romantischer Umgebung, sowie mehrere an Weiden gebundene Canoes. Wie die Indianer es möglich machten, in diesem reißenden Gewässer mit ihren gebrechlichen Booten zu fahren, war zum Erstaunen; es schien als ob ein solches Canoe keine Minute in den tobenden Wasserwirbeln vor dem Umschlagen geschützt werden könnte. Nach einer Fahrt von sechs englischen Meilen, im wilden Thale des M'Cloud, kamen wir nach dem ansehnlichen Pitt River, den wir bei Sonnenuntergang etwas unterhalb der Mündung des M'Cloud auf einer Fähre überschritten. Der Pitt River, welcher fünf Miles von dort in den Sacramento fällt, ist eigentlich der Hauptstrom und übertrifft den obern Sacramento bedeutend, sowohl an Wasservolumen als an Länge.

Jenseits des Pitt River lag das Stationshaus, wo wir unser Abendbrot einnahmen. Von hier bis Red Bluff, hieß es, sei die Gefahr groß, von Straßenräubern angefallen zu werden. Interessant war es zu sehen, wie sich Jeder der Reisenden nach seinem besten Dafürhalten auf ein solches Abenteuer vorbereitete. Die Uhren wurden meistens in die Stiefel gesteckt; die Ringe, die Brustnadeln und goldenen Ketten verschwanden auf seltsame Weise in den Aermeln, in Hüten, im Unterfutter ꝛc.; in der Tasche ließ man nur eine Handvoll Silbergeld zurück, um bei den Herren Straßenräubern nicht den Verdacht von verborgenen Goldstücken zu erregen, die, so gut es ging, versteckt wurden; Andere sahen ihre Pistolen nach, steckten frische Zündhütchen auf und schworen, sich bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Zwei mitreisende jüdische Kaufleute aus Oregon, die schwere Goldtaschen bei sich hatten, waren besonders nervös beim Anblick aller dieser Vorbereitungen, da es unmöglich war, die Goldsäcke erfolgreich zu verbergen. Unser Wirth behauptete freilich, daß die Räuber es nur auf den Schatzkasten der Expreßgesellschaft abgesehen hätten und die Passagiere stets unbelästigt ließen. Bei dem letzten Ueberfall habe einer der Reisenden eine schwere Goldbörse fallen lassen, die ein Räuber aufgehoben und ihm höflich zurückgegeben. Aber auf solche Großmuth wollen wir uns lieber doch nicht verlassen. Die Stage wurde hier mit sechs muthigen Rossen bespannt, damit wir im Nothfall gut Fersengeld geben könnten. Ein alter Hinterwäldler mit silbergrauem Haar, der eine lange Kentuckybüchse mit sich führte, erbot sich, als Bedeckung bis nach der nächsten Station mitzufahren und nahm neben dem bewaffneten Expreßboten oben auf der Kutsche Platz. Als die Passagiere alle ein- und aufgestiegen waren, knallte der Kutscher mit der Peitsche, und fort ging es wie ein Donnerwetter nach den Bluffs, mit welchem Namen man hier zu Lande die 41 Miles vom Pitt River am Sacramento liegende Stadt Red Bluff kurz zu bezeichnen pflegt.

Gleich jenseits des Pitt River beginnt die große Thalebene des Sacramento, deren einförmige Leere bis nach Red Bluff nur selten von Gebüsch und kleinen Holzungen unterbrochen ist. Ein Whippoorwill sang sein wie Klage tönendes Lied und der rothe Halbmond stieg soeben vom Horizonte empor, als wir aus der Waldung in die große Ebene heraustraten. Fast immer ging es im Galopp, als ob die Hölle hinter uns drein sei. An der nächsten Station trafen wir eine von der Minenstadt Shasta gekommene Stagekutsche, welche uns einen zweiten schweren Goldkasten überlieferte, aber auch noch einen mit einem Hinterlader bewaffneten „messenger" von Wells, Fargo u. Co. Expreßgesellschaft als Schutzwache brachte, der die Stelle des uns hier verlassenden alten Hinterwäldlers einnahm. Da die genannte Compagnie für alle ihr anvertrauten Schätze den Absendern verantwortlich ist, so war eine solche Vorsicht ihrerseits wohl

angebracht. Wir hatten über 60,000 Dollars in Goldstaub in unserer Kutsche, und die Straßenräuber hätten damit ein lohnendes Geschäft machen können.

An jeder Wegstation sprachen die Leute von den Straßenräubern und warnten zur Vorsicht; jedesmal wurden daselbst Räder, Achsen und Geschirr untersucht, damit ja nichts daran bräche, falls so eine interessante Hetzjagd losgehen sollte. Die gefährlichste Stelle war ein zwei englische Meilen breites Gebüsch vor der Stagestation Cottonwood, 27 Miles vom Pitt River, wo auch der letzte Ueberfall stattfand, und ich muß gestehen, daß ich herzlich froh war, als unser im gestreckten Galopp hindurchstürmendes Sechsergespann das jenseits gelegene freie Land glücklich erreicht hatte. Jetzt war die größte Gefahr vorüber, obgleich unsere beiden Schutzwachen stets schußbereit blieben und die wilde Fahrt in demselben Tempo weiterging. Endlich, Nachts um zwei Uhr, rasselte unsere Stage wohlbehalten durch die Straßen von Red Bluff, und todtmüde nach den zwei schlaflosen Nächten und abgespannt von der Aufregung während der letzten Fahrt suchte ich ein Lager auf in einem mit allem Comfort versehenen Hotel. 495 Miles hatte ich zurückgelegt, seit ich das letzte Mal die Stadt Portland am Willamette verließ. Meine Stagefahrt hatte jetzt ein Ende, und einige Tage später befand ich mich wieder wohlbehalten in meiner Wohnung in San Francisco.

Arabische Charakterzüge.

Von **Dr. Albrecht Zehme** in Frankfurt a./O.

„Die Menschen begreifen lernen heißt sie entschuldigen." Religiöse Unduldsamkeit, Glaubenshochmuth und Bekehrungssucht werden ebenso wie nationaler Dünkel um so lächerlicher, je mehr das Wissen über die Mitbewohner unserer Erde zunimmt. Das wäre ein vollgültiger Grund, um ethnographische Erdbeschreibung ganz anders als bisher an unseren Schulen zu betreiben: die Zeit wird auch das bringen. In solchem Sinne bitten auch die folgenden Seiten aufgefaßt zu werden, in welchen ich einige Züge aus dem Charakterbilde der neueren Araber zusammenstelle, wie sie in den Berichten der Arabia-Reisenden seit Niebuhr mir aufgefallen sind. Dabei setze ich voraus, daß der Leser nicht die altmodische Ansicht theilt, als ob irgend eine Religion nur negativ, d. h. abfällig, zu beurtheilen sei. Auch der Mohammedanismus war für seine Zeit und die Völker seines Bereiches werthvoll, er ist es in Afrika noch, wo er immerhin einen Fortschritt gegen den blanken Fetischismus bezeichnet. Mohammed einen Betrüger zu nennen ist heutzutage nicht mehr verständig; der geniale in Selbsttäuschung lebende Mann hat eine lange nachwirkende politische That mit der Gründung des Islam vollbracht, insofern er wenigstens einen großen Theil der vaterländischen Halbinsel unter einem Dogma und damit zu einer Kraftentfaltung verband. Das aber wollte viel sagen bei einem zwar äußerlich scheinbar compact einheitlichen, in Wahrheit aber durch Wüsten gründlich zertheilten und von verschiedenen, wenigstens drei, Völkerfamilien bewohnten Lande.

Dennoch wird man sagen dürfen, daß dem Islam zur Entwickelungsfähigkeit, zur ethischen nämlich, nicht zur dogmatischen, eines fehlte, die so zu sagen kosmopolitische Humanität. Dabei jedoch hat er dem Leben der Stämme auf der Halbinsel selber eine Zeitlang neuen Inhalt gegeben, gewisse Zweige der literarischen Production in Blüthe gebracht, andere geknickt, kein Talent der Araber indeß völlig unterdrückt, der Sittlichkeit freilich nur wenige Ideale vorgehalten, andere verunziert, Alles in Allem aber der Nation das Erbtheil nicht der Verweichlichung, sondern der rauhen Kraftentfaltung hinterlassen und dadurch die Möglichkeit, noch jetzt nach 12 Jahrhunderten, nun nicht mehr durch Koran und Tradition, eine neue und frische Blüthe erwarten zu können.

Wenn also die europäischen Reisenden, von Niebuhr an bis von Maltzan und Halevy, die Burckhardt, Seetzen, Wellsted, Botta, Fresnel, Arnaud, von Wrede, Wallin, Burton, Pelly, Guarmani und Palgrave, wenn sie nicht umhin können, die Nationalaraber im Ganzen für eine an Adel des Charakters und Grazie des Wesens hervorragende Völkerrace zu erklären, so wird dazu gewiß vor Allem die nationale Anlage gewirkt, aber immerhin auch der Islam dieser Anlage keinen allzu großen Abbruch gethan haben. Parador mag es klingen, aber es dürfte wahr sein, daß der Islam, indem er das Volk seines Stifters von dem Flusse der Weltbildung fernhielt, dem Nationalcharakter genützt hat. So ist Arabien in die Verknechtung der übrigen mohammedanischen Staaten und Völker nicht verstrickt, auch mit den theilweis problematischen Culturgeschenken Europas nicht beglückt worden. Ja, was die Araber einst von den Europäern, vor Allem den Portugiesen erlebten, war ganz geeignet, ihnen einen grenzenlosen Abscheu vor dieser Sorte Christen beizubringen.

Dies glaubte ich zur richtigen Würdigung der folgenden Charakterbilder vorausschicken zu müssen, zugleich mit der Versicherung, daß mir die argen Schwächen und Fehler der Halbinselbewohner in den Erzählungen der Reisenden nicht entgangen sind. Ueberall aber rede ich nicht von dem Mischvolke, wie es sich etwa in Nordafrika, Aegypten, Mekka und anderen Orten von Hedschas aus allerlei Elementen zusammengebraut hat, sondern von den echten Arabern des Innern, von der syrischen Wüste bis nach Hadramaut, von el Hasa bis nach Jemen.

Zunächst einige allgemeine Urtheile: Der durch die Sorgfalt und Verläßlichkeit seiner Beobachtungen hochschätzbare Carsten Niebuhr nennt gerade vor 100 Jahren, September 1772, in der Widmung seiner „Beschreibung von Arabien" an den König von Dänemark das Land „von einer Nation bewohnt, die nie von einem fremden Volke bezwungen worden ist, die vielmehr ihre Herrschaft, Sprache, Wissenschaften und Religion weit umher verbreitet hat". In dem trefflichen Werke selber, ebenso wie in der „Reisebeschreibung nach Arabien", verfällt er nirgends in einen Argwohn erregenden Panegyrikus, sondern er urtheilt so, daß er überall Glauben an die Richtigkeit seines Urtheils erweckt. Niemand dürfe sich, meint er, dadurch abhalten lassen, eine Reise nach Arabien zu unternehmen,

weil die Araber gemeiniglich als ungesittet, habsüchtig und räuberisch beschrieben würden. Er habe diese Nation nicht so schlimm gefunden. Die Europäer verlangten so geschwinde zu reisen als in ihrem Vaterlande mit der Post. Und weil die wenigsten die verschiedenen ganz oder größtentheils unabhängigen Stämme kannten, so hielten sie alle diejenigen Araber für Räuber, welche ihnen etwa auf ihrer Reise hinderlich sein wollten. Die Einwohner des Landes seien höflich gegen Fremde, und man könne wenigstens im Gebiete des Imams, d. h. in Jemen, mit ebenso großer Freiheit und Sicherheit reisen als in Europa.

Hierbei will ich erwähnen, daß Niebuhr nur in Landschaften alter Cultur, wie in Jemen, und da auch wesentlich innerhalb des Städtegebietes gereist ist. Daß die Sicherheit in anderen Theilen nicht gleich groß ist, wissen wir von Reisenden unseres Jahrhunderts. Nichtsdestoweniger ist mir kein einziger Fall bekannt, mit Ausnahme der heiligen Stätten Mekka und Medina, der sogenannten hadramautischen Länder im Süden und des östlichen von Halevy vor zwei Jahren mit rühmlichem Muthe durchwanderten Jemen, wo das Bekennen des Christen- oder Judenthums irgend welche Gefahr gebracht hätte. v. Wrede wäre allerdings in Hadramaut, dem „Lande des Glaubens", Beled ed din, und v. Maltzan in Mekka ernstlich gefährdet gewesen, wenn ihr Christenthum früher ruchbar geworden wäre, sowie das ja im hochgebildeten Europa sich wohl ähnlich ereignen könnte. Aber Wallin, Palgrave, Guarmani haben nicht einmal in dem als fanatisch verschrienen eigentlichen Wahhabi-Lande ihre Religion verleugnet, natürlich eben so wenig die englischen officiell auftretenden Offiziere, wie Wellsted in Oman und Pelly bei dem Wahhabi-Fürsten. Oman ist zudem ein Land absoluter religiöser Toleranz, um so glücklicher, je weniger es an orthodoxem Islam leidet.

Was die Erziehung betrifft, so gelten Niebuhr's Bemerkungen hierüber auch nur der ansässigen Bevölkerung, wenn er sagt, daß die Knaben zeitig gewöhnt werden, ernsthaft unter den Aelteren zu verkehren. Hören wir daneben, was der fleißige und tapfere Heinrich Burckhardt 1814 über die Erziehung bei den Aneze-Beduinen, dem mächtigsten Stamme nordöstlich von Medina, mittheilt. Einen jungen Aneze dürfe man in Wahrheit ein Kind der Natur nennen, seinem eigenen Willen überlassen, selten gezüchtigt, aber zeitig an die Strapazen und Gefahren des Nomadenlebens gewöhnt. Ganze Gesellschaften nackter Knaben habe er gesehen, welche mitten im Sommer und um die Mittagzeit im brennenden Sande spielten und umherliefen und, wenn sie dann ermüdet zu den Zelten ihrer Väter kamen, ausgescholten wurden, daß sie ihre Laufübungen nicht fortsetzten. So auch das Wort eines Beduinen bei Richard Burton 1853 — in der trefflichen Bearbeitung seiner Personal narrative von Karl Andree —, als man ihm für seine Kinder ägyptische Spielsachen anbot: Meine Kleinen spielen auf des Kameels Rücken. — Georg Wallin, einer der am besten für Forschungen in Arabien wissenschaftlich vorgebildeten Reisenden, der leider durch einen frühen Tod den Seinen und der Wissenschaft entrissen wurde, sagt 1845 in Bezug auf die Erziehung des arabischen Knaben im Schammargebiete, wo seitdem eine in hohem Grade fesselnde Staatenbildung unter dem großen Fürsten Telal ibn Raschid von der Hauptstadt Hail aus sich vollzogen hat, daß es damals keine Schulen gegeben habe. Vom Vater hätten die Kinder die ersten Grundsätze der Religion, Koran lesen, Gebete recitiren gelernt. Was sie sonst wußten, wurde im mündlichen Verkehr mit den Eltern erworben. „Und doch sah ich nirgends in der Welt feiner fühlende, besser geartete und gehorsamere Kinder als die der Beduinen." — William Palgrave endlich, der englische Exjesuit, über dessen Verläßlichkeit die Acten freilich noch nicht geschlossen sind, erklärt sich 1862 bei Gelegenheit seines Zusammentreffens mit Scherarat-Beduinen dahin, daß er trotz aller an ihnen sichtbaren Folgen eines gesetz-, religions- und unterrichtslosen Lebens doch keine edlere Race auf der Erde kennen gelernt habe, als die echten ungemischten Stämme des östlichen und mittlern Arabiens. — Eben in Hail erlebte er unter vielen anderen Beweisen seiner Gemüthsanlage auch den, daß ein junger Patient, zu welchem er als Arzt gerufen wurde, trotz großer Schwäche den Eintretenden bat, zuvor die Gastfreundschaft seines Vaters anzunehmen und erst dann sich mit der Cur zu befassen. Des Fürsten Sohn, Bedr, den Palgrave in einem leichten Fieberanfall glücklich behandelt hatte, „zeigte eine Anhänglichkeit und Dankbarkeit mehr als unter Kindern, wenigstens vornehmen, gewöhnlich ist, während seine bescheidenen und höflichen Sitten der Erziehung an einem europäischen Hofe Ehre gemacht hätten."

Um noch einige allgemeine Urtheile anzuführen, so erklärt der als französischer Consul in Dschidda längere Zeit mit Arabern in Berührung gekommene Gelehrte Fulgence Fresnel 1840, daß der Nationalaraber, was Schönheit der Formen, natürlichen Anstand und Grazie seines ganzen Wesens betreffe, ebenso wie seine ausgebildete edle Sprache jede andere Völkerrace übertreffe. — Die Araber nennt Burckhardt eine freie Nation; die Unabhängigkeit der Einzelnen grenze beinahe an Anarchie. Der Beduine könne mit Wahrheit sagen, daß er keinen andern Herrn als den Beherrscher des Weltalls über sich anerkenne. Aus langjähriger Erfahrung aber ergebe sich, daß ihre Civilinstitutionen ihrer Lebensweise ganz angemessen seien. Der Scheikh habe nur durch seine persönlichen Eigenschaften Einfluß; seine Befehle würde man verachten, seinem Rathe folge man. Nur das Gegengewicht der Familien gegen einander erhalte den Frieden im Stamme. — Aehnlich bezeichnet Burton die Regierung der Beduinen als Autonomie. Er charakterisirt die Wüstensöhne besserer Art als entschlossen, leutselig, edelmüthig, insgemein aber zugleich pfiffig verschlagen, einfach und einfältig, reizbar und empfindlich, nicht ohne eine gewisse Gutmüthigkeit, im Behaben etwas feierlich und würdig. Bei allem Ernst lieben sie doch den Scherz. Ihre leidenschaftliche Aufwallung läßt bald wieder nach, aber jede Beleidigung hat eine unversöhnliche Rachsucht im Gefolge. Wie ist nun aber, fragt Burton, unter solchen Leuten eine Gesellschaft möglich? Sie haben, antwortet er, eine Art Löwengesellschaft; der stolzeste, tapferste, ausdauerndste erhält die Obergewalt.

Dazu kommt die Blutrache (Thsar), das wahre Correctiv gegen die persönlichen und die Stammesfeindschaften, ferner, bei der anerkannt ungenügenden Bedeutung des Koran als weltlichen Gesetzbuches für die Wüste, die uralte Einrichtung des Kadi el arab, des Richters der Araber, der, beredt und verständig, das Herkommen und die Genealogien der Stämme genau kennt und vor welchen man Processe bringt.

Körperliche Züchtigung ist unbekannt, Geldbuße ist seit undenklichen Zeiten die Form der Strafe für die meisten Verbrechen. Ein anderes Mittel, Frieden unter einer Menge stolzer und unruhiger Krieger zu erhalten, ist die Wahl eines Wasi, Schirmvogtes. Wenn ein Araber für die Sicherheit seiner Familie noch nach seinem Tode zu sorgen beabsichtigt, so wendet er sich mit der Bitte an einen Andern, der Wasi seiner Kinder zu werden. Nimmt dieser das zugeführte weibliche Kameel an, so werden er und seine Descendenz erbliche Beschützer der Nachkommenschaft des Andern.

Was die Blutrache betrifft, so ist sie durch das Herkommen geordnet. Die Generationskreise, innerhalb deren sie wirksam sein, und der Geldbetrag, durch welchen sie abgelöst werden darf, unterliegen genauen Festsetzungen. Bei den Aneze z. B. ist, nach Burckhardt, das Blut eines Mannes funfzig weibliche Kameele, ein Reitkameel, eine Stute, einen schwarzen Sklaven, einen Panzer und eine Flinte werth; anderswo 1000 Piaster (über 300 Thaler) oder 500 ꝛc. Doch gilt es nicht überall für wacker, sich die Blutrache durch solche Zahlungen abkaufen zu lassen.

Räuber (Harami) sein, gilt unter vielen Stämmen als ehrenvoll: das Object des Raubes sind wesentlich die Kameele. Selbst dieses Geschäft und die eventuelle Ergreifung des Räubers hat alte Formen und Formeln. Dabei wird dann scharfe Vorsorge getroffen, daß der Gebundene nicht durch Berührung irgend wen zu seinem Beschützer oder Geleitsmann (Dakheil) machen könne. Dakheil sind auch die Begleiter, die man sich als Reisender verschafft, z. B. v. Wrede in Hadramaut. Lösegeld, Entkommen, gewaltsame Befreiung endigen schließlich des „Räubers" Gefangenschaft. — Aehnlich dem Dakheil ist der Rafik, den man sich gegen Erlegung einer kleinen Summe erwirbt.

Bei Gelegenheit seiner Bekanntschaft mit dem südarabischen Stamme Akaibere giebt v. Wrede einige interessante Details über eine Stammversammlung von drei Tagen Dauer. Der sonst so unabhängige Beduine ist während dieser Zeit dem Scheikh und dem Aeltesten-Rath unterworfen. Streitigkeiten werden geschlichtet, Urtheile gefällt und vollzogen, Krieg und Frieden beschlossen. Verrath am Stamm wird mit dem Tode bestraft, Bestehlen eines Stammgenossen oder Schützlings mit Ausstoßen aus dem Stamm. Diese letztere Strafe ist so hart wie der mittelalterliche Bann; der Ausgestoßene verliert alle Rechte und alle Habe und wird von keinem Stamm aufgenommen. Drei Tage nach der Verurtheilung darf Niemand ihm folgen, um etwa seine Zufluchtsstätte zu erfahren; dann aber ist er vogelfrei. So schlägt er sich in unwirthbare Oeden, um mit anderen Banwak zusammen gefährliche weil der Ehre baare Banden zu bilden.

Hierbei mag schließlich erwähnt sein, daß die Stämme in einer der drei folgenden Beziehungen zu einander stehen; sie sind entweder Aßchab (Gefährten), in Schutz- und Trutzbündniß mit einander, oder Kiman (Feinde), in Blutfehde, oder endlich stehen in Achwat (Brüderschaft) die Fremden zu den Beduinen und zahlen einen Durchgangszoll durch deren Gebiet.

Von weltbekannter Berühmtheit ist die Gastfreundschaft der Araber; sie verdient es. Die Beispiele der auch den europäischen Reisenden gewährten großartigen Gastlichkeit sind überreich. Wie sie mir unter die Hände kommen, will ich einige mittheilen. Niebuhr kehrte zwischen Loheia und Beit el Fakih in einer Mansale ein, einem Unterkunftshause, wo man für die mäßigen Darreichungen nichts zahlt. Sobald der Herr der Mansale von den Gästen hörte, kam er, um zu sehen, ob sie gut bedient würden, ließ besseres Brot backen und Kuhmilch bringen, da er sah, daß die Europäer noch nicht an Kameelmilch gewöhnt seien. Bezahlung lehnte er ab. — In Beit el Fakih nahm der Kaufmann Ambar Seif sie mit der größten Höflichkeit auf, ließ ihre Sachen vom Zollhause holen und lud sie zu sich. In Loheia war der Dola (Gouverneur) auf das Aengstlichste um die ihm unbekannten Männer besorgt. Er wollte ihnen zwar erlauben, allenthalben umherzureisen, allein er verlangte immer davon vorher benachrichtigt zu werden, um seine Unter-Dolas und andere Dorfhäupter im Interesse der Reisenden zu instruiren. Ueberall im Gebirgslande von Jemen fanden sich Brunneneinrichtungen zum Nutzen der Reisenden, hölzerne Löffel oder trockene Kürbisschalen in den zumeist mit Schutzhütten gegen das Wetter verbundenen Wasserhäuschen. Aehnlich fand v. Wrede in der Einsamkeit des Wadi Hadhena in Hadramaut eine fromme Stiftung zur Kaffeebereitung, eine Hütte mit allem nöthigen Material. — In Taïz nahm der Kadi sich der Europäer nachdrücklich gegen einen gewinnsüchtigen Beamten an und lehnte jedes Geschenk ab, so daß Niebuhr, allein von der gesammten wissenschaftlichen Expedition nach Europa zurückgekehrt, sich verpflichtet fühlt, den wackern Mann rühmlich zu erwähnen.

Daß Burckhardt bei seinen Wanderungen nach Mekka und von dort über Medina nach der Küste viele Gelegenheit hatte, die arabische Gastlichkeit zu erfahren, begreift sich. So sagt er von den vornehmen Mekkanern, daß sie in wahrhaft liebenswürdiger Weise ihre Gäste bewirthen. Wer immer zufällig in der äußern Halle sitzt, wenn das Mittagsessen aufgetragen wird, ist eingeladen. Wenn ein Fremder in der Moskee der Sonne ausgesetzt ist, so macht der Mekkaner ihm gewiß Platz; wenn er bei einem Kaffeehause vorbeigeht, rufen ihn Stimmen, um ihm Kaffee anzubieten. Wenn ein Mekkaner von einem öffentlichen Wasserverkäufer einen Krug zum Trinken entnimmt, so bietet er ihn sicherlich erst dem Fremden an. — In Medina wurde eine alte freundliche Sitte bei Begräbnissen noch immer beobachtet: die Bahre wurde von Freunden und Verwandten des Verstorbenen auf den Schultern getragen und jeder Umstehende oder Vorübergehende beeilte sich, die Träger einige Zeit abzulösen. So ging die Bahre von Schulter zu Schulter bis zum Grabe.

Fürstliche Gastfreundschaft erfuhr 1837 der französische Botaniker Botta bei seiner Besteigung des an 7000 Fuß hohen pflanzenberühmten Sabbr-Gebirges in Süd-Jemen. Der kühne und ehrgeizige später von Ibrahim Pascha meuchlerisch ermordete Scheikh Hussein sah es, wie einst die Imame von Sanaa, als sein Vorrecht an, jeden Fremden im Lande als seinen Gast zu betrachten. Drei Monate bestritt Hussein alle Ausgaben und Transportkosten des Franzosen, die bei der großen wissenschaftlichen Ladung sehr bedeutend waren; mehrere Wochen war Botta unmittelbarer Gast des ritterlichen Scheikh, der ihm solide Führer sorgsam aussuchte und diejenigen besonders belohnte, mit denen Botta zufrieden war. Auf dem hohen Bergschlosse Maamera sah der Franzose Massen von Armen, die beschenkt von dannen gingen, bewunderte dabei die mit scharfem Blick für Naturschönheit ausgewählte Lage mit einer entzückenden Aussicht in die tiefen waldigen Klüfte, über welchen die Adler schwebten.

Merkwürdig ist die gastliche Aufnahme v. Wrede's 1843 bei einem Scheikh in der weltabgelegenen Stadt Amd in Hadramaut, nicht fern dem mit Ortschaften reich besetzten Culturthale Doan, fast am Saume der großen südarabischen Wüste Roba el Khali. Dieser imponirend schöne Mann, Abderrahman ba Dhiak ben Amudi, hatte in seinem Zimmer außer Tisch und Lehnsessel — beides keine arabischen Geräthe! — auch einen Bücherschrank mit englischen Werken, und zwar Scott's Napoleon, ein Lehrbuch der Physik, eines der Geographie und einen Atlas. Bald zeigte sich, daß der Hadramauter Englisch sprach, eine Frucht seines Verkehrs mit Europäern in Indien. Zu Wrede's augenblicklichem Schreck sagte er ihm geradezu, daß er, Wrede, kein Moslim sei. „Indeß sind Sie mir deshalb nicht minder willkommen." Er entließ ihn gegen das Versprechen, auf der Rückkehr länger bei ihm zu verweilen. — Des Abends Gast bei einer Hochzeitsfeier sah Wrede Riechflaschen von böhmischem Glase, die alljährlich aus den Glashütten des schö-

nen Moldaulandes den weiten Weg in diese den Fabrikanten sicherlich sogar dem Namen nach unbekannte Weltferne machen. Ebenso ist Wrede auf seiner gezwungenen Rückkehr der gerngesehene Gast höhlenbewohnender Beduinen im Wadi Koteifa, zu deren Stamm sein Escorteur gehörte. Als er diesen dahin zu bestimmen gesucht hatte, ihn auf einem Umwege über die Königsgräber im Wadi Hadscharin und nicht direct an die Küste zu führen, war die Antwort des Beduinen gewesen: Ich habe mein Wort gegeben und muß es halten.

Auch die englischen Offiziere Wellsted und Cruttenden wurden 1837 bei ihrem Zuge nach den himjaritischen Ruinen von Nakb el Hadschar von Dorfbewohnern, die nie einen Europäer gesehen hatten, bei glühendem Mittagbrande freundlich eingeladen, in ihren Häusern auszuruhen. Von hohem Interesse ist Wellsted's Erlebniß bei den Abu Ali im Südosten Omans. Gegen diese hatte 1820 der Imam in Maskat englische Unterstützung von der Insel Kischm erbeten, welche ihm auch in Folge von Gewaltthätigkeiten der Abu Ali an einem englischen Unterhändler gewährt wurde. Die 400 englischen Sipahis und die 2000 Soldaten des Imam erlitten eine schwere Niederlage, so daß vom ostindischen Gouvernement in Bombay sofort Züchtigung beschlossen und ins Werk gesetzt wurde. Fast wäre die Sache wieder unglücklich abgelaufen, wenn die Verbündeten der Abu Ali rechtzeitig eintrafen. So griffen die Abu Ali, nur 800 Mann stark, viele ihrer Weiber in den Reihen, mit unvergleichlichem Muthe an und gaben den Kampf gegen die Artillerie nicht eher auf, als bis sie fast alle gefallen oder schwer verwundet waren. Als das befestigte Dorf nun auch beschossen wurde, riefen die Weiber endlich ihr Aman (Pardon). Aber sie vergossen, umgeben von ihren Todten und Verwundeten, keine Thräne, die Männer als ob die Welt um sie nicht da wäre, knieten beim Sonnenuntergange zum Gebet, in vollem Vergessen von Tod und Verderben. Wellsted war nun seit 1821 wieder der erste Brite, der ihr Land betrat, und was er fand, war die rückhaltloseste Gastfreundschaft. „Kaum hatte ich mich als einen Engländer zu erkennen gegeben und erklärt, daß ich einige Tage in ihrer Mitte zubringen wollte, so erscholl das ganze Lager in lautem Freudengeschrei; ihre paar alten Kanonen wurden abgefeuert, ihre Luntenflinten waren bis Sonnenuntergang im Gange und Alt und Jung, Männer und Weiber beeiferten sich ihr Bestes zu meiner Unterhaltung zu thun. Ich war durch so gastliche Aufnahme nicht wenig überrascht. Vor uns lagen die Ruinen des Forts, das wir zerstört hatten; mein Zelt stand auf demselben Flecke, wo wir ihren Stamm fast vernichtet hatten. Aber Alles war vergessen bei dem Vertrauen, das ich ihnen zeigte, indem ich mich in ihre Mitte begab." Der Abend verging in lebhaftem Gespräch, wobei Wellsted die für einen Mohammedaner vorurtheilslose Meinung eines alten Abu Ali mit wahrer Hochachtung vernahm, daß wohl jede Religion für das Land gut sein möge, wo sie herrsche. „Die Weiber an den Spinnrocken, die Männer an ihr Schwert," sagte ein Anderer, als er sich nach dem Leben der englischen Frauen erkundigt hatte. Ein Zug von feiner Höflichkeit war es, daß, als sie merkten, wie Wellsted aus Rücksicht auf ihre wahhabitische Tabacksfeindschaft keine Cigarre rauchen wollte, sie nicht ruhten, bis er angezündet hatte. Auch der Frau und Schwester des abwesenden Scheikh machte er seinen Besuch und fand verständige und ernste Charaktere in ihnen. „Wir haben mit einander gefochten und sollten nun Freunde sein," sagte die Frau des Scheikh. Am nächsten Tage ging Wellsted mit funfzig Dscheneba-Beduinen auf einige Tage in ihr Gebiet. Charakteristisch war auch bei ihnen die männliche Verachtung aller Beschwerden. „Du wünschest das Land der Beduinen zu sehen?" Dieses ist, rief der Dscheneba-Scheikh, das Land der Beduinen, indem er den Speer auf den festen Sand der Wüste stieß.

Einige Wochen später als Wellsted von schwerer Krankheit genesen noch schwach in der Stadt Semail (am grünen Gebirge in Oman) an einem schönen Wasserlaufe vor seiner Hütte saß, blieb ein Araber, durch des Briten schwermüthiges Aussehen bewogen, stehen und, nachdem er den Selam gesprochen, zeigte er auf den krystallenen Strom und sagte: Schau hin, Freund, fließend Wasser macht das Herz heiter. „Ich war in einer Lage," setzt Wellsted hinzu, „wo ich das Mitgefühl zu schätzen wußte, und dieses drückte sich in so hohem Grade bei dem Sohne der Wüste aus, daß ich nie ohne Rührung an diesen unbedeutenden Vorfall zurückgedacht habe."

Noch andere zahlreiche Beispiele der Wellsted und anderen Offizieren der englischen Küstenvermessung erwiesenen Gastfreundschaft bester Art wären zu verzeichnen, so z. B. wie der Lieutenant Smith bei den Mahra-Stämmen des Gebirgslandes (östlich von Ras Fartak an der Südküste) immer den wärmsten Platz am Feuer erhielt, die beste Milch und überall willfährige Führer. Ein Weib und eine kleine Herde wollte man ihm geben, wenn er unter ihnen wohnen bliebe. Ebenso hat Wallin in den Zelten der Stämme zwischen Rothem Meer und Central-Arabien, ebenso Palgrave in Städten, Dörfern und Zelten vielfach die gastliche Noblesse der Araber erfahren.

Für heute sei das Gesagte genügend. Ist es mir gestattet, so bringe ich später einige Züge aus dem Leben der arabischen Frauen.

Aus allen Erdtheilen.

Anthropologische und ethnographische Photographien aus dem britischen Museum.

r. d. Das britische Museum in London, das reichste und großartigste seiner Art, beginnt jetzt seine gesammten Schätze systematisch durch herrliche Photographien zu veröffentlichen. Wie umfangreich das Gesammtwerk sein wird, erkennt man daraus, daß ein vollständiges gebundenes Exemplar sämmtlicher Photographien auf 143 Pfund Sterling, sage auf beinahe 1000 Thaler, zu stehen kommen wird. Uns liegen nur die Serien der vorgeschichtlichen und ethnographischen Sectionen vor, und diese sind es, die wir hier kurz nach dem Catalogue of a Series of photographs from collections of the British Museum, taken by S. Thompson (London, Mansell and Comp. 1872) anzeigen wollen. Sie sind von A. W. Franks erläutert, während Dr. Samuel Birch die britischen Alterthümer, die ägyptischen, assyrischen, griechischen und etruskischen Schätze des Museums behandelt.

Das Ganze ist chronologisch geordnet, aber begreiflicherweise läßt sich von einer Chronologie bei den vorhistorischen

Alterthümern nicht reden. Diese beginnen mit einer Auswahl unpolirter Steingeräthschaften aus der Drift von Hoxne, Herne Bay, Gray's Inn Lane und Abbeville. Man kann nicht leugnen, daß diese überaus rohen Instrumente uns den frühesten Culturzustand des Menschen vorführen. Etwas höher stehen die zahlreichen zugehauenen Feuersteine von Poitou, aus dem Aveyron, die alle starke Spuren des Gebrauchs aufweisen. Die Tafeln 5 und 6 zeigen siebzehn Harpunenspitzen aus Renthiergeweih, von denen einige an den Seiten mit Widerhaken versehen sind und die wahrscheinlich zum Fischfang dienten. Sie stammen aus Bruniquel, Departement Tarn et Garonne. Zu derselben paläolithischen oder frühesten Steinepoche gehören die Nadeln und anderen Instrumente, namentlich aus Pferdeknochen, die mit Thierfiguren bedeckt sind. Das britische Museum hat Gypsabgüsse jener bekannten Mammuthfiguren auf Renthierhorn aus der Höhle von Montastruc bei Bruniquel, welche wir auch bereits im „Globus" (XX, S. 215) besprachen und deren Aechtheit nicht unbezweifelt dasteht. Der Bericht sagt: These rude drawings are of infinite value as unmistakable proofs of man having lived in company with the mastodon. Daß der Mensch mit diesem zusammen lebte, ist anderweitig ja genügend dargethan; unsere Zweifel an der Aechtheit dieser Kunstproducte stehen übrigens nicht vereinzelt da. Der Bericht meint ferner, es sei von großem Interesse, mit diesen Höhlenschnitzereien die modernen Gravirungen und Schnitzereien in Walroßzahn, Horn und Holz (Tafel 91, ethnographische Serie) zu vergleichen, die von den Eingeborenen der amerikanischen Nordwestküste stammen. Diese Art Schnitzereien und Figuren, ähnlich denen, die Whymper in seinem „Alaska" abbildet, sind doch sehr verschieden von den problematischen Schnitzereien der Höhlenmenschen. Viel eher trifft der Vergleich der frühesten aus der Eiszeit stammenden Feuersteingeräthe mit den Steininstrumenten verschiedener arktischer Stämme zu; diese möchten wir als Beweise der Persistenz der einfachsten Formen menschlicher Kunst bis auf den heutigen Tag anerkennen. Die neolithische oder „Periode der polirten Steine", die der Bronze und des Eisens, sind reich unter den Photographien vertreten. Es sind dieses die bekannten Aexte, Hämmer, Celte u. s. w., die wir bloß anzuführen brauchen. Tafeln 77 und 78 zeigen uns eine der kolossalen nach London gebrachten Götzenfiguren von der Osterinsel, den Hoa-haka-nana-Ia, der aus hartem Granit gehauen ist, ein gorillartiges Gesicht zeigt und auf der Rückseite mit Thierbildern und Symbolen geschmückt ist. Der Bericht meint, dies kolossale Idol sei von einer Race gearbeitet worden, welche den Gebrauch des Eisens nicht kannte.

Von den Photographien solcher Gegenstände, welche bereits der historischen Zeit angehören, erwähnen wir nur kurz die herrlichen ägyptischen und assyrischen Sachen. Man sehe nur das älteste Glasgeräth der Welt, ein Riechfläschchen, welches den Namen Thothmes III. (achtzehnte Dynastie, 1450 vor Christo!) trägt. Die ganze Culturgeschichte Aegyptens, Assyriens und Babyloniens liegt hier in diesen prächtigen Photographien vor uns ausgebreitet, so schön und deutlich, wie bisher noch in keinem einzigen Werke.

Barbarei in Peru.

Die Präsidentenmacherei ist in sämmtlichen sogenannten Republiken Amerikas ein Kreuz und eine Qual. In den ehemals spanischen Ländern geht sie nur ausnahmsweise unblutig ab. Auch Präsident Balta in Peru kam vermöge einer Rebellion an die Spitze; er hatte sich als Oberst an der Spitze seines Regiments zum Präsidenten aufgeworfen, war in Lima als solcher anerkannt worden und verfuhr sehr willkürlich; indessen hat er wenigstens die äußere Ordnung aufrecht erhalten. Im August war sein Amtstermin abgelaufen; die Wahlen waren für einen bürgerlichen Mann, Pardo, günstig ausgefallen und der vom Balta empfohlene Candidat hatte nur eine geringe Anzahl von Stimmen erhalten. Es ist Obliegenheit des Congresses, die Wahlzettel zu prüfen und dann zu erklären, welcher Candidat gesetzlich Präsident sei.

Während in Lima eine große Industrieausstellung veranstaltet worden war und die neuentdeckten Salpetergruben bei Arica eine neue Einnahmequelle in Aussicht stellten, begaben sich Dinge, welche selbst in Peru, wo kaum der zehnte Mensch ein Weißer ist, Staunen erregten.

Am 22. Juli rückte General Gutierrez, Balta's Kriegsminister, mit Fußvolk und Geschütz vor den Regierungspalast, nahm den nichts ahnenden Präsidenten Balta gefangen, sperrte ihn in eine Caserne und erklärte sich zum Oberhaupt des Staates. Gleichzeitig verkündigte er für Lima das Kriegsgesetz. Das erstaunte Volk verhielt sich ruhig und wartete den Verlauf der Dinge ab; die fremden Gesandten erklärten, daß sie Gutierrez nicht anerkennen würden; in der Armee, über welche kurz vorher eine glänzende Musterung abgehalten war, fanden viele Desertionen statt; die Kriegsschiffe waren auf See und ihre Bemannung erklärte sich gegen den Usurpator. Alle Banken und Kaufläden hatten geschlossen.

Nach der auch in Venezuela und Mexico hergebrachten und sehr beliebten Praxis begann Gutierrez damit, daß er Zwangsanleihen erpreßte. Die Herren Dreyfus (ein deutscher Israelit, welcher als Geldmann großen Einfluß auf die Finanzverhältnisse Perus hat) und der um das Eisenbahnwesen hochverdiente Nordamerikaner H. Meiggs wurden jeder um 50,000 Dollars angezapft und jede der vier Banken mußte eben so viel hergeben. Der Director der London-Bank, Dawson, wurde eingesperrt bis er blechte.

Die Zeitungen erschienen nicht, das Volk wagte sich nicht auf die Straßen, in Lima herrschte ein Schreckensregiment. In einigen Casernen und auch in Callao wurde revoltirt; Pardo und andere angesehene Leute flüchteten sich in die Gesandtschaften oder auf die Schiffe.

So verliefen die Dinge bis zum 26. Juli. Als an jenem Tage Oberst Sylvester Gutierrez, Bruder des Generals, sich auf dem Bahnhofe blicken ließ, wurde er von der dort versammelten Menge verhöhnt und verflucht; als er seinen Revolver zog, schoß man auf ihn und im Nu lag er als Leiche am Boden. Das Volk stürzte sich über ihn her und zerriß ihn förmlich.

Als der Dictator, welcher sich im Regierungspalast eingerichtet hatte, diese Vorgänge erfuhr, gab er Befehl, Balta zu erschießen. Als seine Schergen in die Caserne eindrangen, fanden sie ihn im Bette liegen. Einer zog den Revolver und feuerte drei Schüsse hintereinander auf ihn ab und dann wurde auf seinen Befehl die Leiche mit Bayonnetten durchbohrt. Inzwischen hatten viele Männer ein Herz gefaßt und das Volk versammelte sich in Masse, während Gutierrez solche Soldaten, auf welche er sich noch verlassen zu können glaubte, um sich schaarte. Den Revolver in der Hand zog er vor ihnen her nach dem in der Vorstadt liegenden Fort Santa Catalina, wo er sich verschanzte. Jetzt stellte sich der Vicepräsident Herencia Zevallos an die Spitze des Volkes, zog nach dem Regierungspalast, übernahm in aller Form die Regierung, ernannte ein Cabinet und sorgte für Herstellung der öffentlichen Ordnung. Der Dictator aber sah bald, daß es mit ihm zu Ende gehe, denn seine Soldaten rissen aus. Er warf gegen Abend einen Mantel um, stülpte einen breitkrämpigen Hut auf den Kopf, schlich sich insgeheim aus dem Fort heraus und war so verwegen, eine der Hauptstraßen zu betreten. Als er dort erkannt wurde, flüchtete er sich in einen Apothekerladen, aber die Menge zerrte ihn auf die Gasse und nach wenigen Minuten war von diesem Thomas Gutierrez nur noch ein zerstampfter und zerrissener Fleischklumpen übrig, der erst auf dem Pflaster umhergeschleift und dann an einen Laternenpfahl gehängt wurde. Mit den Leichen zweier Brüder verfuhr man eben so, und zuletzt wurden alle drei Fleischklumpen an Stricken in die Luft gezogen, so daß sie am Hauptthurme der Kathedrale hingen und allem Volke sichtbar waren. Dann ließ man den Strick los und die Leichen stürzten aus einer Höhe von etwa 100 Fuß herab. Unten begoß man sie mit

Petroleum und so wurden sie vor dem Hauptthor der Kathedrale zu Asche!

Dann übernahm am 2. August Pardo die Regierung.

* * *

— Die nachfolgenden geographischen Notizen erhielten wir von Herrn Dr. A. Ernst in Caracas:

Temperaturbeobachtungen in der Tiefe von 1000 Faden, im äquatorialen Theile des Atlantischen Oceans, von N. v. Maclay. Während der Ueberfahrt von den Cap-Verde-Inseln nach Rio de Janeiro gelang es dem Reisenden, in der Region der Calmen (unter 8° nördl. Br. und 24° 24′ westl. L. von Gr.) die Temperatur in der Tiefe von 1000 Faden (6000 Fuß) zu ermitteln. Sie ergab sich gleich 3,5° C., während zugleich die des oberflächlichen Wassers 27,6° war, der Unterschied betrug also 24,1°. Es ist dies die erste Beobachtung, die in der äquatorialen Region des Atlantischen Oceans in dieser Tiefe gemacht worden ist. („Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg", August 1871.)

„Eßbare Erden" aus Lappland und Südpersien. Der Reisende A. Göbel erhielt von den Bewohnern des Dorfes Ponoi an der Mündung des gleichnamigen Flusses, 67° 5′ nördl. Br. und 41° 12′ östl. L. von Gr., auf der Halbinsel Kola, ein weißes, leichtes, talkähnliches Pulver, das als Beimischung zum Mehl beim Brotbacken verwandt wird. Es bildet ein bedeutendes Lager von 2 bis 3 Fuß Mächtigkeit unter Sand- und Lehmschichten. Die chemische Untersuchung, welche Professor C. Schmidt in Dorpat ausführte, ergab, daß diese „eßbare Erde" ein feinzermalmter und geschlämmter Kaliglimmer war. Derselbe zeigt bei 200- bis 300facher Vergrößerung weiße dünne Schuppen von 0,02 bis 0,06 Millimeter Durchmesser ohne bestimmte Krystallform. Dieses Glimmermehl dürfte oberhalb gelegenen Glimmerschiefern entstammen, deren Detritus, zum feinsten Schlamme zermalmt, durch Schnee- und Regenwasser ins Thal hinabgeschwemmt und durch natürliche Schlämmung in flachen Sedimentirbecken abgelagert wird. Daß dieses Glimmermehl beim Brotbacken völlig nutzlos ist, nur als füllender Ballast unverdaut den Darm passirt, ist selbstverständlich. Bei der Schwerzersetzbarkeit des Kaliglimmers durch verdünnte Säuren kann von irgend welcher Betheiligung dieses „Mineralmehls" am Ernährungsprozesse, sei es auch nur als Kaliquelle, nicht die Rede sein. Es gehört in die Kategorie mit dem Thonessen der Ottomaken, als Mittel, das Hungergefühl durch Füllung des Verdauungscanals einigermaßen zu beschwichtigen.

Eine wesentlich andere Bedeutung hat das von demselben Reisenden bereits vor zehn Jahren aus Kirman, der 5000 Fuß hohen Salzsteppe Südpersiens (circa 30° 10′ nördl. Br. und 58° 10′ östl. L. v. Gr.) mitgebrachte „G'hel-i-G'iveh". Es bildet weiße, hier und da etwas graue, unregelmäßige Knollen von Nuß- bis Apfelgröße, im Wasser zum unfühlbaren, weißen Schlamme aufweichend, in verdünnter Salzsäure, Salpetersäure, ja selbst in warmer 10procentiger Essigsäure unter starker Kohlensäureentwickelung und geringem Kieselrückstande löslich. Göbel erhielt diese Substanz als „eßbare Erde", die in größeren Nestern und Lagen vorkomme und beim Backen dem Mehl zugesetzt werde. Die chemische Untersuchung ergab als Hauptbestandtheile kohlensaure Magnesia (fast 67 Procent), kohlensauren Kalk (23,6 Proc.) und Kochsalz (3,5 Proc.). Diese Substanz ist wahrscheinlich durch Zusammenfluß von Steppenbächen und Frühjahrswasserläufen entstanden, welche reich an Chlormagnesium und Chlorcalcium sind. Das Fällungsproduct, eine Art natürlicher kalkreicher roher Magnesia alba, spielt beim Backen als Kohlensäurequelle zur Auflockerung des Teiges, beim Genuß als diätetisches Mittel, eine wohlbegründete Rolle. („Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Petersbourg", Mai 1871.)

Die geographische Lage Pekins, von H. Fritsche. Die aus zahlreichen Beobachtungen ermittelte Breite für den auf beigegebener Skizze des Planes der Stadt mit a bezeichneten Punkt ist 39° 56′ 48,52″. Die Länge wurde aus 42 Mondculminationen abgeleitet und gefunden $7^h 45^m 54{,}55^s$ oder 116° 28′ 38,25″. („Bulletin de l'Academie Impériale des Sciences de St. Petersbourg", November 1871.)

— Die Doctoren K. v. Fritsch und J. J. Rein sind wohlbehalten von ihrer wissenschaftlichen Reise nach den Canarischen Inseln (wo Dr. v. Fritsch bereits 1862 war) und nach Marokko zurückgekehrt. Diese Reise wird von Vortheil für die Erdkunde und die Naturwissenschaften sein. Begünstigt durch Empfehlungen der deutschen Reichsregierung und durch den großbritannischen Generalconsul in Tanger, Sir John Drummond Hay, fanden sie, wie der „Weser-Ztg." geschrieben wird, im Reiche Marokko nicht die Schwierigkeiten, von welchen Dr. G. Rohlfs und Herr v. Maltzan berichten. In der Stadt Marokko waren sie Gäste des Kaisers (Sultan), welcher ihnen ein eingerichtetes Haus zur Verfügung gestellt hatte. Den Kaiser selbst, welcher bekanntlich in Fes residirt, haben sie nicht gesehen, da die bei dieser Gelegenheit nach orientalischer Sitte nothwendigen Geschenke die Reise unverhältnißmäßig vertheuert hätten. Die Reise nach Fes selbst, so wurde den deutschen Gelehrten überall versichert, sei wohl ausführbar. Ueber ihre Forschungen hinsichtlich der Geologie (Entdeckung von Salzlagern), Botanik, Zoologie und Alterthumskunde des Landes, zumal des Atlas werden die Reisenden demnächst selbst berichten.

— Die Auswanderung aus Skandinavien, welche bisher vorzugsweise nach den nördlichen Staaten der nordamerikanischen Union gerichtet war, hat sich auch nach Neuseeland gelenkt, wo bisher nur vereinzelte Schweden ansässig waren. Im Frühling sind in Wellington an der Coaksstraße 70 derselben gelandet, um Ackerbau zu treiben. — Nach Untercanada wandern Franzosen immer noch spärlich ein; bis zum 1. Juli 1872 waren in Riviere du Loup, Quebec und Montreal nur 235 angekommen; die meisten stammen aus der Gegend von Mümpelgart, Belfort und Nancy, einige auch aus der Champagne und der Provence. Auch eine Anzahl von Wallonen ist aus Belgien nach Canada gekommen; einige Flamingen haben Ländereien am rechten Ufer des untern St. Lorenz erhalten, an der Grenze von Maine, in der Nähe eines von flamischen Trappisten gegründeten Klosters. Die Wallonen sind am Ottawa, im Thale des Flusses La Petite, Station im Waldland, angesiedelt worden.

— Die Juden in Rumänien haben sich, falls die Zeitung „La Turquie" recht hat, in geradezu beispielloser Weise vermehrt. Nach angeblich amtlichen Nachweisen zählten die Kinder Israel 1859 im ganzen Lande etwa 67,000 Seelen, 1869 sollen sie auf 612,000 Köpfe angewachsen sein. Das erscheint uns übertrieben. In England kommt 1 Jude auf 1000 Personen, in Frankreich 4, in Oesterreich 33; für die Walachei rechnet man 112 auf 1000 und für die Moldau gar 200; sie würden also hier den fünften Theil der Bevölkerung ausmachen.

— Nachdem die von Wallisern gegründete Colonie am Chupat in Patagonien so kläglich gescheitert ist, taucht doch wieder ein ähnliches Project auf. Ein Franzose, Crozat de Sempierre, hat von der argentinischen Regierung eine Küstenstrecke dort erhalten, auf welcher er binnen drei Jahren 200 Familien ansiedeln will.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Fahrten in Kambodscha.

Nachdem die Franzosen dem Könige von Annam das ganze Delta des Mekongstromes abgenommen hatten, griffen sie weiter um sich, und in den Pariser Blättern wie in verschiedenen Reiseberichten ist kein Geheimniß daraus gemacht worden, daß es sie auch nach Kambodscha gelüste. Dieses ehemals mächtige und blühende Reich der Khmer, in welchem so manche Prachtruinen zerstreut liegen, ist nun längst in Verfall, der König dem Beherrscher Siams tributpflichtig. Das aber hat die Franzosen nicht gehindert, ihm ihr Protectorat aufzuzwingen und ihn wie einen Vasallen zu betrachten. Wir haben in unserer Zeitschrift schon mehrfach darauf hingewiesen, daß sie mit Eifersucht den Einfluß betrachten, welchen England sowohl in Birma wie in Siam ausübt; sein Handel beherrscht die beiden großen Ströme jener Länder: den Irawaddy und den Menam. Nun mündet in dem französischen Cochinchina der Mekong, der als Lan tsan kiang aus der chinesischen Provinz Yünnan herabkommt. Ueber seinen Lauf im Norden des 13. Grades nördlicher Breite wußte man nichts, aber es fragte sich, ob er nicht etwa eine eben so praktikabele Fahrbahn bis in die Nähe der chinesischen Grenze darbiete, wie der Irawaddy. Es war die Aufgabe der oft von uns erwähnten Expedition Lagrée's seit 1866, darüber ins Klare zu kommen; sie überzeugte sich, daß der Mekong unbrauchbar sei und seiner ganzen Beschaffenheit wegen zu einer Handelsstraße sich platterdings nicht eigne. In wissenschaftlicher Beziehung ist jene Reise von nicht unerheblichem Belang; der Weg führte durch Gegenden, welche früher von keinem Europäer besucht worden waren; Mouhot war nur bis Luang Phrabang gekommen, also bis gegen den 19. Grad Nord, und zwar von Westen her; Lagrée's Expedition zog stromauf mitten durch die Laosländer und erforschte manche Strecke zu beiden Seiten des Flusses, indem einzelne Mitglieder Abstecher ins innere Land unternahmen. So zum Beispiel wurde eins ihrer Mitglieder beauftragt zu einem Streifzug in südwestlicher Richtung von Ubong aus. Dieser Platz liegt am Semum, der (nach H. Kiepert's Karte zu Adolf Bastian's Reisen in Hinterindien) von Westen her, etwas südlich von 19° N., in den großen Strom mündet.

Die kambodschanischen Boote sind aus Bambus sehr elastisch gebaut und die Fahrt mit ihnen ist in ruhigem Wasser recht angenehm, gefährlich dagegen, wenn es sich darum handelt, über die vielen Stromschnellen hinwegzukommen, deren es in den Flüssen jener Gegend unzählige giebt. Garnier hatte Mühe, über einen derselben hinwegzukommen, der im Se mung nur etwa eine Viertelmeile oberhalb der Mündung liegt. Es war am letzten Tage des Jahres 1866; die Barken mußten völlig geleichtert und dann an langen Rottantauen aufwärts gezogen werden. An der Mündung liegt das Dorf Pak Munn; das Wort Pak bedeutet Mündung. Da es sich darum handelt, den Wasserweg nach Westen hin in der Richtung zunächst nach Korat so weit als möglich zu verfolgen, mußten noch mehrere dieser Halbkatarakten überwunden werden, die „wie Stufen oder Leitersprossen" von der Hochebene bis zum untern Stromlaufe des Mekong einander folgen.

Oberhalb Pimun wurde der Se mung frei und floß in einem ruhigen Bette. In Ubong wurde der Reisende vom „König“ empfangen, das heißt von dem Landesfürsten, welcher vom siamesischen Hof als Statthalter eingesetzt wird, aber den Königstitel erhält. Er war ein pfiffiger, gewandter Mann, der am Hofe zu Bangkok von der europäischen Civilisation einigermaßen angestreift war und den Einfluß der Ausländer wohl zu würdigen verstand. In dem Orte ging es ganz lebhaft her; er gilt noch für ein Dorf, hat aber mit seinen vielen Waarenläden und zwei in chinesischem Stil erbaueten Pagoden das Aussehen einer Stadt. Oberhalb derselben strömt der Se mung durch eine wohlangebauete Gegend, wo auf den üppigen Wiesen viel Vieh weidet. Das Ufer ist mit dichtem Gebüsch bewachsen; dann wird die Landschaft auf größeren oder geringeren Strecken wieder offen und der Boden sandig. Dort haben die Eingeborenen ihre Dörfer am Rande der Hochebene gebaut und benutzen für den Verkehr mehr die bequemen Landwege als den Stromlauf; hin und wieder sieht man Hütten, welche von Fischern bewohnt werden.

In Si Saket, das unweit der Mündung des Sam Lan in den Se mung liegt, verließ Garnier seine Barke und schlug den Landweg ein. Die Ortsbehörde stellte ihm vier Karren, die mit Rennochsen bespannt waren. Diese sind jenen Gegenden Hinterindiens eigenthümlich und haben bei den Ochsenrennen in Saigong wegen ihres schnellen Laufes die Aufmerksamkeit der Europäer erregt. Neben der Stadt campirten einige chinesische und peguanische Hausirer im



Kambodschanische Typen.

Freien. Die Peguaner waren britische Unterthanen und zeigten ihre englischen Pässe vor; sie waren weit und breit in den Laosländern umhergewandert und gaben willig Auskunft über Alles, was sie beobachtet hatten. Sie baten um einen Empfehlungsbrief an den französischen Consul in Bangkok. Garnier schreibt: „Ich war erstaunt über den Einfluß, welchen die Worte Consul falang (d. h. europäischer) ausüben; das falang bezieht sich auf alle Europäer in diesen Gegenden, wo man die Unterschiede der Nationalität noch nicht versteht. Das kleinste mit lateinischen Buchstaben beschriebene Stück Papier ist ein Paß, der nichts zu wünschen übrig läßt, und ein abgerissenes Stück von einem Briefe ist eben so viel werth, wie ein regelrechtes, von der Behörde untersiegeltes Document.“ In Si Saket besteht ein Theil der Bevölkerung aus Kambodschanern, deren Sprache dort sehr viele Leute verstehen. Weiter nach Westen hin dehnt sich eine kahle Ebene aus; an den Teichen wächst Gebüsch, und dort stehen die von Fruchtbäumen umgebenen Dörfer. Dann tritt wieder Wald auf, durch welchen der Weg sich schlängelt. Die Fahrt auf einem solchen Ochsenkarren, der nicht etwa auf Federn ruht, ist alles Andere als bequem, Rippen und Schultern verspüren es. Merkwürdig ist, daß dort inmitten einer ganz tropischen Vegetation die Fichte neben Palmen auftritt.

Kukan liegt schon im Khmerland und das Kambodschanische wird allgemein gesprochen; das Land steht schon seit längerer Zeit unter siamesischer Herrschaft. Der Reisende wurde vom dortigen Gouverneur arg belästigt; der Mann kam mit einem zahlreichen Gefolge und suchte den Falang heim, als dieser eben ein Bad nahm! Er war ein Kuy,

also aus einem Volke, das zwischen dem großen Strome und dem großen See (Talesab) wohnt und sich gern für halbwild ausgiebt; er war überglücklich, als er ein rothgewürfeltes Taschentuch und eine Schachtel mit Zündhölzchen erhielt.

Nach einer sehr beschwerlichen Fahrt, auf welcher die drückende Hitze überaus lästig war, kam Garnier nach Tschongkong; er war bis dorthin 25 Tage unterwegs gewesen. Diese kambodschanische Provinz steht gleichfalls unter siamesischer Herrschaft. Der Stellvertreter des Statthalters lud den Falang zu einem Festmahle ein; dasselbe war veranstaltet worden zu Ehren eines reichen Kambodschaners, der eben die Weihe als Bonze erhielt. Man schor ihm das Haar glatt weg, zog ihm die Kleider aus und unterwarf ihn einer strengen Prüfung. Nachdem seine Freunde und Verwandten viele Opfer gespendet hatten, zog man ihm das gelbe Gewand an und er war nun ein heiliger Mann. Diese ganze Gegend ist ungemein fruchtbar und vortrefflich durch eine Menge von Gefließen bewässert, die alle in den Talesab, den großen See, münden.

Durch unsern Landsmann Adolf Bastian erfahren wir Manches über die Steuerverhältnisse in dem von Siam abhängigen Theile Kambodschas. Jeder aus dem Rasadon, d. h. aus dem gemeinen Volke, muß eine Abgabe an den Ortsvorsteher entrichten, welcher sie dem Gouverneur der Provinz übermittelt. Bienenwachs spielt dabei eine Hauptrolle, weil es einen wichtigen Handelsartikel bildet. Die Edelleute bezahlen keine regelmäßigen Abgaben, werden aber bei außergewöhnlichen Gelegenheiten in Anspruch genommen, müssen z. B. Elephanten liefern oder Geld für Priestergewänder, welche der König, um sich fromme Verdienste zu erwerben, den Klöstern schenkt. Von der Destillation gebrannter Wasser wird keine Steuer erhoben. Jedermann muß vom 50. bis zum 70. Jahre Razakan, d. h. Frohndienste, thun, sobald die Regierung zu solchen auffordert. Der Vater kann seinen Sohn als Ersatzmann stellen; von zwei Söhnen im Hause muß der eine zur Frohnarbeit ausgehen, der andere bleibt zurück, um seinen Eltern behülflich zu sein; mehrere Söhne können unter sich eine Vereinbarung über die Verrichtung des Herrendienstes treffen. Die Mönchsweihe, denn überall schafft die Geistlichkeit sich Privilegien auf Kosten der anderen Classen, befreit vom Razakan; glücklicherweise ertragen nur verhältnißmäßig wenige die klösterliche Beschränkung. Die Natur wirkt; sie sehnen sich ins weltliche Leben zurück, um Frauen nehmen zu können, und leisten dann Frohndienst. Der Sklav, That, der seinen Körperpreis (Kha tua) hat und seinem Gläubiger für die demselben schuldige Summe dienen muß, ist vom Razakan ausgenommen. Der That bleibt, bis er sich losgekauft hat, beständig in der Gewalt seines Meisters, Naï. Dagegen hat ein Bao nur während der Arbeitszeit den Befehlen des Naï zu gehorchen. Der Bao wird als „Königssklav“ von dem That unterschieden, der ein „verschuldeter Sklav“ ist. Die der Sklaverei verfallenden Schuldner können frei gekauft werden; der Herr muß sie entlassen, sobald ihm die Bezahlung der Schuldsumme angeboten wird. Gekaufte Sklaven dagegen, wie z. B. die Pnom und andere wilde Stämme, bedürfen zum Loskauf der Einwilligung ihres Herrn, der nach Belieben über sie verfügen kann, sie heißen deshalb That mai that, immerwährende Sklaven. Rebellen, welche man in eroberten Dörfern gefangen nimmt, werden vom Könige den siegreichen Offizieren als Sklaven geschenkt.

Im siamesischen Gesetzbuche (Phra Thamosat) werden sieben Classen aufgeführt, die gesetzlich als Sklaven behandelt werden können:

1) Leute, denen durch Vorschuß an Geld und sonstigen Werthsachen geholfen worden ist.

2) Kinder, welche während der Schuldhaft ihrer Eltern geboren wurden.

3) Solche, die in der Kindheit als Pfänder gegeben wurden.

4) Leute, die als Pfand für andere eintreten.

5) Losgekaufte Personen oder von schweren Strafen befreiete.

6) Personen, die sich in Nothzeiten verkauften.

7) Kriegsgefangene.

Sechs Classen dürfen nicht als Sklaven behandelt werden:

1) Freigelassene.

2) Schuldner, die mit Erlaubniß der Gläubiger in den Mönchsstand eingetreten sind.

3) Diener, welche von ihren Herren den Brahmanen geweiht worden sind.

4) Priester dürfen Ihresgleichen nicht in Haft halten.

5) Der Frömmigkeit ergebene Personen, welche in den Häusern ihrer Nachbaren zu verweilen pflegen, dürfen dort nicht als Sklaven zurückgehalten werden.

6) Auf dem Grund und Boden eines Andern lebende Leute dürfen von ihm nicht als Sklaven betrachtet werden.

Die Kambodschaner haben viele, recht hübsche Thierfabeln, in welchen merkwürdigerweise der Elephant, der doch als ein kluges und höchst nützliches Thier in großem Ansehen steht, selten eine glänzende Rolle spielt. Es ist bei den Siamesen eben so. Einst lebte in den Wäldern ein Elephant, der hieß Yukunson. Aus seinen Stirndrüsen schwitzte Oel hervor, als er in der Brunstzeit grimmig umherstürmte. Im Walde wohnte ein Pärchen Zaunkönige; die hatten ihr Nest in einen Bambus gebaut und fütterten emsig ihre Jungen. Der Elephant aber rannte in toller Wuth umher, riß das Nest herunter und stampfte es mit den Jungen, die darin waren, in den Boden. Die Zaunkönige sahen das jammernd mit an und wünschten sich auch den Tod; sie riefen klagend: „Ach, wenn wir doch stürben! hier müssen wir doch die Gewaltthätigkeiten eines so übermächtigen Feindes dulden!“

Da flog eine Krähe vorbei. Als sie sah, wie betrübt die Zaunkönige waren, fragte sie nach der Ursache ihres Kummers. Sie antworteten: „Es ist ein schlimmer Feind des Weges daher gekommen; wild und grausam hat er unser Glück zerstört und unsere Kinder getödtet. Nun werden wir wohl die Folgen unserer sündhaften Handlungen tragen müssen. Uns fehlt jede Möglichkeit ihn zu bekämpfen, er ist ja viel zu stark für uns.“

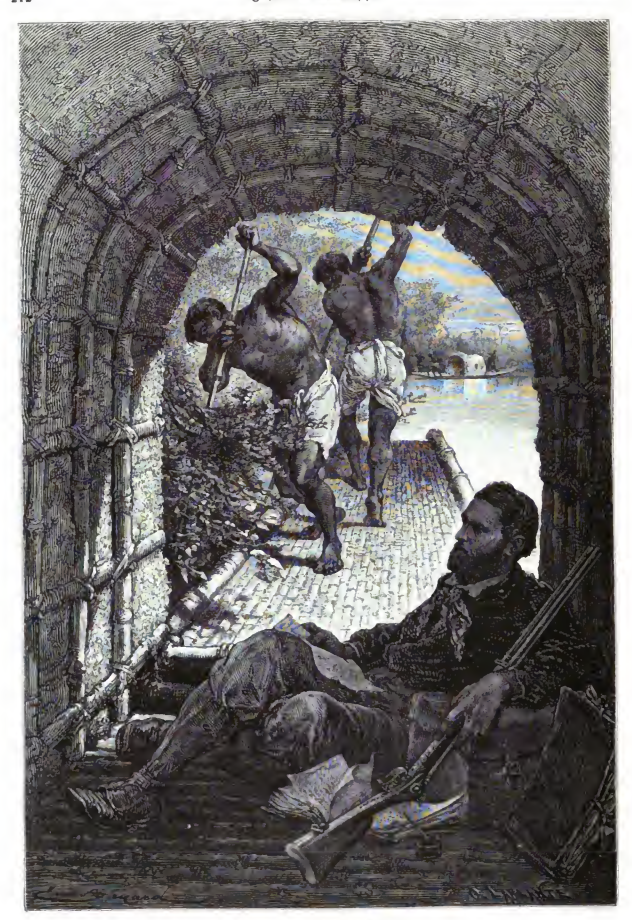
Die Krähe entgegnete: „Groß und schreiend ist das Unrecht, welches euch zugefügt worden ist, aber laßt nur das Wehklagen. Wir wollen uns Verbündete suchen und es wird uns schon gelingen, diesen Uebermüthigen zu demüthigen.“

Die Zaunkönige aber, Männchen und Weibchen, weinten fort; sie schluchzten: „Laß uns nur sterben, unser Herz will brechen.“

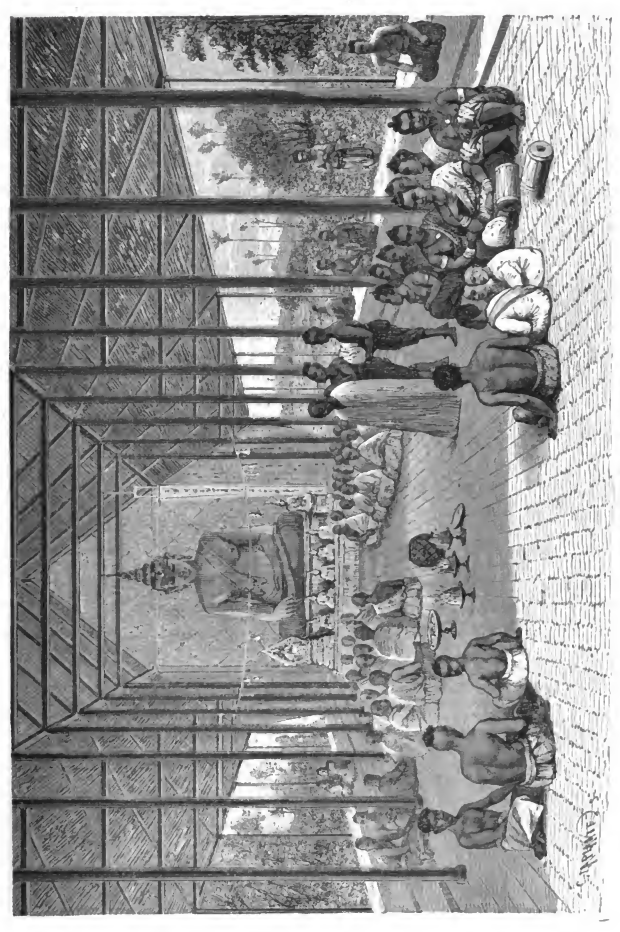
„Was würde damit genützt sein, wenn ihr todt wäret?“ sprach die Krähe. „Dadurch würde dem Feinde kein Leid zugefügt, er bliebe ja dann gesund und munter, wie jetzt. Es gilt aber, ihn todt zu machen, wie er eure Kinder getödtet hat; wir müssen ihm das euch zugefügte Böse vergelten; dann wird dem Rechte genügt.“

Die Zaunkönige sprachen: „Groß ist die Güte des Herrn Wohlthäters; in Allem, was er räth, wollen wir seinen Worten folgen.“

Nun begab sich die Krähe mit den beiden Zaunkönigen auf die Wanderschaft, um den Frosch aufzusuchen. Sie



Auf einer kambodschanischen Reisebarke.



Ordinirung eines Bonzen in Kambodscha.

begrüßten ihn recht höflich und sagten: „Dürften wir, Freund, dich bitten, uns Beistand zu leisten?"

„Wozu und wofür, meine Freunde, bedürft ihr meines Beistandes? Theilt mir mit, um was es sich handelt."

Sie erzählten nun Alles dem Frosche, der recht aufmerksam zuhörte. Dann sprach er: „Da ist ja ein ganz schändlicher Gewaltstreich verübt worden! Wir wollen uns, ehe wir etwas thun, mit der Fliege befreunden; die soll uns helfen und wir können dann mit vereinten Kräften ans Werk gehen."

Nun begaben sie sich Alle mit einander: Zaunkönige, Krähe und Frosch zur Fliege und zu der sagten sie: „Höre, Freund, wir bitten dich, unser Verbündeter gegen den Elephanten zu sein; er ist ein Tyrann, der das Gesetz verachtet."

Die Fliege warf ein: „Was können wir thun, wir sind ja so schwach. Wie wollten wir einen so starken Gegner unterkriegen?"

„Ei was," entgegnete der Frosch, „weißt du denn nichts von der alten Geschichte, daß geringere Stärke oftmals die mächtigste überwunden hat?" Und dann erzählte er einige Beispiele. Darauf kamen sie zu einem Entschlusse.

Sie suchten den Elephanten auf. Die Krähe hackte ihm die Augen aus. Die Fliege legte ihre Eier in die Wunden und dadurch wurden die Augenhöhlen entzündet. Das that dem Elephanten sehr weh, und hungern mußte er auch, weil er seiner Blindheit wegen keine Nahrung suchen konnte. Er schleppte ein gar elendigliches Dasein hin. Nun setzte sich der Frosch an den Rand einer tiefen Grube und quakte so laut, daß der Elephant ihn hören mußte. Er dachte, wo ein Frosch quakt, muß auch Wasser sein, obwohl er sich auf einem hohen Felsen befand. Er hatte großen Durst. Die Zaunkönige umschwirrten ihn, zwitscherten ihm Schimpfreden in die Ohren und fragten: „Ha, wie befindest du dich jetzt, du jammervoll ausgehungerter, du elender Schurke? Willst du noch einmal herkommen und unsere Kinder zerstampfen. Jetzt siehst du kläglich genug aus, du Raubmörder, du abscheulicher Bandit!"

Der Elephant fühlte bittere Reue. Er sagte zu sich selbst: „Ja, was ich gethan habe, war unrecht. Nun kommen die Folgen über mich; die unschuldigen jungen Zaunkönige hatten mir nichts Böses gethan, und dennoch tödtete ich sie!"

Er war nun sehr durstig geworden; der Stimme des Frosches folgend kam er an den Rand der Grube, stürzte hinein und fand dort Lohn und Tod. —

Erst zu Ende des Februarmonats war Garnier wieder in Ubong; er ging von dort in die Provinz Ban Muk, um in Kemarat mit der Expedition wieder zusammen zu treffen. Dort fand er statt der platten Ebene einen wellenförmigen Boden mit Hügeln, zwischen welchen klare Bäche sich hinschlängelten. Die Wälder schildert er als wunderbar prächtig, und die gewaltigen Baumriesen in denselben erregten sein höchstes Erstaunen; er hatte dergleichen nie zuvor gesehen. Sein Gepäck wurde von stämmigen Laosmännern getragen, und sie legten im Tage acht deutsche Meilen zurück, ohne gerade überangestrengt zu sein. Abends wurde Rast gehalten im Walde, wo die Bauern darüber aus waren, ein neues Dorf anzulegen. Als der Reisende sich eben auf seine Matte hingestreckt hatte, vernahm er ein durchdringendes Geschrei. Wir wollen ihm glauben, was er erzählt. „Keine zehn Schritte von mir entfernt brach ein Tiger mit einem gewaltigen Sprunge aus dem Gebüsch hervor und verschwand; er hatte ein Kind fortgeschleppt. Ich feuerte meinen Revolver ab, rief meinen Leuten zu, sie sollten mir folgen, und sofort setzten wir Alle dem wilden Raubthiere nach. Ganz in der Nähe fanden wir das Kind, einen vier- bis fünfjährigen Knaben; der Tiger, durch den Knall erschreckt, hatte ihn fallen lassen und war fortgerannt. Der Junge schrie ganz erbärmlich, es war ihm also nicht ans Leben gegangen; als ich ihn genau betrachtete, fand ich, daß er völlig unverletzt war. Als nun die Bauern herankamen, priesen sie mich als ihren Schutzgott, welcher den Donner in seiner Hand habe; sie baueten mir sofort eine Hütte, waren überaus dienstfertig, hätten mich gar gern bei sich behalten, und als ich am andern Tage weiter zog, gab mir die dankbare Mutter wohl noch eine Stunde weit das Geleit."

Aus deutschen Landen.

Der Seebär auf der Ostsee.

Von **Th. Noack** in Köslin.

Unter dem Seebären verstehen die Bewohner der pommerschen Ostseeküste nicht die bekannte in den südlichen Meeren lebende Robbenart, überhaupt kein Thier, sondern eigenthümlich heftige, aber relativ selten eintretende, scheinbar von der Windrichtung unabhängige und nicht durch Stürme hervorgerufene Fluthbewegungen der Ostsee. Diese bemerkenswerthe Erscheinung ist im vorigen und in diesem Jahrhundert wiederholt beobachtet worden, ermangelt indessen, so viel ich weiß, noch einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung, daher mögen die bekannt gewordenen Fälle, welche bis in die neuere Zeit reichen, hier zusammengestellt werden.

Die Strandbewohner erklären sich den Namen Seebär aus einem eigenthümlichen der Erscheinung vorhergehenden Brummen oder Donnern aus der See, indessen wahrscheinlicher ist die Ableitung des berühmten Kolberger Helden Nettelbeck (in den Pommerschen Provinzialblättern von Haken 1821, II, S. 160) von dem holländischen Bar (französisch la barre), einer hohen Sturzwelle, die sich im Ocean quer vor der Mündung von Strömen oder engen Buchten besonders dann zu erheben pflegt, wenn die Fluth mit der Ebbe wechselt und die zurückweichenden Wassermassen den neu herauwogenden begegnen. Bekanntlich bezeichnet man mit Barre noch heute die vor der Mündung größerer Ströme

im Meere liegenden Sandbänke, an denen eine besonders heftige Brandung den Schiffen gefährlich wird.

Der Seebär auf der Ostsee ist zuerst von Brüggemann in seiner ausführlichen Beschreibung von Vor- und Hinterpommern, Stettin 1779 I, S. 30, beschrieben worden. Er sagt: „Auch hat die Ostsee oft ihre eigene Witterung, die mit der Landwitterung nicht übereinstimmt; bisweilen, jedoch nur selten ist ein unterseeisches Gewitter in selbiger vorhanden, welches man aus dem bei klarem und stillem Himmel längst an den pommerschen Strandküsten bemerkten rollenden Donner, den ans Land getriebenen vielen todten und häufig gefangenen halbtodten See- und Strandfischen und anderen Erscheinungen hat schließen wollen. So ist z. B. den 23. April 1757 um Mittag, bei stillem und hellem Wetter, die Ostsee am Strande bei Treptow an der Rega plötzlich so stürmisch geworden, daß hohe Wellen weit auf den Strand getrieben sind, welche einen großen Prahmen, der im Hafen lag, weit aufs Land warfen. Nachdem solches dreimal geschehen war, wurde die See wieder ruhig. Die seefahrenden Anwohner am Strande nennen dieses als eine ihnen bekannte Begebenheit den Seebär."

Dann wird durch einen ungenannten Verfasser so wie durch den Prediger Müller in Lassehn bei Kolberg in den Pommerschen Provinzialblättern I, S. 458, und II, S. 159 bis 177, ausführlicher über dieselbe Erscheinung, und zwar nach eigenen Erfahrungen berichtet.

Der Berichterstatter sah den Seebären in einem Zeitraume von 30 Jahren nur zweimal und zwar zuerst auf einer Reise von Kolberg längs des Strandes nach dem fünf Meilen entfernten Amte Kasimirsburg. Er fuhr bei heiterm Himmel und leichter Seebrise unmittelbar an der See auf dem festen feuchten Sande, als er plötzlich einen heftigen fernher rollenden oder mehr knarrenden Schall hörte, der gegen zwei Minuten (?) dauerte und welchen er mit dem Getöse eines starken Schusses vergleicht, der über eine weite Eisfläche hin abgefeuert wird. Er hatte, obwohl der Schall aus großer Ferne aus Nordosten kam, die Vorstellung, als ob in Kolberg ein großes Geschütz abgefeuert würde oder gar ein Pulvermagazin in die Luft flöge. Da die Pferde plötzlich stutzten und nicht weiter wollten, als wenn sie Triebsand vor sich witterten, und gleichzeitig ein alter Mann oben auf einer Düne den Reisenden zurief: „Na, war jy nich maken, datt jy rupp kamen! Jy hev'n em doch woll sacht mächtig noog brummen hört, und können frooden, datt wy körtlings hart Unwedder hebben!" so fuhr er vom Strande in die Höhe. Nach einer Viertelstunde fing die See ohne starken Wind an, mit Geräusch in hohen und immer höheren Wellen zu steigen und den eben verlassenen Strand mehrere Fuß hoch zu überströmen. Eine halbe Meile weiter bemerkte der Reisende am Strande einen Mann, welcher mit seinem Wagen durch die Fluth überrascht war, in der höchsten Noth. Schon hatten die Wogen das Obergestell des Wagens fortgerissen und eine Menge Butterfässer in die See gespült; bald zertrümmerten sie auch das Untergestell. Der Besitzer des Wagens hatte die Stränge zerschneiden müssen und das eine Pferd über die hohe Lehmwand auf die Düne gerettet, das andere kämpfte mit den Fluthen und wurde nur mit Hülfe der Reisenden mühsam empor gezogen. Die Trümmer des Wagens und die Fässer wurden am folgenden Tage von der wieder beruhigten See ausgeworfen.

Merkwürdig ist, daß diese Bewegung auch auf dem Lande auf dem Gute eines eine halbe Meile vom Strande wohnenden Besitzers gespürt wurde. Derselbe ließ an jenem Tage die Knechte auf dem Acker pflügen und ritt zu ihnen. Plötzlich fuhr sein Pferd zusammen, war kaum von der Stelle zu bringen und behielt auch nachher einen scheuen und unsichern Gang bei. Als er zu den Arbeitern kam, fand er sie in lebhaftem Gespräch, und die Pferde am Zügel haltend. Zur Erklärung sagten sie, sie wären noch bestürzt über das sonderbare Ereigniß, daß eben erst alle Pferde in der ganzen Reihe der Pflüge auf einmal und ohne sichtbare Veranlassung schüchtern zusammengefahren wären und nicht von der Stelle gewollt hätten. Sie selbst hätte dabei ein dunkles, befremdendes Gefühl überlaufen, ohne daß sie eigentlich sagen könnten, was es gewesen sei. (Daß bei der Gelegenheit ein Knall oder Ton auf dem Lande gehört wurde, sagt Berichterstatter nicht.) Derselbe folgert allerdings mit Recht, daß beide Erscheinungen als zusammengehörig zu betrachten seien und daß die Erschütterung ihren Herd mehr seewärts gehabt habe, daher tiefer ins Land hinein nicht mehr so fühlbar gewesen sei.

Ein zweiter noch eclatanterer Fall, welcher die Stadt Leba in Hinterpommern betraf, wird von demselben Gewährsmanne unter dem 1. oder 3. März 1779 berichtet. Kurz nach Mitternacht während eines starken Windes, der indessen nicht den Charakter eines wirklichen Sturmes trug, wurde in dem Städtchen Sturm geläutet, denn die tobende Ostsee stand im Begriff, in die Stadt zu treten; schon hatte sie den östlichen Strand, welcher niedriger als der westliche, aber doch bei gewöhnlichem Wasserstande 12 bis 15 Fuß über dem Seespiegel lag, völlig überfluthet und die dicht vor der Stadt liegende Mühle unter Wasser gesetzt. Und noch immerfort blieb die See im Steigen, überschwemmte sämmtliche Gärten, sie drang bis in die ungepflasterten Gassen des Ortes und in einzelne niedriger gelegene Wohnungen. Gegen Morgen wurde die See wieder ruhig und sank auf ihre gewöhnliche Höhe zurück. Noch ärgere Verwüstungen hatte die Fluth in derselben Nacht eine Viertelmeile westlich von Leba auf der schmalen Nehrung zwischen dem Lebasee und dem Meere angerichtet. Dort hatte früher das Tief und an ihm der Ort Lebamünde gelegen, von dem noch 1779 ein rundgemauerter Schwibbogen als letzte Ruine dicht an der See stand. Nachdem man dort thörichterweise den schützenden Eichenwald zerstört hatte, dessen Stubben noch 1821 weit in der See zu finden waren, hat die Ostsee, welche immer weiter vordrang, den Ort vertilgt (das Jahr wird nicht überliefert).

In den Jahren 1776 bis 1778 war, um den Lebasee abzulassen und die Leba schiffbar zu machen, unweit des alten Lebamünde ein 300 Ruthen langer und 108 Fuß breiter Durchstich aus dem Landsee in die Ostsee gemacht worden. Da in der That der Strom sein altes Bett verließ und den neuen Weg einschlug, so träumte man von einem neuen Hafen, und stapelte große Holzvorräthe auf, welche zwei auf der Rhede liegende Schiffe fortschaffen sollten. All diesen Hoffnungen machte die See in der einen Nacht ein Ende: die heftig einströmenden Fluthen rissen den neuen Canal mehr als 300 Fuß weit auf, schwemmten die Holzvorräthe weg und vernichteten die beiden Schiffe, von denen das eine in die Gärten der Stadt Leba aus Seeufer gesetzt wurde. Da man die vollständige Vereinigung des Meeres mit dem Lebasee fürchtete, mußte der mit 15,000 Thaler Kosten gegrabene Canal schleunigst verstopft, und der alte mittlerweile verschwundene Ausfluß wieder hergestellt werden. Außerdem rückte seit der Zeit eine mehr als 20 Morgen bedeckende Wanderdüne, welche seitdem die Wiesen und Weiden zwischen Schmolsin und Leba in eine Sandwüste verwandelt hat, trotz aller Verzäunungen und Anpflanzungen unaufhaltsam gegen Leba vor und wird einigermaßen nur durch das wieder hergestellte Tief, welches einen Theil der Sandmassen der See zuführt, zurückgehalten.

Auch am 1. März 1779 war das eigenthümliche Brum-

men des Seebären von den Bewohnern Lebas vernommen worden. Merkwürdig ist ferner die unten bestätigte Thatsache, welche auch in Berliner Zeitungen berichtet wurde, daß etwa 3 Stunden nach dem Ereigniß in Leba in der Frühe des folgenden Tages die See in dem gegen 20 Meilen entfernten Kolberg bei anhaltend ruhigem Wetter und heiterstem Himmel so weit vom Ufer zurücktrat, daß man trocknen Fußes eine weite Strecke hineingehen konnte. Jedenfalls war also durch irgend eine locale Ursache eine sehr erhebliche Niveauveränderung in der See und damit eine Fluthwelle entstanden, welche nach 3 Stunden in einer Entfernung von 20 Meilen ein bedeutendes Zurücktreten der See bewirkte. Ob freilich die Angabe der Zeitdifferenz zuverlässig ist, muß dahingestellt sein. Das Zurückströmen des Wassers bei Kolberg muß allmälig erfolgt sein, da von einem starken Rückfluthen nichts berichtet wird.

Ein ferneres Beispiel einer ungewöhnlichen Bewegung in der Ostsee wird aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts (etwa 1795) bei Henkenhagen, einem Dorfe östlich von Kolberg, erwähnt. Dort war ein Schiff an den Steinriffen gestrandet und bei ganz ruhiger See fuhr eine Gesellschaft auf Booten dorthin, um das Bergen der Ladung anzusehen. Plötzlich erschien ein kleines Wölkchen über der See, aus welchem einer der anwesenden Schiffer sofort Unheil prophezeite. Kurz darauf erhob sich das Meer und brauste unter fürchterlichem Toben mit solcher Gewalt dahin, daß die Wellen über dem gestrandeten Schiffe zusammenschlugen, und die darauf anwesende Gesellschaft mit Mühe auf einem mit Leinsamen beladenen Boote gerettet wurde. Ein ähnliches von demselben Prediger Müller zehn Jahre später beobachtetes Ereigniß der Art ist zweifelhafter und gehört vielleicht weniger zu der Classe der „Seebären“. Als der Beobachter an einem Abende in der Dämmerung bei fast klarem Himmel von Kolberg fuhr, zog ein ganz kleines Wölkchen neben ihm in die See; plötzlich erfolgten drei heftige Gewitterschläge, begleitet von wolkenbruchartigem Regen (wahrscheinlich erhob sich eben so plötzlich ein Sturm, der dann das Meer erregt haben wird).

In hervorragendem Maße aber und an das Jahr 1779 erinnernd ereignete sich der Seebär im Juli 1867 bei Reist, einem Strand- und Badedörfchen nördlich von Köslin. Freilich war ich an dem Tage nicht selbst am Strande anwesend, habe aber so viele mündliche Berichte von Augenzeugen darüber gehört, daß die Glaubwürdigkeit ganz unbezweifelt ist. Etwa eine Stunde vor dem Ausbruch eines heftigen Gewitters, aber noch bei klarer und ruhiger Luft, brauste plötzlich Nachmittags um 3 Uhr, so weit man sehen konnte, eine mehrere Fuß hohe Fluthwelle mit hohem Schaumkamme gegen den Strand heran. Ein alter Gastwirth und früherer Schiffer war gerade beschäftigt, sein Pferd an einer Leine in der Ostsee zu schwemmen, was die Leute natürlich nur bei ganz ruhiger See unternehmen können. Ehe der Mann sich's versah, stand er bis an den Hals im Wasser. Die Wogen brandeten bis an die Dünen, was sonst dort, da der Strand breit ist, nur bei heftigem Sturme geschieht, und mit großer Mühe wurde der Mann mit dem Pferde gerettet. An demselben Nachmittage trat die See in dem 5 Meilen entfernten Kolberg auffallend weit zurück und von vielen an den Strand geworfenen todten Fischen wurde mir, dem damals die Sache vollständig neu war, auch erzählt. Das etwa eine Stunde nachher eintretende Gewitter war allerdings von starkem Sturm begleitet, doch hatte sich vor dem Gewitter die See schon wieder beruhigt.

Dies sind die mir bekannt gewordenen Fälle. Die Ansicht der Strandbewohner und Brüggemann's, daß der sogenannte Seebär durch unterseeische Gewitter oder Stürme entstehe, muß natürlich ohne Weiteres verworfen werden, eben so wenig Grund hat Haken's Annahme von Wasserhosen oder einem Meteorfalle. Es bleibt also nur übrig anzunehmen, daß eine so ungewöhnliche locale Niveauveränderung der Ostsee durch einen local wirkenden Stoß oder Druck von unten oder oben hervorgerufen wird, denn an den Einfluß von Ebbe und Fluth, deren angeblicher Nachweis an der hinterpommerschen Küste mir nach jahrelangen Beobachtungen mehr als zweifelhaft ist, kann ebenfalls nicht gedacht werden. Der erste der angeführten Fälle und auch das Ereigniß aus dem Jahre 1779 macht entschieden den Eindruck, als ob die Fluthwelle die Folge eines unterseeischen Erdbebens gewesen wäre. Es ist ja bekannt, daß bei den großen Erdbeben am und im Stillen Ocean Fluthwellen quer über den letztern von der japanischen Küste bis nach Californien laufen, während an der entgegengesetzten Küste das Meer plötzlich zurücktritt. Auch scheint das oben erwähnte Dröhnen wie die eigenthümliche Unruhe der Leute und Pferde auf dem Lande dafür zu sprechen. Jedenfalls wäre es interessant, wenn nachgewiesen würde, daß eine plötzliche Fluthbewegung der Ostsee gleichzeitig mit einem etwa im nördlichen Europa stattfindenden Erdbeben eingetreten sei. So lange dieser Nachweis fehlt, muß auch diese Erklärung verworfen werden, und es bleibt nur die Annahme eines local über der Ostsee ausbrechenden Gewittersturmes übrig. Daraus würde sich zunächst das Rollen und Brummen des Seebären erklären lassen. Donner, auch Kanonendonner, pflanzt sich sehr weit über das Meer fort. Im Juli 1870 während des Krieges mit Frankreich manövrirte eine russische Flottenabtheilung in der Ostsee etwa 15 Meilen von der ostpreußischen Küste, und wir Badegäste in Bauerhufen (nordwestlich von Köslin) hörten jeden Kanonenschuß wie einen lang hingezogenen Donner und fürchteten eine Beschießung von Danzig durch die Franzosen. In den beiden letzten Fällen war die Fluth wirklich von einem Gewitter begleitet oder gefolgt, und da die meisten Ereignisse der Art in die warme Jahreszeit fallen, so ist diese Erklärung in der That die wahrscheinliche. Auch die durch die Fluth ans Land geworfenen Fische haben ihren Tod durch die wiederholt ins Wasser fahrenden Blitze gefunden. Die Ausdehnung eines Gewitters ist eine sehr verschiedene, oft nur auf wenige Quadratmeilen beschränkt; wenn dasselbe sich nur über der See entwickelt und von einem heftigen Winde, der natürlich zunächst die Breite des Gewitters hat, begleitet ist, so wird ein so localisirter Gewittersturm auf seiner Bahn, welche vielleicht, wie die der Cyclone, eine Curve beschreibt, eine entsprechende Fluthwelle vor sich her treiben. Diese plötzliche und starke Niveauveränderung des Meeres hat dann auf der entgegengesetzten Seite eine auffallende Ebbe zur Folge. Wenn nach den jahrelangen Beobachtungen des Geheimen Baurath Bänsch (früher in Köslin, jetzt in Berlin) auch die Meeresströmungen an der hinterpommerschen Küste durch die entsprechende Luftströmung entstehen und bedingt sind, erscheint die Erklärung noch wahrscheinlicher. Die Fluthwelle ist dann gleichsam ein über dem ruhenden oder in einer andern Richtung strömenden Wasser dahinfließender Meeresstrom, wie der Gewittersturm ein zwischen den ruhenden oder entgegengesetzt sich bewegenden Luftschichten fluthender Luftstrom. Eine eigenthümliche Bestätigung findet sich in der unter dem 29. Juli dieses Jahres von der Insel Man berichteten Fluthererscheinung. Am Freitag um ein Uhr Morgens, als gerade Haldfluthzeit war, rauschte, während der Wind frisch von Ost-Nord-Ost blies, in den Hafen von Douglas auf der Insel Man die Fluth in drei schnell auf einander folgenden ungeheuren Wogen. Eine große Anzahl von Schiffen wurde durch die Gewalt des Wassers von ihren Ankern losgerissen und erlitt beträcht-

lichen Schaden. Wenige Minuten später kehrte das Wasser auf seinen Normalstandpunkt zurück. Zur Ebbezeit bemerkte man eine sonderbar zitternde Bewegung und ein ganz ungewöhnliches Vor- und Zurückfließen der See. Man glaubt, daß die letzten elektrischen Störungen die Fluth in der oben geschilderten Weise beeinflußt haben. („Hannoverscher Courier" vom 1. August 1872.) Vielleicht regt dieser Aufsatz Andere zu neuen und möglichst genauen Beobachtungen an, deren das Studium unserer pommerschen Seeküste noch so sehr bedarf.

Im Anschluß an den „Seebären" möchte ich noch einige Bemerkungen über die Veränderungen hinzufügen, welche die Küste in Hinterpommern durch das stetige und bis jetzt unaufhaltsame Vordringen der See erlitten hat und welche bestätigen, was darüber bereits in Bezug auf den preußischen Strand veröffentlicht worden ist.

Auch in Pommern hat, wie das oben für Leba nachgewiesen wurde, der Mensch durch seinen Unverstand den eindringenden Fluthen die Bahn gebrochen. Die Küste war, wie sich das für viele Stellen noch urkundlich nachweisen läßt, im Mittelalter durch einen Waldessaum geschützt, durch dessen Vernichtung die langsame oder plötzliche Zerstörung der Küste durch Fluth und Wind, welche fast das ganze Jahr hindurch von Nordwest, Nord oder Nordost angreifen, erleichtert wurde. Denn ob sich unabhängig davon ein langsames Sinken der pommerschen Küste wie die Hebung des gegenüberliegenden schwedischen Gestades nachweisen läßt, ist doch fraglich; wenigstens lassen sich die unbestreitbaren Thatsachen auch ohne dieselbe erklären. Der Küstenstrich am Jamunder See bei Köslin hatte im Mittelalter, wie ich an einer andern Stelle ausführlicher nachgewiesen habe, eine erhebliche Breite und war nach einer Urkunde von 1308 mit Wald, Gebüsch und Wiesen bedeckt. Große Baumstümpfe habe ich dort an verschiedenen Stellen nach Stürmen aus der See hervorragen sehen. Noch im vorigen Jahrhundert führte dort, wo jetzt die Wellen am ersten Riff branden (bekanntlich liegen an der hinterpommerschen Küste drei Riffe hinter einander), eine Landstraße von Kolberg nach Rügenwalde. 1552 wurde, wie Val. v. Eichstädt in seinen Annalen berichtet, diese Nehrung durch einen großen Sturmwind verwüstet, „daß die Dünen und großen Beume umbwehete undt die bepschen heußen in den jamischen See stoßen". Auch das Dorf Neist wurde damals größtentheils fortgerissen und mußte näher am Jamuder See wieder aufgebaut werden. Es gelang, dasselbe durch einen hohen noch jetzt vorhandenen Sandberg zu schützen, der durch immer wieder angepflanzte Strandweiden erhalten wurde. Doch hat bereits an einer Stelle der Wind einen tiefen nicht mehr zu stopfenden Kessel hinein geweht. Am 26. November 1690 brach die See von Neuem durch, so daß das frühere für Seeschiffe benutzbare Tief versandete und der Jamuder See aufhörte, als Hafen zu dienen. Bei einer Reihe von Dörfern zwischen Köslin und Kolberg habe ich in einer Reihe von Jahren das Vordringen der See constatiren können. In Bauerhufen ist in drei oder vier Jahren ein Gehöft mit einer Scheune halb im Sande begraben und im benachbarten Sohrenbohm dringt das Seewasser bei Stürmen bereits bis in die Dorfstraße. Den Dörfern Henkenhagen und Bornhagen steht in nicht zu langer Zeit das Schicksal bevor, von den Fluthen der Ostsee fortgerissen zu werden. In Kolberg ist es nur durch kolossale Unterbauten und Spundwände gelungen, das wiederholt von der See fortgerissene Strandschlößchen mit seinen Anlagen zu sichern, während auf der andern Seite der Persante die stärker bewaldete Maikuhle der See erfolgreichern Widerstand leistet.

An der Mündung der Rega und dem Campschen See lag einst Regamünde, der alte Hafen von Treptow, von welchem noch im vorigen Jahrhundert Spuren in der Ostsee zu sehen waren, nachdem ein heftiger Sturm das Städtchen durch Meeresfluthen vernichtet hatte.

Ob endlich die Sage vom Untergange Vinetas so ganz ins Gebiet der Erfindungen zu verweisen sei, wie allerdings jetzt angenommen wird, ist die Frage. Die nochmalige Untersuchung eines Kundigen an Ort und Stelle wäre vielleicht nicht überflüssig.

Leider muß man sagen, daß der Staat diesen traurigen Verhältnissen an unserer Küste bisher nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt und nicht durchgreifende Mittel, den Strand zu schützen, angewandt hat. Mit vereinzelten Anpflanzungen und Maßregeln zum Schutze des Strandes ist nichts geholfen, wenn nicht der Dünenschutz systematisch auf der ganzen Küste geübt wird und sehr erhebliche Geldopfer gebracht werden. Ein paar hundert oder tausend Thaler hier und dort gespendet sind vollständig ins Wasser geworfen. Erst strenge Verbote, besonders gegen die Badegäste in vielen Stranddörfern, die Dünen herunterzutreten und muthwillig, wie das sehr oft geschieht, zu zerstören, und gleichzeitige Anpflanzungen längs der ganzen Küste, wo es nöthig ist, auch Befestigungen durch Steinwälle werden mit der Zeit Erfolg haben. Selbst Flugsanddünen lassen sich durch verständige Behandlung befestigen und nicht bloß Strandhafer und Strandweiden wachsen im Dünensande, sondern auch Eichen und Eschen.

Ein Ausflug von Damaskus nach Palmyra.

Von Capitän **Richard Burton.**

r. d. Bis zum Frühling des Jahres 1870, schreibt Richard Burton in „Cassell's Magazine" (April 1872), würde jeder Reisende, der Monate lang in Damaskus sich aufgehalten hätte, zu dem speciellen Zwecke von da nach „Tadmor in der Wildniß" zu gelangen, enttäuscht umgekehrt sein. Nur ein sehr reicher Mann konnte sich die dazu nöthige Beduinenescorte verschaffen, für die er 6000 und mehr Franken zu zahlen hatte. Man nehme zu diesen Schwierigkeiten noch die Mühen und Gefahren der Reise, die Hitze der brennenden Wüste, den Wassermangel, die Möglichkeit eines Ueberfalls, die langen forcirten Märsche bei Nacht und das Versteckliegen bei Tage, und das Alles endigt dann mit

einem ungenügenden Halt von 48 Stunden an einem Orte, für dessen Besichtigung und Erforschung man mindestens 14 Tage braucht.

Seit dem Beginn des Jahrhunderts schon hat die Pforte ihr Augenmerk auf die militärische Besetzung der Karawanenstraße zwischen Damaskus und dem Euphrat gerichtet. Der militärische Cordon wurde von Damaskus über Jairud, Karyatayn, Palmyra (Tadmor), Sachne nach Deir am großen Strome gezogen. Die Quellen sollten durch Blockhäuser geschützt und die Straßen durch fliegende Colonnen gesäubert werden. So wollte man Herr der plündernden Beduinen werden, die dem Sultan jeden Gehorsam verweigern. Das Project wurde durch Omar Bei, einen ungarischen Offizier, der seit 1848 in Diensten der Pforte steht, auch einigermaßen ausgeführt. Von Hamah (Epiphania) marschirte er mit 1600 Mann aus — genug, um das ganze arabische Ungeziefer zu verjagen. Nachdem er Palmyra besetzt, dort Baracken gebaut und das alte Drusencastell wieder hergestellt hatte, wandte er sich weiter nordöstlich nach Sachne, wo er mit den von Bagdad ausgesandten Truppen in Verbindung treten wollte. Die willkommene Nachricht wurde mit Freuden begrüßt, Palmyra, das so lange kaum zu erreichen war, lag nun dem europäischen Reisenden offen; es bildete den Halbscheid des Weges nach dem Euphrat. In Damaskus war man froh, eine weiter nach Osten vorgeschobene Grenze Syriens zu besitzen, und die Kaufleute gratulirten sich, daß nun ihre Karawanen nicht mehr der Plünderung unterworfen sein würden.

Aber das schöne Bild sollte bald schwinden! Nachdem die Occupation etwa ein halbes Jahr gedauert, bekam Omar Bei, dessen Truppen in Palmyra fast verhungerten, das Ding satt und kehrte nach Damaskus zurück. Die Garnison wurde auf 200 Mann reducirt und unter einen Hauptmann gestellt, dessen einziger Freund die Rakiflasche war. Natürlich erhoben nun die Beduinen wieder ihr Haupt, und im Frühjahr 1871 mußte ich Reisende nach Palmyra auf einem langen Umwege über Norden und Nordwesten spediren.

Ein amtliches Geschäft (Burton war damals Consul in Damaskus) nöthigte mich, Karyatayn (Karjetein), das noch innerhalb des Gerichtsbezirks von Damaskus liegt, zu besuchen, und meine Frau entschloß sich, mich zu begleiten. Ein französischer Reisender und Schriftsteller, Vicomte Ferdinand de Perrochel, der zweimal vergeblich nach Palmyra vorzudringen versuchte, und mein russischer College Jonin schlossen sich uns an. Der Generalgouverneur und commandirende Feldmarschall der syrischen Armee, sowie andere hochgestellte Offiziere unterstützten uns auf jede nur mögliche Weise. Wir engagirten zwei Dragomane, sechs Diener, einen Koch und acht Maulthiertreiber; vierzehn Maulesel und acht Packesel, welche die Zelte, Küchengeräthschaften, das Gepäck und die Lebensmittel tragen sollten. Wir ritten unsere eigenen Pferde, da man uns abgerathen hatte, Esel zu nehmen; doch würden letztere auf den langen Märschen eine angenehme Abwechslung gewesen sein.

Den Beistand Mohammed's, des Scheichs des Mesrabstammes, der seit Jahren alle Reisenden auf diesem Wege systematisch geschoren hatte, schlugen wir aus. Er verlangte zwei Napoleons für jeden seiner elenden Araber und schickte stets einen ganzen Haufen, wenn wir nur einen Mann verlangten. Wie alle anderen Häuptlinge garantirte er seinen Schützlingen Börse und Leben nur gegen seine Freunde, nicht aber gegen seine Feinde. Schließlich erlaubte er nur einen Aufenthalt von zwei Tagen in Palmyra, führte die Reisenden auf Umwegen und ließ durch seine Spießgesellen Scheinüberfälle ausführen, nur um recht viel zu erpressen. Diesen Gesellen schafften wir uns vom Halse. Ich freue mich übrigens mittheilen zu können, daß Mohammed's Rolle nun ausgespielt ist. Sein elender Stamm wurde dreimal binnen 18 Monaten ausgeplündert, und statt zu fechten ließ er sich in die Wüste treiben.

Bis an die Zähne bewaffnet zogen wir unter allerhand Unglücksprophezeiungen aus. Unsere Partie war die erste nach Palmyra seitdem Dubois aus Angers so gefährlich verwundet, beraubt, der Kälte und dem Hunger preisgegeben war, da er die unvermeidlichen Beduinen nicht befriedigen wollte. Viele hätten uns gern zerlumpt und beraubt heimkehren sehen; auch fehlte es nicht an Gerüchten während unserer Abwesenheit, daß wir von den Ismaeliten ausgeplündert worden seien. Doch lief schließlich Alles glücklich ab.

Die erste Nacht unserer Reise verbrachten wir zwischen Karawanen in den Ruinen des Khans Kuseir im Merdsch oder Ager Damascenus, der fruchtbaren Thalebene im Osten der syrischen Hauptstadt. Das Wetter wurde ungewöhnlich kalt, als am nächsten Morgen wir die nebelige Niederung verließen und uns nordöstlich wandten, um die Hügelkette zu passiren, welche vom Antilibanon abzweigt und von der Hauptstadt nach der Wüste hinzieht, um schließlich Palmyra zu umgeben. Der Weg führt durch eine Oeffnung des Gebirges, des Darb el Tanijah, welches auf den Karten fälschlich als Dschebel el Tinijeh (Feigenberg) verzeichnet steht. Sanft dann abwärts steigend, kamen wir in die nördliche Depression, einen Theil des ausgedehnten Thales des Antilibanon, welches, sehr verschiedene Namen tragend, fast gerade nordöstlich auf Palmyra zuläuft. Nichts kann einfacher sein, als die Geographie dieses Landes. Der Wanderer kann seinen Weg im Palmyrathale nicht verlieren, wenn er nicht über die hohen und rauhen Berge wegklettert, die ihn beiderseits umgeben.

Während unserer Reise hatten die beiden kleinen Räuberstämme, die Schitai und Ghijas, das Land bis auf fünf Tageritte östlich von Damaskus förmlich gesperrt, während die Subai- und Anirsah-Banditen den Merdsch zu ihrem Schlachtfelde erwählten und die feindlichen Dörfer mit Niederbrennen bedrohten. Gerade als wir den Darb el Tanijah passirten, wurde uns berichtet, daß dort am Tage zuvor ein friedlicher Bauer von den Beduinen ermordet worden war. Dieser ganze Stand der Dinge ist ein Scandal für die Pforte, welche übrigens nie die Wahrheit erfährt.

Wir entschlossen uns, nur langsam zu reisen, jeden Gegenstand genau zu untersuchen und nur indirecten Pfaden zu folgen. Daher brauchten wir zu unserm Marsche nach Palmyra acht Tage, während wir rückwärts nur vier nöthig hatten; allerdings waren unsere Pferde auch übel zugerichtet. Am zweiten Tage entließen wir unsere Bedeckung, einen Offizier und zwei Reiter von der unregelmäßigen Reiterei, da sie schlimmer als unnütz waren. Wir schliefen im Hause des Daas Agha, des erblichen Häuptlings von Jayrud. Ein tüchtiger Haudegen, der 150 Lanzen ins Feld stellen konnte, wurde er von den Behörden systematisch vernachlässigt, da man annahm, er stände mit den Fremden auf freundschaftlichem Fuße. Kurz nach meiner Abreise quälte er aber ein paar unglückliche Araber aufs Schrecklichste; er warf sie in ein Loch, in welchem ein großes Feuer brannte, und tractirte sie dabei mit dem Revolver. In Folge dessen kam er in hohe Gunst und erhielt das Commando in Hasyah. Dieser Daas Agha geleitete uns von Jayrud aus mit zehn seiner Verwandten, die auf ihren besten Pferden ritten. In dem rauhen Hochlandthale litten wir stark vom Wetter und ein mit Schlossen vermengter Südwest peitschte unsere Gesichter. Die Reisenden müssen sich eben hier auf weit rauhere Wit-

terung als in Damaskus gefaßt machen und während der heißen Jahreszeit in der Nacht reisen.

In Karyatayn, das wir am fünften Tage erreichten, empfing uns Omar Bei auf das Freundlichste; er wartete hier auf Lebensmittel, Geld, Transportmittel — kurz auf Alles. Er gab uns 8 reguläre Infanteristen und 25 irreguläre Reiter sammt 2 Offizieren mit, ein Corps, groß genug, um alle Beduinen in die Flucht zu jagen. Ich bin überzeugt, daß jetzt sogar 2000 Mann uns nicht angegriffen haben würden und daß eine Schaar von 30 mit Hinterladern und Revolvern bewaffneten Europäern hinreichen würde, die ganze Wüste am Euphrat von einem Ende bis zum andern frei zu fegen.

In Karyatayn mietheten wir 17 Kameele zum Wassertragen; das wäre eine vollständige Geldverschwendung gewesen, wenn wir gleich anderen Reisenden die Hauptstraße, den Darb el Sultani, gezogen wären, denn drei Stunden südlich von der Straße, zwischen den das Palmyrathal umgebenden Bergen liegt eine schöne Cisterne, Aïn el Wu'ul, der Steinbockbrunnen, dessen Wasser niemals ausgeht. Es giebt auch noch einen geradern Weg entlang den Ueberresten eines Aquäducts und an den Ruinen des kirchenartig aussehenden Kasr el Hayr hin.

Wir wählten indessen die wenig bekannte östliche oder Bagdad-Straße, Darb el Basir genannt, nach einer Quelle dieses Namens. Am nächsten Tage rasteten wir bei einem großen verlassenen Khan oder Karawanserai und am achten zogen wir in Palmyra ein, wo wir vom Scheich Faris gastfreundschaftlich empfangen wurden. Unsere Maulthiertreiber schlugen ihre Zelte ganz nahe bei der sogenannten großen Colonnade, an einer fieberschwangern, ungesunden Stelle auf. Wer mir folgen will, möge sich nicht im Dorfe der Eingeborenen einlogiren, dessen Schlammhütten, gleich Wespennestern, alle in den alten Tempel der Sonne hineingebaut sind; dort treten sicher Fieber und Augenkrankheiten auf. Gegenwärtig ist das Wasser von Tadmor sehr schlecht, das Klima ungesund und die Einwohner sind zerlumpt und kränklich. Der Mai ist hier, wie in den meisten Gegenden der nördlichen Halbkugel, die beste Zeit zum Reisen, und in jedem andern Jahre braucht der Reisende nicht zu fürchten Schnee, Hagel und Sciroccos zusammen zu treffen, wie wir ausnahmsweise 1870.

Fragt man, ob Palmyra all dieser Mühseligkeiten werth sei, so antworte ich ja und nein. Nein, wenn man nur für zwei Tage dorthin geht und das schönere Baalbek vorher gesehen hat. Gewiß nicht um die große Colonnade von verwittertem Kalkstein zu sehen, den man aus Höflichkeit Marmor nennt. Sie ist vom Regen zerwaschen, von Erdbeben ruinirt und sieht aus wie eine Reihe von Galgen. Auch nicht wegen des Sonnentempels, der ein Bauwerk zweiten Ranges ist, aus der Zeit des römischen Verfalls. Aber ich sage „ja", wenn Ihr hierher geht, um die Lage und die Umgebung zu studiren, die höchst interessant und erst theilweise erforscht sind, wenn Ihr Ausgrabungen machen, Münzen und Tesserä sammeln wollt, die leicht zu erlangen sind.

Die Lage Palmyras ist höchst interessant. Gleich Pästum steht es zwischen Bergen und der „See"; gleich Damaskus hängt es auf einem östlichen Ausläufer des Antilibanon, gegenüber dem Chol, der Wildniß. Aber unglücklicherweise besitzt es nur ein trockenes Strombett, den Wadi el Sail, anstatt des rauschenden Barada (des Flusses von Damaskus). Es ist gebaut am Strandabhange, an dem sich die sandigen Wogen des Wüstenoceans brechen. Dieser Ocean ist die mysteriöse Wildniß des Euphrat, deren Schiffe die Kameele, deren Lastboote Pferde und Esel sind. Und diese Lage ist der Art, daß wir noch nicht das letzte Wort über Tadmor gehört haben werden, denn es ist nicht allzu schwer, der alten Stadt der Zenobia wieder Leben einzuhauchen. Ein ganz bedeutender Landstrich kann hier wieder für den Ackerbau gewonnen werden, sobald Schutz für Leben und Eigenthum vorhanden ist. Alte Brunnen findet man in den Ruinen; eine Bewaldung der Hochlande im Norden und Westen wird Regen herbeizaubern, und die Aquäducte, welche von den drei bis vier Tage entfernten Städten Homs und Hamah Wasser herbeiführten, können leicht wieder hergestellt werden.

Eine Schilderung der Ruinen des großen alten Ortes hat schon viele tüchtige Federn beschäftigt. Aber nur sehr wenig ist über die **Begräbnißthürme** gesagt worden, welche in Palmyra die Stelle der ägyptischen Pyramiden einnahmen. Hier, wie überall im alten Syrien, fanden die Beerdigungen außerhalb der Stadtmauern statt, und nach jeder Niederlassung gelangte man durch eine oder mehrere Viae Appiae, die jenen des alten Roms sehr glichen. In Palmyra sind oder waren wenigstens zwei; eine südwestliche auf der Hauptstraße nach Damaskus; die andere, nordwestlich von der monumentalen Stadt, bildete ohne Zweifel den Zugang von Homs und Hamah (Emesa und Epiphania im Alterthum). Diese zwei Straßen sind an beiden Seiten mit den interessanten Denkmälern eingefaßt, deren gedrungene, solide Formen aus düsteren, unbehauenen Sandsteinen scharf mit dem classischen Bastardstil und der römischen Architektur contrastiren, die schon von fern durch den glänzend weißen Kalkstein auffällt. Inschriften in palmyrenischen Charakteren bezeugen, daß sie aus den Jahren 314 bis 414 der Seleucidischen Aera stammen, doch sind sie offenbar restaurirt worden*).

Es ist wahrscheinlich, daß die heidnische Sitte der Mumieneinbalsamirung unter der römischen Herrschaft verfiel, besonders nach dem Jahre 130, als das große, auf halbem Wege gelegene Homs seinen Namen mit Hadrianopolis vertauschte. Aber noch werden Spuren des alten Gebrauches im Hauran und in den drusischen Gebirgen westlich vom großen Auranitisthale gefunden, die sich bis tief ins zweite Jahrhundert erstrecken, als, wie man glaubt, die himyaritischen Benu Ghassan (Gassaniden) von Damaskus ihren heidnischen Glauben mit dem Christenthum vertauscht hatten. Ich fand in den Zellen Fragmente der Mumien, und diese sind vermuthlich die ersten nach England gebrachten. Fast alle die Schädel enthielten mehr oder weniger Dattelkerne, und auch ein Pfirsich- und ein Aprikosenkern wurden in ähnlicher Lage gefunden. In Sachne, dem alten Saccaea, sammelten wir geöffnete Mandelschalen in den Mumienthürmen.

Es giebt in Palmyra drei noch stehende Grabthürme, deren Durchsuchung gute Resultate liefern dürfte. Das Volk nennt sie Kasr el Zajnah (hübscher Palast), Kasr el Asba (Mädchenschloß) und Kasr el 'Aru (Palast der

*) Hier möge, zur Auffrischung des Gedächtnisses, eine kurze Notiz über die Geschichte Palmyras stehen. Die Bibel nennt Salomo als den Gründer, der die Stadt als Stapelplatz des Handels zwischen Euphrat und Mittelmeer anlegte. Palmyra erscheint unter diesem Namen zuerst in den Kriegen des Antonius gegen die Parther. Später (zweites Jahrhundert) wissen wir, daß Hadrian es begünstigte und seinen Namen in Hadrianopolis umtaufte. Unter Caracalla (gegen 212) römische Colonie mit dem jus italicum, wurde Palmyra einem eingeborenen Senator Odenathus vom römischen Senate übergeben. Odenathus nahm den Königstitel an und stiftete das palmyrische Reich, welches nach seiner Ermordung unter dem Scepter seiner Gattin, der berühmten Zenobia, sich unabhängig erklärt und erst nach tüchtiger Gegenwehr vom Kaiser Aurelian 273 zerstört wurde. Diocletian und später Justinian suchten die Stadt wieder herzustellen, die noch einmal, 744, von den Arabern vernichtet wurde. A.

Braut). Sie besitzen vier bis fünf Stockwerke, doch die Treppen, welche durch die dicken Wände emporführen, sind zerstört, eben so die monolithischen Platten, welche die Thurmfluren bilden. Entdecker müssen daher Seile und Haken mitnehmen, Leitern von 80 Fuß Höhe und Planken, die als Brücken dienen können. Wir hatten nichts von diesen Geräthschaften und das elende Dorf konnte auch nichts zu unserm Gebrauch liefern. Ich zweifele nicht daran, daß die oberen Stockwerke Tesserä, Münzen, Töpferwaare, vielleicht ganze Mumien enthalten. Der Werth der letzteren mag danach beurtheilt werden, daß Dr. C. Carter Blake, welcher die vier Schädel, welche ich dem britischen anthropologischen Institut übergab, sorgfältig untersuchte, sie für altsyrische oder phönicische erklärte.

Die kurze Zeit unseres Aufenthalts gestattete mir nur anderthalb Tage Ausgrabungen in Palmyra zu veranstalten. Es war leicht, eine beträchtliche Anzahl Arbeiter zu 2½ Piaster per Tag und Kopf zu miethen, also für 5 Groschen etwa. In anderen Gegenden stehen die Löhne mindestens doppelt so hoch.

Die Arbeiten begannen am 15. April an der als „Kirchhof" bekannten Gruppe der Grabthürme, westsüdwestlich vom großen Tempel der Sonne. Ich wählte diese Gruppe, weil sie die älteste der ganzen Reihe zu sein scheint. Bei den Fellahs oder Bauern ist sie als Kasar abu Sayl (Paläste des Vaters des Stromes) bekannt, und sie wundern sich, wenn man ihnen sagt, daß diese massiven Gebäude nicht Königsschlösser, sondern Gräber sind. Hier wurden die Loculi in den verschiedenen Stockwerken leicht durch meine 45 Arbeiter gereinigt, die nichts als sehr kleine Hacken und Hauen hatten, sowie Getreidesäcke und ihre Kleider, die sie zum Wegtransportiren des aufgesammelten Schuttes und Sandes benutzten. Aber diese Zellen und diejenigen der anstoßenden Ruinen waren schon früher geplündert worden; sie lieferten daher nichts weiter als Schädel, Knochen und Fetzen von Mumiengewändern, deren Farben bemerkenswerth frisch waren.

Die Arbeiter wurden dann am benachbarten Schutthügel angestellt. Er zeigte eine täuschende Aehnlichkeit mit den Bodenwellen, welche die complicirten, schon geöffneten Kammerkatakomben bedecken, in die vor wenigen Jahren ein Kameel stürzte; das Dach war eingesunken. Nachdem wir eine Lage von schneeweißem Gips erreicht hatten, der künstlich schien, obgleich sämmtliche Arbeiter anderer Ansicht waren, gaben wir die Sache auf, da die Zeit zu sehr drängte. Der dritte Grabeversuch legte die Fundamente eines Hauses auf und zeigte uns den Brunnen oder die Regencisterne, die, wie alle solche Reservoire im heiligen Lande, wie eine Sodawasserflasche*) gestaltet war. Der vierte Versuch war erfolgreicher. Während unserer Abwesenheit stießen die Arbeiter auf zwei eiförmige Platten von weißem Kalkstein, jede mit einem Hochrelief-Brustbilde. Das eine zeigte einen Mann mit strengem Gesichte, kurzem, gelocktem Barte und das Haar in drei runde Rollen getheilt, wie es Mode bei beiden Geschlechtern gewesen zu sein scheint. Das zweite war eine weibliche Büste mit so prononcirten Gesichtszügen, daß sie negerartig waren. Noch ein drittes, ähnliches Werk, doch ohne Kopf, wurde gefunden. Es ist schwer das Erstaunen zu schildern, das uns bei dieser Entdeckung überkam. Vor uns her eilte das Gerücht, wir hätten goldene Bilder in Lebensgröße gefunden, oder daß Kisten mit Goldmünzen in unsere Hände gefallen seien.

Am nächsten Morgen verließen wir Palmyra, und nach einem angestrengten Galopp, welcher den größern Theil von vier Tagen in Anspruch nahm, befanden wir uns wieder zu Hause in Damaskus.

*) Eine englische Sodawasserflasche, die ganz anders als eine deutsche aussieht und einem Schlauche gleicht, unten und oben spitz ist und nicht auf dem Tische stehen, sondern nur liegen kann.

Otto Mohnicke über die geistigen Anlagen und den moralischen Charakter der Japaner.

I.

Eine Gesellschaft des Kaisers von Japan ist über Nordamerika nach Europa gekommen und wird auch am Hofe unseres deutschen Kaisers erscheinen. In Berlin wird sie eine Anzahl ihrer Landsleute finden, welche dort den Studien obliegen und sich durch ihren Fleiß, ihre ausgezeichnete Intelligenz und ihr in jeder Beziehung angemessenes Betragen allgemeine Hochachtung erworben haben.

Der Verkehr Deutschlands mit Japan wächst mit jedem Jahre mehr an und auch die große Wiener Ausstellung im Jahre 1873 wird aus dem Inselreiche des Sonnenaufgangs mit Erzeugnissen des Bodens, der Industrie und der Kunst beschickt werden. Die Japaner sind rüstig und frisch als ein sehr willkommenes Mitglied in die große Familie der civilisirten Völker eingetreten; sie versuchen mit großer Energie ihre staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse der neuen Zeit anzupassen und geben der Welt ein geradezu wunderbares Schauspiel. In einer kurzen Reihe von Jahren hat ihr Reich eine völlige Umgestaltung erlitten und schon deshalb ist es von Interesse, zu hören, wie ein unbefangener und sachkundiger Mann über das hochbegabte Volk urtheilt. Dr. Otto Mohnicke, jetzt in Bonn, verweilte als dirigirender Sanitätsoffizier der ersten Classe über ein Menschenalter in Ostasien und namentlich auch längere Zeit in Japan. Soeben ist von diesem ausgezeichneten Beobachter eine ethnographische Monographie erschienen: „Die Japaner," Münster bei Aschendorff 1872, welche ganz geeignet ist, allgemeines Interesse in Anspruch zu nehmen. Der Verfasser schildert namentlich den physischen Charakter des Volkes; er giebt Bemerkungen über den „Ursprung der Japaner in Centralasien", und schildert die geistigen Anlagen und den moralischen Charakter. Aus diesem letztern Abschnitte geben wir die nachfolgenden Mittheilungen, auch um zu zeigen, wie vortrefflich Mohnicke seinen Gegenstand behandelt. Hoffentlich wird er mit einem größern Werke über „Japan und seine Bewohner" nicht mehr lange zurückhalten.

* * *

Eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten in dem psychischen Charakter der Japaner, wodurch sie sich überhaupt von allen anderen Asiaten unterscheiden, ist sowohl ihre merkwürdige Befähigung für die Aufnahme fremder Bildungselemente, als auch ihr Streben nach Aneignung derselben.

Die Schnelligkeit, mit welcher sich in den ersten Jahrhun-

derten unserer Zeitrechnung die chinesische Cultur über Japan verbreitete, nachdem sie über Korea dorthin gelangt war; die Aufnahme, welche das katholische Christenthum und mit ihm die europäische Bildung, deren Vertreter damals noch hauptsächlich die lateinischen Völker waren, im sechszehnten Jahrhunderte in diesem Lande fanden; vor Allem aber die überraschenden Fortschritte seiner Bewohner in der europäischen Kunst und Wissenschaft während der letzten Jahre dienen zum Beweise sowohl ihrer *Bildungsfähigkeit* als auch ihres *Strebens nach höherer, zeitgemäßer Entwickelung.* Es sind noch nicht zwei Decennien verflossen seitdem die Pforten dieses während der letzten Jahrhunderte fast hermetisch geschlossenen Reiches sich mehr und mehr geöffnet haben und zugleich seinen Bewohnern der Besuch fremder Länder verstattet wurde. In diesem kurzen Zeitraume sind sie aber schon jetzt in der Kriegskunst, dem Baue von Dampfschiffen, dem Gebrauche von Maschinen für mannichfache Zwecke, sowie in der Heilkunst und einigen anderen Fächern der Wissenschaft *allen anderen asiatischen Völkern weit vorausgeeilt.*

Dieses bei den Japanern so sehr *hervortretende Vermögen, sich schnell die Bildung anderer Völker anzueignen, bildet den hauptsächlichsten Unterschied zwischen ihrer geistigen Anlage und jener der Chinesen.*

Die letzteren erfanden schon in der ältesten Zeit, wahrscheinlich gleichzeitig mit der Gründung ihres Staatswesens in der spätern Provinz Schensi, vielleicht sogar noch früher, ihre eigenthümliche, gegenwärtig aus unmittelbaren Bildern und Begriffszeichen, verbunden mit phonetischen Elementen, bestehende Schrift. *Zugleich entwickelte sich aus ihnen selbst,* ohne irgend eine Uebertragung oder Beihülfe von einem andern Volke, *ihre merkwürdige und reiche,* alle Lebensverhältnisse durchdringende Cultur, zu deren Eigenthümlichkeiten in erster Stelle die starreste Unveränderlichkeit und ein wunderbares *Widerstandsvermögen* gegen fremde, verändernde und umgestaltende Einflüsse zu rechnen sind.

Diese Cultur, welche sich im Laufe der Zeit über einen großen Theil Asiens ausbreitete und jetzt Hunderte von Millionen Menschen umfaßt, war schon vor Jahrtausenden dieselbe wie gegenwärtig. Alle fremden Eroberer eigneten sich dieselbe an. China hat *in dieser langen Zeit kein einziges ausheimisches civilisatorisches Element in sich aufgenommen als den Buddhismus.* Aber auch dieser wurde, anstatt selbst umgestaltend auf die Denkweise des Volkes einzuwirken, durch das specifisch chinesische Element durchaus entstellt und *umgestaltet.* In Folge hiervon hat diese Religion für China in ethischer Beziehung lange nicht die Bedeutung gehabt, und war für seine Bevölkerung nicht von so wohlthätigem und veredelndem Einflusse, wie sie es für viele andere, hinsichtlich ihrer Bildung im Allgemeinen viel niedriger stehende mongolische Volksstämme in Centralasien gewesen ist.

Auch in der Literatur der Chinesen zeigt sich diese Unveränderlichkeit. Diejenigen ihrer Schriftsteller, welche für classische gelten, lebten schon Jahrhunderte vor Christus. Die allergenaueste Bekanntschaft mit ihnen ist die erste Bedingung für einen Gelehrten und bildet zugleich den einzigen Weg zu allen hohen und höchsten Staatsämtern. Noch immer aber erscheinen Commentare zu diesen Schriften und zu den unzähligen älteren, schon vorhandenen Commentaren wieder neue.

Ich erwähne dieser allgemein bekannten Thatsachen nur um hieran die Bemerkung knüpfen zu können, daß die merkwürdige Unveränderlichkeit der chinesischen Cultur nicht, wie häufig gesagt wird, eine Folge ihrer monosyllabischen Sprache und ideographischen Schrift ist, sondern durch eine ihnen durchaus eigenthümliche, *ursprüngliche Geistesanlage* bedingt wird. Ihre von denen der übrigen Völker so sehr abweichende Schrift und Sprache sind ebenfalls nur aus dieser, man könnte sagen specifischen geistigen Organisation hervorgegangen.

Die Japaner eigneten sich die Schrift, Bildung und Literatur der Chinesen an; nicht aber in Folge innerer geistiger Verwandtschaft, sondern nur weil letztere das Culturvolk waren, womit sie zuerst, und als sie selbst noch rohe Barbaren waren, in Bekanntschaft kamen.

Der Umstand, daß sie später zu der Bildung eigener phonetischer Syllabare übergingen, um sich ihrer neben den ideographischen Schriftzeichen der Chinesen zu bedienen, wurde nicht allein durch die Unbequemlichkeit, welche die genaue Anpassung derselben an *ihre eigene polysyllabische Sprache* mit sich führte, sondern wahrscheinlich hauptsächlich durch ihre eigenthümliche von der jenes Nachbarvolkes abweichende Geistesanlage im Allgemeinen verursacht.

Auch in der *Literatur* der Japaner, wiewohl sie aus der chinesischen hervorgegangen ist, *zeigt sich der verschiedene Geist beider Völker.* Ihre ältesten Schriften tragen durchaus das eigenthümliche Gepräge der chinesischen. Dasselbe verliert sich aber allmälig aus ihnen und sie nehmen, je jünger sie sind, einen mehr davon abweichenden, *selbständigen Charakter* an. Die so sehr dogmatisirende, das eigentliche Wesen der chinesischen Literatur bildende Scholastik tritt immer mehr in den Hintergrund, während die eigene geistige Thätigkeit sowie ein gesunder, auf die Wirklichkeit und objective Wahrnehmung gerichteter Sinn sich in zunehmendem Grade bemerkbar machen.

Unter den Geisteskräften der Japaner findet im Allgemeinen das Vorherrschen des Verstandes vor der Phantasie statt. Dieses zeigt sich vornämlich darin, daß von einer Kunst, in der höhern Bedeutung des Wortes, sich bei ihnen bis jetzt kaum die ersten Spuren zeigen, und der Begriff des Idealen noch nicht zur ersten Entwickelung gekommen ist. Hauptsächlich aber ist die Ursache hiervon darin gelegen, daß auch ihre künstlerischen Anlagen, seit dem ersten Anfange ihrer Cultur, in die beengenden, das freie Aufstreben des Geistes hemmenden, typischen Formen der Chinesen eingezwängt wurden.

Aber eben wie in der Literatur der Japaner, macht sich schon seit Langem und in zunehmendem Maße in ihren *künstlerischen Bestrebungen* ihre eigenthümliche geistige Anlage geltend, und entzieht sich dem chinesischen Formzwange mehr und mehr. Ihre Zeichnungen und Gemälde, ihre Schnitzwerke aus Holz und Elfenbein, ihre schön geformten Vasen und andere Geräthschaften aus Kupfer, Bronze u. s. w. dienen hiervon zum Beweise. *Alle diese Gegenstände übertreffen die der Chinesen bei Weitem, und zeigen in ihrer innern Auffassung eine bemerkenswerthe Annäherung an die der Culturvölker des Westens.* Mit Beziehung auf wirkliches, angeborenes Schönheitsgefühl stehen die Japaner auf einer ungleich höhern Stufe als die Chinesen, bei welchen, ungeachtet ihrer mannichfachen Kunstfertigkeiten, hiervon kaum einige Spuren bestehen.

Auch die Musik der Japaner offenbart in ihrem Charakter eine gewisse Annäherung an die unsere, wie wenig sie auch dem Grade ihrer Entwickelung nach mit derselben verglichen werden kann. Von der lauten und lärmenden, einem europäischen Ohre beinahe unerträglichen chinesischen unterscheidet die japanische sich in ihrem innersten Wesen.

Die *Dichtkunst* der Japaner hat bis jetzt gleichfalls keine bemerkenswerthe Höhe erreicht. Das *didaktische* Element herrscht darin vor, doch besitzen sie eine gewisse Anlage zur Lyrik. Mir sind einige kleinere Gedichte und Dichtproben, selbst von japanischen Damen, bekannt geworden, die durch die Tiefe des in ihnen sich aussprechenden subjectiven Gefühls bemerkenswerth erschienen.

Dieses Volk hat eine *besondere Anlage für die mathematischen Wissenschaften* und übertrifft hierin noch die Chinesen. Im Rechnen bringen die Japaner es ohne viele Mühe zu einer großen Fertigkeit. Ich bin selbst zu meiner Verwunderung Zeuge davon gewesen, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit Beamte der Handelskammer zu Nagasaki über Millionen laufende, sehr verwickelte Rechnungen nachzusehen vermochten, wenn bei dem jährlichen Abschlusse des Credit und Debet mit der niederländischen Factorei zu Desima zwischen den beiderseitigen Buchhaltungen sich eine Differenz, mitunter nur von Bruchtheilen eines Tail, ergab In allen diesen Fällen war

aber der Irrthum selten auf der Seite der Japaner. Ich bemerke hierbei, daß in Japan alle Rechnungen mit Hülfe des bekannten, über das ganze östliche und mittlere Asien bis nach Rußland hin verbreiteten *Rechenbrettes* geschehen.

Schon in der außerordentlichen Genauigkeit, mit welcher japanische Handwerker darauf sehen, daß alles, was aus ihren Händen hervorgeht, durchaus rechtlinig und scharfeckig ist, zeigt sich ihr mathematischer Sinn. Sie bedienen sich des Zirkels und Winkelmaßes bei den unbedeutendsten Gegenständen und selbst da, wo europäische Arbeitsleute sich in der Regel allein auf das Auge verlassen.

Auch sind sie sehr *gewandte Kaufleute* und ebensowenig im Großhandel wie im Handverkaufe leicht zu überlisten. In dieser Beziehung stehen sie allen, sich durch ihren Handelsgeist auszeichnenden Völkern, sowohl den europäischen als den asiatischen, vollkommen gleich. Die schlauen, Alles so sehr berechnenden und ihren Vortheil stets im Auge haltenden Chinesen geben zu, daß die Japaner, als Kaufleute, sie noch übertreffen.

Unter ihren moralischen Eigenschaften verdienen *Vaterlandsliebe, Tapferkeit und ein Muth*, der sich nicht selten zu heroischer Todesverachtung steigert, in erster Stelle gerühmt zu werden. Diese Tugenden aber sind nicht allein das Erbtheil der Männer, sondern finden sich auch bei den *Frauen* in einem gleichen Maße. Den unwidersprechlichen Beweis hierfür liefert die Geschichte des Christenthumes in Japan während der letzten Hälfte des sechszehnten und den ersten Jahrzehnten des siebzehnten Jahrhunderts. In dieser langen Periode zunehmender und immer schonungsloserer Verfolgung, deren Ende die gänzliche Vertilgung der neuen Lehre war, starben für sie, als Märtyrer, viele Tausende japanischer Christen jeden Alters und Geschlechts.

Auch noch in späterer Zeit und bis auf die Gegenwart ist die japanische Geschichte reich an Beispielen edler, heroischer Selbstaufopferung für eine Idee. Selbst solche Fälle, wo, wie Arria dem Pätus, die treue Gattin ihrem Mann in den Tod voranging, um ihm zu zeigen, daß dieser nicht schmerze, sind gar nicht selten. Ein Beispiel dieser antiken Seelengröße bot unter anderen die Gemahlin des fünften Sjogun der letzten Dynastie, *Minamoto no Ije Tsouna*, als sie im Jahre 1708, um ihr Vaterland vor großen inneren Unruhen zu bewahren, erst ihren Gemahl und auf der Leiche desselben sich selbst um das Leben brachte.

Andere Tugenden der Japaner sind ihre *Geduld*, ihre feste, vor keiner Mühe und Schwierigkeit zurückbebende *Beharrlichkeit* in dem Verfolgen und Ausführen vorgenommener Pläne, sowie ihre *Zuverlässigkeit* und *Verschwiegenheit*. Sie sind außerdem in einem hohen Grade gastfrei, *mildthätig* gegen Arme und *dankbar* für empfangene Wohlthaten. Gegen Freunde sind sie *treu* und *jeder Aufopferung fähig*; nehmen aber nur Wenige und nie anders als mit vieler Vorsicht und nach sorgfältiger Prüfung in die Zahl derselben auf. Es fehlt nicht an Beispielen, wo Freunde für und mit einander in den Tod gingen. Die erst im Jahre 1664 durch strenge Befehle des Sjogun außer Gebrauch gekommene Gewohnheit, daß Diener sich auf dem frischen Grabe ihrer Gebieter freiwillig um das Leben brachten, allein um zu zeigen, welche Liebe und Anhänglichkeit sie denselben zutrügen, beweist schon wie sehr die Japaner der Selbstaufopferung für Andere fähig sind.

Eine andere Tugend, die bei ihnen in einem sehr hohen Grade allgemein und um so auffälliger ist, als sie den meisten übrigen turanischen Völkern nicht nachgerühmt werden kann, ist ihre *außerordentliche Reinlichkeitsliebe*. Dieselbe macht sich sowohl in ihrer persönlichen Erscheinung, wie in ihrer häuslichen Einrichtung, der Weise wie sie ihre Speisen zubereiten, mit einem Worte in ihrem ganzen Sein und Leben auf den ersten Blick erkennbar und verleugnet sich selbst nicht bei den Allerärmsten. Ich habe in Japan bei Personen aus der niedrigsten und ärmsten Volksclasse nicht selten geflickte und selbst mit Lappen von verschiedenen Farben ausgebesserte Kleider gesehen, *niemals* aber solche, die ein offenes Loch gezeigt hätten. *In ihrer Liebe für Reinlichkeit übertreffen die Japaner sogar die europäischen Völker*, welche dieser Tugend wegen gewöhnlich am meisten gepriesen werden.

Auch die *Mäßigkeit* und *Einfachheit* ihrer Lebensweise sind anerkennenswerth. In dieser Beziehung findet zwischen den Japanern und Chinesen ein außerordentlicher Unterschied statt. Gleichwie die hochentwickelte und verfeinerte Kochkunst der letzteren, welche sehr widerstrebende Bestandtheile zu vereinigen versteht, sich nicht nach Japan überpflanzte, findet man daselbst auch nicht die chinesische Feinschmeckerei und Vielesserei. Auch von ihrem einzigen berauschenden Getränke, dem aus Reis gebrauten Saki, machen die Japaner im Allgemeinen nur einen mäßigen Gebrauch, wie beliebt dieser Trank auch bei allen Volksclassen sein möge. Trunksucht gehört nicht zu den nationalen Fehlern dieses Volkes.

Die *Gemüthsart* der Japaner ist ruhig und gleichmäßig. Vielleicht aber ist sie dieses mehr scheinbar als wirklich, da eine *große Selbstbeherrschung ein Gemeingut Aller ist*, und Jeder sich frühzeitig daran gewöhnt, jede Aufwallung des Gefühls oder der Leidenschaften in seinem Aeußern nicht sichtbar werden zu lassen. Ihr *Charakter* ist im Allgemeinen ein *gutherziger*. Meines Erachtens stehen sie in dieser Beziehung höher als die anderen Völker des südöstlichen Asiens, vornämlich als die Chinesen. Bei sehr vielen Japanern, Vornehmeren sowohl als Geringeren, mit welchen ich in nähere Berührung kam, sprach sich in dem ganzen Wesen die gemüthliche Gutmüthigkeit, welche das französische Wort Bonhommie am besten bezeichnet, so unverkennbar aus, daß ich sie unmöglich für eine bloß äußerliche halten konnte.

Diese Gemüthlichkeit zeigt sich in ihrem ganzen häuslichen Leben, besonders aber in ihren Vergnügungen. Diese sind mehr still und einfach als laut, lärmend und prunkend. Das Lieblingszimmer, fast eines jeden Hauses, sieht auf kleinere oder größere, stets sehr wohl unterhaltene Gartenanlagen. Hier im Kreise einiger weniger durchaus erprobter und zuverlässiger Freunde, in vertraulichem Gespräche, rauchend und Saki trinkend zu verweilen, während das Auge auf die Blumen und mannichfachen Zierpflanzen des Gartens geheftet ist, bietet den Japanern schon einen großen Genuß. Oder sie erfreuen sich hier an dem Gesange ihrer Töchter und Frauen und deren Spiel auf der dreisaitigen, *San-sin* genannten Laute, oder aber bewundern die anmuthigen, mimischen Körperbewegungen einer jugendlichen Tänzerin.

Bei vielen der Vornehmeren besteht *wirklicher Adel der Gesinnung* und das Bewußtsein der durch ihre höhere Stellung ihnen aufgelegten größern Verpflichtung des Vermeidens aller niedrigen Handlungen. Zur Unterhaltung dieses Sinnes bei dem hohen Adel in Japan trugen die eigenthümlichen politischen Verhältnisse dieses Landes, welche sehr an die mittelalterlichen feudalen Zustände in Europa erinnerten, wesentlich bei. In China findet sich weder von diesen Staatszuständen, noch von dieser Gesinnung auch nur eine Spur, wie daselbst ja überhaupt kein eigentlicher erblicher, sondern nur ein Beamtenadel besteht.

Im Umgange mit einander sind die Japaner freundlich, wohlwollend, aber, nach unseren Begriffen, *übertrieben höflich*. Haltung und Benehmen des Vornehmern und Hochgestellten, ihnen von früher Jugend an zur Gewohnheit geworden, sind einfach, würdig und abgemessen, aber ohne Stolz, Anmaßung und Gemachtheit. Gegen ihre Diener und Untergebenen zeigen sie sich im Allgemeinen sehr wohlgesinnt und wissen sie, mit Vermeidung aller Vertraulichkeit, an sich zu fesseln.

In dem Verhältnisse und dem Benehmen der einzelnen Glieder einer *Familie* gegen einander herrschen Güte, Wohlwollen und Freundlichkeit. Die Eltern sind gegen ihre Kinder liebevoll und sanft; diese ehrerbietig, gehorsam und unterwürfig gegen ihre Eltern. *Die japanischen Frauen sind im Allgemeinen Muster ehelicher Zucht und Sitte, dabei häuslich, sparsam, fleißig und verstehen die Leitung eines Hauswesens aus dem Grunde.*

Aus allen Erdtheilen.

Fetischdienst der Neger in Neuorleans.

Ich finde, daß die Zählung von 1870 für die Stadt Neuorleans 191,418 Köpfe ergeben hat; davon waren 50,456 Farbige. Seitdem der Neger dem Weißen politisch gleichgestellt ist und überall in den Südstaaten bei den Wahlen den Ausschlag giebt, demnach in jener Republik des allgemeinen Stimmrechts eine Macht geworden ist, lebt er sich frei und ungehindert seinem afrikanischen Naturell gemäß aus. Von dem „Fortschritt zu progressiver Intelligenz", der als unausbleiblich verkündet wurde, ist bei den Massen nichts zu verspüren, wohl aber ein Rückschlag zu urafrikanischer Barbarei nicht zu verkennen, und die Verehrung der Schlange greift immer mehr um sich bei den Negern, die allesammt dem Namen nach Christen sind und nebenbei auch in die Kirchen gehen, am liebsten in jene der Baptisten. Weshalb gerade in diese? Weil in der Bibel die Rede ist von einem Johannes Baptista, aber nicht von einem Johannes Methodista. Also ist, der Negerlogik zufolge, das Baptistenthum dem Methodistenthum bei Weitem vorzuziehen!

Die Schwarzen in Neuorleans feiern in jedem Jahre ein großes religiöses Fest zur Verehrung der Schlange; sie thun es so ungenirt, daß sie auch weißen Leuten den Zutritt nicht verwehren, und so konnte ein Berichterstatter der „Neworleans Times" sich diese religiöse Feier gemächlich mit ansehen. Er schildert diesen Woducultus (dessen Oberpriester auf Haiti Kaiser Faustin Soulouque war) in folgender Weise.

Am Montag (im Juli) ging ich auf den französischen Markt, um eine alte Negerin aufzusuchen, die dort seit Jahren an ihrem bestimmten Platze Grünwaaren feilhält. Ich wußte, daß sie „dazu gehörte" und mir Auskunft geben konnte. Sie verstand sich dazu, ich mußte ihr jedoch versprechen, über die Sache selbst reinen Mund zu halten.

Abends 8 Uhr saß ich auf der Pontchartrainbahn und als ich am Portchartrainsee ankam, sah ich mehrere Gruppen schwarzer Leute, die sich lebhaft unterhielten. Ich wollte bis zum Festplatze nicht gehen oder fahren und nahm deshalb einen Nachen, in welchem ich bis an die Mündung des Bayou St. John gerudert wurde; die Feier selbst sollte am Bayou Tschoupiloulas stattfinden. (Bayous sind Nebenarme des Stromes.) Dort war eine große Bude aufgeschlagen, dicht neben derselben standen einige hundert Leute: Weiße, Neger und Mulatten, und Manche waren mir bekannt und ich wurde ganz freundlich aufgenommen. Die Ceremonien hatten noch nicht begonnen.

Etwa eine Viertelstunde später kamen noch etwa hundert Leute in einem großen Boote an und gleich nachher in einem kleinern Fahrzeuge noch zehn Personen; unter diesen befand sich Marie Lavoux, die Wodukönigin. Sie wurde beim Aussteigen mit Jubelrufen begrüßt.

Die Zahl der Anwesenden betrug jetzt mehr als dreihundert, Männer und Frauen so ziemlich in gleicher Menge; die überwiegende Mehrzahl bestand aus Schwarzen und Mulatten, etwa einhundert waren Weiße, so ungefähr 40 Männer und 60 Frauen.

Marie Lavoux hielt eine Anrede in „Gumbo-Französisch" und sang dann:

Salya ma coupeca.

Die Menge klatschte dazu in die Hände und fiel im Chor ein und sang:

Mam'selle Marie chouffezca!

Es war etwa elf Uhr Nachts. Nach beendigtem Gesange befahl die Königin, ganz dicht am Seeufer ein Feuer zu machen; jeder Schwarze mußte ein Stück dazu herbeischaffen, und wenn er es in die Flamme warf, dabei einen Wunsch aussprechen. Dann wurde ein großer Kessel über das Feuer gestellt und mit Wasser angefüllt, das in einem Bierfaß herbeigebracht worden war. Ein alter Mann warf Salz hinein und sprach dabei einige Worte in Kreolen-Französisch. Nach ihm trat ein junges Quadroonmädchen an den Kessel, in welchen sie Pfeffer schüttete, und sang dabei. Alles war in gespannter Erwartung, als dicht neben das Feuer eine Kiste gestellt wurde. Aus dieser wurde eine schwarze Schlange herausgenommen, die man, als Dreieinigkeit, in drei Stücke zerhieb. Das eine Stück wurde von Marie Lavoux in den Kessel geworfen, das zweite von dem alten Manne, das dritte vom Quadroonmädchen. Dabei wiederholte der Chor das Mam'selle Marie chouffezca.

Nun verlangte die Königin ein'e Katze, welche sie in den Kessel warf, nachdem sie ihr den Hals abgeschnitten hatte; auch dazu sang der Chor dieselben Worte.

Die Königin verlangte einen schwarzen Hahn; sie band ihm die Füße zusammen und steckte ihn lebendig in den Kessel. Der Chor sang wieder.

Marie Lavoux rief nun, daß Jedermann sich entkleiden solle und das geschah auch sofort; Alle schrien und sangen dabei. Die Königin zog einen mit weißem und farbigem Pulver gefüllten Beutel hervor und befahl, daß alle einander bei der Hand fassen und rund um den Kessel tanzen sollten. In diesen warf sie dann das Pulver und stimmte einen Gesang in Kreolen-Französisch an, in welchen der tanzende Chor einfiel:

C'est l'amour; oui maman c'est l'amour!

Sie nahm ihre Uhr hervor, warf einen Blick auf das Zifferblatt und schrie:

Li minuit! Tous moune à l'eau!

Also: es ist Mitternacht; alle ins Wasser hinein! Alle sprangen in den See und blieben etwa eine halbe Stunde im Bade. Als sie wieder auf dem Trockenen waren, sangen und tanzten sie eine volle Stunde lang und dann hielt die Königin eine Predigt, die mit den Worten endigte: „Jetzt dürft Ihr Alle Euch eine Stunde ausruhen." Die Menge zerstreute sich bunt durch einander. — — —

Alles blieb ruhig, bis auf der Seemuschel geblasen wurde; die Zerstreuten fanden sich wieder bei der Königin ein und es wurden dieselben Gesänge angestimmt. Marie Lavoux sprach: „Wer etwas zu essen mitgebracht hat, darf nun speisen." Sie aßen und tranken, bis wieder auf der Seemuschel geblasen wurde. Dann liefen sie zum Kessel und vier nackte Negerinnen, die einen weißen Turban um den Kopf gewunden hatten, schütteten Wasser ins Feuer, das nun nicht weiter brennen durfte. Auch dabei sang der Chor das Mam'selle Marie chouffezca. Der ganze Inhalt des Kessels wurde in das Bierfaß gethan und dabei sprach die Königin: „Das ist fürs nächste Jahr. Nun müßt Ihr Euch alle ankleiden." Nachdem sie das gethan und um die Königin im Reigen herumgetanzt waren, ertönte die Seemuschel abermals.

Dann hielt sie eine lange Predigt; am Schlusse derselben fielen Alle auf die Knie und sie spendete ihnen den Segen. Nachdem derselbe ertheilt war, sang der Chor wieder das C'est l'amour etc. Inzwischen war die Morgendämmerung hereingebrochen und die Königin sprach: „Der Tag kommt; wir müssen ihn mit Gesang begrüßen und dann Alle heimgehen."

Ich stieg in meinen Kahn und fuhr mit dem ersten Zuge der Pontchartrainbahn nach der Stadt zurück.

Türkische Erpressung.

r. k. Tyrwhitt Drake, welcher im Jahre 1870 das basaltische Hochland 'Alah östlich von Hamah und seine zahlreichen Ruinen erforschte, weiß in „Unexplored Syria" nicht

genug von der Mißregierung und dem schändlichen Treiben der Türken in dem einst so blühenden und menschenreichen Syrien zu erzählen, einem Treiben, welchem anscheinend alle Theile des morschen Osmanenreiches gleichmäßig ausgesetzt sind. Ein Beispiel genüge für viele.

In Mo'arrah el No'aman, so erzählt Drake, fand ich eine Quarantäne für Reisende von Bagdad in dem großen Khane Said Jusuf eingerichtet. Dahinein wollte mich eine Anzahl türkischer Soldaten wider meinen Willen stecken; aber meine Einwendungen waren durchschlagend genug, daß sie davon abstanden und sich entschuldigten. Aber zu spät; denn als ich nach Aleppo kam, beschwerte ich mich beim Gouverneur Suraya Pascha — und bei meiner Rückkehr nach Mo'arrah hatte ich die Genugthuung, die Hauptanstifter im Gefängniß zu sehen. Sie hatten natürlich gehofft, daß ich ihnen ein paar Piaster für meine Freilassung zahlen würde, wie jeder Einheimische gethan haben würde, um diese Plage zu umgehen.

Diese Quarantäne ist nämlich eine Quelle beträchtlicher Einkünfte für ihren jedesmaligen Pächter. Denn nicht allein alle Reisende, mögen sie von Nord oder Süd, Ost oder West kommen, werden hineingesperrt; nein, selbst die Stadtbevölkerung, wenn sie sich nur zwei Stunden weit von ihrem Heim entfernt hat, wird in diese Hölle geworfen, oder muß bei der Rückkehr 100 Piaster (1 Napoleond'or) bezahlen. Die Quarantäne dauert 10 Tage; sie kostet für die Person 10 Piaster, für ein Kameel 5, ein Maulthier 3, einen Esel 2 und für jede Ladung obendrein noch 2 Piaster per Tag. Wie vorauszusehen, hat ein solcher Alp die Stadt Mo'arrah fast ruinirt, und die Geschäfte stocken fast gänzlich.

So gutmüthig und gastfreundlich der türkische Bauer dem Fremden begegnet, ebenso niederträchtig und gewissenlos benehmen sich die Beamten und Machthaber Schwächeren gegenüber. Der „Globus“ brachte neulich dergleichen Beispiele aus Aegypten; Schreiber dieses war Zeuge eines ähnlichen Beispiels von türkischer Willkür und Erpressung, deren die geheime Geschichte jedes Paschaliks im ganzen weiten Reiche ungezählte enthalten mag. Fast alljährlich begehen die Beduinen, welche südlich von Ghazah hausen (wie man behauptet, von den Bewohnern dieser Stadt angestiftet) einige Räubereien, bis der Pascha von Jerusalem ein paar Compagnien hinsendet, von deren Anwesenheit die Ghazahner natürlich manchen Vortheil ziehen, wie sie auch zuvor die Beute der Beduinen für Billiges an sich gebracht haben. Ausgerichtet wird von diesen Truppen nie etwas; aber mit leeren Händen können sie auch nicht zurückkehren. So nehmen sie denn, was sie unterwegs finden. Wir hatten wenige Stunden von Jafa bei einigen ärmlichen Beduinenzelten gelagert; die Eigenthümer derselben, gutmüthige Bursche, kochten uns willig Kaffee. Sie sahen nicht aus, als könnten sie Jemandem Böses thun. Schafe und Kameele bildeten ihren ganzen Reichthum. Einige Tage später hörten wir in dem sonst stillen Jerusalem lautes Paukenschlagen und Schreien und Jubeln. Es waren die tapferen Nizams, welche unverrichteter Sache von Ghaza heimkehrten. Vor sich her trieben sie eine Menge Schafe und Kameele; sie waren unseren Gastfreunden geraubt worden, deren Einziges und Alles sie gewesen. Das war freilich ein leichterer Triumph, als er bei Ghazah zu holen gewesen wäre. — Der damalige Pascha sprach zwar sehr gut französisch, hielt einen offenen Abend und war auch sonst ziemlich von Bildung beleckt; aber wie weit seine Provinz sich erstreckte, wußte er uns nicht zu sagen. Jetzt ist er natürlich längst wegen Erpressungen abgesetzt, wie ein würdiger Vorgänger, der das in England zur Wiederherstellung der alten Wasserleitungen gesammelte Geld in seine Tasche steckte.

* * *

— **Gebräuche in Dalmatien.** Die Wiener „Juristischen Blätter“ enthalten eine interessante Darstellung über die dalmatinische Sitte der Entführung, welche noch in voller Blüthe ist. Der Mann muß die Frau entführen, selbst wenn die Familie ihre Einwilligung zur Ehe ertheilt hat. Fortschleppen muß er sie fern vom elterlichen Hause und seiner Gewalt unterwerfen, noch bevor der Priester oder der Pope die Verbindung gesegnet haben. Der Entführer und die Entführte bringen dann gemeinschaftlich einen Theil des Tages oder der Nacht an einem einsamen Orte, gewöhnlich unter freiem Himmel zu. Dann kommen die Verwandten, die Angehörigen, und überraschen das liebende Paar, entweder um es zum Altar zu führen oder um den Bräutigam den minder zärtlichen Umarmungen der Gerechtigkeit zu überliefern, falls die Entführung ohne oder gegen den Willen der Familie geschah. In den meisten Fällen ist die Entführte damit einverstanden, und nicht selten ist der ganze Act eine Speculation ihrer Eltern oder Verwandten, um den Entführer oder dessen Familie zu einem Geldopfer zu bewegen und somit die üblen Folgen eines Prozesses zu vermeiden. Dies ist mir (sagt der Correspondent) aus eigener Erfahrung bekannt. Ich wohnte vor Jahren einer Schlußverhandlung in Zara bei, in welcher die Mutter überwiesen ward, ihre Tochter verleitet zu haben, sich von einem reichen Bauer entführen zu lassen. Mag aber auch die Entführung wirklich gewaltsam geschehen sein, so findet doch gewöhnlich unter den zwei am meisten Betheiligten bald eine Verständigung statt. Ja, ein ganzer Tag oder eine ganze Nacht unter freiem Himmel ist unstreitig ein sehr wirksames Mittel. Kommen die Verwandten, die inzwischen dem Verführer nachgejagt haben, dazu, so finden sie dann gewöhnlich mit großer Entrüstung, daß sein Kopf auf dem Schooße der Entführten ruht, und daß sie ihn kämmt, bei den Slaven ein Zeichen besonderer Zärtlichkeit. Manchmal gelingt es den beiden, die Verwandten zu besänftigen und ihre Einwilligung zur Ehe zu erhalten, besonders wenn der Entführer wohlhabend ist. Manchmal hat man aber auch blutige Scenen zu beklagen und die Rache zwischen der Familie des Entführers und jener der Entführten pflanzt sich wie „eine ewige Krankheit“ fort. Zu gerichtlichen Verhandlungen kommt es selten, und wenn sie gepflogen werden, betreffen sie zumeist die nicht tragisch, sondern heiter genommenen Fälle, die dann Anlaß zu den ergötzlichsten Scenen und Episoden geben.

— **Die Blattern** treten in Chile, wo das Impfen noch nicht allgemein im Gebrauch ist, sehr gefährlich auf. Doch hat die Geistlichkeit ein gewiß höchst probates Mittel gefunden, die Seuche zu bannen; sie hält Umgänge. Ein spanisches Blatt in der Hauptstadt Santiago hat folgende Schilderung: „Die Procession zog aus der Mercedkirche nach der Kathedrale. Die Bilderpuppen des heiligen Isidor und des heiligen Sebastian standen auf Tragbahren und hinter ihnen ging einher der gesammte Clerus, die kirchlichen Brüderschaften, die Zöglinge des geistlichen Seminars, der Bürgermeister sammt den städtischen Behörden; die Bürgergarde machte Spalier. Leider haben die Umzüge und Litaneien nicht geholfen und die Krankheit hat nicht im Mindesten nachgelassen.“

— **Die Mormonen** haben während des Jahres 1871 sehr erfolgreich in Schottland Propaganda gemacht. Es sind von dort mehr als 200 neue Heilige an den Salzsee ausgewandert.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Völkerskizzen aus dem Gebiete des Bachr el Ghasal.

Von **Dr. Georg Schweinfurth.**

III.

2. Die Mittu.

Das Mittuland, dessen größter Theil zwischen 5 und 6° nördl. Br. fällt, lehnt sich einerseits an die Bongo und den östlichsten Ausläufer des Niamniamgebietes an, wird gen Osten von der Niederung des Rohlflusses begrenzt und reicht nordwärts bis an die Territorien der Dinkastämme Rohl und Agar. Auch nach Süden zu sind die Mittu von den Niamniam begrenzt, wo letztere sich bereits unter dem Namen Makaraka auf den Karten eingebürgert haben. Makaraka oder Kakaraka aber ist der Name, mit welchem die Mittu das ganze große Volk der Sandeh im Allgemeinen belegen, eben so gut wie die Sandeh bei den Bongo den Namen Mundo führen und bei den Dinka Niamniam heißen, eine Bezeichnung, welche auch vom Sudanarabischen adoptirt schließlich in den Gebrauch der europäischen Geographen gelangt ist. Der Name Mittu kommt indeß nur den Bewohnern des nördlichsten Theiles zu, einem selbst dem Namen nach bisher unbekannten Volke. In Ermangelung einer Collectivbezeichnung für eine Gruppe von Völkerschaften, die kaum Stammesunterschiede darthun, habe ich mich dem Sprachgebrauche der Nubier angeschlossen; sie pflegen denselben den Generalnamen Mittu zu ertheilen, welcher außer dem genannten nördlichen Stamme noch die Madi*), Abaka und Luba umfaßt.

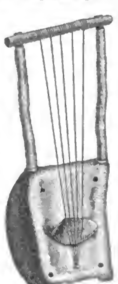
Die Sprache dieser vier Stämme besitzt dialektische Verschiedenheiten, welche bei den größeren Völkern, die zusammenhängende Länderstrecken bewohnen, wie die Dinka, Bongo und Niamniam, durchaus nicht nachzuweisen sind. Die Mittusprache enthält vereinzelte Anklänge an die der Bongo, ist aber als eine von dieser total verschiedene, die auch mit denjenigen der anderen Nachbarvölker nichts gemein hat, zu betrachten. In der Summe seiner Merkmale scheint sich indeß das Mittuvolk am meisten den Bongo zu nähern, mit welchen es eine große Menge von Gebräuchen, Einrichtungen und Geräthschaften gemein hat. Die Unterwerfung unter die Gewalt der Chartumer, erst im Laufe der letzten Jahre begonnen, ist für die südlichen Stämme, namentlich die Luba und Abaka, noch als unvollendet zu bezeichnen, während das Land der Mittu, bereits vollständig unter die das Gebiet terrorisirenden Compagnien vertheilt, seine Bewohner zu denselben in jenem Verhältniß von Leibeigenschaft stehen sieht, unter welchem die Djur und Bongo bereits seit zehn Jahren schmachten.

In Bezug auf Race den Bongo nachstehend unterscheiden sich alle Mittustämme durch eine weit schwächlichere, minder zu Strapazen und Anstrengungen taugliche Constitution von ihren Nachbarn; namentlich als Träger, wie man es auf den Zügen ins Niamniamland wahrnehmen konnte, leisten

*) Ein Name, der sich häufig in diesem Theile von Afrika wiederholt und nichts gemein hat mit den Madi südlich von den Bari und den Madi der Niamniamfürsten Indimma und Uando.

sie bei Weitem nicht die vorzüglichen Dienste der ersteren. Selten erblickte man in den Reihen der Mittuträger die untersetzten, kräftigen Gestalten der Bongo, bei fortgesetztem Nahrungsmangel magerten sie zu Skeletten ab und versagten bald jeden Dienst, während die Bongo Unglaubliches leisteten, ohne ihr Aussehen wesentlich zu ändern. Ein besonderes Privilegium, das sich die Mitturace erworben, schien der Guineawurm zu sein; unter den großen Schaaren von Bongo, Djur, Dinka und Niamniam, welche unsere Elfenbeincampagne gen Süden begleiteten, waren die Mittu in auffälligster Weise am meisten mit diesem Uebel behaftet, welches erwiesenermaßen sich nicht gleichgültig gegen die Verschiedenheiten der Menschenracen zu verhalten pflegt.

Die Mittuvölker sind wie die Bongo vorzugsweise ein ackerbautreibendes Volk. Die fruchtbarsten Territorien werden von den Madi und Abaka eingenommen, und diese produciren derartige Mengen der verschiedensten Getreidearten, Hülsen- und Oelfrüchte, auch Knollengewächse mannichfacher Art, daß ihr Gebiet als Vorrathskammer für die Niederlassungen in einem großen Theile des südlichen Bongolandes dient. Besonders sind es die unter 5 bis $5^1/_2{}^0$ nördl. Br. gelegenen Districte am obern Roah (Nam-Djau der Dinka) und am Uohko (einem Nebenflusse des Rohl), wo der Feldbau einen vorzüglichen Ertrag liefert, weniger begünstigt durch die Thätigkeit des Menschen als vielmehr begünstigt von einer im Gebiete nur selten auf derartig ausgedehnte Strecken sich gleichbleibenden Fruchtbarkeit des Bodens. Sorghum, Pennicilaria, Eleusine, Erdnüsse und drei Arten Bohnen (Catjang, Mungo und Fisolen) bilden überall den Hauptgegenstand der Cultur, Mais wird stellenweise im großen Maßstabe auf Feldern gezogen, namentlich im Districte des Mbomo zwischen Roah und Lehssi, während dieses Korn sich in allen übrigen Theilen des von mir bereisten Bachr-el-Ghasal-Gebietes nur wie Gemüse in nächster Umgebung der Hütten angebaut findet. Schließlich Sesam und Hyptis als Oelfrüchte in Masse producirt, und von Knollengewächsen süße Bataten, Yams und Helmia in vielen Spielarten aller Orten anzutreffen, vervollständigen die Mannichfaltigkeit der in dieser wohlbebauten Gegend dargebotenen Lebensmittel.


Mandoline der Mittu.

Die einzigen Hausthiere der Mittu sind Ziegen, Hunde und Hühner. Schafe sind ihnen eben so unbekannt, wie den Bongo, und wegen des Mangels an Rinderzucht rangiren sie in den Augen der Dinka unter diejenigen Völker, denen diese die verächtliche Bezeichnung Djur, d. h. Wilde, zuertheilen. Auch die östlichen Nachbarvölker der Mittu, welche die Rohlniederung bewohnen, die von ihnen durch Sprache und Sitten abweichenden Lehssi und Ssofi werden aus dem angeführten Grunde von den Dinka mit dem Namen Djur bezeichnet; Petherick befand sich in einem großen Irrthume, als er auf seiner Reise im Jahre 1862 in jene Gegend sich dem Glauben hingab, die ihm als Djur angegebenen Stämme wären identisch mit den Djur am untern Djurflusse, welche einen ausgewanderten Stamm der Schilluk, Namens Luoh, darstellen.

Die Stämme, welche ich unter dem Namen Mittu zusammengefaßt habe, scheinen durch das Verspeisen von Hunden, die sie wie die Niamniam eigens zu diesem Zwecke mästen, zu verrathen, daß sie zum Cannibalismus hinneigen, denn nur noch unter den Niamniam und Monbuttu, den einzigen Völkern in dem von mir bereisten Theile von Afrika, bei welchen Menschenfresserei erwiesen, ist solche Leckerei bekannt, während im Gegentheil Bongo und Dinka das Eine wie das Andere aufs Tiefste verabscheuen, und zu betheuern pflegen, daß sie eher Hungers sterben als das Fleisch von Hunden genießen wollten. So äußert sich hier die Humanität in dem Grade der Verehrung, welche der Mensch seinem treuesten Genossen zollt.

Die Geräthschaften der Mittu zeigen wenig Verschiedenheit von denen der Bongo. Lanzen, Bogen, Fischereigeräth (Reusen, Ketscher und dergleichen), Pauken, Flöten, Signalhörner und Signalpfeifen, Schemel, Schellen, Tabackspfeifen ꝛc. sind genau dieselben. Verschieden in Form sind die Pfeilspitzen, welche mit ihren zahllosen und vielgestalteten Widerhaken diejenigen der Bongo an teuflischer Erfindungsgabe weit übertreffen. Von den musikalischen Instrumenten der Bongo fehlen hier die großen bis 6 Fuß langen Holzrohre zum Blasen. Bei allen Mittustämmen steht die Tonkunst in hohem Ansehen, und bei keinem andern Volke dieser Region vermochte ich ähnliche Leistungen auf diesem Gebiete wahrzunehmen, wie sie hier von Jedermann geübt werden. Die Musik wird hier zum ersten Male melodisch und entsagt dem gewöhnlichen Negercharakter, d. h. sie ist nicht ausschließlich abwechselnd recitativisch mit bloßer Allitteration und einfallendem Brüllfugen zu nennenden Chor, die Mittu singen, denn so darf man es nennen, ein genau innegehaltenes Motiv in gradualem Tonfalle variirend, und taktmäßig, Weiber und Männer, Alt und Jung in hundertstimmigem Chor. Auf der Flöte, welche im Princip vollkommen nach europäischem Muster geformt erscheint, sind namentlich die Madi Meister, auch sie üben sich mit Beharrlichkeit und vielem Zeitaufwande in melodischen Modulationen. Bei den Mittu findet sich auch ein Saiteninstrument; dergleichen besitzen außer ihnen nur noch die Niamniam in dem bereisten Theile Centralafrikas. Merkwürdigerweise ist dasselbe vollkommen gleich an Form und Herstellung mit der Robaba der Nubier, und stellt eine Art Lyra vor, an deren Basis ein Resonanzkasten angebracht ist. Die fünf Saiten sind über einen Steg gespannt, den die Schale der Anodonta bildet. Auch Schalllöcher fehlen nicht in der den Resonanzkasten darstellenden über ein Holzgerüst gespannten Haut. In ähnlicher Weise wie das Wiederfinden der nubischen Mungala (ein Brett mit Gruben zum Unterhaltungsspiel) bei den Niamniam gab mir hier die Robaba viel nachzudenken; ich erkannte in diesen und vielen anderen Anzeichen untrügliche Beweise für die Verwandtschaft der heutigen und ehemaligen Bewohner des Nilthals mit denen der centralsten Gegenden des Continents.

Aus der Uebereinstimmung, welche in ihrer äußern Einrichtung die Gräber der Mittu mit denjenigen der Bongo an den Tag legten, durfte ich schließen, daß beiden Völkern auch die gleichen Gebräuche bei der Bestattung ihrer Todten eigen sein möchten. Aehnliche Gräber fand Petherick auch noch jenseit des Rohl, und für die weitere Gleichheit der Sitten in den cis- und transrohlschen Ländern schien auch das Vorkommen der bei den Bongo beschriebenen Penaten aus Holz, die sich sowohl bei den Mittu wie bei den Ssofi wiederfanden, zu sprechen, bei sonst auffallender sprachlicher Verschiedenheit.

Die Mittuvölker galten bei ihren Nachbarn insgesammt

für noch bessere Bogenschützen als die Bongo. Wie diese verschmähen sie den Gebrauch von Schilden, legen aber großen Werth auf eine tüchtige Handvoll kräftiger Lanzen. Wurfeisen und säbelartige Messer, wie überhaupt jede Art Schneidewaffen sind ihnen fremd. Im Faustkampfe bedienen sie sich mehr noch als ihre Nachbarn der scharfen Zacken und Dornfortsätze, welche zum Ertheilen gefährlicher Hiebe an den Ringen des Handgelenks angebracht sind, überhaupt sind ihre Arm- und Halsringe von weit roherer und massigerer Arbeit als die der Bongo, welche ihnen in den vulcanischen Künsten überlegen zu sein scheinen.

Was nun zum äußern Putz des Körpers gehört, Schmuck und Zierrath, mit einbegriffen die unvermeidlichen Verunstaltungen gewisser Körpertheile, mit einem Worte die Mode umfaßt alles dasjenige, was uns bei diesem Volke, wie bei vielen anderen, als wesentlichste Stammeseigenthümlichkeit erscheint. Die einzelnen Mittustämme zeigen indeß in diesem Punkte große Verschiedenheit. Bei den eigentlichen Mittu überbieten die Frauen an Verunstaltung des Gesichts, Durchbohren von Lippen, Ohrenrand und Nasen alles Aehnliche, was bei den übrigen Völkern dieses Theils von Afrika constatirt werden konnte, und belasten sich, wie die Männer, mit den schwersten Eisenringen. Beide Geschlechter tragen als Zeichen von Wohlhabenheit zwei, drei und selbst vier mehr als fingerdicke, plumpgearbeitete Eisenringe um den Hals. Ueber einander geschichtet hemmen sie nicht selten jede Bewegung des Halses und ertheilen der Schädelbasis jene unnatürliche Lage, welche wir bei den hohen Cravaten auf alten Modebildern bewundern. Von kunstfertiger Hand wird solcher Schmuck dem lebenden Körper als unveräußerliches Glied hinzugefügt. Sehr mußte ich bedauern, daß sich mir keine Gelegenheit darbot, selbst Zeuge des Verfahrens beim Anschmieden sein zu können, wie ich es bei Armringen häufig gewesen. Um diese Ringe wieder vom Halse zu entfernen, müßte zuerst der Kopf abgeschnitten werden. So quält und peinigt auch hier mit dämonischem Raffinement eine Mode die armen Menschenkinder, und in diesen entlegensten Wildnissen Afrikas vielleicht noch in höherm Grade als im großen Gefängniß unserer Civilisation. Erst Tod und Verwesung erlösen den Mittu von der Mode und ihren Fesseln in des Worts verwegenster Bedeutung.

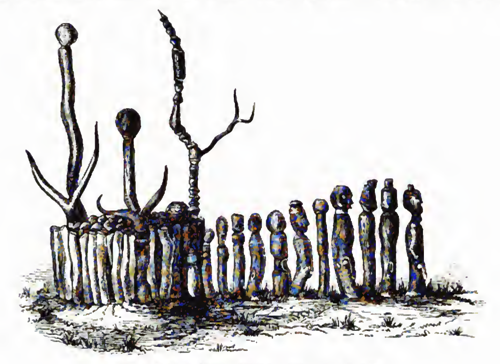



Bongo- und Mittu-Frau. (Nach Origialzeichnungen von G. Schweinfurth.)

Einen weit schreiendern, factischen Eingriff in die Natur erlauben sich die Mittufrauen. Sie begnügen sich nicht mit der durchbohrten Unterlippe der Bongofrauen, auch die obere muß bei ihnen durchlöchert und zu unförmiger Größe erweitert sein. Kreisrunde, thalergroße Platten, bald Scheiben von Quarz, seltener von Holz oder von Horn mit Kupferverzierung, aber stets 2,5 bis 3 Centimeter im Durchmesser haltend und bis 3 Millimeter dick werden in die allmälig mit den Jahren erweiterten Lippenlöcher hineingezwängt. Diese Scheiben zwingen die Lippen, sich in der Fläche zu einem enormen Umfange auszudehnen und geben denselben eine horizontale Lage, zur Bildung eines Vogelschnabels die Hand reichend. Das Klappern der Lippenplatten beim Sprechen und Essen erinnert lebhaft an dasjenige von Löffelgänsen, Löffelenten und Löffelreihern, und eine Mittufrau kann, wenn sie in Zorn gerathen ist, „knacken“ wie Storch und Balaeniceps rex. Außer den Platten werden nicht selten auch kegelförmig geschliffene Quarzstücke bis 6 Centimeter lang und von nicht geringem Gewicht durch die Lippen gestoßen. Letzteres ist besonders bei den Lubafrauen Mode, deren Ideal wiederum der Kopf eines Rhinoceros und Dinotherium zu sein scheint. Gar nicht selten gewahrt man auch Männer mit solchen Quarzkegeln von Gestalt eines Belemniten in der Oberlippe. Tättowirung, wo sie vorkommt, beschränkt sich bei den Frauen auf zwei

horizontale Punktreihen auf der Stirn. Die Mittu- und Madimänner tragen solche Zeichnung stets in zwei von der Nabelgegend aus divergirend nach den Schultern verlaufenden Reihen.

Beide Geschlechter verhüllen, wie die Bongo, ihre Scham, die Weiber vermittelst eines Bündel grünen Laubes, die Männer der eigentlichen Mittu mit einem Fellstück; die der Madi sind durch eine Schürze ausgezeichnet, welche aus feinen mit Eisenschmuck reich verzierten Lederriemen gebildet wird, einer Knute nicht unähnlich, oder einem Stücke vom sudanischen Rachab. Andere haben ein dreieckiges Fellstück an der Lendenschnur hängen, dessen Rand mit eisernen Ringen und Schellen behangen ist. Bei den Madi sind auch breite Gürtel in Gebrauch, welche mit Kauris bedeckt erscheinen, überhaupt spielen hier diese sonst im Gebiete bereits überall völlig entwertheten Conchylien (Cypraea caurica) noch eine große Rolle unter den Schmuck- und Werthgegenständen des Landes. Das Haupt ist bei den Weibern fast



Janga's Grab in Muhdi (Bongo). (Vergl. Text S. 88.)

immer geschoren oder sehr kurzhaarig, und wie die nördlichen Bongo unterlassen es die Männer des ganzen Volkes, ihre Zeit mit Haarkünsteleien zu vergeuden. Der vornehme Madi bedeckt sich das Haupt häufig mit einem aus bunten Glasperlen hübsch gestickten Käppchen, welches sich dem Schädel eng anschmiegt und eine eiserne Spitze trägt, andere bedienen sich einer Art voluminöser Alongeperrücken aus fein gedrehten, aber wohl durchfetteten und eingeockerten Schnüren gebildet, welche in Gestalt von tausend Zöpfen Gesicht und Nacken beschatten. An Eisenzierrath, namentlich langen Halsketten, Armspangen, Fußringen und dergleichen, überbietet der männliche Putz bei Weitem den der Weiber, was an die Sitten der Niamniam erinnert und zu der einfachen Nacktheit der Dinka einen grellen Gegensatz bildet.

Das Gebot der von den Bongo beobachteten Trigamie wird bei den Mittu nicht respectirt, und Vornehme pflegen sich mit einem Dutzend Weiber und mehr zu umgeben, von denen sie oft gewöhnliche Sklavenarbeit verlangen.

Baldwin's „Altes Amerika" *).

r. d. Nicht immer sind die ältesten Reste des Menschengeschlechtes, die wir nachweisen können, zugleich Zeugen von ursprünglicher Barbarei des Menschen. Mögen auch die ältesten Menschen noch so primitiv gehaust haben, die ersten Spuren in manchen Ländern weisen darauf hin, daß vor barbarischen oder halbbarbarischen Nationen, welche sie jetzt bewohnen, civilisirtere vorausgingen, und daß auf diese ein Verfall folgte. Eine Regel läßt sich aber nach keiner Seite hin aufstellen. In Assyrien und Aegypten tritt uns sogleich eine volle, hoch entwickelte Cultur entgegen und das ägyptische Steinzeitalter („Globus" XIX, 218) ist zum mindesten problematisch; in beiden Ländern ist dann tiefer Verfall gefolgt, den wir historisch nachweisen können. In Griechenland deuten die alten Mauern von Mycenä darauf hin, daß vor der Zeit des Homer der Peloponnes von einem Volke bewohnt war, dessen Bauten den Zeitgenossen des Homer geradezu übernatürlich erschienen, dessen Kunde aber schon zu Homer's Zeiten verschwunden war. Solche Ueberbleibsel,

*) Ancient America; or Notes on American Archaeology. By John D. Baldwin A. M., Author of „Prehistoric Nations". With Illustrations. New-York, Harper and Brothers 1872.

wie diese, deuten auf eine dichte Bevölkerung, einen ausgedehnten Ackerbau, eine starke Regierung, die zahlreiche Kräfte zum Bau vereinigen konnte.

Aber nicht nur in der alten Welt finden wir jüngere Barbarei gegenüber einer ältern Civilisation. Ueber weite Gebiete, die zur Zeit der Entdeckung Amerikas seit Jahrhunderten von wilden Jägernomaden bewohnt waren, die höchstens Mais cultivirten, steinerne Pfeilspitzen und Pfeifen verfertigten, finden wir die Ueberbleibsel eines ältern civilisirtern Volkes zerstreut. In Yucatan, Mexico, durch ganz Centralamerika dehnen sich die mächtigen Ruinen aus, die Ueberbleibsel eines weit stolzern und höher cultivirtern Reichs, als jenes des Montezuma. Die Azteken im Süden, die Irokesen und Algonquiner im Norden hatten sich auf den Grabstätten einer untergegangenen Civilisation niedergelassen, welche sie beide nicht zu würdigen verstanden. Von allen diesen Denkmälern ist weit weniger bekannt geworden, als von den Alterthümern der östlichen Halbkugel; die großen und theuern bisher existirenden Werke sind den europäischen Lesern nur in Bibliotheken zugänglich; und aus diesem Grunde ist die an größere Leserkreise sich wendende, alles Bekannte zusammenfassende Arbeit Baldwin's eine gewiß willkommene Gabe. Geben wir kurz deren Gedankengang wieder.

In allen den zerfallenen Monumenten des alten Amerika läßt sich eine gewisse Uebereinstimmung und Aehnlichkeit nachweisen, die in vieler Beziehung jedoch nur als eine zufällige betrachtet werden darf. Die namenlosen Aboriginer im Ohiothale und die Vorgänger wie Nachbarn der Azteken errichteten nämlich große Erdhügel (Mounds), welche als Grundlage ihrer Baulichkeiten dienten. Die abgestumpfte Pyramide ist hier überall die natürliche Basis. Reliquien, welche in den Mounds, im Norden wie im Süden, gefunden werden, zeigen an, daß ihre Erbauer Sonnenanbeter waren, gleich den Peruanern und den meisten Völkern Centralamerikas. Aber die bezeichnendste Eigenthümlichkeit der nördlichen Denkmale fehlt bei den südlichen. Die ersteren bestehen fast ausschließlich aus Erde, sehr wenige Steinmauern und kein einziges Steingebäude findet sich zwischen ihnen. Die Mounds von Yucatan und Mexico dagegen dienten nur als Grundlage der Steintempel, Steinthürme, Steinhäuser. Es ist ein ganz natürlicher Schluß, daß die sogenannten Erdhügelbauer (Moundbuilders) in Nordamerika keine Steine benutzten, weil sie hauptsächlich in den weiten Alluvialebenen der Flüsse wohnten, die von Wäldern bedeckt waren und in denen man nur schwierig sich Steine verschaffen konnte*). Sie hinterließen dafür aber auch Erdwerke, die kaum ihres Gleichen haben. Man unterscheidet von diesen zwei Arten: Hügel (Mounds) und Einfriedigungen (Enclosures). Die ersteren, die meist Pyramidenform, doch auch andere Gestalten zeigen, haben 2800 Fuß Umfang im höchsten Falle und sind 6 bis 90 Fuß hoch, doch im Durchschnitt nur 30 Fuß. Einige derselben, namentlich in Wisconsin, sind in der Form von Thieren erbaut. Die Einfriedigungen oder Wälle dagegen sind meist viereckig oder rund, mit mathematischer Genauigkeit erbaut, was auf großes geometrisches Geschick der Erbauer hinweist, und eingehägt von großen, festen Erdwerken, die wohl als Fortificationen gedient haben. Man hat Vierecke in Kreise hineingebaut oder Vierecke in Oblongen gefunden, auch kleinere Quadrate in größere hineingeschachtelt, aber Alles schön symmetrisch. Die

*) In den Mounds der nach dem mexicanischen Golf hin liegenden Gegenden trifft man Spuren von Backsteinen in den Hügeln und in den Mauern der Umwallungen. Anderwärts sind die Steine, auf welchen der Hügel errichtet wurde, der Oertlichkeit ganz fremd, also ohne Zweifel weit hergeholt worden. A.

Mounds mögen als die Grundlage von Tempeln oder Wachtthürmen erbaut worden sein, namentlich zu ersterm Zwecke, da die Erbauer Mond und Sonne verehrten. Die Niederlassungen dieses Volkes scheinen ihren Mittelpunkt im Ohiothale gehabt zu haben, doch verbreiteten sie sich auch entlang dem Mississippi und durch einen großen Theil des Südens und Nordwestens.

Diese Moundbuilders im Ohiothale müssen ein ackerbautreibendes Volk gewesen sein, da einzig und allein der Ackerbau die Existenz eines so dicht beisammenwohnenden Volkes ermöglichte; daß dieses Volk aber sehr zahlreich war, läßt sich eben aus den gewaltigen von ihm aufgeführten Bauten schließen, die zu ihrer Herstellung vieler Hände bedurften. Man kann ferner als sicher annehmen, daß das Regierungssystem dieser Moundbuilders ein sehr entwickeltes war; denn ohne eine wohlorganisirte Verwaltung ließen sich die Menschenmassen nicht sammeln und zusammenhalten, welche zur Erbauung so großer öffentlicher Werke nothwendig waren. Wir wissen auch, daß dieses Volk den Bergbau betrieb, denn Kupfer, von dem eigenthümlichen Charakter, wie es am Obern See gefunden wird, ist in den Mounds ausgegraben worden, und ganz bedeutende uralte Bergwerke lassen sich in jener Kupferregion noch nachweisen, in denen man auch noch die alten Bergmannsgezähe und die Rollwalzen auffand, auf denen jenes Volk die schweren Erzmassen forttransportirte. Da nun gerade in der Kupferregion der Vereinigten Staaten keine Mounds vorkommen, so nimmt man an, daß das Volk aus dem Ohiothale u. s. w. zu Bergwerksexpeditionen nach dem Obern See zog. Aber, wo das Land weit und breit mit Urwald bedeckt war, wo keine Straßen existirten, da mußten die herrlich entwickelten Flüsse als Verkehrswege dienen, und dieses führt uns wieder darauf, daß jene alten Moundbuilders auch die Schifffahrt in weit ausgedehnterm Maße betrieben haben, als die heutigen Indianer. Jedenfalls haben sie größere Schiffe besessen, als die heutigen Indianercanoes, dafür liegt ein indirecter Beweis vor. Die in den Mounds aufgefundenen vom Obern See stammenden Kupfererzblöcke sind nämlich theilweise so groß und schwer, daß sie in kleinen Fahrzeugen keineswegs bis ins Ohiothal geschafft werden konnten. Die Moundbuilders besaßen auch Geräthschaften aus Kupfer und Silber; sie verstanden sich vortrefflich auf Töpferei und manche der in den Einfriedigungen gefundenen Gefäße zeigen künstlerisch vollendete und schön verzierte Figuren. Daß sie das Weben verstanden, geht aus den Zeugfetzen hervor, welche man wohlerhalten zwischen den alten irdenen Gefäßen fand. Wenn Baldwin sagt: „sie verstanden vielleicht etwas von Astronomie," so wollen wir hierauf keinen großen Werth legen, denn der Beweis, den er beibringt, erscheint uns nicht stichhaltig. Man fand nämlich in einem Mound eine eigenthümliche Röhre, „die genau einer Röhre gleicht, welche eine in Mexico entdeckte Silberfigur vor die Augen hält und damit die Sterne zu beobachten scheint." Das ist uns viel zu unsicher, um darauf einen Schluß bauen zu können. Von Schriftzeichen und Sculpturen*) hat man bei den

*) Ich erlaube mir, darauf hinzuweisen, daß ich in meinem Werke „Nordamerika in geographischen und geschichtlichen Umrissen", Braunschweig 1851, S. 290 bis 316, ausführlich über die Hügelerbauer gesprochen habe. Baldwin ist entschieden im Irrthum, wenn er behauptet, daß sie keine Sculpturen gekannt hätten. Gerade diese erscheinen als die interessantesten unter allen amerikanischen Alterthümern und sind in Menge vorhanden. Ich habe S. 311 ff. einen Pfeifenkopf, drei menschliche Köpfe und einen außerordentlich fein geschnitzten Papagey abbilden lassen. Diese Sculpturen beweisen, daß die Hügelerbauer über die ersten Anfänge der Kunst weit hinaus waren. Die Zeichnungen sind einfach, aber genau, und das Verhältniß der einzelnen Theile zu einander ist richtig; sie zeugen von

Moundbuilders keine auffinden können, man müßte denn die sogenannten „Pictured Rocks" dahin rechnen wollen.

So viel steht fest: die Moundbuilders waren ein zahlreiches, wohlorganisirtes Volk, das Ackerbau, Bergbau, Schifffahrt trieb und auch in den Künsten nicht ganz unerfahren war. Aber was ist aus diesem Volke geworden, wo ist es hingekommen? Sind die heutigen Rothhäute seine gesunkenen Nachkommen? Die Antwort fehlt und in wilde Speculationen mögen wir uns nicht einlassen. Es ist aber jedenfalls von Interesse zu wissen, und für die Theorie, daß Barbarei oft auf die Civilisation folge, nicht ohne Belang, daß an Stelle der cultivirten Moundbuilders in Nordamerika ein Volk trat, welches auf dem Standpunkte des Volkes der Kjökkenmöddinger, also auf einer sehr tiefen Stufe stand. Die künstlichen Muschelhügel, den dänischen Küchenabfällen entsprechend, sind in ganz Nordamerika und auch in Südamerika nachgewiesen worden. In Georgia, Neujersey, Massachusetts, Neufundland, Neuschottland, Florida, Californien sind sie häufig. Sie rühren entschieden von den Vorfahren der jetzigen Rothhäute her und datiren nur aus weit späterer Zeit als die Kjökkenmöddinger, zu denen sie übrigens einen vollständigen Parallelismus bilden. Die Untersuchungen, welche C. Rau in Neuyork über die Muschelhügel von Keyport an der Raritanbai (Neujersey) angestellt hat, lassen die angeführten Thatsachen außer allem Zweifel. Er fand bei dieser Stadt an einem durch Generationen von den Indianern als Lagerplatz benutzten Orte die Schalen der amerikanischen Auster (Ostrea borealis) und der Venus mercenaria über eine Fläche von 6 bis 7 Acker ausgedehnt, meist in langgestreckten 5 Fuß hohen und bis 8 Fuß in den Boden reichenden Haufen.

„Beim Durchsuchen der Muschelhaufen," schreibt Rau, „fand ich mehr wie 300 Gegenstände indianischer Industrie, bestehend in steinernen Aexten, Pfeil- und Lanzenspitzen, Schneidewerkzeugen und vielen Bruchstücken von Thongefäßen. Die „Tomahawks", welche aus Grünstein und Sandstein bestehen, haben die gewöhnliche Gestalt dieser Werkzeuge, nämlich diejenige eines Keils mit ringsherum laufender Vertiefung, welche das Anbringen eines Griffes erleichterte. Das Material der Pfeil- und Lanzenspitzen ist entweder Hornstein, Jaspis, gewöhnlicher Quarz, Grünstein oder eine Art von dunkelm Schiefer. — Eine der von mir aufgelesenen Pfeilspitzen ist aus durchsichtigem Bergkrystall angefertigt. Während meiner Durchsuchung dieses Muschelbettes gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß hier an Ort und Stelle Pfeilspitzen verfertigt wurden, denn ich bemerkte nicht nur zahllose scharfkantige Hornsteinabfälle zwischen den Muscheln und Geschieben, sondern fand auch etwa ein Dutzend halbfertige Pfeilspitzen, welche wegen eines verkehrten Sprunges oder eines sonstigen Fehlers des Materials bei Seite geworfen wurden. — Die von mir gesammelten Bruchstücke von Thongefäßen bestehen aus einem dunkeln Thone, der entweder mit grobem Sande gemischt oder rein ist. Die Gefäße müssen von außerordentlich rohem und primitivem Charakter gewesen sein, unglasirt, wie alle Töpferwaaren der nordamerikanischen Indianer und ganz oberflächlich gebrannt."



Indianische Steinwerkzeuge aus dem Muschelbette von Keyport. Fig. 1 und 2 Tomahawks. Fig. 3 bis 7 Pfeil- und Lanzenspitzen.

Wenden wir uns nun noch kurz zu den oft geschilderten mittelamerikanischen und mexicanischen Alterthümern. Die Ueberbleibsel in diesen Ländern lassen sich in zwei scharf getrennte Abtheilungen bringen: die alten, eine höhere Civilisation anzeigenden Denkmäler, die bereits in Ruinen lagen, als die Spanier ins Land kamen, und die von den Azteken, Quichés und anderen noch heute existirenden Racen herrührenden weit jüngeren Bauten. Die letzteren fallen in die historische Zeit und müssen hier übergangen werden; aber die alten in Ruinen liegenden Schlösser, Tempel und Städte, welche, als die Conquistadoren landeten, bereits mit Wald überwachsen

---

sehr genauer Beobachtung, die Natur wird möglichst treu wiedergegeben und die Ausführung, welche nichts zu wünschen übrig läßt, ist um so bewundernswürdiger, da jene Bildschnitzer nur über sehr mangelhafte Werkzeuge verfügten. Aus den Darstellungen des menschlichen Hauptes ersieht man, daß die Hügelerbauer ihr Gesicht tättowirten, Ringe in den Ohren und Perlenbänder um den Kopf trugen. Diese Art des Stirnschmuckes deutet auf irgend eine Weise nach Mexico; nach Süden deuten gleichfalls die Darstellungen des Manati (Seekuh, Lamantin), deren man in den Hügeln am Ohio nicht weniger als sieben gefunden hat. Dieses Seethier kommt nach Norden hin nur bis an die Küsten von Florida und auch hier nicht häufig vor, dagegen sehr häufig bei den Antillen. Die im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten lebenden Vierfüßer und Vögel, z. B. Biber, Otter, Luchs, der Kopf des Elen, Reiher, Gans, Ente, Schlangen, Kröten, sind in einer großen Menge so außerordentlich schöner Darstellungen vorhanden, daß sie sich, wie Squier und Davis betonen, „mit den hübschesten Bronzearbeiten unserer Tage messen können." Die Künstler müssen eine unendlich mühselige Arbeit gehabt haben, man sieht es den Sculpturen an, daß sie ihre Gestalt zum großen Theil durch Reibung mit einem Sandpulver erhielten die feineren Linien wurden mit scharfen Werkzeugen gezogen und eingeschnitten. Viele Figuren bestehen aus rothem Porphyr von einer solchen Härte, daß sich auf demselben das beste Stahlmesser umbiegt.

Alles wohl erwogen, stellt sich Folgendes heraus: Die Moundbuilders waren in dem weiten Gebiete von Wisconsin im Norden bis nach Florida im Süden heimisch; sie bildeten eine gleichartige Bevölkerung, wohnten als Ackerbauer in dichten Gruppen neben einander, kannten Silber, Kupfer und Blei. Sie verstanden sich auf die Sculptur, waren geschickte Töpfer, kannten und genossen Salz, bauten mit großem Geschicke Festungswerke und hatten einen ziemlich ausgebildeten religiösen Cultus. Aber sie waren nicht etwa auf einer hohen Civilisationsstufe angelangt, standen vielmehr weit hinter jener der Mexicaner und Peruaner zurück. Ihr Ackerbau muß primitiv geblieben sein, denn sie besaßen keine Lastthiere; sie verstanden nicht einmal das Metall zu schmelzen, hatten keine Töpferscheiben und zumeist auch keine Backsteine; sie verstanden nicht, massive Bauwerke aufzuführen oder Steine zu behauen. Sie waren mehr oder weniger Halbbarbaren, mit Ansätzen zu einer Civilisation, aber sie haben allerdings weit über den heutigen Indianerstämmen sowohl der Wald- wie der Prairieregion gestanden. A.

waren, die einem Volke angehören, welches den Azteken voranging, gehören in den Rahmen der Betrachtung Baldwin's. Die Ruinen von Palenque werden von den Alterthumsforschern einer Periode zugeschrieben, welche noch Jahrhunderte vor der christlichen Aera liegt, und es ist nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, daß die Stadt Jahrhunderte lang stand, ehe sie zerstört wurde. Das Mauerwerk, die Verzierungen, Sculpturen und Mosaiken dieser Ruinen sind weit kunstvoller und schöner als Alles, was die späteren indianischen Bewohner des Landes zu schaffen vermochten. Wo später in oder neben den alten Ruinen ein neueres Haus errichtet wurde, da zeigt sich sofort der große Unterschied in der Festigkeit und der Schönheit des Baues, so daß kaum ein Zweifel bleiben kann, daß hier zwei ganz verschiedene Völker bauten. In Centralamerika also wie in Nordamerika stoßen wir auf die Reste einer alten Civilisation, an welche die Erinnerung völlig erloschen ist. Die Inschriften auf den mittelamerikanischen Alterthümern werden vielleicht noch einmal, wenn sie entziffert werden können, Licht über deren Geschichte verbreiten, was aber die Moundbuilders betrifft, so dürfen wir in Bezug auf diese dasselbe kaum jemals hoffen.

Was noch das Alter der Mounds anbetrifft, so hat man, da alle historischen Anhaltepunkte fehlen, aus physikalischen Verhältnissen auf deren Entstehungszeit zu schließen versucht. Die Gegend, in welcher sie liegen, war oder ist völlig mit Urwald überwachsen und, wie Ueberreste von Bäumen, hohe Lagen von Humus aus verrottetem Holze u. s. w. beweisen, ist mehr als eine Generation uralter Riesenbäume über die alten Mounds und Einfriedigungen hingegangen. Man schätzt danach einen Zeitraum von 8 bis 10 Jahrhunderten. Skelette, die man in trockenen Lagen in den Mounds fand, zerbröckelten im Momente ihrer Auffindung, und kaum ein einziger Schädel ist aus ihnen in dem guten Zustande der Erhaltung ausgegraben worden, wie die zahlreichen in Europa aufgefundenen alten Grabschädel, von denen doch viele nachweisbar 2000 Jahre und darüber alt sind. Man mag daraus schließen, daß die Skelette in den Mounds schon vor mehr als 2000 Jahren beigesetzt wurden. Einiges Licht verbreitet auch über das Alter der Mounds die Veränderung, welcher die physikalische Beschaffenheit des Landes unterworfen war. Einige der Werke des alten Volks sind von Strömen zerstört worden, die jetzt in einer Entfernung von einer Viertelstunde von denselben fließen. Die Moundbuilders waren nämlich fast allein in den Thälern der größeren Flüsse und an deren Nebenflüssen angesiedelt. Die Ströme aber haben entlang ihrem Laufe verschiedene auf einander folgende, durch die Fluth veranlaßte Terrassen hinterlassen, je nachdem sie tiefer und tiefer ihr Bett in den Boden einwühlten. Jede Terrasse aber zeigt einen langen, langen Zeitraum an und die letzte derselben muß, so bemerkt Baldwin, am jüngsten sein, am meisten Zeit zu ihrer Bildung erfordert haben. Aber gerade diese letzte Terrasse ist bei allen amerikanischen Strömen frei von den Werken der Moundbuilders! Ist es richtig, zu schließen, daß sie zu deren Zeit noch nicht vorhanden war, so rücken die Mounds damit in eine ungeheuer ferne Zeit zurück, da sie nur auf den alten, vor Urzeiten vom Flusse gebildeten Terrassen stehen. In welches Alter wird damit aber die untergegangene nordamerikanische Civilisation verrückt! Sie war vielleicht schon zu Grunde gegangen, als Europa noch im Zeitalter der Kjökkenmöddinger und anderer eine niedrige Culturstufe beweisender Alterthümer stand.

Aus deutschen Landschaften.

3. Ein Stück hannoverschen Landes an der Elbe.

Von **H. Jastram.**

Gestatten Sie mir, Ihre Leser in einen fernen, entlegenen „Winkel" meiner Heimathsprovinz zu führen, den wohl noch kein Tourist aufsuchte und der wenig gekannt ist, aber dennoch einige Beachtung verdient. Es ist das Amt Neuhaus im Lauenburgischen. Schon der Name deutet an, daß es früher zu dem Herzogthume Lauenburg gehörte. Dieses stand anfangs unter den sächsischen Herzögen aus Billung's Stamme, kam aber nach dem Tode des Herzogs Magnus 1106 durch dessen Tochter Wulfhilde an Herzog Heinrich den Schwarzen von Baiern und 1230 an Albrecht den Ersten, Herzog von Sachsen, aus askanischem Stamme. Im Jahre 1687 erhoben sich bei dem Tode des Herzogs Franz Julius, des Letzten seines Stammes, Ansprüche auf das Land von Seiten Sachsens, Braunschweigs, Holsteins, Schwedens und selbst des Kaisers; doch behielten Kursachsen und Braunschweig-Celle das Uebergewicht, und beide verglichen sich 1697 dahin, daß der Herzog von Braunschweig-Celle und Kurfürst von Hannover Lauenburg erhielt gegen Zahlung einer Summe von 110,000 Gulden an Sachsen, welches nach dem Abgange des ganzen Hauses Braunschweig-Lüneburg folgen sollte. Auch der Titel eines Herzogs von Westfalen und Engern wurde bei dieser Gelegenheit erworben. Jedoch erst im Jahre 1716 erhielt Georg der Erste von Braunschweig-Lüneburg die kaiserliche Belehnung über Lauenburg, welches 1803 mit den übrigen hannoverschen Landen unter französische Herrschaft kam und unter derselben bis 1813 verblieb. Im Congreß zu Wien wurde es, mit Ausschluß eines kleinen Theils, an Preußen gegeben, von dem es an Dänemark überlassen wurde für Vorpommern, das Schweden als Aequivalent für das erhaltene Norwegen an die dänische Krone abgetreten hatte. Zu dem bei Hannover verbliebenen Theile gehörte namentlich auch das überelbische Amt Neuhaus, der Landdrostei Lüneburg später unterstellt.

Neuhaus ist an der Südwestseite von der Elbe begrenzt, sonst aber ganz von Mecklenburg umschlossen. Doch liegen auch noch einige altlüneburgische Dörfer auf dem rechten Elbufer innerhalb des Amtes Neuhaus. Diese gehörten den Aemtern Bleckede und Hitzacker an, wurden aber bei der v. Borries'schen Umgestaltung der Aemterverfassung in den funfziger Jahren dem Amte Neuhaus zugewiesen.

Im Westen ist dies Amt durch die Elbe begrenzt. Diese

berührt das Hannoversche zuerst bei Schnackenburg, und zwar als „mächtiger, schiffetragender Strom“. Ihr linkes Ufer ist von Schnackenburg bis Hitzacker, wo die Jeetzel in sie mündet, von fetter Marsch begrenzt. Unterhalb Hitzacker wird es anders, denn von hier bis nach Bleckede stößt der östlichste Theil der Lüneburger Heide mit seinen Hügeln an die Elbe. Die meist kahlen, nackten „Berge“ spiegeln sich in eigenthümlicher Weise in den blauen Fluthen der Elbe, und man hat von einzelnen derselben, die sich höher erheben, eine reizende Fernsicht. Hierzu gehören namentlich der „Weinberg“ bei Hitzacker, und der „Kniepberg“, 1½ Stunde nordwestlich davon. Ersterer soll seinen Namen von den früheren vergeblichen Versuchen des Weinbaus führen. An seinem Fuße steht eine uralte Linde mit weithinausragenden Aesten. Sie beschattet einen Raum von vielleicht 40 Fuß Breite. Der „Kniepberg“ erhebt sich steil und abschüssig am Elbufer und ist im Volksmunde als Wetterscheide bekannt, denn „er läßt die Gewitter nicht über die Elbe kommen“. In seinem Innern birgt er nach der Sage eine goldene Wiege, die noch kein Glücklicher gehoben hat. Einmal gelang beinahe der Versuch, doch wurde er noch im letzten Augenblick durch die Arglist des „Bösen“ vereitelt.

Von Bleckede an ist das linke Elbufer wieder flach und muß durch stärkere Dämme geschützt werden. Das rechte Elbufer innerhalb unsers Amtes ist durch mächtige Deiche schon lange gegen das trügerische Element gewahrt. Die erste Anlegung derselben wird den aus den Niederlanden hergezogenen Colonisten (vor etwa 700 Jahren) zugeschrieben, welche sich auch um die Viehzucht bedeutende Verdienste erworben haben sollen. Diese Dämme erstrecken sich von Wehningen an bis zur Mündung der Elbe. Die durchschnittliche Höhe beträgt im Amte Neuhaus 20 Fuß, die obere Breite 10 bis 15 Fuß, die untere vielleicht 40 bis 80 Fuß. Der Deich nähert sich der Elbe zuweilen bis auf einige Fuß, zuweilen entfernt er sich auf 5 bis 8 Minuten von derselben. Der Raum zwischen Deich und Elbe besteht aus Werdern, Weiden und Wiesen. Die Werder sind große Plantagen von Weidenbüschen und -Stämmen, welche nicht nur zum Verkauf für Korbmacher und für Dachdecker einen bedeutenden Ertrag liefern (— stehen doch die königlichen Werder unter eigenen Beamten, „Buschpänder“ vom Volke genannt —), sondern auch das Material für Strombauten („Stacke“) und zum Brennen geben. An Bau- und Brennholz fehlt es an der Elbe, und da ist denn die Weide, welche hier so recht in ihrem Elemente lebt, ein Gegenstand sorglicher Pflege. Ein solches Werder macht auf den Wanderer, der es durchschreitet, einen gar melancholischen Eindruck. Weiden, Weiden und abermals Weiden — das ist Alles, was er sieht, wenn nicht die „Schnaken“ (eine große Mückenart), welche hier vorzugsweise hausen, ihn gar empfindlich aus seinen Träumereien aufstören. Nun, er muß die Pfeife „mit kräftigem Taback“ nicht vergessen; dann umspielen sie ihn nur in ehrerbietiger Entfernung. Im Schatten einer Weide erblickt man auch wohl einen vereinsamten Angler oder ein Kahn rauscht durch das Wasser, um aus dem Werder von einer sonst unzugänglichen Stelle Gras zu holen oder die Netze in der Elbe nachzusehen. Liefert doch diese den Fischern einen reichen Ertrag! Wird doch das „Hüfatt“ oft ganz mit Fischen gefüllt. — „Hüfatt“? — nun, das ist ein hölzerner Kasten, der zur Aufbewahrung der Fische dient, mit denen gefüllt er ins Wasser gesetzt wird. Er ist mit Löchern versehen, so daß die Gefangenen im Genusse ihres Elementes bleiben. Doch wir verlassen das Werder und betreten die fetten Wiesen und Weiden, — Ackerland liegt nur wenig zwischen Elbe und Deich —, die dem Vieh sein Futter geben. Ist doch der Boden ein fetter und empfängt er doch alljährlich seine Düngung durch die Elbe selbst, wie Aegyptens Fluren durch den Nil!

Der Deich ist für das ebene Marschland eine nicht üble Abwechselung. Er dient als Landstraße für Wagen und Fußgänger. Da er höher ist, als das Land, so bietet er eine trockene „Passage“, und man vermeidet bei nassem Wetter gern die feuchten Wiesen und die grundlosen Wege, welche nur mit „Kniestieseln“ zu passiren sind. An der rechten Seite des Dammes liegt eine lange Reihe von „Marschdörfern“, die alle denselben Typus haben. Das ganze Dorf streckt sich mit wenigen Ausnahmen am Deiche entlang. Am letztern liegt das alte sächsische Haus mit Strohdach, selten mit Ziegeln, die Wohnräume sind von einem Blumen- und Obstgarten umgeben, dessen Bäume oft zu sehr die Fenster verdüstern. Auf dem Dache thront gravitätisch der Storch. Die „große Diele“ mit der „großen Thür“ — manchen Lesern ist ja die Einrichtung des Sachsenhauses bekannt — ist dem Hofe zugewandt, der hinter dem Hause und Garten liegt umgeben von Scheunen und Speicher.

So gewährt ein solches Dorf vom Deiche aus einen netten Anblick, besonders wenn im Frühjahr die Bäume im Blüthenschmucke prangen oder im Herbste das Obst uns entgegenlacht. Da bleibt der Wanderer stehen und wundert sich, wie doch auch solch ein Dorf so übel nicht sei. Aber, lieber Wanderer, sei auf Deiner Hut! Des Dorfes Wächter, „Wasser, Schüten, Retter, Wittfoot, Wiedu &c.“, eilen herbei und umkreisen Dich mit wüthendem Gebelle. Ja, da muß man schon einen derben „Heister“ in der Hand haben, um sich zu schützen.

Verlassen wir das Dorf, so sehen wir rechts nur die Ebene, die fette Marsch, in welcher der herrliche Gottessegen prangt: Klee, Weizen, Raps, wir sehen auch grüne Wiesen. Ist doch der Boden so schwer, daß der Pflug mit 4 bis 6 Pferden bespannt werden muß! Die sämmtlichen „Stücken Land“, die einzelnen Aecker, sind durch breite Gräben getrennt, welche behufs der höchst mangelhaften Entwässerung angelegt sind. Hier und da stehen vereinzelte Bäume oder Weidenhecken. Lustig tummelt sich das bunte Vieh umher, vom Dorfhirten oder Hütejungen bewacht, den „Wasser“ zur Seite. Ja, solch ein Hütejunge — die Söhne der reichsten Bauern müssen das Vieh des Vaters weiden — muß es lernen, Wind und Wetter zu trotzen. Bei Sturm und Regen wickelt er sich fest in seinen „Sack“ und sucht einen schützenden Baum, eine Hecke auf, oder er hat sich gar eine Hütte von „Wasen“ erbaut. Doch hat er auch der Freuden viel. Die Weidenbäume liefern ein unerschöpfliches Material zu Schiffen, Körben, Flöten &c. Im Frühjahre werden Kibitzeier gesucht; im Sommer singt die Lerche oder der Storch macht seinen Besuch. Im Herbste werden Kartoffeln gebraten. Daneben giebt es eine wilde Jagd über alle Gräben. Wenn nur der „Bauer“ nicht sieht, daß die Kühe am Weizen gewesen sind! Bald wird auch das Vesperbrot verzehrt und dann der Katechismus hervorgeholt, denn der gestrenge Herr Schulmeister wird böse, wenn die Lection nicht ganz gut gelernt worden ist. Kann man aber mal auf „Nawers Perd“ heimreiten oder gilt es, die eigenen Pferde von der Weide zu holen, dann hat die Lust ihren höchsten Grad erreicht. Hier und da winkt auch auf den „Bracken“ geheimnißvoll eine „Mummel“, die gepflückt wird, auf die Gefahr hin, daß Stiefeln, Hosen und Strümpfe die Spuren des Einsinkens daheim verrathen.

Die Bracken! Ja, da erwachen alte, traurige Erinnerungen von Deichbrüchen und Ueberschwemmungen. Da, wo die Bracken sind, — große teigartige Wassertümpel

mit Binsen, Teichrosen und Fröschen, — dort war früher auch ein fettes Stück Land; aber die Elbe durchbrach den Damm und hinterließ als unheimliches Denkmal die Bracke, die der Deich im weiten Bogen umzieht. Die Elbe liegt im Sommer so ruhig da, belebt von Möven, Schiffen, Dampfern u. s. w., aber wenn die Stürme brausen, dann hat schon der „Fährmann" seine Noth mit dem „Ueberholen" der Wanderer, dann ist die Elbe wild und erregt. Doch einen ganz andern Eindruck macht sie noch, wenn Eisgang ist und dicke Schollen die stärksten Bäume wie Grashalme knicken oder das Ufer und den Deich aufwühlen. Dazu kommt noch das „große Wasser", wenn in den Mittelgebirgen Deutschlands im Frühjahr der Schnee schmilzt. Dann steigt das Wasser bis zu 20 Fuß über Null und steht oft auch eben so viel höher, als das Niveau des Landes, das hinter dem Deiche liegt. Die Breite der Elbe beträgt dann stellenweise über eine Viertelstunde. „Die Elemente hassen das Gebild der Menschenhand." Kann die durch den Deich eingeengte Wassermasse irgendwo „Luft bekommen", so durchbricht sie den Damm, vergrößert mit furchtbarem Druck das „Loch" und überfluthet Alles. Deshalb ist das Hochwasser für den „Märscher" eine sorgenvolle Zeit. Zwar führen „der Deichvogt" und der Schulze scharfe Aufsicht, daß im Sommer alle Schäden gebessert werden und der Deich immer mehr verstärkt wird, aber fast jedes Jahrzehnt weiß von Deichbrüchen zu erzählen. Es gilt also, scharfe „Wacht" zu halten. Ist Noth am Mann, so wird das gesammte männliche Personal der Marschdörfer aufgeboten, dieses auch oft durch die weiter zurück liegenden Dörfer verstärkt. Patrouillen gehen fortwährend auf dem Deiche auf und ab, ihre Wachsamkeit durch Hornsignale documentirend. Des Nachts führen sie Laternen bei sich. An den gefährlichsten Stellen liegt eine Masse von Sandsäcken, Pfählen, „Flaken" (Geflechte aus Weiden in Form rechteckiger Platten) und Dünger, um gleich jedes entstehende Loch verstopfen zu können. Ist die Gefahr vorüber, so athmet man erleichtert auf.

Eigenthümlich ist es, daß, mit Ausnahme von Wasungen, die Marschdörfer im Amte Neuhaus keine Kirchen besitzen. Sie sind entweder in den weiter nach Osten gelegenen Mitteldörfern eingepfarrt oder zu Kirchspielen, die ihre Kirche jenseits der Elbe haben. Obwohl für Taufen, Trauungen, Confirmandenbesuch &c. hieraus große Unzuträglichkeiten erwachsen, ist doch bis jetzt an keine Aenderung gedacht worden. Doch sieht man sonntäglich ganze Schaaren von Kirchgängern über die Elbe fahren.

Parallel mit der Elbe fließen zwei Arme der aus Mecklenburg kommenden Regnitz. Diese theilt sich nämlich hinter Tripkau an der Grenze der Provinz Hannover in die Krainke (sprich Krähnke) und die Sude. Die erstere durchfließt das Amt Neuhaus in der Mitte, die letztere an der Ostseite. Beide vereinigen sich unten im Amte mit der eigentlichen Sude, welche gleichfalls aus Mecklenburg kommt und weiter unten bei Schwarzenwasser in die Elbe mündet. Die Krainke ist jetzt seicht und trübe, nachdem sie von dem Quellflusse Regnitz in den vierziger Jahren durch eine Schleuse abgesperrt wird, weshalb auch die Wassermühle zu Tripkau abgebrochen wurde. (Das Amt Neuhaus ist meines Wissens nur auf Windmühlen angewiesen.) An beiden Seiten der Krainke findet sich eine große Masse Seen und Weiher, die sehr fischreich sind. Ein besonderes Vergnügen ist hier das „Fischblenden". Ein Kahn, mit etwa drei Leuten bemannt, durchschneidet geräuschlos die Wellen. Auf einer Pfanne brennt vorn am Schnabel ein Kienfeuer. (Unter „Kien" versteht man harzreiche Kiefernstückchen.) Mit einem Neptunsspeer werden die arglosen Bewohner der Tiefe, welche sich verwundert die Helle anschauen, erlegt.

Der Boden an beiden Seiten der Krainke ist theils sumpfig, weshalb Erle und Mummel hier ihre Residenz aufgeschlagen haben, theils ein Gemisch von Marsch, Lehm und Sand, „Kleiboden" genannt. Diesem Flüßchen entlang liegt eine ganze Reihe von Dörfern, die sogenannten „Sanddörfer". Diese Reihe läuft parallel mit den Marschdörfern; doch haben die Sanddörfer einen wesentlich andern Charakter. Die Häuser liegen bunt gruppirt durch einander, nicht in einer Reihe, und die Dörfer sind im Allgemeinen bedeutend größer als jene in der Marsch. Auch der Flecken und Amtsort Neuhaus liegt an der Krainke. Hier wie in den Dörfern Tripkau, Caarßen und Stapel befinden sich Kirchen, denen die meisten Marsch-, die anderen Sand- und die nachher zu erwähnenden Moordörfer eingepfarrt sind.

Parallel mit Krainke und Sude und zwischen beiden läuft eine Reihe von Sandhügeln, welche als westlichste Ausläufer des uralisch-baltischen Landrückens, aus dem nahen Mecklenburg herüberkommend, anzusehen sind, so daß an dieser Stelle die genannte Erhebung sich dem uralisch-karpathischen Landrücken, der die östlichen Ausläufer zwischen Hitzacker und Bleckede an die Westseite der Elbe entsendet, wie schon gesagt, sehr, vielleicht am meisten nähert. Diese Sandberge haben freilich ganz das Ansehen von Dünen und bestehen aus scharfem Flugsand, aber durch einen Kiefern- und Tannenwald, der 4 bis 5 Stunden lang und eine halbe bis anderthalb Stunden breit ist, verlieren sie viel von ihrer Oede. Dieser Wald bietet nicht nur den Anwohnern und dem Fiscus durch Bau- und Brennholz-Gewinnung reichen Ertrag, er ist auch der Tummelplatz der Dorfjugend, die gar gern hier verweilt. Sind doch Füchse, Goldhähnchen, Pirole &c. nichts Seltenes in ihm. Die östliche Seite der Sandberge geht in eine fruchtbare Niederung über, namentlich unweit Stapel und Neuhaus, wo der stundenlange „Rang" bedeutende Eichenbestände aufzuweisen hat. In einer lieblichen Eichenwaldung bei Neuhaus, „Rosengarten" genannt, wird alljährlich das Neuhäuser Schützenfest abgehalten, welches sich eines weitverbreiteten Rufes erfreut, und nicht selten sogar von Hamburgern besucht wird.

Oestlich von den Sandbergen, an der Sude, ist der Boden sumpfig, die reichen Torfmoore liefern eine bedeutende Ausbeute. Hier liegt die Reihe der „Moordörfer", mit den Marsch- und Sanddörfern parallel laufend. Unter den ersteren war früher Laave ein unansehnlicher, räucheriger Ort. Bei der Verkoppelung ist er nach westfälischer Art weit aus einander gebaut, so daß jeder Bauer auf seinem Grund und Boden „sitzt" und Wald, Land, Wiese und Moor beisammen hat. Das alte Laave, wo nach einem derben Witze „die Leute nur von Torf und dicker Milch" lebten, ist einer freundlichen Colonie gewichen.

Unser Terrain ist in seiner eigenthümlichen Vereinigung von Elbe, Krainke und Sude, von Marsch, Sand und Moor, sowie durch die große Annäherung der beiden Landrücken in geographischer Beziehung doch ein interessantes. Warum soll der „Globus" sich nicht auch einmal mit einer weniger bekannten Ecke Hannovers beschäftigen und so zur Mehrung der Kunde des Vaterlandes beitragen?

Ich könnte nun noch Mancherlei erzählen: von dem einfachen patriarchalischen Leben der Bewohner, von alten Sagen, die hier nachklingen aus ferner Heidenzeit, wie aus den Kämpfen der Germanen und Slaven, aus dem dreißigjährigen Kriege, wie von Erinnerungen „vom Kosacken und Franzosen" &c., aber das muß ich mir für einen spätern Bericht vorbehalten.

Wanderungen in Ecuador.

Von **Bernhard Flemming.**

I.

1. Guayaquil und Babahoyo.

Ecuador, von demselben Flächeninhalt wie Deutschland, ist Gebirgsland und läßt an großartigen Dimensionen seiner Berge und Thäler unsere Alpenländer und selbst die Nachbarrepubliken Peru und Neugranada (Colombia) hinter sich zurück. Es wird darin nur von den Hochgebirgen Asiens übertroffen. Wie letztere ist es arm an Seen, welche der Schweiz und Tirol so großen Zauber verleihen, an mächtigen, wild über Granit- und Porphyrblöcke stürmenden Gebirgsströmen überreich.

Wenn Einige bei den Andes eine Vielseitigkeit der landschaftlichen Scenerie vermissen, wie zum Beispiel die Schweiz sie bietet, so kann man von den Thälern der Flüsse Mira, Daule und Esmeraldas das Gegentheil behaupten, indem dieselben großartige und liebliche Fernsichten gestatten. Beim Flecken Esmeraldas selbst schweift der Blick über Zuckerrohr- und Tabacksfelder, Bananen- und Kokoswaldungen, Cacao- und Kaffeeplantagen mit ihren so verschiedenartigen Formen und Färbungen bis zum vielgestaltigen Hochgebirge hin, das wieder von den Schneepyramiden des Illinisa überragt wird.

Die Andes durchziehen die Republik von Südsüdwest nach Nordnordost in parallelen Cordilleras (Ketten). Die Gebirgsknoten von Savanilla, Assuay, Chisinche und Huaca bestimmen und begrenzen die drei Hochplateaus, welche noch in kleinere Becken zerfallen. Hier ist ein Culturleben entwickelt, das der Reisende nicht ahnt, der von den spärlich cultivirten West- oder ganz wilden Ostabhängen aus sich einen Weg ins Innere bahnt. Selbst Guayaquil, der einzige ordentliche Hafen mit seinen 20,000 Einwohnern und seinen zum großen Theil ärmlichen Wohnungen, entspricht dem Fortschritte nicht, den man landeinwärts in vielen Flecken, Städtchen und dem 80,000 Einwohner zählenden Quito findet.

Diese drei Plateaus, auf denen Alles erzeugt wird, was bei uns in Deutschland gedeiht, haben alle Annehmlichkeiten unseres Frühjahrs und Sommers, wenig Regen und keinen Winter. Nur auf dem etwa 15,000 Fuß hohen Passe des Chimborazo wird der Reisende zuweilen durch etwas Hagel und Schneefall und heftige kalte Winde zu seinem Erstaunen gewahr, daß man auch in Tropenländern vor Frost zittern kann, nachdem man einen Tag zuvor unter Orangenbäumen geritten ist.

Nach der Südsee zu drängen sich übervolle Ströme, bald in Cascaden und Stromschnellen, bald geräuschlos aber reißend zwischen breiten Ufern dahineilend, an dem undurchdringlichen grünenden Chaos des Urwaldes vorüber, der durch die absonderlichen Stimmen seiner Bewohner und dann wieder durch feierliches Schweigen aufs Neue anziehend wirkt. Je näher der Küste, um so mehr sieht man Spuren von Cultur. Pflanzungen, Hütten und, wo durch den Andrang der Meeresfluth das Flußwasser salzig wird, ganze Waldungen von Kokospalmen. Den Abschluß gegen die See bilden bald hohe Felsen von jüngerm Sandstein und Sedimentärgebilden, bald Mangrovewälder, die mit ihren abenteuerlichen Wurzeln in die flache See hinausgewandert scheinen, um hier im Verein mit dem Detritus der Flüsse, der sich zwischen ihnen absetzt, neues Land zu bilden. Von ihnen stürzt Generation auf Generation zusammen, und es entsteht ein brauchbarer, vor der höchsten Fluth sicherer Boden, der gewöhnlich vom Tabacksbauer zuerst ausgebeutet wird. Besonders überraschend wirkt die Küstenscenerie, wenn man Peru verlassen hat. Gestern noch auf der Rhede von Paita mit seinen gelbbraunen Uferwänden ohne jede Spur von Vegetation, — heute auf dem gewaltigen, im Sonnenlichte blitzenden Rio Guayaquil, der dem Mississippi an Breite wenig nachgiebt, an rascher Strömung ihn übertrifft. Am Horizonte bezeichnen Mangrovebüsche die Ufer.

Die Fahrstraße auf See führt an Tumbez mit seinen Erdölquellen, der dichtbewaldeten Felseninsel Puna und dem Estero von Jambeli vorüber. Hier war es, wo der jetzige Präsident Garcia Moreno mit einem geborgten britischen Handelsdampfer den einzig brauchbaren, in den Händen einer kläglichen Revolutionspartei befindlichen Kriegsdampfer der Republik in den Grund rannte. Das arme Land hatte das Schiff kurz vorher dreimal zu theuer gekauft. Es war ein Mittel wie das Niederbrennen jenes Hauses, um das Ungeziefer zu vertilgen.

Am Fuße der Sierra de Chongon steigen die Thürme Guayaquils auf; die Ufer nähern sich ein wenig und die Masten verschiedener Kauffahrer werden sichtbar. Canoes in gefälligen Formen, aus einem Baumstamme zierlich gearbeitet oder aus Stücken zusammengesetzt, Balsas, d. h. schwimmende Häuser auf Flößen, die den Cacao von höher gelegenen Pflanzungen bringen, liegen am Ufer. Unser Dampfer geht gegenüber dem Malecon vor Anker. — Das Leben und Treiben des Hafens ist hier wie anderswo, nur daß weiße Gesichter in der Minderzahl sind. Cholos, Mulatten und besonders Neger führen am Strande das große Wort. Um eine Ananas, groß wie ein Kürbis, entsteht ein Wortgefecht, obgleich sie nur 1 Real (4 Sgr.) werth ist und das Geld hier so leicht verdient wird. Die Meisten entladen den Inhalt ihrer Canors: Bananen, braunen Zucker, Mangos, Orangen, Limas (Citronen), die Kaffee- und Cacaoernte ihrer Tuedra, um Callicostoffe, Macheten (Haumesser), Pulver und Schrot dafür einzutauschen. Nicht immer wird der letztere Artikel von den Negern nur zur Jagd gebraucht. Mit ungezähmter Wildheit lauern sie zuweilen dem Opfer ihrer Rache auf, und den höhnischen Worten Tapa se! (deck' Dich!) folgt der tödtliche Schuß. Andere entledigen ihre Maulthiere und Esel der Lasten, die auf schlechten Wegen von Guaranda am Fuße des Chimborazo hergebracht wurden: geflochtene Matten, Hüte aus Guinne (dem Stroh der Carludovica palmata) und den Fasern des Ranpirastengels, Hängematten aus Mocorabast. Englische und deutsche Matrosen, peruanische, chilenische Küstenschiffer rudern zwischen den Ufern und ihren Fahrzeugen hin und her, die wie auf Commando mit eintretender Ebbe oder Fluth ihre gewaltigen Körper stromab oder aufwärts drehen.

Der Malecon mit einer Straßeneisenbahn ist die einzige nette Straße mit zum Theil eleganten, weißlackirten, bis vier Stockwerke hohen Häusern aus Holz, mit Dächern aus Zink, galvanisirtem Eisen oder Ziegeln. Diese Bauart erlaubt den Bewohnern, mit der größten Kaltblütigkeit das

heftigste Erdbeben in ihren Wohnungen durchzumachen, während der Ruf: Feuer! Alle elektrisirt. In der That finden die Flammen auch so viel Nahrung, daß der Schaden gewöhnlich mehrere Häuser, ja Straßen trifft, ehe man diesen Feind bezwingt. Die Stadt ist seit ihrer Gründung durch Belalcazar im Jahre 1535 von etwa 40 großen Bränden heimgesucht worden, nicht minder durch gelbes Fieber, das 1589 zum ersten Male epidemisch auftrat. Endlich waren es englische, holländische, französische Seepiraten, die im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast jedesmal durch Androhung der Einäscherung große Summen erpreßten und theils durch eigene Kühnheit, theils durch Verrath der Stadt sich bemächtigen konnten. Im Jahre 1816 war dieselbe noch so unbewehrt, daß der englische Corsar William Brown die Behörden gefangen wegschleppen konnte. Gegen das Feuer hat man sich durch viele Dampfspritzen und sehr gute freiwillige Bedienungsmannschaft verhältnißmäßig gesichert. Gegen das gelbe Fieber, welches sporadisch auftritt, kämpft man vergebens. Gegen auswärtige Feinde hat man stromabwärts Schanzen aufgeworfen. Der Baumeister der einen war ein junger Vogel von Falckenstein, Neffe des berühmten preußischen Generals gleiches Namens.

Um jedes Stockwerk der auf unverweslichem Eisenholz (Guayacan) ruhenden Gebäude laufen dicht verhangene Gallerien, und selten wird es am Tage gelingen, eine der vielen anmuthigen Frauengestalten Guayaquils dahinter zu entdecken, während nach Sonnenuntergang das gesellige Leben seinen Anfang nimmt. Die hinteren Straßen sind zur Regenzeit, wo mit der größern Hitze auch mehr Moskitos sich einstellen, ein Sumpf. Wie Guayaquil der heißeste Ort der Küste ist, wird es durch stagnirende Canäle, morastige Straßen, schlechtes Trinkwasser (da der Fluß im Sommer wegen seines geringen Widerstandes gegen die Meeresfluth ganz salzig wird) auch zu einem sehr ungesunden und für Epidemien sehr empfänglichen Platze. Die Passage geht bei gutem und schlechtem Wetter unter den hervorspringenden Gallerien der Häuser hin, und der schwärzeste Neger scheut nicht minder wie die blendend weiße zarte Creolin die Tropensonne und die daraus entspringende Calentura (Calofrios), das ist ein Wechselfieber, dem erfahrungsmäßig die Eingeborenen wegen ihrer schlechten Diät und Unreinlichkeit mehr als Europäer ausgesetzt sind. Gegen das Vomito prieto (Vomito negro), das schreckliche gelbe Fieber, sind die besten Präservative sicher Unbefangenheit und eine rationelle Lebensweise, d. h. große Mäßigkeit im Essen und Trinken und häufige Waschungen des ganzen Körpers. Den ersten Symptomen, Kopf- und Rückenschmerzen, folgen das schwarze Erbrechen oder nur häufige Entleerungen. Das Fieber endet meistens mit Blutzersetzung und dem Tode bald nach wenigen Stunden, bald nach mehrtägigem Leiden. Ricinusöl, Ipecacuana sind beliebte Heilmittel. Man wird nur einmal von der fürchterlichen Krankheit befallen; wer dem Tode entrinnt, hat sie nie mehr zu fürchten.

Guayaquil mit seinen 22,000 Einwohnern macht nicht den Eindruck des ersten Hafens eines so großen und reichen Landes. Trotz seines Verkehrs und Handels, seiner Schiffswerften, auf denen ganz nette Küstenfahrer gebaut werden, der Sägemühlen und Chocoladefabriken ist die Entwickelung der Stadt in sehr ungünstigem Verhältniß zur Cultur des Innern, — eine Folge der schlechten Wege. Selbst der Verkehr auf dem schönen Strome mußte erst durch Smyrk, einen Nordamerikaner, mit Dampfern belebt werden, die bis Bodegas (Babahoyo) und Savanetta und die anderen Flußarme hinauf fahren. Die ältere Stadt, Ciudad vieja, erstreckt sich von dem schwach befestigten Hügel Sta Ana bis zur Calledela merced, von dieser stromaufwärts zur Werfte ist die Ciudad nueva. Hinter diesen Stadttheilen mit ihren fünf Kirchen und zwei Hospitälern dehnt sich die Savana bis an den Fuß der Cordillera de Chongon hin. Wie in Quito die weiße Farbe vorherrschend ist, so hier die schwarze, und sie bildet einen enormen Contrast mit dem blendenden Weiß einzelner Abkömmlinge der Conquistadoren. Criollos (Creolen), wie man die von europäischen und auch afrikanischen Eltern im spanischen Amerika geborenen Kinder nennt, können Weiße und auch Schwarze, d. h. Creolneger, sein im Gegensatz zu Eingeborenen und deren Abkömmlingen.

Die fortgesetzte Vermischung der kaukasischen, der äthiopischen und amerikanischen Race haben die herrlichsten aber auch die abschreckendsten Erzeugnisse geliefert. Sprößlinge von Negern und Indianern heißen Zambos, die mit dem Wollhaar und aufgeworfenen Lippen der ersteren nur zu oft die schlechten Eigenschaften beider Racen verbinden. Die Kinder der Weißen und Indianer sind Cholos (die Mestizen Nordamerikas), mit sanftem, trägem Wesen. Weiße und Neger erzeugen Mulatten, und diese Mischrace ist es, welche die meiste Aufmerksamkeit erregt. In ihnen vereinigen sich ein Gemisch von Gutherzigkeit und Rachsucht, große Fähigkeiten und Indolenz, Hingebung und Dankbarkeit, Verschlagenheit und Sinnlichkeit. Die Abkömmlinge von Europäern und Mulattinnen sind oft, und besonders die Frauen, Gestalten von vollendeter Formenschönheit, weißer Hautfarbe und graziösem, liebenswürdigem Wesen.

Da nur sehr wenige Ecuadorianer von sich behaupten können, ganz reiner, weißer Abkunft zu sein, so wäre eine Aristokratie der Farbe, wie sie heute noch in den Vereinigten Staaten besteht, nicht möglich. Der Neger verachtet zwar den Indianer und umgekehrt; der Weiße und Alle, die nur einen Tropfen spanischen Blutes in ihren Adern haben, sehen mit Geringschätzung auf die ersteren beiden Racen hinab, aber der eigentliche Ranguntersched liegt im Geldbesitz. Neben dem allmächtigen Piaster haben Farbe und selbst Tugend und Talent keine Geltung mehr.

Eine Machtentwickelung der Republik sieht man in Guayaquil nicht, und die kränklichen, schwächlichen Gestalten in Uniform, die dem Träger mit dem französischen Zuschnitte des Rockes jedenfalls auch solchen Muth verleihen soll, die elenden Kanonen auf halbverrotteten Lafetten sind mehr ein Kennzeichen der Ohnmacht. Dabei liegt ein abgetakelter Kriegsdampfer, dessen durchlöcherter Kessel ein treues Abbild der Verfassung und der Staatscasse ist, die beispielsweise nur 12,000 Piaster für Schulen bewilligen kann, wenn auch 126,000 Piaster für diplomatische Vertretung! Bei einer Staatseinnahme von nur $1^1/_2$ Millionen Pesos (1 Dollar = 5 Francs), einer äußern Schuld von $9^1/_4$ Millionen und einer innern von $3^1/_2$ Millionen Pesos, deren Zinsen fortwährend zu zahlen sind, findet man diesen verhältnißmäßig viel zu hohen Posten für Repräsentation nur erklärlich, wenn man erfährt, daß man unruhige Geister, die man nicht gut verbannen oder erschießen kann, als Gesandte ins Ausland schickt und sie für ihr ruhiges Verhalten gut bezahlt. So geschah es seiner Zeit mit dem nun verstorbenen General Flores, der in der Verfassungsgeschichte des Landes eine mehr zweideutige als bedeutende Rolle spielte. Man kann sich denken, wie ein Land vertreten wird, wenn es auf diese Weise geschieht.

Eine bedenkliche Thatsache ist auch, daß die Einfuhrzölle, die vor einigen Jahren noch die Hälfte der Einnahmen betrugen, jetzt eine halbe Million nicht übersteigen, denn leider giebt es kein Aequivalent, Hebung der inländischen Industrie, dafür. Die Geldverhältnisse bessern sich, waren aber bis vor Kurzem noch ganz abnorm. Wechsel auf London und andere große Plätze wurden mit bis 29 Procent Prämie

gekauft. Francs und Zweifrancsstücke cursirten im Werthe von 2 resp. 4 Reales, während der fünfte Theil eines Franc (20 Centimes) = ½ Real galt. Eine Folge davon war die Ueberschwemmung des Landes mit 20-Centimesstücken, was einem Verluste von 20 Procent entspricht. Den sehr fühlbaren Mangel an Metall hat man durch Papiergeld (Papel monear) ersetzt, das man in Guayaquil zum vollen Werthe nimmt, wenn es nicht etwa als gefälschtes zurückgewiesen wird. In Quito, Esmeraldas ꝛc. verlieren diese Billetes del Banco de Guayaquil, jetzt Banco Ecuadoriano, 25 Procent ihres Werthes und im Auslande sind sie gar nicht an den Mann zu bringen. Viele Equadorianer haben eine heilige Scheu, es überhaupt zu nehmen, vielleicht haben sie gegründete Ursache, denn die öfteren Revolutionen sind derartigen Bankoperationen nicht günstig. In der neuesten Zeit ist einige Ordnung in diese merkwürdige Geldwirthschaft gekommen, und man hat mehrere Hunderttausende der papierenen Pesos aufgekauft und verbrannt. Wenn aber ein weniger solider Präsident als Garcia Moreno ans Ruder kommt, bleibt keine Garantie für einen normalen Zustand, denn für ephemere Machthaber ist es zu verführerisch, mit Papier statt mit Geld zu zahlen.

Ecuador ist übrigens, was Revolutionen betrifft, im Vergleich mit Peru und besonders mit Neugranada (jetzt Colombia) ein Musterstaat. Es sind, der Verfassung zuwider, genug politische Verbrecher füsilirt worden, so unter Garcia Moreno der General Maldonado in Quito, trotz des Protestes der ganzen Stadt und der fremden Gesandten; so nach dem Kampfe von Jambell 25 Gefangene auf einmal, so der Doctor Viola aus der argentinischen Republik, von Allen bedauert, und in der letzten Zeit der General Veinsemillo, Garcia's früherer Günstling. Selbst der alte, sehr angesehene neugranadinische General Mosquera wurde mit Erschießung bedroht, wenn er Ecuador beträte. Aber Grausamkeiten sind nicht begangen worden, wie in Colombia, wo man die Gefangenen, nachdem sie ihr eigenes Grab gegraben hatten, knien hieß und mit der Lanze durchbohrte, Andere zwischen zusammengebogene Bäume band und diese dann aus einander schnellen ließ, oder nackt in nasses Leder mit Lederschnüren nähte und sie dann in die Sonnengluth warf, wo das trocknende Leder tief in die Haut einschnitt.

Man nannte Garcia Moreno, der auch jetzt (1871) wieder Präsident ist, ein Ungeheuer, weil er viele angesehene Männer verbannte. Allerdings trennte er sie auf viele Jahre von ihrer Familie und forderte, um sicher zu gehen, daß die Exilirten nicht länger als nothwendig in dem ihm feindlichen Nachbarstaate verweilten, Cautionen bis zu 10,000 Dollars. Aber wer will es ihm verdenken, wenn er Garantien für die Sicherheit des Landes und seiner Person suchte, denn jeder der Verbannten würde feierlich Urfehde geschworen haben und — sein Wort gebrochen haben. Da das Gewaltige und selbst in schrecklicher Gestalt stets imponirt, so ist er der rechte Mann zur Beherrschung einer charakterlosen, ehrgeizigen, leidenschaftlichen Bevölkerung.

Uebrigens sind die Ecuadorianer nicht bösartig oder gar Meuchelmörder, wie manche Chilenen und Mexicaner und wie der frühere amerikanische Gesandte Hassaureck sie hinstellt. Er sagt, daß bei den Wahlen an der Urne selbst zum Dolche gegriffen wird, um die Majorität für diesen oder jenen Candidaten zu erzwingen; aber ihr Wesen ist zu passiv und indolent, um große Verbrechen zu begehen.

Dagegen wird jeder Fremde freudig die außerordentliche Gastfreundschaft und das gefällige, bescheidene Wesen der Bevölkerung anerkennen. Unternehmungsgeist, der Wunsch und das Verständniß, die großartigen Hülfsquellen des Landes zu entwickeln, die Energie zum Guten wie zum Bösen fehlen, und einer andern Race wird es vorbehalten sein, dieses üppige Land, das Balbi mit Recht ein irdisches Paradies nannte, zur höchsten Blüthe zu entwickeln.

Fährt man von Guayaquil aufwärts und folgt man den gewaltigen mäandrischen Krümmungen des Stromes, so schwelgt das Auge in den tausend Reizen eines farben- und formenreichen schimmernden Tropenbildes.

Im Verano, der trockenen Jahreszeit, zeichnet sich das nahe Hochgebirge oft in scharfen Linien, überragt vom rosigen Schneegipfel des Chimborazo, in der reinen Luft ab. Die üppig bewaldeten Ausläufer der Sierra mit breiten, finsteren Schluchten, an ihrem Fuße breite Savanen und Wälder, über denen die Negritopalme in tausend und aber tausend Exemplaren wieder einen Wald bildet, sind der für uns sichtbare Hintergrund.

Zwischen üppigen Pflanzungen von Zuckerrohr, Kaffee, Cacao leuchten die weißen Gebäude mit flachen Dächern hervor und spiegeln sich im glatten Wasser, dessen Geschwindigkeit wir nur an vorüberschießenden Booten und treibenden Stämmen sehen. Ueber reisende Reis- und Maisfelder ziehen paarweise Papageienschaaren mit Gekreisch dahin, ein sanfter Wind trägt uns den Wohlgeruch seltsam geformter Orchideen zu, die den Ueberrest des Urwaldes wie Festons und Guirlanden verbinden. Im tiefen Schatten am Saume solcher Waldpartien liegen zu Dutzenden Kaimane, die kaum durch einen Schuß zwischen sie aus ihrer trägen Ruhe aufgescheucht werden; die weiße Garca (Egrotta) fliegt höchstens empor, um dem majestätisch einherschreitenden Phoenicopterus ruber (Flamingo) allein den gestörten Fischfang zu überlassen. Ein tiefblauer Himmel spannt sich aus über diesem Bilde der Ruhe und des Reichthums, das nur in der Productivität der Havana seines Gleichen findet.

Babahoyo, das Endziel der Dampferfahrt, liegt am rechten Ufer des gleichnamigen Flusses, der weiter unten mit dem Rio Caracol zusammen in den Guayaquil mündet. Hier bemerkt man für sechs Monate des Jahres die regste Thätigkeit. Die Waaren werden von Flußschiffen und Dampfern auf den Rücken von Maulthieren, Pferden und Eseln verladen und umgekehrt. Dem Fremden fällt hier zunächst die Höhe der Häuser auf, die sich sonst durch nichts von denen in Guayaquil unterscheiden. Der Grund für diese Bauart ist das jährliche Austreten des Flusses, der buchstäblich bis zum 24. December die ganze Stadt und Ebene unter Wasser setzt, mit Ausnahme der Kirche und weniger anderer Gebäude. Der Verkehr in den Straßen und der Besuch der Kirche geschieht dann in Canoes und Booten. Durch Parterrewohnungen und Läden, deren Holzwerk übrigens gegen Fäulniß unempfänglich ist, strömt das trübe Wasser, von Crocodilen und Fischen bevölkert.

In dieser Zeit fahren die Dampfer weiter hinauf bis Savaneta, um auszuladen, bis auch dieses durch Ueberschwemmung vom Verkehr mit dem Innern abgeschlossen ist. Im darauf folgenden Mai verläuft sich das Wasser und der Handelsverkehr beginnt von Neuem.

Otto Mohnicke über die geistigen Anlagen und den moralischen Charakter der Japaner.

II.

Wie geschickt die Japaner in dem Erwerben von Vermögen, besonders durch Handel, auch sind, und wie sehr sie solches zu schätzen wissen, so sind sie doch weder geizig noch verschwenderisch. Neigung zu Luxus und prunkender Entfaltung von Reichthum besteht in Japan bei keiner Volksclasse. Wenn während der Dauer des letzten Sjogunates die großen Lehnträger des japanischen Reiches, Daimio, auf einem sehr großen und kostbaren Fuße lebten und bei ihren Reisen nach der Hauptstadl Yeddo, sowie während ihres Aufenlhaltes daselbst, einen großartigen Luxus zur Schau trugen, so geschah solches hauptsächlich auf Veranlassung der Regierung der Sjogune, die hierdurch eine zu große Anhäufung von Reichthümern bei ihnen vermeiden wollte. Man wollte, daß sie die theilweise außerordenllich beträchtlichen Einkünfte ihrer Ländereien verzehren sollten.

Diesen Tugenden der Japaner gegenüber stehen ihre große Neigung zu sinnlichen Ausschweifungen, selbst den entehrendsten; eine Rachsucht, die ihr Opfer nicht selten Jahre lang unter dem Anscheine von herzlicher Freundlichkeit verfolgt und gegenseitiges Mißtrauen. Europäer haben außerdem oft genug, in ihren Beziehungen sowohl zu Beamten, selbst den höchststehenden, als zu Personen aus dem Volke, die Gelegenheit wahrzunehmen, wie wenig ihnen daran liegt, ein gegebenes Wort zu halten, und daß Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit nicht zu ihren hervorstechenden Tugenden gehören.

Im Allgemeinen ist die Zahl der Tugenden bei den Japanern größer als die ihrer Fehler. Die letzteren sind auch zum Theil weniger in ihrer ursprünglichen und eigenthümlichen Charakteranlage begründet, als eine Folge ihrer merkwürdigen Staatsverfassung während der letzten dritthalb Jahrhunderte. Diese war in ihrem innern Wesen so im Streit mit den Gesetzen der höhern Sittlichkeit, daß sie unvermeidtich im Laufe einer so langen Zeil einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des Volkes ausüben mußte. Sie war zugleich eine so durchaus eigenthümliche, daß es schwer hält ihres Gleichen in der Geschichte älterer oder neuerer Völker wieder zu finden. Es können daher Ausdrücke, mit denen man gewohnt ist die Verfassung anderer Länder zu bezeichnen, nur theilweise und in einem beschränkten Sinne auf sie angewendet werden.

Am meisten würde man irren, wenn man die Regierungsform des japanischen Reiches während der letzten Jahrhunderte eine absolule oder despotische Monarchie nennen, und sie mit der von China oder jener der mohammedanischen Staaten Asiens vergleichen wollte. In Japan übte nicht der Wille eines unbeschränkten Machthabers nach Grundsatz oder Laune bald härtern, bald leisern Druck aus, sondern es war die Art der Staatseinrichlung selbst, welche dadurch, daß sie allein zum Zwecke hatte sich unerschütterlich und gänzlich unverändert fort zu erhalten, auf der ganzen Masse der Bevölkerung lastete. Die japanische Staatsmaschine in dieser Zeit war eine höchst künstliche und zusammengesetzte, in welcher alle Theile in einem abgemessenen und unverrückbaren Verhältnisse zu einander standen. Diejenigen, in deren Händen sich die oberste Leitung des Ganzen befand, waren selbst am meisten beschränkt und gebunden, damit nichl möglicherweise durch sie gerade der Gang der Maschine verändert, beschleunigt oder gar gehemmt werde. Hieraus ergiebt sich schon, wie wenig ein so geordneles Staatswesen ein despötisches im Sinne der meisten übrigen asiatischen Reiche zu nennen ist.

Am meisten stimmte dasselbe mil Beziehung auf den von ihr beabsichligten Zweck mit der Republik Vendig überein, wie verschieden auch die äußeren Formen beider Staaten waren.

Während des Bestehens dieser von dem Stifter der letzlen Dynastie der Sjogune, Minamoto no Ije-Jasou, gegründeten und von seinem zweiten Nachfolger, Ije-Mitsu, in ihre letzte, über zwei Jahrhunderte unverändert gebliebene Form gebrachten Staalsverfassung herrschte in Japan, unter allen Classen der Bevölkerung, ein hoher, immer zunehmender Grad materiellen Wohlseins. Der gänzlich ungestörte Friede, sowohl im Innern als auch mit dem Auslande, von welchem dieses Reich hermetisch abgeschlossen war, wirkten günstig auf die Entwickelung des Ackerbaues, des innern Handels sowie eines vielseitigen Kunst- und Gewerbesleißes ein. Alle, Vornehme wie Geringe, erfreuten sich derselben, außerordentlich strengen aber durchaus unparteiischen und unerbittlichen Gerechtigkeitspflege, und für einen jeden Eingeborenen, welcher Volksclasse er auch angehören mochte, bestand Gleichheit vor dem Gesetze sowie die vollkommenste Sicherheit der Person uud des Eigenthumes, wovon selbst die mit den übrigen Japanern außerhalb der Gemeinschaft von Feuer und Wasser lebende Classe der Jetas ader Jeloris nicht ausgeschlossen war. Sklaven aber bestanden in Japan nicht.

Es entwickelte sich ferner in Japan jener hohe Grad socialer Bildung in dem Umgange mit einander, wodurch jeder Anstoß und jede Reibung zwischen den anders schroff geschiedenen Volksclassen vermieden wurde, die vollkommenste gegenseitige Duldung aller Religionsparleien und Secten, sowie endlich eine in jedem andern Lande beispiellose Seltenheit nicht allein von groben Verbrechen und Missethaten, sondern selbst von leichteren Uebertretungen polizeilicher Vorschriften und Verordnungen.

Auf der andern Seite aber wirkte diese Staatseinrichtung auf den Volkscharakter so nachtheilig ein, daß das durch sie bewirkte Gute wenigstens großentheils aufgewogen wurde.

Wir sehen nämlich durch das System der Abschließung von dem Auslande, in Verbindung mil dem der gänzlichen Unveränderlichkeil aller inneren Zustände und Verhältnisse, ein zahlreiches, kräftiges und geistig reichbegables Volk, von dem schon bemerkt wurde, daß es vor allen übrigen Asiaten ganz besonders für die Aufnahme europäischer Bildung befähigt sei, länger als zwei Jahrhunderte in seiner geistigen Entwickelung gehemmt und ohne alle erregende Impulse von außen, gewissermaßen aus der Wellgeschichte ausgeschlossen, allein ein pflanzliches Leben führen. Seitdem der dritte Sjogun aus der letzlen Dynastie derselben, Minamoto no Ije-Mitsu, im Jahre 1637, durch die Abschließuug von der Außenwelt das letzte Siegel auf die Verfassung dieses Reiches drückte, erscheinen daselbst alle inneren Zustände während eines langen Zeitabschnitles in einem ewigen, geisttödtenden Einerlei und wie durch einen bösen Zauber in Slein verwandelt. Dieser Zustand war aber um so unnatürlicher, je mehr er sich mit dem eigentlichen Wesen des japanischen Volkes im Widerspruch befand.

Die Geschichte dieses langen Zeitraumes hal keine großartigen Ereignisse zu berichten und meldet nirgends die Namen hervorragender Männer, weder auf dem Gebiete der Thaten und des Handelns, noch auf denen der Wissenschaft und Kunst. Von eigentlicher Wissenschaft war bei ihnen nicht die Rede. Wenn sich die Keime einiger, durch die wenigen, in strenger Beschränkung wie in einer Art ehrenvoller Staatsgefangenschaft auf Desima lebenden Niederländer hinverpflanzten, angewandten

Wissenschaften, wie der Medicin, der Pflanzenkunde, der Chemie u. s. w. forterhielten und zum Theile selbst langsam entwickelten, so liegt hierin nur ein neuer Beweis der großen Bildungsfähigkeit dieses Volkes. Zugleich aber ergiebt sich hieraus ein Maßstab, um beurtheilen zu können, wie bald dasselbe jetzt, wo bei der neuen Ordnung aller inneren Verhältnisse dieses Reiches zugleich die Schranken zwischen ihm und dem Auslande täglich mehr wegfallen, zu höherer wissenschaftlicher Bildung gelangen dürfte.

Auf die Entwickelung der Kunst in Japan wirkte das Regierungssystem der Sjogune während der letzten Dynastie derselben eben so nachtheilig ein, wenn anders von einer Kunst, in der höhern Bedeutung des Wortes, in diesem Lande bis jetzt gesprochen werden kann. Abgeschlossen von Allem, was die Phantasie erwecken, nähren und befruchten konnte, dabei hingewiesen auf bestimmte, durch das Herkommen geheiligte typische Formen, vermochten japanische Künstler keine Werke einer höhern, idealischern Auffassung zu erschaffen. Von der außerordentlich entwickelten, mehr handwerksmäßigen Kunstfertigkeit, worin die Japaner alle asiatischen Völker, die Chinesen nicht ausgenommen, weit übertreffen, kann hier nicht die Rede sein. Diese sich der Kunst annähernde Kunstfertigkeit wurde selbst durch die Sjogune seit Jje-Jasou sehr aufgemuntert und begünstigt, da ihr eigener Vortheil sie daran denken ließ, ihre Hauptstadt Yeddo zu dem Mittelpunkte eines vielseitigen, hochentwickelten Kunstfleißes zu erheben.

Während dieses langen Zeitabschnittes war die Aufmerksamkeit der übrigens sehr kraftvollen und sich stets auf bewundernswürdige Weise gleichbleibenden Regierung allein darauf gerichtet, die Staatsmaschine in gänzlich unverändertem Gange zu erhalten. Alle inneren Verhältnisse wurden anhaltend mit einer Sorgfalt, die selbst das Geringfügigste und Allerunbedeutendste der Beachtung werth hielt, zugleich aber mit einem unbegrenzten Mißtrauen überwacht. Die letzten Aeußerungen dieser Regierungsweise erschienen oft in einer Weise kleinlich, von der man sich, ohne sie in der Nähe mit angesehen zu haben, kaum eine Vorstellung machen kann.

Nach der Weise des Staatslebens aber formte sich mehr und mehr das Leben in den Familien. Bei aller Geschäftigkeit und unermüdlichem Fleiße zeigte sich nirgends höheres Streben, Ehrgeiz und hierdurch geleitete Thätigkeit. Der Sohn folgte seinem Vater, so wie dieser dem seinen gefolgt war, in dessen Amte, Stande und Beschäftigung. Die stets durch Gesetze oder das Herkommen vorgeschriebene Beobachtung einer Menge kleinlicher Gebräuche und Ceremonien nahm den besten Theil der Zeit hinweg und machte die Gesinnung selbst mehr und mehr kleinlich.

Noch nachtheiliger, ja in hohem Grade entsittlichend wirkte die Regierung auf die Gesinnung des Volkes durch ein tausendgliedriges, über das ganze Land verbreitetes Spionirsystem ein. Sie bediente sich desselben als eines Hauptmittels, um von Allem, was selbst im Innersten der Familien geschah, unterrichtet zu bleiben. Hiervon aber waren Mißtrauen und Argwohn im gegenseitigen Verkehre selbst nahe stehender Personen, übertriebene äußere Höflichkeit, Augendienerei, Falschheit und Unzuverlässigkeit die unausbleiblichen Folgen.

Auch darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Regierung den Hang der Japaner zu sinnlichen Ausschweifungen als Hülfsmittel für die Erreichung ihrer Absichten benutzte. Je mehr ein Volk sich in diesen Genüssen wohlgefällt und je leichter es sich dieselben verschaffen kann, um so weniger wird es gefährlich sein und nach politischen Veränderungen verlangen.

Aus diesem Grunde war die öffentliche Prostitution und das Bordellwesen, welches in Japan ausgebreiteter wie in irgend einem andern Lande, und sehr eigenthümlich organisirt ist, für die Regierung eine Sache von der größten Wichtigkeit. Die hierzu gehörenden Anstalten bilden die einzigen öffentlichen Vergnügungsörter der Japaner und ihr Besuch ist mit keiner Schande verbunden. Die Regierung beschützte und begünstigte diese Anstalten, da sie ein vortreffliches Mittel zur Ueberwachung und Beobachtung eines großen Theiles der Bevölkerung gewährten.

Wenn zu den wohlthätigen Folgen der japanischen Regierung unter der letzten Dynastie der Sjogune das auffallend seltene Vorkommen von Verbrechen und groben Missethaten erwähnt wurde, so liegt die Ursache hiervon zum Theil in der eigenthümlichen Weise der Rechtspflege, die, wie unerbittlich und unparteiisch sie sich auch zeigen mochte, doch nur ein bedingtes und beschränktes Lob verdient. Durch ihre furchtbare und schonungslose Strenge war sie mehr geeignet unter dem Volke Furcht und Schrecken zu verbreiten, als dasselbe wesentlich besser, edler und sittlicher zu machen. Hierzu kommt noch, daß dem japanischen Strafrechte ein Princip zu Grunde gelegt war, welches sich zwar praktisch nützlich zeigte, mit den Rechtsbegriffen der heutigen europäischen Völker aber den vollkommensten Gegensatz bildet. Es ist dieses die gesetzliche Bestimmung, daß nach dem Grade des verübten Verbrechens nicht nur alle Bewohner des Hauses, von welchem die Missethat ausging, sondern auch die von den beiden Nachbarhäusern zu jeder Seite und dem gegenüberliegenden, ja selbst alle Einwohner einer ganzen Straße für das Verbrechen eines Einzelnen zur Verantwortung gezogen und bestraft werden. Mit Beziehung hierauf hat sich bei mir, wenn ich die Zustände in China mit den japanischen verglich, häufig der Gedanke aufgedrängt, daß während in erstgenanntem Lande sich ein jeder, von dem höchsten Staatsbeamten bis zu dem Kuli, unter dem Bambus befindet, über dem Haupte eines jeden Japaners ein scharf geschliffenes Schwert an einem Haare hinge. Dieser eine Umstand bedingt schon eine große Verschiedenheit in dem Charakter beider Völker im Allgemeinen. —

Das hier über die inneren Zustände und die Staatseinrichtung in Japan während der beiden letzten Jahrhunderte Mitgetheilte ist für den Beweis, daß die erwähnten Charakterfehler dieses Volkes wenigstens zum Theil als die unvermeidliche Folge seiner durchaus selbstsüchtigen und unsittlichen, wiewohl in eben dem Maße kräftigen und folgerechten Regierung anzusehen sind, mehr als genügend.

Die Sjogune aber aus dem Hause Minamoto, welche seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts die Regierung dieses Landes thatsächlich in den Händen hatten und von denen das System seiner Isolirung von dem Auslande sowie die vollkommenste Stabilität im Innern in das Leben gerufen und bis auf die neueste Zeit mit merkwürdiger Festigkeit gehandhabt wurde, sind vor wenigen Jahren von dem Schauplatze abgetreten. Der Mikado, der Vergegenwärtiger des uralten, von Zin-Mu-Sen-Woo, dem Stifter des japanischen Reiches im Jahre 660 v. Chr. gegründeten Fürstenhauses, ist zu der Machtvollkommenheit seiner frühern Vorfahren zurückgekehrt. Andere wichtige und folgereiche Veränderungen im Innern, wie z. B. in der Stellung der großen und mächtigen Reichsvasallen, bereiten sich vor oder sind schon in das Leben getreten.

Zugleich aber fallen die Schranken zwischen Japan und dem Auslande mehr und mehr. Die Zahl der sich daselbst, und nicht allein des Handels wegen, aufhaltenden Europäer nimmt immer zu, während in einem gleichen Verhältnisse sich ihnen das Innere des Landes öffnet und ihr Verkehr mit der Bevölkerung sich immer freier und mannichfaltiger gestaltet. Schon jetzt sind die japanischen Inseln, die noch vor zwanzig Jahren zu den entlegensten und am wenigsten besuchten Gegenden auf der ganzen Erde gehörten, durch Dampfschiffslinien und Telegraphendrähte in den Weltverkehr gezogen.

Auch Japaner besuchen in wachsender Anzahl das Ausland. Die japanische Regierung ist mit der von Nordamerika und den vornehmsten europäischen Staaten in diplomatischen Verkehr getreten, und zu Berlin befindet sich ein fest angestellter Gesandter des Mikado. Eine Anzahl junger Japaner aber aus den vornehmsten Familien besuchen die Universität und andere höhere Bildungsanstalten daselbst.

Alle diese Umstände dienen, um in Japan europäische Bildung, Kunst und Wissenschaft in immer weiteren Kreisen zu verbreiten. Unter dem Einflusse hiervon wird der Geist des Volkes sich um so schneller von den niederdrückenden Einflüssen der frühern Staatseinrichtung erheben, als seine ursprüngliche

Anlage eine so besonders günstige ist. Auch die jetzt noch scharf hervortretenden Fehler im nationalen Charakter der Japaner werden wahrscheinlich in dem Grade abnehmen, als ihre Thatkraft, ihre Wißbegierde und ihr geistiges Aneignungsvermögen einen unbeschränktern Spielraum gewinnen werden.

Die Lage des japanischen Reiches und seine physikalische Beschaffenheit, vor Allem aber die geistige Organisation seiner Bewohner, machen es wahrscheinlich, daß die Vorsehung demselben eine große Zukunft vorbehält. In diesem Sinne bemerkte bereits vor vielen Jahren der große Kenner des Orients, Sir William Jones, daß Japan vielleicht eines Tages eine ähnliche Stellung im östlichen Asien einnehmen werde wie im Westen von Europa England, mit dem es in seiner insularen Lage eine so große Uebereinstimmung besäße. Nach dem Maße aber, in welchem Japan in den letzteren Jahren auf verschiedenen Gebieten europäischer Cultur vorausgegangen ist, dürfte diese Vorhersage in einer nicht sehr fernen Zukunft erfüllt und bewahrheitet werden.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Preußisch-Littauen.

Todtenwachen. — Krankheiten und Heilmittel. — Besprechen. — Volksgebräuche.

M. L. Die Littauer halten nach einem Sterbefalle vom Tage des Todes bis zu jenem, an welchem das Begräbniß stattfindet, Todtenwachen ab, zu welchen sich die Verwandten und Nachbarn einfinden. Man begießt die Leiche oftmals mit kaltem Wasser. Von demselben hofft man eine „erweckende Wirkung" binnen drei Tagen, da sie sich jedoch nicht einstellt, denkt man dann an das Begräbniß. Man zündet möglichst viele Lichte an und es werden geistliche Lieder gesungen bis der neue Morgen heraufdämmert. Nach dem sogenannten Aussingen hält am Sarge des Todten der Schulmeister eine Rede, deren Güte nach der Länge bemessen wird, am Grabe spricht dann der Geistliche.

Beim Begräbnißmahle bleibt ein Platz am Tische für den Todten frei; Messer, Gabel und Löffel liegen unberührt davor, denn man glaubt, daß die Seele des Verstorbenen noch Theil an dem Gastmahle nehme. Die Särge werden oft mit den grellsten Farben bemalt; rothe, grüne und gelbe Kleckse, die Blumen vorstellen sollen, machen sie dem Beschauer „schön". Kein Leidtragender verläßt eher den Kirchhof, als bis der Grabhügel gewölbt ist. Dem Besucher des Kirchhofes fällt es auf, daß derselbe meistens öde und wüst erscheint. Die Grabhügel sind verfallen und den Verstorbenen gesetzte Erinnerungszeichen selten; keine Blume, kein Bäumchen sind Zeugen wehmüthigen Andenkens.

In Krankheitsfällen bedient der Littauer sich selten des Arztes, denn er scheut die baaren Auslagen. Gegen die verschiedensten Uebel hat er eine Menge Hausmittel, die er sich zu billigen Preisen zu verschaffen weiß. Kleine Uebel achtet er nicht, da er von Jugend auf abgehärtet ist. Knaben und kleine Mädchen haben oft im Sommer und Winter nur das Hemd als einziges Kleidungsstück. Kommt es mit der Krankheit hart, so daß der davon Betroffene sich nicht mehr fortbewegen kann, so legt er sich. Universalmittel sind ihm folgende: Man läßt Wasser von dazu besonders geschickten Personen besprechen, geht, ohne ein Wort zu reden, damit nach Hause und hegt es sorgfältig auf, um es gegen jede Krankheit als äußeres oder inneres Arzneimittel zu gebrauchen: „Besprechen und Rathen" sind bei dem Littauer hochgeachtet. Sehr wichtige Heilmittel sind ihm Belladonna, Branntwein und Aderlaß; Verschlucken von Fieberzettelchen und das Liegen auf dem Kirchhofe des Nachts helfen gegen das Fieber. Glaubt man, daß das Fieber durch Schreck entstanden sei, so muß es durch Schreck wieder vertrieben werden; zu dem Schrecke wendet man unvermuthetes Uebergießen mit kaltem Wasser an.

Schornsteinruß mit Branntwein sollen gegen die Cholera helfen. Rheumatismus heilt man so: der leidende Theil wird unter Hersagen von Zauberformeln mit Garn oder Zwirn umwickelt; ist's geschehen, so wird der Faden abgewickelt und um einen Baum gewunden; sobald der Faden am Baume verwittert ist, hält man das Uebel für beseitigt. Geschwulste heilt man dadurch, daß man Kröten lebendig spießt, an der Sonne trocknet oder sie auch lebendig mit dem Rücken auf den leidenden Körpertheil bindet. Ist Jemand nach dem Glauben des Littauers durch den „bösen Blick" behext und dann krank geworden, so wird geräuchert und Spießglanz in Branntwein dagegen eingenommen. Bei Hautausschlägen braucht man eine Einreibung von Quecksilberseife, heizt den Backofen, und nachdem man die Gluth herausgezogen hat, hebt man den Kranken hinein, der allerdings dann, wie es wohl vorgekommen ist, nie mehr eine Cur durchzumachen braucht. Die kirchlichen Feste feiern die Littauer wie wir Deutschen, und mancher Rest von Aberglauben zeigt sich gerade zu solchen Zeiten.

Am Christabend vermummen sich junge Leute, gehen dann in die Häuser, um Erwachsene zu züchtigen, Kinder zu ängstigen — Alles auf Rechnung des heiligen Christ. Der Johannistag erfreut sich einer besondern Auszeichnung. Am Vorabend dieses Tages brennen an unzähligen Orten Feuer, überall knallen Schüsse, und viele Hände sammeln Kräuter, die dann besonders heilkräftig sind. Mit Gesang und Gebet feiert man den Tag, und bei den Zusammenkünften (Surinkimmus) in den Dörfern halten die Aeltesten erbauliche Reden. Am Fastnachtstage, an dem, beiläufig gesagt, auf jedem Tische Szuppinis (Brei von weißen Erbsen, mit Kartoffeln) mit geräuchertem Schweinskopf prangt, werden die jungen Pferde zum ersten Male angespannt, und es wird mit denselben spazieren gefahren, damit der Flachs im folgenden Sommer lang wachse.

In den sogenannten Zwölfen, das ist die Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias, darf man nichts leihen gehen, will man nicht für einen Hexenmeister gehalten werden, den man mit seiner Bitte hart abweist. Fast allgemein ist noch der Glaube herrschend, daß man im Besitze fremden Eigenthums Anderer Vieh bezaubern könne.

Sauerteig und Hefe leiht man nur gegen Hergabe eines Brotstückchens. In die Milch, die man verkauft oder verschenkt, streut man einige Körnchen Salz, damit sie nicht behext, das ist „reckrig" — krümlich und unbrauchbar — gemacht werden könne.

Das Besprechen der Krankheiten bei Thieren und Menschen hat unfehlbar das Gesunden zur Folge. Wird dem Allaus, einem Honigbier, Hefen zugesetzt, so kreischt man tüchtig, damit die Flüssigkeit gut gähre und reichlich berauschende Kraft erhalte. Saatgetreide und Thiere zur Zucht werden gar nicht oder höchst selten fortgegeben oder selten verkauft, damit der Segen nicht fortgehe.

Die Roggenernte und das Flachsbrechen sind Volksfeste. Beide Arbeiten müssen, wenn sie Segen bringen sollen, an einem Tage beendet werden. Nach dem Einbringen des Roggens wird ein Aehrenkranz gewunden, den der „Vorarbeiter" auf die Sense hängt. In feierlichem Zuge begiebt man sich nach der Wohnung des Herrn und begießt sich dort gegenseitig tüchtig mit Wasser, während der Vorhauer mit folgender Anrede den Erntekranz der Wirthin übergiebt: „Guten Abend, Frau Wir-

thin! Hier bringe ich Ihnen einen Ehrenkranz zu Ihrer Ehre! So viel Aehrlein, so viel Lichtlein, so viel Körnlein, so viel Schefflein, so viel Hälmlein, so viel Gläschen Schnaps für mich und alle Häuer!"

Das Gelage nach solchen Arbeiten wird „Tall" genannt.

Aus Südamerika.

Der transandinische Telegraph zwischen Buenos Ayres und Valparaiso ist am 29. Juli dem Betriebe übergeben worden und somit die Verbindung zwischen dem Atlantischen Ocean und der Südsee hergestellt. Das Werk ist im November 1870 von Villa Maria aus in Angriff genommen worden. Buenos Ayres ist mit dem am linken Ufer der La-Plata-Mündung liegenden Montevideo durch ein Unterwasserkabel verbunden und der Anschluß an die brasilianischen Drähte wird noch im Laufe dieses Jahres erfolgen. Das europäisch-brasilianische Kabel, für welches die Capitalien gezeichnet sind, soll demnächst in Angriff genommen werden.

Argentinien ist im Allgemeinen holzarm, es erscheint daher von Wichtigkeit, daß bei Maraye in der Provinz San Juan ein bituminöses Kohlenlager aufgefunden worden ist. Dasselbe nimmt einen Flächenraum von etwa 18 bis 20 Quadratleguas ein, die Mächtigkeit an der Oberfläche beträgt $2\frac{1}{2}$ Yards, und die vom Geognosten Graham Stuart vorgenommene Analyse hat ein sehr günstiges Resultat ergeben. Die Marayekohle ist besser als die von Lota in Chile. Der argentinische Congreß setzte 1870 für das Auffinden von Kohle eine Prämie von 5000 Pf. St. aus; dieselbe wird an einen Deutschen, Herrn Klappenbach, ausgezahlt, welcher auch die Bearbeitung des Kohlenlagers in Angriff genommen hat und eine Bahn baut, um das Product an den Markt zu schaffen.

Am 9. Juli, als die Argentiner das 56. Jahr ihrer Unabhängigkeit feierten, hatten sie 620 Miles Eisenbahnen und abgesehen von den im Bau begriffenen Linien waren nicht weniger als 51 andere zur Genehmigung an den Congreß gelangt. Es handelt sich dabei um ein Experiment, das interessant genug erscheint. Man will, wenigstens auf Nebenbahnen, das Foster'sche System einführen und statt der jetzt so theuren eisernen Schienen dergleichen von zähem hartem Holze anwenden, das im Lande wächst. Die Ausbesserung sei leicht, die Locomotive laufe sanft und geräuschlos, die Kosten seien gering, da die Herstellung der laufenden Yard nur auf etwa einen Dollar zu stehen komme. — Für die Eisenbahn von Cordova nach Tucuman soll die schmale Spurweite in Anwendung kommen; die Unternehmer Telfener und Lumb wollen dieselbe binnen vier Jahren für 1,515,974 Pf. St. herstellen, während die breite Spur auf 2,700,000 veranschlagt worden war. Die Entfernung bis Tucuman beträgt, von Buenos Ayres aus gerechnet, 820 Miles.

Die Einwanderung von Basken aus Spanien und Frankreich und von Italienern hat bis zum 1. Juli 15,702 Köpfe betragen.

Auch Peru hat eine „internationale Ausstellung" veranstaltet, die am 1. Juli zu Lima eröffnet wurde. Die Engländer ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihre Producte zur Schau zu stellen; von Baumwollen- und anderen Fabrikaten abgesehen, paradirten auch: Ale und andere Biere, Gloucesterkäse, Chocolade, Wolle, Branntwein rc.; dann auch Maschinen aller Art. — Am interessantesten war die peruanische Abtheilung. Im ersten Saale sah man eine Sammlung von Alterthümern, an welchen das Land ja so reich ist, viele Mumien, Kleider aus Federn, Steinbeile, Bogen, Pfeile rc. Vier von den ausgestellten Mumien sind in der Sierra von Guanta im Departement Ayacucho gefunden worden; der Schädel der einen ist entschieden langköpfig. Alle vier haben die bekannte kauernde Stellung; die Hände werden vor die Ohren gehalten. Bei einer fünften Mumie hat man die Hände nach rückwärts über den Nacken gebogen und ihr ist ein mehrmals gewundener Strick um den Hals gebunden; man meint, daß sie einem hingerichteten Verbrecher angehöre. Am rechten Fuße einer weiblichen Mumie findet man noch ein Stück Sandale. Bemerkenswerth sind die Reste von alten Kähnen und eine Maske aus Leder; diese letztere ist in beträchtlicher Tiefe auf den Chinchainseln gefunden worden.

Am Tage nach der Ausstellung, 2. Juli, wurde dieselbe von nicht einhundert Menschen besucht, während am 30. Juni mehr als 10,000 sich an einem Stiergefechte vergnügten.

* * *

— Das hydrographische Bureau der kaiserlichen Admiralität veröffentlicht das Verhältniß der Längenmaße für maritime Verhältnisse. Danach ist: 1 Seemeile = 1852 Meter, 1 Kabellänge, der zehnte Theil der Seemeile, = rund 185 Meter, 1 Kartenlänge für das 14 Secundenglas = 6,84 Meter. — 1 Meter = 3,186 rhnl., = 3,456 brem., = 3,4895 hamb., = 3,425 hann., = 3,877 lübeck., = 3,476 meckl., = 3,379 oldenb., = 3,281 engl. Fuß. — Wo die Sichtweite von Feuern angegeben ist, bezieht sie sich auf eine Augenhöhe von 4,5 Meter über Wasser.

— Die argentinische Universität zu Cordova zählte im Sommersemester (das dort in den Winter fällt) 86 Studenten. An der Hochschule halten sechs deutsche Professoren naturwissenschaftliche Vorträge.

— Mit den von den europäischen Päpstlingen so hoch gepriesenen Jesuiten ist man doch selbst in Centralamerika nichts weniger als zufrieden. Sie sind dort, wo man ihrer unerträglichen Anmaßungen gründlich müde war, ausgetrieben worden, und den übrigen Mönchsorden, welche man für unnütz und gemeinschädlich erklärt hat, ist dasselbe Schicksal bereitet worden. Die Post vom 15. Juli meldet Folgendes: Aus Guatemala. Zu Quescelenango ist eine Freischule für das Volk gegründet worden; der Clerus hat nichts für den Unterricht gethan. Aus San Salvador: Hier ist eine Verschwörung gegen die Regierung entdeckt worden; die Rädelsführer sind der Erzbischof Pinol, die Jesuiten und andere Geistliche. Sie wühlten auch in den Zeitungen, und es ist deshalb ausnahmsweise eine strenge Censur eingeführt worden.

— Die Colonie Südaustralien hat von 1861 bis 1871 nahezu eine Viertelmillion Pfund Sterling verausgabt, um Einwanderer anzuziehen; trotzdem sind nur etwa 4000 im Lande geblieben, während viele über Adelaide nach Victoria gingen. Der Kopf hat also durchschnittlich 40 Pf. St. gekostet. Die Regierung will nun kein Reisegeld mehr zahlen, sondern, nach dem Vorbilde von Queensland, das sogenannte Land-Warrants-Ordersystem einführen, um Personen, die ein kleines Capital besitzen, zu vermögen, daß sie auf eigene Kosten kommen und nachdem sie gelandet sind, Scheine im Nominalwerthe von 16 Pf. St. ausgehändigt bekommen, falls sie sich verpflichten, dauernd in der Colonie zu bleiben. — Im Jahre 1871 sind 85,650 Acres neu unter den Pflug genommen und allesammt mit Weizen bestellt worden. Es waren schon 10,070,867 Acres eingezäunt worden; die Wein- und Kartoffelernten waren sehr befriedigend ausgefallen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

October Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Tyndall's Alpenwerk*).

Ueber die Alpen zu schreiben ist jetzt so sehr Modesache geworden, daß in besonderen Büchern und zahlreichen Zeitschriften alljährlich eine wahre Sündfluth von Alpenliteratur sich über uns ergießt. Mehr als bei anderen Fächern heißt es jedoch hier: Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet. Namentlich in den verschiedenen concurrirenden Alpenjournalen und Jahrbüchern finden sich eine Menge Artikel, die, von Dilettanten herrührend, sehr häufig das Lesen nicht werth sind. Auch bei den Engländern, wo „Mountaineering" immer mehr in Aufnahme kommt, wird viel Untergeordnetes producirt, und es erfrischt daher, wenn aus dem großen Wuste wieder ein Werk hervortritt, das, wie das vorliegende, von einem Manne ausgeht, der zugleich Meister in der Wissenschaft, in der Darstellung und im Alpensteigen ist. Diese Dreieinigkeit ist es, die Tyndall's Werke vor Allem Werth verleiht, und so können wir uns denn nur freuen, daß zu den übrigen ins Deutsche übersetzten Werken des hervorragenden englischen Physikers auch noch dieses gekommen ist. Mit Recht bemerkt Professor Wiedemann in dem Vorworte zur deutschen Ausgabe, daß Tyndall es verstanden habe, die schwierigsten Probleme der Wissenschaft in aller Strenge und zugleich vollkommen populär vorzutragen. So ist das Werk, das wir nicht dringend genug empfehlen können, auch größeren Kreisen zugängig; wer die Alpen kennt, möge daraus seine Erinnerung auffrischen und zugleich neue Belehrung über dieselben sammeln; wer sie aber noch nicht geschaut, der wird durch Tyndall's meisterhafte Darstellungen angeregt werden, sie zu besuchen. Es sind prachtvolle Naturschilderungen darin; wir lernen die Gefahren des Bergsteigens an der Hand des kundigen Führers kennen und es „gruselt" uns bei manchem Abenteuer, das er besteht und das ihn an den Rand des Grabes bringt. In die 26 Capitel wurden überall streng wissenschaftliche Ausführungen eingestreut, welche doch allgemein verständlich sind, und ein Anhang recapitulirt, durch neue Beobachtungen Tyndall's vermehrt, unser Wissen vom Eis und den Gletschern. Als Zugabe endlich erhält der Leser die Schilderung eines Aufenthalts an den Seen von Killarney in Irland, eine Beschreibung des Snowdon in Wales im Winter und eine Reise nach Algerien zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß im December 1870. So mag denn auch von diesem Buche gelten: „Wer Vieles bringt, wird Allen etwas bringen." Unbefriedigt legt es Niemand aus der Hand, nicht der Gelehrte und nicht jener, der bloß eine Unterhaltungslectüre wünscht.

Tyndall sagt selbst, er habe das Buch geschrieben zur Erinnerung an mühevolle und frohe Stunden, die er auf nun mehr als zehnjährigen Wanderungen in den Schweizer Alpen erlebt. Ursprünglich ging er wohl nur in die Alpen, um die angegriffene Gesundheit durch die frische Bergluft herzustellen, und in dieser Beziehung hat er denn auch Wunder erlebt. „Sicher ruht," schreibt er, „eine moralische Kraft im Sauerstoff der Berge, wie eine unmoralische in den Ausdünstungen der Sümpfe, und eine edlere Kraft, als nur die rein thierische, ist latent im Hammelfleisch der Alpen. Wir erkennen immer mehr den Einfluß der physischen Elemente

*) „In den Alpen" von John Tyndall. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit einem Vorwort von Gustav Wiedemann. Mit ,in den Text eingedruckten Holzstichen. Braunschweig. Fr. Vieweg u. Sohn. 1872.

auf unser Leben, denn wenn das Blut in einem reinern Luftstrome rollt, so ist das Herz für alles Schöne empfänglicher. Geist und Materie durchdringen sich; die Alpen veredeln uns ganz und wir kehren als klügere und stärkere Menschen von ihren Abgründen nach Hause zurück."

Ehe wir auf Tyndall's Bergfahrten hier eingehen, müssen wir den Leser kurz mit seinem langjährigen Begleiter bekannt machen, der viel Mühsal und Noth mit ihm getragen. Es ist dies der Führer Johann Bennen aus Laax im obern Rheinthal, den er als den Typus eines einfachen und heroischen teutonischen Bergbewohners hinstellt, „welcher gänzlich von dem geschmeidig listigen, französisch sprechenden Bewohner von Chamouni verschieden ist." Es werden ganz fabelhafte Dinge von der Ausdauer und Umsicht dieses Bennen berichtet, der allen Gefahren an den schreckvollsten Stellen entging, und der von einer Lawine auf dem Haut de Cry bei Sitten verschüttet wurde. Gestürzt wäre er in den Alpen nicht, meint Tyndall.

Mit diesem Bennen und in Begleitung eines Landsmannes, Vaughan Hawkins, unternahm Tyndall im Jahre 1860 den ersten Versuch zur Ersteigung des unnahbar geglaubten Matterhorns von Breuil aus. Es war ein schwieriges Stück Arbeit, da sie noch keinen Vorgänger gehabt hatten, und stets mußten sie die „Vorschriften" der Alpensteiger im Auge behalten, nämlich: „Wenn Dein Fuß von den Stufen ausrutscht, wirf Dich gleich auf Dein Gesicht und bohre Deinen Alpenstock mit beiden Händen tief unter Deinem Körper ein; so kannst Du Dich möglicherweise festhalten. Einmal auf dem Rücken ist Alles verloren." Langsam geht es bergauf und das erste Stück Arbeit ist gethan. In der Schilderung heißt es: „Wir stehen auf einer großen rothen Granitplatte, der untersten Stufe des eigentlichen Gipfels des Matterhorns. Niemand hat vor uns dort gestanden. Die Platte bildet das eine Ende des Schneerandes, der am andern Ende von überhängenden, 50 Fuß hohen Felsen überragt wird, dem Ende des Kammes. Auf einer Seite ist der Schneekrater, um den wir uns herumgewunden hatten; auf der andern Seite fällt eine abgedachte und genarbte Schneefläche steil nach Norden herunter, wo, wie wir wissen, der Zmutt-Gletscher liegt. Die Hoffnung, die ich gehegt hatte, daß man durch diese Spalte einen Paß von Breuil nach Zermatt gewinnen könnte, wurde gänzlich vernichtet. Ueber uns erheben sich die Thürme und Felszacken des Matterhorns, ein furchtbarer Aufbau. Ein wirkliches Betreten dieses ernstesten und steilsten aller Alpenberge steigert seinen gewaltigen Eindruck noch ungemein; seine Form ist merkwürdiger, als die irgend eines andern Berges, nicht zufällig, sondern weil er aus massiverm und dauerhafterm Material aufgethürmt und fester in einander gefügt ist: ich habe nirgends ein so bewundernswürdiges Mauerwerk gesehen. Die großen Gneißblöcke sind meist glatt und fest, mit wenig Anzeichen von Zersplitterung oder Verwitterung." Indessen diese Besteigung mißlang; das Matterhorn wurde dann einige Jahre darauf recognoscirt und im folgenden Jahre ein zweiter Versuch unternommen, da der erste „eine Wolke von Unzufriedenheit" hinterließ. Diese sollte indessen noch andauern. Das war zur Zeit als Whymper wirklich das Matterhorn erstieg. Von zwei Führern


Das Matterhorn und der Furkegletscher.

und zwei Trägern begleitet, mit Zelt und allem Nöthigen versehen, wanderte Tyndall durch das Val Tournache aufwärts bis zu dem Sattel, der sich an den Fuß des Matterhorns erstreckt. Hier wurde das Nachtlager aufgeschlagen.

„Der Nebel, der Feind aller Bergbesteiger, kroch inzwischen die Thäler herauf, während sich dichte Wolkenflocken um die Hügel zusammenzogen. Als die Nacht hereinbrach, verdichtete sich der Nebel unter wechselnden Erscheinungen, wie es nur in einem Berglande möglich ist. Oft rissen plötzliche Windstöße die Wolken in verticalen Strömen aufwärts, während horizontale sie wild hin- und herwarfen. Oft stürzten sich verschiedene Strömungen auf einander und bildeten wirbelnde Wolkenkreise. Vergebens suchte die Luft in wildem Gewoge ihr Gleichgewicht zu finden. Bisweilen wurde jeder Blick auf die untere Welt abgeschnitten — dann zerstob der Nebel und wir sahen die sonnigen Weiden von Breuil tief unter uns lächeln. Plötzliches Donnergetöse von den Höhen, dem der Schall der fallenden Steine folgte, zeigte uns eine Sendung des Matterhorns an. Wir waren ganz in Nebel eingehüllt, als wir schlafen gingen, und hegten kaum die leise Hoffnung, daß die Morgensonne das trübe Dunkel zerstreuen könnte. Die Felsen donnerten ununterbrochen die Nacht hindurch, wie sie den nahen Schrund herunterstürzten. Ich öffnete um Mitternacht die Augen und erblickte durch ein kleines Loch in der Leinwand meines Zeltes einen Stern. Ich stand auf und fand, daß der Himmel von Wolken rein gefegt war, während über mir die stolzen Festungsmauern des Matterhorns sich gegen den verdunkelten Himmel abhoben."

Wir übergehen die Einzelnheiten dieses zweiten erfolglosen Versuchs und erwähnen nur, daß Tyndall bis zu einer Stelle kam, wo der Kamm, auf dem er vorging, durch einen tiefen Riß gespalten war, der ihn vom letzten Absturz trennte. „Nie hatte ich einen so wilden Ort gesehen, und ich setzte mich hin mit dem Schmerz der enttäuschten Hoffnung." Endlich gelingt der dritte Versuch. Von den 14,800 Fuß, welche das Matterhorn hoch ist, waren bei dem zweiten Versuche nur 14,200 erstiegen worden. Die letzten 600 Fuß überwand man beim letzten Ansteigen mit Hülfe eines fremden Seiles, das ein Vorgänger, Maquinaz, an einer Klippe zurückgelassen. „Wir erreichten das Ende dieses Seiles und mein Führer brauchte viel Zeit, um sich zu überzeugen, daß es nicht durch die Reibung gelitten habe. Es war doppelt nothwendig, es genau zu prüfen, da die schon an sich selbst schlecht zu passirenden Felsen hier mit Eis überzogen waren. An einigen Stellen war das Seil nur ein in Eis eingehüllter hanfener Kern, über den die Hände hülflos glitten. Wir mußten selbst mit Hülfe dieses Seiles viel Kraft aufwenden, um auf die Höhe des Abgrundes zu kommen, und gern ruhten wir hier einen Augenblick, um Athem zu schöpfen. Der eigentliche Anstieg war vorüber; noch einige Minuten raschen Kletterns, und wir waren auf dem vom Blitz zerrissenen Gipfel. So endete mein langer Kampf mit dem Matterhorn."



Der Aletschgletscher.

Andere Bergbesteigungen Tyndall's glückten gleich das erste Mal. So war er auf dem Weißhorn und Aeggischhorn, auch fand er den von ihm „Lawinenthor" genannten Paß über den Gebirgswall, der den Canton Bern von dem Wallis trennt, so daß er in einem Tage von Lauterbrunnen nach dem Aeggischhorn kam, und auch die Jungfrau bestieg. Vom Faulberge aus gelangte Tyndall in 6 Stunden bis auf den Gipfel, den er früh 7 Uhr erreichte. Von hier aus nun bewundert er die erhabene Pracht der Alpen, die in ihrer ganzen Majestät vor ihm aufgerollt lagen. „Wir können wieder und immer wieder von den verschiedensten Punkten aus auf diese Berge sehen, es umgiebt sie solch ein ewiger Glanz, daß er jeden neuen Blick mit frischen Eindrücken verbindet. Ich meinte, die Alpen nie schöner gesehen zu haben. Ihre Großartigkeit war wohl niemals vollkommener enthüllt oder überwältigender. Die Färbung der Luft trug eben so viel zum Eindruck bei, als die gewaltige Größe der Massen, auf die diese Farbe fiel. Ein ruhiger Glanz breitete sich über die Berge aus, der die harten Linien der Umrisse milderte, ohne ihnen von ihrer Schärfe etwas zu nehmen. Doch ist das halbe Interesse solcher Bilder ein psychologisches; die Seele nimmt den Ausdruck der sie umgebenden Natur an und wird selbst erhaben.

Als ich über diese wunderbare Scene nach dem Mont Blanc, dem Grand Combin, der Dent Blanche, dem Weiß-

horn, dem Dom und den tausend kleineren Spitzen hinübersah, die Alle sich zur Feier des erwachenden Tages vereint hatten, fragte ich mich, wie schon früher: Wie ward dieses ungeheure Werk vollbracht? Wer meißelte diese gewaltigen und malerischen Massen aus den gewöhnlichen Erhebungen auf der Erde? Und die Antwort war gefunden. Ewig jung, ewig allmächtig — die Kraft von noch tausend Welten in sich tragend — stieg die wahre Meisterin eben jetzt am östlichen Himmel auf. Sie hob die Wasser, die diese Schluchten eingeschnitten hatten; sie legte die Gletscher auf die Bergabhänge, um dem Gesetze der Schwere den Pflug zu geben, der die Thäler öffnete; und sie ist es, die, thätig durch Jahrhunderte hindurch, auch endlich diese mächtigen Monumente niederwerfen und sie allmälig der See zurollen wird —

Den Samen säend für kommende Welttheile,

so daß die Völker einer spätern Erde fruchtbares Land sich ausbreiten und Kornfelder sich wiegen sehen werden über den verborgenen Felsen, die in diesem Augenblicke die Last der Jungfrau tragen.“

Maximum- und Minimum-Thermometer.

Bei so vielen Bergbesteigungen und Gletscherfahrten, von denen wir nur einige andeuten konnten, ist Tyndall natürlich selbst oft in Gefahr gerathen, und er war einige Male nahe daran, sich der langen Reihe seiner waghalsigen Landsleute anzuschließen, die im Eis und Schnee der Alpen begraben liegen. Im Jahre 1864 bestieg Tyndall mit zwei Landsleuten, Hutchinson und Lee-Warner, den Piz Morteratsch. An einem Eis- und Schneeabhange angelangt, in welchen Stufen zum Hinabsteigen eingehauen wurden, setzten sie Alle, durch ein Seil verbunden, sich in Bewegung, um die Stufen hinabzusteigen, aber sofort wurden Alle, der Führer Jenni voran, mit unaufhaltsamer Geschwindigkeit den steilen Abhang hinabgerissen. Diese Höllenfahrt schildert Tyndall folgendermaßen:

„Ehe ich den Abhang betrat, hatte ich mir nach meiner Gewohnheit klar gemacht, was im Falle eines Mißgeschicks zu thun wäre, und so hatte ich mich, so wie ich umgerissen wurde, sogleich auf das Gesicht geworfen und meinen Stock durch den sich bewegenden Schnee auf das darunter liegende Eis gestoßen. Es wurde mir aber keine Zeit gegönnt, die Bewegung zu hemmen; denn kaum hatte ich ihn so wenige Secunden fest gehalten, als ich auf ein Hinderniß stieß und mit Gewalt durch die Luft geschleudert wurde; Jenni wurde zur selben Zeit auf mich geworfen. Wir verloren hier Beide unsere Stöcke. Wir waren über eine Spalte getragen worden, hatten ihren untern Rand getroffen und statt hineinzufallen, hatte unsere große Geschwindigkeit uns weit darüber hinausgetrieben. Ich war für einen Augenblick ganz betäubt, doch fand ich mich gleich wieder zurecht und konnte die Männer vor mir halb im Schnee begraben und von den Felsen, über die wir kamen, hin- und hergeschleudert, sehen. Plötzlich sah ich sie durch einen Sturz der Lawine kopfüber geworfen und mußte selbst wenige Augenblicke darauf ihre Bewegung nachahmen. Dies rührte von einer zweiten Spalte her. Jenni wußte von ihrer Existenz und stürzte sich, wie er mir sagte, gerade hinein — eine kühne That, aber dieses Mal nutzlos. Er hoffte dadurch, daß er in die Schlucht sprang, eine Spannung auf das Seil auszuüben, die genügte, um die Bewegung zu hemmen. Aber, obgleich er über 250 Pfund wog, wurde er doch heftig aus dem Spalt geschleudert und durch den Druck des Seiles fast zu Tode gequetscht.

Ein langer Abhang war unter uns, der zu einem Rande führte, von dem aus der Gletscher steil herunterfiel. Am Fuße dieses Absturzes war das Eis von einer Reihe tiefer Spalten zerrissen, zu denen wir rasch geführt wurden. Die drei vorderen Männer fuhren auf der Spitze der Lawine und waren zeitweise ganz mit Schnee bedeckt; aber die bewegliche Schicht war hinten dünner und Jenni stand unaufhörlich auf und stemmte mit der Kraft der Verzweiflung seine Füße in die festere untere Masse. Seine Stimme, die „Halt! Herr Jesus, halt!“ rief, war die einzige, die man während des Niederfahrens hörte. Alle meine alten Erinnerungen standen plötzlich vor mir, wie es bei Leuten der Fall ist, die dem Ertrinken nahe waren, und meine geistigen Fähigkeiten blieben unberührt. Ich dachte an Bennen auf dem Haut de Cry, und murmelte: „Jetzt kommt die Reihe an mich.“ Dann betrachtete ich kalten Blutes die Männer vor mir und überlegte, daß, wenn nur ihre lebendige Kraft allein neutralisirt werden müßte, Jenni und ich sie wohl zurückhalten könnten; sie aber und die Schneemasse aufzuhalten, in der sie gefangen waren, war unmöglich. Ich empfand keine besondere Furcht. Der Sturz war zu schnell gekommen und die Aufregung des Rutschens zu groß, als daß Schrecken und Angst aufkommen konnten.“

Endlich gelangten sie an eine Stelle, wo der Abhang weniger steil abfiel, und hier gelang es den Hinabrutschenden, zum Halt zu kommen. Zwei oder drei Secunden weiter wären aber Alle in einen tiefen Schlund gestürzt. So kamen sie mit Quetschungen und leichten Wunden davon.

Bei Besteigung des Aletschhorns schildert er auch den schönen großen Aletschgletscher, über den er drei Stunden lang wandert. „Unser Weg zog sich den Bergabhang parallel dem Oberaletsch-Gletscher entlang, dessen seitliche Moräne gleich rechts von uns war. Nachdem wir verschiedene Grashalden hinaufgeklettert waren, stiegen wir auf diese Moräne und erwählten sie für einige Zeit zu unserm Wege. Der schieferige Kamm senkte sich an einer Stelle und öffnete dem Gletscher einen natürlichen Durchgang. Wir fanden das Eis höckerig und gingen deshalb auf eine Mittelmoräne hinüber, die aus Granittrümmern bestand und hin und wieder ungeheuer große Granitblöcke trug. Wir fanden jenseits dieser Moräne glatteres Eis und besseres Licht, denn wir waren bisher im Schatten der Berge gegangen.

Dieser Gletscher, dem wir zuerst entlang gingen, war der Hauptstamm vieler seitlicher Gletscher, und folglich auch vieler Mittelmoränen, von denen immer eine weniger als seitliche Gletscher vorhanden waren. Zwei Hauptarme nahmen aber alle anderen als Bestandtheile in sich auf. Einer von ihnen kam vom großen und kleinen Nesthorn und ihren Ausläufern herunter, der andere vom Aletschhorn. Diesen

letztern Arm stiegen wir hinter der Vereinigung hinauf. Bisher hatte die Oberfläche des Gletschers, geschmolzen von der gestrigen Sonne und durch den nächtlichen Frost wieder überfroren, unter unseren Füßen gekracht; auf dem Arm des Aletschhorns war aber das Eis mit einem sammtartigen Pelz überzogen; er war weich wie ein Teppich und doch zu gleicher Zeit für das Aufsetzen des Fußes vollkommen fest. Die Sonne war hinter dem Berge verborgen, und so konnten wir, tief in Schatten gehüllt, unbelästigt von der Wärme, die Schönheit und Großartigkeit der Scenerie genießen.

Gerade vor uns stand die Pyramide des Aletschhorns mit ihrer schweren Gletscherlast, und über diese hinaus ragte ihr felsiger Gipfel, während rechts und links von uns andere Spitzen sich erhoben und zu schneeigen Satteln senkten, wie sie einen Berg von 14,000 Fuß Höhe stets umgeben. Und zwischen ihnen allen in der tiefen Ruhe, die der Einsamkeit des Ortes entsprach, wanden sich die wunderbar schönen Gletscher, auf denen wir jetzt fast drei Stunden gewandert waren. Ich weiß nichts, was ich an erhabener Pracht mit diesen Winterpalästen der Bergbesteiger in der anbrechenden Morgenbeleuchtung vergleichen könnte. Und das Beste ist, daß kein Eigenthumsrecht den Werth des Anblickes erhöhen kann."

Zahlreich sind nun die eingestreuten wissenschaftlichen Beobachtungen, die der Leser gleichsam spielend mit in den Kauf bekommt, während Tyndall tragisch oder komisch schildert. Gleich das vierte Capitel schildert uns, wie er auf der Spitze des Mont-Blanc eine Thermometerstation einrichtete und mit 26 Trägern den Bergriesen hinaufkletterte, um überall 12 Fuß lange Pfähle einzurammen, welche die Maximum- und Minimumthermometer trugen. Diesen Untersuchungen Tyndall's, welche im Auftrage der British Association ausgeführt wurden, verdanken wir die Kenntniß der Temperaturverhältnisse des Montblanc in verschiedenen Höhen. Die niedrigste Temperatur auf der höchsten Spitze des Jardin war im Winter 1858 — 21° C. Was die angewandten Thermometer betrifft, so sind sie unter dem Namen Rutherford's Thermometrograph bekannt. Er besteht aus zwei Thermometern, deren Röhren wagerecht liegen, und von denen das eine ein Quecksilberthermometer, das andere ein Weingeistthermometer ist. In der Röhre des Quecksilberthermometers liegt ein Stahlstiftchen, welches durch die Quecksilbersäule fortgeschoben wird, wenn sich das Quecksilber in der Kugel dieses Thermometers ausdehnt; wenn nun aber das Thermometer erkaltet, so zieht sich die Quecksilbersäule wieder zurück, das Stahlstäbchen aber bleibt an der Stelle liegen, bis zu welcher es bei dem höchsten Stande des Thermometers geschoben worden war; ein solches Thermometer giebt also das Maximum der Temperatur an, welches innerhalb einer gewissen Periode geherrscht hat.

In der Röhre des Weingeistthermometers liegt ein ganz feines Glasstäbchen, welches an beiden Enden etwas dicker ist, wie man in beistehender Figur deutlich sieht; das Glasstäbchen liegt noch in dem Weingeistsäulchen, und wenn der Weingeist in der Kugel erkaltet und sich die Weingeistsäule in der Röhre bis an das erste Knöpfchen des Glasstäbchens zurückgezogen hat, so wird bei fernerm Sinken der Temperatur das Glasstäbchen in Folge der Adhäsion zwischen Weingeist und Glas von der noch weiter sich zurückziehenden Weingeistsäule mitgenommen; wenn aber die Flüssigkeit in der Kugel wieder wärmer wird, so geht beim Steigen des Thermometers die Flüssigkeit an dem Stäbchen vorbei, ohne es fortzuschieben; das Stäbchen, welches von dunkelfarbigem Glase gemacht sein muß, damit man es deutlich sehen kann, bleibt also an der Stelle liegen, welche dem Minimum der Temperatur entspricht, die innerhalb eines gewissen Zeitraumes herrschte.

Von Wichtigkeit sind Tyndall's Beobachtungen über die Gletscherbewegung, namentlich jene am Mer de Glace angestellten (vergl. das Kärtchen auf S. 131 nach Forbes). Er bestätigt das Gesetz, daß der mittlere Theil eines Gletschers sich rascher bewege, als seine Seitentheile. Fünf Linien von Stangen hatte er über den Gletscher gezogen und deren Maximalbewegung bestimmt; durch Verbindung derselben erhielt Tyndall die Gesammtlinie der Maximalbewegung. „Die punktirte Linie in der Figur auf Seite 244 bezeichnet die Mittellinie des Mer de Glace, die scharf ausgezogene Linie, die die Axe des Gletschers bei den Punkten *A A* schneidet, ist dann die Linie der Maximalbewegung. Die Curve ist gewundener als das Thal selbst, und sie schneidet die Mittellinie des Thales, wo dasselbe sich nach der entgegengesetzten Seite hinwendet. Die Städte liegen gewöhnlich am convexen Ufer des Flusses, wo der Strom des Wassers keine Schlammablagerung zuläßt; und dasselbe Gesetz, das den Lauf der Themse regelte und die Lage der Städte an ihren Ufern bestimmte, arbeitet auch noch in diesem Augenblicke mit stiller Kraft in den Gletschern der Alpen."

Wir ersuchen den Leser nochmals, einen Blick auf die Seite 131 dieses Bandes des „Globus" mitgetheilte Karte zu werfen. Bei Betrachtung derselben wird er gewahren, wie die drei Gletscherzuflüsse des Mer de Glace sich durch das enge Thal bei Trélaporte drängen. Die Großartigkeit der Kräfte, welche hierbei ins Spiel kommen, vergegenwärtigt Tyndall durch die Angabe der von ihm nachgewiesenen numerischen Resultate. Vor seiner Vereinigung mit seinen Zuflüssen mißt der Gletscher du Géant quer hinüber 1134 Yards (zu 0,91 Meter). Vor dem Zusammenfluß mit dem Talèfre hat der Gletscher de Léchaud eine Breite von 825 Yards, während die Breite des Armes des Talèfre am Fuß des Falles vor seiner Verbindung mit dem Léchaudgletscher annähernd 688 Yards beträgt. Die Summe dieser Breiten ist 2597 Yards. Bei Trélaporte werden diese drei Arme durch eine Schlucht von 893 Yards Breite und mit einer centralen Geschwindigkeit von 20 Zoll für den Tag hindurch gepreßt! Noch überraschender ist das Resultat, wenn wir uns nur auf einen der Zuflüsse — auf den Léchaud beschränken. Dieser breite Eisfluß, der vor seiner Vereinigung mit dem Talèfre eine Breite von 825 Yards hat, wird bei Trélaporte zu einem schmalen Strome von weniger als 88 Yards Breite, das heißt zu etwa einem Zehntel seiner frühern transversalen Ausdehnung zusammengepreßt.

Aus der Südsee.

II.

Wir gaben jüngst die Abbildungen einiger tättowirten Südseeinsulaner, welche dem braunen Menschenschlag angehören; heute lassen wir einige Bemerkungen über die schwarzen Bewohner auf den Neuen Hebriden folgen. Schon im vorigen Jahre, als wir den Menschenraub im Großen Ocean schilderten, haben wir über einige dieser Inseln, insbesondere Tanna, gesprochen.

Die Gruppe liegt südöstlich von den Salomonsinseln, welche gleichfalls von schwarzen Leuten bewohnt wird, und enthält auf einer Strecke von etwa 80 deutschen Meilen eine beträchtliche Anzahl größerer und kleinerer Inseln; manche derselben sind vulcanisch und nicht wenige überaus fruchtbar und malerisch. Die Bewohner sind im Allgemeinen sehr wild und grausam und zumeist den weißen Leuten sehr feindlich gesinnt. Grund genug haben sie, gegen die Fremden auf der Hut zu sein, weil diese bisher den Menschenraub in systematischer Weise getrieben haben, und es ist auch jetzt noch allemal ein gefährliches Wagestück der Missionäre, sich unter jenen Melanesiern niederzulassen.

Im Allgemeinen haben die Leute auf den Neuen Hebriden einen kräftigen Körperbau, der aber doch auf den einzelnen Inseln verschieden ist. Während auf Vaté, einer dichtbewaldeten Insel mit einem wenigstens für Ausländer sehr ungesunden Klima, schlanke Gestalten allgemein sind,



Junger Mann von der Insel Aneiteum.



Frau von der Insel Vanikoro mit ihrem Kinde.

erreichen die Bewohner von Tanna keinen hohen Wuchs; die Frauen sind überall wohl gestaltet. Viele Gebräuche sind Allen gemeinsam. So legen sie zum Beispiel großen Werth auf den Schmuck der Ohren, wie unsere Abbildungen zeigen; häufig wird auch der Nasenknorpel durchbohrt und das Tättowiren ist allgemein. Die Frauen scheeren das Haar kurz und bekleiden nur einen Theil des Körpers mit sehr geschmackvoll gemustertem Mattenzeug.

Aneiteum, eine der wichtigsten Inseln der Gruppe, wird nicht selten von Schiffern besucht, welche dort Sandelholz laden. Seit einigen Jahren ist dieser Handel in zweckmäßiger Weise geregelt worden, indem einige verständige und wohlwollende Europäer eine Factorei gegründet haben, an welche das Product von den Eingeborenen abgeliefert wird; so kommen diese nicht mit den Fremden in Berührung und sind nicht in der Gefahr, geraubt zu werden.

Eine andere, Vanikoro oder Pittsiland, ist dadurch berühmt geworden, daß der französische Entdecker La Pérouse an den Korallenriffen, von welchen auch diese Insel umgeben ist, strandete und daß, seitdem er verschollen war (im Jahre 1788), etwa vierzig Jahre vergingen, bevor man durch Dillon über sein Schicksal Gewißheit erhielt. —

Der Seefahrer, welcher sich den Inseln nähert, wird angenehm überrascht durch die landschaftliche Scenerie, welche sich vor ihm entfaltet. Bei Aneiteum zum Beispiel erkennt man das etwa eine englische Meile vom Lande entfernt liegende Korallenriff schon von Weitem an einer langen, weißen Schaumlinie. Das ist die Brandung. An zwei Stel-

len erhebt sich dieses Riff über den Meeresspiegel, und so entstehen zwei kleine, flache Inseln; diesen gegenüber bildet die Küste der Hauptinsel eine tiefe Bucht; hinter dem Strande derselben steigen in kurzer Entfernung die Berge in abwechselnden Formen empor, und das Ganze bildet ein wahres Mustergemälde einer Insellandschaft. Die von malerischen felsigen Vorgebirgen umgebene Bucht hat etwa eine englische Meile im Durchmesser. Von Palmen beschattet liegt ein hübsches Dorf am Strande; in demselben steht eine kleine Kirche. Zu einer im Hinterlande sich ausdehnenden Ebene, die wohl angebaut ist, ziehen sich den engen Pfad entlang sorgfältig gehaltene Bambushecken; auf den Feldern werden Yams, Taro, Zuckerrohr und Bananen angebaut, an manchen Stellen erheben sich Brotfruchtbäume mit ihren dicht belaubten Kronen. Der Abhang des Berges ist mit riesigen Bäumen bewachsen und die Zahl der Farrnkräuter ist überraschend groß. Der Schweizer O. Rietmann (Wanderungen in Australien und Polynesien, St. Gallen, Scheitlin und Zollikofer, 1868) bemerkte dort eine geradezu kolossale Schlingpflanze, welche mit ihrem armsdicken Stamme bis in die höchsten Baumwipfel hinaufreicht; sie trägt fußlange, glänzend grüne, ovale Blätter.

Die Eingeborenen hielten sich, den Weisungen der Missionäre folgend, von den weißen Wanderern fern, und erst am sechsten Abend kam ein alter Schwarzer mit einem Korbe voll Muscheln, für welche er ein blaues Hemd verlangte. Es waren riesige Schnecken, sechs Zoll hoch und eben so breit, die größten Einschaler, welche Rietmann je gesehen, mit dicker, außen schmutziggrüner, innen perlmutterglänzender Schale. „Bald loderte am Strande ein großes Feuer, über das wir einen Kessel stellten, in welchen die Muscheln geworfen wurden. Der Glanz des Feuers lockte dann eine Menge Eingeborener herbei, die sich im Sande lagerten und beim Scheine der Flamme malerische, wilde Gruppen bildeten. Das Thier jeder Muschel lieferte wenigstens ein Pfund zartes, weißes Fleisch, das von den Schwarzen begierig verzehrt wurde; ich kostete ebenfalls davon und fand es sehr genießbar."

Erromango, das in unseren Tagen so oftmals genannt wird, ist hoch und kühn, schön wie alle Neu-Hebriden; „ein



Das Dorf Vanou auf der Insel Vanikoro.

Paradies, bevölkert von Teufeln"; denn die Leute dieser Insel gelten für die unbändigsten der ganzen Gruppe. Seitdem 1839 die Missionäre Williams und Harris von ihnen ermordet wurden, besteht dort fortwährend ein kleiner Racenkampf zwischen Schwarzen und Weißen, und erst einige Monate vor Rietmann's Ankunft war der Missionär Gordon mit seiner Gemahlin erschlagen worden. Aber trotzdem finden sich in jedem Jahre Händler ein, um Sandelholz zu kaufen; mitten unter den Wilden hatte sich ein Engländer mit seiner Familie niedergelassen, — der einzige Weiße auf der Insel. Es liegt allerdings im Interesse der Eingeborenen, mit den Sandelholzhändlern in gutem Einvernehmen zu stehen, denn nur von ihnen erhalten sie Tabak, Eisen, Tücher und andere europäische Producte, welche ihnen bereits unentbehrlich geworden sind. Aber jener waghalsige Engländer war doch in einer gefährlichen Lage und er hatte schon einmal einen nächtlichen Ueberfall mit Feuerwaffen und seinem großen Hunde abweisen müssen.

Etwas nördlich von 18° S. liegt die große Insel Vaté, welche widersinnig genug von den Engländern auch Sandwich genannt wird; an ihrer Nordwestseite liegt der schöne und sichere Havanahafen. Die Eingeborenen sind stark und kräftig gebaut, mit etwas weniger dunkler Haut als jene auf den übrigen Neuen Hebriden; sie handeln gern und bringen den Schiffern Muscheln, Zierrath und Waffen, um Tabak und Kattun dagegen einzutauschen. Auf dieser Insel fand Rietmann zwei „gelbe" Missionäre, Leute von den Navigatoren und den Freundschafts- (Tonga-) Inseln. Diese gelben Lehrer sind die Pioniere der weißen Missionäre und lassen sich von diesen an beliebigen Inseln aussetzen, um das Bekehrungswerk vorzubereiten. Falls die Wilden nicht abgeneigt sind, berichten die Gelben ihren weißen Oberen über den Stand der Dinge, und gewöhnlich kommt dann auch bald ein weißer Missionär, bauet eine Capelle, hält Schule, bekehrt, so gut es eben angeht. Auf Vaté konnten sie längere Zeit nichts ausrichten, aber nach und nach haben sich doch einzelne ihnen zugewandt. Die Nichtbekehrten sind noch Cannibalen, und häufig finden Gefechte und Metzeleien zwischen Weißen und Schwarzen statt, wobei sich häufig die ersteren nicht minder barbarisch zeigen, wie ihre schwarzen Gegner, nur mit dem Unterschiede, daß sie ihre erschlagenen Feinde nicht auffressen. Noch leben in der Erinnerung der

Insulaner jene Sandelholzhändler, die im Jahre 1842 viele Eingeborenen tödteten, Plantagen und Häuser verbrannten und schließlich, um ihrer Barbarei die Krone aufzusetzen, eine Anzahl Schwarzer, die sich in eine Höhle geflüchtet hatten, durch ein am Eingange der Höhle angezündetes Feuer erstickten. Aber die Wilden vergalten diese Frevelthat nach besten Kräften. Sie überfielen manche Boote und selbst Schiffe und suchten die weißen Civilisationsbarbaren durch List und Verrath zu verderben. Sie gingen dabei mit schlauer Berechnung zu Werke. Einst näherten sie sich, im Wasser watend, einem Boote, das heranfuhr, um mit ihnen zu handeln, in großer Zahl. Man ließ sie, da sie keine Waffen trugen, in beträchtlicher Menge herankommen; — aber jeder schwarze Mann hatte eine Streitaxt an seiner großen Zehe befestigt! Als die Insulaner neben dem Boote waren, kam die Waffe zum Vorschein, alle Weißen wurden erschlagen und die Schwarzen waren mit den Leichen, die ein saftiges Mahl abgeben sollten, schon im Walde verschwunden, bevor die Mannschaft des in der Nähe ankernden Schiffes Hülfe bringen konnte. Die gelben Lehrer sind eifrig bemüht, den gegenseitigen Barbareien zu steuern, und wenn die Weißen den Menschenraub einstellen, werden auch die mit Recht erbitterten Schwarzen allmälig zu zähmen sein.

Die gelben Missionäre, denen Rietmann einen Besuch abstattete, wohnen auf einer kleinen Insel in der Bucht. Die blaue Fluth ist so klar, daß man tief unten die Korallen, Seeigel und Seesterne erblicken konnte. Eine Koralle, die schöne Melitaea ochracea, bildet in seichtem Wasser wunderhübsche, tiefrothe Diminutivwälder von ein bis zwei Fuß Höhe und in denselben treiben sich zahlreiche, buntgefärbte Fische und Krabben umher. „Die Missionäre empfingen uns freundlich und führten uns alsbald in ihr hübsches, geräumiges Bambushaus. Sie sind von den Schifferinseln (Navigatoren, Samoa) gebürtig, hochgewachsene, stattliche Leute von braungelber Farbe, deren angenehme Züge bedeutende Intelligenz verrathen. Noch bessere Exemplare waren ihre beiden Frauen, von denen besonders die eine Züge besaß, auf welche, von der gelben Farbe abgesehen, jede Europäerin hätte stolz sein dürfen. Beim Mittagsessen wurde zuerst ein Schweinskopf mit Taro und Yams aufgetragen; dann folgte in Kokosmilch gekochte Arrowroot, eine Speise, die auch einem verwöhnten Feinschmecker munden wird; den Nachtisch bildeten Bananen und andere Früchte; das Getränk war Milch von der Kokosnuß. Als ich nach einem Spaziergange in das Dorf zurückgekehrt war, stopfte ich mir eine Pfeife und schlug mit Stahl und Stein Feuer. Den zahlreichen Schwarzen, welche mich umdrängten und jeder meiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, entfuhr ein Schrei des Entsetzens, als sie die Lunte plötzlich glimmen sahen, und Jeder wollte nun das wunderbare Feuer von dem brennenden Stricke in seiner Pfeife haben."

Es ist überhaupt noch Vieles primitiv auf jenen Inseln. Auf Apee, wo die Reisenden Nahrungsmittel gegen Eisen und Kattun eintauschten, trat ein alter Häuptling zu Herrn Rietmann und blickte ihn lange aufmerksam an; dann zeigte er langsam auf die Brille des weißen Mannes und setzte dieselbe unter dem Jubelrufe seiner Landsleute auf seine Nase. Ungern gab er sie zurück, ließ dann aber, als Lockmittel, einen Haufen von Kokosnüssen und Bananen aufschichten. Als aber der Tausch für die Brille zurückgewiesen wurde, schaffte man die Früchte wieder in den Kahn, legte aber ein fettes, schwarzes Schwein hin. Als auch das nichts half, entfernte sich der Häuptling und warf einen grimmigen Blick auf den Europäer.

Auf Mallicolo waren die Schwarzen mit dem Gebrauche des Tabacks noch nicht bekannt, aber Eisen und Zeug tauschten sie gern ein. Das Schiff hatte eine große Menge zweizölliger eiserner Faßbänder an Bord; diese wurden in zwei Fuß lange Stücke zerschlagen und den Wilden gegeben. Sie schärfen durch langes Reiben an Steinen ein Ende des Eisens und binden es an einen Stock, so daß es einen spitzen Winkel bildet; mit diesem Werkzeuge bearbeiten sie ihre Felder und behauen das Holz zu ihren Waffen.

Die Leute auf Mallicolo sind arge Cannibalen, und bisher hat noch kein Missionär oder ein anderer Europäer es gewagt, unter ihnen seine Wohnstätte aufzuschlagen. Während Rietmann sich auf Deck die Hände wusch, kam ein Schwarzer grinsend auf ihn zu, ergriff seinen Arm und gab zu verstehen, daß der gut zu essen sei. Sein Geberdenspiel und das mehrmals wiederholte Wort Kaikai, das in den meisten Dialekten der Gruppe essen bedeutet, deuteten klar genug an, wonach es ihn gelüstete. „Wenn unter den Eingeborenen Australiens manche Stämme Cannibalen sind, so erklärt sich das. Die Natur hat sie nur karg mit Nahrung aus dem Thier- und Pflanzenreiche beschenkt und man begreift, daß solche Wilde ihre Zuflucht zu Menschenfleisch nahmen. Aber auf den von der Natur geradezu beglückten Inseln der Südsee bringt die Natur nahrhafte und wohlschmeckende Pflanzen in Fülle hervor: Yams, Taro, Brotfrucht, Bananen und viele andere; den Eingeborenen stehen Schweine, Vögel und Fische zu Gebote, und doch sind sie auf manchen Eilanden die eingefleischtesten Cannibalen."

Ueber die Missionäre auf den melanesischen Inseln äußert Rietmann in Folge eigener Beobachtung, daß sie in ihrem Eifer gewöhnlich zu weit gehen. Ist es denn, fragt er, nöthig, die armen Schwarzen so gar streng in die anglikanische Zwangsjacke zu stecken und ihnen vollkommen unschuldige Genüsse als sündhaft darzustellen? Die Schwarzen können, wenn sie sich glücklich fühlen, ihre Freude durch nichts Anderes als durch Tänze ausdrücken, zu welchen sie ihre einfachen Weisen singen. Aber wenn sie „Christen" werden, wird ihnen der Tanz als unsittlich streng verboten und statt der einheimischen Lieder mit ihren einfachen und doch häufig so klangvollen Melodien bietet man ihnen als einzig erlaubte Gesänge die — jüdischen Psalmen! Als die Reisenden auf Aneiteum, einer jetzt ganz „bekehrten, christlichen" Insel, landeten, grüßten die Eingeborenen nicht; wenn man sie um etwas befragte, antworteten sie nicht und gingen fort. Die Missionäre verbieten auch den Genuß des Tabacks, der ja „vom Teufel" ist!

Wilson's Untersuchungen über den Indianerstamm der Huronen.

r. d. Die englische Zeitschrift „Nature" bringt eine Besprechung der Schrift von Daniel Wilson „The Huron Race and its Head form", welcher wir die folgenden allgemein interessirenden Mittheilungen entnehmen.

Der nordamerikanische Indianerstamm der Huronen scheint, als die vordringenden Franzosen zuerst mit ihm Bekanntschaft machten, in verpallisadirten Dörfern rings um Lake Simcoe im westlichen Canada gewohnt zu haben. Sie

selbst nannten sich Uandots oder Waiandots und bestanden aus vier getrennten Nationen, den Attignaueutans (der Bärennation), den Attignenonghas, den Ahrendarrhonons und den Tohotaenrats. Als die Jesuitenmissionäre im Jahre 1639 sie aufsuchten, bewohnten sie 32 Dörfer. Brébeuf berechnete im Jahre 1635 ihre Gesammtzahl auf 30,000 Köpfe, während sie 1660 in anderen Quellen zu 35,000 Seelen angegeben werden. Die Huronen, welche zu jener Zeit Canada bewohnten, waren, wie Wilson zeigt, völlig unabhängig von europäischem Einflusse, sehr wohl mit dem Ackerbau vertraut. Der civilisirten Welt wurden sie nur erst zur Zeit ihres Verfalls und kurz vor ihrer Ausrottung bekannt. Damals waren sie mit den Adirondacks und anderen Algonquinern gegen ihren gemeinsamen Feind, die Irokesen, verbündet. Unter den letzteren versteht man bekanntlich ein Bündniß von Stämmen, die oft als die Indianer der fünf oder sechs Nationen bezeichnet werden. Diese Stammesconföderation war während des 17. Jahrhunderts die große aggressive Nationalität des amerikanischen Continents, welche unterjochte, ausrottete oder die Stämme, mit welchen sie in Berührung kam, in sich aufschlürfte.

Cartier entdeckte im Jahre 1535 Canada; Champlain erforschte und besiedelte es dann später; er besuchte im Jahre 1615 das Land der Huronen, und es scheint, daß er den ganzen District zwischen dem Ottawaflusse und Lake Simcoe fast entvölkert fand, was der unerbittlichen Feindschaft der Irokesen zugeschrieben werden muß. Diese Region nun wurde gegen Ende des 17. Jahrhunderts der Schauplatz der unermüdlichen Thätigkeit einer Reihe von Missionären, von denen einige ihre Arbeiten zwischen Huronen und Irokesen theilten und den Märtyrertod durch die Hand jener wilden Nationen erlitten, deren Bekehrung sie anstrebten. Bis ins Einzelne gehende Karten und Entdeckungsgeschichten der Missionäre berichten uns über den Fortgang der Forschung in der Gegend um die Georgianbai (des Huronsees) und geben uns eine so genaue Vorstellung der Topographie der Huronendörfer, daß die Lage der meisten derselben neuerdings hat nachgewiesen werden können. Dr. J. C. Taché verwandte die Mußestunden von fünf Jahren auf die Erforschung des Huronenlandes; er folgte den Spuren der ersten Schriftsteller über dasselbe, deren Berichte in den Relationen der Jesuitenväter von 1611 bis 1672 niedergelegt sind, und war im Stande, die Lage ihrer hauptsächlichen Dörfer nachweisen und ihre Begräbnißstätten, die an Geräthen, Waffen und anderen für die Künste und Sitten der Eingeborenen wichtigen Gegenständen reich sind, erforschen zu können.

Die Begräbnißgebräuche der Huronen waren von sehr eigenthümlicher Art. Ihre Todten wurden zunächst auf erhabene Bahren oder Gestelle gesetzt, wie es jetzt noch beim Cowlitzstamme am Columbiaflusse und bei anderen Stämmen geschieht. Rund um die Bahren waren Geräthschaften und Schmucksachen des Verstorbenen sammt Liebesgaben der Ueberlebenden aufgehängt. Starb Einer auf der Reise oder auf dem Kriegspfade, so wurde er zeitweilig begraben; doch merkte man sich den Begräbnißplatz sorgfältig, um später die Gebeine nach dem allgemeinen Begräbnißplatze des Stammes überführen zu können. In Zwischenräumen von 10 bis 12 Jahren wurde das große „Fest der Todten“ von jeder Nation der Huronenconföderation gefeiert. Eine dieser großen Feierlichkeiten, die zu Ossosane an der Nottawasagabai, dem Hauptorte der Bärennation, begangen wurde, ist im Jahre 1636 von den Jesuiten beobachtet worden. Die Skelette wurden von Verwandten aus den alten Gestellen gesammelt oder Begrabene aus entfernten Gräbern herbeigeschafft. Die Gebeine jener, die erst in neuer Zeit gestorben waren, wurden sorgfältig von den noch übrigen Fleischtheilen befreit, in Häute eingewickelt und mit allerlei Zierrath geschmückt. Die alten Wampumgürtel, die Pfeifen, Kessel, Bogen, Pfeile, Aexte, Perlen, welche rings um die Bahre gehangen hatten, wurden zusammengelesen und das Ganze wurde nach dem bestimmten Friedhof gebracht. Hier wurde nun ein großer Graben gemacht, sorgfältig mit Biber- und anderen Fellen ausgelegt, und nach einem Leichenfest, wobei die Weiber ihr Klagegeheul anstimmten, und nach den Reden, welche die Häuptlinge zum Preise der Todten hielten, wurden die sterblichen Ueberreste zusammt den Leichenopfern in dem Graben beigesetzt. Nur im Falle, daß ganz kurz vorher Einer gestorben, wird dessen Körper ganz, in Pelze gehüllt, mitbegraben. Die Erde wurde eingestampft, Baumstämme und Steine wurden über der Grabstätte aufgehäuft und mit einem Leichengesang schloß man das große Todtenfest.

Nach diesem systematischen Gebrauche, die Ueberreste der todten Huronen zu sammeln, konnte man in der Nachbarschaft eines jeden Dorfes auf eine oder mehrere Begräbnißstätten rechnen. Dr. Taché erforschte im Ganzen 16, in deren jeder 600 bis 1200 Skelette lagen. Aus denselben Gräbern sammelte er auch zahlreiche Belegstücke der heimischen Kunst und der Gebräuche dieses Volkes; dazu kamen 80 Schädel, die jetzt im Museum der Laval-Universität in Quebec aufbewahrt werden.

Ein anderer Forscher, John Langton, welcher über die frühesten Entdeckungen der Franzosen in Nordamerika ein Buch geschrieben hat, kam auf den nämlichen Gedanken, die alten Dörfer der Huronen aufzusuchen. Er fand auch die Spuren von 14 derselben, und bei vielen konnte er noch die Reste der Häuser und die Verpallisadirungen erkennen. Er war so glücklich, St. Ignace zu identificiren, ein Dorf, vor welchem der Häuptling und fast 100 Irokesen fielen, ehe die Huronen überwunden wurden, und deren armselige Ueberreste, an Pfähle gebunden, in den flammenden Ueberbleibseln ihres Dorfes umkommen mußten. St. Ignace wurde 1649 zerstört. Einige Huronen fanden Zuflucht unter den Petuns, Neutres und Eries, mit denen sie sich vermischten. Das Schicksal eines andern Theils der Flüchtlinge wirft ein helles Licht auf den indianischen Gebrauch, sich in einen andern Stamm incorporiren zu lassen. Die Ueberlebenden in zwei Huronenorten eröffneten Unterhandlungen mit ihren Feinden, den Senecas, und wurden in die Senecanation aufgenommen. Und eine andere Schaar machte sich unter der Leitung von Jesuitenmissionären nach Quebec auf, wurde später in Loretto am St.-Charles-Flusse angesiedelt, wo ihre Nachkommen, freilich stark mit europäischem Blute gemischt, noch leben, ein französisches Patois sprechen und aus dem der Regierung zur Verfügung stehenden Indianerfonds unterstützt werden.

Die Blutmischung hat fast ganz die ursprünglichen charakteristischen Eigenschaften der Huronen von Loretto verwischt, obgleich dieser Stamm ursprünglich nicht im gleichen Grade, wie die Irokesenconföderation, die Aufnahme von Kriegsgefangenen in die eigene Nation betrieb. Daher haben auch die auf den alten Huronengrabstätten gesammelten Ueberbleibsel in ethnologischer Beziehung einen besondern Werth; sie können als authentische Reliquien der reinen Huronen betrachtet werden. Als ein Beispiel der Bereitwilligkeit, mit welcher die aggressiven Irokesen andere Racen in ihren Stamm aufnahmen, erwähnt Dr. Wilson eine alte Squaw aus reinem weißem Blute, die fast ein Jahrhundert alt sein sollte, die bis vor Kurzem noch, oder heute vielleicht noch, an der Quintebai als ein Glied des Mohawkstammes lebte. Ihr Indianername ist Ste-nah, eine Zusammenziehung von Christiana. Sie ist eine reinblutige

Skoha-ra oder Holländerin. Als der Verfasser zuletzt von ihr hörte, lebte sie bei ihrer Enkelin, der Frau eines Mohawkhäuptlings.

Dr. Wilson hat speciell die Huronenschädel, 37 an der Zahl, untersucht. Der Hauptzweck seiner Untersuchung ist, die Wahrheit der von Dr. S. G. Morton, dem Herausgeber der „Crania americana", aufgestellten Lehre zu bestätigen, nämlich, daß die amerikanische Race in Bezug auf Schädelcharaktere von einem Ende des Continents bis zum andern dieselbe ist, und daß das typische amerikanische Cranium sich durch Kürze auszeichnet. Dr. Wilson's Untersuchungen haben übrigens ergeben, daß doch viel Abwechselung innerhalb der eingeborenen amerikanischen Race ist, namentlich in Bezug auf die Länge der Schädel. Abgesehen von künstlich deformirten Schädeln zeigt sich der Längendurchmesser der Huronenschädel zwischen 7,9 und 6,8 Zoll englisch, also über einen Zoll schwankend. Außer diesen 37 speciell gemessenen hat Wilson noch eine Anzahl anderer Huronenschädel untersucht, und er kommt zu dem Schlusse: „Der Anblick von über 70 Schädeln, die alle den Begräbnißstätten eines und desselben Stammes entnommen sind, bietet dem Ethnologen ein besonders interessantes Studium. Aber für Jemanden, der erfüllt ist mit der gleichmäßigen Persistenz eines specifischen ethnischen Typus, ist das Ergebniß keineswegs zufriedenstellend." Die Schädel variiren außerordentlich in der Länge. Wilson führt auch aus, wie bei den eingeborenen amerikanischen Stämmen Dolichocephalie wie Brachycephalie vorkomme. Ueberhaupt scheint die Verschiedenheit größer zu sein, als Morton angenommen.

Baron von Richthofen im Innern Chinas.

Uns liegen neuere Nachrichten vor über die Wanderungen unseres ausgezeichneten Landsmannes in den westlichen Provinzen des Blumenreiches der Mitte. Bekanntlich war es die Absicht des Herrn von Richthofen von der westlichen Landschaft Sze tschuen nach Süden in Yünnan einzudringen und von dort ins birmanische Reich nach Bhamo am obern Irawaddy zu gehen. Er hat jedoch, gleich Cooper, seinen Plan nicht ausführen können und ist unverrichteter Dinge nach Schanghai zurückgekehrt. Offenbar will die chinesische Regierung nicht, daß dieser alte Handelsweg wieder eröffnet werde, und ohnehin sind die Zustände im westlichen Theile des Reiches überall auf das Aeußerste zerrüttet.

Im vorigen Jahrhundert war es den katholischen Missionären unverwehrt, sich auf jener Route ungehindert zu bewegen. Die „Overland China Mail" (vom 6. Juli) erinnert daran, daß 1766 der Vorsteher der Mission in Macao ungehindert mit den Missionären in Pegu, also im Mündungsgebiete des Irawaddy, Verbindungen unterhielt. Ferner melden die Missionsannalen, daß zwischen den Jahren 1769 und 1775 Pater Cleyo, der seine Station in Sze tschuen hatte, von dort sehr häufig Fußreisen nach Yünnan machte und von hier aus drei Mal weiter nach Birma ging, ohne daß man ihm irgendwo Hindernisse in den Weg gelegt hätte. Auch an einem Beispiel aus der neuesten Zeit fehlt es nicht. Vor vier oder fünf Jahren theilten italienische Blätter einen Brief des Paters Abbona mit, der als Missionär in der birmanischen Hauptstadt Mandelay lebt. Er schrieb seinen Freunden in Italien, daß jüngst bei ihm zwei chinesische Christen aus Yünnan über die Gebirgspässe (— wahrscheinlich über den Gulanpaß —) gekommen seien. Praktikabel ist die alte Karawanenstraße an und für sich auch heute noch; darüber lauten die Aussagen der Panthays (— d. h. der Mohammedaner in Yünnan —) und der Bewohner der Schanstaaten (— im nördlichen Theile Birmas —) übereinstimmend; aber die Schwierigkeit liegt darin, daß der Reisende durch das Gebiet feindlich gesinnter Stämme wandern muß. Sowohl Cooper wie Herr von Richthofen wissen davon zu erzählen, und ohnehin wollen die Lamas im östlichen Tibet, welchen die chinesische Regierung das Monopol des Kleinhandels mit Thee gegeben hat, von einer Concurrenz mit europäischen Kaufleuten nichts wissen. Wir haben dafür in unseren Aufsätzen über Cooper's Reise einige Belege gegeben. Die „Overland China Mail" meint, es werde wohl nichts weiter übrig bleiben, als eine „militärische Erforschungsexpedition" auszurüsten, die sich allerdings friedlich verhalten, im Nothfall aber energisch mit den Waffen auftreten müsse. Wir unsererseits halten dafür, daß eine solche Expedition von vornherein auf alle möglichen Hindernisse treffen würde, sowohl von Seiten der chinesischen Regierung wie bei den Leuten in den Grenzprovinzen selbst. Und angenommen, es gelänge ihr, durch Yünnan nach Bhamo zu kommen, wäre dann die Handelsstraße für einen ungestörten, friedlichen Verkehr eröffnet? Sicherlich nicht; also wäre das Unternehmen zwecklos.

Die europäischen Kaufleute in den eröffneten Seehäfen Chinas verhalten sich gleichgültig gegen einen Handelsweg, welcher einen Theil des Waarenzuges aus dem Innern nach Westen hin ablenken und den Irawaddy zum Concurrenten des Yangtsekiang machen werde; denn auch Einfuhrwaaren kämen auf demselben von Südwesten her ins Innere Chinas; Ranguhn würde eine Rivalin von Schanghai. Aber die Sache selbst wird doch immer wieder aufs Tapet gebracht, so jüngst vom Handelshause Webb, Rings und Ridings in Liverpool in einer kleinen Schrift, in welcher die Vortheile der sogenannten Sprye-Route zwischen Birma und Westchina erörtert werden. Dieselbe geht von Ranguhn in Pegu in nordöstlicher Richtung über Kiang Tung und Kiang Hung und berührt am Lotsangflusse (— ohne Zweifel ist der Lantsankiang gemeint, der Mekong, Fluß von Kambodscha —) die chinesische Grenze; derselbe bildet auf einer Strecke von etwa 200 Miles die Westgrenze von Yünnan. Diese Route ist in der Luftlinie etwa 500 Miles lang und der Weg selbst nicht beträchtlich weiter; sie sei der Bhamoroute vorzuziehen, eigne sich zur Anlage einer Pferdebahn und man könne dann britische Fabrikate von London bis ins westliche China (über Ranguhn) binnen etwa 40 Tagen schaffen; der einige tausend Miles betragende Umweg über Schanghai werde vermieden. Auch liege diese südliche Route so weit entfernt von der Hauptstadt des birmanischen Königs, daß man sie im Fall eines Krieges mit letzterm leicht offen erhalten könne; auch sei sie das ganze Jahr hindurch zu benutzen, nicht bloß, wie die Bhamoroute, in den trockenen Monaten. Der Lantsangkiang sei fahrbar für schwerbeladene Dschonken von Kiang Hung an bis tief in das Innere Chinas; man gelange auf ihm 300 Miles weit bis Talifu, der Hauptstadt von Yünnan, welche auf dieser

Route von Ranguhn nur etwa 800 Miles entfernt sei, während der Weg über Bhamo etwa 1200 Miles betrage. Gegenwärtig ist übrigens noch kein Handelsverkehr zwischen Europa und den Westprovinzen Chinas vorhanden, eben weil eine sichere Straße fehlt.

Um wieder auf Herrn von Richthofen zu kommen, so hat derselbe an die Handelskammer zu Schanghai einen höchst interessanten Bericht erstattet, welchem wir das Nachstehende entlehnen; derselbe bildet den Vorläufer für eine umfassende Arbeit, durch welche wir ohne Zweifel einen genauen Einblick in die inneren Verhältnisse der westlichen Provinzen erhalten werden. Der Reisende verließ Schanghai am letzten September 1871, ging nach Peking, begab sich von dort am 25. October nach Kalgan jenseits der großen Mauer, machte einen Streifzug in die Mongolei, wanderte dann südlich nach Ta tung fu und von dort durch die Provinz Schan si von Norden nach Süden in die Provinz Schen si, welche er bei Tung kuan erreichte, wo der obere Yangtsekiang einen so großen Bogen macht. Er besuchte Si ngan fu, ging weiter südlich nach Sze tschuen hinein über die Tsinling-schan-Kette bis nach Sching tu fu, der Hauptstadt von Sze tschuen. So weit war es ihm gelungen, seinen Plan durchzuführen; jetzt lag ihm daran, nach Südwesten vorzudringen und die Talifu-Bhamo-Route zu erforschen. Dabei erging es ihm aber, wie schon erwähnt, ähnlich wie seinem Vorgänger Cooper, und auch er kann von Glück sagen, daß er mit heiler Haut zurückgekommen ist. Uebrigens lobt er die Mandarinen, welche alle beflissen gewesen seien, ihm förderlich an die Hand zu gehen. Im südlichen Sze tschuen spielten die Yung Ping, Miethsoldaten, besser gesagt Räuber, die Herren. Die Straße nach Süden hin bis Tsching fu fu befindet sich in der Gewalt der unabhängigen Lolos, welche kleinere Reisegesellschaften überfallen und ausplündern, und vorzugsweise von ihnen besorgte Herr von Richthofen das Schlimmste. Er hätte gegen diese Lolos sich der Feuerwaffen bedienen können, denn jene werden von den Chinesen selbst als Feinde behandelt. Es war aber, was wir auch aus Cooper wissen, auf jeden Fall gerathen, es nicht zum Blutvergießen kommen zu lassen, und glücklicherweise behielt er seine volle Geistesgegenwart. Die nichtsnutzigen Yung Ping behandelten ihn ohnehin wie einen Gefangenen, als er umkehren mußte; sie nahmen ihm sein Gepäck weg und verlangten zuerst 20 und gleich nachher 800 Thaler Lösegeld! —

Seitdem Barton am obern Yangtsekiang reiste, haben wir auch von anderen Wanderern eingehende Berichte über jene Gegend, und nur über das westliche Kuang si wissen wir erst wenig; über die Provinz Kuëi tschëu erfahren wir jetzt eben allerlei Merkwürdiges. Dort befindet sich ein kühner Abenteurer, dessen Namen wir noch nicht erfahren haben, und derselbe ist dreist genug, Berichte in englischer Sprache an die in Schanghai erscheinenden Blätter zu senden. Die Provinz liegt zwischen Kuang si, Honan, Yünnan und Sze tschuen; ihre Hauptstadt heißt Kuëi Yang fu; dort steht jener Abenteurer als Offizier in der kaiserlichen Armee, welche vom Pekinger Hofe den Befehl hat, die dortigen Bergvölker, diese Miaotse, auszurotten. Aber die ganze Heeresverfassung und das Kriegswesen der Chinesen sind über alle Begriffe abscheulich und elend, und das Betrugssystem ist noch ärger als in der Republik der Vereinigten Staaten. Die Generäle führen in ihren Listen Bataillone auf, von denen nicht so viel Hundert Mann, als Tausende in den Zahlungstabellen aufgeführt werden, vorhanden sind. Diese Hunderte werden schamlos um ihre Löhnung verkürzt, und um nicht zu verhungern, verkaufen sie Waffen und Schießbedarf entweder an den Feind oder an die Lieferanten der eigenen Armee, welche dann Belobungsdecrete aus Peking erhalten, weil sie so wohlfeil einkaufen! Die Generäle ziehen den Krieg mit Vorsatz in die Länge und betrügen auf die allerschamloseste Weise. Nun hat es sich aber im Maimonate ausnahmsweise begeben, daß im Kriegsministerium zu Peking ein noch unbestochener Beamter sich die Mühe nahm, einmal nachzurechnen, wie viel Miaotse denn schon als ausgerottet aufgeführt worden waren. Er fand, daß die Zahl der Ausgerotteten etwa vier Mal stärker war als die Gesammtbevölkerung der Gebirgsstämme. Das war zu arg, und so wurden denn Gouverneur, Generäle &c. (der Futai, Titai, Fantai, Nietai und Taotai) ihrer Knöpfe beraubt und im Range degradirt.

Die nachstehende Schilderung giebt der Correspondent als Augenzeuge: „Die kaiserlichen Generäle unterhandelten mit fünf Häuptlingen der Miaotse und bewogen dieselben, sich ihrer Ehre anzuvertrauen und ihren Worten zu glauben. Um dafür Bürgschaft zu geben, nahmen sie einen lebendigen Hahn, zerrissen ihn in Stücke, mischten das Blut mit Reiswein und jeder genoß eine Schale von diesem Getränk. Das sollte bedeuten: beide Theile haben von demselben Blute getrunken und stehen mit ihrem Leben für einander ein; die Generäle garantirten also den Miaotse das Höchste. Sie bekamen auf diese Weise ihre Opfer in ihre Gewalt, lieferten sie aber an den Titaimandarinen aus, welcher sie dem Futai überantwortete. Dieser höchste Mandarin der Provinz erklärte den Miaotse mit dürren Worten, er habe vom Kaiser Befehl, sie zu köpfen. So sind denn gestern zunächst vier derselben nach und nach in folgender Weise ums Leben gebracht worden. Zuerst schnitt man ihnen die Augenlider ab, dann die beiden Hände, dann beide Seiten der Brust, nachher wurden Herz und Leber aus dem Leibe gerissen und dann erst schlug man ihnen den Kopf vom Rumpfe. Der fünfte fand Gelegenheit, sich selber zu erstechen und entging dadurch den gräßlichen Martern. Jene vier hatte man auf den Abschlachteplatz hinausgeführt; das kaiserliche Abzeichen, eine dreieckige gelbe Flagge, wurde vor ihnen hergetragen, und als sie den Yamen, d. h. das Regierungsgebäude, verließen, feuerte man drei Kanonenschüsse ab, drei andere, als sie durch das Stadtthor gingen, und die letzten drei, als sie auf dem Hinrichtungsplatze angelangt waren."

Der Correspondent ist der Ansicht, daß am Ende doch die Miaotse unterliegen und dann allerdings auch „ausgerottet" würden. Er hält dafür, daß es am zweckmäßigsten sei, diese fleißigen Bergbewohner nach Australien oder Californien zu deportiren und zwar in der Art, daß die europäischen Gesandtschaften sich der Verfolgten annähmen und die Verschiffung beaufsichtigten. Er selber erbietet sich, aus seiner Tasche 2000 Thaler für den Auswanderungsfonds zu zahlen und fordert sowohl die Diplomaten wie die europäischen Kaufleute auf, dem abscheulichen Werke der Vernichtung ein Ende zu machen.

Das römisch-germanische Museum in Mainz.

I.

×× Noch vor 50 Jahren gab es kein deutsches Museum. Was von den Denkmalen und Ueberresten unserer Vorzeit der Beschauung zugänglich war, hatte zumeist ein Unterkommen in den fürstlichen Kunstkammern gefunden, die nach der Verschiedenheit ihres Inhalts eher an Magazine von Antiquitätenhändlern erinnerten als an Sammlungen für irgend welchen bestimmten Zweck. Die meisten boten ein buntes Durcheinander von Waffenstücken, Möbeln und Pretiosen aller Völker und Zeiten. Da lagen das rothe Schatzgeld uralter Grabfunde neben dem flimmernden Schmuckgeräth der Rococozeit, Holz und Metallarbeiten der Renaissance unter chinesischem Porcellan und römischen Terracotten, der Reifrock der Hofdame neben dem Panzer des Reichsbarons, Pokale und Humpen neben Kelchen und Monstranzen, und als patriotische Reliquien der einzelnen Vaterländer und Ländchen die Tabatieren, Degen und Spazierstöcke der früheren Regenten. Den Schluß bildete die stereotype Folterkammer mit dem spanischen Stiefel und Daumenschrauben, so daß der Beschauer, wieder an der freien Gottesluft angelangt, sich glücklich pries, dieses Stück deutscher Geschichte hinter sich zu haben und solchem Wirrsal von Erinnerungen einer Vergangenheit von 2000 Jahren entronnen zu sein.

Ein Gesammtbild der Culturentwickelung dieses großen Zeitraumes war nicht zu erfassen, obgleich ein sehr bedeutender Theil der immensen vorzeitlichen Hinterlassenschaft dem Raube der großen Kriege entgangen war und selbst die weit verderblichere Feindseligkeit eines Zeitalters überdauert hatte, welches, fremder Sitte und Sinnesweise hingegeben, sich beeiferte, nach allen Seiten hin seine Geringschätzung heimischer Ueberlieferungen geltend zu machen. Dieser langdauernde Vernichtungskrieg gegen unsere Denkmale, gegen den Germanismus überhaupt, hatte seinen Höhepunkt mit der Fremdherrschaft erreicht. Das erwachte Selbstgefühl unseres Volkes, welches sie niederwarf, folgte nur einem naturgemäßen Antriebe, wenn es zu Schutz und Vorkehr gegen so verderbenbringende Einwirkungen darauf bedacht war, die Unabhängigkeit seiner geistigen Richtung in dem Verständniß seiner geschichtlichen und culturlichen Entwickelung, in einer gerechten Würdigung der Vorzeit zu suchen und durch Wiederaufnahme selbständiger Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft zu fördern und zu pflegen.

Das Anknüpfen der seit mehr als zwei Jahrhunderten gestörten und unterbrochenen Verbindung mit der nationalen Vergangenheit führte zu eingehenden Studien derselben und diese zu fruchtbringenden, alle Gebiete des vorzeitlichen Lebens umfassenden Ergebnissen.

Die Sammlungen der Denkmale, wenn sie sich zu allseitigster Belehrung ergänzen sollten, konnten nicht auf die schriftlichen Ueberlieferungen beschränkt bleiben; sie mußten auch die vielartigen Werke der Kunst und des Gewerbes berücksichtigen, und namentlich für die frühesten Perioden den einzigen Nachlaß derselben, die Gräberfunde, ins Auge fassen.

In kurzer Zeit ist hier unglaublich Vieles mit Sammeln und Sichten geleistet worden; begreiflich rascher und lohnender für das reicher und vielseitiger vertretene Mittelalter, mühevoller und in minder umfangreicher Weise für jene älteren Zeiten; für beide jedoch mit gleichem Verdienste eines ernsten Eifers und eindringender Kenntniß.

Die erfreulichen Ergebnisse dieser Thätigkeit verdanken wir den germanischen Museen in Nürnberg und Mainz, zwei nationalen Anstalten, welche zu gleichem Zwecke, der Vereinigung des gesammten culturhistorischen Materials, begründet, die Ausführung mit einer Theilung der Aufgabe übernahmen und in dieser einsichtsvoll bemessenen Einschränkung das Mittel fanden, jedes in seinem Bereiche so anerkennenswerthe Erfolge zu erreichen.

Das germanische Museum in Nürnberg, ursprünglich aus einer bereits bedeutenden Sammlung hervorgegangen und mit größeren Hülfsmitteln für seine Entwickelung ausgestattet, war in der Lage, durch eigene Organe für das Verständniß seiner Bestrebungen zu wirken und eine immer wachsende Theilnahme zu gewinnen. Das Mittelalter, der Gegenstand seiner Sammelthätigkeit, liegt uns ja ohnehin näher. Den Denkmalen seiner Baukunst hat sich längst unsere erhaltende und herstellende Fürsorge zugewendet, und die Werke seiner Sculptur und Malerei haben Beachtung und Vorliebe in einem Grade wiedergewonnen, daß ihre frühere Geringschätzung einen Umschlag bis zum gegensätzlichen Extreme erfahren konnte, während die Erzeugnisse des alten Kunstgewerbes im Geschmacke der Gothik und Renaissance sich als gesuchte Zierden unserer Wohnräume einführten und ihr Studium ein Bedürfniß unserer neubelebten Kunstindustrie geworden ist.

Kein Wunder also, daß eine Anstalt, welche sich als Centralpunkt für so vielartige Forschungen aufthat, zugleich mit ihren unmittelbaren Beziehungen zu der Kunst und dem Leben der Gegenwart eine weit allgemeinere Anziehungskraft äußerte als die Sammlung der Denkmale fernliegender und unbekannter Perioden unserer Geschichte. Für diese Bestimmung war das Museum in Mainz begründet worden, welchem man der Unterscheidung wegen den Namen des römisch-germanischen zu geben beliebte.

Es ließe sich Manches gegen diese Bezeichnung einwenden, spräche nicht für sie doch auch die Unerläßlichkeit der Beachtung der überaus großen Masse römischer Denkmale und des Einflusses der Berührung mit dem alten Weltreich auf die Culturentwickelung der germanischen Völker. Schon der Name sollte wohl eine ausdrückliche Kundgebung dieser Berücksichtigung bieten und den Ausschluß jeder einseitigen Auffassung verbürgen.

Ziel und Zweck der Anstalt waren verständlich und die Art der Ausführung darin gefunden, daß man die Zusammenstellung der Denkmale der vorgeschichtlichen und ältesten geschichtlichen Zeit nicht in den Originalen, welche sich in festem Besitze befinden, sondern in einer Art von Nachbildung zu bewerkstelligen suchte, welche in Treue und Verläßigkeit der Wiedergabe aller Einzelnheiten der Form und selbst der Farbe die Originale zu ersetzen im Stande ist. Es sind Copien in Gypsabguß mit genauer coloristischer Darstellung der Eigenthümlichkeit jeder Art des Stoffes der alterthümlichen Fundstücke, welche die Originale nach allen Seiten der Untersuchung, die überhaupt bei denselben zulässig, vollkommen wiedergeben. Eine Prüfung der Erzcomposition der Bronzen und Bestimmung mancher schwer erkennbaren Steinarten der ältesten Werkzeuge und Waffen, welche nur durch Abschlagen einzelner Stücke möglich wird, ist auch an den Originalen keiner öffentlichen und Privat-

sammlung gestattet und blieb deshalb auch bei den Copien zu berücksichtigen überflüssig.

Der Gedanke, die Sache in dieser Weise aufzufassen, war ein glücklicher, zumal die Ausführung bald nichts zu wünschen übrig ließ. Allein der Ausführung selbst mußten sich doch anfänglich mehr als die sprüchwörtlichen Schwierigkeiten entgegenstellen. Sie ergaben sich aus dem Umstande, daß den Gründern des Museums außer ihrer Mission von Seiten des Gesammtvereins der Deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine keine andere Unterstützung dieser Conföderation zu Theil werden konnte, als das Gewicht ihrer Empfehlung für den Gewinn der nöthigen Mittel. Daß aber diese für ein von Grund aus neu zu schaffendes Institut von nicht unmittelbar praktischer Tendenz nur mit großer Anstrengung und allmälig aus fürstlichen Unterstützungen und Beiträgen von Privaten aufzubringen waren, liegt in dem Schicksal aller Unternehmungen dieser Art.

Ein Glück, daß es wenigstens bald erreichbar war, eine förderliche Thätigkeit zu beginnen und mit den Ergebnissen derselben die Ausführbarkeit der Idee nachzuweisen, nicht allein in technischer Beziehung, sondern auch durch den Gewinn des Vertrauens von Seiten der Museen und Privatsammlungen für zeitweise Ueberlassung werthvoller Originale.

Während einer Reihe von Jahren einer geräuschlosen, aber unausgesetzten Arbeit in dieser Richtung hatte die Anstalt auch in anderer Weise durch die Herausgabe eines jetzt zwei Quartbände mit mehreren tausend Abbildungen umfassenden Werkes: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, in immer höherm Grade die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Forscherkreise sich zu gewinnen gewußt. Ueber die letzteren hinaus aber blieb ihre Wirksamkeit so sehr einer allgemeinern Beachtung, namentlich der Tagesliteratur, entzogen, daß Schreiber dieser Zeilen zum ersten Male in auswärtigen Zeitschriften und zwar in einigen Abhandlungen englischer Gelehrten und, wie er sich zu erinnern glaubt, der „Revue archeologique“, einer Erwähnung des römisch-germanischen Museums begegnete, ja selbst bei einem frühern Besuch der schönen Sammlungen Mühe fand, etwas Näheres über die Verhältnisse und leitenden Persönlichkeiten zu erfahren. Wenn wir keinen Grund fanden für dieses so zu sagen absichtliche Verstecken, für diese Zurückhaltung von jeder Anregung allgemeiner Theilnahme, für die Vermeidung jeder Art von sonst überall gebrauchten Mitteln der Reclame, so läßt dieses seltene und deswegen seltsame Verhalten des Museumsvorstandes sich doch aus dem gewiß ehrenwerthen Wunsche erklären, vor Allem erst etwas zu schaffen, was der Rede werth war. War diese Ansicht insofern dennoch nicht die richtige, als sie ungewöhnliche Ausdauer und Opferwilligkeit in Anspruch nahm, so führte sie doch den einzigen Weg, um ohne Einrede Unberufener einen Theil der Arbeit von solcher Bedeutung zu bewältigen, daß er einen vollkommenen Ueberblick über die Richtung und den Erfolg des Unternehmens gewähren konnte. Damit war, freilich erst nach Verlauf von zwanzig mühevollen Jahren, die Anerkennung der Leistungen allmälig so fest begründet, daß ein Antrag des Gesammtvereins der deutschen antiquarischen Vereine für Unterstützung des römisch-germanischen Centralmuseums aus Reichsmitteln die allseitige Zustimmung des deutschen Reichstages fand, und die Zukunft des Instituts nach Beurtheilung seiner jetzt erkennbaren Bedürfnisse vollkommen gesichert ist.

Es erscheint demnach wohl an der Zeit, etwas zu allgemeinerm Verständniß des Zweckes und der Art dieser schönen Bestrebungen beizutragen, und jene, wie es scheint, grundsätzliche Schweigsamkeit des Museumsvorstandes mag es entschuldigen, wenn dies, allerdings mit minderer Sachkenntniß als von ihm zu erwarten, doch mit vollster Liebe zur Sache von einem Freunde des Alterthums und seiner Denkmale versucht wird, indem er sich die Einladung gestattet, ihn bei einem Besuche des Museums und einem Gange durch dessen Sammlungsräume zu begleiten.

Wenn derselbe sich weiterhin erlaubt, gleichsam auf dem Wege dahin, einige ihm bei gleicher Gelegenheit von Seiten des verdienten Directors geschenkte Mittheilungen über die Entwickelung der antiquarischen Studien in Deutschland vorauszuschicken, so bestimmt ihn hierzu nicht etwa die Prärogative der Redseligkeit eines Führers, als vielmehr die Ueberzeugung, daß diese Notizen gleich ihm auch Anderen Manches bisher nicht Bekannte oder Beachtete bringen und deshalb nicht unwillkommen sein werden.

* * *

Allgemein verbreitet und immer noch nicht gebührend zurückgewiesen ist die Ansicht, daß wir in Deutschland erst durch die Forschungen des Auslandes einen richtigen Begriff von der Bedeutung unserer vorzeitlichen Denkmale erhalten hätten, und daß uns namentlich durch die skandinavischen Gelehrten in dieser Hinsicht erst so zu sagen die Augen geöffnet worden seien. Man gefällt sich in der ganz unberechtigten Annahme, daß die bis zum Ueberdruß aufgetischte, abgeschmackte Idee eines thüringischen oder schlesischen Magisters von dem Aufwachsen der alten Graburnen im Boden gleich Rüben und Knollgewächsen, für unsere frühere Anschauungsweise der alterthümlichen Funde kennzeichnend und maßgebend sei.

Nichts ist verkehrter und unbegründeter als diese Ansicht von der Beschränktheit und Abenteuerlichkeit der deutschen Forschung früherer Zeit und von der hohen Ueberlegenheit der nordischen Gelehrten auf diesem Gebiete, wenn auch denselben mancher Vortheil im Vergleich zu den Verhältnissen unseres Landes zu Gute kam.

Während das Gebiet der Nord- und Ostsee im Ganzen eine solche Gleichartigkeit der Erscheinungen zeigt, daß eine einzige irgend bedeutende Sammlung alle übrigen im Wesentlichen repräsentirt, so gilt dies keineswegs für die Mitte und den Süden unseres Landes, deren alterthümliche Funde sich nicht wie jene des Nordens in wenige große Gruppen zusammenfassen lassen, sondern eine Menge Zwischenglieder, Uebergänge und einen weit größern Reichthum verschiedener Formen bieten.

Wenn deshalb das Studium der deutschen Landesalterthümer umfassenderen Schwierigkeiten begegnet als jenes der skandinavischen, so zeigt es auch eine bedeutendere Verschiedenheit in der Art seines Verlaufs und seiner Ergebnisse.

Der Vorzug früherer Uebersicht des Thatbestandes ist unleugbar auf Seiten des Nordens. Wenn auch der weit geringere Umfang des Gebiets hier als entscheidende Begünstigung zu betrachten ist, so wird es doch gern anerkannt werden, daß dieser verhältnißmäßig schnelle Erfolg zunächst aus einer allgemeinen Theilnahme für die Ueberlieferungen und Denkmale der heidnischen Zeit hervorging, welche bei uns nur im Kreise der Gelehrten gepflegt, im Norden aber bei dem gesammten Volke niemals erloschen war.

Der Grund dieser Erscheinung ist bis auf die Verschiedenheit der Zeit und Art des Uebertritts der germanischen Völker zu christlicher Lehre zurückzuführen. In den Norden gelangte das Christenthum erst, nachdem es sich schon fünf Jahrhunderte früher unter den deutschen Stämmen verbreitet und den letzten Widerstand des Heidenthums seit zwei Jahrhunderten bereits gebrochen hatte. Während dieser Erfolge hatte die Kirche Manches von jenem rücksichtslosen Verfolgungseifer gegen alle und jede Tradition der heid-

nischen Vergangenheit aufgegeben, welchen sie in Deutschland anderen Verhältnissen gegenüber für geboten hielt, und diesen Uebergang zu einer objectivern Betrachtungsweise des Heidenthums hat der Norden zunächst die Erhaltung seiner Götter- und Heldensage, die Rettung zahlreicher Denkmale seiner Vorzeit zu danken, obgleich hierfür auch der wichtige Umstand mitwirkt, daß der Uebertritt zu christlicher Lehre sich in einer Zeit besonders gehobenen Nationalgefühles vollzog. Es war die Zeit, in welcher die nordischen Stämme, die Verwirrung und Erschöpfung ihrer Nachbarvölker benutzend, durch glückliche Raub- und Eroberungszüge ihren Namen mit dem Glanze kriegerischen Ruhmes umgaben und Erfolge gewannen, welche ihre späteren Versuche nur vorübergehend zu erreichen vermochten. Das ganze Mittelalter hindurch in einem Verhältniß von Abgeschlossenheit, die wenig von den Bewegungen des Südens berührt wurde, blieb das Andenken an jene Zeit in einer Fülle von Sagen, Liedern und historischen Traditionen in dem Volke so lebendig, daß es selbst nach dem Eintritte seiner Theilnahme an der wissenschaftlichen Bildung und Thätigkeit des Südens mit Vorliebe in der Pflege dieser Erinnerungen beharrte, welche zugleich auf die genauere Erforschung der Denkmale und Ueberreste der Vergangenheit hinleiten mußte. Das Ergebniß dieses Strebens war die Bildung der beiden großen *Museen von Kopenhagen und Stockholm*, von welchen namentlich das erste, an Reichthum und allseitiger Vollständigkeit der Landesfunde unübertroffen, die Grundlage für das Studium der nordischen Alterthümer bildet *).

Anders waren die Verhältnisse in Deutschland von früher Zeit her. Hier, wo das Christenthum nur schwer und langsam, theilweise erst in Folge erbitterter Kriege, den Sieg über den alten Glauben des Landes gewann, mußte es zu seiner dauernden Befestigung auf eine vollkommene Vernichtung jeder Verbindung mit der heidnischen Vorzeit bedacht sein. Sein Angriff beschränkte sich nicht auf den Umsturz der heiligen Säulen, Bäume und Tempel; er wendet sich mit eben so nachhaltigem als nachdrücklichem Eifer gegen jede Lebensäußerung heidnischer Begriffe und Anschauungen, gegen jede Erinnerung an die Vergangenheit. Konnten diese Bestrebungen auch nur theilweise und nach einzelnen Seiten hin dauernde Erfolge gewinnen, und vermochten sie nicht gänzlich das Volksleben aus seiner durch innere und äußere Anlage bedingten Richtung zu drängen, so veranlaßten sie zunächst doch den schmerzlichen Verlust unserer ältesten heimischen Ueberlieferungen, und mußten wesentlich dazu beitragen, das Volk allmälig aus aller bewußten Verbindung mit der Geschichte seiner Vorzeit zu bringen.

Die neue und hervorragende Stellung, welche das Reich und Volk der Deutschen in dem bewegten Leben des Mittelalters einnahm, war viel eher geeignet diesem nachtheiligen Einfluß freie Hand zu lassen, als ihm hemmend zu begegnen. Bei der unmittelbaren Betheiligung der Nation an der Geschichte des Welttheils konnte es geschehen, daß sie ihre eigne aus den Augen verlor und die Ueberlieferung ihrer ohnehin feindlich und geringschätzend behandelten heidnischen Vorzeit soweit der Vergessenheit überließ, daß selbst von den Römerkriegen jede einheimische Kunde bis auf eine unbestimmte und verworrene Erinnerung erlosch.

Spät, erst nach Auffindung der römischen Historiker in einer geistig erregten und wissenschaftlich strebsamen Zeit, wirkten besonders die „Germania“ *) und die „Annalen“ des Tacitus auf die Wiederbelebung der Theilnahme für die alte Volksgeschichte, welche jetzt erst die ganze Großartigkeit ihrer Umrisse zu zeigen begann. Die unschätzbaren römischen Schriften wurden rasch ein bevorzugter Gegenstand gelehrter Forschung und blieben es selbst während der traurigen Geschicke des großen deutschen Kriegs und der langdauernden, ihm folgenden Erschöpfung. Was die bedeutende Gelehrsamkeit dieser Zeit für die Erläuterung und das Verständniß jener Ueberlieferungen geleistet, beschränkt sich nicht auf das rein historische Gebiet; es hat auch der deutschen Alterthumskunde die erste Anregung, theilweise schon eine sichere Grundlage gegeben und zu Gunsten ihrer Entwickelung dazu beigetragen, die Theilnahme für die nationale Vorzeit zu erwecken und zu verbreiten. In Folge dieser Einwirkung fanden schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts zufällige Entdeckungen germanischer *Grabalterthümer*, welche früher unbeachtet geblieben, eine große Werthschätzung und eingehende Untersuchung.

Diese Entdeckungen veranlaßten bald selbständige unmittelbare Untersuchungen der *alten Grabhügel*, welche, als die einzigen Denkmale heidnischer Zeit, bis dahin unter dem Schutze abergläubischer Furcht erhalten waren. Die Erhebung ihres Inhalts, oft schon mit Umsicht und Sorgfalt ausgeführt, brachte manche werthvolle Fundstücke, welche jedoch, unter die Curiositäten der fürstlichen Kunstkammern und Antikencabinette zerstreut, erst in späterer Zeit wieder zusammengeordnet und der Forschung zugänglich geworden sind.

Die gleichzeitigen Beschreibungen und Untersuchungen dieser Ausgrabungen und Funde bilden eine umfangreiche Literatur, deren Kenntnißnahme größtentheils heute noch interessant und lehrreich, jedenfalls einen beschämenden Maßstab für den vorlauten Dilettantismus unserer Zeit gewährt, welcher sich durch geringschätzende Behandlung früherer Leistungen auf leichte Weise den Anschein vorgeschrittener Einsicht zu geben sucht.

Auf Clüver's Germaniae antiquae libri III, 1632, ein Werk, welchem kein anderes Volk ein gleich bedeutendes aus dieser Zeit zur Seite stellen kann, folgten alsbald eine Menge Abhandlungen und größere Werke über deutsche Alterthümer, großentheils mit besonderer Berücksichtigung speciell antiquarischen Forschungsgebietes. Bereits von der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als sich das Bedürfniß einer übersichtlichen Sammlung dieser Literatur geltend machte, zählen die aufgestellten Verzeichnisse von Trever und Nolten über 1000 Büchertitel.

*) In welcher Weise hier dieses werthvolle Material geordnet und wissenschaftlich zu verwerthen gesucht wurde, werden wir später zu betrachten haben.

*) Die erste Ausgabe der „Germania“ von Tacitus. Nürnberg. Creusner 1473. Die erste deutsche Uebersetzung derselben Mainz bei Schöffer 1535.

Aus allen Erdtheilen.

Die indischen Kulis in Westindien.

Wir haben im „Globus“ oftmals darauf hingewiesen, daß der Ruin, welchem Westindien nach der Emancipation der Neger entgegenging, nur abgewandt wurde, weil man an die Stelle der trägen und unzuverlässigen Neger sich die Arbeit fleißiger Leute aus Indien zu sichern wußte. Nun hat in der geographischen Abtheilung der British Association zu Brighton Sir G.

Young eingehende Nachweise über diese Kulis gegeben; als Regierungscommissär für Guyana ist er ohne Zweifel vollkommen sachkundig.

Die Neger sind bekanntlich schon seit ein paar Jahrhunderten in Westindien und bilden dort die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung. Ihre Zahl wächst nur sehr langsam an, in Guyana z. B. um nicht 1 Procent im Jahre. Young hofft, daß sie sich stärker vermehren würden, wenn ihre „häusliche Moral" sich bessere und wenn sie ihre Kinder sorgfältiger behandeln würden; in der Zeit der Sklaverei (— wo der Herr auf Zucht und Ordnung hielt, für Arznei und gute Lebensmittel sorgte —) war die Vermehrung viel bedeutender. Die Neger sind nun einmal in jenen Gegenden bewurzelt (— die Weißen nicht, in Jamaica kommen deren nur 14,000 auf mehr als 350,000 Farbige —). Nun frage sich, ob auch die Asiaten dort Wurzel schlagen und, gleich den Negern, eine „geographische Thatsache" werden können? Vom wirthschaftlichen Standpunkte aus ist diese Frage von der allergrößten Wichtigkeit. Young drückt sich über die Faulheit und Liederlichkeit der Neger sehr mild aus und nennt die Dinge nicht beim rechten Namen; er sagt z. B.: „Die Afrikaner begnügen sich zumeist mit der Süßigkeit der Freiheit; sie sind noch Neulinge und empfinden noch nicht den Drang nach Luxus und Behäbigkeit, welcher freie Racen zu harter, angestrengter Arbeit anspornt." Welches Geschwätz! Ein Blick auf Haiti und Liberia zeigt, wie die Dinge liegen. In Betreff des habituellen Faullenzens schönfäbert Young: „Sie haben längst aufgehört, entweder auf den Plantagen zu wohnen oder diese mit so hinlänglicher Arbeit zu versorgen, daß der Betrieb nutzbringend ist." Ins Deutsche übersetzt heißt das: Sie sind als Faullenzer in den Busch gelaufen. Dann heißt es weiter:

„Aus diesen und anderen Gründen kam Ruin über die britisch-westindischen Colonien, und sie sind aus demselben nur herausgekommen durch die vom Staate unterstützte und amtlich geordnete Einwanderung der Asiaten." Von nun an spricht Young durchaus verständig. Seit wieder Arbeiter da waren, fand sich auch das Capital wieder ein; man bestellte frisches Land, nahm öffentliche Arbeiten vor und eine neue Aera des Gedeihens begann. In Folge der Kulieinwanderung hat Trinidad, das früher an Unternehmungsgeist und Wohlstand hinter seinen Nachbarn zurück war, jetzt doppelt so viel Ländereien in Cultur als vor jener Zeit und hat seine Production verdoppelt. Auch auf Jamaica ist der Grundwerth in einigen Fällen schon um das Doppelte gestiegen, seitdem vor nun vier Jahren wieder Kulis kamen, deren Einwanderung sechs Jahre lang verboten gewesen war; die „Philanthropen" hatten das so gewollt und auch durchgesetzt. Der jüngste Bericht der Auswanderungscommission in London weist nach, daß bei der Ueberschiffung etwa 20 von 1000 Kulis starben, was ein günstigeres Verhältniß ist als in manchen Theilen Englands.

Seit 1843 sind 153,797 Asiaten in Westindien, Guyana und Trinidad angekommen, davon 137,575 Indier und 16,222 Chinesen, im Durchschnitt für 30 Jahre 5000, doch war in den ersten 14 Jahren die Einwanderung noch unentwickelt und zeitweilig ganz unterbrochen. Seit 1856 sind durchschnittlich 7500 im Jahre angekommen; in den letztverflossenen fünf Jahren, in welchen gar keine Chinesen kamen, beträgt der Durchschnitt 7862 Indier. Eine Verminderung wird schwerlich eintreten, wenn man nicht künstliche Hindernisse schafft.

Diese Einwanderung war ursprünglich nur eine zeitweilige und die Kulis dachten nicht daran, sich in Westindien eine neue Heimath zu gründen. Jedem wurde freie Rückbeförderung gewährt, wenn er 10 Jahre lang in der Colonie gewesen war und fünf Jahre seinen Contract gehalten hatte. Den Chinesen wurde keine freie Rückfahrt gewährt, sie konnten aber nach 10 Jahren sich beliebig nach Hause begeben. Bisher haben von 137,000 Indiern weniger als 15,000 die Rückfahrt in Anspruch genommen; und die Zahl derer, welche länger als 10 Jahre in der Colonie sind, beläuft sich gegenwärtig auf mehr als 40,000. Es sind Kronländereien angewiesen worden, auf denen diejenigen Indier, welche auf die unentgeltliche Rückfahrt in ihre Heimath verzichten, Grund und Boden als freies Eigenthum erhalten. Auf Trinidad haben bereits 285 Indier, deren Contracte abgelaufen waren, Grundstücke bekommen, und 86 andere haben Land für einen vereinbarten Preis gekauft. Guyana und Jamaica folgen diesem Beispiele. Anfangs waren die Pflanzer diesem System abhold; sie besorgten, daß die Indier es machen würden wie die Neger, daß sie nicht auf den Plantagen arbeiten würden. Aber der Erfolg hat gezeigt, daß sie, im Gegentheil, sehr gern auf den Plantagen arbeiten und daß es für diese ersprießlich ist, wenn Kulidörfer in der Nähe sind.

In den zehn ersten Jahren war die Sterblichkeit unter den Kulis groß, in Guyana z. B. 10 Procent im Jahre; 1851 war binnen sechs Jahren ein Drittel aller Eingewanderten gestorben. Aber seitdem die Ueberfahrt aus Indien streng überwacht wird und von Seiten der Regierung wie der Pflanzer viele zweckmäßige Anordnungen getroffen worden sind, beträgt die Anzahl der Gestorbenen nur zwischen 2 und 3 Procent. Besoldete Beamte überwachen die Ausführung eines sorgfältig ausgearbeiteten Arbeitsgesetzes; jeder Kuli erhält ärztliche Pflege; keine Plantage ist ohne Krankenhaus. Das zweckmäßige System ist nun seit 20 Jahren in Kraft; unter den 200,000 Bewohnern Guyanas besteht nun ein Viertel, 49,000 Köpfe, aus eingewanderten Asiaten; dazu kommen noch etwa 6000 Creolenkulis, d. h. in der Colonie geborene Kinder. Trinidad zählt unter 110,000 Einwohnern 24,000 Eingewanderte und 5500 Creolenkulis. Das Colonialgesetz verlangt, daß auf je 100 Männer mindestens 40 Frauen eingeführt werden sollen; es war aber schwierig, eine solche Quote anständiger Personen zu bekommen. Heute stellt sich in Guyana das Verhältniß von 42,21 auf je 100 Männer heraus. —

Die „Mail" vom 23. August meldet aus Calcutta, daß die Colonialregierung von Trinidad mit jener von Madras ein gesetzliches Uebereinkommen in Betreff der Kuliauswanderung aus Indien getroffen hat. Im August sollten 1200 Köpfe nach jener westindischen Insel verschifft werden.

Ein Landgut im südlichen Californien.

Der südliche Theil Californiens erhält nach und nach eine Anzahl von Einwanderern, welche die großen Vortheile jener Gegend zu benutzen verstehen und namentlich die Viehzucht in großartiger Weise betreiben. Vor uns liegt die ausführliche Schilderung eines großen Landgutes, welcher wir Einiges entlehnen wollen. Man bezeichnet die Güter in den Landstrecken, in welchen ehemals Mexicaner wohnten, nicht als Farmen, sondern mit der alten spanischen Benennung Rancho, und den Besitzer als einen Ranchero.

Ein General Beale (— wer ist im weiten Lande der Yankees nicht General, falls nicht etwa Colonel? —) ist Besitzer des Rancho Tejon, in der Nähe des Tejonpasses, welcher auf allen Karten verzeichnet ist. Das Gut enthält etwa 200,000 Acres, sagen wir mehr als eine Viertelmillion Magdeburger Morgen. Die Lage an der Vereinigung der Sierra Nevada mit der californischen Küstenkette ist sehr günstig; beide Gebirgszüge ziehen dort in einem weiten Bogen und hier beginnt das obere Stromthal des San Joaquin; zwischen ihnen gelangt man durch das enge Defilé des Tejonpasses nach dem County Los Angeles.

Im April 1872 weideten auf diesem Rancho mehr als 100,000 Schafe; die Schurzeit dauert volle neun Wochen. Was wir als Herde bezeichnet, nennt man dort eine Bande, und jede besteht aus etwa 1200 bis 1600 Stück, unter einem Hirten. Jede Bande weidet auf einer sehr ausgedehnten, aber genau bestimmten Fläche, die allemal Wasser hat. Abends treibt man die Bande in einen Corral (Hürde), einen geräumigen Platz, der durch Busch- und Dorngestrüpp eingehegt ist und einen sehr schmalen Eingang hat. Dicht neben demselben hat, im Flachlande, der Hirt seine Hütte, im Gebirge aber schläft er auf einer Tepestra, einem etwa 12 Fuß hohen Gerüste, das über

dem engen Eingange sich erhebt und auf glatten Pfosten ruht; an diesen kann der graue Bär nicht hinaufklettern, wohl aber bleibt er manchmal die ganze Nacht vor dem Eingange liegen, falls es nicht etwa dem Schäfer beliebt, ihm eine Kugel in den Pelz zu jagen. Gegen Morgen trollt er sich brummend von dannen; die übrigen wilden Thiere, und das ist auffallend, machen nie einen Versuch, über den Zaun in den Corral einzudringen.

Der graue Bär stellt übrigens den Schafen nicht häufig nach und richtet unter den Banden keinen großen Schaden an; ein Gleiches gilt von dem californischen „Löwen" (Puma), der zwar stark gebaut, aber feig ist. Dagegen leiden die Herden viel durch die wilden Katzen, Füchse und Coyotes; die letzteren sind leicht zu vergiften, wenn man Fleisch mit Strychnin bestreut; auf die anderen macht man Jagd. Als Hirten verwendet man Indianer, Mexicaner, Schotten und seit längerer Zeit auch Chinesen, welche sich als durchaus brauchbar und anstellig bewähren, nachdem sie die nöthige Anweisung in dem ihnen sonst so fremdartigen Berufe erhalten haben. Die Hunde sind schlecht abgerichtet und fast unbrauchbar.

Die Hirten erhalten in jeder Woche zweimal Lebensmittel aus den zwei Stationen, welche die Obliegenheit haben, alle Leute auf dem Rancho mit dem Nothwendigen zu versorgen. Sie dürfen Schafe schlachten, müssen aber das Fell abliefern an die sogenannten Rationenmeister, welche ihrerseits unter den Majordomos, Oberverwaltern, stehen. Jeder von diesen hat eine Anzahl von Banden unter sich; er sucht neue Weideplätze auf, leitet überhaupt das Ganze, sieht, ob die Schafe in gutem Stande sind und ob die Corrals sich in angemessenem Zustande befinden. Der Tejonrancho hat auch einen Magazinverwalter und einen Buchführer, sodann einen Schmied, mehrere Fuhrknechte, Gärtner und Feldbauer, und diese beiden letzteren sind wieder Chinesen.

So entsteht mitten in der weiten Einöde eine Art von Gemeinde, zu welcher dort auch etwa 300 Indianer gehören. Sie haben Stücke Landes eingezäunt, bauen Gerste und Gemüse, haben auch Obstbäume und Weinreben gepflanzt und befinden sich in sehr guten Umständen. Der Magazinverwalter kauft ihnen ab, was sie nicht selber verbrauchen, verwendet sie, wenn es nöthig, als Arbeiter gegen Lohn; sie pflügen und helfen bei der Schur. Beale hat sie durch freundliches Benehmen zu sich herübergezogen, sie werden gut behandelt und sind bereits wohlhabend geworden.

Der Tehatchapie-Paß, durch welchen die pacifische Südbahn von Bakersfield her in die Mohave-Ebenen laufen wird, gehört zum Tejonrancho. Diese Ebenen galten bisher für unbewohnbar und sie haben auch kein fließendes Wasser. Das hat aber einen unternehmenden Deutschen nicht abgehalten, sich dort niederzulassen. Er hat Brunnen gegraben, die ihm Wasser in Menge geben, und er macht gute Getreideernten, weil er seine Felder berieselt. Sobald die Südbahn in Betrieb kommt, wird ohne Zweifel rasch Leben in diese Einöden kommen.

Expedition nach den Faröern.

Die dänisch-amerikanische Dampfergesellschaft hat zur Untersuchung der Kohlenfelder der Faröer eine Expedition abgesandt, bei welcher auch der Naturforscher Dr. R. v. Willemoes-Suhm betheiligt ist. Die Kohlen liegen im Norden von Süderöe und sollen, wenn sie sich als gut erweisen, nach Kopenhagen verschifft werden. Neben den Handelszwecken verfolgt diese Expedition, wie Dr. Willemoes schreibt, auch wissenschaftliche Zwecke. Er selbst wird der Zoologie seine Aufmerksamkeit widmen, während Professor Johnstrup die geologischen Verhältnisse der wenig untersuchten Inseln erforschen will. Was man bisher über die letzteren wußte, veröffentlichte 1828 Forchhammer in den Abhandlungen der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften. Die Felsen der Faröer sind größtentheils vulcanischen Ursprungs, Dolorit-Porphyr wird in großen Mengen auf allen Inseln gefunden. Kohlen wies man bisher auf Süderöe und den kleinen Inseln Myggenäs und Tindhotm nach. Zu welcher Formation diese Kohlen aber gehören, ist bisher noch nicht festgestellt worden, da man noch keine Versteinerungen in denselben aufgefunden hat; da aber die Kohlen von Grönland und Island nach den darin enthaltenen Fossilien zur miocenen Tertiärperiode gehören, so ist dies wahrscheinlich auch auf den Faröern der Fall, und wir hätten es demgemäß mit Braunkohlen zu thun.

Was die Fauna anbetrifft, so sind die Wirbelthiere der Inseln durch das 1800 erschienene Werk Landt's: „Beskrivelse over Faeröerne" ziemlich genau bekannt. Die einzigen wilden Säugethiere, welche die Eilande bewohnen, sind einige Mäuse, die ja dem Menschen überallhin folgen. Pinnipedia und Cetacea kommen im Meere und an den Küsten in großen Mengen vor und werden von den Einwohnern gefangen. Die Vögel sind von Graba beschrieben worden. Reptilien und Amphibien kommen auf den Faröern nicht vor; eine Liste der zahlreichen im Meere lebenden und in die Flüsse aufsteigenden Fische hat Sysselman Müller in Thorshavn veröffentlicht. Die niederen Thiere sind aber weniger gut bekannt; Lütken und Mörch sammelten die Echinodermen und Mollusken, unser Landsmann Oscar Schmidt, der auf den Faröern war, beschrieb die Würmer. Es bleibt also gerade auf dem Gebiete der niederen Thiere noch eine reiche Ausbeute für Dr. v. Willemoes-Suhm übrig, der auch den Auftrag hat, die Fische der Faröer für das Münchener Museum zu sammeln.

* * *

— Vom Januar 1873 an wird eine Dampferlinie zwischen London-Antwerpen und Valparaiso eröffnet. Die Schiffe werden, gleich der bestehenden Linie, durch die Magellansstraße fahren und in Rio de Janeiro und Montevideo anlaufen. Dann haben wir monatlich dreimal Verbindung zwischen Europa und der Südwestküste Amerikas, und sobald die deutsche Dampferlinie hinzukommt, 48 Mal im Jahre.

— Die japanische Regierung hat bekanntlich eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Nordamerikanern in ihre Dienste berufen, um mehrere abendländische Einrichtungen einzubürgern. Wir lesen jetzt in der „Newyork Tribune", daß die Mehrzahl dieser Yankees sich sehr schlecht aufführt und jene Regierung alle Ursache hat, sich über sie zu beklagen. Die Regierung des Präsidenten Grant hatte ihr zumeist nichtsnutzige Subjecte als brauchbar und tüchtig empfohlen. „Insbesondere einer der so empfohlenen Gentlemen, der eine einflußreiche Stellung erhalten sollte, um unsere guten Freunde in Asien civilisiren zu helfen, zeichnete sich schon im ersten Monate seiner Anwesenheit in Yeddo durch einen äußerst ausschweifenden Lebenswandel aus und war häufig stark betrunken. Die Ackerbaucommission ist völlig in die Brüche gegangen und ihr Präsident erwies sich als vollkommen unbrauchbar. Man hat der japanischen Regierung solche Subjecte aufgehalst, um sie für Dienste zu belohnen, welche sie der Grantpartei geleistet haben, oder um sie los zu werden, weil sie anstößig oder unbequem geworden waren. Selbst der amerikanische Gesandte De Long hat sich nicht geschämt, die Zahlung einer beträchtlichen Forderung von der japanischen Regierung zu erpressen."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Die Tataren in Kasan und in der Krim.

In Kasan beginnt schon ein Stück Asien; dort leben Russen und Tataren in derselben Stadt neben einander, und neben den Thürmen und Kuppeln der christlichen Kirchen erheben sich Moscheen und Minarete.

Die Russen sind erst seit dreihundert Jahren im Besitze der ehemaligen Chanate Kasan und Astrachan, und in der ganzen Gegend an der untern Wolga bilden Leute von finnischer und tatarischer Abstammung auch jetzt noch die Mehrzahl der Bewohner; in den Steppen nach Süden und Osten hin ziehen Kirgisen und Kalmücken mit ihren Herden umher. Kasan hatte sich im Jahre 1441 von dem großen Mongolenreiche losgerissen, das Chanat Astrachan bestand von 1238 bis 1557. Beide wurden vom Czar Iwan dem Schrecklichen oder Grausamen unterjocht.

Kasan gilt bei den Tataren für den westlichen Grenzpunkt ihres Volkes und ihres Glaubens. Es ist eine ursprünglich von Buchara aus gegründete Colonie und gleichsam der letzte nach Europa hineingerückte Vorposten von Chiwa. Bei den Tscheremissen heißt die Stadt Ofon. Sie hat eine malerische Lage auf mehreren Hügeln, wird von der Kasanka und vier anderen kleinen Flüssen durchzogen und liegt etwa eine deutsche Meile weit vom linken Ufer der Wolga entfernt. Der Kreml oder die Festung steht auf einer Anhöhe am nördlichen Ende und bildet ein längliches Viereck, das mit Mauern umgeben ist; auf diesen erheben sich Thürme, und innerhalb steht die 1552 gleich nach der Eroberung gegründete Kathedrale, in welcher sich ein, wie sich von selbst versteht, vielerlei Wunder wirkendes Bild der „Mutter Gottes von Kasan" befindet. Auf der Hochebene hinter der Festung sieht man Ruinen von alten Thürmen und Gebäuden; sie gehören der alten, 1552 zum größten Theil zerstörten Tatarenstadt an. Am Fuße der Anhöhe dehnt sich der Kabansee aus, ein längliches Becken, an welchem der gewerbsame Theil der Stadt sich hinzieht. Die einzelnen Theile von Kasan haben in Betreff ihrer Bauart einen verschiedenen Charakter. Der Kreml ist russisch-christlich, die hohe Straße ist deutsch. Ein hübsches tatarisches Thor, welches man als Sayonbekathurm bezeichnet, liegt der Kathedrale gegenüber; die untere Stadt wird vorzugsweise von Mohammedanern bewohnt.

Diese Tataren sehnen sich auch heute noch nach dem fernen Osten, aus welchem sie bis an die Ufer der Wolga vordrangen. Chiwa und Buchara sind für sie in ihren Träumen, was Sichem und Jerusalem für den altgläubigen Hebräer, sie gelten ihnen gleichsam für ihre ideale Heimath, und es erfüllt sie mit tiefen Schmerzen, daß Samarkand und in dieser Stadt Timur's Grabmal in die Gewalt der Russen gefallen ist. Die mohammedanischen Dichter in Kasan besingen die blühenden Gebüsche und die duftigen Haine Bucharas mit Vorliebe; sie vergleichen die runden, rosigen Wangen der Geliebten mit den Aepfeln von Chiwa, und die Gluth ihrer Leidenschaft mit dem heißen Sommer von Balch.

Eine arabische Sage kennt einen Ausspruch des Propheten Mohammed, und dieses Wort gilt für eine Prophezeiung, die sich erfüllt. Ihr zufolge werden die Bekenner des Islam stets Herren bleiben in allen solchen Ländern, wo der Palmbaum reife Früchte trägt, dort hingegen, wo der gesegnete Baum nicht blüht, werden die Mohammedaner wohl zeitweilig, aber nicht auf lange Dauer Gebieter sein und bleiben. Dieses Orakel hat sich seit eintausend Jahren er-

füllt. Alle Länder, in welchen die Dattel gedeiht, sind der Herrschaft der Araber und des Islam anheim gefallen und dieselbe hat sich dort fest bewurzelt. Wo aber die Anhänger der Lehre des Propheten über die Grenze der Palmen hinaus Eroberungen machten, mußten sie über kurz oder lang wieder zurückweichen. Sie konnten sich in Spanien nicht behaupten, das man doch mit Recht als ein gemildertes Afrika bezeichnen darf, und mußten hinüber nach Marokko weichen. Auch in den Wolgagegenden erlag der Halbmond dem Kreuze und seine Bekenner zogen zum größten Theile zu ihren Stammesbrüdern und Religionsverwandten in Chiwa und Buchara. Freilich träumen die Mauren in Marokko von einer Wiedereroberung Sevillas und Granadas; in den Familien der aus Andalusien vertriebenen Morisken werden die Schlüssel der ehemals in ihrem Besitze befindlichen Paläste wie eine Art von Heiligthum aufbewahrt, und dasselbe geschieht mit den Urkunden über ihren vormaligen Grundbesitz. Auf das ganze Gebiet am linken Ufer der Wolga erheben die Kirgisen Anspruch; ihre Häuptlinge betrachten sich als die rechtmäßigen Erben der Chane von Kasan. Ueberall sehen die Bekenner des Islam in der Thatsache, daß sie von Ungläubigen beherrscht werden, eine Strafe, welche Allah über sie verhängte, weil sie nicht glaubenseifrig genug gewesen. Aber sie hoffen mit Zuversicht, daß sie dermaleinst Gnade finden werden. Freilich, das Exil kann möglicherweise recht lange währen, aber es nimmt



Ansicht von Kasan.

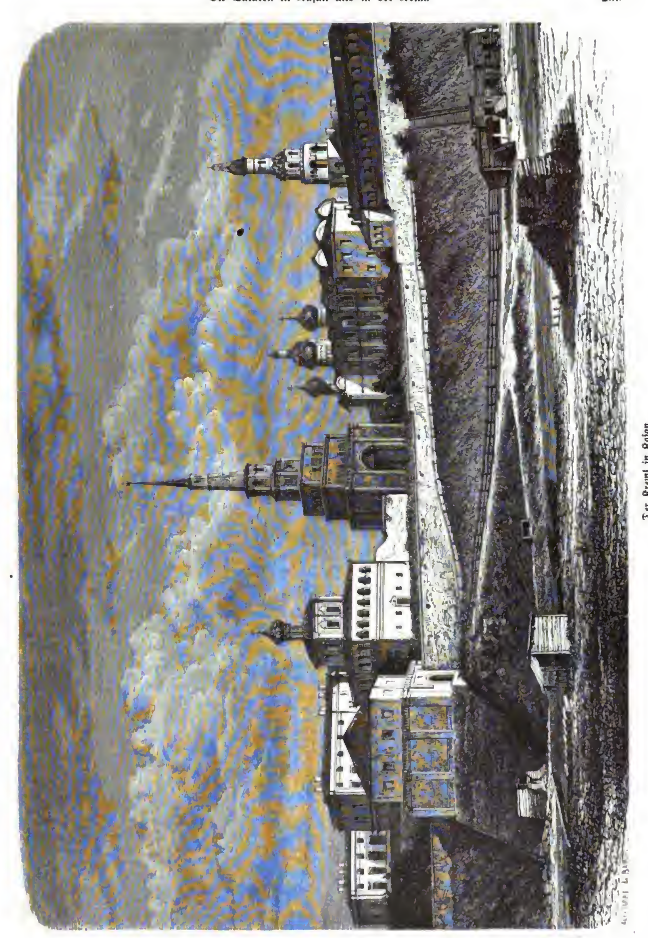
sicherlich ein Ende, und wenn endlich Allah wieder Gnade und Barmherzigkeit vorwalten läßt, dann werden seine Bekenner ihre früheren Besitzungen triumphirend wieder einnehmen.

Wir wollen hervorheben, daß den bezwungenen Mohammedanern in den verschiedenen Gegenden ein sehr verschiedenes Loos zu Theil geworden ist. In Andalusien wüthete die Barbarei der wildfanatischen Christen gegen die Mauren mit Feuer und Schwert; es war Jahrhunderte hindurch den Nachkommen der Vertriebenen bei Todesstrafe verboten, den Boden Spaniens zu betreten. In Rußland dagegen ließ man die Tataren in Frieden leben, und sie konnten ungestört Handwerke und Handel treiben. Gewiß sind sie auch in Kasan und Astrachan manchen Verfolgungen ausgesetzt gewesen, das bringt einmal der Gegensatz von Kreuz und Halbmond mit sich. Noch jetzt bricht dann und wann der gegenseitige Haß hervor und beide Theile liefern einander in den Straßen blutige Gefechte.

Wer in Kasan den tatarischen Stadttheil besucht, dem fallen die buntbemalten Vorderseiten der Häuser auf, die schlanken Minarets, die orientalischen Trachten, die regelmäßigen Gesichtszüge der Leute. Man sieht es den letzteren an, daß es ihnen wohl ergeht, und ihr ganzes Behaben macht einen durchaus nicht unangenehmen Eindruck. Ein russischer Offizier äußerte gegen den Engländer Hepworth Dixon: „Diese Tataren sind Spitzbuben, essen leidenschaftlich gern Roßfleisch, sind aber im Uebrigen gar keine übelen Leute."

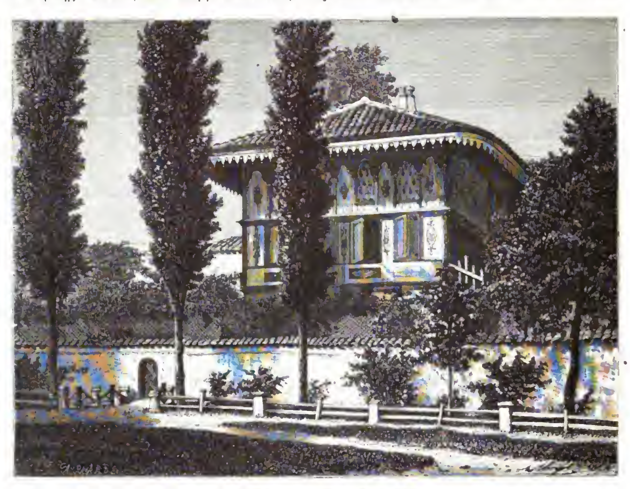
„Ihre Dienerschaft besteht aus Tataren, nicht wahr?"

„Allerdings, sie sind als Diener sehr gut und brauchbar, denn einmal betrinken sie sich nicht und sodann ist Alles, was man ihnen anvertraut, in guten Händen; sie veruntreuen nichts."



Der Kreml in Kasan.

Auch in Moskau, Petersburg und anderen großen Städten hat man die nüchternen tatarischen Diener lieber als die zum Trunk geneigten Russen. Der tatarische Adel zog sich seit der Eroberung Kasans nach Asien zurück, aber die Handwerker und Hirten sind geblieben, nicht minder die Kaufleute. Die Tataren haben eine entschiedene Begabung zum Handelsbetriebe, und in Kasan findet man unter ihnen eine Aristokratie von Kaufleuten. Im Allgemeinen sind dort die Tataren besser unterrichtet, als die christlichen Russen; die meisten können rechnen, lesen und schreiben; sie haben in den Bank- und Handelshäusern Vertrauensstellungen inne, weil sie aufmerksam, anstellig und von unermüdlichem Fleiße sind. Drei der reichsten Kaufleute, Yunasoff, Burnaieff und Apakoff, waren blutarme tatarische Knaben und sind heute hochangesehene Männer. Die Tataren beten, arbeiten, werden wohlhabend und sind einflußreich. Asiaten sind und bleiben sie auch auf europäischem Boden, und den Russen gegenüber fühlen sie sich als Fremde. Ihre früheren Hoffnungen, welche sie auf Buchara setzten, sind nun längst in Nebel zerronnen, denn der Emir jenes turkestanischen Landes, aus welchem sie noch heute ihre Geistlichen erhalten, hat seine ehemalige Machtstellung eingebüßt und ist thatsächlich zum Vasallen des weißen Czars an der Newa herabgedrückt worden. Von Chiwa her haben die kasanschen Tataren nichts mehr zu erwarten, auch der Chan dieser Steppenoase wird von den Russen bedrängt, und es fragt sich, ob sie ihm noch längere Zeit gestatten werden, unabhängig zu bleiben. Im Sommer 1872 wollte er von seiner Hauptstadt am Amu Darja aus eine Gesandtschaft nach Petersburg an der Newa schicken, um kund zu geben, daß er friedliche Gesinnungen hege; er möchte gern die ihn drohende Wetterwolke abwenden.



Palast der Tatarenchane in Baghtschi Ssarai.

Man hat oftmals gesagt, daß das heilige Moskowiterland bis in die Zeiten Peters des Großen hinein in vieler Beziehung ein wesentlich asiatisches Gepräge getragen habe; gewiß ist, daß es in seinem Staatswesen und in seinen Einrichtungen keinen europäischen Typus hatte. Seine Berührungen mit dem Westen waren spärlich und von diesem aus erfuhr es keine civilisatorischen Einwirkungen, so lange das Joch der Mongolen auf ihm lastete. Nachdem dieses abgeschüttelt war, faßte es seine Macht zusammen, und im sechszehnten Jahrhundert konnte es nicht bloß dem weitern Vordringen der Polen einen Riegel vorschieben, sondern auch nach Süden hin seine Grenzen erweitern. Czar Iwan der Vierte, den man als den Grausamen, Strengen oder auch Schrecklichen bezeichnet, eroberte den Tataren die Chanate Kasan und Astrachan ab, und der Halbmond mußte weichen. Er ließ, in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts, fremde Kaufleute im Lande zu, ließ Buchdrucker vom Rhein kommen und die Apostelgeschichte ins Russische übersetzen. Aus Frankfurt berief er Aerzte und Apotheker, aus London Holzbildhauer und Kupferschmiede, und in Wologda ließ er eine Stromflotte bauen. Er verbot das Betteln, stellte ein Gesetzbuch zusammen und gab der Geistlichkeit strenge Vorschriften.

Iwan ist wohl als ein „Wilder“ bezeichnet worden, aber ein in seiner Weise ausgezeichneter Mann war er sicherlich

und das Volk war ihm ergeben. Die Großen zitterten vor ihm; er beugte ihre Macht, kannte keinerlei Rücksicht und verfuhr durchaus willkürlich. Seine Baulust war groß; auf seinen Befehl entstanden vierzig Kirchen und leider auch nicht weniger als einundsechszig Klöster; außerdem ließ er etwa anderthalb hundert Burgen und mehr als dritthalb hundert Flecken bauen. Sorgfältig beobachtete er die Einrichtungen der von ihm bezwungenen tatarischen Chanate, in welchen das mohammedanische Volk viel civilisirter war als jenes in der christlichen Moskowiterei. Die Tatarenstädte Kasan und Baghtschi Ssarai nahmen sich ungleich stattlicher aus als Wladimir oder Moskau, und neben den Tatarenfürsten spielten die moskowitischen Bojaren nur eine armselige Rolle.

Es steckte viel Tatarisches in diesem Iwan. Er hatte, was in Europa damals noch fehlte, ein stehendes Heer, welches er in tatarischer Weise uniformirte und bewaffnete; auch seine Leibwache trug die tatarische Kopfbedeckung. Gleich dem tatarischen Großchan verwandelte dieser christliche Czar seinen Palast in ein Harem, und weder seine Frauen noch seine Töchter durften sich vor den Leuten sehen lassen. Die Bojaren folgten in dieser Beziehung dem Beispiel ihres Gebieters und dieser Brauch dauerte bis auf die Zeit Peters des Großen. Dieser erst schaffte denselben ab, öffnete die Pforten des kaiserlichen Serails, lud Damen an den Hof und die Czarina mußte sich öffentlich sehen lassen. Die Frauen wurden auf besonderen Friedhöfen bestattet; auf mehreren derselben sind in späterer Zeit Klöster errichtet worden. Moskau wurde wie ein tatarisches Lager regiert und es ging dort wild genug her. Iwans Opritschniki, d. h. Leibwächter, trieben sich lärmend und allerlei Unfug verübend in den Straßen umher; von ihnen wurden ohne Unterschied Bojaren, Bürger und Bauern mißhandelt; sie plünderten Häuser aus, schleppten Frauen und Mädchen fort und ermordeten Männer. Das Alles war freilich nicht tatarisch, sondern moskowitisch.

Viel mehr heimisch als in Kasan und überhaupt an der Wolga fühlen die Tataren sich in der Krim, welche von 1428 bis 1783 unter der Herrschaft ihrer Chane stand. Sie fügen sich der Herrschaft der Russen, die keineswegs mit Härte auf ihnen lastet, aber ein innerer Zug hat viele von ihnen angetrieben, diese Heimath zu verlassen und in das Gebiet des stammverwandten osmanischen Padischah auszuwandern. Laut amtlichen Angaben sind in den Jahren 1860 bis 1863 nicht weniger als 192,360 Mohammedaner beiderlei Geschlechts (104,211 Männer, 88,149 Frauen) aus der Krim fortgezogen, so daß nicht weniger als 784 Wohnorte ganz oder zum Theil verlassen wurden. Vor diesem Exodus zählte Taurien an Tataren, Nogaien und Zigeunern zusammen 295,357 Köpfe. Im Jahre 1865 sind kleinere Abtheilungen aus der Türkei zurückgekehrt, und 1870 betrug die Anzahl der Mohammedaner in der Krim 118,352 Seelen.

Die Hauptstadt der Chane war Baghtschi Ssarai, d. h. Gartenstadt. Sie liegt im südlichen Theile der Halbinsel und ist von Sewastopol aus auf einer sehr guten Landstraße in wenigen Stunden zu erreichen. Ganz vor Kurzem hat F. Remy eine sehr ansprechende Beschreibung derselben gegeben und wir wollen ihn bei den nachstehenden Bemerkungen als Führer nehmen *).

Wer von Sewastopol her sich der Stadt nähert, kommt zunächst an vereinzelte Gebäude in tatarischem Stil; sie sind reich an Farben und Schnitzwerk. Bald nachher gelangt man durch eine muldenförmige Einsattelung in eine kaum zehn Schritt breite Straße, welche den Geschäftsverkehr der jetzt 11,100 Einwohner zählenden Stadt einschließt. Von diesen sind nicht weniger als 9138 Mohammedaner, Russen und Griechen nur 1310, karaitische Juden 489, andere Juden 94, Armenier 32, Protestanten 22, Katholiken 15 Köpfe. Durch jene lange Straße wird die Stadt in zwei ungleiche Hälften getheilt, inmitten welcher das Flüßchen Tschuruk Su sich hindurchschlängelt. Die breite, rechte Seite ist ausschließlich von Tataren bewohnt und sie zieht sich in einem Labyrinth kleiner Gassen die Höhen hinan. Häuschen klebt an Häuschen; man sieht hier und da ein vereinzeltes Fenster, zumeist jedoch vergitterte Balcone; die Straße hat für nur vier, höchstens sechs Fußgänger neben einander Raum. Man geräth in diesem Gewirr alle Augenblick in eine Sackgasse, an deren Ende sich mehrere Pförtchen öffnen. Durch diese Einrichtung wird es den Frauen möglich, ihre Nachbarinnen zu besuchen, ohne die Gassen zu betreten. Unverschleierte Tatarinnen sieht man nicht; es herrscht noch morgenländische Sitte in voller Strenge. Jedes tatarische Häuschen hat auf der hintern Seite einen von hoher Mauer umgebenen Hof, in welchem man, so klein er auch sein möge, doch allemal wenigstens einen Baum und ein Blumenbeet findet. Auf diesem beschränkten Raume hat das tatarische Familienleben seinen Anfang und Ausgang und seine Grenze.

Auf der schon erwähnten langen Straße erblickt man nur Buden; die verschiedenen Handelszweige halten sich zusammen. Hier eine Reihe Läden mit frisch geschlachteten Hämmeln, denen das Fett treppenartig auf dem Rücken zertheilt ist, um jeden Zoll seiner Güte bloßzulegen. Weiter Sättel und Pferdegeschirr, die vielgefragten, silberverzierten, rothen und gelben Frauenpantoffeln; Gewürzbuden, Tabacksläden, Fayencegeschirr &c. Alle diese Buden bestehen sehr primitiv aus kleinem hölzernen Bretterwerk, das durch Klappen von oben und unten geschlossen werden kann; auf der untern liegt ein Theil der Waaren aus und neben ihr hockt oder kauert der Eigenthümer, die obere schützt vor der Sonne. Kleine Plattenwege verengen die Straße manchmal auf fünf Schritt und beim Ausweichen eines Wagens müssen die Umstehenden behülflich sein. —

Remy trat in ein Kaffeehaus. Auf grünen Polstern saßen an den Wänden acht ehrwürdige Beturbante mit untergeschlagenen Beinen; sie rauchten aus der türkischen Glaspfeife und schlürften bedächtig ihren Mokka aus kleinen henkellosen Tassen. Die alten Bärte erwiederten den Gruß des Europäers mit einem feierlichen Neigen des Hauptes. Der Kaffee war vortrefflich; er wird mit Zucker gekocht und läßt einen feinen Satz zurück.

„Wer den Orient in seiner genießbarsten Gestalt kennen lernen will, ohne sich den Gefahren einer kostspieligen Reise oder der Bedrängniß griechischen und italienischen Gesindels und fanatischen Türkenthums aussetzen zu wollen, — der sollte nach Baghtschi-Ssarai kommen. Von hier wird er in seiner Seele die anmuthige Verwirklichung jugendlicher Träume für immer in ihrer mildesten und sittlichsten Form heimtragen können. Hier in der Mitte der taurischen Halbinsel kann er einen isolirten Fleck finden mit der scharf um-

*) Die Krim in ethnographischer, landschaftlicher und hygienischer Beziehung. Dem großen reisenden Publicum ein Wandergefährte, von F. Remy. Mit zwei Stahlstichen, zwei Holzschnitten und einer sehr guten Karte. Odessa und Leipzig 1872, bei Emil Bernd. Das Werk ist für Touristen, die jetzt ja auch die Krim mit ihrem Besuche nicht verschonen, geradezu unentbehrlich, einmal weil es sehr gut orientirt, viele praktische Belehrung giebt und Landschaften und Städte lebendig aus eigener Anschauung schildert, dann auch die geschichtlichen Momente in zweckmäßiger Weise hervorhebt. So ist es ein werthvolles Vademecum, das uns einen richtigen Einblick in die Verhältnisse der auch historisch so interessanten Krim gewährt.

grenzten Cultur, die, unbeeinflußt von den tausend Erregungen des Westens, seit Jahrhunderten das fremdartige, uns so geheimnißvoll anmuthende Dasein fortspinnt und unwandelbar die Eigenart bewahrt."

Der Palast, in welchem die Tatarenchane thronten, wird auf drei Seiten von den Häusern der Stadt bis dicht an die Umfassungsmauern bedrängt; selbst der Platz vor dem Eingangsthor ist verhältnißmäßig beschränkt. Im Hofe steht auf einer kleinen Säule ein vergoldeter Doppeladler, zum Andenken an den Besuch, welchen 1787 Katharina die Zweite diesem Palaste abstattete. Sie rastete in den Gemächern, die von den Tatarenchanen bewohnt worden waren. In dem viereckigen Hofe, der etwa 240 Schritt in der Länge und 60 in der Breite hat, ist es still und reinlich. „Wie rauschen die prächtigen Pyramidenpappeln so melancholisch auf die Blumenbeete hernieder, wie verheißend blicken die Reben über die Mauern, wie geheimnißvoll schauen uns die vergitterten Balcone an und wie anmuthig locken durch Mauerfenster kleine Gärtchen den Wanderer in ihre duftige Einsamkeit! Springbrunnen plätschern, Vögel zwitschern, Bäume rauschen; — sonst ist es still wie der Tod."

Rechts vom Eingangsgebäude liegen die Wohngebäude der Chane, links nur diejenigen, welche religiösen Zwecken dienen. Die Moschee hier ist die größte in der Stadt; der mit Teppichen belegte, durch einige vergitterte Fenster verdüsterte Raum faßt etwa 300 Menschen. Von der Mitte des Plafonds hängen achteckige Sterne herab; sie tragen verschiedene Embleme des mohammedanischen Cultus. An



Baghtschi Ssarai in der Krim.

den Wänden sind Sprüche aus dem Koran unter Glas und Rahmen. Gleich neben der Moschee liegen zwei von Kuppeln überragte Mausoleen und hinter denselben, beide verbindend, 72 Gräber, zumeist von der bekannten Blumenkastenform, aus Stein und Marmor, mit sehr gut erhaltenen türkischen und arabischen Inschriften; die meisten waren wohlgepflegt und mit Blumen reichlich bepflanzt. Dort ruhen die höheren Beamten des vormaligen Hofstaates mit ihren Frauen und Kindern. — Der eigentliche Gartenpalast enthält eine sehr beträchtliche Anzahl von mittelgroßen und kleinen Zimmern, Sälen, Verandas und Gallerien. Alles ist morgenländisch, fremdartig, unsolid und unzuverlässig; — viel Roth, Gold, Spielerei mit Blumen, Ranken, Arabesken, Alles nur decorativ, nichts von monumentalem Werthe.

Für die in der Krim lebenden Tataren ist, wie schon angedeutet wurde, Baghtschi Ssarai ihr geheiligter Mittelpunkt. Dort ruhet die Asche ihrer Chane. Hier, sagt Remy, kann man die Ueberreste eines Volkes achten lernen, das zur Zeit seiner Herrschaft dieses Gefühl nicht erweckte. Aber es hat, trotz des starren Festhaltens am Ererbten, sich einen Ruhm erworben, der sich an keine Religionsform bindet: — den Ruhm sittlicher und rechtlicher Menschen. Die Tataren der Krim stehen in allgemeiner Achtung; in diesem Urtheile stimmen Russen, Deutsche und Griechen überein; allerdings fügt man hinzu, sie seien träge, aber das sind in heißen Klimaten die Menschen, ohne Unterschied der Race, alle mehr oder weniger. Viele Tataren sprachen zum Reisenden mit einer gewissen Rührung von dem Glück und

Frieden ihrer Häuslichkeit. Wie schwer der Erwerb auch Manchem fallen möge, hier fänden sie reichlichen Ersatz. Man hört in der That weder von brutaler Behandlung der Frauen, noch überhaupt von Zank und Unfrieden. Wenn man die elenden Häuschen betrachtet, sollte man ihnen den Comfort und die Reinlichkeit, welche sich doch vorfindet, kaum zutrauen. Eine eigentliche Küche haben sie nicht; in der Regel hängt im Vorhause unter einem Rauchfange der unentbehrliche Kessel. Das Volk ist sehr mäßig; man trinkt viel Thee und Kaffee. Die Wohnstube ist stets mit Teppichen belegt; an der einen Wand läuft eine niedrige, ebenfalls mit Teppichen belegte Erhöhung hin, auf welcher beide Geschlechter mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen pflegen. Die Schlafstätten sind durch herabhängende, öfters mit Gold und Silber durchsteppte Teppiche vom größern Raume getrennt; manche Familien besitzen auch schon Commode, Tisch und Stühle, benutzen sie aber nicht gern.

Man sieht in den kleinen Höfen Kindergruppen von solcher Kraft, Schönheit und Gesundheit, daß man sich von dem lieblichen Schauspiele kaum loszureißen vermag. „Diese pelzmützigen Tatarenbübchen sind der breitschulterigste, hochbrüstigste Menschenschlag, der mir jemals vorgekommen ist. Sie sind in der Mehrzahl bildschön, wie denn der Tatar in Baghtschi Ssarai und auf der Südküste überhaupt ein schöner Mann ist und Mongolengesichter nur ganz ausnahmsweise vorkommen.“ Im Punkte der Sittlichkeit können diese mohammedanischen Tataren allen christlichen Völkern des Westens zum Beispiel dienen; nie wird man durch unzüchtige Geberden oder Reden bei ihnen verletzt. Vielweiberei ist ganz außer Gebrauch; es soll, wie versichert wird, auf der ganzen Halbinsel keinen einzigen Fall von Polygamie mehr geben. Die Tatarinnen lieben die Reinlichkeit, die Männer nicht so sehr. Die allgemeine Tracht der letzteren ist jene der Kosacken. Blaue Jacke mit silbernen Litzen, ziemlich weite blaue Hose, Stiefel; dazu kommt die etwa fünf Zoll hohe, oben flache Kopfbedeckung aus feinem, schwarzem Schaffelle. Ein Turban wird nur von denen getragen, welche am Grabe des Propheten gebetet haben, und es haben doch sehr viele die weite Reise nach Arabien gemacht.

Remy stellt folgende Betrachtungen an: „Was man auch von der mohammedanischen Religion halten möge, es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sie sich dem Naturell des Orientalen wundervoll anschmiegt, sie ist ihm wie auf den Leib gemessen; daher ihre außerordentliche Verbreitung im Oriente. Sie verlangt nichts vom Verstand, Alles von der Phantasie. Indem sie vor Allem bemüht war, die extremen Richtungen derselben durch strenge religiöse Formen zu ordnen, zu bändigen, gelang es ihr, die sinnlichen Regungen, in welchen unter heißen Himmelsstrichen stets die Hauptgefahr liegt, fast ganz zu beseitigen. Sie entzog dem männlichen Geschlecht das Frauenzimmer mit einer Strenge und Consequenz, die Bewunderung verdient, und zugleich das berauschende Getränk, diesen Vater der meisten Excesse des christlichen Abendlandes. Die Tataren trinken weder Wein noch Branntwein, doch gestanden sie mir, daß einige ihrer Stammesbrüder während des Krieges sich dem Trunk ergeben und dann eine so bestialische Natur entwickelt haben, daß sie rings Furcht und Abscheu verbreiten. Die mohammedanische Religion hat für die Entwickelung asiatischer Völker sicherlich Bedeutendes geleistet; sie war vielleicht segensreicher in dem, was sie nahm, als in dem, was sie gab, folgenreicher in dem, was sie band, als in dem, was sie freigab. Daß selbst innerhalb dieser, dem gebildeten Europäer so beschränkt dünkenden Formen ein großer Spielraum für Entwickelung möglich ist, das beweisen die Tataren.“

Das römisch-germanische Museum in Mainz.

II.

× × Wir finden schon 1751 eine Untersuchung über die Anzeigen von Handelsverbindungen bei den Germanen, und bis zu den Jahren 1688, 1720, 1759, 1764 reichen die Anweisungen über die beste Art der Ausgrabungen und Beschreibungen von Alterthümern. Schon aus diesen Thatsachen ergiebt sich die weitverbreitete Theilnahme für diese Forschungsrichtung, sowie der Eifer und Ernst ihrer Thätigkeit. Wenn ihre Erklärung nicht überall das Richtige traf, so ist dies nicht etwa nur dem einseitigen Gebrauche gelehrter Mittel beizumessen, sondern vielmehr jenen allgemeinen irrthümlichen Vorstellungen, welche, je nach dem Charakter der Zeit wechselnd, sich überall geltend machen und jetzt noch, wenn auch in anderer Gestalt, so gut wie damals Fehler und Mißgriffe veranlassen, mit dem einzigen Unterschiede, daß die jetzigen gerade nicht immer aus einer Verwirrung durch übergroße Menge gelehrten Wissens zu entschuldigen sind. Bemerkenswerth erscheint es weiterhin, daß uns in dieser Menge von Schriften bei aller Pietät und Wärme für ihren Gegenstand wenig oder nichts von jenen widerlichen Aeußerungen nationaler Ueberhebung und Eitelkeit begegnet, welche in der neuern antiquarischen Literatur der Dänen so ausnehmend abstoßend wirken.

Nach Umfang und Verdienst dieser früheren Leistungen bleibt es kaum zu erklären, mit welchem Gleichmuthe seither die Anmaßung unserer Nachbaren aufgenommen wurde, welche, obgleich sie ihren nationalen Alterthümern weit später erst eine wissenschaftliche Untersuchung zugewendet haben, sich das Ansehen geben, uns als angehende Schüler meistern und belehren zu können. Es ist deshalb um so höhere Pflicht, auf die Bedeutung jener älteren Forschungen hinzuweisen, als zudem noch Vieles, was bereits vor anderthalb hundert Jahren Gemeingut deutscher Wissenschaft war, in unseren Tagen als vollkommen neue Entdeckung proclamirt und fremdem Verdienste zugewiesen wird!

Wie man die erste richtige Beurtheilung der sogenannten Donnerkeile als Steinwaffen der ältesten Bevölkerung auf die Franzosen Mahudel 1734, Goguet 1758 und dann Caumont zurückführen will, so bezeichnet man es als ein Ereigniß in der Wissenschaft, daß 1832 von Kopenhagen aus diese Steingeräthe im Hinblick auf die gleichartigen der heutigen wilden Völker endgültig als Werkzeuge und Waffen erklärt wurden.

Aber dies in kläglicher Gewißheit, daß diese Frage, welche die Pariser Akademie 1734 noch als ungelöst zurückwies, damals in Deutschland schon längst entschieden war und daß schon 1714 Johannes Oesterling, ein Studiosus

in Marburg, in seiner Dissertation de armis lapideis veterum Cattorum so bestimmt auf den Gebrauch gleichartiger Waffen bei den Wilden Louisianas und des übrigen Amerika hinwies, als dies nur im Jahre 1832 von Thomson geschehen konnte.

Nur die Schwerfälligkeit damaliger Gelehrsamkeit, die Vereinzelung der Bestrebungen, der Mangel eines Stützpunktes auf große Sammlungen waren es, welche in jener Zeit, wie noch weiterhin auf längere Dauer die Erreichung eines bestimmten Gesammtergebnisses dieser Studien verhinderten. Doch selbst die schweren Verhängnisse, welche der Schluß des Jahrhunderts und der Beginn des neuen über unser Land brachten, vermochten nicht den Fortgang dieser Bestrebungen zu hemmen. Die Zeit der Fremdherrschaft war es vielmehr, welche der Thätigkeit für die Kunde unserer Vorzeit und ihrer Denkmale eine mächtige und bis jetzt fortwirkende Anregung gab.

Eine tiefer eingehende Erforschung der germanischen Grabhügel, der zerstörten Römerlager, der alten Befestigungslinien und Niederlassungen fand die vielseitigste, alle deutschen Lande umfassende Betheiligung. Die Art und Weise der Untersuchung erhob sich bald zu einer des Gegenstandes und seiner wissenschaftlichen Bedeutung würdigen Sorgfalt, so daß von den außerordentlich zahlreichen Ausgrabungsergebnissen verhältnißmäßig nur wenige einen Zweifel an ihrer Verlässigkeit gestatten und die meisten, zumal die wichtigsten, mit großer Umsicht ausgeführt worden sind.

Die Menge des hier gewonnenen, überaus werthvollen Materials ist jedoch äußerst schwer vollkommen zu überblicken, da sie sich nicht etwa nur in die Museen der einzelnen Staaten, sondern in eine große Anzahl fürstlicher, städtischer, akademischer und Privatsammlungen vertheilte, mit welchen bald auch jene der zahlreichen Vereine für Alterthumskunde wetteiferten.

Wir zählen 33 Museen und Sammlungen, von welchen keine einzige bei Beurtheilung der deutschen Alterthümer unbeachtet gelassen werden kann und die meisten von hoher Wichtigkeit sind. Diese Zahl fällt beinahe zu gleichen Hälften auf den Norden und den Süden unseres Landes. 1) Preußen mit Berlin, Kiel, Hannover, Kassel, Wiesbaden, Bonn, Köln, Münster, Breslau, Trier. 2) Mecklenburg mit Schwerin. 3) Braunschweig mit seinem Museum. 4) Sachsen und Thüringen mit Dresden, Jena, Altenburg, Gotha, Hohenleuben. 5) Hessen mit Mainz und Darmstadt. 6) Baden mit Karlsruhe und Mannheim. 7) Würtemberg mit Stuttgart und Ulm. 8) Baiern mit München, Augsburg, Landshut, Bamberg, Würzburg und Speyer. 9) Oesterreich mit Wien, Gratz, Salzburg und Prag.

Zu diesen treten einige sehr bedeutende fürstliche Privatsammlungen, wie das fürstlich hohenzollernsche Museum auf Schloß Sigmaringen, die Sammlung des Herzogs Wilhelm von Würtemberg auf Schloß Lichtenstein, die gräflich Erbach'sche Sammlung zu Erbach im Odenwalde, die fürstlich Salms-Braunfels'sche rc. und die zahlreichen kleineren, aber oft nicht minder werthvollen Sammlungen in Stade, Hildesheim, Leipzig, Lübeck, Magdeburg, Görlitz, Meiningen, Neuwied, Kreuznach, Aschaffenburg, Regensburg, Tübingen, Linz und manchen anderen Städten.

Ist es demnach für immer unmöglich geworden, die deutschen Alterthümer vorchristlicher Zeit in eine einzige große Sammlung zu vereinigen, welche an Reichthum und Gehalt selbst die nordischen Museen weit überragen würde, so hat doch die Forschung keinen Grund, den durch unsere nationalen Verhältnisse bedingten Mangel einer solchen Centralisirung als einen Nachtheil von entscheidender Wichtigkeit, als eine Lebensfrage für ihren Erfolg zu betrachten.

Einerseits ist der große Vortheil nicht zu verkennen, welcher aus der Isolirung und besondern Pflege der einzelnen Landesalterthümer für ihre tiefere und vielseitigere Beurtheilung erwächst. Andererseits ist der Ersatz einer solchen übersichtlichen Vereinigung ihrer Gesammtheit gerade in der Begründung des römisch-germanischen Centralmuseums in Mainz gefunden.

Treten wir ein in die Räume dieses Museums.

Schon der erste Anblick ist in Bezug auf Fülle und malerische Wirkung ein überraschender, ungemein anziehender. Aus großen Schränken die Wände entlang, aus Pulten inmitten der Säle, aus den hohen Fensternischen blitzt uns zahlloses, mit edlen Steinen verziertes Geschmeide aus Gold, Silber und Erz entgegen. Reihen von Glasbechern, Urnen und Krügen, die rothen Terracotten der Römer, ihre Erzbecken und Eimer, emaillirte Schalen und eine Menge kostbaren Tafelgeschirres aus getriebenem Silber; Lanzen, Pfeile, große Schwerter und Kampfmesser, die mannichfaltigsten Geräthe und Werkzeuge stehen und hängen dicht gedrängt neben und über einander in der ersten Abtheilung dieser Sammlungen. Der matte Glanz der Thongefäße, der goldene Schimmer sowie der bald dunkelgrüne, bald mehr bläuliche Aerugo der Bronzen, wie ihn der Maler täuschend der Natur nachgeahmt, wechselt mit den verschiedenartigsten Schattirungen des Eisens, von der düstern, schwärzlichen Metallfarbe bis zu dem hellern oder dunkelern Roth des Rostes, je nach den tausendjährigen Einwirkungen von Wasser, Lehm- oder Moorboden. Wir durchschreiten flüchtig die erste Abtheilung und finden in der folgenden einen bis jetzt noch nie gesehenen Reichthum von Bronzegegenständen; von Hals- und Armringen, Haar- und Gewandnadeln, von zierlichen Messern, Kämmen, Diademen, Dolchen, Lanzen, Panzern für Mann und Roß, mächtigen, kreisrunden Schilden und eine erschöpfende Auswahl aller verschiedenen Formen der schönen Erzschwerter. Auch diese Tausende von Gegenständen bieten den Reiz der getreuesten Naturnachbildung, sowie die zahlreichen Geräthe aus Stein, Hirschhorn, Knochen und Thon, womit die Sammlungen abschließen.

Durchschreiten wir vorerst zum Gewinn eines Gesammteindruckes die Sammlungsräume, so finden wir uns, abgesehen von dem Reichthum der hier vereinigten, auserlesenen Werthstücke, durch die Wahrnehmung überrascht, daß eine Darstellung unserer ältesten Culturgeschichte unmittelbar aus den Denkmalen selbst, durch eine umfassende Uebersicht der bezeichnenden Formen doch in vieler Hinsicht ganz andere Resultate bietet, und ganz andere Gesichtspunkte der Auffassung gewährt, als jene, welche wir aus den Schriften der Systematiker und gelehrten Particularisten zu gewinnen vermochten.

Auf den ersten Blick schon ergiebt sich die auffallende Verschiedenartigkeit der einzelnen Gruppen, das völlig isolirte Auftreten der wohlbekannten, classischen Formen bei manchen Arten der Gefäße und Waffen und mit diesem Allem die Ueberzeugung, daß wir für die ältesten Culturperioden innerhalb unseres Landes keineswegs eine ausschließlich selbständige Entwickelung, sondern neben dieser schon in sehr früher Zeit eine vielseitige und umfangreiche Einwirkung von Außen her anzunehmen haben. Wir werden darauf hingewiesen dadurch, daß wir in zeitlich aufsteigender Richtung, nach welcher die Sammlungen geordnet sind, ausgehend von den Denkmalen der frühern historischen Zeit zu den fernliegenden Perioden hinauf, in dieser Reihenfolge nicht etwa, wie man erwarten sollte, von Zeugnissen einer vorgeschrittenen Ausbildung stufenweise zurückgehen können zu

einer weniger entwickelten und immer primitivern Technik, sondern im entschiedensten Gegensatze oftmals das Aeltere weitaus dem Spätern überlegen finden und auffallenden Contrasten begegnen, welche aus sich selbst so wenig als aus den bisherigen Versuchen ihrer Erklärung begreiflich erscheinen.

Vergleichen wir nur im Vorüberschreiten an den Schränken die Reihen der Metallgeräthe und Waffen, so muß die Thatsache überraschen, daß dieselben, je weiter in die vorgeschichtliche Zeit zurück, an Zierlichkeit der Form und Trefflichkeit der Ausführung nicht etwa verlieren, sondern gewinnen, bis wir gerade bei den nachweisbar ältesten Denkmalen dieser Art einem Geschmack und einer Meisterschaft der Technick gegenüberstehen, welche, fertig und vollendet, wie Minerva aus dem Haupte Jupiter's, unmittelbar aus den primitiven Zuständen der Steinperiode hervorgegangen sein müßte.

Und doch ist die Zeitfolge dieser Erscheinungen die richtige und thatsächliche, und gerade in ihr liegt das Aufschlußgebende für die Fremdartigkeit jener Denkmale und Culturerzeugnisse, welche unvereinbar mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden sich durch auswärtige Vermittelung zwischen die einheimischen Bildungsverhältnisse eingeschoben haben. Nichts kann uns überzeugender als diese Uebersicht der Metallarbeiten darüber klar werden lassen, daß wir in der hier gegebenen Darstellung unserer frühzeitlichen Lebens- und Bildungsverhältnisse nicht einzig und allein nur die Culturerzeugnisse unserer Vorfahren vor Augen haben, sondern auch jene eines großen Theiles der antiken Welt als Ueberlieferungen eines uralten, langdauernden Verkehrs der Mittelmeerländer nach der Mitte und dem Norden des Welttheils, welchen eine beschränkte und einseitige Auffassung seither für unzugänglich und abgeschlossen darzustellen wußte.





Die Berücksichtigung dieser Thatsache löst manches Räthsel und gewährt allein die Mittel zu einer Aufklärung des Dunkels und der scheinbaren Gegensätze unserer vorgeschichtlichen Zustände.

Es bedarf freilich dazu weiter noch sowohl einer unausgesetzten Vergleichung unserer Fundstücke und Denkmale mit jenen der alten Cultur des Ostens und Südens, welche ihrem Ursprung und ihrer Zeitstellung nach festgestellt sind, als auch andererseits einer unbefangenen Beachtung unserer heimischen Bildungszustände aus der Zeit verlässiger, historischer Kunde.

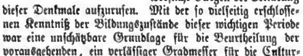
Diese Principien einer ausgedehnten Berücksichtigung des erforderlichen Vergleichungsmaterials und der Zugrundelegung der Denkmale historischer Zeit sind bei den Sammlungen des vorgenannten Museums zur Geltung gebracht und letzteres auch in der rücklaufenden Richtung der Anordnung ausgesprochen. Wie nach unserer Andeutung die Ausführung dieses Gedankens schon an und für sich manchen wichtigen Aufschluß bieten mußte, so ist er auch der naturgemäße für das Aufsuchen der Verbindungen und Beziehungen des Bekannten zu den ferneren und fernsten Gebieten der Vorzeit hin.

In dieser Anordnung der Sammlung haben wir uns zunächst einigermaßen zu orientiren.

Ihren Ausgang nimmt sie von den Graballerthümern der deutschen Stämme von der Zeit Karl's des Großen bis zum Beginn der Völkerwanderung.

Wir finden hier in den zahlreichen Formen der Waffen, in der vollen, kriegerischen Ausrüstung der germanischen Völker und in den reichen, mannichfaltigen Gestaltungen der Schmuckstücke einen Stil, welcher die ganz eigenthümliche Verbindung einer Nachbildung römischer Ziergeräthe mit einem auffallend fermdartigen Ornamentgeschmack kundgiebt, der uns geradezu an die Zierweise wilder Völker, wie wir sie aus den ethnographischen Sammlungen kennen, erinnert.

Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts waren die Alterthümer dieser Periode nur eine vereinzelte Erscheinung in den Antikencabinetten und keineswegs als Proben germanischer Culturbestrebungen anerkannt. Selbst als ihre Fundquellen reichlicher zu fließen begonnen hatten, war man noch weit entfernt von ihrer richtigen Beurtheilung. Diese war erst unseren Tagen vorbehalten, als die Ruhestätten dieser Todten sich in Masse eröffneten, als fast gleichzeitig in Deutschland und Frankreich, England, Belgien und der Schweiz, kurz in allen von deutschen Stämmen im 4. bis 8. Jahrhundert besetzten Ländertheilen, die großen Begräbnißplätze der Franken, Burgunden, Alemannen und Sachsen mit Fülle und Reichhaltigkeit der Beigaben und überall mit derselben Gleichartigkeit sich erschlossen. Aus den Berichten der alten schriftlichen Ueberlieferungen über Sitten und Gebräuche der Zeit und dem Zeugniß der Münzfunde und der Inschriften wußte man unverwerfliche Bürgen der Erklärung dieser Denkmale aufzurufen. Mit der so vielseitig erschlossenen Kenntniß der Bildungszustände dieser wichtigen Periode war eine unschätzbare Grundlage für die Beurtheilung der vorausgehenden, ein verlässiger Gradmesser für die Culturverhältnisse früherer Zeiten gewonnen.



Mit den Graballerthümern dieses Zeitraumes also beginnen die Sammlungen des vorgenannten Museums und von hier an aufwärts finden wir die Ueberreste der römischen Kaiserzeit in der reichsten Fülle und den lehrreichsten Exemplaren. Die Reihe dieser letzteren eröffnet eine Auswahl der seltensten Krüge, Eimer, Becher, Kannen, Urnen, Vasen, Schalen, Lampen und anderer Gefäße jeder Form in Erz, Eisen, Thon, Terracotta und Silber; darunter eine getreue Nachbildung des berühmten Hildesheimer Silberschatzes, welcher seinem Stile nach der besten Zeit des römischen Kaiserreiches zugeschrieben werden darf. Das Interesse an diesen vorzüglich schön gearbeiteten Werthstücken wird noch durch den Umstand erhöht, daß dieselben im Umfange eines heiligen Haines altgermanischer Zeit aufgefunden wurden, und also nach damaliger Sitte Theile einer den Göttern geweihten Kriegsbeute, vielleicht aus der Varusschlacht, gewesen sein mögen.

Wanderungen in Ecuador.

Von **Bernhard Flemming.**

II.

2. Ein Ritt nach dem Thale von Chimbo.

Der Fremde fühlt sich auf dem Dampfer, der ihn von Guayaquil nach Babahoyo bringt, noch heimisch, soweit das die Gesellschaft in europäischer, oft sehr eleganter Kleidung betrifft. Er kann noch an einer reich besetzten Tafel Platz nehmen, eine anregende Unterhaltung genießen, sich in einer netten Cabine niederlegen oder Zeuge eines Hazardspiels sein, dessen Wechselfälle mit fast europäischer Unbefangenheit und Kälte getragen werden. Um so größer ist der Contrast, wenn man in Babahoyo (gewöhnlich und besonders von Fremden **Bodegas** genannt) dem Hause des berüchtigten und auch deutschen Lesern bekannten Generals Franco gegenüber landet und nun die Vorbereitungen für die weitere Reise trifft.

In der trockenen Jahreszeit genügt ein Pferd, aber bei Regenwetter ist ein solches ganz unbrauchbar, während man sich dem Maulthier bald mit der größten Sicherheit auf den gefährlichsten Passagen überläßt. Das Geschirr des Thieres ist ein mexicanischer Sattel mit schweren Messingschuhen statt der Steigbügel, und ein scharfer Zügel, nur mit schwerer Candare. Außer dem Schwanzriemen wird der Hintertheil des Pferdes noch durch einen breiten Gurt mit dem Sattel verbunden, ohne den der Reiter bei steilen Abhängen sammt dem Sattel über den Hals des Thieres schieben und stürzen würde. Der Reiter zieht über seine Beinkleider **Zamarros**, d. h. Hosen von Tiger-, Puma- oder Kuhfell, die vorn geschlossen, hinten aber offen und ausgeschnitten sind, da sie nur ein Schutz gegen Regen und Kälte sind und mit ihrem harten Leder unter dem Sitz eher beschwerlich sein würden. Ein breitrandiger Strohhut, mit Wachstaffet überzogen, ein Shawl (**Bussanda**), ein Poncho von Wolle oder Baumwollensammet und ein Paar gewaltige Sporen vervollständigen den Anzug, dem vorsichtige Leute noch eine Gesichtsmaske oder einen Schleier hinzufügen, da Wind und Wetter und der Reflex des Sonnenlichtes allerdings Spuren auf der unbeschützten Haut zurücklassen. Das Gepäck wird auf andere Thiere mit Lassos an die Seiten der Packsättel (enjalma, albarda, aparejo) gebunden und darf 8 Arrobas (= 200 Pfund) nicht übersteigen, jedenfalls nicht viel, da in Peru bis 13 Arrobas und ganze Pianinos aufgeladen werden.

Nachdem dies Alles und besonders die Preise bis zum nächsten Pferdewechsel abgemacht sind, was ohne Bekanntschaften nichts weniger als leicht ist, wenn man nicht beabsichtigt, jeder und auch der anmaßendsten Forderung nachzugeben, — geht es vorwärts. Im raschen Paßtempo, das alle gut gerittenen Thiere haben und ohne welche Bequemlichkeit viele Ecuadorianer auch bügellos werden würden, reitet man in glühendem Sonnenlichte zuerst durch die Savane, dann durch Zuckerrohr- und Bananengärten, durch Maisfelder, bald durch schattige Cacaoplantagen, Wäldchen von Mango, Nispero, Orangen, Citronen und Aguacatebäumen, bald über einen sonnverbrannten, zerrissenen Boden, der bei Einsenkungen vielleicht schon überschwemmt ist und den Reiter zwingt, die Füße bis an den Sattelknopf zu ziehen, während das Maulthier vorsichtig diese oft langen Strecken durchschreitet. Zuweilen kommt es zum Schwimmen und dann werden der Reisende und das Gepäck in Canoes übergesetzt und die Thiere werden, Esel oft zu Hunderten, unter dem größten Widerstreben nach dem andern Ufer getrieben.

Kein Gruß wird dem Fremden von den Begegnenden, aus den Häusern und Hütten zu Theil. Stumm und theilnahmlos, fast mürrisch sieht man den **Gringo** vorüberziehen, bei dessen Erscheinung man sich höchstens wundert, daß er reiten kann, da Viele der Ansicht sind, daß es nur im glücklichen Amerika Pferde gebe.

Das Bedürfniß des Trinkens stellt sich eben so gebieterisch ein, während man an das Essen kaum denkt. Die Eingeborenen helfen sich mit Anisado, einem mit Anisöl versetzten Branntwein, ja manche Treiber führen ihre Calebasse mit Zuckersyrup zu diesem Zwecke bei sich; die Caballeros trinken Cognac, der sehr mittelmäßig ist; der Fremde, dessen Magen noch nicht so abgehärtet gegen Cognac ist, wird kalten Kaffee als das erquickendste Getränk in dieser Tropengluth schätzen lernen. Reiten wir mit Herren, die auch nach der Sierra gehen, so wird der Weg durch heitere Gespräche, Scherze und ein rasches Tempo abgekürzt, wenigstens so lange, als unsere Begleiter nicht zu sehr vom Durste geplagt werden. Dann aber artet die Lustigkeit auch in frevelhaften Uebermuth aus. Man sprengt an leerstehende Hütten hinan, reißt reife Bananen ohne Zweck von den Hauspfosten und schießt in die Strohdächer. Wenn dann der Besitzer zornig mit seiner nicht zu verachtenden Waffe, dem Machete, aus seinem Platanar hervoreilt, wird er unbedenklich mit dem Revolver bedroht, dessen Besitzer nicht solchen Heldenmuth zeigen würde, wenn er in seiner Trunkenheit und der Angegriffene in seiner Angst wüßten, daß die Waffe keinen Schuß mehr enthält.

So geht es bis an den Fuß des Gebirges, wo düstere Wolken und rollender Donner schnell zum Anziehen der Kautschukmäntel auffordern. Das Wasser kommt schon in tausend Rinnsalen den steilen und lehmigen Weg hinab, und hier beginnt das Maulthier zu zeigen, was es leisten kann und will. Man räth uns trotz des Abgrundes, der sich an der Seite des oft nur 2 Fuß breiten Weges aufthut, nicht abzusteigen. Mit pochendem Herzen sehen wir unser Thier Schritte, ja Sätze machen, die man trotz jugendlicher Gewandtheit und turnerischer Fertigkeit wegen der Nähe der Gefahr kaum vollbrächte. Die Worte: „el pie de la mula es un clavo, der Fuß des Maulthieres ist ein Nagel," sind buchstäblich wahr. Der Weg führt zuweilen ganz launenhaft abwärts. Dann setzt das Thier die vier Füße zusammen und gleitet, ohne zu zögern, dreißig und mehr Schritte hinab, und selbst wenn die schlimme Stelle eine Curve macht, kommt es doch glücklich da an, wo ein falscher Tritt es sammt dem Reiter zerschmettert in den unten brausenden Strom schleudern würde.

Von einer bessern Seite wie vorher in ihrem Uebermuthe zeigen sich hier unsere Begleiter. Natürlich müssen sie an den schlimmsten Stellen von ihren stolzen Rossen hinab, die selbst kaum balancirend, ausgleitend, stürzend solche Passagen überwinden. Aber gleichmüthig führt Jeder, noch behindert durch den schweren Reitanzug und unpraktischen Poncho, den

der Wind fortwährend über das Gesicht jagt, sein Pferd am Zügel. Zu scherzhaftem Intermezzo gehört es, wenn Nachzügler gleitend und rutschend und mit dem vergeblichen Bemühen, anzuhalten, an der übrigen Gesellschaft vorbei kommen, die vor irgend einem Rancho abgesessen ist, oder wenn das müde Thier doch endlich mit dem Reiter stürzt und eine Strecke weit hinabrollt, wobei meistens glücklich genug nur Riemenzeug und Kleider Schaden nehmen. Viele Böschungen, die zu steil und durch den Regen schlüpferig geworden sind, würde man gar nicht ersteigen können, wenn nicht von 18 zu 18 Zoll tiefe, breite Löcher im Wege wären, die durch den gleichmäßigen Tritt der Thiere entstanden sind und das Hinaufklimmen ermöglichen, im Sommer natürlich die Reise auf unerträgliche Weise verzögern.

Verfolgt man den Camino real, nachdem man die heiße Savaneta mit einer mittlern Jahrestemperatur von + 19,3° R. und den höhern, mildern San Jorge mit + 16° R. und die letzten Bananen hinter sich gelassen hat, so befindet man sich auf einer Cuchilla, einem schmalen Bergjoche (nicht mit cuchillo, Messer, zu verwechseln). Von hier blickt man links und rechts in die dampferfüllte Tiefe, und zerreißen diese Wolkenschleier, so sieht man unermeßliche, tiefgrüne Laubwaldungen überragt und beschattet von Palmen.

Das Nachtquartier in der Hacienda de la Chima ist schon empfindlich kalt. Dann senkt sich der Weg sanft in das sonnige Thal von Chimbo, wo die Banane durch Cacteen und Aloe verdrängt ist, die hier Wege und Gärten begrenzen. Neben Mais, der einzigen Brotfrucht mit mehligen Samen, die den Incas bekannt war, steht Alfalfa (Luzerne), Medicago sativa, in üppigem Gedeihen. Es ist dies für Pferde, die nicht an Mais gewöhnt sind, das beste Futter und braucht nur etwa alle dreißig Jahre angepflanzt zu werden. Auch eine sehr mittelmäßige, etwas seifige Kartoffel wird in großer Menge angebaut, die hier in ihrem eigenen Vaterlande bei weitem nicht so gut wie in Deutschland und besonders in Californien angetroffen wird.

An Incumbo, wo seiner Zeit der General Franco in einem jener vorsichtigen südamerikanischen Gefechte von Flores besiegt wurde, vorüber passiren wir endlich den Fluß Chimbo, und zwar vermittelst der Socavon de Guaranda, einer von der Natur gehöhlten Brücke, die zugleich ein Tunnel ist. Es ist eine Klippe von Thonschiefer, durch die der Fluß seinen Weg bahnte, die aber künstlich erweitert wurde, um durch sie das höhere Plateau zu erreichen.

Vor uns liegt terrassenförmig am Bergabhange Guaranda, ein trübseliger Ort mit 8000 Einwohnern, 8840 Fuß über der Südsee mit + 12° R. mittlerer Jahrestemperatur.

Unser Blick haftet nicht an dem Städtchen, sondern gleitet an der gewaltigen schiefen Ebene, die sich dahinter erhebt, empor zu der bald rosig, bald goldig schimmernden gewaltigen Kuppel des Chimborazo, die auch dem Seefahrer auf dem Stillen Ocean eine weithin sichtbare Landmarke ist. Von dort oben sehen wir, bald zwischen Wolken verschwindend, bald sich über grüne Matten ohne Baumwuchs hinbewegend, scharfe Punkte. Es sind Züge von Maulthieren, die von den Arrieros hastig angetrieben werden, um die Ebene noch vor der Ueberschwemmung zu erreichen. Hoch über ihnen zieht im blauen Aether der Condor seine Kreise, kaum von dem Wanderer beneidet, dessen Auge sich nicht sättigen kann am Anblick der riesigen, unnahbaren Gebirgsmasse mit einer so lieblichen Landschaft im Vordergrunde. Hat man das Glück, Bekannte in Guaranda zu besitzen, so erholt man sich im Kreise von anspruchslosen, liebenswürdigen Menschen rasch von den Strapazen des Rittes. Man hat wohl die Neugier so mancher Dolores, Inez, Rosita, Domitila zu befriedigen und muß sogar auf dem guten aber unbenutzten Piano deutsche Melodien vortragen, wird aber dafür durch Harfenspiel und andalusische Gesänge belohnt.

Weniger zufrieden wird der Reisende mit der Casa Posada des Herrn Badillo sein, der schon jahrelang seinen Gasthof mit Reisenden, ihren Thieren und großen Waarenladungen zu füllen wußte und reich dabei wird, obgleich noch nie Jemand gefunden wurde, der seine Wirthschaft lobte. Der Eingang zu diesem „Hotel“ ist fast durch Güterballen verbarricadirt, die seit Monaten auf Weiterbeförderung warten. Im Hofe stehen eine Menge Maulthiere mit Packsätteln, schöne, feurige Pferde, die einander beißen und schlagen, Arrieros, Cargeros, schreiend und gesticulirend, Caballeros statuengleich mit dem glimmenden Papellillo in den weißen Händen und das Satteln und Beladen ihrer Thiere überwachend. Der alte Badillo selbst, mit seinem Greifgeiergesicht, die Augen mit einer Brille bewaffnet, überblickt das Ganze und berechnet im Geiste, wie viel noch von den Unglücklichen zu ziehen ist, die seiner Gnade verfallen sind.

Die Gespräche drehen sich alle um denselben Punkt.

Arriero: Caballero, buenas dias!

Caballero: antwortet mit Kopfnicken.

A. Su Merced (höflicher als Usted, das das corrumpirte Vuestra Merced ist), Su Merced necessita bestias para Bodegas (Euer Gnaden brauchen Thiere nach Bodegas).

C. (der sehr oft Advocat und Schmalzhändler in einer Person ist.) Si, hijo mio (ja, mein Sohn).

A. Cuantas?

C. Siete (7).

A. Jo tenjo cinco (ich habe 5).

C. Bueno.

A. J cuanto me paga U.? (und wie viel zahlen Sie mir?) — (U. Zeichen für Usted.)

C. 4 pesos la bestia en plata sonante! (klingende Münze, denn Papier fliehen diese Leute wie die Pest).

A. No, Señor, ahora valen las bestias 7 pesos hasta 8! (jetzt gelten die Thiere 7 bis 8 Pesos).

C. Esto no pago; das zahle ich nicht, die Last (carga) wiegt kaum 6 Arrobas (8 ist gesetzlich für jedes Maulthier) und der Weg ist gut, wie Alle sagen.

A. A ver la carga! Que classe de carga?

C. Manteca i Sergas (Schmalz und eine Art leichter Baumwollengewebe).

A. Ah, Señor mio, uta carga no puedo llevar (kann ich nicht übernehmen). Maltrata mucho (sehr) a la bestia i san volumosa (statt voluminosa).

C. Peró hombre, aber Mensch, wie kann eine so weiche Masse (cosa tan suave) das Thier belästigen?

A. No, Señor, zahlen Sie 7 Pesos, si no, no (wenn nicht, nicht).

C. Vaya se al .... Gehen Sie zum ....

Arriero Nr. 2. Señor yo le offresco mis bestias!

C. En canto?

A. En seis pesos.

C. No, le daré 5!

A. Bueno, wann wollen Euer Gnaden fort?

C. Mañana; que U. no falta de venir! (Morgen, daß Sie ja nicht versäumen zu kommen), was oft genug passirt.

A. U. me pagará en papel moneda ó plata? (Papier oder Silber?)

C. En plata, peró adelantado nada! (aber nichts voraus).

A. Da mi su merced algo (etwas) por la comida (für das Futter) de los bestias!

C. Convenido.

A. (Nimmt das Geld.) Esta plata es hechissa! (Dieses Geld ist falsch!)

Dazwischen ruft man nach dem Mayor domo (hier Oberkellner, auf den Haciendas der Vogt). Man verlangt nach dem Huasicama (Zimmerkellner) und diese Leute antworten auf alle Befehle und Kreuzfragen: Un momento, Señor!

Dort wartet eine malerische Gruppe Guayaquileños, in ihre Buffandas und Sammetponchos gehüllt, mit hohen Reiterstiefeln oder Zamarros von Tigerfell, mit schweren neusilbernen Sporen. Die Thiere kauen am Gebiß; eine reiche Satteldecke (pellon) dient den verwöhnten Republikanern als weicher Sitz. Der letzte Aerger über die unverschämte Wirthshausrechnung ist vorüber, man hilft einigen frühreifen, zarten Knaben zuerst in den Sattel und lachend geht es dann in rascher Bewegung, halb Trott, halb Galopp, durch Guaranda die Straße des Chimborazo hinan.

Die Sakalaven auf Madagaskar.

r. k. Ein großer Theil der mächtigen und interessanten Insel Madagaskar war bisher noch gar nicht oder nur unzulänglich bekannt. In der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrzehntes aber hat sich ein französischer Gelehrter, Alfred Grandidier, das Verdienst erworben, durch zahlreiche Reisen im Innern der Insel sowie längs der Küste mehr Licht über dieselbe zu verbreiten. Bis jetzt hat er nur Weniges von seinen Resultaten veröffentlicht; aber schon seine vorläufige Kartenskizze, welche im „Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft“ erschienen ist, und Flußnetz wie Bodenrelief gegen früher gänzlich umgestaltet zeigt, verdient die ihm von jener Gesellschaft zuerkannte goldene Medaille. Heute wollen wir nach seinen Berichten Einiges über die Sitten der Sakalaven, über welche bisher nur wenig bekannt war, mittheilen.

Erst seit wenigen Jahren, berichtet er, haben Kaufleute von der Insel Réunion dauernde Handelsverbindungen mit den unabhängigen Völkern der Süd- und Westküste Madagaskars angeknüpft. Wenn dieselben auch dadurch oft beträchtlichen Gewinn erzielen, so laufen doch Capitäne wie Rheder große Gefahr und sind Plünderung, Brand und Mord ausgesetzt. Das Volk selbst, die Masikuren oder Leute des Innern, sind nicht boshafter oder grausamer, als alle wilden Völker, wohl aber die Familien in den von Europäern besuchten Häfen.

Stets sind es die gefährlichsten Menschen, welche die kleinen, unabhängigen Fürsten umgeben; intelligent, aber verderbt, von ihren eigenen Mitbürgern gehaßt und doch gefürchtet, verstehen sie es vortrefflich, ihre bösen Gelüste vor den Offizieren der Kriegsschiffe, welche alle paar Jahre einmal auf ihren Rheden einige Stunden vor Anker liegen, zu verbergen, weil sie deren Kanonen fürchten, aber nur, um den Matrosen der kleinen, wehrlosen Handelsfahrzeuge gegenüber ihre unverschämten Ansprüche geltend zu machen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die europäischen Dampfavisos öfter jene Küsten besuchten, damit ihre Landsleute mehr respectirt würden. Jetzt herrscht dort die tollste Willkür. So wie ein Fahrzeug Anker wirft, um Ausbesserungen vorzunehmen, bemächtigen sich die Leute des Königs (Vezes oder Sakalaven der Küste) desselben, trotz aller Conventionen, und plündern es. Wenn ein dort ansässiger Europäer im Sterben liegt, dringen die Fihitse (oder Soldaten), ehe er noch den letzten Seufzer ausgehaucht, in seine Wohnung und schleppen alle Habseligkeiten zum Besten ihres Herrn fort. Das Ankergeld, die Geschenke an den König und eine Menge von Beamten wachsen täglich. Weigert sich der Capitän zu bezahlen, so wird ihm jeder Handel untersagt; ja, er darf nicht einmal die Waaren verladen, welche sein Agent während seiner Abwesenheit gekauft und in seinen Magazinen aufgestapelt hat. Zwar hat der französische Admiral Fleuriot de Langle in seinen Verträgen mit den kleinen Königen alle solche Fälle vorgesehen, aber leider werden solche Verträge nie respectirt. Grandidier klagt bitter über die Vernachlässigung, welche den dortigen französischen Kaufleuten — und nur solche treiben an jenen ungastlichen Küsten Handel — seitens ihrer Regierung zu Theil wird, und bedauert lebhaft, daß dem industriellen Geiste seiner Landsleute jene reichen Gebiete fast ganz verschlossen werden.

Die Sakalaven beten, wie alle Malgaschen, einen Gott an, den Drianahar oder das höchste Wesen, den allmächtigen Schöpfer der Welt. Sie errichten ihm weder Tempel noch Bildsäulen, aber rufen ihn bei jeder feierlichen Gelegenheit zugleich mit dem Vaterlande (Tani) und den Vorfahren an. Auch glauben sie, daß die Todten (Lulu) sich ganz besonders mit irdischen Dingen abgeben, und fürchten sie sehr. Kein Sakalave würde jemals ein Gelübde an die Seelen seiner Vorfahren verletzen.

Jedes Gebet und jede Danksagung begleiten sie mit dem Opfer eines Ochsen, mit dessen Blute sie zum Gedächtnisse der Ceremonie den Hasumanitre oder Gesetzesbaum bestreichen. Man bindet dem Thiere die Beine und legt es, den Kopf gegen Osten, auf die Erde. Vor ihm brennt in einer kleinen Thonschale Weihrauch. Das Familienhaupt spricht ein lautes Gebet und stößt dabei dem Opfer das heilige Messer in den Bauch. Dann wird ein Stück vom Fleische am Fuße des Hasumanitre gebraten und feierlich den Geistern der Voreltern dargebracht. Den Rest verzehren die Anwesenden. Unter den religiösen Gebräuchen der Sakalaven giebt es solche, die an jene der Juden erinnern. In den königlichen Geschlechtern der Maruseranamen und Andrewulen treten mitunter an Stelle der Thier- Menschenopfer. Grausam ist die Sitte der jungen Könige, wenn sie sich zum ersten Male rasiren. Sie lassen einen als muthig bekannten alten Mann schlachten und bestreichen das Rasirmesser mit seinem Blute.

Die Geburt eines Kindes wird meist mit zahlreichen Flintenschüssen gefeiert, vorausgesetzt, daß sie nicht an einem der unglücklichen Tage, welche je nach den Familien wechseln, vor sich gegangen ist. Ist letzteres der Fall, so wird das Neugeborene, trotz aller Liebe der Eltern für ihre Kinder, ausgesetzt und somit dem Tode überliefert. So schob ein Vater aus der Familie der Wuruniuken, der seine Tochter an einem Donnerstage im Wochenbette verloren hatte, die Schuld an seinem Verluste nicht ohne einigen Grund auf das hinterlassene Kind; und seitdem wurden alle Kinder, welche in dieser Familie an einem Donnerstage zur Welt kamen, ausgesetzt. Bei der Geburt des ersten Kindes muß der Vater der Gottheit einen Ochsen schlachten und einen

Hasumanitre pflanzen, zum Zeichen, daß er es als seinen Sohn anerkennt.

Die erste, religiöse Ceremonie, welcher die Kinder sich unterziehen müssen, ist die Beschneidung. Dieselbe geht ohne öffentliche Feierlichkeiten vor sich wegen der Ungewißheit hinsichtlich des Ausganges der Operation. In der That geht das Kind öfters aus mangelnder Sorgfalt zu Grunde. Das Danksagungsfest (Savatse) findet später statt, wobei man weder die losgefeuerten Flintenschüsse, noch die auf Kosten der malgaschischen Vernunft geleerten Rumflaschen zählen kann. Dieses Fest ist das einzige, bei welchem statt des Ochsen ein Stier geopfert wird; während des Gebetes sitzt das beschnittene Kind auf dem Thiere. Die Ceremonie der Beschneidung selbst bietet noch mehr Interesse dar. Die nächsten Verwandten umringen das junge Kind und verstecken es hinter ihren Lambas (Mänteln), der Vater hält es in seinen Armen und der Operateur vollzieht sein Geschäft mit einem schlechten Rasirmesser. Das abgeschnittene Stück wird in eine Flinte geladen oder noch besser auf eine Lanze gespießt, und dann feuert man den Schuß oder wirft die Hassagaye über das Dach des Hauses des Vaters. Wenn die Hassagaye sich aufrecht in die Erde bohrt, so gilt dies für ein Zeichen, daß das Kind muthig sein wird.

Bei den ältesten Söhnen der Könige, deren ganzer Körper nach malgaschischen Begriffen heilig ist, ist die Ceremonie eine ganz andere. Da fällt einem Oheim des zukünftigen Herrschers die Ehre zu, ein eben so sonderbares wie widerwärtiges Mahl zu halten. Uebrigens giebt es viele Stämme auf Madagaskar, wo dieser ekelhafte Gebrauch in allen Familien herrscht.

Die Ehe ist für die Sakalaven wie für alle Malgaschen eine freie Uebereinkunft zwischen beiden Theilen; sie beschränkt sich bis zur Geburt eines Kindes auf einfaches Zusammenwohnen, ohne eine Fusion der Interessen nach sich zu ziehen. Die Frau ist dem Manne gleichgestellt; was ihr als Eigenthum gehört, wird dem Haupte ihrer Familie in Verwahrung gegeben, und jedes Geschenk ihres Mannes vergrößert ihren kleinen Schatz.

Die Sitten der Sakalaven sind eben so zügellos, wie die der anderen Malgaschen: ein junges Mädchen ist bis zum Tage ihrer Verheirathung Herrin ihrer Handlungen, aber von da ab schuldet sie ihrem Manne Treue. Wird ihr das Zusammenleben mit ihm zur Last, so darf sie zu ihren Eltern zurückkehren, aber sie kann sich nie wieder verheirathen, ja nicht einmal vorübergehende Verbindungen anknüpfen, wenn ihr nicht der Mann vor Zeugen die Freiheit wiedergiebt.

Ehebruch wird mit Geld bestraft, welches die Schuldigen dem Ehemann zahlen müssen. Dank der Unsittlichkeit, in welcher die Kinder aufwachsen, ist er häufig, und hat seinen Grund meistens nicht in der Liebe, sondern im Eigennutz. Wird eine Frau zurückgeschickt, was bei der wenig entwickelten Eifersucht übrigens nicht häufig ist, so muß sie ihrem Manne die empfangenen Geschenke zurückgeben.

Bei Ehen zwischen Verwandten wird der Gottheit und den Vorfahren ein Ochse geschlachtet und zum Gedächtniß ein Hasumanitre gepflanzt. Die Gatten verzehren zusammen das Herz des Opferthieres, welches der Mann bezahlt. Im Falle eines Ehebruchs muß die Frau die Kosten des Thieres zurückerstatten.

Die Sakalaven lieben Kinder, und Adoptionen sind häufig unter ihnen, weil ein Mann um so mächtiger ist, je mehr Kinder, Clienten und Sklaven ihn umgeben.

Ein Charaktermerkmal der Sakalaven, wie aller Malgaschen, selbst der Howas, ist der bis zum Aeußersten getriebene Aberglaube. Die Wahrsager oder Ombiasse haben auf sie den größten Einfluß. Niemand, weder Freier noch Sklave, ist ohne Ahuli oder Talisman, den er oft sehr theuer gekauft hat. Derselbe besteht aus der Spitze eines Ochsenhornes, welches zwischen fettgetränktem Sande einige alte Nägel, kleine Stückchen Holz, Schrauben und dergleichen birgt, lauter Gegenstände, die ihr volles Vertrauen besitzen. Nach ihrer Ansicht verleiht übrigens das höchste Wesen den verschiedenen Talismanen ihre besonderen Eigenschaften. Die einen machen ihren glücklichen Besitzer unverwundbar; andere sind kostbare Liebeszauber oder verschaffen Gesundheit, Reichthum u. s. w. Die Malgaschen tragen ihre Ahulis meist an einem Bande um den Hals; von Zeit zu Zeit richten sie Gebete an dieselben und opfern ihnen selbst einen Ochsen oder einige Tropfen Rum, um sie günstig zu stimmen.

Nicht selten kann man auch sehen, daß die Wahrsager ihre Ahulis mit einander wetteifern lassen. Jeder bittet den seinigen inbrünstig, daß er sein Gebet unterstütze, und derjenige, welcher im nächsten Monat krank wird oder sonst ein Unglück hat, erklärt sich für besiegt.

Beim geringsten Anlasse befragt man das Sikili, ein Spiel mit Körnern, deren Combinationen die Zukunft enthüllen, ganz so wie unsere Wahrsagerinnen in den Karten Kenntniß des Kommenden suchen. Sie haben einen solchen Glauben an die Macht der Talismane, daß man ihnen selbst die Kraft, Feinde zu tödten, zuschreibt. Wenn sie von Vergiftung sprechen, so denken sie dabei nicht, wie viele Europäer fälschlich glauben, an Tod durch vegetabilische oder mineralische Gifte, sondern an die verderbliche Wirkung ihrer Zaubereien.

Sie werfen auf das Bett ihres Feindes ein Ahuli und bitten es um Vernichtung desselben. Sie sind fest davon überzeugt, daß ihre Bitte über lang oder kurz erfüllt werden wird. Wie oft wurde schon ein Malgasche, der zur Essenszeit bei einer Hütte vorbeiging, zum Mitessen eingeladen. Er nimmt an; am andern Tage wird der Wirth krank, stirbt vielleicht; in den Augen der Sakalaven ist er vergiftet, und zwar von seinem Gaste, wenn auch beide dieselbe Speise von derselben Schüssel gegessen haben. Die Söhne des Todten laden ihre Flinten, ziehen höchst tapfer in die Finsterniß hinaus und passen einen günstigen Augenblick ab, den zu ermorden, den sie in ihrem dummen Aberglauben für den Mörder ihres Vaters halten.

Grandidier hat oft blutigen Racheacten beigewohnt, deren Grund kein anderer war. Die Sakalaven glauben, daß ein großer Theil des Volkes durch solche Vergiftungen stirbt. Für sie sterben nur die Greise, welche das äußerste Ziel menschlichen Lebens erreichen, eines natürlichen Todes.

Bei gewissen convulsivischen Krankheiten feiert man den Sandotse oder Bili, um die Gottheit um Heilung zu bitten. Mitten auf dem Felde wird eine kleine Rohrhütte errichtet, in welche der Kranke gelegt wird. Einige Verwandte, die für die ganze Zeit ihrer Zurückgezogenheit das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben, pflegen ihn und bereiten ihm seine Nahrung. Jeden Abend werden Gesänge an das höchste Wesen gerichtet. Die Männer laufen bewaffnet um die Hütte, wirbeln mächtige Staubwolken auf und singen ein monotones Lied, das sie von Zeit zu Zeit mit Flintenschüssen begleiten. Mit diesen lärmenden Demonstrationen glauben sie Gott zu gefallen. Wenn man ihre guten Absichten nicht kennte, würde man glauben, sie wollten den Tod ihres Verwandten beschleunigen. Am letzten Tage der Ceremonie wird der Gottheit ein Ochse geschlachtet und der Kranke auf ein 3 bis 4 Meter hohes Gerüst gelegt, wo man öffentlich an seine Toilette geht und ihn zwingt, ein Stück Fleisch vom Opferthiere zu verzehren. Hat er dazu die Kraft, so muß

er unter dem Beifallsgeschrei der Menge tanzen und sich aus seiner Herde ein Dabara, d. h. Liebling, aussuchen; ein junges Kalb nämlich, dessen Leben bis zum Tode seines Herrn geschont wird. Der Tod eines Sakalaven ist mit weiter keiner interessanten Ceremonie verknüpft: man schießt Flinten los und opfert Ochsen.

Die Malgaschen fürchten sich sehr vor dem Tode; so große Ehrfurcht sie vor den Gräbern haben, so hält sie doch die Furcht fern davon, und sie nähern sich ihnen nur bei einem Begräbniß. Stets verlassen sie das Haus, oft selbst das Dorf, wo ein Verwandter von ihnen gestorben ist. Alle von ihm gebrauchten Gegenstände werden fortgeworfen und sein Name wird nie mehr ausgesprochen. Dieser Umstand, daß nicht nur der Name eines Todten, sondern selbst die Worte mit gleicher Endung nie mehr gebraucht werden dürfen, hat auf die malgaschische Sprache einen unverkennbaren Einfluß gehabt. Man ersetzt den Namen durch einen andern. So hieß der König Ramitra nach seinem Tode Mahalenatenarivu, d. i. der Fürst, welcher tausend Feinde besiegt hat. Jeder Malgasche, welcher den alten Namen wieder ausspräche, würde als der Mörder des Fürsten betrachtet werden und sich also der Plünderung seiner Habe, ja selbst dem Tode aussetzen. Dadurch wird es begreiflich, wie die malgaschische Sprache, ursprünglich einheitlich, verderbt wurde, und warum es heutigen Tages zwischen den einzelnen Dialekten solche Verschiedenheiten giebt. In Menabe mußte seit dem Tode des Königs Winani an Stelle von Wilani (Fleischtopf) das Wort Filetrehane (Gefäß, worin man kocht) gebraucht werden, während im übrigen Madagaskar die alte Bezeichnung beibehalten wurde. Doch ist zu bemerken, daß solche Veränderungen nur für Könige und große Häuptlinge eintreten.

Die Malgaschen sind überzeugt, daß ihre Vorfahren alle ihre Handlungen überwachen und ihnen oft im Traume Befehle oder Rathschläge geben, denen sie willig Folge leisten.

Bei der Königsfamilie der Maruserananen ist das Leichenbegängniß bemerkenswerth. Der in eine Ochsenhaut genähte Körper wird an der einsamsten Stelle der umliegenden Wälder aufgehängt und seine Bewachung einer besondern Familie anvertraut. Nach einigen Monaten versammeln sich die Häuptlinge und holen die Reliquien, nämlich einen Halswirbel, einen Nagel und ein Büschel Haare. Das Uebrige wird feierlich bestattet. Mitunter werden dabei Menschenopfer dargebracht, die Leichen derselben in Särge gelegt und auf diese der königliche Katafalk gestellt, denn ein Herrscher darf nicht, wie seine niedrigen Unterthanen, auf bloßer Erde ruhen. Die Reliquien schließt man in einen Krokodilszahn und trägt sie in das heilige Haus, wo die Vorfahren hausen. Um sich diesen Zahn zu verschaffen, lockt man die Krokodile durch Eingeweide eines dazu geschlachteten Ochsen in einen engen Flußarm, schließt die Ausgänge und sucht sich das größte Thier aus, das man mit Seilen umstrickt und ans Ufer zieht. Dann wird ihm zwischen die Kinnbacken, da wo der größte Zahn sitzt, eine heiße Batate gelegt. Nach einer Viertelstunde kann man den Zahn leicht herausziehen, worauf das Thier freigelassen wird.

Der Besitz dieser Reliquien begründet das Recht auf die Königswürde. Ein legitimer Erbe, welcher dieser Zähne verlustig geht, würde jegliche Macht über sein Volk verlieren und der Usurpator ohne Widerrede den Thron besteigen. Mitunter hat sich ein Verwandter des Königs in das Haus der Vorfahren geschlichen, sich in den Besitz der kostbaren Krokodilszähne gesetzt und sich zum Könige ausrufen lassen. Die Howas, welche diesen Aberglauben der Sakalaven kannten, haben seit ihrem Eindringen in den Süden von Menabe sich weniger um die Person des Königs, als um diese Reliquien gekümmert, welche sie stets unter dem Vorwande, ihnen die schuldigen Ehren zu bezeugen, aufs Sorgfältigste bewachen.

Aus allen Erdtheilen.

Zum Racenkampf in Amerika.

Seitdem man die schwarzen Halbbarbaren, welche inmitten einer Gesellschaft weißer Menschen leben, frei gemacht hat und, allen anthropologischen Erfahrungen zum Hohn, auch den Weißen für gleich erklärt hat, erfüllt sich, was nicht ausbleiben konnte. Die Pseudophilanthropie hat mit ihrem halsbrechenden Experimente völlig Bankerott gemacht und einen Zustand heraufbeschworen, welcher das ganze politische und auch das gesellschaftliche Leben durchaus zerrüttet. Sie vermaß sich in frevelhaftem Dünkel, das, was von der Natur selbst als völlig ungleich geschaffen worden ist, „gleich" machen zu wollen. Nun sind die traurigen Folgen längst da und die Dinge gestalten sich immer schlimmer. Ueberall, wo man die Neger uncontrolirt gelassen hat, spielen sie nun die Herren und Meister und sind außerdem gefährliche Werkzeuge in den Händen der Schaaren von nichtswürdigen Demagogen, welche in den Vereinigten Staaten den schwarzen Halbbarbaren, die ja nahezu eine Million Stimmen in die Wahlurne zu legen und den Ausschlag zu geben haben, zu ihren Zwecken benutzen. Sie sind ihre Hülfsgenossen, die sie in den Aemtern erhalten und ihnen möglich machen, die Finanzen der Einzelstaaten betrügerisch auszubeuten.

In jeder Sendung amerikanischer Blätter, welche bei uns eingeht, finden wir Mittheilungen über Racenkämpfe und Neger- und Demagogenunfug. Der Neger hat den weißen Leuten geradezu den Krieg erklärt; nur schade, daß nicht die „Philanthropen", die gewissenlosen und ignoranten Subjecte, welche ihrer hohlen Phrase die Gesellschaft und die Cultur preisgaben, die Opfer derselben sind. Einige freilich erhalten schon jetzt ihren Lohn. So Sumner aus Boston, ein Erzfanatiker und Abolitionist; ja der nominirte Präsidentschaftscandidat Greeley, der tausend und abertausend Mal den Neger für gleich begabt und gleich berechtigt erklärt hatte. Beide tragen vorzugsweise mit die Schuld an der großen Secession; sie mißhandelten die Südstaaten unaufhörlich. Und nun? Sie werden von den schwarzen und gelben Stumprednern maßlos geschmäht, und die Neger, völlig in den Händen der Grant-Demagogen, werden gegen Greeley stimmen, der stets ihr beredtester Fürsprecher war.

Die Thatsachen sprechen deutlicher als alle Erörterungen. Am 8. August brach zu Kingston auf Jamaica eine Feuersbrunst aus, deren man nicht sofort Herr werden konnte, weil es — an Löschanstalten fehlte; die Wasserleitung war in Unordnung, die Spritzen waren unbrauchbar. Die Negerfrauen jedoch trugen nach Kräften Wasser herbei, während ihre Männer ihnen zuriefen: „Laßt Alles niederbrennen, es gehört den Weißen!" Nun rückten die schwarzen Soldaten aus und löschten auf Commando; als es Abend wurde, drangen sie in einige Magazine ein, wo Branntwein und Wein gelagert war. Als sie sich toll und voll getrunken hatten, fielen sie über die Constabler her, die eben so stark betrunken waren, und rann-

ten mit gefälltem Bayonnet unter die Leute. Auf die Befehle der Offiziere hörten sie nicht; sie stachen eine Frau nieder und verwundeten eine beträchtliche Anzahl von Personen, manche tödtlich. Das Feuer griff indessen immer weiter um sich und ein ganzer „Block“ Häuser brannte nieder.

Jamaica hat 15,000 Weiße und 380,000 farbige Bewohner, und Westindien ist schon längst ein Negerland geworden, in welchem die Weißen nur noch geduldet werden, weil sie sich auf Waffengewalt stützen. Man denke sich diese hinweg und es werden Zustände vorhanden sein wie auf Haiti. Der Fetischdienst ist ohnehin auch auf Jamaica allgemein verbreitet. —

Wir wenden uns nach Südcarolina. Dort treibt ein Werkzeug des Präsidenten Grant, ein des Betruges angeklagter Carpetbagger, Scott, als Gouverneur geradezu himmelschreienden Unfug, bei welchem er sich auf die Neger stützt. Die Präsidentenwahl steht bevor und es handelt sich darum, den Negern zu schmeicheln, denn diese haben mehr Stimmen abzugeben als sämmtliche Weiße im Staate zusammengenommen. Wie er dabei verfährt, das ersieht man aus folgendem Berichte aus Columbia vom 15. August: „Gouverneur Scott begnadigte heute zwei verurtheilte schwarze Raubmörder, Ned Harris und Bill Lucas, die morgen hingerichtet werden sollten. Ein Spießgeselle des Harris, auch ein Mörder, der zum Tode verurtheilt war, ist schon in voriger Woche zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe begnadigt worden. Jene beiden überfielen einen alten Mann Namens Murphy, der an der Eisenbahn eine Wasserpumpe zu überwachen hatte, schlugen ihn todt und beraubten ihn seiner geringen Ersparnisse. Sie wurden von einer aus lauter Negern bestehenden Jury schuldig befunden, welche auch keinerlei Fürsprache zu ihren Gunsten eingelegt hat. Gouverneur Scott hat bei dieser Begnadigung offenbar politische Zwecke im Auge. Morgen versammelt sich die Countyconvention der Grantrepublikaner, um Ernennungen vorzuschlagen; der radical-republikanische Sheriff will gern wiedergewählt sein und viele Neger sagten ihm, daß die farbigen Leute ihm ihre Stimme nicht geben, sondern sehr erbittert gegen ihn sein würden, falls die Beiden gehenkt würden. Aehnliches sagten sie auch dem Gouverneur. Dieser hat überhaupt schmachvollen Mißbrauch mit seinem Begnadigungsrechte getrieben, und die begnadigten Verbrecher treiben ihr böses Handwerk sofort, nachdem sie aus dem Gefängniß entlassen worden sind, weiter. Keine Woche vergeht ohne Mordthaten, Brandstiftungen, Nothzucht und viele geringere Verbrechen.“ („Newyork Herald“ vom 21. August.) —

Uns liegen Berichte über eine Versammlung vor, welche in der zweiten Augustwoche im Cooper-Institute zu Neuyork von Negern abgehalten wurde. Die Schwarzen haben sich mit Eifer auf die Politik geworfen und wissen sehr wohl, welche wichtige Rolle sie spielen. Es handelte sich um die Negerstimmen für Greeley oder Grant; für letztern trat ein schwarzer Prediger auf; die Negerpastoren sind überhaupt eifrige Politiker. Als ein gewisser Saunders für Greeley, den „bewährten Abolitionisten, Neger- und Freiheitsfreund“, sprechen wollte, schrie man ihn nieder; das Gegröhle (groans), Zischen, Katzenmiauen, Brüllen, Brummen, Schreien und Pfeifen wollte kein Ende nehmen. Das ganze Gebahren war ein Schimpf und eine Schande für eine civilisirte Gesellschaft und durchaus geeignet, die Ueberzeugung derer zu erschüttern, welche bisher in dem Wahne gelebt hatten, daß man den Negern das Stimmrecht habe geben müssen. Diese „freien und unabhängigen“ Wähler trieben einen unbeschreiblichen Skandal. Als Saunders erklärte, Gott sei es, welcher die schwarze Race aus der Knechtschaft erlöst habe, antwortete man ihm mit Katzenmiauen und Buhu, weil in der Behauptung eine Beleidigung gegen Grant und die Radical-Republikaner liege! „Aus Allem, was vorging, trat eine Unwissenheit, Ignoranz und eine Niederträchtigkeit zu Tage, die geradezu empörend waren.“

Das darf nicht Wunder nehmen; wenn man rohen Barbaren die Gewalt giebt, werden sie dieselbe nach ihrem Belieben gebrauchen. Aber die Auftritte in Neuyork verschwinden gegen das Treiben der Neger im Süden. Dort ist es den Demagogen leicht, die halbwilden Massen, „freie Männer, Bürger und Stimmengeber“, zu jeglicher Gewaltthat aufzustacheln. Es ist längst so weit gekommen, daß die schwarzen Massen Alles controliren; die Abenteurer aus dem Norden dringen ihnen die Herrschaft förmlich auf, stacheln sie zu Missethaten aller Art an und erregen ihre wildesten Leidenschaften. War doch selbst Grant's Finanzminister Boutwell schamlos genug, daß er in Nordcarolina, wo er zu Gunsten der Wiedererwählung seines Patrons Reden an die Neger hielt, diesen die weißen Leute im Süden als „Erbfeinde der schwarzen Brüder“ schilderte, welche die Absicht hätten, die Schwarzen wieder unter das Joch der Sklaverei zu beugen, und Greeley, den Erzabolitionisten, als einen Negerfeind hinzustellen!

Nie hat es ein Staatswesen gegeben, das corrupter gewesen wäre als die ehemals allerdings glückliche Republik der Vereinigten Staaten. Sie ist die Beute einer politischen Gaunerbande geworden, deren Mitglieder nach vielen Tausenden zählen.

Russische Niederlassungen an der Grenze von Norwegen.

F. In „Finmarkens Amtstidende“ vom 11. Juli wird von Vadsö geschrieben: Der russische Dampfer „Großfürst Alexei“, welcher am Vormittage des 8. hier ankam und am Abend desselben Tages nach Archangel zurückkehrte, soll fortfahrend regelmäßig bei jeder zweiten Tour abwechselnd Vadsö und Vardö anlaufen. Auf dieser Tour hätte er Vardö anlaufen sollen, war jedoch von dem Gouverneur beordert, Vadsö anzulaufen mit 80 Arbeitern, einem Architekten und dem übrigen Vorsteherpersonal, welches die Aufführung einer neuen Kirche neben der Capelle Boris und Gleb am Klysterwand (Vand, d. i. Wasser, Landsee) beaufsichtigen soll, sowie mit Arbeitsgeräthschaften und einigen Materialien zu dieser Arbeit. Wie bekannt, gelang es erst nach 1814, da Norwegen seine Selbständigkeit wieder erhalten hatte, die Grenzregulirung zwischen Norwegen und Rußland durch den Tractat von 1826 zu Stande zu bringen. Die Grenze wurde damals bestimmt von dem Enara Träpe längs der Pasvik-Elv, welche in Syddvaranger in den Bögfjord mündet, nachdem sie mehrere Landseen (Vande) gebildet hat, von denen der letzte kaum eine Viertelmeile oberhalb des Flusses liegt. An der linken (norwegischen) Seite dieses Sees, Klysterwand, ist die Capelle Boris und Gleb aufgeführt, um von den Skoltefinner oder -Lappen, welche im Winter 2 bis 3 (norwegische) Meilen oberhalb derselben wohnen, benutzt zu werden. Um diese Capelle auf das russische Gebiet zu bekommen, mußte die Grenzlinie hier einen Seitensprung in die norwegische Seite der Pasvikelv oder — wie sie hier genannt wird — der Klysterelv machen, von wo dieselbe wieder östlich nach der Jakobselv abbiegt und diesem Flusse in nördlicher Richtung bis an seine Mündung ins Eismeer folgt. Auf diesem quadratähnlichen Landstriche an der westlichen Seite des Klystervand soll nun neben der alten Capelle die neue Kirche aufgeführt werden und zwar, wie man wohl verstehen kann, nicht bloß als Kirche, wozu unter den jetzigen Umständen wahrscheinlich ein günstigerer Platz vorhanden gewesen wäre, sondern zugleich als ein Grenzzeichen, um für die Zukunft das russische Besitzungsrecht auf der westlichen Seite der Pasvikelv, welche mit Ausnahme dieses kleinen Streifens ausschließlich norwegisches Gebiet ist, zu beurkunden. Am Montage machte der Dampfer „Varanger“ eine Extratour nach Elvenes und Südvaranger mit dem oben angeführten Arbeitspersonal und den Materialien, welche von dort auf der Klysterelv höher hinauf nach der Capelle Boris und Gleb gebracht werden sollen. Zu den mit „Alexei“ angekommenen Passagieren gehörten auch zwei russische Generäle, welche die Reise nach Tromsö fortsetzten, aber hierher zurückkehrten. Der Zweck ihrer Reise soll die Aufsuchung eines geeigneten Platzes zur Anlage einer Stadt in der Nähe der norwegischen Grenze sein. Aus den Verfügungen, mit denen in den letzten fünf Jahren die russische Regierung den Anbau des russischen Finmarkens begünstigt hat, läßt sich fast schließen, daß auch diese halbtodte Gegend in der nächsten Zukunft angebaut und benutzt werden wird. Bisher ist dieses Land, dessen

Berge wir mit bloßen Augen an der andern Seite des Varangerfjordes haben sehen können, ein zur Hälfte abenteuerliches Bjarmaland gewesen; wenn aber der russische Unternehmungsgeist so fortfährt wie er begonnen hat und die russische Regierung ihren erfahreneren westlichen Nachbaren freie Concurrenz gestatten will, so dürften eine leichte Communication, ein regelmäßiger Postengang, eine Telegraphenleitung u. a. m. zwischen dem Weißen Meere und dem Varangerfjord nicht jenseit der Lebenszeit der jetzt Lebenden gehören.

Chemische Studien in Japan. Vor einem Jahre wurde zu Fu-Kuwi in Japan ein chemisches Laboratorium eröffnet, dessen Vorstand der Amerikaner W. E. Griffis ist; er hat in seinen Vorlesungen, die täglich stattfinden, sechzig japanische Zuhörer, während zwölf Studenten als Praktikanten sein Laboratorium besuchen. „Beim Lehren der Naturwissenschaften in Japan," schreibt er, „muß man von ganz unten anfangen und zuerst all den Plunder von Astrologie und sogenannter chinesischer Philosophie bei Seite werfen. Doch die Studenten sind intelligent und versprechen einmal — was für das Land sehr wichtig ist — gute Lehrer zu werden. — Es wird Ihnen sehr lieb sein, zu erfahren, daß Japan, welches nun in die moderne Civilisation eintritt, nicht nur den Naturwissenschaften in den Schulen eine hervorragende Stellung angewiesen, sondern auch Laboratorien errichtet hat, in welchen die Studenten von deutschen und amerikanischen Professoren praktisch unterrichtet werden. Das Hauptlaboratorium, in Osaka, steht unter einem deutschen Professor und zählt beinahe hundert Studenten. Ein anderes soll in Yeddo erbaut werden. Eines ist in der Provinz Kaga, unter einem deutschen Professor, und in der Provinz Suruga zu Schidzoka besteht noch eines, gleichfalls unter einem deutschen Professor."

Ausgestorbene Vögel auf Rodriguez. Die Höhlen dieser Maskareneninsel im Indischen Ocean sind neuerdings von dem englischen Naturforscher Newton untersucht worden. Man fand bisher noch unbekannte Skeletttheile des Einsiedlers (Pezophas) und Knochen eines großen ausgestorbenen Papageys, den Milne Edward Psittacus rodericanus nennt. Der Franzose Franz Leguat, welcher 1690 bis 1698 in der Verbannung auf Rodriguez zubrachte und eine genaue Beschreibung derselben hinterließ, schildert auch einen Vogel, von dem man annahm, er sei, gleich dem Dront, ausgestorben; es hat sich nun herausgestellt, daß dieser Vogel noch lebt; er erhielt den Namen Palaeornis exul. Die von Leguat geschilderte „Galimotte" erwies sich als ein rallenartiger Vogel. Auch von ihm fand man Ueberreste.

* * *

Eine Zigeunerschlacht auf dem Rakosch bei Pesth. Man war so freundlich, uns aus Wien folgenden Ausschnitt aus dem „Ungarischen Lloyd" vom 8. September zu schicken: An jener Stelle des historischen Rakos, wo auf dem Zsivora'schen Grundcomplex bereits zahlreiche Neubauten aufgeführt wurden, versammelten sich gestern Abend zwischen 7 und 8 Uhr circa 30 Zigeunerfamilien, welche in den umliegenden Ortschaften sich mit Roßhandel und Roßdiebstahl und theilweise auch mit dem Schmiedehandwerk beschäftigen. Von dort aus wollten sämmtliche Banden mit Sack und Pack nach dem Wallfahrtsorte Besnyö ziehen, um dort die begangenen Sünden abzuschütteln und für die neu zu begehenden gestärkt zu werden. Männer, Weiber und Kinder küßten und herzten sich, und leisteten sich Abbitte für das seit einem Jahre gegenseitig begangene Unrecht. Mitten in diesen Verzeihungs- und Bereuungsscenen wurde eine Stimme laut, welche rief: „Dem Vajda kann man keinen Ablaß geben, weil er schwarzgelb ist." Bald wurden mehrere Stimmen laut, und das Küssen und Herzen verwandelte sich in gegenseitige Beschimpfungen und Drohungen. Vom Wortwechsel ging man zu Thätlichkeiten über und in kurzer Zeit lagen sich an 40 Männer in den Haaren, welche unter dem Geheul und Jammer der halbnackten Weiber und Kinder mit Stöcken und Messern auf einander losgingen. Der Ueberreiter Kalt, welcher die Ruhe herstellen wollte, verdankt es nur der Schnelligkeit seines Pferdes, daß er nach Steinbruch entkommen und sechs Mann als Succurs bringen konnte. Mittlerweile hatten der Commissär Hartl und ein Assecuranzbeamter, welche von einem Jagdausfluge zurückkehrten, ihre Gewehre an den Zigeunern zerschlagen, von welchen sie angegriffen worden waren. Als die Zigeuner die Ueberreiter herannahen sahen, sprang der größere Theil auf die bespannt gewesenen Wagen und jagte davon. Mehrere Wagen und etwa 10 Zigeuner wurden aufgegriffen. Einem der Verhafteten, dem genannten Vajda, wurde in dem Raufexcesse der Kopf derart eingeschlagen, daß dessen Gehirn sichtbar war. Als der Zigeuner hörte, daß man ihn in das Spital bringen werde, bat er, daß man dies nicht thun möge, da ihm gar nichts fehle; um dies zu beweisen, sprang er vom Wagen und fing zu tanzen an, was ihn jedoch vom Spital nicht befreite.

— Die Sperlinge, welche man in Australien und in Nordamerika eingeführt hat, vermehren und verbreiten sich merkwürdig rasch. Ein Berichterstatter aus St. Louis meldet dem dortigen „Anzeiger des Westens" aus den atlantischen Staaten Folgendes: „Das Vordringen der europäischen Sperlinge ins Innere des amerikanischen Continents geht unaufhaltsam voran. Von Hoboken bei Neuyork, wohin sie zuerst importirt wurden, haben sie sich schon jetzt über einen Landstrich ausgedehnt, der sich in allen Richtungen über funfzig Meilen vom ersten Verbreitungspunkte aus erstreckt. Auf der ganzen Länge der Neujersey-Centralbahn habe ich Sperlinge angetroffen. Diesen Landstrich haben sie von Newark und Jersey City aus über Elisabeth und Plainfield (24 Meilen von Neuyork) erobert. Das Land ist hier so dicht besiedelt, daß die letzten Häuser des einen Städtchens fast bis an die ersten des andern grenzen, und wo die Distanzen zu groß zur freiwilligen Wanderung sind, da werden die Sperlinge von den Kindern verschleppt, welche die ihnen liebgewordenen Spielcameraden nirgends mehr entbehren können. In den Landhäusern von Plainfield, die von der Aristokratie aus Neuyork bewohnt werden, sind überall Sperlingshäuser aufgestellt, in denen Tausende ihr Unterkommen finden und von wo aus sie sich abermals nach allen Richtungen hin ausbreiten. In Plainfield fand ich neben der Postoffice ein dreistöckiges Haus, dessen eine Wand bis unter das Dach mit Epheu bewachsen ist. In dieser Epheuwand sind über 200 Sperlingsnester. Ich glaube, es wird kein halbes Jahrhundert mehr bedürfen, ehe die europäischen Sperlinge bis nach Neuorleans vorgedrungen sind."

— Der schöne, im Atlantischen Ocean und Mittelmeere vorkommende Lippfisch (Labrus mixtus), eine besondere Zierde unserer Aquarien, huldigt monogamischen Gewohnheiten. Im Hamburger Aquarium sowie zu Plymouth hat man die Beobachtung gemacht, daß das Männchen zur Laichzeit sich unter vielen ein besonderes Weibchen aussucht, das es auch später regelmäßig begleitet.

— Im Hafen von Buenos Ayres ist 1871 die Handelsbewegung sehr lebhaft gewesen; es sind überseeisch 314,035 Tonnen angekommen und 292,442 Tonnen ausgelaufen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In
Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von
Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Das römisch-germanische Museum in Mainz.

III.

×× Zunächst folgt eine Anzahl römischer Waffen und Feldzeichen. Es sind deren im Vergleich mit anderen römischen Ueberresten freilich nur wenige; während jedoch Exemplare römischer Waffen überhaupt zu den Seltenheiten gehören, übersteigt die hier repräsentirte Anzahl immerhin die aller in den continentalen Museen (Italien ausgenommen) aufbewahrten. Sie sind fast sämmtlich in den Rheingegenden aufgefunden mit Ausnahme derjenigen, welche bei der Aufdeckung der cäsarischen Circumvallationslinie um Alise Sainte Reine, dem alten Alesia der Römer, zu Tage gefördert wurden.

Desto zahlreicher sind die kleineren Geräthe und Schmuckgegenstände aller Art vertreten. In den großen Pulten drängen sich die verschiedenartigsten Gewandnadeln aus jedem Metall, mit und ohne Email, Bracelets, Hals-, Arm- und Ohrringe, Kämme und Haarnadeln, Ketten und Fingerringe, mancherlei Geräthe und Geschirr für Mann und Roß und Wagen, Gewichte und Schnellwagen und eine Menge Zierrathes der elegantesten Formen. Zahlreiches Werkzeug in Eisen und die vielen, in der Umgegend von Mainz und weiter hinab am Rhein aufgefundenen Grabsteine römischer Reiterei und Fußvolkes schließen diese Abtheilung ab.

In den letzten Schränken dieses Saales sind die Waffen und Thongefäße desjenigen Zeitraumes aufgestellt, welchen die Systematiker als „die ältere Eisenperiode" bezeichnen, und der letzte Pult enthält bereits theilweise den Schmuck des sogenannten Bronzealters.

In dem zweiten, ebenso umfangreichen Saale finden wir in anschaulicher Ordnung die Fortsetzung und Erschöpfung der interessantesten Exemplare der letztgenannten Zeit. Mit dem Steinbeil, den Instrumenten aus Hirschhorn und Feuerstein und einer Menge Töpferwerk des ältesten Charakters sind wir am Schlusse der Sammlungen angelangt.

Doch nein! An den Pfeilern und Fensternischen begegnen uns ägyptische Königsbüsten, assyrische und altgriechische Reliefs und Architekturverzierungen. Während unser Blick verwundert über diese Kriegs- und Jagdscenen aus den Palästen von Ninive, über die Metope von Selinunt und die Zierstücke aus der Akropolis und dem Theseustempel streift, erschließt sich uns die naheliegende Bedeutung dieser Zusammenstellung von Denkmalen der ältesten Cultur mit den Zeugnissen der mitteleuropäischen Bildungszustände in derselben Zeitperiode.

Es ist die einfachste Darlegung des Gegensatzes von Süd und Nord, der sprechendste Protest gegen die Vorstellung einer gleichmäßig überallhin verbreiteten Bildung in ältester Zeit, die treffendste Entgegnung auf die Anspruchnahme der Eigenschaft eines Culturcentrums für die Ostseeländer, welche nur dem Mittelmeerbecken zukommt.

Hier am Abschlusse der Sammlungen erhält damit der Besucher noch eine Andeutung des leitenden Gedankens bei ihrer Begründung und Anordnung. Es ist das Bestreben, durch Beschaffung aller Vergleichungsmittel, durch Zusammenstellung aller aufschlußgebenden Thatsachen Einsicht zu bieten in den Charakter unserer ältesten Culturzustände, sowohl in den Umfang und die Art fremder Ueberlieferun-

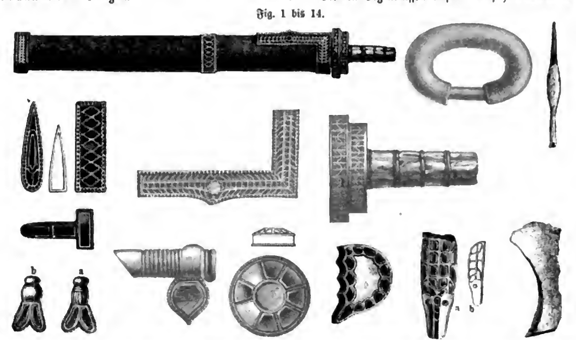
gen und Einwirkungen, als den Grad ihres Einflusses auf die Haltung und die Eigenthümlichkeit der nationalen Elemente.

Da diese Verhältnisse besonders lehrreich und erkennbar in der ersten historischen Zeit zu Tage treten, so wenden wir eingehende Betrachtung den Denkmalen dieser Periode, dem ersten Theile der Sammlungen zu, welche wir ganz unser eigen nennen können und welchen wir bereits die wichtigsten Schlüsse verdanken, den *Gräberfunden der Franken, Alemannen und Burgunden.*

Wenn nach etwa tausend Jahren ein wißbegieriges Geschlecht unsere eigenen Gräber zum Studium der Sitten und Gebräuche unserer Tage durchstöbern wollte, so würde sich das schwerlich der Mühe lohnen. Man würde kaum eine andere Ausbeute gewinnen als mürbe Knochen, und die letzte Ruhestätte des Herrn Hofrath nicht von der des Kanzlisten, den Feldmarschall nicht vom Füsilier unterscheiden können. Ich glaube nicht, daß man heute selbst einer Königsleiche nur den Ring am Finger läßt.

Bei den Begräbnissen unserer Vorfahren wurde es aber

Fig. 1 bis 14.



anders gehalten. Was einem im Leben lieb und werth gewesen, die Kennzeichen seines Gewerbes oder Standes, seinen Schmuck, seine Waffen, sein Pferd, seinen Hund, ja Speise und Trank gab man ihm mit auf die letzte Reise und, damit dieselbe bequemer von Statten gehe, auch einen Zehrpfennig. Wir finden diesen goldenen Obolus, dieses Viaticum, zwischen gar manchen kräftigen mit herrlichen Zähnen ausgestatteten Kinnladen in dem nebenbefindlichen Museum der Originalalterthümer, welches überhaupt eine unschätzbare Ergänzung des vorgenannten Museums bildet. Das letztere ist besonders in Bezug auf die *merovingischen Alterthümer* der Fall, mit deren Betrachtung wir uns soeben beschäftigen, und welche nirgendwo sonst mit solcher Fülle, Mannichfaltigkeit der Formen und Reichthum an Waffen auftreten. Man nennt sie merovingisch, weil sie aus dem Zeitalter dieser Könige stammen, unter welchen die Bevölkerung noch mehr der heidnischen Sitte als der christlichen zugewandt war.

Fig. 15 bis 18.



An der Spitze dieser langen Reihe von Alterthümern stehen die Grabesbeigaben eines Fürsten des Stammes, dessen Namen sie führen, des Königs Childerich des Ersten, eines Sohnes des Gründers dieser Dynastie. Die Geschichte der Auffindung und des Inhaltes dieses Grabes ist hinreichend bekannt durch das gleichzeitige Werk Chifflet's sowie durch die in unseren Tagen erschienene ausgedehnte und verdienstvolle Arbeit des Gelehrten Abbé Cochet. Was wir davon oben in Abbildung geben, sind nur noch die bedauernswerth geringen Ueberreste desselben, indem der größte Theil wegen seines bedeutenden Gehaltes an edlem Metall im Jahre 1831 aus seinem Aufbewahrungsorte in Paris entwendet wurde (s. Fig. 1 bis 14).

Wie bedeutend dieser eben so kostbare als durch die Menge der Stücke (es fanden sich unter Anderen allein 200 Goldmünzen, mehr als 200 goldene, wahrscheinlich die Gewandung schmückende „Bienen" ꝛc.) ausgezeichnete Fund für die Erforschung der germanischen Alterthümer erscheint, so blieb er doch damals (das Grab wurde im Jahre 1653 entdeckt) wie noch 200 Jahre später ohne jeglichen Einfluß

auf die Gewinnung einer Ansicht über Sitten und Tracht unserer Altvorderen. Man erkannte wohl in dem materiellen Werthe der Beigaben das Besitzthum eines Vornehmen vom ersten Range, aber der von classischen Elementen so weit verschiedene Stil der Verzierungsweise entging jeder Beachtung. Es ist das Verdienst des Vorstandes des römisch-germanischen Museums, daß von seiner Seite zuerst Aufschlüsse über die Denkmale dieser Periode unserer Culturgeschichte gegeben wurden.

Rund um diese so sehr verringerten Ueberreste des Fürstengrabes reihen sich die Waffen der Stämme zu Schutz und Trutz (s. Fig. 15 b. 18). Allen voran stehen die Schwerter, welche, die classischen Formen der etruskischen Klingen abgerechnet, einen weit anziehendern Anblick gewähren als die entsprechenden Exemplare jeder andern Epoche, die römische nicht ausgenommen. Sie theilen sich in zwei Arten, in die langen, geraden, zweischneidigen und die kürzeren, mit starkem Rücken versehenen, einschneidigen Klingen. Die erstere Form ist die seltenere, und kaum in dem vierten Theil der Männergräber gefunden, am häufigsten am Rheine, spärlich in Frankreich, England und anderwärts. Eine Anzahl derselben ist hier zusammengestellt, ebenso stattlich an Länge und Breite der Klinge, als anmuthig durch die an passenden Stellen angebrachte Verzierung. Die Parirstange fehlt, der Griff ist nur durch eine kurze Eisenstange von der Klinge getrennt; diese letztere sowie der Knopf sind aber in den mannichfaltigsten Formen verziert, mit Köpfen und Leibern phantastischer Thiere, mit Bänderverschlingungen und Perlstäben, tief eingravirt oder aufgelöthet mit farbigem Glase oder Edelsteinen ausgedeckt, oder aus Eisen mit eingelegten Silberornamenten aus Erz und Gold. Die Hilge, weil wahrscheinlich durchgängig von Holz, ist nicht mehr vorhanden, außer bei der Waffe Childerich's, wo eine Bekleidung von Gold die Angel des Schwertes umgiebt (siehe die untenstehenden Figuren auf S. 274). Der Griff ist kurz und einhändig.

Fig. 19 u. 20.

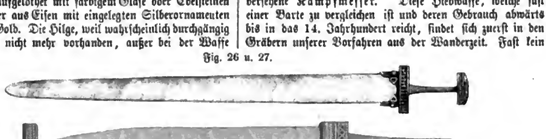


Alle diese Schwerter erinnern an die Spatha der Römer, das lange Reiterschwert im Gegensatze zu der handlichern Waffe der Infanterie, dem Gladius Hispanicus. Sie unterscheiden sich neben ihrer Verzierungsweise von den römischen Schwertern nur noch durch ihre ungefügere Länge und Breite, deren schon bei der Erwähnung der gallischen und britannischen Schwerter von den alten griechischen und römischen Schriftstellern gedacht wird. Sie sind um so weniger charakteristisch für die germanische Nation, als alle die langen Eisenschwerter, welche aus Gräbern früherer Perioden zusammen mit germanischen Thongefäßen erhoben wurden und aus deren Nachahmung und Weiterbildung die fränkischen entstanden sind, römisches Gepräge tragen. Am ähnlichsten sind sie jenen in den Moorgegenden Schleswigs aufgefundenen Klingen, welche bei großer Verwandtschaft der Form mit unseren fränkischen den römischen Fabrikstempel aufweisen. Darunter befinden sich viele damascenirte Klingen, und eine eben solche, welche aus einem fränkischen Grabe stammt, ist auch unter den deutschen Schwertern des römisch-germanischen Museums zu sehen (s. Fig. 19 u. 20).

Fig. 21 bis 25.

Kunst- und schmuckloser, aber bei Weitem merkwürdiger, weil nur den germanischen Stämmen eigenthümlich, ist der hier ebenfalls in ausgezeichneten Exemplaren vertretene Scramasaxus, das kurze, einschneidige, mit starkem Rücken und außergewöhnlich langem Griffe versehene Kampfmesser. Diese Hiebwaffe, welche fast einer Barte zu vergleichen ist und deren Gebrauch abwärts bis in das 14. Jahrhundert reicht, findet sich zuerst in den Gräbern unserer Vorfahren aus der Wanderzeit. Fast kein

Fig. 26 u. 27.



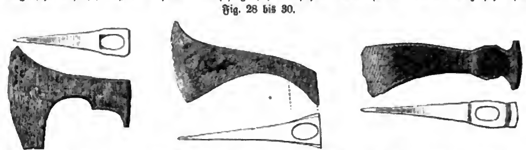
Männergrab entbehrt derselben, und die ältesten Formen der in den Grabhügeln gefundenen Eisenwaffen, sowie alle, sogar die kleinsten, messerartigen Eiseninstrumente bezeugen, wie tief der Gebrauch dieser Form in dem germanischen Volke Wurzel geschlagen hatte (s. Fig. 21 bis 25).

Es läßt sich denken, welche Wirkung diese Waffe, in ihrer Länge von durchschnittlich 2½ Fuß bei 2 Zoll Breite mit dem Gewichte ihres starken Rückens und berechnet auf die Führung mit beiden Händen, muß ausgeübt haben.

In den Gräbern von vollständiger Ausrüstung begegnet man stets beiden Schwertern zusammen, der Spatha und dem Scramasax. Auch in Childerich's Grab war dies der Fall. Da man aber beim ersten Durchwühlen desselben mit großer Sorgfalt nur die Goldzierrathen sammelte, alles Eisen jedoch als werthlos liegen ließ und sonst noch jeder Analogie in Bezug auf fränkische Schwertformen entbehrte, so wußte man mit den vielen Beschlägestücken der Scheiden nichts weiter anzufangen, als sie in der hierneben dar-

gestellten Weise an einer Klinge zusammenzusetzen. Auch Abbé Cochet, welcher sich über dieses Schwert in einer großen Seitenanzahl verbreitete, bemerkte den Irrthum nicht, obwohl es augenscheinlich ist, daß ein Theil der Beschläge eine zweischneidige, der andere für eine eischneidige Klinge mit starkem Rücken berechnet war. Die Figuren auf Seite 274 zeigen uns die Anwendung der verschiedenen Theile, wie sie noch heute im Musée des Souverains zu sehen sind, wäh-

Fig. 28 bis 30.



rend der Vorstand des römisch-germanischen Museums dieselben nach der auf Seite 275 dargestellten Figur auf zwei Schwerter vertheilte (s. Fig. 26 u. 27).

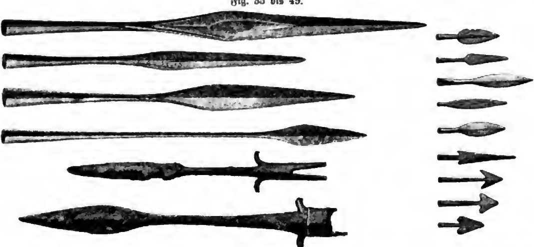
Wie die Langschwerter, so erinnern auch die verschiedenen Formen der fränkischen Beile an römische Muster. Wir sehen ihr Vorbild hier in dem nicht weit davon entfernt hängenden römischen Zimmermannsbeil. Sie sind in ein gefälligeres und für ihren Zweck als Waffe maßvolleres Verhältniß gebracht. Ganze Heersäulen der Franken und Alemannen waren dem Zeugniß der römischen und deutschen Historiker nach damit ausgerüstet. Dieses Wurfbeil, die berühmte Francisca, fehlt fast in keinem Grabe der fränkischen Krieger. Wir geben einige Abbildungen der verschiedenen Formen dieser Aexte. Die am häufigsten vorkommende, charakteristischste Form ist in den obenstehenden Figuren repräsentirt (s. Fig. 28 b. 30).

Fig. 31 bis 34.



Neben und unter die Beile gemischt erblicken wir mehrere Arten eines eisernen Geräthes, welches seiner Gestaltung nach einem Helme am ähnlichsten ist und früher wirklich dafür gehalten wurde, obwohl es kaum die nöthige Breite und Tiefe für die Bedeckung eines Kinderkopfes bietet. Dieses Geräth ist, wie man seither durch Vergleichung mit ähnlichen auf alten Sculpturen und Miniaturbildern, sowie aus schriftlicher Ueberlieferung entnommen hat, das alleinige Ueberbleibsel des germanischen Schildes, der sogenannte Umbo oder Nabel. Im Gegensatze zu den schönen mit großem Aufwande der Erzbildnerei geschmückten Schilden der homerischen Zeit, von welchen wir einige Exemplare in dem letzten Saale bewundert haben, bestand diese älteste Schutzwaffe der Deutschen aus einfach zusammengesetzten Brettern, welche nach Erlangung technischer Fertigkeiten in eine mehr ovale und manchmal

Fig. 35 bis 49.



kreisrunde Form gebracht wurden. Der Umbo, welcher erst zur Zeit der Berührung mit den Römern erscheint, von welchen er entlehnt ist, und von deren wahrscheinlich auch nur hölzernen, mit Leder überzogenen Schilden er für ebenfalls als einzige Urkunde in einigen schönen, theils mit Gravirung bedeckten, theils glatten Exemplaren hier aufbewahrt wird, war in der Mitte des Schildes als Schutz sowohl wie als Zierde aufgeheftet. Die Befestigung geschah

vermittelst großer Nietnägel oder auch, wie unsere vier Abbildungen zeigen (S. 276), vermittelst eiserner Spangen, deren Länge zugleich einen Schluß auf den Durchmesser der ganzen Waffe gestattet. Die Umbones finden sich noch weit seltener als die Spatha, und am Rheine wieder häufiger als anderswo (s. Fig. 31 b. 34).

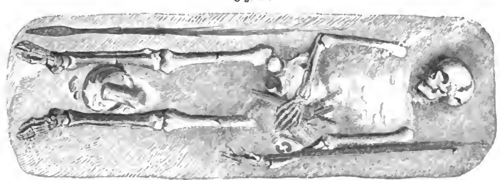
Den übrigen Theil des Waffenschrankes füllen die Lanzen-, Speer- und Pfeilspitzen. Man könnte damit fast eine ganze Compagnie ausrüsten, und doch ist kein einziges Exemplar auch nur dem äußern Anscheine nach doppelt vorhanden, so groß ist die Abwechselung in ihren Formen. Bei vielen bedarf es wirklich eines geübten Auges, um sie von den römischen zu unterscheiden, und so zeigt sich auch hier wieder der große Vortheil der Möglichkeit einer unmittelbaren Vergleichung aufs Klarste. Es ergiebt

Fig. 50 u. 51.



sich aus letzterer, daß die germanischen Lanzenspitzen sich sämmtlich durch einen größern Durchmesser der Breite des Blattes, sowie durch eine außergewöhnliche Länge und Stärke der Tülle auszeichnen. Die römischen dagegen erkennt man, abgesehen von den drei- und vierkantigen, bolzenartigen Geschossen, an einer stark vorspringenden, elegant gearbeiteten, scharfen Rippe, welche sich durch die ganze Länge des Blattes zieht und bei den germanischen fast durchgehends vermißt wird. Es kann hier nicht Absicht sein, dem Leser die so zahlreichen Variationen der fränkischen Lanzenformen erschöpfend vorzuführen. In den Abbildungen Fig. 35 bis 49 können wir nur die am häufigsten erscheinenden Arten an-

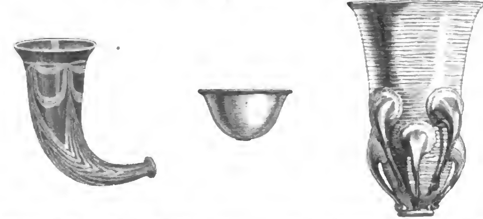
Fig. 52.



deuten und müssen überhaupt bemerken, daß es bei diesen Gegenständen keine bestimmten, jede Art auszeichnenden Merkmale giebt. Ausnahmsexemplare sind hier wie dort wiederzufinden, indem die fränkischen Lanzen ja den römischen nachgebildet und nur nach dem Geschmacke der Nation bald in den Maßen, bald leicht in den äußeren Formen verändert worden. Nur genaues Studium im Vergleiche der Massen gegeneinander, wie es im römisch-germanischen Museum möglich ist, erweckt zuletzt das richtige Gefühl für die feinere Form und die höhere technische Vollendung der römischen Waffe. Dem Laien als römisch leicht erkennbar werden immer nur die oben erwähnten bolzenförmigen Spitzen



Fig. 53 bis 55.



bleiben, welche jedoch nur eine Classe der römischen Lanzen, und zwar die dem Gewichte nach leichtesten, repräsentiren.

Unter allen diesen Geschossen der merovingischen Periode macht sich besonders ein mit kleinen Widerhaken an der Spitze versehenes bemerkbar. Es erinnert durch seine ungeheure Länge von 4 Fuß, mit welcher es die gewaltigsten Speere um die Hälfte überragt, an die Eisenstange, womit in deutschen Heldensagen die Riesen den Rittern so hart zu Leibe gehen. Es ist der Angon oder Hakenspeer, welchen Agathias unter den Nationalwaffen der Franken aufzählte (Fig. 50 und 51). Die Angabe dieses alten Schriftstellers jedoch, welcher den Angon als eine der germanischen Nation eigenthümliche, nicht von auswärts überkommene Waffe bezeichnete, erschien zweifelhaft, als eine Anzahl gleichartiger Wurf-

geschosse in römischen Castellen und Niederlassungen aufgefunden wurde. Eine genaue Durchsicht alles dessen, was in alten Schriften über römische Speerformen aufbewahrt ist, ergab, daß der Angon nur als eine Nachbildung einer viel ältern Waffe zu betrachten sei, nämlich der Lanze der Kerntruppen der Römer, des Pilums der alten Legionen, welches so lange vergeblich im ganzen Umkreise seiner ehemaligen Herrschaft gesucht worden war. —

Hiermit hätten wir so ziemlich Alles durchgesehen, was aus der langen Wanderzeit von den Wehrstücken unserer Vorfahren übrig geblieben ist. Denn andere in den Schriften über jene Periode erwähnte Theile kriegerischer Ausrüstung, als Helme, Schienen, Panzer &c., sind uns bis jetzt noch nicht überliefert worden.

Zum Schlusse dieser Abtheilung der merovingischen Alterthümer können wir uns noch in der ersten Fensternische die schönen, dem Leben getreu nachgebildeten Modelle betrachten, welche das Innere von Frankengräbern zeigen, wie dieselben nach Wegräumung der oberen Erdschichte dem Blicke sich darboten. Es sind sechs noch wohl erhaltene Skelette, Männer und Frauen, mit allen ihren Beigaben, noch ganz in der Lage, wie sie von ihren Freunden oder Verwandten vor Tausend und Hunderten von Jahren zum letzten Schlummer bestattet wurden.

Wir geben hier die genaue Darstellung eines solchen Waffenmannes aus den Gräbern von Selzen in Rheinhessen (Fig. 52 a. S. 277.) Wenn die Ausrüstung dieses Kriegers auch keine vollständige ist, so ist er doch hinreichend mit Mordgewehren versehen. Außer dem großen Eisenschwert, welches ihm im Arme liegt, und der mächtigen Lanze an seiner Seite, hat er noch zwei Kampfmesser im Gürtel stecken. Daß er auch zu Lebzeiten etwas auf sich hielt, bezeugt die Scheere und das Bartzängchen statt des Rasirmessers und der Kamm, welcher genau den heutigen gleicht, zum Strählen des Haarbüschels. Zu seinen Füßen die Speiseschüssel enthält einen jener grünen Glasbecher, welche auch in den Frauengräbern der Franken so häufig angetroffen werden. Sie haben einen runden Boden und mußten deshalb auf einen Zug geleert werden. Sie mögen wohl Veranlassung gegeben haben zu dem alten Reime*):

„De olen Düdeschen, use Vorfahren,
De tunen wol supen bi ören Jahren unde Stopen verklaren,
Se setteten Kannen an den Mund
Und drunken se ut bet up den Grund."

Daß die edle Zechkunst schon damals in Flor sich befand, entnehmen wir aus der Auswahl von Trinkgefäßen, welche hier in dem nächsten Schranke aufgestellt ist. Die Gläser mit rundem Boden, denen man am häufigsten begegnet, haben sich noch bis auf den heutigen Tag in unseren kleineren Silberbechern erhalten. Die eleganten, kleinen, mit hübschen Bogendessins geschmückten Schalen, der feine, gehenkelte Becher mit der Zickzackverzierung aus aufgesetzten Glasstäbchen und das allerliebste, kleine Trinkhorn aus grünem Glase, durchflossen von helleren Bogenstreifen, mögen wohl ausnahmsweise für den Gebrauch der Damen bestimmt gewesen sein, während die längeren, einfach gerippten Pokale und der mächtige, mit feinen Kreisrippen und freigearbeiteten Buckeln bedeckte Humpen für derbere Kehlen bestimmt scheinen (Fig. 53 bis 55 a. S. 277).

Aus obigen Proben ersehen wir, daß die Glasfabrikation den Germanen zu jener Zeit schon ziemlich geläufig war. Auch außer an Gefäßen ward Glas fast an allen Schmuckgegenständen, wo es nur thunlich war, verwendet und zwar, wie bei Childerich's Schwertscheide, an Stellen von edlen Steinen, in goldene und silberne Zellen gefaßt, was man mit dem technischen Ausdrucke „Zellenschmelz" benennt.

*) Derselbe gehört den Dithmarsen an, und der oben nicht angeführte Schluß lautet:
Wo, ere kinder un nakomen,
Hebbet darin nich afgenomen.
Wy künnt et gelyk enen äwen vull
Und drivet et bis wy sind dull und vull.
A.

Die Schamanen und das Schamanenwesen.

Nach russischen Quellen bearbeitet von **H. v. Lankenau.**

Unter den vielen heidnischen sogenannten „Fremdvölkern nicht russischen Stammes" (Inorodzi) in Sibirien, namentlich im südöstlichen Theile desselben, wie vor Allem in den Baikalgegenden, und noch weiter östlich, unter den Giliaken, einem Volksstamme, der dem kurilischen Zweige der „mongolischen Race" angehört und in der Nachbarschaft der Mandschuren, bei der Vereinigung des Ussuri mit dem Amur seinen Wohnsitz hat, spielen die Schamanen und Schamaninnen als Priester, Heilige, Wunderthäter, Propheten, Aerzte und dergleichen eine sehr hervorragende Rolle. Nicht allein, daß sie bei allen Feierlichkeiten, z. B. Hochzeiten, Beerdigungen u. s. w. für unentbehrlich erachtet werden, auch auf das tägliche Leben dieser Wilden üben sie einen bedeutenden, meist unheilbringenden Einfluß.

Als Schamanen und Schamaninnen werden nur solche Menschen anerkannt, die sich über die anderen Leute ihres Stammes erhoben haben; sie werden gleichsam als Halbgötter angesehen, welche jenen Kräften, die das Weltall regieren, gleichstehen. Nicht für sie, sondern zu ihnen muß gebetet werden. Um das Schamanenwesen gründlich kennen zu lernen, muß man solches bei den Minussinskischen Tataren, im südlichen Theile des Jenisseigebietes, sehen, wo es noch in voller Blüthe steht.

Der Schamanismus ist hier nicht erblich, sondern wird nach Wahl, die sich auf die Fähigkeiten und Anstelligkeit des Candidaten gründet, bestimmt. Jeder Aelteste oder große Schamane (Ulukam) wählt sich einen Schüler (Kitschikama, d. h. kleinen Schamanen) aus. Der Ulukam trägt einen vollständigen Schamanenanzug und vollzieht alle religiösen Ceremonien. Der Kitschikama hat kein besonderes Gewand und beschäftigt sich nur mit der Krankenpraxis bei Menschen und Thieren vermittelst geweihter Läppchen und Stäbchen, wovon später die Rede sein wird.

Um Schamane zu werden, ist es unumgänglich nothwendig, kränklich, schmächtig und mager zu sein. Einen kräftigen, starken Mann wählt und weiht man nicht zu diesem Be-

ruf. Verfällt aber Jemand durch die Gnade des Tageis oder Waldgeistes in Tiefsinn, Epilepsie, kommen bei ihm Wuthanfälle und Verzückungen vor, so wird er sicher ein guter Schamane, und der Ulukam wählt ihn, um ihn in seine Geheimnisse einzuweihen. Zuerst curirt er den erschöpften Kranken durch Zaubereien, Besprechungen und Beschwörungen, magnetisirt ihn beim Klange der Handpauke, giebt ihm dann einige Anfangsbegriffe von Religion, unterrichtet ihn in einigen seiner Künste und läßt ihn ein ganzes Jahr lang, von Frühling zu Frühling, sich darin üben und vervollkommnen, nachdenken und sinnen, auf daß, wenn er von den Geistern für würdig und fähig zum Schamanendienst gehalten werden sollte, sie ihm selbst im Frühling des Nachts erscheinen und ihn lehren werden, mit ihnen zu verkehren. Dann werden auch die Unterweisungen in den Gebräuchen und Ceremonien ihm leicht erscheinen. Sollten die Geister ihm etwa nicht erscheinen, so liegt darin ein Beweis, daß sie ihn nicht für würdig halten, und seine Prüfungszeit währt noch ein Jahr länger; bis sie ihm erscheinen bleibt er nur Kitschikama.

Alle Ceremonien der Schamanen bestehen einzig und allein in Gebeten, Opfern, Beschwörungen, Prophezeiungen und ärztlichen Berathungen. Gebete und Opfer werden den Göttern oder Schutzgeistern dargebracht, um ihnen zu danken, sie um etwas zu bitten oder zu versöhnen. Auch beschwört sie der Schamane, den Menschen im Unglück oder in Krankheit beizustehen, sie vor frühem Tode zu behüten, mit Ueberfluß an Gütern zu bedenken, die Familien und Herden (Tabuni) mit Fruchtbarkeit zu segnen, von bösen Geistern gesendete epidemische Krankheiten von ihnen fern zu halten, ihre Feinde zu besänftigen und zu versöhnen. Die ärztlichen Berathungen geben dem Kranken Anweisungen und Mittel an, sich mit Beistand des Schamanen heilen zu lassen.

Der Schamane kleidet sich wie alle Tataren, wenn er aber im Dienst ist, trägt er einen ganz absonderlichen, abenteuerlichen Anzug. Wir beschreiben S. 280 u. 281 genau die Tracht des Kaginskischen Schamanen Kuské, die er während seiner religiösen Dramen anlegte, und erklären, so viel möglich, die Bedeutung derselben, wie jene der ganzen Vorstellung.

Auf dem Kopfe trug er eine gewöhnliche, spitz zulaufende, helmartige Schamanenkappe (Kamnich-biutschach) von rothem Tuch, ringsum am Kopfe mit Fischotterpelzwerk besetzt. Vorn an derselben war ein aus Muscheln gebildeter sechsstrahliger Stern (Donilambasch). Die Spitze des Tuchhelms schmückten die Flügel und der Schwanz der grauen Waldeule, welche ihm während seiner Dienstverrichtungen über Hals und Rücken herabfielen. Der Vordertheil der Kappe war mit fast ellenlangen verschiedenfarbigen Lappen und Bändern aus Tuch, Seide, Sammet u. s. w. benäht, welche vor dem Gesichte des Schamanen herabhingen, so daß er zwar durch den im Winde flatternden Schleier hindurchsehen konnte, ohne dabei jedoch sein eigenes Gesicht dem Publicum zu zeigen. Sein Rock war ein etwa ellenlanger Schamanenhalbkaftan (Kamnich-tach), ohne Kragen, aus dem Fell des wilden Ziegenbocks (Barlowim) angefertigt, die rauhe Seite nach innen; ringsum war derselbe mit rothen Tuchkanten und Muscheln benäht und hatte 14 herabhängende Messingknöpfe. (S. Seite 280.)

Unter seinem Arme hingen zwei große Glocken, die eine aus Gußeisen, die andere aus Messing, wie man sie den Postpferden gewöhnlich anhängt. Bei diesem Geklingel, versicherte der Schamane, sei es ihm am leichtesten zu zaubern und zu operiren, besonders wenn er in Gedanken zu Pferde sitze und reite. Auf den Schultern des Halbkaftans waren die Flügel einer andern großen grauen Eule festgenäht, welche sich, besonders bei den schnelleren Bewegungen des Schamanen, ausbreiteten und bewegten, so daß man annehmen konnte, es sei ein fliegender Vogel, der ihm auf dem Rücken sitze. Das Volk glaubte, die Gedanken des Schamanen erheben sich im Fluge in die Luft und seine Seele durchfliege mit den anderen Geistern das Weltall, um Wundermittel und Arzeneien zu finden. Zwischen den Flügeln der Eule waren auf dem Rücken noch die Bälge von zwölf braunen Sommer- und weißen Winterhermelinen, die Köpfe nach oben, festgenäht, damit der Schamane sowohl im Sommer als auch im Winter seine Blicke nach innen versenken könne. Unter diesen hingen an einem langen Bande die Krallen und das Beinfell einer Eule, — ein Symbol der Kraft und Macht desselben. Vom Ellbogen des einen Aermels, über den Rücken hin bis zum andern Ellbogen waren zwei Reihen etwa eine Elle langer, verschiedenfarbiger Bänder festgenäht; an einigen derselben hingen eiserne und messingene Bleche, Ringe, Schnallen von Geschirren und Sätteln, Pferdchen, Griffe von Schöpfkellen, Schlüssel, Pfeilspitzen und dergleichen mehr. Diese Lappen und Metallanhängsel waren Gaben derjenigen Kranken, die durch den Schamanen eine Linderung ihrer Uebel erhalten hatten. Jede Jurte hatte jedoch nur das Recht, ein einziges Stück an das Kleid des Schamanen zu nähen, wenngleich er viele Kranke in derselben behandelte. Kuské hatte so im Laufe der sieben Jahre seiner Schamanenpraxis an 500 Lappen und mehr als 60 der verschiedensten Metallgegenstände gesammelt, welche während seines Herumwirbelns und Verdrehens im Winde flatterten und klirrten, als ob er mit Ketten beladen wäre; das Gewicht seines Halbkaftans betrug denn auch nicht weniger als 18 Pfund. Durch die Schwere dieses Gewichts rutschte ihm derselbe gewöhnlich bei seinen Bewegungen von den Schultern herab, so daß sein Rücken entblößt war, an welchem dann die Eulenflügel befestigt zu sein schienen. Der Kaftan war, wie bereits erwähnt, aus dem Fell der wilden Ziege angefertigt, doch nicht aus ganzen Fellen, sondern aus lauter kleinen Stückchen. Jeder der Gläubigen giebt nämlich dem Ulukam bei seiner Erwählung ein Stückchen Fell zu diesem Rocke, und Kuské's Kaftan war aus nicht weniger als 1673 Flickchen zusammengesetzt, was den Neid der benachbarten Schamanen in hohem Grade erregte, von denen keiner so viele in seinem Kaftan aufweisen konnte. Die Folge davon war, daß Kuské beständig in geistigem Zweikampfe mit seinen Feinden lag.

Weite Beinkleider aus Schafsfell und halbhohe Tatarenstiefel (Pimi) von gleichem Leder, die rauhe Seite nach innen, vervollständigten seinen Anzug.

In der linken Hand hielt er eine große Handpauke (Tiur), in welcher inwendig als Handhabe ein hölzernes Querholz befestigt war, in der rechten einen Klöpfel (Orba). Die Pauke, etwa 14 Zoll im Durchmesser, war aus einem 4 Zoll dicken Reif der Sandweide gemacht und mit ungegerbtem Pferdefell, ohne Haar jedoch, überzogen, auf welchem mit rother Farbe die Symbole der Schamanengewalt gemalt waren. Zwei schmale Linien quer über die Pauke, durch Zickzackstriche verbunden, stellten die Brücke dar, welche der Schamane während seiner Darstellungen in Gedanken überschreitet. Eben solche Brücken führten, die eine vom Mittelpunkte der Pauke aus nach oben, um das Erheben oder den Flug des Schamanen in das Gebiet der Berge anzuzeigen; die andere zeigte sein Herabsteigen von dort auf die Erde zurück an; sie ging rings um die Pauke herum in Gestalt eines doppelten Kreises. Höher als die Querbrücke und neben derselben waren Sonne, Mond, Sterne und die guten Geister (Tieß-tori) hingezeichnet; sie beschützen ihrer 13, alle auf Rothfüchsen (Isiki, die ihnen geweihten Pferde)

reitend, die Menschen. Unten auf der Pauke waren vier mißgestaltete den Menschen feindlich gesinnte Schaitane, mit vier Hörnern und Klauen dargestellt. Sie wollen sich über die Brücke erheben und den guten Geistern den Weg versperren, da aber die Schaitane zu Fuß sind, weil sie keine Pferde haben (die schlauen Tataren weihen ihnen keine Isiki), und ein Fußgänger einem Reiter nichts anhaben kann, so werden die Tieß-tori leicht ihrer Herr', verfolgen sie und bedrängen sie, nach dem Wunsch des Schamanen, auf jede mögliche Weise. So laufen denn die Schaitane in das hohe Weidengebüsch, welches unten auf der Pauke dargestellt ist, aber finden auch dort keine Rettung, denn — die Weide gehört dem Schamanen; aus ihm, als einem geweihten Baume, ist ja sein Paukenreif gemacht. Folglich müssen



Ein Schamane (Vorderansicht).

sich die Schaitane ihm unterwerfen. In den kahlen und öden Steppen ist die Minussinskische Sandweide der einzige Baum, der im Ueberfluß an den Ufern der Bäche wächst. Um nun den Dämonen die Macht zu nehmen, sich in ihnen zu verstecken, haben die Schamanen die Weide für ihr Eigenthum erklärt.

Der mächtige Schamane hat Alles vorhergesehen, Allem vorgebeugt, — nichts kann ihm widerstehen. In Kleidung und Pauke hat er alle furchtbaren Werkzeuge, alle Gewalt vereinigt. In Gedanken setzt er über Ströme, fliegt in der Luft und steigt bis in das Innerste der Erde herab, stets von den kriegerischen Tieß-tori begleitet; oft sendet er diese auch als Couriere voran und folgt als großer Herr ihnen nach Belieben nach. Der abergläubische Tatar beugt sich

voll Furcht und Hoffnung vor ihm: kennt ja der Schamane seine geheimsten Gedanken und Anschläge und kann ihm leicht schaden!

Der Klöpfel (Orba) hat die Gestalt einer hölzernen, mit Ziegenfell, das Haar nach außen, überzogenen Kopfbürste. Er hängt an einem Riemen und drückt in der Hand des Schamanen durch langsame, schneller wiederholte, stärkere oder schwächere Schläge dessen Gedanken, Vorhaben, Wünsche und Leidenschaften aus. Durch die harmonischen, leidenschaftlichen, donnerartigen, traurigen, klagenden und leidenden Töne, die er hervorbringt, vertreibt er nach Belieben gute und böse Geister aus der Jurte. Zehn verrostete eiserne, mit Klammern inwendig an die Pauke befestigte Schellen machen nebst den am Körper des Schamanen be-



Ein Schamane (Rückansicht).

festigten klirrenden und klappernden Metallgegenständen, zusammen mit seinen Paukenschlägen, einen so betäubenden, heidnischen Lärm, daß man sein eigenes Wort nicht hören kann, und sind des Schamanen Musik, deren er sich gewandt zu seinen Zwecken zu bedienen weiß.

Die Ceremonien werden gewöhnlich zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang vollzogen; das Krähen des Hahnes unterbricht dieselben, wie Viele glauben, nicht. Heiligenbilder und Crucifixe in der Jurte hindern, nach der Meinung der Tataren, die guten Geister nicht; trägt ja der Schamane, der vor Zeiten vielleicht selbst einmal war getauft worden, oft noch ein Crucifix, das er nur bei seinen Ceremonien ablegt. Am Tage würde der Schamanismus sein Geheimnißvolles verlieren, keine solche Wirkung auf die abergläubischen Zuschauer ausüben. Das Gewand des Ulukam würde bei Sonnenschein abgeschmackt, lächerlich aussehen,

die Nacht dagegen verbirgt diese Mängel; darum findet die Ceremonie nicht am Tage und nur in den Jurten selbst statt. Nur an großen Festtagen, oder bei anderen feierlichen Gelegenheiten, wenn das Volk sich zum Gebet auf den heiligen Bergen zu Opfern oder Besprengungen bei den alten Grabhügeln versammelt, oder bei den Bildern ihrer Helden, oder zum Abwaschen der Isiki, hält der Schamane auf offenem Felde ein Opferfest, singt Gebete und bewirthet das Volk mit saurer geronnener Milch (Airan).

In der Dämmerung versammeln sich Verwandte, Freunde und Nachbarn in der zur Feier bestimmten Jurte, zünden mitten in derselben ein Feuer an, machen Butter, Milch, „Gotteskraut“ (wilden Quendel-Thymian) und dergleichen mehr fertig und setzen sich schweigend oder nur leise mit einander redend und gegenseitig einander die Pfeife anbietend, um dasselbe herum. Nun erscheint der Schamane, nimmt seinen langen Pelz ab, durchräuchert seinen Halbkaftan (Kamnich-tach) über das ins Feuer geworfene „Gotteskraut“, als Zeichen der Reinigung, und legt ihn sich über die nackten Schultern; dann durchräuchert er auch die Kamnich-biutschach und setzt sie auf den Kopf, gleichwie die Tiur, die er in die linke Hand nimmt, und die Orba, die seine Rechte ergreift. Nun beginnt die Ceremonie. Er setzt sich am Feuer auf die Erde und fängt an mit dem Klöpfel auf die Pauke zu schlagen, anfangs langsam und leise, dann stärker und lauter; bald aber pfeift er langsam und anhaltend, so die Geister herbeirufend, wobei man einen zwiefachen Ton hört, einen, den er durch Einziehen der Luft hervorbringt, den zweiten, den er gellend hervorstößt. Dann singt er, beschwört die Geister, ruft sie bei Namen, wobei er sich, beständig den Kopf schaukelnd, hin und her bewegt und ihn mit der Pauke verdeckt. So scheint sein Gesang dumpf und wie aus der Tiefe hervorkommend. Der reine und weiche Tenor der Schamanen ist im Allgemeinen angenehm und die Melodien sind meist wehmüthig, flehend und in stiller Nacht trauererregend. Dem Europäer bewegen diese Klagetöne wunderbar das Herz, besonders wenn der Schamane plötzlich aufspringt, zur Jurte hinausstürzt und seinen wilden Gesang draußen im Freien in rührenden, herzzerreißenden Tönen schluchzend beendigt. Die Tataren versichern, der Schamane verrichte die ganze Ceremonie mit geschlossenen Augen; er sei so in sich versunken, daß er weder etwas höre, noch sehe, während seine Seele in höheren Regionen schwebe. Die Geister fliegen, wie sie sagen, um ihn in Gestalt von Eulen (Tschabalgus-toska), sie reiten auf Rothfüchsen und begleiten ihn auf seiner religiösen Reise, während er selbst ebenfalls auf einem Isiki, oder auf einem Raben (Kuskun), oder auf einer Eule (Jugu), je nach Bedürfniß reite. Wenn man daher in seinem Gesange oft „kurr“ höre, so reite er auf einem Raben, höre man „uch“, so reite er auf einer Eule, höre man das scharfe, aber leise „kwokwo“, so unterhalten sich die Geister in Eulengestalt mit ihm. Wenn die erste Beschwörung der Geister beendigt ist, springt der Schamane rasch auf, stürzt zur Thür der Jurte, das Gesicht nach Westen. Die Paukenschläge werden dumpfer und heftiger, der Gesang wird lauter, dreimal schlägt er mit der Orba auf die Stangen der Jurte und stößt einen gellenden Triller aus, ein Zeichen, daß die Geister erscheinen. Er ruft sie näher und verspricht ihnen Wasser. Zu derselben Zeit spritzt ein Tatar, welcher eine mit Wasser gefüllte Schale hält, dieses dreimal in das Luftloch oder den Schornstein oben in der Jurte, zu welchem der Rauch emporsteigt, und einmal gegen die Thür. Die Geister kommen näher und trinken das Wasser tropfenweise, antworten auf seine Fragen, was sie gesehen, gehört haben und erkundigen sich nach seinem Begehr. Wenn der Tatar versäumt, zur rechten Zeit Wasser auszuspritzen, so kommen die Geister dem Schamanen so nahe, daß sie ihn stören, und heftige Schläge mit der Orba regnen sogleich auf den lässigen Diener.

Sobald der Schamane sie mit Wasser gesättigt hat, springt er zur Jurte hinaus, um sich mit den Geistern zu berathen. Man versichert, daß hierbei Funken unter seinen Füßen wie aus einem Ofen hervorsprühen. Auf dem Hofe dreht und wendet er sich, schüttelt sich wie im Fieberfrost, schnaubt, pfeift, schreit wie eine Eule, quakt und singt näselnd, während er eifrig dabei die Pauke bearbeitet und mit den Füßen den Boden stampft, daß die Metallgegenstände an ihm klirren und klappern, so daß man glauben sollte, eine Herde wilder Pferde komme gelaufen. Nach einer Viertelstunde etwa springt er rasch in die Jurte zurück, ergreift die ihm dargebotene lange Pfeife, raucht sie hastig an, rennt zur Thür und stellt sich schlotternd und mit den Zähnen klappernd ans Feuer.

Mit der Pfeife bewirthet er einen ihm befreundeten Geist, während er nun den Tataren erzählt, was er gesehen und gehört hat, und den Kranken und Bittstellern die vernommenen Aussprüche mittheilt. Sobald die Pfeife geraucht ist, springt er wieder zur Thür, trinkt eine Schale Wasser, um seine Stimme anzufrischen und wirft das Gefäß auf den Boden. Fällt es, den Boden nach unten, so daß es steht, so ist das ein gutes Zeichen, fällt es auf die Seite oder verkehrt, so ist dies schlimm. Die Geister sind ungnädig gestimmt, der Schamane muß sich aufs Neue unter der Hausthür in Unterhandlungen mit ihnen einlassen, oder auch neue gütiger gesinnte herbeirufen; in diesem Falle spritzt man wieder Wasser in den Schornstein und er springt wieder zur Thür hinaus.

Wenn die Schale auf den Boden gefallen ist, so geht er drei bis neun Mal dem Laufe der Sonne nach rings um den brennenden Holzstoß herum, schlägt leise auf seine Pauke und murmelt in abgebrochenen Sätzen vor sich hin, während einer der Tataren Fett und „Gotteskraut“ ins Feuer wirft; dann bleibt er bei dem Kranken stehen, bespricht, indem er die Pauke über das Haupt desselben hält, die Milch, hebt dann die Pauke bis an den Schornstein und schlägt einen Wirbel. Mit dem ersten Schlage segnet er selbst den Kranken, mit dem Wirbel aber bittet er Gott, den Segen zu bestätigen, indem er ausruft: „Euer Gott ist erhaben, Euer Leben währe lange! Brrr, brrr! . . . krrr, krrr!“

Brrr! bedeutet in der Schamanensprache: „seid gesund und glücklich;“ krrr! — „segne Euch Gott.“

Die Anwesenden antworten: „Seid glücklich und lebet lange.“

Nun bespricht er noch ein paar Mal die Milch und giebt diese dem Kranken zu trinken, setzt sich dann neben denselben auf die Erde und läßt ihn sich zu ihm neigen, murmelt, mit dem Kopfe schüttelnd, leise einige Sprüche und begleitet dieses mit dumpfen Paukenschlägen. Hierdurch treibt er den Geist aus, durch den der Patient erkrankt ist, steht schließlich auf und ruft: „Gott stärke Dich und gewähre Dir Deine Jahre auszuleben; mein Wort bestätige der Herr. „Brrr! Krrr!“ Nun segnet er ihn drei Mal mit seiner Pauke, sein „Brrr“ und „Krrr“ wiederholend, springt wieder zur Thür, singt dort ein Danklied und läuft hinaus. Hier schüttelt und dreht er sich, so daß Alles an ihm klingt und klappert, schlägt auf die Pauke und beräth sich mit den Tießtori: „ob seine Besprechung auch wirksam sein und dem Kranken geholfen werde?“ Nachdem er von ihnen die Entscheidung erhalten, eilt er zurück und verkündet sie der Versammlung. Dann stellt er drei Mädchen an die linke Seite der Thür, drei ledige junge Männer an die rechte. Diese singen nun mit ihm die Melodie eines wehmüthig klagenden

Liedes, wobei er die Worte spricht und die Pauke leise berührt, hin und wieder dazwischen pfeift und nach und nach in eine heitere Melodie übergeht. Nun schweigen die Anderen, denn jetzt reitet er, um Arzeneimittel zu holen: man hört dieses an dem Trabe, den er mit Paukenbegleitung durch Stampfen mit den Füßen andeutet, wobei er auf einem Raben oder einer Eule reitet, die Tieß-tori aber reiten auf Rothfüchsen. Es dauert oft eine ganze Stunde, ehe er an dem bestimmten Orte ankommt, und das erhält, was er gebraucht. Nachdem dies geschehen, wendet er sich dem Feuer zu, und man weiß, daß er nun in Gedanken zurückreitet. Wenn seine Bewegungen langsamer, vorsichtiger werden, reitet er durch einen Fluß.

Je länger er so reitet, desto kostbarer und heilsamer ist das Heilmittel, das er mitbringt.

Endlich springt er auf die Erde, läuft zur Jurte hinaus, kehrt zurück, raucht eine Pfeife und erzählt nun, wohin er gereist war: nach China, über das taskilskische Gebirge oder über die kusnetzkischen Berge, in die kirgisische Steppe, oder über das Medwedsche (Bären-?) Meer, ob der Kranke von den Besprechungen und seiner Arzenei gesund werde, oder ob die Ceremonien beim nächsten Neumond wiederholt werden müssen, oder ob es nöthig sei, daß man den Kranken dieserhalb zu ihm in die Jurte bringe.

Hiermit endigt die Ceremonie, welche oft fünf Stunden lang dauert. Der Schamane nimmt nun Abschied von den Geistern, er wirft plötzlich seine Mütze ab und hinter sich; fällt sie ins Feuer, so beeilen sich die Tataren, sie rasch herauszuziehen; hierauf fliegen Pauke und Klöpfel fort, dann schnellt der Kaftan von seinen Schultern, den man ebenfalls rasch auffängt, denn wehe dem Schamanen, dessen Kamnichtach ins Feuer fiele und verbrennte; sein Schamanenthum hätte ein Ende; wehe ihm und allen seinen Freunden!

Nachdem er so seine Kleider abgeworfen, nimmt er wieder seinen Pelz um, läßt sich auf seine Fersen nieder, wäscht sich und spült seinen Mund aus. Nach den Aussagen der Tataren verlassen ihn jetzt die Geister — und bleich, erschöpft, wie betrunken hin und her taumelnd, mit halb geschlossenen Augen schwankt er zum Feuer, setzt sich und ruht aus, ohne ein Wort zu reden. Seine Schamanentracht wird unterdessen beräuchert und zusammengelegt.

Die Tataren behaupten, der Schamane wisse später nichts mehr von dem, was er während seiner Verzückungen gethan und geredet; ob dem zu glauben, bleibt dahingestellt, ebenso ob sie Alles verstehen, was er spricht und singt. Obgleich er in tatarischer Sprache redet, so macht doch das betäubende Pauken und Klappern das Meiste unverständlich, zumal die Uebergänge von heftigen, lauten Tönen in leise, melodische, oft kaum hörbare, beständig wechseln.

Die Minussinskischen Schamanen bleiben gemessen und anständig in ihren Bewegungen; keine widernatürlichen Verrenkungen, kein schaudererregendes Springen über scharfe Messer, oder mit dem offenen Messer in der Hand, keine unanständigen Geberden oder widerwärtiges, thierisches Geschrei kommt bei ihnen vor; ihr Gesang hat das Weiche, Klagende, Melodische des Kleinrussischen, ihre Geberden bleiben würdig und fesselnd, Alles in denselben scheint berechnet.

Bei den Giliaken kommen vielfach auch Schamaninnen vor, welche dieselben Verrichtungen wie die Männer haben. Auch sie besitzen eine besondere Tracht. Kopf, Rücken, Ober- und Unterärmel sind mit langen, gekräuselten, buntgefärbten, im Winde flatternden Hobelspähnen bedeckt; um den Leib haben sie einen Gürtel mit einer Menge Schellen und Glocken, welche die Gestalt von Gewichten an einer Wanduhr haben; ihre Unterkleider sind die der tatarischen Weiber. Auch in ihrem Gesange, den sie ebenfalls mit Paukenschlägen begleiten, ist der excentrische Uebergang vom Muntern, oft Ausgelassenen, zum Traurigen, Wehmüthigen vorherrschend. Nachfolgend gebe ich die möglichst wörtliche Uebersetzung eines ihrer Lieder:

Der Purga (kalte sibirische Schneesturm) weht ... das Zobeltierchen
Birgt sich in seiner dunkeln Höhle;
Du, Giliak (ostsibirischer Volksstamm), nimm ein Spähnchen,
Wirf das Spähnchen mir ins Feuer.

Der Purga weht .... das Zobelthierchen
Birgt sich in seiner dunkeln Höhle;
Zerhack Du, Giliak, einen Nachen,
Auf daß unser Feuerchen brenne.

Auf daß im Sturm und Unglück
Unser Feuerchen uns Glück bringe ....
Sonst, sei gewarnt, trauter Giliak,
Kehrest nimmer Du wohl heim!

Der Purga weht .... das Zobelthierchen
Birgt sich in seiner dunkeln Höhle;
Aber .... hell brennt unser kleiner Nachen,
Wie die Sonne, lichterloh, leuchtet unser Feuerchen!

Rasch jetzt, kocht die Fischsuppe,
Kauft auch russisches Brot dazu,
Wärmt dazu den Branntwein,
Erwärmt damit den Giliak;
Sonst, sei gewarnt, trauter Giliak,
Kehrest nimmer Du wohl heim.

Der Purga weht .... das Zobelthierchen
Birgt sich in seiner dunkeln Höhle;
Ich horche auf — das ist Hundegebell ....
Es kommt der traute Giliak!

Wanderungen in Ecuador.

Von **Bernhard Flemming.**

III.

3. Der Chimborazo.

Es giebt unter den vielen Cuestas (Steigen mit Zickzackwegen) in Ecuador nur eine, nämlich die von Quillabamba von der Provinz Imbabura nach dem quiteinischen Hochlande hinauf, die sich der von Guaranda am Abhange des Chimborazo an die Seite stellt. Aber so wie jene wird auch diese überwunden, und man befindet sich mit einem Male in einer andern Welt, die, ohne den Zauber eines Tropenbildes zu haben, an Großartigkeit die reizenden lebendigen Küstenlandschaften überragt.

Der Weg geht über große Sandflächen, das Arenal,

und an kleinen Hügeln vorbei. Rechts, östlich, erhebt sich ein höherer Gebirgsrand, von dem wir wissen, daß er in zwei Terrassen: dem Llano grande von Sisgun, etwa 12,000 Fuß hoch, und dem von Luisa, 10,000 Fuß hoch, nach der 9720 Fuß hohen Ebene von Tapi (bei Humboldt Tapia) zu abfällt. Links, westlich, haben wir in nächster Nähe den „Schnee von Chimbo", wie sein Name in der Quechuasprache bedeutet. Nichts stört die schwermüthige Stille dieser gewaltigen Einöde, deren Größe den Menschen verstummen macht.

Am Rande dieses Weges halten funfzig und noch mehr Gallinazos (Aasgeier) auf einem gefallenen Pferde ihr ekelhaftes Mal; die einzigen lebenden Wesen, an denen unser Maulthier schaudernd und schnaubend vorübereilt.

Welcher Deutsche dächte nicht bei dem Vorbeireiten an diesem Berge, der so lange für den höchsten der westlichen Hemisphäre galt, an seine denkwürdige Besteigung am 22. Juni 1802 mit ihren Gefahren, die Alexander v. Humboldt so anspruchslos und als viel geringer schildert, als sie bei den plötzlich ausbrechenden Stürmen mit Nebel und Hagelschlag in der That sind. La Condamine und Bouguer kamen im vorigen Jahrhundert nur 14,400 Fuß hoch, Boussingault dagegen (1831) kam bis 18,480 Pariser Fuß, d. h. 384 Fuß höher als unser berühmter Landsmann, der als Baron de Umbóld noch sehr beliebt und im besten Andenken ist. Auch der Libertador Bolivar erklomm diesen Bergriesen. Humboldt unternahm seinen Versuch vom Westrande des Arenals aus, während Boussingault vom Centrum dieser Ebene aus seinen zweiten glücklichen Versuch machte, nachdem der erste von der Nordseite, d. h. von Mocha aus, mißglückt war.

Vom Aconcagua, nordöstlich von Valparaiso in Chile, übertroffen, der zwar nur 1414 Fuß höher ist als der Chimborazo, aber sich dem Reisenden von der 11,000 Fuß hohen Kammhöhe der Cordilleren viel gewaltiger präsentirt, sehen wir hier von unserm 15,000 Fuß hohen Standpunkte nur eine 5000 Fuß hohe Kuppel über uns.

Aber nicht minder tief und unvergeßlich wird Jedem der Eindruck bleiben, den der Koloß hervorruft, wenn man in den Morgenstunden das Glück hat, ihn wolkenfrei zu sehen. Die Kuppel hat an der Schneelinie noch eine Breite von 20,000 Fuß und wenig unter dem Gipfel noch von 4000 Fuß. Wie Strebepfeiler einen gewaltigen Dom stützen, so ruht hier der seit Jahrtausenden verstummte, in ewigen Schnee gehüllte Vulcan auf Trachytmauern, die durch tiefe breite Risse mit senkrecht abfallendem Gestein von einander getrennt sind. Diese Spalten vergleicht Boussingault mit denen eines sternförmig zersprungenen Glases, und wie diese werden sie enger, je mehr sie sich vom Mittelpunkte der Masse entfernen, die durch Eruption oder Erhebung diese Sprünge hervorbrachte.

Aber auch diese Grate, welche die einzige Möglichkeit der Annäherung gestatten, sind durch Erdbeben, deren Data uns fehlen, zum Theil vom Gipfel selbst losgerissen, und zwischen ihnen und der Hauptmasse gähnt ein unermeßlicher Abgrund. Die aus dem Innern der Erde empor gehobene oder geschleuderte Trachytmasse wird mit dem Gestein verglichen, das man bei einem in den Fels zu hauenden Brunnen hervorholt und wieder in denselben zu schütten versucht, wobei man natürlich findet, daß über dem Brunnen ein um so größerer Berg entsteht, je tiefer ersterer selbst war, denn die herausgegrabenen Stücke werden nie mehr so zusammenpassend in den Brunnen gebracht werden können. Zwischen den einzelnen Stücken, die in diesem Falle hier riesig sind, und deren Lücken zum Theil von Schneemassen überdeckt sind, sickert das geschmolzene Wasser ein und verliert sich. Eben so ist das Emporströmen warmer Luft aus dem Berginnern constatirt, denn einen andern Erklärungsgrund giebt es wohl für den Umstand nicht, daß Humboldt bei 17,000 Fuß Höhe und einer Lufttemperatur von + 2,8° Celsius dennoch drei Zoll tief in dem trockenen Sandboden eine unverhältnißmäßig hohe Angabe, nämlich 5,8° C. fand. Da wo der Weg sich nach Ostnordost wendet, ist der Boden von unzähligen parallelen, einige Fuß tiefen, aber leeren Wasserrissen durchfurcht, und wasserarm ist gegenwärtig der Abhang auffallenderweise auch an allen anderen Stellen, einige kleine Cascaden abgerechnet, ehe man den tiefer liegenden, aber immer noch 12,000 Fuß hohen Tambo von Chuquipoyo erreicht. Wir reiten über grasbedeckte Ebenen und treffen Blüthen, die unserm Enzian und Edelweis entsprechen, sowie Gentiana cernua und Cultitium rufescens, hier Frailejon genannt.

Das Nachtquartier am Bergabhange im schon genannten Tambo (Wirthshausherberge) läßt in jeder Beziehung zu wünschen übrig. Bei einer Temperatur, die im günstigsten Falle Mittags 12° R. und in der Nacht wenig über 0° ist, befindet man sich ohne die Möglichkeit, warm zu werden, in einem kalten, steinernen Gebäude, an dessen vor dem Winde geschützten Seite sich Hunderte von Maulthieren zusammendrängen, während die vor uns angelangten Arrieros uns höchstens einige Schaffelle geben, die man in einem Lande mit vollständig unentwickeltem Gasthauswesen selbst mitzubringen hat. Der andere Morgen findet uns auf dem Wege nach Riobamba, das, in der Ebene von Tapi gelegen, mit der Liebenswürdigkeit seiner Bewohner die trostlose Armuth der Vegetation (und doch unter den Tropen!) und der Indianerdörfer vergessen macht, die wir soeben passirt haben.

4. Im ecuadorianischen Urwalde.

Das Gebiet von Canelos, zwischen den Strömen Pastassa und Napo, Zuflüssen des Amazonenstromes, steht durch einen Weg mit der Sierra, dem Hochlande, in Verbindung, der über Pindo am gleichnamigen Flusse, dann stromaufwärts am Pastassa zur Cascade von Agayan am Fuße des Tunguragua und von dort aus zu Pferde nach Ambato führt. Der Weg geht quer durch viele Flüsse, von denen besonders der Rio Pindo und Rio Tapo unangenehme Passagen bilden. In dem ausgetrockneten Becken von Gießbächen bald über Lianenbrücken, bald durch einen geschwollenen Fluß bis an die Schultern im Wasser geht der Marsch. Wo die Spuren des Weges sichtbar sind, ist er ein Sumpf, und wehe dem, der auf den glatten Steinen und schlüpferigen Wurzeln zu gehen versucht. Man gleitet dann sicher aus und stürzt gegen die stachelbewehrte Chontapalme oder in den Sumpf selbst. In dem Waldesdunkel, in welchem keine Lücke im Laubwerk einen Blick nach dem Himmel durchläßt, wo kein Weg sichtbar ist, finden ihn unsere Führer doch nach nur momentanem Zaudern und Suchen und über kolossale Baumstämme und Aeste hinweg. Wenn man glücklich über und nicht zwischen ein solches Chaos gestürzt ist, empfängt den erst ahnungslosen, später aber mit Gewißheit auf einen solchen Umstand rechnenden Wanderer ein neuer Sumpf, der wenigstens unsere bis ans Knie reichenden Wasserstiefeln zu verschlingen droht.

Die schon genannten Urwaldbrücken sind oft nichts als ein dickes gedrehtes Lianentau, an jedem Ufer um einen Baum geschlungen, als Basis für die Füße; links und rechts davon, aber etwa 4 Fuß höher, sind schwächere Taue gespannt für den Halt der Hände. Diese drei Taue sind durch Querstricke (alle aus einer bis 40 Fuß langen Orchidee gefertigt) mit einander verbunden, wodurch die unvermeidlichen Oscillationen wenigstens gleichmäßig werden. So entsteht eine Brücke, die nur dann bedenklich wird, wenn man ihr Alter

nicht kennt, und dann muß man sich mit dem Gedanken trösten, daß nicht alle drei Taue zugleich reißen!

Märsche, auf denen man gezwungen wird, solche Brücken zu passiren, stählen übrigens das Nervensystem in so hohem Grade, daß man sie betritt, auch ohne niederzuknien und zu beten, wie es unsere Diener thun, deren Besorgniß zu stürzen allerdings durch die 125 Pfund Gepäck auf ihrem Rücken gerechtfertigt ist. Gewissenhaft wird auf solchen Reisen in einer Büchse aus Bambusrohr Zunder, Stahl und Feuerschwamm mitgenommen, dazu ein Stückchen Sindicaspi (Feuerbaum), an anderen Orten als Cartonero und Carboncillo wegen seiner großen Heizkraft geschätzt. Das Gepäck des Reisenden, Lebensmittel u. s. w., wird in Körben, von Totora oder einem diesem ähnlichen Schilf geflochten, zu je $1^1/_4$ Centner für den Mann auf dem Rücken getragen. Außer den Tragbändern an den Schultern geht ein breites Stirnband von demselben Schilfe zugleich um den Korb herum, dessen Last so mehr mit dem Kopfe als mit den Muskeln der Arme gehalten wird. Auch eine Tigerlanze, die schwerlich das Raubthier abhalten würde, und dessen unzweideutige Fußspuren man oft genug sieht, gehört zur Ausrüstung.

Der Ruf unseres Hintermannes: Patron una culebra! (eine Schlange) läßt uns einen Satz vorwärts machen, denn auch augenblicklich ein Schlag mit dem langen Wanderstabe auf eine Korallenschlange folgt, die wohl uns, aber nicht dem scharfen Blicke des Bergwaldbewohners entgehen konnte. — Trotz aller Vorsicht und des schützenden Stabes, den die Indianer führen, setzen auch sie sich oft wider Willen in den Schlamm, aber durch ein rasches Emporschnellen des muskelkräftigen Körpers retten sie jedesmal die ihnen anvertrauten Sachen vor dem Naßwerden.

Ein Ton wie der Knall eines Geschützes unterbricht die tiefe Stille der Wildniß. Es ist einer der Riesen des Waldes, die oft in gefährlicher Nähe von uns ihr Dasein enden, in kürzester Zeit von denselben Orchideen, die sie mit zu Boden gerissen haben, überwuchert und unter ihnen begraben. Auch wir stören die Stille, indem wir Rebhühner und Pajuis (Hokkohühner) emporscheuchen; aber das sind nur Momente, bis das immer lauter werdende Rauschen eines Flusses an eine neue gefährliche Passage mahnt. Das Zirpen der Chicharras, Grillen, ist die Uhr der Eingeborenen, die bei dem sehr bekannten Geräusch der einen Art, welches ungefähr um 4 Uhr Nachmittags beginnt, plötzlich Halt machen.

Rasch wird das durch Hoja blanca (wilde Banane) vor Nässe gesicherte Gepäck an einen Baum gelehnt, mit Axt und Machete werden ein paar Palmen gefällt, die, Büsche und Bäumchen zerbrechend, zu Boden stürzen, — nur ihrer Wedel wegen, die für das Dach unseres Rancho bestimmt sind. Ein anderer Peon (Arbeiter) steckt zwei 6 Fuß lange Stöcke in den Boden. Eine Querstange von der Breite des Rancho verbindet die aufrecht stehenden Stöcke, und von ihr aus werden die Dachlatten schräg gegen den Boden gelehnt und mit den Wedeln dicht bedeckt.

Der Rest der Palmenwedel wird auf den nassen Boden gelegt, auf den man zur Vorsicht noch den Kautschukmantel breitet, und so ist in unglaublich kurzer Zeit das Nachtlager fertig. Ein dicker Rauch steigt schon unter dem eisernen Topfe mit seinem Inhalt von Fischen, Reis und Bananen empor. Nach vielem Blasen, bei thränenden Augen bricht endlich die Flamme darunter hervor, die unser einfaches Mahl kocht. Eine Tasse Chocolade und eine geröstete Banane beschließen es, und man gesteht, nie besser gespeist zu haben. Nachdem man die durchnäßten Kleider mit trockenen vertauscht und ein Bad im kalten Bache neben der Hütte genommen, legt man sich neben die Führer hin, deren Ueberlegenheit hier im Walde gegenüber unserer eigenen Unbeholfenheit den gewaltigen gesellschaftlichen Unterschied vollständig ausgeglichen hat. Während das Feuer kaum noch glimmt, erhellen unaufhörliche Blitze die Baumgruppen vor uns. Nachdem das Gewitter vorübergegangen ist, macht sich nur noch das gleichmäßige Trommeln des Regens auf unserm leichten Dache und das Zirpen der Grillen bemerkbar. Auch das hört auf und leuchtende Punkte, Cucuyos (Elater noctilucus), bewegen sich durch die Büsche, und der Brüllaffe erschreckt uns mit seinem tigerähnlichen Gebrüll, daß wir unwillkürlich den Revolver fester in die Hand nehmen.

Es scheint verwegen, sich diesen rohen, ganz armen Menschen anzuvertrauen, für die unsere Baarschaft und unsere Effecten ein Vermögen sind, aber ruhig kann der Reisende, für den sie wie für ein unmündiges Kind während des Marsches gesorgt haben, sein Haupt neben ihnen hinlegen. Verrath und Meuchelmord sind ihnen unbekannt. Ein vergessener plattirter Löffel, den sie in ihrem Gepäck entdecken, nachdem sie uns an Ort und Stelle gebracht und schon seit Stunden den Rückmarsch angetreten hatten, kann sie, die nicht als Diebe gelten möchten, zur Rückkehr bewegen.

Während gute Behandlung und ein Schluck Branntwein diese Halbwilden zu den treuesten Begleitern auf einem so gefährlichen Wege machen, ist es allerdings vorgekommen, daß der Reisende des Morgens allein und verlassen im Rancho erwacht, und man behauptet, daß sie bei einer solchen Flucht den zehn Tage langen Marsch von Quito nach Archidona am Misagualli (linker Nebenfluß des Napo) in weniger als drei Tagen zurücklegen, meistens von Hunger angetrieben, da sie das empfangene Geld gewöhnlich in Quito vertrinken und keins für den Einkauf von Proviant behielten.

Ein anderes Transportmittel beim Besuche der östlichen Provinz sind Stühle, die der Träger auf dieselbe Weise wie den Korb an Kopf und Schultern befestigt und mit drei anderen Gefährten (Estriveros) wechselweise trägt. Der Reisende sitzt rückwärts und muß sich Zweige und Bejucos (Schlingpflanzen), die ihm an den Kopf schlagen, und den Geruch des Indianers gefallen lassen.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von Pascha Samuel Baker's Nilexpedition.

Es ist gerade ein Jahr verflossen, seitdem Baker nichts mehr von sich hat verlauten lassen. Seine letzten Nachrichten waren datirt Gebel Regiaf, 14 Miles südlich von Gondokoro. Er war unter unglaublichen Beschwerden bis in das Land der Bari gelangt; als er dieselben zu Unterthanen des Vicekönigs von Aegypten machen wollte, widersetzten sie sich und er gerieth sofort mit ihnen in Krieg. Das war für ihn

um so bedenklicher, da alle seine ägyptischen Offiziere und Soldaten den größten Widerwillen gegen die Expedition hegten. Am 12. October 1871 erklärten die ersteren ihm schriftlich, daß sie ihn verlassen und mit ihren Truppen nach Chartum zurückkehren würden. Baker schrieb an den Prinzen von Wales, die Offiziere würden sich aber wohl zufrieden geben, denn er habe sie ja nun in das Land des Ueberflusses, in die Kornkammer am Nil, geführt. Indessen schickte er doch dreißig Fahrzeuge nach Chartum zurück, „mit allen Kranken und Widerspenstigen, mit Weibern und allen unnützen Essern. Dadurch wird die Zahl meiner Leute um 700 Köpfe verringert, aber thatsächlich werde ich stärker sein; die Lebensmittel werden um so länger vorhalten." (Vergl. „Globus" XXI, S. 106 ff., 140 ff.; XXII, S. 119.)

Seit dem 19. October 1871 sind, wie angedeutet, von ihm selbst keine Nachrichten nach Europa gelangt. Nun aber finden wir soeben einen Bericht aus dem Sudan in Nr. 9 der „Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien", welche am 26. September 1872 ausgegeben worden ist. Das Schreiben enthält zunächst einige Nachrichten über die Nilfahrt des Oesterreichers Marno, der im Bahr Seraf, etwa zehn Stunden von dessen Ausfluß aus dem Weißen Nil, in den Sumpfregionen stecken geblieben war. Unterm 11. April meldet er Folgendes: „Wir liegen auf der Dabba Hannaghi, einer etwas erhöheten Stelle, mitten in der Sumpfregion des Bahr el Seraf. Nicht die verwachsenen Stellen waren es, die uns das Weiterkommen unmöglich machten, sondern die seichten Stellen des Flusses, welche nur zur Zeit des Hochwassers schiffbar sind (vor 15 Jahren war das Bett des Flusses in jener Sumpfregion etwa 12 Fuß tief). Sämmtliche Schiffe Baker's kamen dieser Tage auch in unsere Nähe und können natürlich auch erst mit dem Anschwellen des Flusses weiter."

„Das sind," schreibt der Chartumer Correspondent, „jene Schiffe, welche am 23. Januar mit einem Truppentransport von Chartum abgingen. Inzwischen ist auch der weitere Nachschub für die Nilexpedition vom 3. März im Sumpfgebiete zum Vortrabe gestoßen. Durch den langen, unfreiwilligen Aufenthalt hat die Mannschaft — 800 Soldaten, ohne Schiffsvolk — die Vorräthe aufgezehrt, weshalb am 27. Juni (von Chartum aus) abermals ein Train von neun Barken und einem Dampfer abging, um Proviant nachzuliefern und nöthigenfalls die verspäteten Schiffe nach Gondokoro zu schleppen." Baker erhält also Verstärkung.

Der Chartumer Correspondent meldet weiter: „Im vorigen Winter kehrten einige hundert Marodeure von Baker's Expedition zurück; die meisten waren mit fressenden Geschwüren an den Füßen behaftet und einige mußten im Spitale zu Chartum amputirt werden. Ein Berberiner Capitän, der in Gondokoro war, erzählt, daß Baker's Versuche, mit den Bari Frieden zu halten, gänzlich gescheitert seien. Die Bewohner der Hochebene zwischen dem Flusse und dem Belenyan, die stark bevölkert ist, verließen ihre Hütten und Weiler und zogen sich in das Versteck des ungefähr eine Tagereise unterhalb Gondokoro liegenden Urwaldes oder hinter den Belenyan zurück. Keine Menschenseele bleibt in der Nähe der Expedition. Einen Häuptling suchte man zu ködern; er erhielt Geschenke und wurde mit einem fürstlichen Ornat angethan, den er als Zeichen der höchsten Staatswürde tragen sollte. Er sprach: tschona, d. h. „ist schon gut", kam aber nicht wieder. Die Effecten und Bestandtheile der Dampfschiffe konnten nicht weiter geschafft werden, da keine Träger aufzutreiben waren. Es sollen auch einige Scharmützel vorgefallen sein, und am Dschebel Redschaf sei der Erfolg kein besserer gewesen. Baker's Leute versuchten während des langen Aufenthaltes Durrah und Mais anzupflanzen, und in jenem Klima reift die Saat schnell; aber nicht ein Körnchen haben sie geerntet, denn Vogelschwärme bedeckten wie Heuschrecken die Felder und fraßen die Aehren ab. Das Getreide der Neger hingegen fressen die Vögel nicht, weil ihre Durraharl bitter schmeckt und die Aehren mit feinen Stacheln bedeckt sind."

„Eine weitere, aber dunkle Nachricht lautet, daß Baker mit dem Gros seiner Truppen ohne alle Bagage nach dem See abgegangen sei."

Die neuesten Berichte aus Spitzbergen.

F. Drottningholm, 26. September 1872. Von Professor Nordenskjöld ist über die wissenschaftliche Expedition ein Brief an den Großhändler O. Dickson in Göteborg eingegangen, datirt Norskön, den 18. August 1872, in welchem es heißt: „Da dieser Brief wahrscheinlich später in Göteborg ankommt als ein vor 2 bis 3 Wochen abgeschickter (dieser Brief ist noch nicht angekommen), so schreibe ich diesmal nur einige Zeilen, um mitzutheilen, daß Alles gut steht, obgleich es uns nicht gelungen ist, die beabsichtigte Winterstation zu erreichen trotz zwei mißlungener Versuche, mit „Gladan" im Schlepptau das Eisfeld zwischen der Nordküste von Spitzbergen und den Sieben Inseln zu durchdringen. Ich meinestheils bin gleichwohl überzeugt, daß es uns später doch noch gelingen wird, uns hindurchzuzwängen. „Onkel Adam" kam am 13. hier an und hatte die Renthiere unbeschädigt und wenig angegriffen an Bord. Diese sind auf der sogenannten innern Norskö ans Land gesetzt, wo zu ihrer Weide Moos vorhanden ist. — Heute geht der „Onkel Adam" nach dem Eisfjord ab, um die von „Mimer" dorthin gebrachten Kohlen zu holen. Auch ohne diese haben wir Feuerung und andere unentbehrliche Bedürfnisse vollauf für den Winter. — Einen ausführlichern Bericht werde ich mit „Onkel Adam" senden, wenn dieser zurückkehrt."

Einer andern hierher gekommenen Nachricht zufolge ist die „Gladan" eingefroren oder ganz von Eisbergen eingeschlossen, so daß sie zum Winter nicht zurückkommen kann, wie beabsichtigt war. — Die Hoffnung, noch in diesem Sommer weiter gen Norden zu der beabsichtigten Winterstation zu gelangen, scheint etwas sehr sanguinisch zu sein, da dort der Winter schon in der Mitte des September in seiner vollen Stärke eintritt.

Ueber die schwedische Colonie am Eisfjorde sind von Tromsö Nachrichten eingegangen, die nicht so ganz trostlos klingen wie diejenigen, die vor Kurzem eine Bergensche Zeitung brachte, nach denen das ganze Project mit der Ausbeutung des dort vorhandenen Phosphats als verunglückt betrachtet werden mußte. Die beiden von der Interessentschaft „Isfjorden" in Göteborg zu diesem Zwecke befrachteten Dampfer „Fiskern" und „Mimer" sind jedoch am 5. und 6. September nach Tromsö zurückgekehrt mit dem bewerkstelligenden Director der Interessentschaft, Herrn Graham, dem Geologen Dr. Oeberg und der ganzen zur Ueberwinterung bestimmten Mannschaft an Bord; aber die Anlage der Colonie und die damit bezweckte Bearbeitung der Phosphatgruben sind keineswegs aufgegeben, sondern nur in Folge der obwaltenden Umstände aufgeschoben worden. Als die Expedition in diesem Sommer an dem zu dem Bergbau im Jahre 1870 ausersehenen Platze anlangte, war natürlich die Aufführung der zur Ueberwinterung erforderlichen Häuser die erste Sorge. Zu diesem Zwecke nahmen die Arbeiten ihren Anfang damit, daß die Baumaterialien und der Proviant ans Land geschafft wurden. Schon dabei waren bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Der Landungsplatz unterhalb des Berges ist von keinem Hafen geschützt, sondern im Gegentheil allen dem Anscheine nach in diesem Sommer ungewöhnlich unruhigen Winden des Eisfjords ausgesetzt. Die Fahrzeuge mußten draußen auf der offenen Rhede in großer Ferne vom Ufer vor Anker liegen und die Folge war, daß bei hoher See das Ausladen unmöglich war, oder daß es damit, wenn es nicht gänzlich gehindert wurde, wenigstens äußerst langsam ging. Ein anderer Umstand, der vielleicht noch mehr Zeit raubte, war der, daß alle Materialien, wenn das Haus dem Platze der Bergarbeiten so nahe wie möglich stehen sollte, auf eine über 100 Fuß hohe, steil abfallende Bergterrasse und dann weiter über 1/8 geographische Meile weit über ein stets aufsteigendes Plateau geschafft werden mußten. Als das eine der Wohnhäuser, mit welchem die Ueberwinterungsmannschaft sich möglicher Weise hätte

begnügen können, fertig war, mußte man noch einen Schacht in das etwa 600 Fuß über dem Meere belegene Phosphatlager eintreiben, da die Bergwerksarbeit am allerwenigsten auf Spitzbergen unter freiem Himmel stattfinden kann. Da dies aber ganz unmöglich war in der kurzen Zeit vor dem Eintritte des Winters, von welchem die Vorboten sich schon zu zeigen begannen, so wurde beschlossen, die Arbeiten für den Augenblick abzubrechen und die Mannschaften nach Hause zu führen, da unter solchen Umständen eine Ueberwinterung daselbst als mit allzu großer Gefahr verbunden erachtet wurde. Die Folge davon würde gewesen sein, daß man die Leute entweder mit ganz unnöthigen Arbeiten hätte beschäftigen müssen, oder sie wären von dem Skorbut, diesem gefährlichsten Feinde der Unthätigkeit in den Polargegenden, heimgesucht worden und ihm erlegen. Mit den Dampfern wurden nebst größeren Proben von dem Phosphat (etwa 20 Tons) auch einige Waaren mitgenommen, welche sonst von der Kälte und der Feuchtigkeit beschädigt worden wären. Die Materialien zu dem zweiten Wohnhause und zu den beiden Nebengebäuden aber wurden in zwei feste und überdeckte Stapel gelegt und zurückgelassen.

Aus Palästina.

R. K. Im vorigen Jahre nahm die Durchforschung Palästinas Seitens der Engländer einen neuen Aufschwung, indem das Comite des Palestine Exploration Fund seine bisherige Praxis, bald hier, bald dort interessante Localitäten besuchen zu lassen, aufgab und eine planmäßige Aufnahme des Landes in Angriff nahm durch geübte Offiziere vom Ordnance Survey, denen als erfahrener Kenner des Landes und seiner Bewohner Mr. C. F. Tyrwhitt-Drake zur Seite trat.

Gegen Ende des Jahres 1870 hatte nun auch in Newyork eine Anzahl von Gelehrten und Geistlichen, welche sämmtlich das heilige Land durch Autopsie kannten, einen Aufruf zur Betheiligung an jener Aufnahme erlassen; und ihren Bemühungen gelang es, dem englischen Vereine in der „Palestine Exploration Society" eine Schwester zu geben, deren Sammlungen anfangs freilich wegen des Brandes von Chicago keinen guten Fortgang nahmen. Beide Gesellschaften theilten sich dann in die Arbeit dergestalt, daß den Engländern der Westen, den Amerikanern der Osten des Landes zufiel. Der Jordan sollte die Grenze bilden. Ueber ihre bisherigen Leistungen entnehmen wir einem Briefe des Herrn Dr. O. Kersten (vergl. „Globus" XXII, S. 29 und 78) Folgendes: „Mit Mr. Drake und Herrn (Capitän R. W. Stewart, R. E.) von der „Palestine Exploration Party" sprach ich dieser Tage (August 1872). Sie haben bereits 600 englische Quadratmiles in dem Dreieck Jaffa-Nablus-Jerusalem aufgenommen und werden jetzt hauptsächlich nördlich von Nablus arbeiten. Der funfzehnte Theil ihrer Arbeit ist vollendet; sie würden also noch sieben Jahre gebrauchen, um fertig zu werden, hoffen aber Verdoppelung ihrer Kräfte zu erhalten und dann in drei Jahren zu endigen. Ihre einzelnen Sectionen wollen sie möglichst bald herausgeben, und sie versprechen sich gleichfalls viel von einer Karte der Umgegend von Jerusalem. Es kann hiernach weder für mich, noch für irgend einen Andern die Rede davon sein, jetzt noch für eine Karte der Umgegend von Jerusalem Zeit, Mühe und Geld zu verwenden. Ich will nun versuchen, am obern Jordan, unterhalb des Sees von Tiberias, so viel Nutzen als möglich zu schaffen. Da ich von der Leipziger Ritterstiftung einen famosen magnetischen Apparat erhalten habe, so kann ich auch einige physikalische Observationen machen. Im Uebrigen würde es mein Bestreben sein, Lynch's Forschungen in der Nähe des Flusses weiter seitwärts auszudehnen, namentlich mit Rücksicht auf die Möglichkeit einer Berieselung des gesammten Jordanthales."

Zinn in Birma. Der Bergwerksingenieur Mark Fryar, der speciell Britisch Birma auf seinen Mineralreichthum zu untersuchen hat, bereiste gegen Ende des Jahres 1871 den District Mergui in Tenasserim. Die dort aufgefundene Kohle ist nicht besonders gut und steht der australischen wie englischen nach, auch besitzt Tenasserim noch so großartige Wälder, daß vor der Hand ein Bedürfniß nach Steinkohlen dort nicht stattfindet. Das Wichtigste aber, was Fryar entdeckte, war das Vorkommen sehr ausgedehnter Zinnseifen. In den Flüssen auf dem Festlande, sowie auf den Inseln an der Küste enthält jede Schüssel voll Kies, die man aufnimmt, schwarze Zinnsteinstückchen, und es ist wahrscheinlich, daß man in den Gebirgen, von welchen die Flüsse herabströmen, die Zinnerzadern auffindet. Bei dem beschränkten Vorkommen des Zinns ist diese Entdeckung von Wichtigkeit.

Wachsthum der Korallen. Die „Honolulu Gazette" meldet, daß vor zwei Jahren in der Kealakekua-Bai eine Boje verankert wurde, die man vor einiger Zeit aus dem Meere heraufnahm, um den Zustand der Ankerkette zu untersuchen. Die letztere, ein zwei Zoll starkes Kabel, war über und über mit Korallen und Austerschaalen bedeckt, von denen einige handgroß waren. Die größeren Korallen maßen 4½ Zoll Länge, was also deren Wachsthum in zwei Jahren repräsentirt. Das widerspricht der gewöhnlichen Annahme von außerordentlich langsamem Wachsthum der Korallen, denn nach dieser Rate würde die Koralle — die Art ist nicht angegeben — in hundert Jahren eine Höhe von über 17 Fuß erreichen.

* * *

— Ein Georg-Schweinfurth-Stipendium ist in Riga gestiftet worden. Der Bruder des berühmten Reisenden hat ein Capital von 10,000 Rubeln beim Verwaltungsrathe der polytechnischen Schule zu Riga niedergelegt und dabei Folgendes bestimmt. Die Zinsen der Stiftung werden Herrn Dr. G. Schweinfurth, so lange derselbe lebt, zur Verfügung gestellt, nach dessen Tode aber als Reisestipendium an solche Zöglinge des rigaischen Polytechnicums, welche an demselben ihre Studien mit Auszeichnung absolvirt haben. So ist dem ausgezeichneten Erforscher Innerafrikas auch in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet worden, das ihn und den Stifter in gleichem Maße ehrt. Unter den wissenschaftlichen Reisenden hat ohne Zweifel Schweinfurth seine Stelle als einer der Flügelmänner in der vordersten Reihe.

— Der auswärtige Handel Großbritanniens hat sich von Jahr zu Jahr in einer solchen Weise gesteigert, daß den Engländern selbst davor bange zu werden beginnt, so angenehm an und für sich die Sache selbst auch ist. Der Gesammtwerth der britischen Ausfuhr, der 1869 in runder Summe 190,000,000 Pf. St. betrug, 1870 schon 200,000,000, hat 1871 den Geldwerth von 222,519,777 Pf. St. betragen. Besonders auffallend ist die Zunahme des Exportes in Wollenwaaren, für welche Australien in stets wachsender Menge das Rohproduct liefert. Die Ausfuhr an Wollenfabrikaten stellte sich 1871 auf 332,000,000 Yards, gegen 260 Millionen in 1870.

— Die Staatseinnahmen von Britisch-Ostindien haben im Finanzjahre 1870 betragen 51,413,000 Pf. St., die Ausgaben 49,930,000 Pf. St. Die Zahl der im Lande stehenden europäischen Soldaten betrug 63,036 Köpfe; davon waren: Reiterei 4388, Fußvolk 46,347, Artillerie 12,036, und 265 Ingenieure mit 348 Feldgeschützen. Von den 132,187 Mann eingeborenen Truppen waren 19,657 Reiter, 111,250 Infanteristen und nur 1680 Artilleristen mit 32 Kanonen. Seit der großen Meuterei ist es ein Gebot der Vorsicht, das schwere Geschütz nur Europäern oder völlig erprobten Eingeborenen anzuvertrauen. — Das Gesammtheer von 195,223 Mann hat die Ordnung unter 150,000,000 Indern aufrechtzuhalten, nicht minder unter den 50 Millionen, welche in den Schutzstaaten wohnen und den Krieg gegen die Luschais geführt. Etwa 5 Millionen Pfund Sterling sind für Werke von allgemeinem Nutzen verausgabt worden: Straßen, Polizei, Spitäler, Brücken, Straßenreinigung, Fähren, Schulen, wohlthätige Anstalten &c. — Die Handelsbewegung hat seit dem amerikanischen Kriege auf- und abgeschwankt; vor jenem Kriege stellte sie sich wäh-

rend der letzten fünf Jahre durchschnittlich auf 52½ Millionen, während desselben und nach ihm auf 102,000,000 Pf. St. — Nach Calcutta allein kamen auf dem Wege durch den Suezcanal 155 Schiffe, deren Ladungen einen Werth von 13 Millionen Pfund Sterling hatten. — Die Grundsteuer hat netto 18, die Salzsteuer 6 Millionen Pfund Sterling eingetragen; das Opium 8 Millionen; die Abgabe von Droguen und Spirituosen 2½ Millionen; von Zöllen 2,750,000 Pf. St. Für die Armee wurden 16 Millionen verausgabt. — Die Ausfuhren haben in den letztverflossenen Jahren zusammen 541,000,000 Pf. St. betragen, die Einfuhren nur 311,000,000. Der Ausfall von 230 Millionen ist theilweise gedeckt worden durch die Einfuhr von 172,500,000 Edelmetallen, die im Lande zurückgeblieben sind.

— Die Finanzen des osmanischen Reiches sind durchaus zerrüttet. Die Staatsausgaben, welche 1860 erst 11,088,583 Pf. St. und 1863 nur 13,416,237 betrugen, sind für 1872 veranschlagt worden auf 19,458,570 Pf. St., haben sich also in 12 Jahren fast verdoppelt. Die fundirte Schuld der Türkei beträgt gegenwärtig 119,000,000 Pf. St., und diese kolossale Summe ist seit 1854 contrahirt worden, zumeist in tiefem Frieden, nach dem Krimkriege; nur der Aufstand auf Creta bildet eine Ausnahme. Im Jahre 1871 mußten für Zinsen und Tilgungsfonds 8,345,135 Pf. St. verausgabt werden und 1872 für 8,593,365; 1859 nur erst 1,577,828 Pf. St. Man spricht viel von Finanzreformen, verständige Leute sehen aber nicht ab, wie eine solche bei der bekannten „türkischen Wirthschaft" möglich sei.

— Die Zolleinnahmen in Neuyork haben in dem mit dem 30. Juni 1872 abgelaufenen Finanzjahre 147,900,892 Dollars Gold betragen, gegen 141,431,293 im Vorjahre.

— In den Vereinigten Staaten haben die Chinesen als nüchterne, fleißige Menschen, die für mäßigen Arbeitslohn viel leisten, erbitterte Gegner hauptsächlich an den Irländern, welche für wenig Arbeit viel Geld verlangen. Die Söhne der Smaragdinsel wollen keinen Mitbewerb dulden und möchten für ihre Halbfaullenzen ein Monopol haben. Aber sie dringen nicht durch und müssen sich damit begnügen, daß sie die „langzöpfigen Bestien" in brutalster Weise mißhandeln, wo es irgend angeht. Aber „John Chinaman" ist nun einmal da, er läßt sich nicht irre machen. In San Francisco scheint man zu begreifen, daß es am besten sei, sich mit der Thatsache abzufinden. Der dort erscheinende „Republican" hat darüber einige gute Bemerkungen: „John ist überall im Lande; in manchen Gegenden hat er ganze Grubenbezirke inne, die von weißen Leuten verlassen worden sind, und in anderen verrichtet vorzugsweise er alle Wirthschaftsarbeiten. Er baut Eisenbahnen, gräbt Canäle, kocht, wäscht, wartet die Kinder, macht Cigarren, verfertigt Schuhe &c. Was er aber auch thut, er thut es gut, ist fleißig, arbeitet länger und ist mäßiger als andere Arbeiter. Wir wollen ihm hier keine Lobrede halten, sondern nur constatiren, was ohnehin Jedermann weiß. Manches Jahr lang sind die Chinesen hier in San Francisco vorzugsweise nur Wäscher gewesen; dann nahm man sie auch als Hausdiener; jetzt sind sie in allen Gewerbszweigen beschäftigt und überall ist man mit ihnen zufrieden. Der kleine Handel mit Fischen und Gemüse ist fast ganz in ihren Händen, ebenso das Cigarren- und Pantoffelmachen. Sie malen Firmenschilder, nähen Säcke, sind Zimmerleute und Holzschnitzer, Tischler &c. Schon vor zwölf Jahren sahen wir in einer Druckerei zu Placerville einen Chinesen als Schriftsetzer und er war ein sehr fixer Arbeiter. Gewiß erscheinen uns manche Sitten und Gebräuche der Chinesen anstößig, aber man kann sie eines Bessern belehren. Eingeborene Amerikaner chinesischer Abstammung haben wir bereits in erklecklicher Menge, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sie den Zopf nicht lang wachsen und mit Stäbchen essen werden. Und wenn sie beides thäten, was geht das einem Dritten an; es wird dadurch Niemand beeinträchtigt. Die Chino-Amerikaner werden leben wie wir Anglo-Amerikaner und die Feindseligkeit gegen diese Weizengelben wird dann aufhören. Man kann das Hereinströmen der Ostasiaten bedauern, aber das Schicksal ist nicht abzuwenden; der Chinese ist bei uns, wird bei uns bleiben und es handelt sich darum, die Dinge zum Besten zu lenken."

— In Französisch-Cochinchina fängt man an, sich mit Anpflanzung von Zuckerrohr zu beschäftigen, wovon man sich viel für das Gedeihen der Colonie verspricht. Die Regierung hat einem Capitalisten, der durch seinen Credit und seine umfassende Kenntniß der Ackerbaufragen zu den einflußreichsten in den chinesischen Meeren gehört, 25,000 Hektaren geeigneten Landes zu diesem Zwecke abgetreten. Im Laufe dieses Jahres (1872) sollen die Vorbereitungen zur Anpflanzung getroffen werden, die durch eingewanderte Chinesen geschieht. Das Factum ist nicht ohne Wichtigkeit für die Interessen der Colonie, weil es den Anfang der Einwanderung chinesischer Arbeiter in Cochinchina bezeichnet, wo es an kräftigen Armen zur Bebauung des Bodens fehlt. Mehrere hunderttausend Hektaren sind in der Colonie für Zuckerrohr geeignet; Taback, Indigo, Baumwolle und andere Faserpflanzen würden fast überall dort gedeihen und werden eines Tages eine reiche Quelle für industrielle Production bilden.

— F. Die große Meerschlange spukt schon wieder und ist von einer ganzen Schiffsbesatzung gesehen worden. Die in Strömstad, einer schwedischen Stadt in Bohuslän, unweit der norwegischen Grenze, erscheinende Zeitung schrieb darüber am 24. Juli d. J.: „Am Freitage, 14. Juli, segelte der hier zu Hause gehörende Schoner „Jakob", Capitän Olsson, von Göteborg mit dem Bestimmungsorte Dundee ab. Am Nachmittage des Sonntages (16.) befand sich das Fahrzeug unter herrschender Windstille in der Entfernung von etwa 5 Meilen in südwestlicher Richtung von der südlichsten Spitze Norwegens, dem Cap Lindesnäs. Da gewahrt der Capitän auf der Wasserfläche in der Ferne einen dunklen Gegenstand, welcher sich mit ungewöhnlicher Schnelligkeit bewegte. Er greift nach dem Gucker und überzeugt sich, daß es eine große Flosse ist; bei längerer Betrachtung aber entdeckt er eine lange dunkle Masse, welche sich fast spiralförmig bewegt, aber bald wieder verschwindet. Noch ist er nicht sicher, was es sein kann; bald aber wird nicht allein er selbst, sondern auch die ganze Besatzung überzeugt, daß es ein Thier von der Gestalt einer Schlange ist; denn das Ungethüm ist wieder aufgetaucht, hat gewendet und kommt nun dicht an das Fahrzeug heran. Als es dasselbe zur Hälfte umkreist hat und nun in der Nähe desselben bleibt, wird diese Ueberzeugung immer stärker. Als es sich noch mehr nähert, wirft einer von der Besatzung eine Steinkohle nach demselben; diese fällt dicht bei dem Kopfe des Ungeheuers ins Wasser und veranlaßt, daß das Thier in die Tiefe hinabsinkt und nicht mehr gesehen wird, wozu wahrscheinlich die einbrechende Dunkelheit auch viel beitrug. Die Bewegung des Thieres im Wasser brachte einen Laut hervor, welcher dem Geräusche eines Wasserfalles glich. Die Länge des Thieres wurde auf mehr als eine Kabellänge (120 Klafter) geschätzt." — Dieser Beitrag zu den oftmals wiederkehrenden Erzählungen von Meerschlangen verdient erwähnt und bekannt zu werden, da sowohl der Schiffer als auch die Besatzung erklärt haben, sie wären zu jeder Zeit bereit, ihre Angabe mit einem Eide zu bekräftigen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Am Südgestade der Krim.

Sewastopol, Inkjerman, Balaklawa, die Alma sind durch den sogenannten Krimkrieg weltberühmte Namen geworden. Diese Punkte im südwestlichen Theile der taurischen Halbinsel wurden mit Blut überschwemmt, und noch heute, nach fast zwanzig Jahren, liegt ein großer Theil derselben in Trümmern. Die Russen haben sich gegen die Engländer und Franzosen in der That wie Löwen gewehrt, aber dort unten in der Krim ist das alte Rußland zu Grabe getragen worden. Kaiser Nikolaus mußte es noch erleben, daß sein ganzes System, an welchem er mit so steifem Eigenwillen hing, ganz und gar zusammenbrach, und er ist dann an gebrochenem Herzen gestorben.

Diese pontische Halbinsel ist seit den ältesten Zeiten von Völkerstürmen heimgesucht worden, wie kaum ein anderes Land. Den Griechen galt sie in den früheren Jahrhunderten noch als eine skythische Einöde, als ein von Hellenen unbetretener Boden. Späterhin bildete sich dort ein bosporanisches Reich und der Name Mithridates ist berühmt geworden. In den Tagen, da unsere Zeitrechnung beginnt, erkannten alle pontischen Uferstädte die Herrschaft der Römer an; bald nachher aber begann der Ansturm von Barbaren, die anderthalb Jahrtausende lang in wilden Wogen, eine nach der andern, sich über Taurien ergossen. Zuerst drangen Alanen ein, nach ihnen Skythen; dann Gothen, welche um das Jahr 200 ihre Besitzungen bis zum Nordgestade des Schwarzen Meeres ausdehnten. Schon um 267 erschienen Heruler am Asowschen Meere; um 376 werden die Gothen aus den südrussischen Steppen durch die Hunnen verdrängt, und die Krim hat einige Zeit Ruhe unter dem Schirme der byzantinischen Kaiser. Aber schon im Jahre 501 überziehen Ugrier und Bulgaren nicht bloß Taurien, sondern den ganzen Saum des Asowschen und Schwarzen Meeres, und 60 Jahre später erscheinen bereits Türken, die aus dem Altai gekommen waren. Gleichzeitig treten Chazaren auf, durch welche die Bulgaren verdrängt werden, und ein Theil dieser Chazaren nimmt um 740 das Judenthum an. Sie werden seit 834 von den Petschenegen bedrängt, welche 883 von ihnen geschlagen werden, zurückweichen und ihrerseits die Magyaren aus den südrussischen Steppen verdrängen.

Im zehnten Jahrhundert treten in den pontischen Gegenden zuerst die Russen auf; Oleg's Zug gegen Konstantinopel fällt in das Jahr 906, jener Igor's gegen die Byzantiner, welche sich unter allen Wechselfällen als die rechtmäßigen Gebieter der taurischen Halbinsel betrachtet hatten, in das Jahr 943. Im Jahre 988 ließ der russische Großfürst Wladimir sich in der von ihm eroberten Stadt Chersones in der Krim taufen, nachdem er längere Zeit geschwankt hatte, ob er das Judenthum oder den Islam annehmen solle. Er zog das Christenthum vor, weil dasselbe ihn nicht hinderte am Genusse berauschender Getränke, die er sehr liebte, und so ist es der Wein gewesen, durch welchen die Russen zu ihrer Art von Christenthum gekommen sind. Ohne des Bacchus süße Gabe wären sie Mohammedaner geworden, und die ganze Geschichte Ost- und Südosteuropas hätte eine durchaus andere Wendung genommen.

Um das Jahr 1016 war die Herrschaft der Chazaren völlig zu Ende, die Byzantiner befanden sich abermals im Besitz, aber schon 1050 stürmten Polowzer, Uzen und Kumanen heran; sie wurden ihrerseits 1223 von den



Sewastopol. Fort Nikolaus.

Mongolen fast vernichtet, und um 1239 unterwarf der gewaltige Batu, Chan der Horde aus dem Kiptschack, Südrußland und die Tataren. Sein Nachfolger Berkay Chan bewog sein Volk zur Annahme des Mohammedanismus. Nach und nach hatten in den Küstenstädten sich Italiener des Handels wegen angesiedelt: Pisaner, Venetianer und Genuesen, die alle einander mit Eifersucht überwachten und sich sogar Seeschlachten lieferten. Die Genuesen blieben Meister und gründeten 1266 auf den Ruinen Feodosias die Stadt Kaffa, welche sich bald, als großer Stapelplatz, zur Blüthe emporhob, obwohl sie einmal, 1296, von den Venetianern zerstört wurde. Um 1342 führten die Italiener gemeinschaftlich Krieg gegen die Tataren, welche von nun an auf der Krim eine Rolle spielen. Um 1397 erscheint Withold, Großfürst von Litthauen, in Taurien, in welchem die Byzantiner noch einige Punkte behaupteten. Im Jahre 1440 erwählen die krimschen Tataren ihren Häuptling Ghirei zum Chan, dessen Nachfolger bis 1783 das Land beherrscht haben. Sie hatten mit den um jene Zeit mächtig gewordenen Türken manche Kämpfe zu bestehen; bis 1774 war dann die Krim von den Osmanen abhängig. Um 1637 traten dort die Kosacken auf; sie eroberten Asow; 1677 begannen die Kämpfe zwischen Osmanen und Russen, und die Feldzüge des Fürsten Galizin in der Krim fallen in die Jahre 1687 bis 1689. Peter der Große nahm Asow 1696, im folgenden Jahre wurde Perekop besetzt, das 1736 von Münnich noch einmal erstürmt wurde. Die Russen gewannen mehr und mehr Boden; die Pforte mußte 1774 im Frieden von Kutschuck Kainardschi ihrer Oberherrschaft über die Krim entsagen, welche 1783 dem russischen Reiche endgültig einverleibt wurde. Gleich in demselben Jahre erbaueten die Russen auf der Stätte des Dorfes Achtiar die Festung Sewastopol. Diesen Namen beliebte 1784 Kaiserin Katharina.

Die Dampfer von Odessa fahren zunächst nach Eupatoria an der Westküste der Krim und von dort in etwa vier Stunden nach Süden hin bis Sewastopol. Sobald das Schiff sich der Stadt nähert, treten zur linken Seite die noch gut erhaltenen Forts Konstantin und Michael vor das Auge; rechts liegt das vollständig zerstörte Fort Nikolaus, dessen gegenwärtiger Zustand durch unsere Illustration veranschaulicht wird. Vom Balcon eines der beiden deutschen Gasthöfe, „Hotel Wetzel“, hat man eine herrliche Uebersicht über die Stadt, die Meeresbuchten, die Schiffswerften und nach dem Malakoff. „Im Mai, wenn der Oelbaum blüht, dringt der berauschende Duft, welcher die ganze Südküste durchströmt, in förmlichen Wogen hinauf. Dieser Duft ist so intensiv und bis Simpheropol landeinwärts so sehr jeden andern verdrängend, daß er der Gegend einen ganz eigenthümlichen Charakter von Wohlgeruch verleiht; derselbe paßt wundervoll zu den Ruinen, Grabmälern und Felsen und der allgemeinen Stille.“

Vor dem Krimkriege war Sewastopol eine schöne, freundliche Stadt, welche sich an den verschiedenen Meeresbuchten hindehnt. Nach Remy's Angaben soll sie, je nachdem größere oder kleinere Abtheilungen der russischen Flotte in diesem Kriegshafen ersten Ranges lagen, 50,000 bis 60,000 Bewohner gezählt haben. Am 1. Januar 1866 ergab ein amtlicher Nachweis 10,074 Köpfe, wovon 9078 Russen und Griechen, 486 Juden, 136 Mohammedaner waren.

„Ueberblickt man diese felsigen Hügel, den herrlichen Hafen, das weite Meer, — gedenkt man der gewaltigen Macht, deren äußerste Vorposten diese Landzungen bilden, — vergegenwärtigt man sich einerseits ihre Geschichte, andererseits die Zustände der Nachbarn, — so kann man sich selbst unter dem drückenden Einflusse der Todesstille, der rings geisterhaft blickenden Gräber und des Mangels an Verkehr des Gedankens nicht erwehren, daß dieses imposante Schweigen nur eine jener Pausen sei, mit denen die Geschichte ihr Walten zu unterbrechen pflegt, und daß diese weit in den Pontus hinauszeigende Felsenhand noch mächtig eingreifen werde in das Geschick des wankenden Morgenlandes, und sicher mit eingreifenderm Erfolge.“

Gegenwärtig beschränkt sich die Regierung auf die Ausschmückung der Stätten, welche durch einen beispiellosen Kampf für immer denkwürdig geworden sind. Hin und wieder sieht man größere Neubauten. Von den schönen Docks ist nicht einmal die Spur übrig geblieben, an ihrer Stelle sieht man einen Graben mit stagnirendem Wasser. Die Wasserleitung, welche man im Hintergrunde unserer Illustration sieht, ist ebenfalls zerstört. Der größte Theil der Bogen ist unversehrt, auch der 931 Fuß lange Tunnel ist unbeschädigt, aber Alles trocken und im Verfall. In der Bucht, wo die Docks lagen, hat die russische Dampfschifffahrtsgesellschaft ihre Ausbesserungsstätten und Maschinenfabriken.

Ganz im Hintergrunde der schmalen Meeresföhrde, welche nach Osten hin ins Land eindringt, liegt Inkjerman (s. Bild S. 293). Die Entfernung dorthin von Sewastopol beträgt eine deutsche Meile, und die Fahrt ist in geognostischer Beziehung interessant. Bis dicht ans Meer treten in stetem Wechsel die seltsamen Uferformationen, vom röthlichen Sandsteine bis zum Kalksteine und der Kreide, häufig von tropfsteinartigen Bildungen netzartig überzogen. Das Thal von Inkjerman ist allem Anschein nach einst Meeresbucht gewesen und allmälig durch Anschwemmungen der Tschernaja Rjeka ausgefüllt worden. In den meist senkrechten Felsen findet man Höhlen, deren Ursprung einer noch nicht näher bestimmten Zeit angehört. Meist erblickt man in einer Höhe von 15 bis 20 Fuß runde, fensterartige Löcher, und dieser Umstand scheint auf eine Zeit hinzudeuten, in welcher das Thal noch nicht trocken lag. Sodann zeugen die umfangreichen Aushauungen, Treppen, großen Gemächer und ihre Verbindungen mit kleineren, insbesondere auch die überraschend sorgfältige Bearbeitung der Wände und Plafonds, von einer spätern Erweiterung und Ueberarbeitung ursprünglich gewiß ganz roher, von großen Kräften bewerkstelligter Massenablösung. Aehnliche Höhlen findet man bei Tschufut Kaleh, Mangup und noch anderen Punkten. Remy, der sie alle genau beobachtet hat, bemerkt: „Alle diese Felsenwohnungen befinden sich in einer Linie, die nördlich von der unwirthbaren Steppe, westlich und südlich aber von dem Meere begrenzt wird. Da gab es keinen Ausweg; ihre Höhe und Festigkeit war einziger Schutz gegen Klima, wilde Thiere und nachdrängende Feinde, und blieb es wohl längere Zeit, bis man den Raum gemäß dem wachsenden Bedürfniß erweiterte.“ Die berühmte Felsenkirche des heiligen Clemens ist gleichfalls eine Krypte.

Das Schlachtfeld von Inkjerman dehnt sich ziemlich weit das Thal hinauf, zwischen Krypten und Steinbrüchen aus. Das Thal selbst ist ungesund, weil bösartige Fieber dort auftreten. Der Kirchhof auf der Nordseite, auf welchem so viele Krieger ruhen, ist mit einem Mausoleum geschmückt; man sieht viele mit Namen bezeichnete Grabsteine; zwischen ihnen vertheilt erscheinen etwa 50 große steinerne Vierecke, cisternenartig mit einem Steine verschlossen. Die Inschrift lautet: „Brüderliches Grab.“ Ein größeres Denkmal in Form eines kleinen halboffenen Tempels enthält die weiße Büste eines Fürsten Gortschakoff mit folgender Inschrift: „Fürst Gortschakoff, Commandirender der Krimarmee von 1855 bis 1856, gestorben 1861. Er wünschte inmitten der Waffenbrüder zu schlummern, deren Tapferkeit den Boden vom Feinde frei hielt, in welchem ihre Gebeine ruhen.“



Russische Soldaten.



Die Anhöhe von Inkjerman.

Frei über die ganze Umgegend emporragend erhebt sich auf einer Unterlage eine aus Quadern zusammengesetzte Pyramide, mit einem Kreuze von dunkelm Marmor auf der Spitze; sie mag etwa 60 Fuß hoch sein. Die Außenflächen enthalten zahlreiche in den Stein eingelassene runde Fenster mit mattgeschliffenen und farbigen Gläsern und zu beiden Seiten derselben große, dunkele Marmortafeln, auf denen mit goldener Schrift die Namen der Truppentheile angegeben sind, welche an der Vertheidigung Sewastopols theilnahmen. Das Innere der Pyramide enthält eine Kirche in Kreuzform mit einer Kuppel, Gemälde in Gold und Farbe und geschmackvolle Täfelung der Wände mit Marmor. Auf schwarzen Marmortafeln sind an den Wänden die Namen aller bei Sewastopol gefallenen Offiziere verzeichnet. Das Ganze macht einen überaus feierlichen Eindruck.

Der Malakoff bildet den höchsten Punkt in der Umgebung Sewastopols; er liegt nur eine kleine halbe Stunde weit von der Stadt entfernt. Er wurde erst während der Belagerung auf der Spitze des gleichnamigen Hügels aus weißem Kalkstein erbaut, beherrscht die ganze Gegend, und erwies sich schließlich als Schlüssel der Stellung von der Landseite, obwohl man ihn aus der Entfernung gar nicht sieht, weil das noch stehende untere Geschoß sich in einer Vertiefung befindet. Er hat die Form eines Halbmondes, dessen Ausbauchung dem Feinde zugekehrt war, und bestand ursprünglich aus zwei Geschossen, welche casemattirte Gänge mit Schießscharten für Gewehrfeuer und eine mit Kanonen besetzte Außenumwallung enthalten. Man hat ihn in dem Zustande, in welchen er durch den Kampf versetzt wurde, durch Bewerfen mit Lehm und Kalk zu erhalten gesucht und mit gelber Farbe angestrichen. Die untere Casematte ist durch eine eiserne Gitterthür geschlossen und eine leichte Holzbrücke über den Graben zu den noch vorhandenen Ueberresten des zweiten Stockes geschlagen. Immer noch bietet sich dort ein Bild wilder Verwüstung, und deutlich sieht man die Laufgräben der Franzosen im Zickzack näher treten. —

Mit dem Falle des Malakoff ist das alte Rußland des Czars Nikolaus zu Ende gegangen und aus den Trümmern das neue Rußland Alexander's des Zweiten hervorgewachsen. Die Russen sagen: „Nikolaus war der letzte Chan, Alexander ist der erste Kaiser; Rußland ist nun ein europäischer Staat geworden, in welchen Luft und Licht kommt. Nach und nach wird das Volk mehr abendländisch werden. Aber das größte Hinderniß für allen Fortschritt liegt in der Kirche und in der Geistlichkeit."



Ein karaitischer Jude in der Krim.

Einen sehr achtbaren Bestandtheil der Städtebewohner in der Krim bilden die Karaim (Karaiten) oder sogenannten Weißen Juden, welche sich scharf von den übrigen Israeliten unterscheiden und den ganzen Talmud verwerfen. Ihre Zahl ist nirgends beträchtlich und sie leben zerstreut im südöstlichen Europa, in Vorderasien und haben auch in Nordafrika einige Gemeinden. Einst war das nun von ihnen bis auf etwa zwanzig Familien verlassene Tschufut Kaleh in der Nähe von Bachtschi Ssarai gleichsam ihre Hauptstadt. Die Hochebene, auf welcher dieselbe liegt, ist von einer Menge von alten Höhlenwohnungen umgeben; manche Gemächer derselben sind so glatt ausgemeißelt, daß man sie sofort hätte mit Stuck bewerfen und brauchbar herrichten können; die Fensteröffnungen bestehen aus großen, runden Löchern. Alles deutet darauf hin, daß diese Höhlen von den auf einander folgenden Geschlechtern, welche den Felsen bewohnten, benutzt worden sind, und auch den ersten Karaim, welche ins Land kamen, haben sie zur Wohnung gedient. Diese Hochebene von Tschufut Kaleh liegt wohl 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, ist etwa eine Viertelwerst breit und anderthalb Werst lang. Die Trümmer reichen bis unmittelbar an den Rand des senkrecht abfallenden Abgrundes; unter ihnen klaffen die schwarzen Löcher der Kryptenfenster. Die Straßen sind eng und tragen den Stempel aller orientalischen Städte: fensterlose Mauern, kleine gerundete Thore mit starken Schlössern und Riegeln, flache Dächer. Die kleinen Höfe sind zur Hälfte mit den Trümmern der Häuser angefüllt, doch stehen noch einzelne Mauern, Treppen und Thüren.

F. Remy, dessen Werk über die Krim wir jüngst erwähnten, wurde am Pförtchen eines gut erhaltenen Hauses zum Eintreten eingeladen vom „letzten Karaim", dem Rabbi Herrn Juda Jeruh. Er meint, diese Wohnung sei eine der interessantesten, die es geben könne. Die Gemächer waren wohnlich und einfach möblirt; das von Glasfenstern umgebene Vorhaus steht dicht am Rande des Abgrundes und bietet eine herrliche Fernsicht über schwindelerregende Tiefen.

Die Bibliothek, welche der Rabbi unter seiner Aufsicht hat, zählt Hunderte, zum Theil sehr alter Handschriften, und ein gelehrter Orientalist würde in derselben wohl reiche Ausbeute finden. Herr Jeruh würde es gern sehen, wenn sie von Fachmännern genauer untersucht würde, weil bei der allmäligen Auflösung der Gemeinde dieser wissenschaftliche Schatz wahrscheinlich zerstreut wird. Die Karaim haben seit Jahren mit Eifer alte Handschriften aus Jerusalem, Derbent, Kleinasien, Aegypten &c. zusammengebracht.

Ganz nahe der Wohnung des Rabbi liegt eine kleine, sehr alte Synagoge, in welcher noch jetzt Gottesdienst gehalten wird. Gleich daneben ist das sogenannte Museum, ein altes, düsteres Gewölbe, in welchem gleichfalls viele Handschriften und alte Drucke auf Leder verwahrt werden. Der genannte Rabbi, „der letzte Bewohner des Felsens", erklärte, denselben gleichfalls verlassen zu wollen, sobald der jetzige Stammesälteste, der in St. Petersburg lebt, gestorben sei. Aber es ist die Absicht der Karaitengemeinde in Odessa, wiederum zehn Karaitenfamilien auf Tschufut Kaleh anzusiedeln, wohl um das Eigenthumsrecht auf diesen Ort zu wahren.

Ein Herr Salomon Beim hat 1862 in Odessa ein Werk über seine Glaubensgenossen drucken lassen, in welchem er über Sitten, Gebräuche und religiöse Vorschriften eingehende Schilderungen giebt. Er schätzt die Gesammtzahl auf etwa 6000 Köpfe. Die geringe Anzahl der in Polen lebenden spricht unter sich polnisch, jene in Konstantinopel reden griechisch, die Karaim in der Krim tatarisch. Die letzteren tragen eine Mütze von schwarzem Lammsfell, der Schnitt der Kleidung ist weniger kosackisch als bei den Tataren und nähert sich dem Kaftan oder Paletot; die Frauen tragen sich schon europäisch und vermeiden, ungleich den talmudischen Jüdinnen, grelle Farben und Ueberladung des Putzes.

„Es ist ein solides, bescheidenes Volk, das sich dem Umgange und Einflusse anderer Nationalitäten mit Consequenz anschließt, während es den geistigen und mehr noch den industriellen Erscheinungen des Abendlandes, so weit es deren Werth bis jetzt zu fassen vermag, lebhaften Antheil zuwendet. Ich kenne einen Karaim in Odessa, der, Gentleman in jeder Beziehung, eine ausgesuchte deutsche Bibliothek besitzt."

Der Karaim erinnert in seinem Typus mehr an den Türken als an den Juden. Er ist gewöhnlich von kleinem, gedrungenem Wuchse und neigt zur Wohlbeleibtheit, Kopf und Gesicht sind zumeist rund, die Nase ist klein, die Augen sind groß und die Glieder der Gemeinden gleichen sich unter einander so sehr, daß sich ein isolirtes, Jahrhunderte umfassendes Gemeindeleben in ihrer ganzen Erscheinung unverkennbar ausprägt. Sie stehen im Rufe der Sittlichkeit, Mäßigkeit und Rechtlichkeit, sind thätig, und zwar mit weiterm Horizont und größerer Zurückhaltung als der Jude. Die Verwickelung eines Karaim in Criminalfälle zählt bisher zu den größten juridischen Seltenheiten. Zu den tausenderlei Hausirer-, Wucher- und Lumpengeschäften der Juden wird sich ein Karaim nie oder doch nur in höchst seltenen Fällen hergeben. Die auch in Deutschland bekannten Odessaer Firmen Eghis, Mangubh und andere stammen aus Tschufut Kaleh und besitzen heute dort noch Häuser. Einst bestand die Judenstadt aus etwa 400 Häusern mit mehr als 800 Familien, und es bleibt ein interessantes ethnographisches Räthsel, wie sich die kleine Gemeinde, von welcher auch die benachbarten Felsen von Tekekjerman und Mangup bewohnt waren, sich so lange unvermischt zu erhalten vermochte inmitten des stets sie umdrängenden Völkergewirres. Ueber die Art und Weise, wie sie in die Krim gekommen sind, und über die Zeit ihrer Einwanderung sind wir noch im Ungewissen.

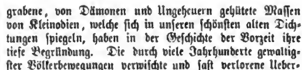
Das römisch-germanische Museum in Mainz.

IV.

×× Einen bedeutendern Grad von Kunstfertigkeit und Erfahrung verrathen die zahllosen Schmuckperlen, welche, in sogenanntem Glasfluß gefertigt, neben großer Abwechselung in der Farbe die gefälligsten Motive in der Zeichnung aufweisen. Diese Perlen sowie ähnliche von Thon und einfache Bernsteinkugeln in allen Größen wurden, zu Ketten an einander gereiht, wie noch heute, um Hals und Handgelenke getragen, sie bilden einen Hauptbestandtheil des Inhaltes der Frauengräber. Es sind hiervon nur wenige Proben im römisch-germanischen Museum aufgelegt, indem sie sich in großer Menge und wahrhaft überraschendem Reichthum und Abwechselung in der Section der merovingischen Alterthümer des nebenanstoßenden Museums von Originalen vorfinden (s. Fig. 56 a. f. S.).

Es dürfte jedoch gewagt erscheinen, wollte man diese Art der über den ganzen damals bekannten Erdkreis zerstreuten Schmuckgegenstände unter den Erzeugnissen der einheimischen Industrie aufführen. Bei den Römern kommen sie nur in den allerseltensten Fällen vor, was gerade nicht auf eine frühe Pflege dieses Kunstzweiges in Italien schließen läßt. Wie groß auch die Berühmtheit der Glasfabriken Venedigs ist, so reichen sie doch schwerlich in ein so entlegenes Alter hinauf. Dem Kaiser Hadrian wurden von einem ägyptischen Priester einige gläserne Kelche, die mit allerlei Farben spielten, geschenkt, welche er, als kostbare Stücke, nur bei hohen Festen zu gebrauchen befahl. Diese Gläser, sicherlich nichts Anderes als die Vorläufer jener nachmals in Rom so sehr beliebten und werthgeschätzten Millefiori, lassen kaum einen Zweifel über das Vaterland unserer in derselben Weise verfertigten Glaskorallen aufkommen. Auch ist es auffallend, daß diese Kunst niemals an vielen Orten gepflegt, daß, wie im Mittelalter für Europa fast allein Venedig, so noch jetzt Hebron die Fabrikantin derselben Waare für den ganzen Orient bleibt. Solche Pflege einer keineswegs mühe- und kunstlosen Gewerbthätigkeit bei einem in den meisten anderen Beziehungen zurückgekommenen Volke läßt aber auf die mehrtausendjährige Ueberlieferung eines weitverbreiteten und glücklichen Absatzes schließen, und so liegt auch die Bezugsquelle unserer Vorfahren für diesen Bedarf ziemlich offen vor Augen.

Hiermit sind wir bei dem zahlreichsten und kostbarsten Inhalte unserer Gräber, nämlich bei den Schmuckgegenständen, angelangt, welche wir im römisch-germanischen Museum denn auch in glänzendster Weise vertreten finden. Die Gewandnadeln, Schnallen und Beschläge von Leibgürteln und anderm Riemenwerk, die Hals-, Arm-, Finger- und



Ohrringe, die Haarnadeln, Halsketten, Anhängmedaillons, Zierscheiben, Gürtelgehänge, Schmuckkästchen, Sandalen ꝛc. füllen, dicht an einander geschlossen und gepackt, zwei große, die ganze Breite des Saales durchmessende Glastische aus.

Fig. 56.

Am augenfälligsten durch große Anzahl, Mannichfaltigkeit der Formen, reiches Farbenspiel und den Glanz der edlen Metalle sind die Fibeln oder Gewandnadeln. Obgleich ihrer in den geschichtlichen Nachrichten und alten Dichtungen fast gar keine Erwähnung geschieht, bilden sie doch den Lieblingsschmuck der damaligen Bevölkerung und besonders der Frauen. Sie sind mit besonderer Sorgfalt, ja oft kunstvoll behandelt und gewähren durch die Kostbarkeit ihres Stoffes von Gold, Silber, Perlen und edlen Steinen einen interessanten Einblick in den Stand der materiellen Güter jener bis jetzt so kahl und dürftig geglaubten Zeit.

Und wirklich, bei der bekannten Armuth unsers Vaterlandes an edeln Metallen könnte der Anblick so zahlreicher einheimischer Producte in Gold und Silber aus so früher Zeit billig Verwunderung erregen, wenn wir nicht in wohlverbürgten Ueberlieferungen den Schlüssel zu diesem Geheimniß gefunden hätten. Die alte Schatzfreude unseres Volkes, der tief eingewurzelte Glaube an große verborgene und vergrabene, von Dämonen und Ungeheuern gehütete Massen von Kleinodien, welche sich in unseren schönsten alten Dichtungen spiegeln, haben in der Geschichte der Vorzeit ihre tiefe Begründung. Die durch viele Jahrhunderte gewaltigster Völkerbewegungen verwischte und fast verlorene Ueberlieferung des Hereinfluthens unermeßlicher, früher nie gekannter Reichthümer, die ungeheure Beute aus den Eroberungszügen der deutschen Stämme in den reichen, römischen Provinzen und in Italien selbst ist es, welche noch als Mythus geheimnißvoll und zauberhaft wiederklingt in unseren Sagen und Märchen. Wenn auch Vieles von den so gewonnenen Schätzen in den unaufhörlichen Kämpfen und auf dem Heimwege selbst wieder verloren ging, so kann doch Jeder, der einen Blick in den unglaublichen Luxus des spät-römischen Lebens gethan hat, leicht ermessen, was dort den Schaaren abgehärteter und ausdauernder Krieger in die Hände fallen mußte.

Wer fühlt sich nicht an die arabischen Märchen, diese Gebilde der glühenden, orientalischen Phantasie erinnert, durch die Angaben der gleichzeitigen Berichterstatter über den ungemessenen Aufwand der Römer unter den späteren Kaisern! Wenn man liest, wie die Stadt Rom allein dem Gothen Athaulf bei seiner Hochzeit mit der Placidia ein Geschenk von 100 Becken überreichte, 50 gefüllt mit Goldstücken, 50 mit Edelsteinen von unschätzbarem Werthe; wie der Gothe Thursemod von dem römischen Patricier Agecius ein Geräth erhielt von massivem Golde, 500 Pfund schwer und überreich mit Steinen besetzt; wie die Westgothen unter zahllosem anderm Raube einen Tisch mit sich führen, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, mit 365 Füßen aus Gold und Edelsteinen, dessen Werth man auf 500,000 Goldstücke schätzte! ꝛc.

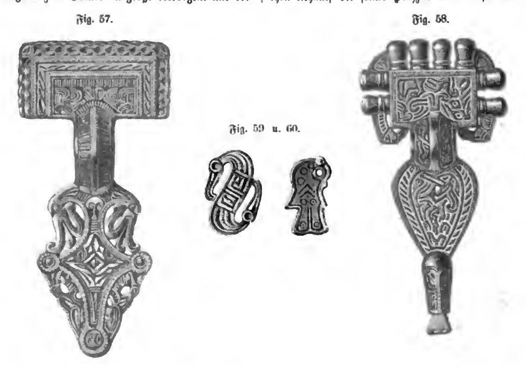


Fig. 57. Fig. 59 u. 60. Fig. 58.

Daraus läßt sich schließen, welcher Wohlstand aus die-

sen Feldzügen dem Norden mochte zugeflossen sein. Denn wenn auch den Ostgothen und Vandalen ihr Raub in der Fremde wieder abgejagt wurde, so hielten dafür die Angelsachsen, Burgunden, Alemannen und Franken, in die Heimath zurückgekehrt, ihr mit Kampf und Blut erkauftes Besitzthum um so fester. Die großen Massen geprägten und ungeprägten Goldes und Silbers, edler Steine und dergleichen, sowie herrlich ausgearbeiteter Gefäße und Geräthe, welche sich nachweisbar nicht nur in den Schatzkammern der Fürsten, sondern auch im Besitze der vornehmen und herrschenden Stände befanden, welche von den Königen selbst bevorzugten Gästen gezeigt und womit sie sich gegenseitig beschenkten, übersteigen bei Weitem den Begriff von Luxus in unseren Tagen. Die Erzählung von dem großen Nibelungenhort, dessen Fortschaffung vier Lastwagen vier Tage lang beschäftigte, wird unbedingt ins Fabelland verwiesen. Und doch bedurfte der Schatz des Narses, welchen Gregor von Tours auf viele 1000 Centner schätzt, zu seiner Wegschaffung ähnlicher Mittel und derselben Frist. Fredegunde, des Chilperich Gemahlin, brachte zur Ausstattung ihrer Tochter Rigunthe eine so ungeheure Menge von Gold, Silber und Schmucksachen herbei, daß der König fürchtete, seine ganze Schatzkammer sei geleert worden. Sie beruhigte ihn jedoch mit der Versicherung, daß alle diese Kostbarkeiten ihrem eigenen Vermögen entnommen

Fig. 61 bis 63.







seien. Funfzig Lastwagen bedurfte die Wegführung dieses Brautschatzes!

Einen Begriff von dem Reichthum der Vornehmen mögen beispielsweise die 15 Silberschüsseln gewähren, welche König Gunthram dem Verräther Mummulus abnehmen ließ und deren jede 470 Pfund wog. Eine ähnliche Schüssel, welche König Chilperich aus seinem Schatzgolde anfertigen ließ, war 50 Pfund schwer und reich mit Edelsteinen besetzt. Der König zeigte sie mit Stolz seinen Gästen und sprach seine Absicht aus, wenn er am Leben bleibe, noch mehreres Aehnliche anfertigen zu lassen „zum Ruhme des Frankenvolkes“. — Dieselben Quellen, aus welchen den Fürsten und Vornehmen des Landes die Mittel zur Herstellung so solider Prachtwerke zuflossen, werden auch den geringern Mann mit seinem Bedarf von edlem Metall für die so zahlreich vor uns liegenden, kleineren Schmucksachen versehen haben.

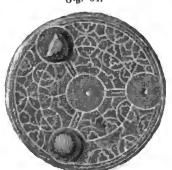
Trotz ihrer großen Zahl und Mannichfaltigkeit, indem man unter vielen Tausenden bis jetzt kaum zwei sich vollständig gleichende Exemplare gefunden hat, lassen sich die Gewandnadeln dennoch leicht in Hauptgattungen scheiden.

Die am häufigsten vorkommenden und durch ihren größern Umfang sich auszeichnenden Spangenfibeln sind die überwiegende herrschende Form in den merovingischen Gräbern. Sie bestehen aus zwei reich mit Gravirung verzierten Platten, zusammengehalten durch einen Bügel, welcher die Gewandfalte aufnimmt (s. Fig. 57 u. 58).

Eine weitere Gattung bilden Nadeln in Thiergestalten, Vögeln, doppelköpfigen Schlangen rc. (s. Fig. 59 u. 60), während die dritte, in mehrere Unterordnungen zerfallende aus scheibenförmigen Schmuckstücken besteht, welche bald in vollständigem Zirkel, bald zu Kreuzes- und Rosettenform ausgeschnitten, variiren. Hierher gehören auch die schönen, in concentrische Kreise eingetheilten Zellenscheiben, welche theils mit farbigem Glase, theils mit Filigranarbeit ausgefüllt sind. Während die zwei ersten Gattungen solid aus Bronze oder Silber gegossen, mit Vergoldung und Glaseinlagen ausgedeckt erscheinen, findet eine große Abwechselung des Materials bei der letztern Gattung statt. Scheiben aus Gold, Silber und Erz, öfters eine zierliche Vereinigung aller drei Metalle, bilden die oberste Fläche der Fibula. Goldfiligranarbeit und Perlen, Edelsteine und Glaseinsätze, Ornamente in Niello und Elfenbein und Lapis lazuli schmücken in anmuthigster Weise die verschiedenen Abtheilungen derselben (s. Fig. 61 bis 63).

Eine der seltensten Unterordnungen dieser dritten Gattung besteht aus der massiven Eisenfibula, welche, mit einer Einfassung von Silber oder Erz, auf ihrer Fläche Verzierungen von Silbertauschirungen trägt. Diese Art der Technik findet jedoch minder selten ihre Anwendung bei den Metallbeschlägen von Leibgürteln und Riemenwerk (siehe Fig. 64).

Fig. 64.



Sämmtliche Formen der merovingischen Fibula finden im Allgemeinen ihre Vorbilder in den römischen Schmuckstücken derselben Art. Die Tauben, Pfauen, Fische, Panther, Rosse rc. der Römer sind indeß in Falken, Habichte und Drachen verwandelt worden. Die scheibenförmigen Gewandnadeln mehr byzantinischen Ursprungs und somit die jüngste Gattung finden ihre Vorgänger auf römischen Sculpturen und Münzen und in den Grabstätten der spätrömischen Zeit.

Die Fibeln finden sich in Männergräbern sowohl wie bei Frauen. Sie liegen gewöhnlich in der Nähe des Schlüsselbeines, bei den Frauen auch noch häufig um die Schienbeine, was auf eine vollständige Einhüllung der Gestalt in einen Mantel oder ein Leichentuch schließen läßt. Je reicher das Grab, desto mehr Fibeln weist es auf, wie denn ein Frauengrab bei Alzei in Rheinhessen neben anderm Goldschmuck zwei schwere silberne Spangen und zwei feine goldene Zellenfibeln enthielt, und die Gewänder auf den römischen Sculpturen sind oft übermäßig mit Fibeln bedeckt. Unter

den späteren Kaisern war der Aufwand, welchen man mit diesem Zierstücke trieb, so groß, daß man sich veranlaßt sah, den gemeinen Soldaten das Tragen von Goldfibeln zu untersagen. Und wieder gebot Kaiser Leo, man solle sich mit der kostbaren Arbeit der Goldfibeln genügen lassen, und sich nicht anmaßen, was nur kaiserlicher Würde zustehe, nämlich das Tragen von goldenen mit Perlen besetzten Broschen.

Wir müssen hier noch einiger Gewandnadeln gedenken, welche sich vor den übrigen dadurch auszeichnen, daß auf ihrer Rückseite Inschriften eingravirt sind. Es sind dies Denksprüche und Glückwünsche in der alten Runenschrift. Sie wurden entziffert durch den gelehrten Dietrich, welcher schon früher in seiner geistreichen Abhandlung über die Runen auf den hannaverschen Goldbracteaten uns unsere älteste Schriftsprache vor den dänischen und skandinavischen Archäologen zu behaupten oder vielmehr zurückzuerobern wußte.

Fig. 65.



Diese fremden Gelehrten hatten lange Zeit hindurch die Runensprache im Ganzen unangefochten als nordisches Eigenthum beansprucht, in dem Sinne, daß aller deutsche Antheil daran auszuschließen sei. Höchstens den Angelsachsen machte man hierin einige Zugeständnisse. Dietrich hat aber schlagend bewiesen, daß nicht nur die hannaverschen, sondern alle schleswiger und holsteinischen Runen einem Dialekte angehören, den er den altsächsischen oder nordsächsischen nennt, welcher der Vater des angelsächsischen ist, und daß alle diese Runeninschriften den Zeitraum vom 3. bis 6. Jahrhundert nicht überschreiten.

Die auf unseren Fibeln eingeritzten Sprüche lauten: „Mit theuerm Lohne lohnet Wodan Freundschaft. Besitz des Leubrini," und „mit gutem Geschick sei Deine Fahrt erfüllt."

Dieses Beschreiben von Geräthen mit Sprüchen, hauptsächlich Glückwünschen, erinnert an ähnlichen Brauch bei römischen Münzen und Geräthen und mag wohl davon seinen Ursprung haben. So stimmen z. B. die Wünsche „Du hast von dem Ringe Heil zu empfangen", „Reichthum und Gesundheit und Heil über Heil", recht gut überein mit dem römischen „utere felix", sowie das einfache „Heil" mit „saluti". Das „Gemach und Ruhe" mit „tranquillitas", „Nahrung" mit „Ceres" &c. Anders und mehr deutscher Art lautet der Trinkspruch „Reichlich satt mit gutem Ale" (Bier).

Besonders unter den Zierstücken hervorgehoben von den alten Schriftstellern erscheint der Gürtel. Schon bei den alten Culturvölkern in hohem Ansehen, nimmt er auch in der Werthschätzung bei den Germanen eine ausgezeichnete Stelle ein. Bei den Männern war er von Leder oder doppeltgewirktem Leinenzeug, aus Seide und anderen gewirkten Stoffen bei den Frauen. Von den Vornehmen wurde großer Aufwand damit getrieben, und Chifflet erzählt von dem Gürtel Childerich's, daß derselbe mit Gold beschlagen und mit Edelsteinen besetzt war. Dasselbe wird von dem

Fig. 66.



Gürtel des heiligen Eligius mitgetheilt, welcher als Schatzmeister am Hofe des fränkischen Königs Dagobert lebte, und in den alten Dichtungen sind die Gürtel der Helden mit goldenen Buckeln geschmückt.

Uns ist von alle dem nichts mehr erhalten als die Schnalle, welche den Gürtel zusammenhält, und Platten verschiedener Größe, welche, an dem der Schnalle entgegengesetzten Ende befestigt, mit derselben ein Ganzes bildeten, so daß der Ring mit seinem die Riemenzunge durchbohrenden Dorne in der Mitte des ganzen Beschlages saß. Ebenso wie bei den Gewandnadeln ist hier jedes Metall zur Verwendung gebracht oder das Zusammenwirken aller mit Steinen und Glasschmelzstücken in gefälligster Weise vermittelt. Schmälere verzierte Schnällchen und Metallstreifen, welche in großer Menge vorhanden sind, müssen zu Nutzung und Verzierung entsprechenden Riemenwerkes gebraucht worden sein. Wenn wir z. B. bei Gregor von Tours lesen, daß die Männer von den Schuhen auslaufend drei ellenlange Riemen in Kreuzesform um die Beine geschlossen trugen, so scheint für obiges Geräth die Verwendung bereits gefunden.

Die neuesten Vorgänge in Peru.

Wir haben derselben jüngst erwähnt; jetzt erhielten wir über sie von einem Abonnenten des „Globus", der Augenzeuge war, folgendes Schreiben aus Lima vom 13. August 1872.

„Die Geschichte Perus hat bisher so ziemlich denselben Verlauf gehabt, wie die der anderen ehemaligen spanischen Colonien Südamerikas. Nach Erkämpfung der Unabhän-

gigkeit von Spanien in den zwanziger Jahren blieb das militärische Element immer das herrschende und war auch hier von den Folgen einer Militärherrschaft begleitet. Der Ehrgeiz und die Herrschsucht der Befehlshaber verursachte, daß das so reiche Land durch Revolutionen erschöpft wurde, die sich in kurzen Zwischenräumen wiederholten, da ja jeder Coronel (Oberst) (und wie viele giebt es deren hier!) nur das eine Ziel im Auge hatte, sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege zum Präsidenten der Republik aufzuschwingen und als solcher sich und seine Freunde auf jede mögliche Art zu bereichern.

Bis heute sind die zahlreichen Präsidenten nicht ein einziges Mal auf gesetzmäßigem Wege zur Regierung gelangt: die Gewalt hat dabei immer die Hauptrolle gespielt. Hatten sie dann genug Reichthümer gesammelt, so begaben sie sich ins Ausland, um einem Andern Platz zu machen, kehrten aber meistens nach längerer oder kürzerer Zeit ganz harmlos nach Lima zurück. Einer der letzten Präsidenten, Pezet, lebt jetzt ganz ungestört hier in Lima, nachdem er sich seiner Zeit des Heeres bedient, um mit seinen Schätzen sicher nach Callao und auf den Dampfer zu kommen, dann das Heer und die Bevölkerung am Ufer warten ließ und sich an der Ueberraschung weidete, welche die betrogenen Leute bei der plötzlichen Abfahrt des Dampfers überkam.

Die jüngste große Revolution war 1868, als der letzte Präsident Balta seinen Vorgänger Prado stürzte und den Congreß zwang, ihn zum constitutionellen Präsidenten der Republik zu erklären. Unter ihm erreichte das Militär einen nie gesehenen Glanz und eine unbestrittene Präponderanz in allen Verhältnissen des Landes und der Regierung. Alle Stellen wurden mit Militärs besetzt, sogar zu Directoren von Gewerbeschulen machte man solche Leute, obschon die große Mehrheit der Offiziere höchst ungebildet und im eigenen Fache wenig bewandert ist. Welch ungeheuere Summen dieses Soldatenspielen gekostet, hat sich in den allerletzten Tagen handgreiflich herausgestellt. Außer den öffentlich gemachten, auch schon sehr ungünstig beurtheilten Ausgaben hat die vergangene Regierung noch für 23 Millionen Soles (29 Millionen Thaler) Vorschüsse auf die Guanolieferungen und Einkünfte der Douane erhalten, und trotzdem war oft gar kein Geld in der Casse. Daß diese Militärwirthschaft endlich beim Volke sehr verhaßt wurde und früher oder später ein schlimmes Ende nehmen mußte, war wohl selbst den Gewalthabern nicht verborgen geblieben. Aber Balta war von großer Unentschlossenheit und den Einflüsterungen falscher Freunde zu sehr zugänglich, so daß er von einem Extrem ins andere verfiel, bis ihm die Verhältnisse über den Kopf wuchsen und seinen Untergang nothwendig herbeiführen mußten. Es ahnte freilich Niemand die schrecklichen, wenn auch in wenigen Tagen sich abwickelnden Ereignisse, die denselben begleiten sollten.

Zur Erklärung dieser in der Geschichte Perus unerhörten und an die schlimmsten Momente der Pariser Commune erinnernden Vorfälle ist es nöthig, etwas weiter zurückzugreifen und die Thätigkeit der politischen Parteien während des letzten Jahres zu beleuchten. Als vor einem Jahre das Volk zur Wahlurne gerufen wurde, um den Nachfolger des Präsidenten, dessen Regierung am 2. August dieses Jahres ihr Ende erreichen sollte, zu bestimmen, trat der Regierungs-, also Militärpartei, zum ersten Male eine durch Intelligenz und Wohlhabenheit mächtige Civilpartei gegenüber, die als ihren Candidaten einen beim Volke wohlbekannten und beliebten Mann aufstellte, der sich als Finanzminister Prado's, als Director der Beneficencia (Wohlthätigkeitsanstalten) und zuletzt als Alcalde (Bürgermeister) von Lima unter allen seinen Mitbürgern sehr ausgezeichnet hatte. Dieser hochgebildete und von Patriotismus begeisterte Mann war Manuel Pardo. Er würde, so war die allgemeine Ueberzeugung, falls er zur Regierung gelangte, den Präsidenten Balta und seinen Anhang zur strengsten Rechenschaft ziehen. Deshalb wandte die Regierung alle ihr zu Gebote stehenden Mittel an, um ihren Candidaten, der natürlich nur ein reines Werkzeug in ihren Händen sein sollte, über Pardo triumphiren zu lassen. Aber trotz aller, auch der ungesetzlichsten, Gewaltmaßregeln sah man Pardo in den meisten Wahlcollegien den Sieg davon tragen. Großer Aufruhr im Palaste! Der Präsident wurde von seinen Rathgebern hin und her gedrängt, und als vor zwei Monaten der Congreß zusammentrat und der Sieg Pardo's immer offenkundiger wurde, schwankte Balta zwischen zwei entgegengesetzten Entschlüssen: entweder der Gewalt der öffentlichen Meinung nachzugeben und zur gesetzmäßigen Zeit sein Amt in die Hände des von der Nation Erwählten niederzulegen, oder aber sich zum Dictator zu erklären, den Congreß aus einander zu sprengen und, auf die Bayonnette gestützt, dem Lande zum Trotz, die höchste Gewalt beizubehalten. Sein Vertrauter aber, der Kriegsminister Tomas Gutierrez, war weder mit dem einen noch mit dem andern Plane einverstanden; der erstere machte seine ehrgeizigen Absichten zu nichte, den zweiten glaubte er schon zu Gunsten seiner eigenen Person ausführen zu können. Und siehe! als das Land des tiefsten Friedens sich erfreute, der Handel blühte und man anfing, auf den viel gefürchteten 2. August beruhigt hinzusehen, da, am Nachmittage des 22. Juli, erklärte Gutierrez sich zum Dictator, nahm den Präsidenten Balta gefangen und löste den Congreß auf, nicht jedoch, bevor derselbe einen energischen Protest abgefaßt, worin er die Urheber der Revolution für vogelfrei erklärte.

Der Dictator und seine Brüder, kühne, vor keinem Verbrechen zurückschreckende Soldaten, glaubten des ganzen Heeres, für das sie so viel gethan, sicher zu sein, und mit Hülfe desselben ihre Herrschaft leicht befestigen zu können. Doch das Volk war entschlossen, sich vom Militarismus, unter dessen Joch es über vierzig Jahre geseufzt, nicht länger unterdrücken zu lassen. Auf die Nachricht, daß der verhaßte Gutierrez sich der höchsten Gewalt bemächtigt habe, erhob sich die Bevölkerung wie Ein Mann und kämpfte in Lima und Callao während vier schrecklicher Tage gegen die Tyrannen und ihren Anhang, um so erbitterter, als es offenkundig wurde, daß Pardo, der populäre Candidat, nur mit genauer Noth den blutgierigen Händen der Gutierrez entgangen war und auf der ihm ergebenen Flotte eine Zuflucht gefunden hatte. Am 26. Juli wurde einer der Brüder des Dictators, Sylvestre Gutierrez, an der Lima-Callao-Station vom Volke erschossen; als der Dictator den Tod seines Bruders erfuhr, ließ er den Präsidenten Balta in seinem Gefängniß ermorden, gab vor der Wuth des Volkes den Regierungspalast auf und zog sich mit einigen ihm treu gebliebenen Soldaten in das Fort Santa Catalina zurück.

Aber Alles vergebens. Als er sah, daß dieses sich auch nicht länger mehr halten ließ, versuchte er in der Nacht verkleidet zu entfliehen, wurde jedoch erkannt und vom Volke auf gräßliche Art getödtet. Die ganze Nacht und den folgenden Tag feierte das Volk seinen Triumph auf der Plaza de armas vor der Kathedrale und dem Regierungspalaste, nachdem es die Leichen der beiden Gutierrez hoch an die Thürme der Domkirche gehißt. Am Nachmittage, nachdem das Volk dem im Triumph wiederkehrenden Pardo gezeigt, was es mit denen gemacht, die ihn, ihren Erwählten, hatten erschießen wollen, wurden die Leichen herabgenommen und mit der eines in Callao getödteten andern Bruders vor der

Kathedrale auf einem ungeheuern Scheiterhaufen verbrannt; dann wurden die Häuser der Vernichteten dem Boden gleich gemacht. An die Kathedrale wurde eine Inschrift geheftet mit den Worten: „Asi siempre con los tiranos", und hoch am Triumphbogen des Pizarro eine andere, welche lautete:

¡ ¡ ¡ Lima al Mundo ! ! !

26 de julio de 1872 — Escarmiento de los Tiranos.

Bei all der ungeheuern Aufregung und trotz der Vernichtung aller öffentlichen Gewalt verübte das Volk keine Einbrüche, keinen Diebstahl, und als Pardo's Stimme sie eindringlich zur Ordnung ermahnte, zerstreuten sich bald die wilden Haufen und ließen die verfassungsmäßige Regierung unter dem ersten Vicepräsidenten sich ruhig constituiren. Der Congreß trat wieder zusammen, gab dem ermordeten Präsidenten das letzte Geleit und ordnete definitiv die Wahlacten, wobei sich denn herausstellte, daß Pardo über 2000 Stimmen, der Regierungscandidat nur eben so viele Hunderte hatte.

Da das Volk nun durch die letzten Vorgänge den Militarismus vollständig gebrochen und die Wege Pardo's in vier Tagen besser geebnet, als es seine Partei während eines ganzen Jahres hatte thun können, so konnte Lima am 2. August das in der Geschichte Perus unerhörte Schauspiel genießen, einen einfachen Bürger vom Congresse einstimmig zum Präsidenten der Republik erklärt und vom ganzen Volke als solchen mit Jubel empfangen zu sehen. Seit seinem Regierungsantritt hat der neue Präsident an Popularität noch gewonnen durch sein einfaches Auftreten, durch Vermeidung aller militärischen Begleitung und durch Beibehaltung seiner Privatwohnung, die er den Prunkgemächern des Palastes vorzieht.

Es hat diesem von der Natur so reich ausgestatteten Lande nur an einer Hand gefehlt, es auf die ihm gebührende Stufe zu erheben, und Pardo ist ganz der Mann dazu, auch den zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, die Hülfsquellen des Landes zugänglich zu machen und Unterricht und Bildung im Volke zu verbreiten. Das letztere hat er als sein Hauptstreben erklärt und für einen Punkt, bei dem von Sparsamkeit nicht gesprochen werden sollte. Hierbei sollen ihm die Deutschen helfen, wie er ja vor einem Jahre schon aus eigenen Mitteln ein von Deutschen geleitetes Gymnasium in Lima gegründet hat, das seine Kinder und die seiner zahlreichen Freunde besuchen, und welches jetzt als Muster für ähnliche Anstalten in allen größeren Städten Perus gilt."

Zur Charakteristik der Frauen im heutigen Arabien.

Von **Dr. A. Zehme** in Frankfurt a/O.

Als Ergänzung des jüngst in dieser Zeitschrift (Nr. 13. S. 203 ff.) mitgetheilten kleinen Beitrages zur Kenntniß der neueren Araber will ich, was sich mir aus den schon dort genannten Quellenschriften über die arabischen Frauen ergeben hat, hier kurz zusammenfassen.

Wenn die sociale Bevorzugung des Weibes vor dem Manne die höchste Stufe, die Gleichberechtigung eine sogar schon weniger hohe Stufe der Cultur eines Volkes bezeichnen sollte, so sähe es bei den Arabern um die Höhe der menschlichen Gesittung sehr mißlich aus. Ja selbst die, wie man unkundigerweise wähnt, erst durch das Christenthum in die Welt gekommene überhaupt menschenwürdige Behandlung des Weibes läßt bei ihnen für einen doctrinären Beurtheiler gewiß viel zu wünschen übrig. Dennoch wage ich die ketzerische Behauptung, daß trotz des Islam und der übrigens in der Praxis seltenen Vielweiberei, ohne von Frauen beherrschte Salons und ihren Frauendienst, doch in manchen Theilen der abgeschlossenen Halbinsel das Weib keine ganz unwürdige Stellung einnimmt.

In manchen Theilen, sage ich; denn auch in Bezug auf jene Stellung bleibt die Thatsache von Einfluß, daß die Bevölkerung nicht einartig, sondern von uralter weil schon in der Abstammung beruhender innerer Verschiedenheit ist. Die Nordwest-, Nord- und Centralaraber scheinen im Allgemeinen weniger beweglichen Geistes und Gemüthes als die südlichen und östlichen Bewohner der Halbinsel, was denn begreiflich auch auf das Verhältniß zu den Frauen zurückwirkt. Und hierin hat auch der Mohammedanismus mit seinen in Bezug auf die Behandlung der Frauen nicht immer lobenswerthen Grundsätzen keineswegs in Arabien nivellirend zu wirken vermocht. Was gilt Mohammed's Religion z. B. den Biadija in Oman?

Darum irrt sich, wer da meint, ohne die europäisch-christliche Civilisation, ja ohne den Schliff der eleganten Welt gäbe es, wie überhaupt so auch im Lande der Araber, keine des Namens würdigen liebens- und opferwerthen Frauen und das „ewig Weibliche" sei nur eine Blüthe der gebildeten europäischen Romantik. Das Weib, im Frohndienste des rohen Mannes selber roh, ist freilich eine auch in Arabien zu findende Species, aber etwa in Europa nicht? Gewiß muß zugegeben werden, daß Mohammed's persönliches Beispiel in Bezug auf die Frauen, dem er in seinen Offenbarungen, wie das so zu geschehen pflegt, die Weihe einer allgemeingültigen gottgewollten Norm zu geben sich bemühte — noch dazu mit einem für ihn allein gültigen Privilegium, Koran Sure 33 —, den Frauen bei den Bekennern des Islam im Allgemeinen eine, wie gesagt, wenig würdige Stellung hat anweisen können und zum Theil angewiesen hat. Aber daß jenes Beispiel nicht überall die bindende Kraft eines Dogmas gewonnen hat, davon zeugen außer anderen die gefeierten Frauen unter dem arabischen Kalifat in Spanien, zeugt auch das Frauenleben in manchen Theilen der arabischen Halbinsel selber. Die alten vorislamitischen Traditionen sind in dieser Beziehung stärker gewesen als der verödende Einfluß der Lehre des Propheten. Die Gluth der Sehnsucht nach der Geliebten, der ritterliche Kampf um sie, das grollende oder schmerzliche Entsagen klingt aus mancher Stelle der Moallakat, der Hamasa, des Buches der Gesänge. Ein Volk, dessen auch in Bezug auf die Form vollendet gehandhabte Specialität in der Dichtung gerade das Helden- und Liebeslied schon in alten Zeiten war, kann, noch dazu bei seiner Abgeschlossenheit, in diesem Punkt unmöglich durchaus entartet sein. Und das ist es auch nicht. So gewann von Maltzan noch jüngst in Südarabien eine

sehr vortheilhafte Meinung von der keuschen Ausdrucksweise, dem Stolze der echten Araber gegenüber zweifelhaften Frauenzimmern, wie von der Schicklichkeit ihrer erotischen Lieder. Die schlanken adlernasigen Araberinnen traten dort nicht als Sängerinnen oder Tänzerinnen auf, wohl aber sah er ein Mädchen himjaritischen Blutes in solchen Productionen bei Gelegenheit eines Familienfestes des Sultans in Lahedsch, nicht weit von Aden.

Aber ich will erst unter von Maltzan's Vorgängern seit Niebuhr nach Spuren des Frauenlebens mich umsehen, wobei die Völkermischungen in Mekka, Medina, Dschidda, Maskat begreiflich nicht als rein arabische Typen gelten können.

Wenn man nun einen richtigen Ausgangspunkt für die Beurtheilung der Frauenverhältnisse bei den Arabern gewinnen will, so mag man zuerst das Wesen der Nation, ob sie so zu sagen mehr männliche oder mehr weibliche Eigenschaften aufweist, beachten. In dieser Beziehung wüßte ich neben der aus Burton, nach Karl Andree's Bearbeitung, in meinem neulichen Aufsatz angeführten Charakteristik nichts Besseres als die von Burckhardt in seinen reichhaltigen „Bemerkungen über die Beduinen und Wahabi“ gefällten Urtheile. Ich schließe nämlich so: haben die Araber, die Männer, jenen Zug männlicher Genügsamkeit, der sie im Uebrigen charakterisirt, auch in Bezug auf ihre geselligen Bedürfnisse, so wird die Stellung der Frauen folgerichtig im Allgemeinen untergeordneter sein, als wenn jene etwa in Folge eines zerstreuungssüchtigen Temperaments wesentlich des weiblichen Elementes bedürften. Und hierfür will ich eben Burckhardt als unverdächtigen Zeugen anführen. Denn wenn auch seine Beobachtungen sechs Jahrzehnte vor unserer Zeit liegen, sind sie doch bei der bemerkenswerthen Beständigkeit arabischen Wesens noch jetzt für gültig zu erachten. So sagt nun der treffliche Schweizer, gestützt auf seine Kenntniß des großen nordwestarabischen Stammes der Aneze, daß der gesellige Charakter des Beduinen, sobald kein Gewinn in Frage komme, als wahrhaft liebenswürdig beschrieben werden könne. Heiterkeit, Witz, sanftes Temperament, Gutmüthigkeit und Scharfsinn, welcher ihn in den Stand setze schlagende Bemerkungen zu machen, befähigten ihn zu einem angenehmen und oft sehr schätzbaren Gefährten. Er werde nie durch Strapazen oder Leiden außer Fassung gebracht. Der schönste Zug im Charakter eines Beduinen sei, außer seiner Zuverlässigkeit, Wohlwollen und friedliches Benehmen, sobald sein kriegerischer Geist oder seine verletzte Ehre ihn nicht zu den Waffen riefen. Unter sich selbst seien die Beduinen eine Nation von Brüdern. Sie zankten sich zwar oft mit einander, seien aber, wenn der Friede wieder hergestellt, immer bereit sich gegenseitig Beistand zu leisten. Der Beduine nähre gern in seiner Brust Barmherzigkeit und Mitleiden und vergesse in Folge derselben oft, daß ein unglücklicher Mann vielleicht ein Feind sei. In ihren häuslichen Zwistigkeiten seien die Beduinen zurückhaltender und dagegen auch grimmiger als die Bewohner der Städte in Syrien und Aegypten, die gemeiniglich zu den pöbelhaftesten Ausdrücken griffen.

Und um auch noch Burckhardt's Ansicht über die Denkweise der Beduinen, die nicht auf raffinirten Genuß des Augenblicks, sondern vorzüglich auf das immer gegenwärtige Bewußtsein der Freiheit gerichtet ist, kurz zu erwähnen, so schien mir immer jene Stelle bei Burckhardt besonders kennzeichnend, wo er sagt, daß die erste Ursache des beduinischen Gemeingeistes das Gefühl der Freiheit sei, welches in der Wüste gediehen noch immer Wurzeln treibe und die Bewohner der Wüste mit Verachtung auf die Sklaven blicken lasse, welche ringsum wohnen. Ihre Köpfe seien immer hell, ihr Geist nicht geschwächt durch Ausschweifung und ihre Gesinnung nicht verdorben durch Sklaverei. Man könne ohne Uebertreibung behaupten, daß der ärmste Beduine eines unabhängigen Stammes über den Pomp eines türkischen Pascha nur lächle und ohne philosophische Grundsätze, aber von der allgemeinen Gesinnung seiner Nation geleitet, dem Palaste des Despoten sein elendes Zelt unendlich vorziehe. Gastfrei und tapfer zu sein ist seine Freude: ist hierin sein Ruf unangetastet und hat er zur Bewirthung jedes achtbaren Gastes die geringen Mittel, ist ein gutes Kameel oder Pferd sein und kann er den weiblichen Mitgliedern seines Zeltstandes zu Zeiten ein besseres Kleidungsstück verschaffen, so sind seine Wünsche erfüllt. Es dürfte unter den Asiaten keine mit ihrem Loose zufriedeneren und deshalb glücklicheren Menschen geben, als jene unvermischten Araber.

Von diesen Prämissen aus schließe ich, wie gesagt, daß nicht verwilderte Rohheit, sondern Einfachheit des Genußbedürfnisses den Nationalaraber von besonderer Werthschätzung des weiblichen Wesens und Einflusses fernhält. Die Stellung der beiden Geschlechter ist ohne Umschweife die des herrschenden Mannes zur dienenden Frau; ein geistiges Leben der Eheleute in unserm besten Sinne kennen die Araber nicht; den Werth des Lebens beurtheilen sie eben anders als wir.

Zunächst aber noch etwas über das Verhältniß der Frauen zu den Fremden. Wie bekanntlich für andere mohammedanische Völker so gilt auch für die Araber im Allgemeinen das Gesetz oder der Gebrauch der Verschleierung und des Abschlusses der Frauen vor Fremden. Daß es nicht absolut gilt, beweist das Bild des jemenischen Mädchens in Niebuhr's Reise I, Tafel 64; ebenso erfuhr es Botta im Sabbrgebirge (siehe meinen frühern Aufsatz in dieser Zeitschrift), wo die fröhlichen Alpenmädchen der Gebirgsdörfer sich regelmäßig um die neue Menschenerscheinung schaarten, unverschleiert und zu jedem Scherz über die seltsame Kleidung des Reisenden aufgelegt. Aehnlich sah Wellsted auf einer ganz andern Seite der Halbinsel, zu Ibra, einem Orte der blühenden Oasenreihe westlich vom Dschebel Akhdar, dem grünen Gebirge, in Oman, die berühmt schönen Frauen und Mädchen unverschleiert, dabei ohne affectirte Scheu vor dem Fremden, dessen Instrumente, Kleider, Waffen sie genau durchmusterten, indem sie seine bescheidene Bitte, ihm nicht Unordnung in die Sachen zu bringen, damit erwiederten, daß sie scherzend ihm den Mund zuhielten. Aehnlich Palgrave in Oman und Bahrein, wovon weiter unten.

Die Sache liegt so: das eifersüchtige Absperren und Verschleiern der Frau, vielleicht auch in Folge der persönlichen Launen des Religionsstifters usuell geworden, ist zwar mohammedanisch, aber nicht arabisch. Es hat mir immer so vorkommen wollen, sagt Burckhardt, daß die Absonderung der Weiber um so strenger ist, je mehr ein Stamm mit den Einwohnern der Städte in Verbindung steht.

Was das Aeußere betrifft, so stimmen alle Berichterstatter darin überein, daß es nirgends in Arabien an schönen Frauen fehlt. Die der Beduinen werden in strenger Arbeit zeitig abgehärtet, dadurch eckiger und demnach unschöner, aber Race haben sie alle. So sagt Burckhardt von den Aneze-Frauen, daß sie schlanker als die Männer, ihre Züge im Allgemeinen schön und ihre Haltung sehr anmuthig erschienen sei. Als Arzt hatte er einst Gelegenheit, die nackten Arme der Frau eines Scheiks zu sehen, die ebenso schön waren als diejenigen einer europäischen Schönheit. Tamisier, Medicinalbeamter der ägyptischen Armee 1834 auf ihrem Feldzuge gegen die kühnen Wahabi-Anhänger im

Alpenlande Afir zwischen Heschas und Jemen, fand die rein arabischen Frauen in Wadi Thanije auffällig schön, hellfarbig, zierlich geschmückt, wißbegierig, arbeitsam.

Während die nördlicheren Araberinnen langes Hemd und Beinkleid tragen, besteht die Tracht der südlichen himjaritischen Frauen, die dunkel, mittelgroß, von edlen Zügen sind, aus Lendentuch, Kopfbund, Umschlagetuch, überall meistens von blauer Farbe. Die Sitten sind in diesem Theil des Südens, wie schon angedeutet, nach von Maltzan's Beobachtungen streng, bei Prostitution trifft die Strafe den Mann, nicht die Frau. Locker fand Wellsted die Sitten der Frauen in Schechr an der Südküste bei einem Heiligenfeste, Bestätigung alter Erfahrungen von den Tempelfesten in Babylon an bis zu den modernsten Processionen. Smith, der schon im ersten Aufsatz genannte englische Offizier, preist die Schönheit der Frauen auf den Abhängen des Subhangebirges an der Südküste zwischen Ras Fartak und Ras Hasik als wahrhaft ideal. Weiterhin nach Osten in Oman hören wir Palgrave es als ein rechtes Glück bezeichnen, daß die Frauen zum großen Theil unverschleiert gehen, da sie durchschnittlich außerordentlich schlank und schön gebaut, von stolzer Haltung, mit dunkeln und feurigen Augen, wallenden Locken, überhaupt wohl die schönsten Frauen nicht bloß von Arabien, sondern von ganz Asien seien. Dabei spreche man hier die Frauen an, ohne Gefahr indiscret zu erscheinen oder ihnen üble Nachrede zu bereiten; es geht eben ein Zug von Humanität durch das schöne Land Oman, im umgekehrten Verhältniß zur Strenge des Dogmas, hier wie überall. Gleichfalls an der omanischen Ostküste in Suweik lernte Wellsted die muthige und liebenswürdige Gattin des Scheikh Hilal kennen, welche einst die ihrem Manne anhängenden Stämme aufrief, um an ihrer Spitze gegen Maskat zur Befreiung des dort gefangenen Gatten zu marschiren. Auch auf dem grünen Gebirge erschienen dem Engländer die Frauen der trotzigen und unfreundlichen, übrigens völlig unabhängigen Benu Rijam körperlich, sie waren unverschleiert, wie in ihrem Benehmen sehr vortheilhaft. In Makinijat sah Wellsted bei dem Begräbniß einer dem Scheikh verwandten Frau diesen und alle anderen männlichen Verwandten die Todte zu Grabe geleiten.

Ich sagte oben, daß die Stellung des Weibes zum Manne kurzweg in Arabien die der Dienerin zum Herrn sei, ganz besonders im Norden, Nordwesten und Centrum der Halbinsel. Der alttestamentliche Semitismus kannte es nicht anders, obwohl Beispiele von Frauenherrschaft auch den Arabern nicht gefehlt haben: so die Königin der Sabäer, ferner die Bilkis der himjaritischen Fürstenreihe und andere später, so in unserm Jahrhundert Ghalije, die Führerin der Begum-Araber in Taraba südlich von Mekka gegen die Turko-Aegypter.

Was aber jenes dienende Verhältniß betrifft, so erzählt Niebuhr, daß die Beduinenweiber auf der Grenze von Jemen und Hedschas die Scheikhs mit vieler Ehrerbietung auf den Arm und diese jenen das Kopftuch küßten. In Loheia wollte eine arme Frau dem mit Niebuhr promenirenden Scheikh el Beled, Bürgermeister übersetzt es Niebuhr, sogar die Füße küssen, was der galante Araber nicht gestattete, indem er ihr dagegen das Knie zum Kusse hinhielt. Die Beduinen, sagt Burckhardt, sind eifersüchtig auf ihre Weiber, verwehren ihnen jedoch nicht mit Fremden zu lachen und zu sprechen. Im Allgemeinen aber sind die Frauen der nördlichen Stämme gegen den Fremden schweigsam.

Es ereignet sich kaum, daß ein Beduine sein Weib schlägt, und wenn dies geschehen sollte, so fehlt es nicht an den vernünftigen Vorstellungen eines Wasi (siehe den frühern Aufsatz über die Araber). Im Falle der Plünderung eines Lagers wird das weibliche Geschlecht selbst von den erbittertsten Feinden geschont, jedenfalls seine Ehre nie verletzt. Falls die Sieger ihnen die Putzartikel und die werthvolleren Kleidungsstücke nehmen, legen sie nicht selber Hand an die Frauen, ja die Wahabi pflegten sich unterdessen mit dem Gesichte abzuwenden.

Alle Arbeit außer Krieg, Jagd, Pferde- und Kameelbesorgung verrichtet im Beduinenlager die Frau: Kochen, Nähen, Wasserholen, Weben, Backen, Buttern, Mehlmachen u. s. w. Als unverheirathetes Mädchen genießt sie noch höhere Achtung und mehr Rücksicht als später in der Ehe. Und doch ist die Pietät des Beduinen gegen seine Mutter anerkannt rühmenswerth, weniger sein Benehmen gegen den Vater.

Was die Zeit der jungen Liebe betrifft, so giebt Burckhardt davon ein ansprechendes Bild in der Schilderung eines der abendlichen Wechselgesänge erotischen Inhalts, wie sie unter bald näherndem bald entfernendem Tanze zwischen den verhüllten Mädchen und den jungen Männern eines Lagers in der Wüste gehört werden. Die Beduinen sind vielleicht, sagt der treuherzige Reisende, das einzige Volk des Morgenlandes, unter welchem es echte Liebhaber im eigentlichen Sinne giebt. An die Ehre und Keuschheit des Mädchens dürfe der junge Mann fest glauben, und da seine eigene gesunde Vorstellungskraft nicht mit krankhafter Empfindsamkeit genährt oder mit schlechten Bildern erfüllt sei, so habe das Verhältniß den Reiz der Unschuld und der Kraft.

Die Eheschließungsformen sind zum Theil recht interessant, z. B. symbolisch den Raub der Braut darstellend, zumeist aber ist die Hochzeit ein schlichtes Freudenfest, das reichliche Gelegenheit zur Bewährung gastlichen Sinnes bietet, wie bei uns. Eine religiöse Intervention irgend welcher Art findet nicht statt, nicht einmal als Civilehe läßt sich der Eheschluß bezeichnen, lediglich ein Familienfest soll er sein, vielleicht die natürlichste und deshalb richtigste Ansicht darüber. Daß die Werbung eine Art Kauf involvirt, darf uns heutzutage wohl nicht mehr auffallen.

Fast durchaus begnügt der echte Araber sich mit einer Frau, neben welcher allerdings Sklavinnen, aber keine schwarzen, die der Nationalaraber nicht leicht aufsucht, zeitweise sich in den Besitz des Mannes theilen. Leider ist der Sklavenhandel noch immer das heimliche Geschäft einzelner Kaufleute in Oman, ja selbst das „heilige“ Mekka sieht dergleichen unter den Augen der osmanischen Gewalthaber. Die Erbfähigkeit der Frauen hat Mohammed selber gesichert. Wenig günstig sprechen für die Araber die leichtfertigen Ehescheidungen, wohl eher eine Folge des unruhigen Temperamentes der Wüstensöhne als ein Beweis von mangelndem Gefühl. Von richtiger Einsicht zeugt aber auch hierin, wie in anderen Dingen, das Auftreten der großen Wahabifürsten, welche der Scheidungslust unter ihren Arabern sehr energische Riegel vorschoben. Diese Wahabi verdienen indeß eine eigene Behandlung, die ich mir für eine andere Gelegenheit vorbehalte.

Aus allen Erdtheilen.

L. Agassiz im Stillen Weltmeere.

Am 1. September 1872 hat der Dampfer „Haßler" den Hafen von San Francisco erreicht und damit ist die Expedition, so weit sie Agassiz und die übrigen Naturforscher betrifft, zu Ende. Die Ergebnisse sind für die Wissenschaft von ganz hervorragender Bedeutung. Agassiz und der ausgezeichnete Ichthyolog Dr. Franz Steindächner aus Wien sind noch einige Zeit in Californien geblieben, um dort Forschungen anzustellen. Der „Haßler" hat nicht weniger als 3500 Gallonen Alkohol zur Aufbewahrung der Thiere 2c. verbraucht; die Zahl der Fische, welche gesammelt wurden, stellt sich auf etwa 30,000; unter denselben befinden sich sehr viele ganz neue Arten. Im Ganzen wird die Ausbeute an Thieren aller Art etwa 100,000 Specimina betragen. Von großer Wichtigkeit sind auch die geologischen Forschungen in der südlichen gemäßigten Zone, in welcher Agassiz Gletscherflächen nachweist, die älter sind als unsere gegenwärtige Gletscherperiode.

Gletscherspuren in Chile. Unterm 29. Juli schrieb er, vor der Küste von Guatemala, an Professor Benjamin Peirce, den Vorstand der Coast Survey in Washington, daß er in Chile, während seiner Landreise von Talcahuano nach Santiago, interessante Beobachtungen angestellt habe. Er fand ein großes Thal, das einst ganz mit Eis ausgefüllt war.

„Das breite Thal von Chillan liegt zwischen den Andes und der Küstenkette und reicht vom Golfe von Ancud oder Puerto Montt im Süden bis Santiago und noch weiter nach Norden. Dasselbe ist eine allerdings höher liegende Fortsetzung der Meerescanäle, welche von der Magellansstraße an nach Norden hin bis zur Insel Chiloe die Eilande vom Festlande trennen; nur bei Tres Montes findet eine Unterbrechung statt. Diese giebt den Schlüssel für das Ganze, denn wir haben hier in Miniatur ein Thal zwischen den Andes und der Küstenkette. Nun ist das große Thal, welches sich über mehr als 25 Breitengrade erstreckt, ein ununterbrochener Gletscherboden, und es ist deutlich zu erkennen, daß in dem Thale und zwar in dessen ganzer Länge, die große südliche Eisfläche sich nach Norden hingeschoben hat. Nirgends konnte ich auch nur ein Anzeichen dafür finden, daß etwa von den Andes herabkommende Gletscher dieses Thal durchkreuzt und die Küste des Großen Oceans erreicht hätten. Nur an sehr wenigen Stellen bemerkte ich andinische, d. h. vulcanische erratische Gesteine auf dem losen Material, welches den alten Gletscherboden ausfüllt. Zwischen Curilla und Santiago, der Tenanschlucht gegenüber, sah ich indeß zwei besondere Seitenmoränen, die parallel mit einander laufen; sie bestehen vorzugsweise aus vulcanischen Blöcken, die auf dem alten Drift liegen, und sie zeigen durch ihre Lage den Lauf eines großen Gletschers an, der einst von den Andes von Tenon herabkam und das Hauptthal durchsetzte, ohne jedoch über den östlichen Abhang der Küstenkette hinauszukommen. Diese Moränen sind so scharf markirt, daß man sie im Lande als Cerrillos de Tenon bezeichnet, aber Niemand ahnt, daß sie von Gletschern herrühren, selbst die Geologen in Santiago nahmen für sie einen vulcanischen Ursprung an.

Schwer zu beschreiben sind die successiv zurückweichenden Stufen dieses großen Eisfeldes, das so zu sagen Schritt nach Schritt nach Norden hin größere oder kleinere Spuren des Thales frei von Eis ließ, so daß große Eisseen sich bilden konnten, welche an dem zurückweichenden Rande des großen südlichen Gletschers immer vorhanden gewesen zu sein scheinen. Die natürliche Folge ist, daß sich überall geschichtete Terrassen finden ohne Randbarrieren, denn diese wurden früher von dem Eise gebildet, das dann verschwand."

Ueber die Galapagos-Inseln bemerkt Agassiz, daß sie ihm in geologischer und zoologischer Hinsicht großes Interesse dargeboten haben. Es mache einen merkwürdigen Eindruck, zu sehen, daß eine ausgedehnte Eilandgruppe neuesten Ursprungs von Geschöpfen bewohnt sei, welche von denen aller anderen Erdgegenden so ganz verschieden seien. Hier haben wir, sagt er, eine bestimmte Grenze für die Länge der Zeit, welche für die Transformation dieser Thiere eingeräumt und gestattet werden kann, — angenommen, daß überhaupt dieselben auf irgend eine Weise von anderen abzuleiten seien, die in verschiedenen Theilen der Erde vorkommen. Die Galapagos sind so neu, daß einige dieser Inseln kaum erst eine dürftige Vegetation haben; einige Theile ihrer Oberfläche sind ganz und gar nackt und kahl und sehr viele Krater und Lavaströme so frisch, daß die atmosphärischen Einwirkungen noch gar keinen Eindruck auf sie gemacht haben. Ihr Alter reicht demnach nicht in die älteren geologischen Perioden zurück, sie gehören, geologisch genommen, unserer Epoche an. Woher kommen nun die Pflanzen und Thiere dieser Inseln? Wenn sie von irgend einem andern Typus abstammen, der irgend einem benachbarten Lande angehört, dann sind für die Transformation der Species nicht so unaussprechlich lange Perioden erforderlich wie die heutigen Fürsprecher der Umwandelung annehmen, und das Mysterium der Veränderung, mit so scharf gezeichneten und charakteristischen Unterschieden zwischen vorhandenen Arten, wird nur noch größer und wird auf gleiche Linie mit dem Geheimnisse der Schöpfung selbst gestellt. Sind jene Pflanzen und Thiere auf den Galapagos aber autochthon — aus welchen Keimen hervor traten sie dann ins Dasein?

„Ich bin der Ansicht, daß gewissenhafte Beobachter in Hinblick auf diese Thatsachen zugeben müssen, unsere Wissenschaft sei noch nicht reif, über den Ursprung organisirter Geschöpfe ein bestimmtes Urtheil abzugeben."

Aus Nordamerika.

Mit vollem Rechte bezeichnet man die politische Wirthschaft der radical-republikanischen Partei als ein Regiment der Unterschleife und des Betruges. Abgesehen von Anderm, ist durch Karl Schurz eine Summe von Infamien der ärgsten Art an das Tageslicht gebracht worden; aber erst spät haben sich die „Liberal-Republikaner" als eine „Partei der ehrlichen Leute" constituirt und „Grant's Schandwirthschaft" den Absagebrief geschrieben. In welcher Weise die Südstaaten durch dieselbe gelitten haben — von der Militärdictatur ganz abgesehen — ergiebt sich aus folgenden amtlichen Mittheilungen:

Nord-Carolina. Schuld in 1861 12,689,245 Dollars, in 1871 34,887,464 D., also eine Vermehrung von 22,198,219 D. Der Cours der Obligationen, in Currency 10 bis 30 Cents per Dollar nominell. Locale Abgaben in 1861 1,200,000 D., in 1871 2,700,000 D. Abnahme der cultivirten Ländereien — ein Drittel; Rückgang im Werthe der Farmen von 139,000,000 auf 45,000,000 D.

Florida. Schuld in 1861 307,617 D., in 1871 15,797,587 D. Durchschnittliche Staatsumlagen vor dem Kriege — jährlich 83,000 D., in 1871 471,811 D.; die localen Abgaben stiegen von 23 Cents auf 100 D. in 1861 zu 1,50 D. auf 100 D. in 1870.

Georgia. Schuld in 1861 2,670,750 D., in 1871 — kein Mensch weiß aber hat eine Vermuthung, wie groß sie ist; Bullock und seine Verbündeten sind verschwunden und man weiß kaum annähernd, wie viel Bonds sie mitgenommen. Die bekannten Verbindlichkeiten betragen 20,000,000 D.

Alabama. Schuld in 1861 7,946,000 D., in 1871 36,761,917 D., mit einer weitern Belastung für Eisenbahnobligationen zum Betrage von 16,000,000 D.

Mississippi. Kosten der Staatsregierung in 1860 jährlich etwa 350,000 D., in 1870 über 2,000,000 D. Die Localabgaben betrugen in 1860 954,806 D., in 1870 über 2,000,000 D.

Texas. Schuld in 1861 2,000,000 D., in 1871 14,930,000 D. Steuern für die Staatsverwaltung in 1860 bis 1861 250,000 D., in 1870 bis 1871 über 1,876,437 D. Steuerrate in 1860 16½ Cents für 100 D., in 1871 beiläufig 1,40 D.

Arkansas. Schuld in 1860 2,084,179 D., in 1871 7,998,000 D. mit weiteren 11,000,000 D. für Eisenbahnen. Die Steuerrate ist gestiegen in derselben Zeit von 40 Cents zu 3 D. von 100 D.

Dabei ist zu bemerken, daß diese Schuldvermehrung erst seit Beendigung des Krieges, d. i. seit 1865 oder 1866, stattgefunden, daß in keinem der genannten Staaten irgend eine dauernde Verbesserung aufzuweisen ist, für welche die dadurch erlangten Gelder verwendet worden wären, daß im Gegentheil die gesammte Administration dieser Gemeinwesen höchst mangelhaft geführt wird und daß die Regierungen derselben ihrer Hauptaufgabe, Leben und Eigenthum ihrer Bürger zu beschützen, auch nicht annähernd nachgekommen sind — kurz, daß der weitaus größte Theil dieser an 200,000,000 Dollars betragenden Schuld verschleudert und gestohlen wurde. Ferner, daß die herrschende Partei für diesen Stand der Dinge und zwar mit Recht im vollen Umfange verantwortlich gehalten werden muß; denn sie war es, welche durch willkürliche Einmischungen den südlichen Staaten die Carpetbagger-Regierungen aufhalste, sie war es, die durch Anwendung des Einflusses der Nationalregierung die Carpetbaggers im Besitze der Macht erhielt und jede Anstrengung der Bürger, ihrem Unfug zu steuern oder sich davon zu befreien, vereitelte. Die Vampyre, welche dem südlichen Volke das Lebensblut aussogen, erscheinen daher in den Augen desselben als die Agenten der Nationalregierung, und alle Verbrechen, deren sie sich schuldig machen, erscheinen im Auftrage derselben ausgeführt.

— In Nordamerika wird in serviler Schmeichelei gegen den Militärdictator Grant das Mögliche geleistet. Ein Geistlicher in Utica (Staat Neuyork), Namens Fowler, hat eine Predigt in Gegenwart Grant's gehalten, in welcher er den Bibeltext: „Ehret den König" zu Grunde legte; der „Utica Herald" hat dieselbe abgedruckt. Der Reverend sagte unter Anderm: „Wer Grant nicht hochachtet, dem fehlen alle besseren Gefühle der Menschheit. Als Mensch ist Grant schlicht und er ist auch ehrlich; er ist mit einer ganzen Welt häuslicher Zärtlichkeit und Liebe ausgestattet, und was seinen individuellen Charakter anbelangt, so rangirt er in der That neben — Königin Victoria von Großbritannien."

— Die Neger sind, politisch genommen, in der einst ruhmreichen Republik Washingtons Herren, denn da auch diese Halbbarbaren das Stimmrecht haben, so geben sie mit ihren 800,000 Stimmen auch bei der Präsidentenwahl den Ausschlag. Uns wird geradezu unwohl, wenn wir in amerikanischen Blättern lesen, wie die Parteien um die Stimmen der Nigger buhlen und wie namentlich die Werkzeuge des Präsidenten Grant mit den „farbigen Brüdern und Mitbürgern" in der allerverächtlichsten Weise kokettiren. In den meisten südlichen Staaten führen die Neger das Regiment und haben die wichtigsten Aemter inne. Mississippi z. B. hat als Staatssecretär einen schwarzen Mann, der bis vor wenigen Jahren Prediger war, es jedoch vortheilhaft fand, die Kanzel aufzugeben, obwohl er für ein großes Kirchenlicht galt. Im August wurde er verhaftet, weil er gegen ein kleines Mädchen ein nicht näher zu bezeichnendes Verbrechen begangen hat. — Zu Richmond in Virginien machte sich neulich ein schwarzer Mann das Vergnügen, einen deutschen Mann, welcher ein Hoch für den Präsidentschaftscandidaten Greeley ausgebracht hatte, auf dem Flecke todtzuschießen! Man wird ihm darüber nichts zu Leide thun. Präsident Grant hat bekanntlich den „reorganisirten" Südstaaten als Beamte eine Menge von nichtswürdigen Abenteurern aus dem Norden aufgezwungen, zumeist anrüchige Advocaten, die mit weiter nichts als einer Reisetasche (Carpetbag) ankamen. Sie sind die Werkzeuge seines Despotismus. Durch Betrügereien aller Art zeichnete sich insbesondere ein gewisser Bullock aus, der dem unglücklichen Staate Georgia als Gouverneur aufgezwungen worden war. Er ist, als er einer langen Reihe von Verbrechen angeklagt wurde, entflohen. In den letzten zwölf Monaten seiner Verwaltung hatte er 23 Zuchthaussträflinge, zumeist Räuber und Mörder, auf freien Fuß gesetzt; er begnadigte sie ihrer politischen Gesinnungstüchtigkeit wegen. Ein in Savannah erscheinendes Blatt meldet nun, daß von diesen begnadigten Grant-Anhängern am 1. August bereits wieder neunzehn wegen begangener Frevelthaten (Straßenraub und Mord) ins Zuchthaus gewandert seien!

* * *

— Auf den Fidschi-Inseln ist ein deutsches Consulat errichtet worden.

— Die Volkszählung in Griechenland, welche am 2. Mai 1870 stattfand, hat für das Königreich Hellas 1,457,894 Seelen ergeben. Die „Zeitschrift für Erdkunde" giebt Einzelnheiten. Völlig zutreffend können die Ziffern schon deshalb nicht sein, weil in manchen Gegenden, insbesondere in den nördlichen, unter den Halbbarbaren eine Aufnahme mit Genauigkeit nicht durchzuführen war. Für 1860 wurden 1,096,810 Seelen angenommen, seitdem wurden die ionischen Inseln mit 232,221 Seelen dem Königreiche einverleibt; die Zunahme in den alten Provinzen hat 128,863 Köpfe betragen. Auf Zante und Leucadia hat die Volksmenge sich vermindert und auf den ionischen Inseln überhaupt nur eine geringe Zunahme erfahren. Zurückgegangen ist sie auf mehreren Inseln des Archipelagus, z. B. Hydra, Santorin, Andros, Amorgos, Kythnos, Keos etc.; diese haben ein Zwölftel bis Sechszehntel ihrer Volksmengen eingebüßt, trotz des gesunden Klimas; die Auswanderung nach den größeren Handelsstädten ist die Ursache der Abnahme; Syra z. B. hat um 7000 Seelen zugenommen, auch Naxos, die größte der Kykladen, ist angewachsen. Auf Achaja und Elis entfallen 149,561 Köpfe, auf Attika und Böotien 136,804, auf Arkadien 131,740, auf die Insel Euböa 82,547. Athen hatte 48,107 Köpfe gegen 43,371 in 1861; auf Patras entfielen 26,190, Hermupolis auf Syra 21,996, auf Piräus 11,047 Seelen.

— Man hat die Volksmenge von Paraguay vor 1865 auf etwa 700,000 Köpfe angenommen. Dieselbe ist aber durch den langen Krieg um zwei Drittel vermindert worden. Eine Zählung hat ergeben, daß in dieser „Republik" 1872 nur 231,196 Menschen wohnten; davon waren etwa 196,000 im Inlande geboren, 35,196 waren Ausländer. Die Eingeborenen sind zu vier Fünfteln Guarani-Indianer und Mischlinge. — Zum Herbst erwartete man in Asuncion etwa 1000 Einwanderer aus England.

— In Japan ist durch ein Regierungsdecret bekannt gemacht worden, daß fortan den Priestern erlaubt sei zu essen, was ihnen beliebe; das Verbot, gewisse unschädliche Speisen zu genießen, sei widersinnig. — Die Bibliothek des Taikuns, welche in Yeddo steht und weit über 100,000 Bände zählt, ist für den allgemeinen Gebrauch eröffnet worden. — In Kioto, der frühern Residenz des Mikado, erscheint nun auch eine Zeitung in japanischer Sprache.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

November Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Im Lande der nördlichen Laos.

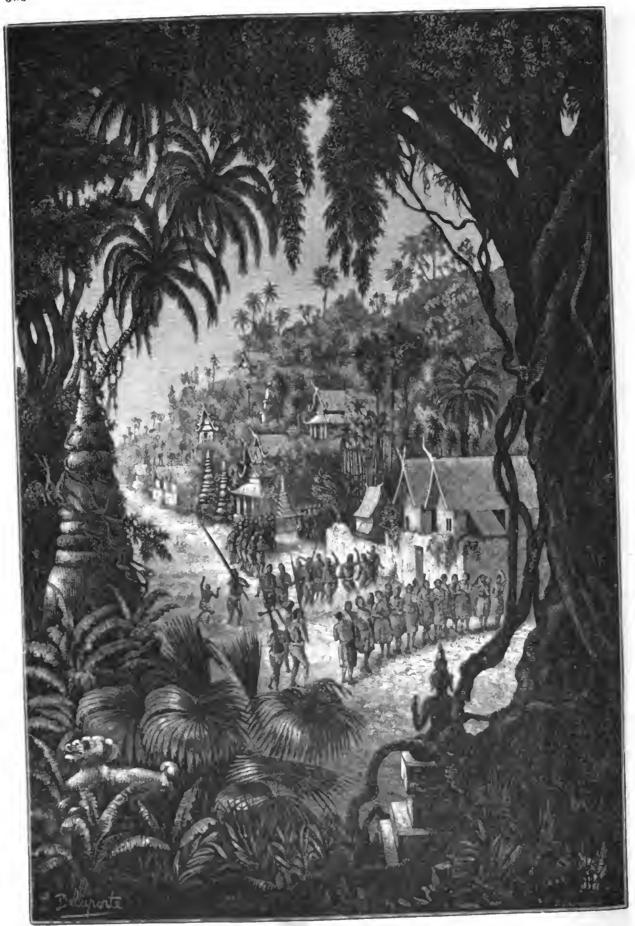
I.

Die gegenwärtige Stellung und Rivalität der europäischen Handelsmächte in den hinterindischen Reichen. — Irawaddy und Mekhong. — Luang Prabang, der König und sein Hof. — Märkte und Münzen. — Festlichkeiten bei Nachtzeit. — Die Tättowirung der Schwarzbäuche. — Die Benennungen der Völkerstämme im nördlichen Siam und der Region zwischen Birma und Westchina. — Der Höhlentempel von Pak hu.

Die Reiche und Landschaften Hinterindiens haben in unseren Tagen eine größere Bedeutung gewonnen als je zuvor; sie sind heute allesammt mehr oder weniger dem Einflusse der europäischen Handelsvölker unterworfen und empfinden die Macht und Gewalt, welche unsere mit so reichen Mitteln ausgestattete Civilisation auch bei ihnen ausübt. Die Engländer haben dem Kaiser von Birma erst das ganze Küstengebiet am Bengalischen Meerbusen aberobert und nachher ihm das ganze Land Pegu, also das ganze Mündungsgebiet des Irawaddy und des Saluen, weggenommen; dadurch sind sie Herren der wichtigen Reishäfen von Malmän, Bassein und Ranguhn geworden. Siam ist bis jetzt von den Europäern unbehelligt geblieben; es gestattet denselben willig Zugang und findet es angemessen, seinen Vortheil in der Ausdehnung des Handelsverkehrs zu suchen. Gegen Annam brach Napoleon der Dritte in geradezu frevelhafter Weise einen Krieg vom Zaune, raubte ihm das Land auf beiden Seiten des Mekhong und zwang außerdem dem Könige von Kambodscha, welcher bis dahin in einem Tributverhältnisse zu Siam gestanden hatte, sein Protectorat auf.

Mit eifersüchtigem Blicke sahen die Franzosen, obwohl ihr Handel in ganz Ostasien sehr wenig bedeutet, daß die Engländer ihre commerciellen Verbindungen immer weiter ausdehnten sowohl in Siam wie in Birma. In dem letztern eröffneten sie sich den Irawaddy, welcher von den Strömen Hinterindiens der praktikabelste ist. Man gelangt auf ihm mit Dampfern bis Bhamo, also in die Nähe der südwestchinesischen Provinz Yünnan, und von dort aus wurde früher ein lebhafter Karawanenhandel mit Birma unterhalten. Seitdem jedoch die mohammedanischen Panthays sich gegen die Mandarinenregierung des Pekinger Kaisers erhoben und ein selbständiges Reich unter ihrem Sultan Soliman gegründet haben, ist dieser Verkehr unterbrochen worden, und der Krieg zwischen den beiden Theilen hat seit einer Reihe von Jahren ununterbrochen seinen Fortgang. Eben jetzt, im Herbst 1872, haben die Panthays eine Gesandtschaft nach London geschickt, welche sich um die Freundschaft Englands bewerben soll. Der Sultan verspricht ausgedehnte Privilegien für europäische Kaufleute und will seinerseits Alles aufbieten, um die alte Handelsstraße wieder in Aufschwung zu bringen. Damit hat es freilich unter den obwaltenden Umständen vorerst gute Wege, aber so viel ist sicher, daß man von Seiten Englands nichts versäumen wird, jene Verkehrsbahn zu eröffnen, sobald die Verhältnisse sich irgend günstig gestalten.

Die Franzosen ihrerseits hätten von ihrem Cochinchina sich gleichfalls gern einen Wasserweg nach dem südwestlichen China eröffnet, und sie beauftragten Lagrée mit der Erfor-



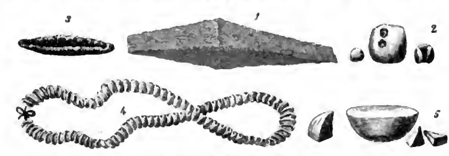
Abendfest in Luang Prabang.

schung des Mekhong, der aus dem Blumenreiche der Mitte, wo er als Lan tsang kiang bezeichnet wird, in südöstlicher Richtung herabströmt. Die Expedition überzeugte sich, daß dieser Strom als Wasserstraße unbrauchbar sei, in Bezug auf Völkerkunde, Geographie, Geologie und Botanik hat sie indeß werthvolle Ergebnisse geliefert. Wir haben in den letzten Jahrgängen des „Globus“ manche Schilderungen mitgetheilt, welche von einzelnen Mitgliedern veröffentlicht worden sind. Im Mai 1867 war die Expedition in Luang Prabang, im Lande der nördlichen Laos, bis wohin 1862 schon Mouhot aus Mümpelgart von Siam aus, also in nordöstlicher Richtung, gekommen war; er erlag in der Nähe dieser Stadt einem bösartigen Fieber. Bis dahin war also das Land nicht mehr unbekannt, über das jedoch, was weiter nördlich lag, hatten wir vor Lagrée's Reise keine Kunde.

Das weite Gebiet im Osten von Birma und im Norden Siams wird von der Volksgruppe der Laos bewohnt und steht unter einer Anzahl von einheimischen Fürsten, welche Vasallen theils des einen, theils des andern der beiden Großnachbarreiche sind. In Luang Prabang, das nach Heinrich Kiepert's Karte zu Adolf Bastian's Reise in Ostasien etwas südlich von 19° N. liegt, ist der Laoskönig vom siamesischen Herrscher abhängig, und dieser respectirte die Pässe, welche die Expedition vom Hofe zu Bangkok erhalten hatte, obwohl er anfangs sich ziemlich ablehnend verhielt. Er konnte jedoch nicht umhin, die Europäer zu empfangen, und das Ceremoniel wurde dahin vereinbart, daß er beim Eintreten derselben aufstehen solle, die Fremden während der Audienz auf Stühlen sitzen dürfen.

In der Umgegend der Stadt sind viele zum Theil schon in Trümmer zerfallene Pagoden zerstreut, sodann Gräber und Pyramiden. Manche Tempel waren jedoch im besten Zustande. Delaporte, der sich viel in ihnen aufhielt, zeichnete Kanzeln, Bänke der Priester, Weihrauchfässer und andere Gegenstände, welche auf den buddhistischen Cultus Bezug haben; die vielen Holzschnitzereien schildert er als durchaus geschmackvoll und wunderbar fein gearbeitet. Alles erinnerte ihn an die katholischen Kirchen und deren Ausschmückung.

Commandant Lagrée kam durch Vermittelung eines Prinzen nach und nach in gutes Einvernehmen mit den meisten Angehörigen der Familie des Königs und durfte die Mutter des letztern besuchen, eine Frau, die nahe an hundert Jahre alt zu sein schien, und welcher eine Brille ein sehr werthvolles Geschenk dünkte. Der König selbst spannte auch andere Saiten auf und gab den Europäern einen speciellen Reisepaß für sein ganzes Gebiet; alle Unterhäuptlinge wurden angewiesen, sich den Reisenden willfährig zu erweisen. Die Grenzgebiete, welche von denselben passirt werden mußten,



Münzen in Siam und Laos.

1 Eiserne Münze in länglich viereckiger Rautenform, in Stung Treng gebräuchlich. — 2 Siamesischer Tikal und dessen Unterabtheilungen. — 3 Lats aus Kupfer, in Bassac und Ubong. — 4 Kauristrang, in Luang Prabang. — 5 Silberbarren, im birmanischen Laos.

waren sehr unsicher. Seit dem Aufstande der Mohammedaner in Yünnan waren manche Laosfürsten in den Gebieten zwischen Birma, Siam und China mit einander in Krieg gerathen; Räuberbanden durchzogen das Land, das streckenweis völlig verwüstet war. Der König von Luang Prabang hatte seinerseits diese Verwirrung benutzt, um seit Jahren keinen Tribut mehr an China zu zahlen.

Die Expedition konnte auf drei verschiedenen Wegen nach China gelangen: auf dem Mekhong und durch ein Gebiet, das noch vor Kurzem Siam und Birma einander streitig gemacht hatten. Aber die Europäer hatten keine birmanischen Pässe; — auf directem Wege, wenn sie dem Laufe des Nam hu folgten, der von Westen her in den Mekhong mündet; — oder in nordöstlicher Richtung durch eine Zone, welche von Mischlingsstämmen zwischen Tong king und China bewohnt wird. Auf diesem Wege wären sie dann nicht nach Yünnan gekommen, sondern in die Provinz Kuang si. Da sie aber die Aufgabe hatten, den Lauf des Mekhong zu erforschen, so waren sie an diesen Weg gebunden.

Der Aufenthalt in Luang Prabang gestaltete sich bald ganz angenehm. Die Europäer erhielten in höchst zwangloser Weise täglich Besuch von Prinzessinnen und Mandarinenfrauen; diese kamen um so lieber, da man ihnen Parfüms und wohlriechende Seife schenkte; sie meinten, durch den Schaum der letztern würde ihre Haut allmälig weiß werden.

Täglich wird zwei Mal Markt gehalten, Morgens und Abends. Auf dem letztern kommen nur Eßwaaren und Blumen zum Verkauf, auf dem erstern dagegen Baumwollenstoffe, Seidenzeuge, Metallwaaren, Töpfergeschirr, Kästen und Koffer, Fische, lebendiges Geflügel, Fleisch ꝛc., und es geht sehr lebhaft her. Der König läßt an jedem Tage von jedem Stande oder jeder Bude eine kleine Abgabe erheben. Als Tausch- und Umlaufsmittel bei Kleinverkäufen hat man Stränge der Kaurimuschel, welche als Scheidemünze auch jetzt noch eine so weite Verbreitung hat. Sie war früher auch auf den Sundainseln, in Bangkok, in manchen Theilen Indiens allgemein im Gebrauch und spielt in vielen Gegenden Afrikas eine wichtige Rolle. Diese sogenannte Porcellanmuschel, Cypraea moneta, wird in der Mitte durchlöchert, damit man sie auf einen Faden ziehen kann. Die arabischen Geographen erwähnen dieser Kauris schon im zehnten Jahrhundert; Massudi bemerkt in seinen „Goldenen Wiesen“, daß die Königin der Lakkediviischen Inseln kein anderes Geld habe. Wenn, sagt er, ihre Schatzkammer leer ist, müssen ihre Unterthanen Zweige der Kokospalme ins Meer werfen; dann kommen die Thiere an die Oberfläche, man sammelt sie, legt sie auf den Strand in die Sonne und dort sterben sie; nachher wäscht man die Muscheln rein aus und die Königin hat wieder Geld. — Daß die Kauris in Indien im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Umlaufs-



Nächtliches Fest bei einem Mandarinen.

mittel waren, wissen wir aus dem Berichte des chinesischen Reisenden Fa hien. Als zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts La Loubère in Siam war, galten dort 6400 Kauris so viel wie ein Silbertikal; sie wurden damals in großer Menge bei den Malediven, bei Borneo und den Philippinen gefangen und von den Schiffen als Ballast eingenommen. Paillegoix, dessen Werk über Siam vor einem Vierteljahrhundert erschien, bemerkt, daß in Bangkok 2200 Kauris so viel galten, wie ein Fuang; dieser ist ein Achtel des Tikal. In Hinterindien sind die Kauris da, wo durch die Europäer im Handelsverkehr manche Umgestaltungen stattgefunden haben, nach und nach verdrängt worden, aber im Innern blieben sie im Umlaufe. In Luang Prabang hat ein Strang 100 Muscheln, und man giebt 22 bis 26 solcher Stränge für einen Tikal; demnach gilt die einzelne Muschel etwa so viel wie eine Achtel Centime. Neben dem siamesischen Tikal cursirt auch die englische Rupie (20 Groschen), welche eben so viel gilt wie der Tikal, der doch 3 Francs, also 24 Groschen, werth ist. Der Grund liegt darin, daß die Rupie mit ihrem Gepräge nicht so leicht Fälschungen ausgesetzt ist wie der Tikal. Auch mexicanische Dollars sind im Umlaufe, kommen aber nicht häufig vor; sie gelten auf dem Markte 50 Stränge.

Der Eintritt der Regenzeit wird einige Zeit vorher durch Sturmgewitter verkündigt, die dann und wann in den Nachmittagsstunden mit großer Heftigkeit auftreten; dabei stieg die Hitze bis zu 35° C. Man schmachtete nach den nicht so drückend heißen Abendstunden, und wenn der Mond am Himmel stand, zogen fröhliche Menschen in Gruppen umher. Fast die ganze Einwohnerschaft war bis spät in der Nacht in Bewegung; die jungen Leute sangen und tanzten unter den Palmen und in den Straßen, die Alten saßen vor den Hausthüren. Jene hatten sich mit Blumen geschmückt; ihre Bewegungen waren rasch, leicht und anmuthig, und beim Gesange wurde der Takt richtig eingehalten. Bemerkenswerth war ein Aufzug alter Frauen; sie schrien laut in einer keineswegs melodischen Weise und gingen hinter einer Pyramide her, die aus Früchten, Kuchen und Fleisch aufgebaut worden war. Dieselbe war als Opfergabe für eine Pagode bestimmt, und man verfertigt solche Gaben auch in der Gestalt einer Barke, einer Pagode selbst und in anderen phantastischen Formen. Die Bonzen machen überall gute Geschäfte; die Gebete, womit sie die Darbringenden beglücken, kosten sie ja weiter nichts und sind durch mechanische Bewegungen der Lippen abgemacht.

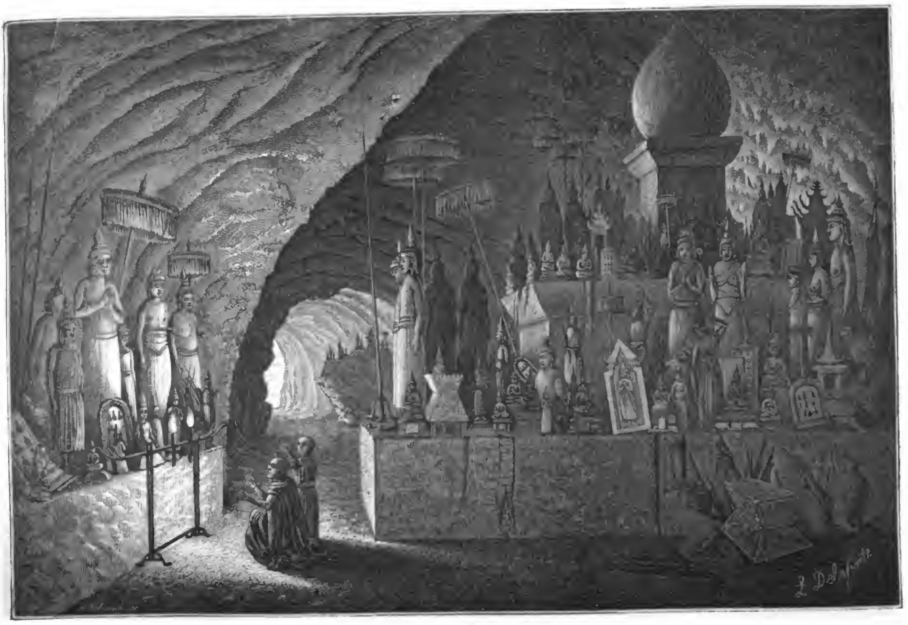
Die vornehmen Leute laden für den Abend Freunde und Bekannte ein und veranstalten nächtliche Feste, bei denen es munter hergeht. Die Europäer nahmen mehrmals Theil, und Herr Delaporte entwarf als Augenzeuge eine Zeichnung, nach welcher unsere Illustration geschnitten worden ist. Neben dem Empfangssaale saßen unter und vor einem großen Schuppen etwa zwanzig junge Mädchen; neben ihnen lagen Blumen, Obst, Früchte, Gebäck verschiedener Art auf großen lackirten Schüsseln. Plötzlich erschienen junge Männer, die verlarvt waren und die Masken nicht eher abnahmen, als bis eines von den Mädchen sich neben ihnen niedergesetzt hatte. Leider hat das schöne Geschlecht in Luang Prabang durchgängig einen Kropf, der manchmal eine beträchtliche Größe erreicht. Wahrscheinlich liegt auch dort die Ursache dieses lästigen Auswuchses in dem Genusse des Wassers, welches aus den Kalksteinbergen herabfließt.

„In Luang Prabang und der Umgegend wird das Tättowiren ganz allgemein und zwar in so „excessivem Verhältnisse", daß die nördlichen Laos von den südlichen Stämmen als Schwarzbäuche bezeichnet werden. Luang Prabang bildet die Grenze, welche diese von den Weißbäuchen trennt, den Südlichen, bei welchen der Brauch gar nicht so allgemein ist. Bei den Nördlichen wird, immer nur an Leuten männlichen Geschlechtes, das Tättowiren zwischen dem zwölften und achtzehnten Jahre vorgenommen. Der ganze Körper wird vom Gürtel bis zu den Knien und noch weiter nach abwärts mit dunkelvioletten Arabesken bedeckt, mit welchen Figuren von Blumen und Thieren gemischt sind. Der Künstler läßt sich für seine Bemühungen von 5 bis zu 8 Francs zahlen. Er nimmt Schweinsgalle oder auch Fischgalle, die er mit einem Ruß mischt, das er von mit Sesamöl getränkten Lampendochten gewinnt. Dieses Gemisch läßt er trocknen, und wenn er an die Arbeit geht, verdünnt er die Masse mit Wasser. Die Operation nimmt er vor mit einer Nadel, die etwa 60 Centimeter lang und am untern Ende einen Centimeter breit ist; die Spitze ist gespalten, wie jene einer Schreibfeder, und zwar auf eine Länge von 5 Centimeter. Die Operation ist sehr schmerzhaft und hat gewöhnlich ein paar Tage Fieber im Gefolge, manchmal auch Geschwüre, namentlich bei lymphatischen Personen" *).

In Luang Prabang findet man Leute von weit und breit her, über welche wir durch Garnier manches Neue erfahren. In ethnischer Beziehung werden die nördlichen Laos als Thaï, Lus oder Schans bezeichnet. Die Bezeichnung Lao oder Leo, woraus wir Europäer Laos oder Laotier gemacht haben, kommt den Bewohnern des ganzen Mekhongthales von Kambodscha aufwärts bis und mit Luang Prabang zu; — als Thaï bezeichnet man alle Bewohner der Vasallenkönigreiche Xieng maï und Muong nan, — als Lus jene von Xieng hong und Muong long; diese beiden letzteren Fürstenthümer liegen weiter nach Norden. Das Wort Schan ist die allgemeine Benennung, welche bei den Birmanen für die gesammte Laosrace gebraucht wird. Es scheint als ob die Lus ehemals drei Hauptstaaten gehabt haben, nämlich Xieng tong, das auf den älteren Karten Kemalatain genannt wird, und dessen Bewohner auch wohl Muong kun genannt

*) Wir gaben jüngst einige Notizen über den suliotischen Arnauten Konstantinu („Globus" Nr. 13, S. 193), der von Birma aus sich in den nordöstlichen Grenzgebieten herumgetrieben hat und in die Grenzstreitigkeiten oder inneren Fehden jener Gegend verwickelt wurde. Bei einem Stamme, dessen Namen er uns, als wir ihn befragten und genau untersuchten, nicht anzugeben wußte, band man ihn, seiner Aussage gemäß, Tag für Tag fest und nahm die im Text erwähnte Operation, „zur Strafe", wie er meint, an ihm vor. Er ist vom Kopfe bis zu den Füßen, einzelne Stellen des Gesichts, z. B. die Nase, ausgenommen, über und über tättowirt, und zwar so kunstreich und künstlich, daß wir uns staunender Bewunderung nicht erwehren konnten. Ultramarinblau und Rosenroth sind in ihren verschiedenen Nüancen mit dem feinsten Kunstverständniß angebracht worden. Wir sagten: „Aus Allem, auch aus den Schriftzeichen in den beiden Handflächen, geht hervor, daß er irgendwo im nördlichen Hinterindien sich der Operation hat unterwerfen müssen und sicherlich nicht unter einem Stamme von Wilden; dagegen würden schon die Buchstaben zeugen, die, so viel wir unsererseits abnehmen konnten, birmanisch sind." —

Nach den obigen Mittheilungen, die Garnier aus eigener Anschauung in Luang Prabang giebt, scheint es, als ob unsere Annahme richtig sei. Konstantinu kam bis ins nördliche Birma; er ging dann in östlicher Richtung nach China und kam in der südlichen Hafenstadt Amoy (Emuy) ans Meer. Auf seinem Wege muß er durch das Gebiet jener nördlichen Schanvölker gezogen sein, welche zwischen Birma und dem südwestlichen China und nördlich von denjenigen Schan- (d. h. Laos-) Staaten, welche Siam unterworfen sind und deren Nordgrenze (siehe H. Kiepert's Karte) im Westen des Mekhong vom 20° N. gebildet wird. Wir haben oben durch Garnier erfahren, daß in Folge des Aufstandes der Panthays in jenen Grenzgegenden die kleinen Fürsten mit einander in Fehde liegen, und in eine derselben wurde Konstantinu verwickelt. In Luang Prabang sind, wie Garnier sagt, die Tättowirungen dunkelviolett, bei Konstantinu sind sie, wie wir mit eigenen Augen sahen, blau und rosenroth; also haben die Laosstämme im birmanischen Gebiete diese letztere Farbengebung. Daß der Suliot bei diesen feinen Hautschmuck erhielt, unterliegt wohl keinem Zweifel. A.



Heiligthum in der Grotte von Pak hu.

werden; — sodann Xieng hong, das im Pali als Alevy bezeichnet wird, und drittens Muong Lem. Diese Staaten hatten einen langen Kampf zu bestehen gegen die ureingeborenen Khas, welche das Reich Momphas gegründet hatten. Diesem waren die Laos lange Zeit tributpflichtig, machten sich jedoch nach und nach unabhängig; doch gelang es ihnen nicht, wie ihren südlichen Stammgenossen, jene Ureingeborenen auszurotten oder in Unterthanenschaft zu zwingen, und so leben denn beide Racen neben einander, bald in gutem Einvernehmen und bald in Unfrieden.

Die nördlichen Laos sind rühriger und betriebsamer als jene im Süden. Diese letzteren haben nicht einmal Märkte, welche im Norden überall gefunden werden. Hier ist das Land gebirgig, der große Strom weniger schiffbar; man hat deshalb Straßen gebahnt und benutzt den Ochsen als Lastthier. Der Laosmann im Norden hat eine stolze Haltung und ein selbstbewußtes Auftreten; die malerische Tättowirung, welche in mancher Hinsicht die Kleidung ersetzt, steht ihm gut; er trägt aber auch eine zierlich geschmückte Jacke. Durch seine helle Hautfarbe kann man ihn sofort von den Birmanen unterscheiden; diese letzteren werden von ihm als Man bezeichnet und die peguanischen Talains als Meng oder Bolomeng. Diese letzteren durchziehen als Hausirer (mit englischen Waaren) weit und breit das Land und besuchen auch Luang Prabang.

Wegen der fast unaufhörlichen Fehden und Kriege sind die nördlichen Laos sehr mißtrauisch gegen Fremde geworden. Ihr Fleiß ist lobenswerth, man sieht kaum Müßiggänger und nicht häufig kommen Bettelbonzen vor, die mit dem Quersack auf dem Rücken als Schnurranten den betriebsamen Landmann ausbeuten. In den Dörfern hält man höchstens zwei Geistliche, hauptsächlich als Schulmeister, aber in manchen Ortschaften besorgen die Bauern selber den Gottesdienst in den Pagoden und halten gar keinen Bonzen.

Leider sind diese Laos leidenschaftlich auf Glücksspiele erpicht; in den Spielhöllen liegen Leute jeden Alters auf den schmutzigen Matten, und nicht selten kommt es über Gewinn oder Verlust zu widerwärtigen Auftritten, namentlich auch unter den Weibern. Das Opiumrauchen ist glücklicherweise nicht allgemein verbreitet.

In der zweiten Hälfte des Mai 1867 rüstete sich die Expedition zur Weiterreise. Der König erhielt zum Geschenk Waffen, ein Fernrohr, einen Teppich und verschiedene Zeuge; als Gegengeschenk gab er eine silberne Vase, zwei Tamtams, vier Säbel, vier Lanzen, einen Wasserkrug und ein Trinkglas, beide lackirt und in Xieng mai verfertigt; sodann Früchte und Gebäck in Hülle und Fülle.

Die Expedition war nun schon ein volles Jahr unterwegs; von nun an lagen Gegenden vor ihr, durch welche nie zuvor ein Europäer gewandert war. Ehe sie aufbrach, besuchte Garnier noch die merkwürdige Grotte von Pak hu am linken Ufer des Mekhong, der an jener Stelle eine Breite von etwa 1000 Fuß hat und zwischen steilen Felsenufern hinströmt. Sie bildet einen Höhlentempel, der ganz und gar mit einer Menge von Buddhastatuen ausstaffirt ist, sodann mit vielerlei Weihegeschenken, Fahnen und Fähnchen; sie macht den Eindruck einer wilden Großartigkeit, und man empfindet seltsame Eindrücke, wenn das flackernde Licht der Fackeln die Stalaktiten und die Standbilder beleuchtet. Vorzugsweise sind es Reisende und Schiffer, welche diesen Höhlentempel besuchen, um in demselben ihre Andacht zu verrichten, und die Priester, welche am entgegengesetzten Ufer ihre Wohnungen haben, versäumen nie, ihn mit Blumen auszuschmücken. Bei hohem Wasserstande tritt der Fluß bis an die Grotte hinan, im Jahre 1856 hat er sogar einen Theil derselben überschwemmt und man hat den Stand durch eine Wassermarke bezeichnet. Aus derselben ergiebt sich, daß er damals eine Höhe von $17^1/_2$ Meter über den niedrigsten Punkt erreicht hatte; durchschnittlich steigt er bei Hochfluth 10 Meter 70 Centimeter.

Das römisch-germanische Museum in Mainz.

V.

×× Einen besonders reizenden Anblick müssen die Tauschirarbeiten gewährt haben, welche hier in weit ausgedehnterer Weise, als bei den Gewandnadeln angewendet erscheinen. Sie wurden in zweierlei Weise angefertigt. Bei der ersten sind die Fäden von Silber und Gold nach vorgravirten Ornamentlinien, wie noch jetzt auf unseren Flintenläufen, eingetrieben. Bei den anderen ist eine ganze Silberplatte auf das Eisen befestigt, aus welcher das Ornament herausgeschnitten wurde, so daß durch die Zwischenräume des glänzenden, lichten Silbers das dunkele Eisen hervorleuchtete.

Fig. 67 u. 68.

90mm

Ungewiß bleibt noch, ob jene außergewöhnlich großen Schnallen, welche unter den zum größten Theil zierlichen und ziemlich gleichmäßigen liegen, nicht eher Theile von Pferderüstung bildeten. Dazu dürften auch vielleicht die zahlreichen Zierscheiben gerechnet werden, welche wohl, ähnlich dem heutigen Gebrauche, als Kopfschmuck der Pferde verwendbar erscheinen (Fig. 69 bis 71). Wir denken an solche Utensilien, wenn wir bei Sidonius Apollinaris lesen, daß bei dem Aufzuge des Königssohnes Sigismar dessen eigenes, mit Schmuckplatten geziertes Pferd geführt wurde. Auch Walthari von Aquitanien hängt seinem Kampfrosse die Zierscheiben um.

An die Gürtel der Frauen waren Täschchen befestigt, wie sich aus den noch erhaltenen, theils einfachen, theils reich verzierten Bügeln erkennen läßt. Sie sind noch bis ins späte Mittelalter in dem sogenannten Wetscher erhalten, mit dem Unterschiede, daß dieser am Ende des Kettenwerkes befestigt war, welches hier von der Tasche abwärts läuft und statt des obi-

gen in Münzen, kleineren Zierscheiben, Muscheln u. s. w. endigt (Fig. 72).

Fingerringe aus Eisen, Bronze, Silber und Gold kommen häufig vor; sie tragen oft in der Mitte eine Platte mit eingravirter Verzierung. Diese Platte besteht zuweilen aus einer Goldmünze, römischen oder merovingischen Gepräges; feine Goldreife sind noch mit einer Zelle versehen, welche eine Gemme oder einen Edelstein umfaßt.

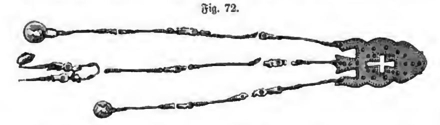
Fig. 69 bis 71.





Hals- und Armspangen merovingischer Zeit sind hier nur in Metallformen vertreten. Das einfache Bracelet in Bronze und Silber mit eingesetzten Glasperlen oder auch ganz glatt, mit facettirten Rippen oder eingeschlagenen Kreisaugen ist in großer Anzahl vorhanden, während die zwei Halsringe zu den Seltenheiten gehören. Dafür ist der

Fig. 72.



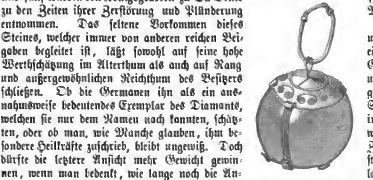
aus Medaillons, Zierplatten und anderen kleinen Stücken gegliederte Halsschmuck, die Halskette, häufiger zu sehen und besteht meistens aus Gold mit Purpurglas und feiner Filigranarbeit. Gregor von Tours berichtet uns von einer Truhe angefüllt mit solchem Halsgeschmeide, welche sich in der Schatzkammer der Königin Fredegunde befand (Fig. 73).

Fig. 73.

Am gewöhnlichsten sind jedoch die schon oben erwähnten Ketten von farbigen Thon- und Millefioriperlen, vermischt mit Bernsteinkugeln.

Unter dieser Classe von Schmucksachen ist noch besonders einer Kugel von Bergkrystall in kunstvoller Goldfassung zu erwähnen (Fig. 74). Diese Krystallkugeln gehören zu den größten Seltenheiten. Auch das Grab Childerich's weist eine solche auf, und fünf wurden den Königsgräbern zu St. Denis zu den Zeiten ihrer Zerstörung und Plünderung entnommen. Das seltene Vorkommen dieses Steines, welcher immer von anderen reichen Beigaben begleitet ist, läßt sowohl auf seine hohe Werthschätzung im Alterthum als auch auf Rang und außergewöhnlichen Reichthum des Besitzers schließen. Ob die Germanen ihn als ein ausnahmsweise bedeutendes Exemplar des Diamants, welchen sie nur dem Namen nach kannten, schätzten, oder ob man, wie Manche glauben, ihm besondere Heilkräfte zuschrieb, bleibt ungewiß. Doch dürfte die letztere Ansicht mehr Gewicht gewinnen, wenn man bedenkt, wie lange noch die Anschauungsweise der antiken Welt den in Aberglauben befangenen Norden beherrschte. Zählt doch der berühmte Naturforscher Plinius Mineralien auf, deren heilbringende Wirkung sich auf nicht weniger als 20 verschiedene Arten belaufen, und von dem Bergkrystall insbesondere lehrt er noch, derselbe sei aus himmlischer Feuchtigkeit und reinem Schnee erzeugt. Daß aber unsere Vorfahren an die Kraft der Amulete geglaubt haben, ergiebt sich aus dem Gebrauche derselben bis ins Mittelalter herab. Wie denn im 7. Jahrhundert der heilige Eligius sich in seinen Predigten gegen die heidnisch-abergläubischen Gebräuche seiner Landsleute und besonders gegen die Bernsteinketten der Frauen wendet.

Fig. 74.

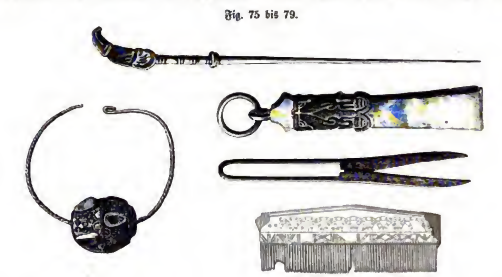



Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns hier über alle noch übrigen Arten von Schmuckgegenständen, Haarnadeln, Ohrringe, Kämme, Büchschen, Bullen, Schlüsseln, Küchengeräthe, Pferderüstzeug ꝛc., verbreiten (Fig. 75 bis 79). Alle diese Gegenstände sind in großer Abwechselung der Formen und Metalle im römisch-germanischen Museum versammelt.

Was aber die Gefäße anlangt, so sehen wir uns hier freilich vergebens auch nur nach einem einzigen Muster jener oben erwähnten Silber- und Goldbecken und Schüsseln um. Was die Könige und Vornehmen von kostbaren Gold- und Silbergeräthen anfertigen ließen, blieb wohl in ihren Schatzkammern zurück, oder es wurde, was davon in ihre Gräber gelangt sein mochte, daraus entwendet. Denn der Grabraub war in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches. In den Gesetzen stand hohe Strafe darauf. Dennoch deutet in zahllosen, mit größter Sorgfalt aufgedeckten Gräbern die äußerste Unordnung der Gebeine und sonstigen Ueberreste auf ein Durchwühlen mit räuberischer Absicht schon in altersgrauer Zeit. Selbst angesehene und vornehme Männer scheuten vor solchem Frevel nicht zurück, wie uns denn Gregor

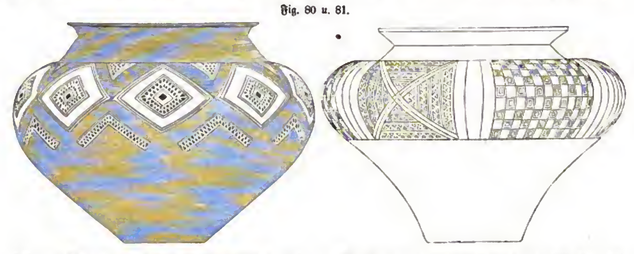
von Tours mittheilt, daß Herzog Gunthram einer verstorbenen, reichen Verwandten durch seine Diener das Goldgeschmeide aus der Gruft entwenden ließ, und Herzog Gisilbert von Verona rühmte sich selbst der Plünderung von Albuin's letzter

Fig. 75 bis 79.



Ruhestätte! Außerdem aber hatte man schon bald angefangen, zu ähnlichen Gefäßen Holz als Material zu benutzen; ja es war Sitte geworden, sogar *Prachtgefäße aus Holz zu bilden*. Die Königin Brunichilde schickte z. B. dem Könige von Spanien einen Schild von beträchtlichem Umfange aus Gold mit Edelsteinen verziert und außerdem „zwei große, hölzerne Schalen, die man gewöhnlich Bachinon zu nennen pflegt, mit Gold und edlen Steinen geschmückt“.

Fig. 80 u. 81.



Die *Bronzereife* und *verzierten Blechstreifen*, welche sich mit Ueberresten von Holzwerk noch manchmal vorfinden, sind die einzigen Zeugen dieses so allgemein geübten Gebrauches. Außerdem kommen uns noch einige wenige in rohester, einfachster Arbeit verfertigte Schüsseln von Erzblech vor. Die zahlreichsten, in großer Menge aufgefundenen Gefäße der deutschen Stämme bestehen aus *Thon*.

Fig. 82.

Diese *Krüge und Kannen, Urnen und Vasen, Becher, Schüsseln, Teller und Schalen* werden paarweise und auch häufiger in jedem einzelnen Grabe angetroffen und ihre Gesammtzahl ist außerordentlich bedeutend. Die merkwürdigsten Exemplare jeder Art sind hier aufgestellt und außerdem noch mehr als 1000 Stück jeder Gattung in den anstoßenden Sammlungen.

Unter allen Ueberresten unserer Vorzeit sind sie allein bisher mit stiefmütterlicher, strafbarer Vernachlässigung behandelt worden. Dennoch ist ihre Wichtigkeit bedeutend, indem sie in ihrem Entwickelungsgange von den entlegensten Zeiten unserer Vorgeschichte uns ein viel mehr sicheres Zeugniß der germanischen Culturbestrebungen gewähren als die meisten Metallarbeiten, welche größtentheils an ausländischen Ursprung gemahnen. Diese Thongefäße, welche in richtiger Stufenfolge von den Uranfängen bildnerischer Thätigkeit eine immer festere Hand und ein feineres Gefühl und richtigeres Verständniß für Verhältnisse und Profilirungen neben einfachen, aber richtig angewandten Verzierungsformen vorführen und einen sichern Einblick in die Anlagen unserer Nation gewähren, eröffnen uns zugleich den Zusammen-

hang und das Verständniß für die eigenthümliche Ornamentik der oben vorgeführten Schmuckgegenstände und Geräthe.

Der Ursprung dieser Grabfunde aus der Wanderzeit war, wie schon erwähnt, lange noch nicht allgemein erkannt, obwohl man jetzt den deutschen Stämmen das Eigenthumsrecht nicht mehr bestreiten kann. Sie als Erzeugnisse römischer oder byzantinischer Kunstthätigkeit zu erklären, wurde vielfach versucht. Allein wenn auch bei Vielem die nächsten Beziehungen zu diesen Stilarten nicht geleugnet werden können, wenn dem Einfluß des Handels und lang bewährter Meisterschaft ihr volles Recht zuerkannt werden muß, so finden sich in der Verzierungsweise dieser Grabfunde doch Elemente, welche weder mit römischen, noch mit orientalisch-byzantinischen, noch etruskischen Motiven etwas gemein haben. Sogar die begeistertsten Keltomanen haben vor den chronologischen Anhaltepunkten dieser Grabfunde, vor den byzantinischen, fränkischen und angelsächsischen Münzen des 5. bis 7. Jahrhunderts die Segel gestrichen. Man hat eingesehen, daß nach 400jähriger römischer Herrschaft von einer eigenthümlichen keltischen Kunst nicht mehr die Rede sein konnte.

Daß aber die ältesten dieser merovingischen Metallarbeiten nicht zugleich die Anfänge des Stiles selbst repräsentiren, dafür sprechen die Sicherheit der Anwendung und die zahllosen Nüancirungen der Ornamente selbst. Es mußte eine lange Praxis vorangegangen sein und zwar in einem Material, welches durch seine Vergänglichkeit den Entwickelungsgang der Beurtheilung entzogen hat. Wie die Kunstanfänge aller wilden Völker sich in Flecht- und Schnitzwerk äußern und bei den meisten darin eine große Vollkommenheit, ja Eleganz beobachtet wird, so war dies auch bei den Germanen der Fall. Daß diese aber schon bei ihrem ersten Eingreifen in die Geschichte manche Stufe der Entwickelung erstiegen hatten, entnehmen wir aus den Berichten der glaubwürdigsten alten Historiker, welche genug zu erzählen wissen von ihren steinernen und hölzernen Götterbildern, von ihren heiligen, mit Figuren bedeckten Säulen und ihren zahlreichen Tempeln, erfüllt mit mancherlei Zierwerk, mit Götterbildern und Weihgeschenken, welche „aus Holz geschnitzt waren“.

Der Charakter der Schnitzerei tritt denn auch klar und anschaulich hervor, von den leicht eingeritzten Ornamenten der uraltesten Thongefäße bis zu den kräftig eingeschnittenen, maßvollen Verzierungen der schönen süddeutschen Urnen und Schüsseln. Das Netzwerk, Zickzack, die Rauten, Gitter und Figuren in einander geschobener Stäbe, wie sie auf den Gefäßen in immer verständnißvollerer Weise angewendet erscheinen, wiederholen sich deutlich und leicht erkennbar auf allen Zierstücken und Geräthen aus Metall.

Wie einfach und fast noch barbarisch aber immerhin diese Aeußerungen unserer heimischen Kunstthätigkeit erscheinen mögen, so spricht es wiederum mächtig für das hohe Alter ihrer Tradition, daß selbst die nahe Berührung mit einem so bedeutenden Culturvolke wie die Römer derselben keine entschieden andere Richtung zu geben vermochte. Während im Gegentheil unsere Vorfahren von den Römern nur die Mittel zu einer freiern Ausdrucksweise ihrer eigenen Anschauung entlehnten, wußten sie den Charakter einer selbständigen Kunstentwickelung nicht nur zu bewahren, sondern auch zu einer Bedeutung auszubilden, daß er noch im spätesten Mittelalter Leben und Geltung behielt.

Nachrichten von der schwedischen Polarexpedition 1872.

I.

F. Nach den von den Befehlshabern der beiden zu dieser Expedition verwendeten Fahrzeuge, der Brigg „Gladan“ und des Postdampfers „Polhem“, den Lieutenants G. von Krusenstjerna und L. Palander, eingesendeten Berichten, datirt Greenharbour an der Westküste von Spitzbergen, den 4. August, war „Gladan“, welche am 3. Juli von Göteborg absegelte, am 25. desselben Monats in Spitzbergen bei der Adventbai im Eisfjord angekommen, um dort die Ankunft des „Polhem“ zu erwarten. Dieser Dampfer traf am 27. Juli dort ein, nachdem er am 21. von Tromsö abgegangen und das Südcap von Spitzbergen am 25. angelaufen war. Auf der $4^1/_2$ Tag langen Fahrt auf dem stürmischen Meere von der norwegischen Küste nach Spitzbergen hatte der „Polhem“ sich als ein gutes Fahrzeug bewährt.

Am 29. ging der „Polhem“ mit Anlaufen der Colonie der Interessentschaft „Isfjorden“ *) nach der Dicksonbai, dem östlichen Arme des Nordfjords, ab, von wo er am 1. August nach der Adventbai zurückkehrte und mit „Gladan“ im Schlepptau am 2. wieder nach Greenharbour abging, woselbst die Fahrzeuge an demselben Tage Anker warfen.

Beide Fahrzeuge sollten unverzüglich von Greenharbour nach der zum Winteraufenthalt bestimmten Parry-Insel abgehen. Dort sollten die mitgebrachten Gebäude, ein Theil des Proviants und der Steinkohlen und die übrigen für den Winter erforderlichen Lebensmittel ans Land geschafft und Mannschaft zurückgelassen werden, um das Wohnhaus, die Observationsstationen u. s. w. aufzuführen.

*) Die Colonisation Spitzbergens wurde ursprünglich so dargestellt, als hätte dieselbe einzig und allein einen wissenschaftlichen Zweck, und bei den Unterhandlungen mit fremden Mächten über die Anerkennung der Besitzergreifung der Inselgruppe von dem schwedischen Staate (die jedoch von Rußland nicht unbedingt gegeben worden ist) hat es stets geheißen, dieselbe bezwecke besonders einen Schutz der wissenschaftlichen Niederlassung, welche dort angelegt werden soll. Inzwischen hat das Unternehmen auch noch einen andern Zweck gehabt, welcher unter der Hand längst bekannt gewesen ist, aber nicht öffentlich zur Sprache gebracht werden durfte, um nicht Speculanten fremder Länder Gelegenheit zu geben, Schweden in der Ausbeutung der von dem Professor Nordenskjöld 1868 am Eisfjorde entdeckten Reichthümer zuvorzukommen, zu welcher Ausbeutung sich in Göteborg darauf die Interessentschaft „Isfjorden“ gebildet hat. Diese Reichthümer bestehen in dem bekannten Mineral Phosphat, welches, aufgelöst in Schwefelsäure, eines der werthvollsten Düngungsmittel ist und dort in großer Menge vorkommen soll. Es sind am 30. Juni von Tromsö zwei gemiethete Dampfer, „Fiskeren“ und „Mimer“, mit zwei Gebäuden und einer vollständigen Einrichtung, sowie Proviant und anderen Bedürfnissen für diejenigen, welche dort überwintern werden, nach dem Eisfjord abgegangen. Herr P. Graham, der Director der „Interessentschaft“, ist mitgegangen, wird aber im Herbst zurückkehren; ebenso der Mineralog Dr. Oeberg; dagegen wird der in Tromsö als Vorsteher der Arbeiter angenommene Steiger Tiberg an der Ueberwinterung Theil nehmen. Die Arbeiter, meistens Grubenarbeiter, aber auch einige Walfänger, bestehen in 19 Mann. Tiberg und einer der Arbeiter haben ihre Frauen mitgenommen und außerdem ist eine bejahrtere Wittwe mitgegangen, um der Haushaltung vorzustehen. Die Interessentschaft hat Alles aufgeboten, was in ihren Kräften stand, um die überwinternde Mannschaft möglichst vor den Unbilden des Klimas zu schützen. Mit der wissenschaftlichen Expedition hat diese Unternehmung natürlich keine Gemeinschaft.

Lieutenant Palander hatte die Absicht, mit „Polhem“ gegen Norden zu gehen, um in dieser Richtung so weit wie möglich vorzudringen; vielleicht sollte auch ein Versuch gemacht werden, an die jetzt beinahe ganz unbekannte Ostküste von Spitzbergen zu gelangen und dieselbe zu mappiren.

„Gladan“ (d. i. der Weih) sollte, nachdem die mitgenommenen Effecten auf der Parry-Insel ans Land geschafft waren, direct nach Schweden zurückkehren.

Der Handelsdampfer „Mimer“, welcher am 6. August von Greenharbour nach Tromsö abzugehen beabsichtigte, sollte von diesem Orte die Kohlenladung für „Polhem“ mitnehmen, welche dem ursprünglichen Plane gemäß „Gladan“ hatte holen sollen.

Der Gesundheitszustand an Bord sowohl auf „Polhem“ als auf „Gladan“ war bei dem Abgange des Berichtes gut.

* * *

Außerdem hat der Professor Nordenskjöld an den Großhändler Oscar Dickson in Göteborg, einen der Hauptbeförderer der Expedition und einer der Mitinteressenten der in der Note erwähnten Colonisation, einen Brief geschrieben, datirt Greenharbour, Eisfjord, den 2. August 1872, in welchem es heißt:

„Ich benutze die Gelegenheit, welche sich in den nächsten Tagen darbietet, von hier mit dem Dampfer „Mimer“ Briefe nach Schweden abzusenden und Ihnen einen Bericht über den Verlauf der Expedition bis auf den heutigen Tag abzustatten. Gott sei gelobt, daß ich beginnen kann: „Alles gut und wohl!“

Wie ich in meinem letzten Briefe erwähnte, ging die Expedition am 21. von Tromsö ab. Der Wind war günstig, so daß wir, nachdem wir die norwegischen Skären verlassen hatten, das Feuer unter dem Kessel auslöschen und die Segel hissen konnten — ein äußerst glücklicher Umstand, da die Kohlenquantität, welche der überladene „Polhem“ hatte mitnehmen können, sehr begrenzt war, und „Polhem“ bekanntlich ein großer Kohlenfresser ist. Wir kamen an Beeren Eiland vorbei, ohne die Insel zu sehen, da diese wie gewöhnlich in Nebel gehüllt war. Darum gelang es uns auch jetzt nicht, die wahrscheinlich etwas fehlerhaft eingetragene nördlichste Spitze der Insel astronomisch zu bestimmen. Das ließ sich beinahe vorher sehen. Zweimal sind wir zuvor an der nördlichen Spitze dieser Insel ans Land gestiegen, ohne die Sonnenobservationen erhalten zu können, welche zu einer astronomischen Ortsbestimmung nothwendig sind.

Am 25. Juli stiegen wir bei der südlichen Spitze von Spitzbergen, Südcap, ans Land. Einige Stunden später theils segelten, theils dampften wir weiter dem Platze zu, wo wir „Gladan“ treffen sollten, Adventbai im Eisfjord, wo wir am Morgen des 27. anlangten. Am folgenden Tage wurden wiederum die Anker gelichtet zur Abreise nach der Colonie am Cap Thordsen; aber beim Absegeln gerieth „Polhem“ auf eine sandige Untiefe, welche auf den Karten nicht angegeben ist. Das Wasser war im Fallen begriffen und das Hochwasser mußte abgewartet werden, ehe das Fahrzeug loskommen konnte. Unterdessen ruderten Lieutenant Parent und ich in dem Fangboote einer in der Adventbai liegenden Schute nach der Colonie. Ich wollte nämlich nicht eigentlich fordern, aber doch Anlaß geben, daß einer von den Dampfern der Colonie („Fiskeren“ und „Mimer“) sich nach dem Orte begeben möchte, wo „Polhem“ auf dem Grunde stand, um ihm den etwa erforderlichen Beistand zu bringen. Gleich nach meiner Ankunft lichtete „Mimer“ die Anker und dampfte der Adventbai zu. Bei unserer Hinkunft war das Fahrzeug schon flott, nachdem es mit Hülfe der Boote und der Mannschaft vom „Gladan“ einen Theil der Ladung ausgeladen hatte. „Polhem“ war ganz unversehrt. Doch gingen noch einige Stunden mit dem Wiedereinbringen der Ladung verloren, so daß wir erst früh am 29. weiter nach der Colonie reisen konnten. Hier blieb ich bis zum folgenden Tage, um erforderliche geologische Hülfe zu geben. Die Arbeit war hier in vollem Gange; eine Eisenbahn von dem Ufer nach dem 3500 Fuß entfernten Platze, an welchem die Häuser aufgeführt werden sollten, war beinahe fertig, der größte Theil der Ladung ans Land geschafft u. s. w. Graham hatte mit einem Worte Alles gethan, was gethan werden konnte für die Unternehmung und zur Besiegung der erwarteten oder unerwarteten Schwierigkeiten, welche ihm begegneten. Um durch meinen Aufenthalt in der Colonie die wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition nicht zu beeinträchtigen, wurde „Polhem“ beordert, während der Zeit zur Untersuchung der Dicksonbai abzugehen. Da ich schon am folgenden Tage fertig war, segelten oder dampften auch wir, Graham und ich, auf „Mimer“ diesem Fjorde zu. Nachdem hier verschiedene wissenschaftliche und geographische Untersuchungen ausgeführt waren, kehrten wir mit „Polhem“ zuerst zurück nach der Adventbai und dann nach dem Fjord Greenharbour, in welchem wir jetzt liegen. Uebermorgen reisen wir weiter.

In naturgeschichtlicher Hinsicht sind die spitzbergenschen Inseln jetzt so gut untersucht, daß ich kaum zu hoffen wagte, hier noch einen neuen Fund von bedeutenderer wissenschaftlicher Wichtigkeit machen zu können. Doch ist mir in dieser Hinsicht das Glück auch diesmal gewogen gewesen. Ich komme nämlich eben jetzt zurück von einer Excursion, auf welcher ich in der Nähe der tertiären, bei der Expedition des Jahres 1868 angetroffenen Lager Pflanzenabdrücke fand, welche der Kreideformation, d. h. einer Zeitperiode angehören, die um einige tausend Jahre älter ist als die tertiäre. Dieser Fund liefert ein ganz neues Datum für die frühere Klimatologie der Polarländer und ist für mich von ganz besonderm Interesse wegen der Funde gleichartiger Pflanzenabdrücke, welche 1870 in Grönland gemacht wurden. Diese Sammlungen von Grönland sind jetzt bei Herrn Professor Heer in Zürich zur Bearbeitung. Die hier gemachten Sammlungen werde ich in drei Kisten mit dem „Mimer“ nach Tromsö und Göteborg absenden. — Ich habe heute an Professor Heer geschrieben und ihn gefragt, ob er auch die Bearbeitung dieser Sammlungen übernehmen will. Das wird er unbedingt thun, wenn nur seine in der letzten Zeit außerordentlich angegriffene Gesundheit es ihm gestattet, sich fortwährend mit Arbeiten zu beschäftigen, welche die Denkkraft so sehr anstrengen. — Den Fund der Kreidepflanzen an diesem Orte betrachte ich als einen der wichtigsten, welcher hier hat gemacht werden können. Er berührt nämlich eben eine Frage, welche jetzt in der Geologie auf der Tagesordnung vornan steht, und wenn nur Heer seine Gesundheit wieder erhält oder bereits erhalten hat, so wird das Material sogleich bearbeitet. Es wird also nicht, wie so oft mit Sammlungen geschieht, auf dem Boden irgend eines Museums verschimmeln.

Wenn „Mimer“ von Tromsö hierher zurückkehrt, bringt er nach dem Eisfjorde gegen eine Fracht von 1000 Rthlr. die Kohlen mit, welche „Gladan“ holen sollte, so daß diese nicht nöthig hat, zwei Reisen nach Tromsö zu machen. Wenn „Gladan“ zurückkehrt, hoffe ich über unser Thun und Lassen noch ferner gute Nachrichten geben zu können.“

* * *

Ein in Tromsö von einem Theilnehmer an der Expedition am 20. Juli 1872 geschriebener Brief, an die Redaction der hiesigen (Stockholmer) Zeitung „Nya Dagligt

Allehanda" gerichtet, von dieser aber erst am 31. August veröffentlicht, enthält unter der Aufschrift „Briefe von dem Nordpol", dem ersten einer Serie, die zu erwarten ist, über die Ausrüstung und Anderes mehr wesentlich das Folgende:

Unser Fahrzeug ist das zur Winterpostfahrt zwischen Westervik und Wisby im Jahre 1858 zu Motala erbaute eiserne Dampfboot „Polhem", benannt nach dem berühmten Gelehrten dieses Namens. Mit seinen doppelten Böden und Seiten sowie den vielen wasserdichten Abtheilungen scheint es zu der jetzigen Reise ganz besonders passend zu sein. Es ist 110 Fuß lang, 20 Fuß breit und geht $8^1/_2$ Fuß tief. Für diese Expedition ist in Oscarshamn ein Ueberbau über das ganze Fahrzeug gemacht worden, welcher etwa 10,000 Rth. (8 Rth. = 3 Thlr. preuß. Crt.) gekostet hat, und dieses hätte dem ganzen Unternehmen beinahe ein schmachvolles Ende bereitet, denn die mechanische Werkstätte in Oscarshamn wollte für diese Summe die ganze Nordpolexpedition in Haft setzen lassen. Doch wurden wir durch das Dazwischentreten guter Menschen von diesem Scandal gerettet. Das Schiff hat eine Hochdruckmaschine von 60 Pferdekraft, welche unter voller Fahrt von 9 Knoop in der Stunde 15 Cubikfuß Kohlen braucht, aber mit 10 bis 12 Cubikfuß 6 bis 7 Knoop machen kann. Mit vollem Kohlenvorrathe, 1600 bis 1700 Cubikfuß, haben wir also Kohlen für 110, und mit größerer Sparsamkeit für etwa 150 Stunden. Das Personal besteht in dem Chef der Expedition, Professor Nordenskjöld; dem Chef des Fahrzeuges, Lieutenant Palander; dem Arzt, Candidaten der Medicin Envall; zwei Gelehrten, dem Docenten Wijkander, Astronom und Physiker, und dem Docenten Kjellman, Botaniker; dem Lieutenant in der italienischen Flotte, Eugenio Parent; dem Steuermann Stjernberg; dem ersten Maschinisten Lindström; dem zweiten Maschinisten Landegren; dem Zimmermann, Conservator, fünf Matrosen und sieben Bootsmännern. Für den Winter wird das Personal etwas verändert, indem der Docent Kjellman, der Conservator, zwei Matrosen und zwei Bootsmänner nach Hause zurückkehren und anstatt derselben von Tromsö ein Renthierführer und vier Lappen oder Quäner kommen, so daß die ganze Anzahl für den Sommer 23 und für den Winter 22 Mann beträgt. Jeder Mann erhält von der Krone 2 blaue Hemden, 8 Paar wollene Strümpfe, 4 Paar Beinkleider, 1 Jacke, 3 Paar Schuhe, 4 flanellene Wämser, 2 Mützen, 1 Matrosenjacke von Segeltuch, gefüttert mit Wolle, sowie 1 Wachpelz; und von der Expedition: 1 „Pesk" (Pelzrock von Renthierfell), 2 Paar „Skaller" (Schuhe von dito), 1 Paar „Bellinger" (eine Art Beinkleider oder Gamaschen von dito), 2 Paar Pelzhandschuhe, 2 Paar Stiefeln von Segeltuch, 1 Mütze, 5 Paar wollene Handschuhe, 7 Paar lange und 7 Paar kurze wollene Strümpfe, 3 wollene Wämser, 1 gestrickte Jacke, 1 wollenes Halstuch, 1 Paar „Komager" (lederne Stiefel von eigenthümlicher Construction, in denen eine Art Heu als Filzsohlen angewendet wird) und 1 Paar Seestiefel. Wir sind also gegen die Bekämpfung der Kälte gut ausgerüstet, und die Eisbären werden in diesem Winter bei Weitem dünner bekleidet sein als wir.

Aus deutschen Landschaften.

4. Westschlesien und seine Bewohner.

I.

B. Wenn man im Osten Deutschlands von Norden nach Süden vordringt, treten Einem, je weiter man in das freundliche Schlesien hineingelangt, fast durchweg immer mehr die Beweise vorgeschrittener Cultur und besonders eines rastlosen Fleißes auf den belebteren Fluren entgegen, dieselben bilden einen Gegensatz zu den oft, und meist in weiter Ausdehnung, mit ein und denselben Gewächsen bestandenen, baumlosen, monotonen Acker- und Weideflächen der nördlicheren Provinzen. Sie haben vielfache Theilung und vielfachen Wechsel von allerhand Culturpflanzen und Bäumen.

Westschlesien gehört zur einstigen Lausitz, und hat daher auch manche Bewohner wendischer, also slavischer Abstammung, doch ist die Germanisirung auch in Westschlesien schon seit lange so vollkommen durchgedrungen, daß außer alten Orts- und Eigennamen nur noch Weniges an die wendische Sprache erinnert, diese ist mit wendischer Tracht und Sitte auf einen Theil der Niederlausitz zurückgedrängt worden. Die im Osten der Oder allerdings größere Uebereinstimmung zwischen dem benachbarten Posen und Schlesien beschränkt sich in Westschlesien fast gänzlich auf die Beetbestellung der Felder und einige Aehnlichkeit in der Bauart der ärmlichen und kleinen alten Häuser und Ställe mancher Dörfer, und in dem Anblick der Landschaften in den flach liegenden Gegenden.

Wie sich hingegen die alten mauerumschlossenen westschlesischen Städte von den offenen polnischen schon im Aeußern, und daher durch daraus entsprungene sorgfältigere Benutzung des Raumes, also engere Bebauung, auch im Innern wesentlich unterscheiden, so zeigen schon überhaupt die schlesischen und namentlich die westschlesischen ländlichen Gebäude außer manchen anderen Unterscheidungsmerkmalen besonders den wohlthuenden Unterschied gegenüber denen Posens und der nördlicheren Provinzen, daß ihre Wände und Giebel vielfach, ja in manchen Districten größtentheils, mit Spalieren von Obstbäumen und Wein oder mit wilden Schlinggewächsen bekleidet sind. Auch erfreuen sie das Auge durch Sauberkeit und durch größere Liebe zu Gärten und Bäumen aller Art.

Wie in der Gestaltung seines Heimwesens und in seiner Umgebung, so zeigt der Schlesier auch bei persönlichem Verkehr in seinem Wesen einen durchaus freundlichen, heitern Charakter, ein offenes, zutrauliches, fröhliches Gemüth, Eigenschaften, die der Pole nur wenig mit ihm theilt, und die zufolge höherer Cultur bei ihm sich noch schneller äußern, und selbst in der niedrigsten Classe fast gänzlich baar der Jenem noch anhaftenden Rohheit sind.

Der Schlesier, in Stadt und Land, ist zwar lebenslustigen Sinnes, aber dabei genügsam. Schmale Kost, harte Arbeit, kurze Ruhe, mangelhafte Wohnung rufen nicht etwa mürrische Stimmung und verdrossene Arbeit hervor. Der Woche karger Verdienst wird allerdings nicht gut zu Rathe gehalten, man will sich damit einen vergnügten Sonntag

verschaffen. Bei aller Lustigkeit ist man doch auch maßvoll. Man liebt Musik und Tanz und trinkt Bier, nicht viel Branntwein. In Bezug auf die Musik herrscht das Clavier, der Flügel, vor, den man fast in jedem Dorf-Kretscham (Kruge) und fast in allen öffentlichen Localen in und vor den Städten findet, und denen man stets die „fleißige“ Benutzung anmerkt.

Wie das baierische Bier dem Charakter und dem Körper des Baiern entspricht, der es braut und oft in übergroßen Massen trinkt, so das westschlesische mäßig starke Bier dem es mäßiger trinkenden Westschlesier. So leicht trinkbar, angenehm und wenig bitter dieses Bier, so leicht zugänglich, freundlich und gutmüthig ist auch der Charakter dieses Volksstammes.

Dieses Bier wird hauptsächlich in unzähligen Dörfern in noch zu wenig allgemein bekannter Güte erzeugt. Erst wenige sind berühmt geworden, wie das Stensdorfer und Gorkauer. Das Grafensteiner und viele andere, oft in entlegenen Dörfern, verdienen ebenso sehr weiteres Bekanntwerden.

Ein Beweis vorgeschrittenerer Cultur in Westschlesien ist unter Anderm auch, daß man in den Dorfkretschams außer dem unvermeidlichen, überall verbreiteten Kartenspiel und den auch im Norden schon häufiger werdenden Kegelbahnen vielfach noch andere Unterhaltungsspiele findet, wie z. B. Domino, Damenbrett, Ringspiel und ganze Sortimente von gordischen Knoten und Geduldspielen zum Zusammensetzen ꝛc., ein Beweis, daß die Genügsamkeit des Volkes sich weniger auf den Geist erstreckt, derselbe vielmehr das Bedürfniß und den Genuß daran findet, zu grübeln und sich anzuregen *).

Wenn man aus Norddeutschland nach Schlesien kommt, so fällt Einem, je weiter nach Süden, immer mehr der ganz andere Charakter der **Bauart** auf. In den nordöstlichen preußischen Provinzen tragen, gemäß dem monotonern Charakter der Natur und dem ernstern, ruhigern Charakter und Wesen der Bewohner, mit Ausnahme mancher schönen alten Kirchen, Giebelhäuser und Schlösser, die älteren Gebäude in Stadt und Land einen langweiligen Charakter zur Schau. Sie zeigen das Streben nach strenger Zweckerfüllung und äußerster Sparsamkeit, die neueren Bauten in Stadt und Land, auf großen und kleinen Besitzungen deuten einen fast allgemein rege gewordenen Sinn für Schönheit der äußeren Formen an, und verrathen durch Material und Anwendung verschiedenen Schmuckes Zunahme an Wohlstand. Aber während die verschiedenen Gattungen der Gebäude, Herren- und Arbeiterhäuser, Ställe und Scheunen, in Uebereinstimmung mit dem abgeschlossenern Wesen des Norddeutschen, sich gegenseitig wenig mit einander vermischen und vereinigen, sondern sich fast stets scharf von einander unterscheiden, finden wir im Gegentheil bei den Gebäuden in Schlesiens Städten und Dörfern unruhige Fronten, viele Auswüchse und Anhängsel, eine gegenseitige Vermischung der Gattungen und daher geringere Unterschiedlichkeit; sie machen den Eindruck einer buntern Mannichfaltigkeit der Formen, die dem daran weniger gewöhnten Auge, mindestens im Anfange, wohlthut, und dem Gesammtanblicke etwas Freundliches und Gefälliges verleiht. Auf die Dauer jedoch verliert, wenigstens dem ernstern Norddeutschen gegenüber, alles übertrieben Bunte, Alles, was leicht zu Täuschung und Verwechselung verleiten kann, an Reiz. Es ermüdet das Auge. Würdiger erscheint es, wenn man jedem Dinge seine Bestimmung ansehen kann. Eine Attrape erregt vorübergehendes Wohlgefallen, aber nicht bleibendes Interesse.

*) Dieser Volkscharakter, Gutherzigkeit, Heiterkeit mit etwas neckischem, schelmischem Frohsinn, Rechtsgefühl und Dankbarkeit, Fleiß und Ausdauer, Bescheidenheit und Genügsamkeit, spiegelt sich auch in den Volkssagen und deren Hauptgestalt, Rübezahl, dem Geiste des Riesengebirges, ab.

Zwar findet man die Vereinigung von Haus und Stall nebst Vorrathsräumen auf kleineren und mittelgroßen Wirthschaften, wie in Schlesien, auch namentlich in Nordwestdeutschland, und, durch die Natur, durch die Schneemassen des Winters geboten, allgemein in den Gebirgen. Und diese vorsorgliche Einrichtung ist nicht allein dort, sondern wäre wohl überhaupt für kleinere Wirthschaften sehr angemessen und zweckmäßig, indem dadurch, daß man aus dem durchgehenden Flure des Hauses direct in den Pferde- und Kuhstall gelangen kann, die Wartung des Viehes und die Aufsicht darüber sehr erleichtert wird.

Als auffallend darf hier erwähnt werden, daß die wohl in ganz Schlesien vielfach verbreitete, namentlich in den Gebirgsgegenden allgemeine, zweistöckige Bauart der Ställe mit überhängendem Dache auf der Hofseite und einer zu den Räumen des obern Stockes führenden Gallerie sich in fast ganz gleicher Weise in manchen pommerschen Küstendörfern wiederfindet, in denen es viel dänische Familiennamen giebt. Sollte sie dort aus Dänemark eingeführt worden sein?

Eine Eigenthümlichkeit der Gebäude sind, wie schon bemerkt, die vielen Unterbrechungen der Fronten, die vielen Anbauten und Anhängsel, sowohl an den Seiten, als an den Enden, wozu auch die fast immer in der ganzen Höhe des Hauses angebauten, schon von Weitem durch meist feuchte Mauern nur allzu kenntlichen, die Häuser verunzierenden, und durch den in ihnen aufsteigenden Luftzug verpestenden Aborte gehören. Abgesehen von dem dadurch überhaupt hervorgerufenen Eindrucke liegt noch ein triftiger materieller Grund vor, solche vielen kleinen Anbauten und überhaupt viele kleine Gebäude für unpraktisch und unvortheilhaft zu halten, namentlich bei massiver Bauart, wegen der unverhältnißmäßig großen Material- und Arbeitskosten; denn je kleiner der Inhalt im Verhältniß zu den Umfassungswänden, desto theurer ist verhältnißmäßig das Gefäß oder Gebäude.

Während z. B. der ruhigere Pommer, ehe er anfängt, zu bauen, schon meist jahrelang vorher den Plan gefaßt und überlegt hat, und dann im Verhältniß zum Ertrage seiner Wirthschaft **ein** stattliches großes Gebäude hinstellt, an dem er höchstens, wenn es eine Scheune ist, neben den Thoren sogenannte Abseiten in der ganzen Länge der Front anbringt, scheint der lebhaftere und weniger lange überlegende Schlesier sich schneller zum Bauen zu entschließen. Gedacht, gethan, baut er bald hier „a bissel“ und bald da „a brinkel“. Es sieht niedlich aus. Aber, und besonders bei Massivbau, wie viel Mauer und wie wenig Raum!

Wenn nun zwar auch in der Nähe der Gebirge und Steinbrüche und großer Gebirgswälder das Baumaterial billiger ist, als in den meisten Tiefländern, so bleibt doch jede Verschwendung eben Verschwendung, und es wird außer Material und Arbeit, also Geld, auch Zeit vergeudet.

Diese aus einem geringern Grade von Ueberlegung, aus einem leichtern Sinne entspringende Art von Verschwendung bei Bauten dürfte aber vielleicht mit Recht dem Schlesier um so höher angerechnet werden, als er im Allgemeinen einen weit höhern Grad der Schulbildung besitzt, wie manche Nordostdeutsche, und der schlesische Landmann in seiner langgebräuchlichen Combinirung von Haus und Stall die Vortheile weniger großer Gebäude vor mehreren kleinen kennen und schätzen gelernt haben müßte.

Wenn man die **Leute**, besonders des gebirgigen Westschlesiens, und namentlich der ärmeren Classen, mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, so findet man ganz auffallend viele kleine, fast zwerghafte Gestalten, welche an die Sagen

von den Gnomen, Kobolden und Berggeistern erinnern. Hat der Bergbau auf ihre gleichsam zusammengestauchten, übermäßig untersetzten Figuren Einfluß ausüben können? Wahrscheinlich nein! Denn man findet diese Gestalten mehr oder mindestens ebensowohl in den nicht Bergbau treibenden Gegenden Schlesiens und des angrenzenden Sachsens, als in deren Bergbaudistricten. Was ist denn der Grund? Man schaue in ihre Wohnungen, und man wird ihn finden.

Wie in Norddeutschland noch bis in die Gegenwart bei dem ärmern Theile der Landbevölkerung durch zu niedrige, dunkle und dumpfige Ställe im Verein mit mangelhafter Ernährung das Rindvieh, namentlich die Kühe, zu zwerghaften Formen mit oft bösem Charakter herabgedrückt, heruntergebildet worden, während der Westschlesier dieses Vieh im mit dem Hause verbundenen Stalle, der wegen tieferen Fußbodens mehr lichte Höhe als die menschliche Wohnung hat, oder in hausähnlichen Ställen mit sorgfältiger Ernährung und Pflege zu einer großen, starken, schweren, sanftmüthigen und ergiebigen Race herangebildet hat, wohnt der Westschlesier, der Oberlausitzer, noch zum großen Theile, und nicht bloß auf dem Lande, in überaus niedrigen, dumpfigen und feuchten Wohnungen, und namentlich in niedrigeren Wohnungen als der Norddeutsche.

Ist es möglich, daß Menschen von fast 6 Fuß Höhe in kaum so hohen oder wenig höheren Wohnungen erzogen werden können? Im allgemeinen, Nein! Außerdem ermangeln diese Wohnungen bei dem meistens aus Bruchsteinen bestehenden, stark wasseranziehenden, Baumateriale auch häufig hinreichenden Lichtes und der erforderlichen Lüftung. Der in den meist sehr alten Städten zu dicht, und wie schon weiter vorn bemerkt, mit zu vielen vorspringenden Anhängseln bebaute Raum bietet zu viele Winkel für stagnirende Gase, die in Folge der unten offenen und oben meistens von den Wohnräumen aus zugänglichen Cloaken und wegen des von unten nach oben stattfindenden Luftzuges nur allzu leicht in die Wohnungen bringen. Ferner verderben die in den Wohnungen der Armen in Westschlesien fast allgemein üblichen Kochöfen in den niedrigen und engen Stuben die Luft auf eine erschreckliche Weise. Zwar führen diese fast den ganzen Tag offenen Oefen einen Theil der schlechten Luft wieder ab, aber der größere Theil derselben, durch die Erwärmung nach oben getrieben, bleibt in der Region, in der der Mensch zu athmen hat. Es ist daher sehr natürlich, daß die zu unreine namentlich mit Stickstoff, Kohlensäure, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, den beim Kochen und Braten erzeugten brenzlichen Gasen und Wasserdünsten, sowie mit den Cloakengasen und mit Staub geschwängerte Zimmerluft auf das Wachsthum des Körpers nachtheilig und hemmend wirkt.

Vielleicht finden die im schlesischen und Lausitzer Gebirge häufigen Kröpfe darin auch eher ihre Erklärung und Entstehung, wie in dem, wenigstens dem Anscheine nach, viel bessern Trinkwasser, als es z. B. ein großer Theil von Pommern hat.

Schade um den freundlichen, fröhlichen, fleißigen Menschenschlag!

Alle diese Uebelstände treffen vorzugsweise das weibliche Geschlecht, das zufolge seiner Bestimmung durch häusliche Arbeiten mehr an die Wohnung gefesselt ist. Demgemäß sieht man auch hauptsächlich die Kröpfe und solche zusammengestauchten unschönen Figuren unter dem „schönen" Geschlechte jener Gegenden, mit flachen Stirnen und großer mit Haar bedeckter Kopffläche, welches aber wiederum hier besonders leicht auszufallen scheint.

Es ist zu verwundern, daß diese beengenden und herabdrückenden schädlichen äußeren Einwirkungen nicht im Stande gewesen sind, den Westschlesier zu dem anderswo häufigen Stumpfsinne herabzuwürdigen, daß vielmehr Zufriedenheit, Frohsinn und mancherlei andere damit zusammenhängende gute Eigenschaften der Seele, namentlich großer Fleiß und Gutmüthigkeit, dennoch Hauptcharakterzüge des Volks bilden.

Aus allen Erdtheilen.

K. v. Fritsch und J. J. Rein im marokkanischen Atlas.

Dr. v. Fritsch aus Frankfurt a/M. veröffentlicht in den geographischen Mittheilungen einen vorläufigen Bericht seiner mit Dr. Rein im Sommer dieses Jahres in den marokkanischen Atlas unternommenen Reise, aus dem wir das Nachstehende herausheben.

Der Ausgangspunkt der beiden Reisenden war Mogador, wo ein deutscher Jude, Daniel Cohen, ihre Zwecke sehr förderte; er ist dort ein sehr einflußreicher Mann, welcher darauf ausgeht, in directe Handelsverbindung mit Deutschland zu treten, dessen Waaren bisher über Marseille oder London, aber in großer Menge importirt wurden. Ohne alle Gefahr wurde die Hauptstadt Marokko erreicht, wo ihnen das Haus als Wohnung angewiesen wurde, in dem Moses Montefiore, Dr. Hookes und andere europäische Reisende gewohnt. „Wie uns schon in Tanger die Eingeborenen die Hände gedrückt hatten, weil wir Preußen seien, so wurden wir auch in der Hauptstadt äußerst zuvorkommend aufgenommen." Indessen den Reisenden wurden bei der Bereisung des Atlas doch einige Schwierigkeiten bereitet, und nur einmal glückte es ihnen, den Gebirgsrücken zu besteigen, am Paß von Tisi Techerat (etwa 3400 Meter hoch), der vom Nerayathal nach Tisunt im Susthal führt. Ohne ein zweites Mal den Gebirgskamm erreicht und ohne einen Gipfel desselben betreten zu haben, mußten dann die Reisenden nach Mogador zurückkehren. Trotzdem ist die kurze Wanderung für die Wissenschaft sehr ersprießlich gewesen. Eine nicht unbeträchtliche Zahl von Winkelmessungen und Höhenbeobachtungen setzten Fritsch und Rein in den Stand, die bisherigen kartographischen Darstellungen des Gebietes zwischen dem Laufe des Tensift (dem Flusse, an welchem die Stadt Marokko liegt), dem Kamm des Atlas und der atlantischen Küste wesentlich zu verbessern. Ueber den geologischen Bau des Landes haben sie zahlreiche Beobachtungen gemacht. Dr. Fritsch schreibt: „Leider sind freilich in den von uns besuchten Landestheilen Petrefacten allzu selten, nur Bänke fossiler Austern sind in Menge vorhanden, die Ausbeute ist indeß weit weniger reichhaltig als man nach dem erwarten sollte, was über Algerien bekannt ist. Ueber das frühere Vorhandensein von Gletschern bin ich wesentlich anderer Ansicht als Hooker und seine Begleiter. Die Trümmermasse im obern Nerayathal kommt aus einem kleinen und engen Seitenthal hervor; polirte Felsstücke liegen zwar unter den anderen, diese Politur ist aber nicht der Gletscherschliff, sondern einfache Rutschfläche. Wirkliche Gletscherwirkungen: Rundhöckerbildung, Ausschleifung der Felsen bis zu einer frühern obern Gletschergrenze, Seitenmoränen, Sanddecken im Hauptthal, alles dieses fehlt, und eine mächtige Schuttkegel

mit seinen hausgroßen Felstrümmern, mit der kleinen Ebene im Hauptthale hinter demselben ist meiner festen Ueberzeugung nach nur der Schuttkegel eines Bergsturzes, wie man sie in den Alpen vielfach sieht, z. B. im Blegnothal. In der That würde wohl früher eben so wie jetzt die Enge der Thäler die Gletscherbildung gehemmt haben, und wenn jemals das Merayathal einen Gletscher besessen hätte, würde dasselbe nicht heute noch anstehendes Steinsalz enthalten." — Hiernach wäre also das zu berichtigen, was wir „Globus" XX, S. 160 nach Hooker über die Spuren der Eiszeit in Marokko mitgetheilt haben *).

Die deutschen Naturforscher fanden im Atlas wenig Alpenpflanzen, darunter Oxyria reniformis; doch mangelten Alpenformen, jene niedrigen blüthenreichen Rasen oder Flecken, nicht. Die Alpendohle kam am Passe schaarenweise vor.

Chinesische Studenten im Auslande.

In China hat man sich bis in die allerjüngste Zeit ablehnend gegen alle abendländischen Einflüsse verhalten, aber selbst in diesem Mandarinenstaate wird endlich doch begriffen, daß die alten Schranken nicht mehr aufrecht zu erhalten sind. Es hat den Hof von Peking vor einigen Jahren große Ueberwindung gekostet, eine Gesandtschaft nach Europa zu schicken, die übrigens ohne weitere Folge geblieben ist; jetzt muß man, wohl oder übel, dem guten Beispiele folgen, welches Japan giebt. Das Inselreich des Sonnenaufgangs hat begabte Jünglinge zu Hunderten nach Europa und Nordamerika zu weiterer Ausbildung geschickt und läßt namentlich aus Deutschland Schulmeister kommen, um seine Lehranstalten nach deutschem Muster einzurichten. Ganz so weit ist man in China noch nicht; hier ist der Dünkel noch viel zu stark, aber so viel wird doch in Peking begriffen, daß es heute eine unbedingte Nothwendigkeit ist, die Verhältnisse der abendländischen Völker besser zu verstehen als bisher. In der Mitte des September kamen mit dem ostasiatischen Dampfer nicht weniger als dreißig junge Chinesen und Chinesinnen in San Francisco an; als Aufseher sind ihnen drei Mandarinen beigegeben. Die chinesische Regierung hat nicht weniger als eine Million Dollars angewiesen, um die Kosten für die Ausbildung dieser jungen Leute zu bestreiten, welchen künftig in jedem Jahre weitere dreißig folgen sollen. Ob sie zweckmäßig verfährt, indem sie dieselben gerade nach Nordamerika schickt, darf bezweifelt werden; die Japaner ziehen bereits Europa, insbesondere Deutschland, vor. Jene Chinesen gehören den vornehmen Classen an; sie werden als sehr intelligent geschildert, auch sei ihre Hautfarbe sehr hell. Da man in Peking die Zudringlichkeit kennt, welche die Methodisten und Baptisten in Bezug auf das Proselytenmachen zeigen, hat man den Aufsichtsmandarinen gemessene Befehle ertheilt, die jungen Leute vor solchen zu bewahren, damit sie einst „unbefleckt" ins Blumenreich zurückkehren. Sie sollen täglich in der Moralphilosophie des Confucius unterwiesen werden und die Edicte des Kaisers Kang hi lesen. Ein großer Fortschritt liegt darin, daß man auch junge Mädchen zur Ausbildung außer Landes geschickt hat. Bekanntlich nimmt das weibliche Geschlecht, das ja „keine Seele" hat, in China nach eine sehr untergeordnete Stellung ein.

Aus Central- und Südamerika.

In Central- und Südamerika ist man eifrig darüber aus, die Verkehrsmittel zu vermehren. An der Eisenbahn in Costa rica wird rüstig fortgebaut, während die Arbeiten an dem Schienenwege in Honduras in Folge der jüngsten Revolution eine Stockung erfuhren. In Guatemala wird die Strecke zwischen dem Hafen San Jose am Großen Ocean bis zur Hauptstadt Guatemala gegenwärtig vermessen; die Concession ist einem Engländer, Herrn Kelly, ertheilt worden. Auch Neugranada macht Fortschritte; es ist dort im Plan, den Hafen Buenaventura am Großen Ocean mit dem goldreichen Thale des Cauca zu verbinden. Dieser Fluß mündet in den Magdalena, der ins Atlantische Meer fällt. In allen diesen Staaten bietet der Bau manche Schwierigkeiten dar, weil die Cordilleren zu überschreiten sind. Dasselbe ist der Fall in Bolivia. Dort will der südamerikanische Eisenbahnkönig H. Meiggs eine Bahn bauen zwischen Mexillanes, dem Guanohafen, der auf der Grenze von Chile und Bolivia liegt, nach Caracoles. Die bei diesem Platze vor zwei Jahren entdeckten Silbergruben erweisen sich als über alle Erwartungen reich. Sie liegen am Rande der trostlosen Atacamawüste, welche uns durch Professor Philippi in Santiago und durch Herrn J. J. v. Tschudi vortrefflich geschildert worden ist, in einer Höhe von 2740 Meter über der Südsee. Die Bahn wird 160 Miles lang werden. In Peru bauet Meiggs an der Gebirgsbahn von Oroya nach Osten hin weiter; im Innern Südamerikas hat Oberst Church die Arbeiten an der Bahn, welche den St. Antonsstromschnellen des Madeira entlang ziehen wird, bereits beginnen lassen. — In Argentinien ist in der Woche vom 7. bis 14. September die Länge der Telegraphenlinien um 386 Miles vermehrt worden. Mit der transandinischen Eisenbahn über den Planchonpaß wird es Ernst; die Vermessung hat ergeben, daß von der Strecke im Anschluß an die bereits vorhandenen Bahnen auf die argentinische Seite 730 Miles entfallen werden, wovon etwa zwei Drittel in der Ebene zu bauen sind; auf die westliche, chilenische Seite werden nur 59 Miles kommen. Der argentinische Congreß hat wieder sechs neue Bahnlinien genehmigt; eine derselben wird das vorhandene Buenos-Ayres-System mit Mendoza und San Juan verbinden; von dem letztern gedenkt man späterhin weiter über die Cordillere nach Chile zu bauen und dabei den Paß Los Patos zu benutzen. Es würden dann zwei transandinische Schienenwege vorhanden sein. — In Uruguay, wo jetzt Ruhe herrscht, hat man mit dem Baue einer Nordwestbahn begonnen, welche von Salto am Uruguay, in einer Länge von 110 Miles, bis an die brasilianische Grenze geführt werden soll.

— Die Auswanderung nach Paraguay hat begonnen. Am 2. October ist der Dampfer „Kepler" von Liverpool mit etwa 350 Köpfen, Engländern und Deutschen, abgegangen, meist rüstigen, jungen Bauern und Handwerkern, die zum Theil Familie mitnehmen. Die Herren Robinson, Fleming und Compagnie, Agenten der Regierung von Paraguay, haben die Mittel hergegeben und ein Herr Villat ist als Bevollmächtigter auf dem Schiffe. Schon vor einigen Monaten sind einige sachverständige Männer nach Paraguay vorausgegangen, um Alles zur Aufnahme der Emigranten vorzubereiten. Dort ist in Folge des langen Krieges die Bevölkerung gegen früher um zwei Drittel vermindert worden. Das Land ist eines der schönsten in Südamerika und das Klima gesund. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner besteht aus Guarani-Indianern.

— In Peru sind Präsident und Congreß darüber einverstanden, daß der Staat die vielen Unterlassungssünden, welche der Clerus sich hat zu Schulden kommen lassen, möglichst gut zu machen habe. „Der planmäßigen Verdummung, welche im System der römischen Geistlichkeit liegt, müssen wir die Aufklärung durch den Volksunterricht gegenüberstellen. Die Arbeit wird keine leichte sein, aber wir wollen und müssen mit Nachdruck ans Werk gehen!" So sprach ein Deputirter unter allgemeinem Beifall. Die Regierung hat dem Consul des päpstlichen Kirchenstaates, der nicht mehr existirt, das Exequatur entzogen; der Congreß hat auch die Stolgebühren und Sporteln abgeschafft, welche der Clerus für Taufen, Trauungen und Begräbnisse bezog. Peru ist bekanntlich ein ganz katholisches Land, aber die Schritte der Regierung werden von der gesammten Presse im Lande gebilligt, nur das Preßorgan der Geistlichkeit macht eine Ausnahme. Bezeichnend für die Stimmung ist auch, daß für den 20. September eine große „antipapistische Volksversammlung" in Lima angekündigt worden ist; sie sollte unter freiem Himmel abgehalten werden.

*) Die Orographie des Großen Atlas behandelte jüngst auf der Versammlung der British Association zu Brighton John Ball, einer der Begleiter Hooker's. („Nature" Nr. 149.)

— Nach Austreibung der Jesuiten und anderer Mönchsorden hat man in Guatemala etwas geschaffen, das neu ist im ehemals spanischen Amerika, nämlich ein Ministerium für den öffentlichen Unterricht und die Volksaufklärung.

Noch etwas Neues und Erfreuliches finden wir in den jüngsten Berichten aus Südamerika. In Bolivia verfügt ein Erlaß des Präsidenten Morales, vom 5. Juni, daß für alle Soldaten der Republik Regimentsschulen errichtet werden sollen. Jeder bolivianische Soldat soll nicht nur Elementarunterricht erhalten, sondern es soll ihm zwei Mal in der Woche aus unterhaltenden und belehrenden Büchern „zu angenehmer und nützlicher Unterhaltung" etwas vorgelesen werden. Da die Soldaten viel freie Zeit haben, so soll jetzt jeder in Regimentswerkstätten ein Handwerk erlernen, damit er nach vollendeter Dienstzeit sich durch redliche Arbeit ernähren könne. Zur Unterhaltung werden in jeder Garnison Kegelbahnen für die Soldaten gebaut.

Aus Neuseeland. Die Fabrikation von Seilen aus neuseeländischem Flachs (Phormium tenax), welche sehr darniederlag, erhebt sich in Folge einer Entdeckung ganz außerordentlich wieder. Dr. Hector, der bekannte Naturforscher, beobachtete nämlich, daß die Seile der Maoris sehr lange hielten und durchaus nicht faulten. Auf seine Fragen hin erklärten ihm die Maoris, daß sie die Seile mit dem Oele der Wekapflanze einfetteten. Man machte nun Versuche mit diesem Verfahren und fand, daß das Kraft- und Ausdauerverhältniß der gewöhnlichen Phormiumseile sich zu den mit Weka eingefetteten wie 22 zu 95 verhielt. Damit ist aber die Güte der so behandelten Seile über alle aus anderen Fasern hergestellten entschieden.

Unser europäisches Wild hat sich auf der Nordinsel, namentlich im Waikatodistricte, außerordentlich vermehrt. Der Gouverneur, Sir George Bowen, hielt im Juli eine Jagd ab, bei der 640 Fasanen, 89 Wildenten und 249 Kaninchen geschossen wurden. Unser Edelhirsch kommt in Rudeln von 100 Stück vor und die Canterbury-Flüsse schwärmen von eingeführten Forellen. Auch der schwarze australische Schwan hat sich gut acclimatisirt. Die Fauna Neuseelands erhält von Jahr zu Jahr ein anderes Gepräge und bald wird der ursprüngliche Charakter ganz verwischt sein.

* * *

— Gustav Wallis ist von seiner Reise nach Neugranada kürzlich zurückgekehrt. Dieses Land hatte er schon früher besucht; den jüngsten Ausflug machte er vorzugsweise zu botanischen Forschungen und Sammlungen. „Ich bereiste," so schreibt er uns, „die Provinz Antioquia, wo ich die Andes bis zu 13,000 Fuß Meereshöhe bestieg und, abgesehen von interessanten Palmen, Orchideen, Blattpflanzen ꝛc., auch in zoologischer Hinsicht eine gute Ausbeute erlangte. Die wissenschaftlichen Resultate werden dem sich für dieselben interessirenden Publicum demnächst bekannt gegeben werden; denn während das botanische Ergebniß in den Etablissements des Herrn Linden in Brüssel und Gent seiner weitern Verbreitung entgegensieht, sind die Conchylien dem Professor Mousson in der Schweiz und die Käfer und anderen Insecten an verschiedene Fachmänner zur Bestimmung vertheilt worden. Das ganze zoologische Resultat überhaupt wurde zu schließlicher Verfügung Herrn Custos Schmaltz in Hamburg anvertraut; eine Partie von Moosen und anderen Kryptogamen geht, gleichfalls zum Zwecke der Bestimmung, in die Hände des Dr. Karl Müller in Halle über."

— Die Zahl der Dampferlinien zwischen Neuyork und Europa steigert sich mit jedem Jahre. Zu Cardiff in Schottland wurde jüngst das erste Schiff für die Linie zwischen dieser Stadt und dem großen Emporium am Hudson von Stapel gelassen. Es heißt „Glamorgan" und soll die Fahrt über den Atlantischen Ocean in neun Tagen zurücklegen.

— Die Russen haben mehrere Dampfer in der Fahrt von Odessa nach Schanghai. Dieselben schiffen den Yang tse kiang hinauf bis nach dem großen Theemarkte Hankëu, wo sie Ladung einnehmen. Zu Nagasaki in Japan kam zu Anfang des Augustmonates der Dampfer „Surprise" aus London an; er hatte für russische Rechnung die Bestandtheile für zehn Barken und drei Dampfer an Bord, außerdem eine große Menge von Maschinen. Alles war für die Amur-Dampfschifffahrtscompagnie bestimmt.

— Im August haben in der Amurgegend die Ueberschwemmungen große Verwüstungen angerichtet, namentlich auch an den Telegraphen der russischen Landlinie, welche auf einer Strecke von etwa 150 deutschen Meilen viele Beschädigungen erlitten und bis auf Weiteres unbrauchbar geworden waren.

— Während die Blattern in manchen Theilen Südamerikas viele Menschen hinwegraffen, wüthen sie auch auf den molukkischen Inseln. Auf Letti allein sind im April ihnen mehr als 1200 Leute erlegen, zumeist junge und fast alle Kinder. Auf Moa blieben in einem Dorfe (einem Kampong) von mehr als 500 Menschen nur 8 übrig und auf der Insel waren schon mehr als 1700 Leute gestorben. Die Insulaner auf den Molukken haben ein großes Vorurtheil gegen das Impfen.

— Ein Gottesdienst, der in einer dem Volke unverständlichen ausgestorbenen Sprache abgehalten wird, ist für das Volk so gut wie nichts nütze; doch pflegen die Priester an dem, was für die „heilige" Sprache gilt, festzuhalten. Die japanische Regierung hat erklärt, daß ein so unverständiger Brauch fernerhin nicht beobachtet werden solle. Sie machte einen Erlaß bekannt, in welchem Priester aller Secten eingeladen werden, sich an einem festgesetzten Tage im Kiobuscho, dem Staatsministerium für Aufklärung und Religion, einzufinden und dort die Gebetsformeln entgegenzunehmen, welche sie fortan dem Volke mitzutheilen haben. Das Volk habe ein Anrecht, von den Priestern nur solche Dinge zu hören, welche ihm verständlich seien.

— Die Namen vieler Flüsse, Berge, Ortschaften und Staaten in Nordamerika sind indianischen Ursprungs und nicht selten arg corrumpirt. Dr. Shea in Neuyork hat mancherlei darüber zusammengestellt. Ihm zufolge hat Alabama seinen Namen nach einem Indianerstamme, der von den Franzosen Louisianas als Alibamons bezeichnet wurde. — Mississippi bedeutet: großer Fluß, michisipi (— nach Anderen: Vater der Flüsse, mecha seba —). Arkansas ist der Name, welchen die Algonkiner den Quappas beilegten. Kentucky und Connecticut sollen großer Fluß bedeuten; wir lassen dahingestellt sein, ob für Kentucky diese Behauptung zutrifft. — Aus Michi gami, großer See, ist Michigan geworden; Ohio bedeutet schöner Fluß; Illinois bedeutet: Wir sind Männer oder Menschen; Wisconsin soll corrumpirt sein aus miscosi, roth; Missouri soll einen Nachen, Kahn bedeuten. Aus Ajawa, jenseits, nämlich des Stromes, Mississippi, ist Iowa geworden.

— „Den kolossalsten Käse, welchen die Welt jemals gesehen," hat „zu ewigem Ruhme" die Stadt Painesville im Staate Ohio aufzuweisen. Das Monstrum hat ein Gewicht von 3500 Pfund. „Um dieses Wunderwerk herzustellen, war die Mitwirkung von etwa 2000 Kühen erforderlich, und fünf Ortschaften theilen sich in den Ruhm, so Großes geleistet zu haben."

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Im Lande der nördlichen Laos.

II.

Vulcanischer Boden. — Die Wasserscheide zwischen Mekhong und Menam. — In Pak ta und Muong Nan. — Bambusbrücke. — Die Wilden vom großen Stamme der Lemeth. — Die Kriege unter den Laoskönigen. — Verödete Landschaften. — Handelsverkehr an der Stromschnelle Tang ho. — Luong Lim und dessen Markt. — Schwierige Lage der Reisenden.

Oberhalb Luang Prabang wird die Vegetation, welche bis dahin einen wesentlich tropischen Charakter trug, einförmiger; doch treten noch wilde Bananen auf, zusammen mit Bombax und einigen riesigen Palmen, welche sich auf den Höhen der Kalksteinberge erheben. Dort kommen neben ihnen auch Fichten vor, welche den Reisenden an Europa erinnern. Die Dörfer liegen weit aus einander zerstreut; einige derselben werden von Laosleuten bewohnt, die aus den weiter nördlich gelegenen Fürstenthümern Muong Kun und Xieng Tong hierher geflüchtet sind. Die Anzahl der „Wilden" ist aber viel beträchtlicher als jene der Laos; jene gehören fast alle dem Stamme der Khmus an und ihre Dörfer stehen auf dem zweiten Terrassenabhange der Höhenzüge oder in den Schluchten derselben.

Die Eingeborenen hatten behauptet, daß in der Nähe des Dorfes Ban Tanun am rechten Ufer thätige Vulcane seien; eine Untersuchung des Geognosten Joubert und des Herrn de Carné ergab aber, daß es sich bei diesen Angaben nicht um einen Eruptionskrater handle, sondern um eine vielfach von Spalten durchrissene Bodenvertiefung, aus welcher Gase und Wasserdämpfe emporstiegen, und zwar an zwei Punkten, die von den Eingeborenen als Berg des großen und als Berg des kleinen Feuers bezeichnet werden. Beide verschieben sich allmälig und man kann ihr Vorrücken daraus abnehmen, daß aller Pflanzenwuchs zerstört ist und mächtige Baumstämme mehr oder weniger verbrannt umherliegen; auch findet man krystallisirten Schwefel. Der große Feuerberg, Phu say niaï, nahm eine Fläche von etwa 700 bis 800 Meter in der Länge und 300 in der Breite ein. Wenn man das Ohr auf die Erde legte, vernahm man ein weit entferntes dumpfes Geräusch. Die Eingeborenen sammeln den Schwefel.

Am 29. Mai 1867 kam die Expedition Lagrée's an der Mündung des kleinen Flusses Se Ngum vorüber. An und für sich hat derselbe keine Bedeutung, ist jedoch bemerkenswerth, weil von dem entgegengesetzten Abhange der Höhenkette, auf welcher er entspringt, der östlichste Arm des Menam (des Hauptstromes von Siam) herabfließt. Die Quellen beider Wasserläufe sind nur durch eine geringe Landstrecke von einander getrennt und die Eingeborenen behaupten, daß man bei Hochwasser, wenn man einen Kahn etwa eine halbe Stunde Weges auf flachem Gelände schleppe, man aus dem Stromgebiet des Mekhong in jenes des Menam gelange. — Im Dorfe Pak Ben wurde 24 Stunden angehalten. Der Ortsvorsteher war ein Wilder, der sich sehr zuvorkommend benahm; wir geben umstehend sein Porträt.

Pak ta, das weiter stromaufwärts liegt (— Pak be-

deutet Mündung —), ist ein sehr großes Dorf, in welchem die Expedition ihre Barken wechseln mußte; in einer dortigen Pagode befindet sich eine Glocke von so vortrefflichem Guß und mit so fein ciselirten Arabesken, daß sie mit den vollendetsten Kunstwerken Europas sich dreist messen kann. Sie soll aus einer Gegend, die zwischen Yünnan und Tongking liegt, dorthin gekommen sein.

Die Reisenden gelangten nun in die große Laosprovinz Muong Nan, deren zweitwichtigste Stadt Xieng Khong ist. Hier fanden sie vier große Hütten zu ihrer Aufnahme bereit, wurden sehr freundlich aufgenommen und der Gouverneur machte ihnen sofort seinen Besuch. Er war einer der wichtigsten Männer im Lande, und stand auf einem gefährlichen Posten, weil diese Gegend oftmals ein Zankapfel zwischen Birma und Siam gewesen ist. In dem Passe, welchen die Reisenden von der siamesischen Regierung erhalten hatten, stand allerdings, daß sie überall auf siamesischem Gebiete sich frei bewegen dürften, aber es stand nicht darin



Häuptling der Wilden von Pal Ben.

geschrieben, daß sie dasselbe verlassen dürften, und das machte den Gouverneur bedenklich; er war im Ungewissen, ob er sie über die Grenze ziehen lassen dürfe. Lagrée bewies ihm, daß er befugt sei, doch wenigstens bis an dieselbe zu gehen, worauf ihm entgegnet wurde: „Ihr sollt allerdings bis dahin ein Geleit bekommen, aber bedenkt wohl, daß der Punkt mitten im Walde liegt und daß Ihr dort weder Lebensmittel noch Transportgelegenheit findet. Der Strom hört dort auf, schiffbar zu sein; Ihr müßt von dort aus zu Lande weiter reisen."

In Folge einer Palastrevolution in der birmanischen Hauptstadt war es nicht möglich gewesen, der Expedition Pässe von dort zu besorgen; doch war man dort von der Absicht Lagrée's unterrichtet worden, und so konnte dieser an den König von Xieng Tong schreiben, der ein laotischer Vasall Birmas ist und dessen Gebiet an das siamesische von Xieng Khong grenzt. Bei diesem Fürsten war ein Agent der birmanischen Regierung. Es wurde ein Eilbote an jenen König abgefertigt, der allerlei Geschenke für denselben mit-



Bambusbrücke bei Xieng Khong.

nahm: einen Fußteppich, Fächer, einen Zeugstoff aus Algier, Pfeifen, Seife, Taschentücher etc. „Hätten wir gewußt, daß die birmanischen Schanstaaten in lebhaftem Handelsverkehr mit den britischen Besitzungen stehen, so würden wir nicht solche Sachen geschickt haben, denn sie mußten die Meinung erwecken, daß es mit uns sehr dürftig bestellt sei. Indessen kam es uns ja nur darauf an, dem König unsern guten Willen zu zeigen."

Bis auf Weiteres blieb die Expedition in Xieng Khong. Der Ort ist mit einem Wassergraben und Pfahlwerk umgeben; über einen Fluß, an dessen beiden Ufern das Dorf liegt, hat man eine Bambusbrücke gespannt, die sich recht hübsch ausnimmt, auf welche jedoch ein Europäer sich nur mit Zagen und Zittern wagen wird. Durch den Wald hat man Pfade gebahnt; sie sind so breit, daß man sie fast als Wege oder Straßen bezeichnen könnte. Aber Zugochsen mit Karren kamen dort nicht mehr vor; einige Elephanten schleppten mächtige Blöcke von Teckholz, das von nun an auftritt; daneben sieht man Ochsen, welche Lasten tragen.

Das Wort Xieng bezeichnet in dieser nördlichen Gegend den Hauptort einer Provinz, bedeutet also genau dasselbe, wie von dort nach Süden hin die Bezeichnung Muong. Der Handelsbetrieb ist gering und beschränkt sich auf Lebensmittel und Salz; das letztere wird aus dem südlichen Laos bezogen. Bei der nur spärlichen Bevölkerung verliert sich von hier ab mehr und mehr die Laosphysiognomie; der Haarbüschel, welchen man nach siamesischer Mode oben auf dem Kopfe stehen läßt, verschwindet nun; alle Leute, gleichviel ob Laos oder Wilde, tragen langes Haar als Chignon an der Seite des Kopfes und nach birmanischer Mode einen Turban. Die Frauen zieren ihr Haar mit einer silbernen Platte; ihre Hautfarbe ist heller als im Süden und der Gesichtsausdruck feiner.

Bei den Wilden spielt das Kupfer eine wichtige Rolle. Vermittelst zweier langen Doppelnadeln befestigen sie das Haar auf dem Kopfe; haben Ringe um den Hals, schraubenförmig gedreheten Draht um den Gürtel und dicke Nadeln mit starkem Knopfe in den Ohrlappen; in diese Ohr-



Wilde Lemeth in der Umgegend von Xieng Khong.

löcher stecken sie manchmal auch baumwollene Walzen von 2 bis 3 Centimeter Durchmesser. Die Männer sind spärlich bekleidet; die Frauen zeigen nie die Brust, sondern bedecken dieselbe; sie tragen einen Rock von blauer Baumwolle mit weißen Streifen und ein eng anschließendes Jäckchen. Alle sind bescheiden, fast schüchtern, und manche recht hübsch und anmuthig, aber sie altern früh, weil sie, gleich den Männern, schwere Arbeit verrichten. Manche Laos nehmen sich eine Frau unter den Wilden, und diese ist dann mit den Laosfrauen vollkommen gleichgestellt. Die Wilden von Xieng Khong gehören zu dem großen Stamme der Lemeth, welcher hauptsächlich im Flußgebiete der Nam ta wohnt, am linken Ufer des Mekhong.

Am 14. Juni verließ die Expedition Xieng Khong; der Gouverneur hatte ihr sechs Barken verschafft. Der Strom macht eine Wendung erst nach Westen und fließt nun durch eine ausgedehnte Ebene, dann nimmt er mit trägem Lauf seine Richtung eine Strecke weit nach Süden und nimmt den Nam kok auf; dieser breite Fluß kommt von der Gebirgskette Tanen tung gyi, welche das Stromgebiet des Saluen von jenem des Mekhong scheidet. An ihm liegt die Stadt Xieng haï, deren Ruinen Mac Leod im Jahre 1837 besucht hat. Sie war früher wichtig als Hauptstadt eines der vielen Laoskönigreiche, die oftmals mit einander in Fehde lagen und, weil uneinig, theils von den Birmanen, theils von den Siamesen unterjocht wurde. Die letzteren haben neben den Ruinen eine neue Stadt gebaut, in welcher ein Gouverneur wohnt.

Ein großer Theil der schönen und fruchtbaren Region, welche zwischen den Fürstenthümern Xieng Tong und Xieng Maï sich ausdehnt, ist gegenwärtig fast unbewohnt; manche in Ruinen liegende Ortschaften geben sprechendes Zeugniß, daß die erwähnten Kriege Schuld an der Verödung sind. Garnier besuchte Xieng Sen, das in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zerstört wurde. Der Fürst von Xieng Maï erhob sich 1774 gegen den Nachfolger Alompra's, welcher das heutige birmanische Reich gegründet hat, und wandte sich nach Siam um Hülfe. Hier war vor Kurzem Bangkok zur Hauptstadt des Reiches erhoben worden, nachdem die alte Capitale Ayuthia, welche Phaya Utong

im Jahre 1350 gegründet, 1767 durch die Birmanen zerstört worden war. In Folge jener Erhebung kamen die Laosstaaten im obern Stromgebiete des Mekhong: Xieng Maï, Lakon, Laphon, Muong Nan, Muong Phe unter siamesische Herrschaft. Gegenwärtig sieht man von Xieng Sen, dieser frühern Hauptstadt von Nordlaos, nur noch den Thurm einer Pagode, umgestürzte oder auch aufrecht stehende Buddhabilder, halbverfallene Gebäude und Steinhaufen, welche vom Gestrüpp überwuchert werden. Nach Westen hin sind ausgedehnte Teckwälder. Als die Europäer zwischen den Ruinen umhergingen, bot sich ihnen ein überraschender Anblick. Es war an jenem Tage sehr heißes Wetter und die Luft ganz still. Plötzlich vernahmen sie ein Geräusch; als sie nach der Richtung hinblickten, aus welcher dasselbe kam, sahen sie, daß ein Rhinoceros sich an einen Mangostamm drängte und denselben hin und her schüttelte, damit die Früchte herabfallen sollten. Gleich nachher kamen noch zwei andere dieser mächtigen Thiere in Sicht. Als sie Menschen bemerkten, trabten sie mit schweren Tritten durch das Gestrüpp. (S. 326.)

Weiter nach Norden hin war das ganze Land völlig verödet; an einer Stelle trafen die Reisenden auf eine Lagerstätte mit Leuten aus Xieng Maï, die von einem Streifzuge aus den Wäldern zurückgekommen waren; sie hatten dort Wachs gesucht, welches sie nun über einem Feuer reinigten und zu Kuchen formten; diese bilden eine Handelswaare. Am 18. Juni wurde der Punkt erreicht, wo die Stromschnelle Tang Ho der Schifffahrt unüberwindliche Hindernisse entgegenstellt. Am rechten Ufer, welches zu Xieng Tong gehörte, also birmanisch war, hatte man eine Sala errichtet (— auf H. Kiepert's mehrfach erwähnter Karte Kiang Tsen genannt, unter 20° N., 101° O. —), und von nun an hatten die siamesischen Pässe keine Gültigkeit mehr. Die Antwort auf das an den Laoskönig von Xieng Tong abgefertigte Schreiben konnte erst in acht, vielleicht vierzehn Tagen eintreffen; inzwischen setzte Lagrée den Gouverneur der benachbarten Provinz Muong Lim in Kunde von Allem, was er gethan hatte. In der Sala befanden sich birmanische Reisende und Laosleute, des Handels wegen, und es trafen einige Ochsenkarawanen ein; hier ist eine Art von Stapelplatz, an welchem ein Austausch stattfindet. Barken aus Luang Prabang bringen Salz; aus Xieng Maï kommen auf dem Landwege Gambierkugeln und Arekanüsse; die Arekapalme kommt dort im Norden nicht mehr fort. Die Laos kauen die Arekanuß mit Gambier; der letztere, welcher auch in so bedeutender Menge nach Europa gebracht wird, daß allein der Hafen von Singapore jährlich etwa 40 Millionen Pfund verschifft, findet auch schon seit langer Zeit in China seine Verwendung beim Färben der seidenen und baumwollenen Stoffe.



Buddhawagen in einer Grotte.

Garnier unternahm Streifzüge in die Umgegend. Die Landschaft war zugleich wild und großartig; weit und breit keine menschliche Wohnung. Dann und wann hatte er flüchtige Spuren von Fischern oder Jägern angetroffen; jetzt fehlten auch diese; der Europäer war mutterseelenallein in dieser asiatischen Einöde, in welcher er Hirsche traf, die nicht vor ihm flohen, sondern ihn neugierig anblickten und bis auf wenige Schritte herankommen ließen. Wenn er dann seine Hand nach ihnen ausstreckte, als ob er sie greifen wolle, wandten sie sich um und verschwanden rasch im Dickicht. Auch Eber und Elephanten kamen in Sicht.

Am Abend erschienen Treiber mit zwölf Lastochsen vor der Sala; der Gouverneur von Muong Lim hatte sie zur Verfügung gestellt. Aber sie reichten nicht aus, obwohl die Reisenden ihr Gepäck möglichst vermindert hatten; sie bedurften zum Fortschaffen ihrer Instrumente, Tauschwaaren rc. im Ganzen wenigstens zwanzig Ochsen. Um so viele hatten sie auch gebeten; jetzt hieß es, die fehlenden acht sollten am andern Abend eintreffen. Also wurden die Barken nach Xieng Khong zurückgesandt; Lagrée brach mit seinen Gefährten auf und nur Garnier blieb mit zwei annamitischen Dienern zurück, um das Gepäck zu überwachen und die acht Lastthiere zu erwarten. Die Regenzeit war hereingebrochen; es goß ganzer 48 Stunden lang wie in Strömen vom Himmel herab. Die Wege waren so grundlos geworden, daß die zwölf Ochsen volle fünf Stunden gebraucht hatten, um von dem nur anderthalb deutsche Meilen entfernten Muong Lim bis zur Sala zu gelangen. Der Gouverneur schickte statt der acht fehlenden Lastthiere zwanzig Männer. Die Reisenden bekamen nun einen Vorgeschmack davon, was es sagen will, in der Regenzeit diese Gegenden zu durchwandern.

Muong Lim ist ein großes Dorf inmitten ausgedehnter Reisfelder; dort wird jeden fünften Tag ein großer Markt gehalten. Der ziemlich hohe Preis der Lebensmittel deutet auf einen nicht unbelangreichen Handelsverkehr. In den Buden waren vielerlei englische Waaren zum Verkauf ausgelegt. „Die Engländer bewahren in Bezug auf die Herstellung der Waaren, welche sie in ferne Gegenden exportiren, viel Geschick und praktischen Sinn. Sie haben für Hinterindien eine besondere Fabrikationsmethode und passen Stoffe und Farbengebung der Zeuge dem Geschmacke der Eingeborenen an. Sie bedrucken z. B. die Baumwollenzeuge mit Bildern von Pagoden und anderen buddhistischen Emblemen, und die Stoffe haben genau die Länge und Breite der Waaren, welche die Weber Hinterindiens beliebten, ehe die fremden Zeuge eingeführt wurden."

Die Zahlungen finden in Muong Lim ganz nach chinesischer Art statt. Das Silber ist eine Waare, welche gewogen wird und die man gegen irgend eine andere Waare austauscht. Die Reisenden mußten ihre Tikals in Klum-



Rhinoceronten in den Ruinen von Xieng Sen.

pen oder Barren und zwar in die landesübliche Form umschmelzen. Diese Barren werden mit Scheere oder Hammer in Bruchstücke von verschiedenen Dimensionen verkleinert; man bedient sich einer Schnellwaage mit drei Hebeln und drei verschiedenen Abstufungen, um die Silberstücke abzuwiegen; Jedermann trägt eine solche Waage bei sich, wie das auch in China der Fall ist. Nicht zwei solcher Waagen stimmen genau überein, und der Handelsmann hat gewöhnlich zwei im Gebrauch, eine zum Einkauf, eine andere zum Verkauf. Die Verwirrung wird noch dadurch gesteigert, daß man birmanische und chinesische Gewichte neben einander anwendet, und daß häufig Uebervortheilung stattfindet.

Die Leute in Muong Lim traten sehr selbständig auf und suchten von dem Europäer so viel Vortheil als irgend möglich zu ziehen; sie forderten für Alles hohe Preise und konnten erpressen, was ihnen beliebte, weil die Fremden hier noch keinen Schutz von Seiten der Regierung hatten. Da sie sich auf geringe Geldmittel angewiesen sahen, mußten sie so sparsam als möglich sein, selbst beim Einkaufen von Lebensmitteln. Mit ihrer Gesundheit stand es auch nicht zum Besten; Dr. Thorel litt an Dysenterie, Delaporte hatte Geschwüre an den Füßen, welche außerdem durch Blutigel, die ihn heimgesucht, dermaßen zugerichtet waren, daß er nicht gehen konnte. Er mußte getragen werden, und das war eine Schwierigkeit mehr auf einem Landwege, wo die Pfade für Lastthiere gar nicht zu begehen waren.

Ueberdies schwebten die Reisenden in Ungewißheit über das, was kommen werde; die Antwort des Königs von Xieng Tong ließ lange auf sich warten, und jeder Tag, an welchem sie stillzuliegen gezwungen waren, kostete Geld. Lagrée war in sehr gedrückter Stimmung. „Wir haben," sagte er, „nicht einmal Mittel genug, um den guten Willen eines dieser kleinen Häuptlinge erkaufen zu können, und doch hängt von dem Wohlwollen oder dem bösen Willen eines solchen der Erfolg unserer Expedition ab. Wenn wir uns der alleräußersten Sparsamkeit befleißigen, können wir nothdürftig fünf bis sechs Monate ausreichen, hinterher aber sind wir bankerott. Wenn man uns nur wenigstens fünfundzwanzigtausend Francs mehr gegeben hätte!"

Die Reisenden ließen sich freilich nicht merken, daß ihre Mittel so sehr beschränkt seien, traten vielmehr stolz auf und trösteten sich mit der Hoffnung, daß sie irgend einen Potentaten antreffen würden, der ihnen Credit gäbe. Mit Recht waren sie unwillig über die Knickerigkeit des französischen Gouverneurs von Cochinchina, der an allem Möglichen abgeknappt, und sechs muthige Männer fast ganz allein auf sich selbst angewiesen hatte. Und doch handelte es sich um eine in jeder Beziehung wichtige Expedition. Es ist ihnen späterhin allerdings gelungen, Vorschüsse zu erhalten, aber das konnten sie damals, als sie sich in Muong Lim in einer schwierigen Lage befanden, nicht wissen. Der dortige Gouverneur war acht und siebenzig Jahre alt; er wartete ab, welche Weisungen er von seinem Vorgesetzten bekommen werde, benahm sich jedoch höflich und rücksichtsvoll. Die Fremden bekamen eine Ehrenwache, ihre Wohnung wurde ihnen möglichst bequem hergerichtet und selbst Abendmusiken ließ er ihnen bringen. Der Hauptsänger hatte eine recht angenehme Stimme, und der Chor wiederholte sehr correct den Refrain, mit welchem jener seinen Gesang beschloß.

Wir werden späterhin die Reisenden auf ihrer schwierigen Wanderung weiter bis nach China hinein begleiten.

Nachrichten von der schwedischen Polarexpedition 1872.

II.

Zur Verfügung der Expedition steht ferner die Lastbrigg „Gladan" unter dem Befehle des Lieutenants v. Krusenstjerna als Chef und des Lieutenants v. Holter als mitcommandirtem Offizier. „Gladan" lud in Göteborg ein daselbst angefertigtes Haus ein, welches zu unserer Wintervilla auf Spitzbergen bestimmt ist, und sechs Zimmer, Küche, Badestube, Speisekammer und Kartoffelkeller enthält, die beiden letzteren ungefähr in der Mitte des Gebäudes belegen, um die Vorräthe möglichst gegen den Frost zu schützen. Das Gebäude hat 10 Fenster mit Rahmen und Ventilen sowohl auswendig als inwendig, ist 50 Fuß lang, 38,3 Fuß breit und inwendig von dem Fußboden bis zur Decke 9,5 Fuß hoch. Die äußere Wand besteht in dreizölligen stehenden, gespundeten Planken und einer auswendig befindlichen fünfviertelzölligen Bekleidung mit Theerpapier dazwischen und inwendig einer dreiviertelzölligen bretternen Paneelung, inwendig versehen mit Verhäutungspappe. Die Zwischenwände bestehen in dreizölligen gespundeten Planken mit Verhäutungspappe und dreiviertelzölliger Paneelung zu beiden Seiten. Der Fußboden ist von doppelten 1¹/₈ Zoll dicken, ebenfalls gehobelten und gespundeten Brettern mit zwischengelegter Verhäutungspappe, und die Dachstühle sind gedeckt mit 1¹/₃ Zoll dicken ähnlichen Brettern, auswendig mit Asphaltpappe von Munksjö. Die Zimmer bestehen in drei Befehlzimmern, einem Unterbefehlzimmer für 4 Personen, einem Mannschaftszimmer für zwölf Mann und außerdem einem, dem größten von allen, bestimmt zu einem gemeinschaftlichen Versammlungszimmer, Werkstätte, Fecht- und Turnsaal. In demselben befinden sich eine Hobelbank, eine Drechselbank und allerlei Werkzeuge nebst anderen vortrefflichen Mitteln, um den Scorbut entfernt zu halten. In allen Zimmern sind sogenannte „Mitrailleusen", d. i. Feuerung sparende Kamine aus Christianstad. Auf dem Boden sind an jeder Seite zwei Schießlöcher, um die oben erwähnten Eisbären gehörig in Empfang nehmen und abfertigen zu können. Zu den Eisfahrten wurden in Kopenhagen drei Boote mit Schlitten gebaut. Das erste Boot, „Anna", ist 16 Fuß lang, 5 Fuß breit und 300 Pfund schwer; das zweite, „Sophia", ist 13 Fuß lang, 4,5 Fuß breit und 200 Pfund schwer; das dritte, „Louise", hat dieselben Dimensionen, wiegt aber nur 145 Pfund. Zwei derselben sind auf Kraviel gebaut mit doppelter Bekleidung, die innere von Weiden- und die äußere von Eschenholz; das dritte ist klinkerweise von Eschenholz gebaut. Von letzterer Holzart sind auch die Schlitten zu den Booten angefertigt. Als Proviant zur Eisfahrt soll mitgenommen werden: getrocknetes Brot, Kaffee, 900 Pfund „Pemmican", d. i. getrocknetes Rindfleisch, getränkt mit Butter und Fett und eingelegt in hermetisch geschlossene, in Stockholm angefertigte Büchsen, und ferner concentrirter Rum aus London. Zum Kochen

der Speisen und zum Schmelzen des Eises und Schnees haben wir eigens dazu construirte Photogenküchen und eine gehörige Quantität Photogen. Außer Schlafsäcken von dickem Filz, zubereitet in Stockholm, sind in England zehn sogenannte Luftmatratzen von Guttapertscha eingekauft. Jeder hat seinen eigenen Schlafsack und seine Matratze. Ueber das Bett wird eine Decke von Schaffell gedeckt und über das Ganze ein Zelt von Segeltuch gespannt. Zum Schutze kann in hartem Wetter in 45 Minuten ein Schneehaus aufgeworfen werden. Zu den magnetischen und astronomischen Observationen nehmen wir drei in Stockholm zubereitete Observatorien mit. Wir sind reichlich mit wissenschaftlichen Instrumenten aller Art versehen. Wohin man sich in dem Fahrzeug wendet und dreht, stößt man auf ein solches. Bald ist man nahe daran, einen Galvanometer zu zerschlagen, bald läuft man Gefahr, in den zoologischen Schrapen stecken zu bleiben, und ist man diesen glücklich entgangen, so ist man keineswegs sicher, denn in dem nächsten Augenblicke droht ein Bulldog-Tieflothungsapparat oder eine der Blumenpressen des Botanikers oder ein Stativ des Astronomen oder des Photographen. Es ist unmöglich, alle Thermometer, Barometer, Compasse, Inclinatorien, Sextanten, Diopter, und wie es Alles heißt, das uns in buntem Wirrwar umgiebt, herzuzählen.

Der Proviant ist auf 18 Monate berechnet und von ausgezeichneter Beschaffenheit, wie ich aus Erfahrung versichern kann. Ich will eine Beschreibung desselben liefern. Unser Speisezettel ist für den Sommer folgender: Nr. 1. Frühstück: Butter 6 Ort (100 Ort = 1 Pfund), Kaffee 7,5 Ort, Zucker 7,5 Ort; Mittag: geräucherter Speck oder getrockneter Fisch 75 Ort, Sauerkohl 75 Ort, präservirte Kartoffeln 12 Ort, präservirtes Gemüse 5,6 Ort, Fleischextract 1,5 Ort, Branntwein oder Rum 2 Cubikzoll oder Bier 12 Cubikzoll; Abendbrot: Thee 1,5 Ort, Zucker 7,5 Ort, Butter 6 Ort. — Nr. 2. Frühstück gleich Nr. 1; Mittag: präservirtes Fleisch eine Portion, präservirte Kartoffeln 12 Ort, dito Gemüse 5,6 Ort, Fleischextract 1,5 Ort, Branntwein oder Rum oder auch Bier sowie Abendbrot wie Nr. 1. — Nr. 3. Frühstück: Butter 6 Ort, Chocolate 7,5 Ort, Zucker 7,5 Ort; Mittag: gesalzener Speck 1 Pfund, Erbsen 8 Cubikzoll, Gerstengrütze 2 Cubikzoll, Branntwein, Rum oder Bier sowie Abendessen gleich Nr. 1. — Nr. 4. Frühstück wie Nr. 1; Mittag: gesalzenes Fleisch 1 Pfund, Erbsen 8 Cubikzoll, Gerstengrütze 2 Cubikzoll, Branntwein und Rum oder Bier sowie Abendessen gleich Nr. 1. Außerordentliche zufällige Bespeisung: Frühstück: Butter 6 Ort, Käse 12 Ort, Branntwein oder Rum 2 Cubikzoll, Bier 12 Cubikzoll, Brot außer dem gewöhnlichen 50 Ort; Mittag gleich Nr. 2; Abendbrot: Butter 6 Ort, Käse 12 Ort. Außerdem erhält Jeder täglich 1,25 Pfund Brot, 2,5 Ort Taback, 21 Ort Salz, 7 Ort Senf, 3 Ort Pfeffer und 2 Cubikzoll Essig. Wöchentlich wird Nr. 1 an einem Tage, Nr. 2 an drei, Nr. 3 an zwei Tagen und Nr. 4 an einem Tage gegeben. — Der Speisezettel für den Winter lautet so: Frühstück und Abendbrot wie im Sommer; Mittag Nr. 1: geräucherter Speck oder getrockneter Fisch 75 Ort, Sauerkohl 75 Ort, präservirte Kartoffeln 12 Ort, präservirtes Gemüse 5,6 Ort, Fleischextract 1,5 Ort, Reis 50 Ort, Rosinen oder Korinthen 5 Ort, Branntwein oder Rum 2 Cubikzoll oder Bier 12 Cubikzoll. — Nr. 2 wie im Sommer. — Nr. 3 desgleichen nebst Fleischextract. — Nr. 4. gesalzenes Fleisch 1 Pfund, Obstsuppe 1 Portion, Branntwein &c. wie gewöhnlich. Außerdem erhält Jeder täglich 1,25 Pfund trocknes Brot oder eine entsprechende Quantität Mehl zu frischem Brot, wobei 1 Ort Hefenpulver zu jeder Portion Mehl berechnet wird, 2,5 Ort Taback und 3 Ort oder 0,5 Cubikzoll Lemon juice (concentrirten Citronensaft gegen den Scorbut). In jeder Woche wird außerdem ausgetheilt: 1 Pfund Weizenmehl, 30 Ort Butter zum Braten, 21 Ort Salz, 7 Ort Senf, 3 Ort Pfeffer und 2 Cubikzoll Essig. Wenn frisches Fleisch, frische Kartoffeln und frisches Gemüse zu erhalten sind, werden diese Artikel anstatt der Präserven gereicht und dabei 1 Pfund frisches Fleisch anstatt 1 Portion, 75 Ort Kartoffeln gleich 12 Ort präservirter und 7,5 Ort Gemüse gleich 5,6 Ort präservirten berechnet. Hier wird wöchentlich Nr. 1 einmal, Nr. 2 viermal und Nr. 3 und Nr. 4 je einmal gegeben. Außerdem werden verschiedene Kleinigkeiten, als Meerrettig, Pickles und präservirte Milch gegeben, welche nicht in der Speiseordnung stehen, aber erforderlichen Falls angewendet werden sollen. Diese Speise ist gemeinsam für Alle. Auch ist das Gunroom mit verschiedenen feineren Präserven und Delicatessen versehen, welche für feierlichere Gelegenheiten bestimmt sind.

Der Dampfer „Onkel Adám“ wird am Ende dieses Monats von Göteborg abgehen mit dem Renthiermoos, das „Gladan“ nicht mitnehmen konnte, und wird hier in Tromsö ebenfalls solches an Bord nehmen, sowie auch die 40 Renthiere, die Kleider von Renthierfellen, eine Menge von Renthierfellen zur Anfertigung solcher Kleider und verschiedene andere Artikel, sowie überhaupt von Tromsö der Kohlenvorrath für den Winter, im Ganzen etwa 15,000 Cubikfuß, abgeholt werden soll. — Unsere Abreise von Göteborg, welche auf den 1. Juli angesetzt war, wurde aus verschiedenen Anlässen bis zur Nacht vom 3. auf den 4. verschoben. Von „Gladan“ schieden wir am 5. Nachmittags um 4 Uhr im Skagerrack, nachdem wir sie von Göteborg bis dorthin bugsirt hatten. Wäre unser Kohlenvorrath ausreichend gewesen, so hätten wir sie gewiß nicht unter den vorhandenen für sie so ungünstigen Umständen verlassen. Inzwischen thaten wir es ungern und indem wir die Hoffnung auf ein fröhliches Wiedersehen im Eisfjord aussprachen. Die Mannschaft rief ihr von der Regeling den Abschied zu, und bald war „Gladan“ hinter uns am Horizont verschwunden. Wir haben darauf, um uns Futter für die hungerigen Dampfpferde zu verschaffen, mehrere Häfen besucht, nämlich Stavanger, Aalesund und Bodö, von welchen Aalesund uns am besten gefiel. In Bergen verweilten wir einige Stunden, nahmen dort auch einen neuen Kronlothsen an Bord. Von Stavanger bis Tromsö sind wir stets innerhalb der Skären gegangen. —

Am 13. Juli früh Morgens kamen wir zuletzt in dem kleinen Tromsö an, welches an und für sich als Stadt wenig imponirt, aber um so mehr durch seine Umgebungen anschlägt: die oberhalb der Stadt belegenen Höhen mit einer für die nördliche Lage (69° 39′ nördl. Br.) sehr reichen Vegetation Birkenhainen, das an der andern Seite des Sundes gegenüber liegende, außerordentlich schöne Tromsöthal mit dem 4000 bis 5000 Fuß hohen Tromsötind und den im Norden, Süden, Osten und Westen herabblickenden beschneiten Felsengipfeln. Hier und da auf den Höhen oberhalb der Stadt sind kleine, nette Landhäuser, wie durch einen Zufall hingestreut. In der Stadt herrscht Leben und Bewegung; überall erblickt man frohe und hübsche Gesichter. Die Damen sind nach dem neuesten Modejournal gekleidet; die Herren tragen schwarze Hüte, ganz wie in Stockholm. Alle Menschen sind freundlich, artig und zuvorkommend, und man denkt gar nicht daran, daß man sich in der Nähe des Endpunktes der Civilisation befindet.

Vor uns lag hier das Fahrzeug der österreichischen Polarexpedition, „Admiral Tegethoff“, unter dem Befehle des Lieutenants Weyprecht. (Die nun folgende Beschreibung des Fahrzeuges und der Ausrüstung desselben wird als für Deutschland nichts Neues enthaltend übergangen.)

Hier in Tromsö haben wir kaum etwas Anderes zu thun, als unsern Proviant, die Kisten mit den wissenschaftlichen Instrumenten und dergleichen umzustauen, die Mängel zu completiren, welche unterwegs entdeckt sind, und uns in unseren Vorräthen zu orientiren. Es ist wahrlich nicht leicht, Ordnung in alle diese Dinge zu bringen. Proviant unter uns, über uns und an allen Seiten. Auf dem Deck unter dem Unterbau muß man unter zoologischen Kisten, Spiritusfässen, Steinkohlenauflagen, Specktonnen, eisernen Bettstellen, Kalktonnen, Wassercisternen, mit einem Worte unter fast Allem, was denkbar ist, umherkriechen. Im Gunroom, dem ehemaligen Speisesaale, ist die eine lange Seite mit astronomischen, magnetischen und anderen physikalischen Instrumenten besetzt. Es liegt im Hintertheile auf dem Deck unter dem Ueberbau; neben demselben hat der Chef, Palander, seine Hütte. Auf dem Deck sind außerdem Hütten für den Steuermann, Maschinisten und Zimmermann, sowie die Kabuse. Unter Deck sind drei Salons. Der Vordersalon und der hinterste sind mit Proviant gefüllt. Der Lastraum zwischen dem Vordersalon und der Maschine ist vollgepfropft mit Proviant und Steinkohlen. In dem Salon hinter der Maschine wohnen der Professor Nordenskjöld, der Arzt, die beiden Gelehrten und der italienische Offizier. Vor dem Vordersalon ist der Raum der Besatzung. Im Allgemeinen ist für Kleider und dergleichen wenig Raum vorhanden, und es ist gar nicht ungewöhnlich, daß man einen Kasten umkehren oder einen Sack aufheben muß, um einen Rock zu bekommen. Bei der Waschanstalt bildet man Queue. Die gute Laune aber fließt über, der eine Einfall löst den andern ab, und wir sind jetzt nicht so delicat, daß wir nicht auch über einen alten oder abgenutzten Scherz sollten lachen können. Der Italiener trägt oft in hohem Grade zu unserm Vergnügen bei. Da wir im Allgemeinen keine scharfsinnigen Philologen sind und keine fremde Sprache richtig zu sprechen verstehen, so helfen wir uns lieber mit um so mehreren, und mit unserm südländischen Freunde spricht der Eine französisch, der Zweite englisch, der Dritte ein wenig italienisch und der Vierte fünf lebende Sprachen auf einmal. Das ist, wie unser Italiener sagt, „a Bable turret".

Wir warten hier nur noch auf die Ankunft der schwedischen Post, um etwas von Hause zu vernehmen. Von Spitzbergen hoffe ich Gelegenheit zu finden, einige fernere Nachrichten über uns und unsere Schicksale in der Gegend des Nordpols einsenden zu können.

* * *

In dem norwegischen „Aftonbladet" wird ferner berichtet: Am 6. August ging das von der schwedischen Polarexpedition befrachtete Dampfboot „Onkel Adam" ab mit 40 Zug- und Lastrenthieren, Renthiermoos, Kohlen und anderen Bedürfnissen. Später hat, von Norden kommend, auch „Mimer" Tromsö besucht, und ist am 20. August wieder nordwärts abgegangen mit einer vollen Ladung, bestehend in Kohlen, Renthiermoos, einigen Planken und zwei Pferden, welche, nachdem sie benutzt worden sind, geschlachtet werden sollen, nebst Futter für dieselben. Während des Aufenthaltes in der Dicksonbai wurde von dem Capitän Lithman, dem Befehlshaber des „Mimer", ein Renthier lebendig gefangen und mit nach Tromsö gebracht, — das erste, welches, so viel man weiß, von Spitzbergen ausgeführt ist. Es soll bis zu Lithman's Rückkehr in Tromsö bleiben. Es ist schon so zahm, daß es dem Capitän aus der Hand frißt, besonders wenn er es mit Kartoffeln tractirt, die es sehr liebt. Man hat ihm zur Gesellschaft eine zahme Renthierkuh eingekauft, und beide vertragen sich sehr gut. Das spitzbergische Renthier ist etwas kleiner und stärker behaart als die norwegischen Renthiere.

Die neuesten über die Expedition eingegangenen Nachrichten lauten nicht günstig. Der oben erwähnte Mineralog Dr. Oeberg ist nämlich auf seiner Rückreise vom Eisfjord am 5. September in Tromsö eingetroffen und hat sofort durch den Telegraphen dem Stockholmer „Dagbladet" folgende Mittheilung gemacht: Der den Weißfischfang betreibende Dampfer „Finn" meldete am 31. August im Eisfjorde, „Polhem" und „Gladan" hätten am 28. an der Nordspitze von Spitzbergen gelegen und würden fortwährend vom Eis gehindert, nach den Sieben Inseln zu gelangen. Die Renthiere sind auf Norskön ans Land gesetzt worden. „Onkel Adam" ging am 2. September mit „Mimers" Kohlenladung vom Eisfjord gegen Norden ab, um Nordenskjöld aufzusuchen. — Hieraus scheint wenigstens hervorzugehen, daß die Ueberwinterung nicht, wie beabsichtigt war, auf der Parry-Insel geschehen kann, sondern an einem südlichern Punkte stattfinden muß, indem in Spitzbergen der Winter schon in der Mitte des September in seiner ganzen Stärke aufzutreten pflegt.

* * *

Ueber die Entdeckungen, welche der Fangschiffer **Altmann** auf seiner Jacht „Elvine Dorothea" im Osten von **Spitzbergen** gemacht, meldet ein Brief des Consuls J. Berger in Hammerfest an das meteorologische Institut in Christiania einige nähere Umstände. **Altmann** fand das **Wasser dort diesmal ganz eisfrei**, was in den 20 Jahren, da er dasselbe besegelt hatte, niemals der Fall gewesen war. Er segelte ostwärts und erreichte das sogenannte **Giles-Land** (auf den Petermann'schen Karten jetzt **König-Karl-Land** genannt), welches aus drei größeren und fünf kleineren Inseln besteht. Diese hat er so gut er vermochte — denn gleich den meisten Fangmännern von Finnmarken ist er kein wissenschaftlich gebildeter Navigator — in sein Kartenexemplar eingetragen. Danach liegt die südlichste Spitze der westlichsten Insel, welche an Breite zunehmend sich gegen Norden erstreckt, ungefähr unter 78° 43′ nördl. Br. und 28° 35′ östl. L. v. Gr. Die übrigen Inseln liegen in nordöstlicher Richtung von dort, die östlichste etwa unter 79° 2′ nördl. Br. und 32° 17′ östl. L. v. Gr. Altmann segelte längs der Südseite der Inseln hin und zwischen denselben hindurch bis an die feste Eiskante im Osten derselben, wo er bei klarer und reiner Luft weder im Norden noch in einer andern Richtung Land erblickte. Auf der größten der Inseln erlegte er 11 Eisbären.

Aus deutschen Landschaften.

4. Westschlesien und seine Bewohner.

II.

B. So sehr Westschlesien durch seine hohe Cultur, durch Reichthum an Ortschaften, durch deren oft meilenweite Ausdehnung, durch seine sanfte Gebirgsformation und deshalb vorzugsweise mehr anmuthige als großartige Landschaften, durch mehr Baum- als Waldreichthum u. s. w. so in gefälligem Wechsel sich vortheilhaft vor dem Nordosten Deutschlands auszeichnet, so fehlt ihm, wie zwar auch dem größten Theile Mittel-, West- und Süddeutschlands, jedoch eine, besonders Nordostdeutschland eigenthümliche, landschaftliche Schönheit, die der größeren stehenden, natürlichen Wasserflächen, der Seen. Wer an diese oft von steilen Hügeln, oder großen Wiesenflächen, oder von dichten Wäldern eingeschlossenen, oder theils mit Städten und Dörfern bebauten und belebten Wasserspiegel, an diesen oft wahrhaft hohen Zauber der norddeutschen Landschaften gewöhnt, oder dafür empfänglich ist, der wird, wenn auch durch die vielerlei Reize Westschlesiens anfänglich mehr als befriedigt, dennoch mit der Zeit dort diesen Mangel empfinden.

Allerdings liegt in dem Fehlen der großen Wasserflächen mit ein Grund des hohen Gesammtwerthes des Areals, der starken Bevölkerung und ihres im Allgemeinen großen Wohlstandes; denn jene Wasserflächen sind außerordentlich weniger rentabel als der im größten Theile Westschlesiens fast durchweg edle und schon lange mit Fleiß und Intelligenz cultivirte Grund und Boden.

Eines Culturreizes muß hier auch gedacht werden, nämlich der an den vielen Kunststraßen und den Landwegen meist, wenn zwar auch nicht durchgehends, fleißig angepflanzten Obst- und anderen Baumalleen. In der eigentlichen Oberlausitz scheint die Liebe zu Alleen und Bäumen überhaupt weniger allgemein zu sein, worin neben der höhern Lage die dortige Klage über häufige Stürme wegen mangelnder Brechung derselben ihre Ursache findet. Dagegen giebt es in der Ebene und den angrenzenden Wellenformationen, dann auch um den Zobten herum, zahllose schöne Alleen und gehegte Baumgruppen und Baumstreifen in dem hochedlen Boden, nicht allein an Gräben, Bächen und feuchten Plätzen, sondern auch an Grenzscheiden und kleinen Abhängen.

Diese Pflege und Schonung der Bäume zeichnet Westschlesien sehr vortheilhaft vor den nördlicheren Provinzen aus; denn der Märker und Pommer z. B. pflegt im Allgemeinen die Cultur seines Areals damit zu beginnen, daß er jeden Baum und Strauch auf den Feldern ausrodet, und man findet dort deshalb oft genug Ackerflächen von 1000 bis 4000 Morgen, auf denen außer etwaigen Bäumen an Alleen und beim Gehöft sonst kein einziger weiter auf der unabsehbaren Fläche zu sehen ist.

Welchen angenehmen Wechsel bieten diese Baumreihen und Gebüschstreifen durch die vielen Unterbrechungen der Aus- und Fernsichten; und welchen hohen Nutzen gewähren sie durch Brechung der Winde, durch Verminderung der Ausdörrung des Bodens, durch Conservirung der Feuchtigkeit, namentlich des segensreichen Nachtthaues, den Feldern in landwirthschaftlicher, und wahrscheinlich auch Menschen und Vieh in gesundheitlicher Beziehung! Doch der betriebsame Schlesier weiß aus vielen dieser Bäume, namentlich Pappeln, Linden, Eichen und Ulmen, noch einen ganz directen Nutzen für die Landwirthschaft dadurch zu ziehen, daß er sie als atmosphärische Wiesen betrachtet, indem er sie in gewöhnlich vierjährigen Zwischenräumen zur Zeit des größten Blattreichthums entlaubt, aus diesem Laube ein vorzügliches Heu, und nach Abfütterung der Blätter in den trockenen Zweigen ein schätzbares Brennmaterial gewinnt. Indeß treibt er diese Entlaubung der Bäume meistens im wahren Sinne des Wortes auf die Spitze, und schadet dadurch, daß er den Bäumen fast gar keine Krone läßt, nicht sowohl sich selbst insofern, als die zu sehr beschnittenen, unbewipfelten Bäume nicht nur die Winde nicht mehr brechen, sondern auch nicht kräftig genug neue Triebe wieder bilden können, als auch dem Reize der Landschaft durch den Anblick der verkrüppelten, kronlosen, und daher zuweilen deshalb absterbenden Bäume. Ein wenig mehr Maßhalten in dieser Heugewinnung würde in jeder Hinsicht von Nutzen sein.

Obwohl der Boden Westschlesiens der Obstcultur sehr günstig zu sein scheint (denn sogar in den Einschnitten der Chausseen durch die Basalthügel der Oberlausitz gedeihen die Apfelbäume in dem leichtverwitternden Fels sehr kräftig), und dort auch viel Obstbau getrieben wird, so findet dort doch an manchen feineren Sorten Kernobst einiger Mangel statt, und es sind deshalb in den letzteren Jahren von eingewanderten Thüringern und Märkern nicht allein aus dem obstreichen gesegneten Thüringen, sondern auch aus der nördlichern Neumark feinere Obstsorten eingeführt worden.

Außerordentlich belebt wird Westschlesien durch seine vielen Fabriken, nicht allein in oder bei Städten, wie z. B. dem schönen Görlitz, dieser Perle der Oberlausitz, das mit einem dichten Kranze von allerhand Fabriken umrahmt ist, sondern auch in vielen Dörfern, besonders am Eulen- und Riesengebirge, sowie durch die vielen Rübenzuckerfabriken und den großartigen Gemüse- und Handelsgewächsbau in der reichen westschlesischen Ebene. Gleichfalls bringt der zwar nicht wie in dem südöstlichen Oberschlesien vielseitige, aber doch bedeutende Bergbau auf Kohlen im Waldenburger Gebiete, ferner bringen die Marmor- und anderen Steinbrüche in einigen Hügelgebieten, die Glasfabrikation und Glasschleiferei im Gebirge, zahllose Ziegeleien, Drains- und Thonwaarenfabriken &c. in der Ebene, die Porcellanmanufacturen in Waldenburg und Altwasser, sowie endlich der deshalb sehr bedeutende Handel und der ungeheure Transit vielfältiges Leben und vielen Gewinn.

Daher haben die Eisenbahnen und anderen Kunststraßen, selbst abgesehen von dem Strome der Fremden in der Kur- und Reisezeit, einen sehr lebhaften Personenverkehr, und wegen des trotz der starken Bevölkerung bedeutenden Ueberflusses an landwirthschaftlichen, bergmännischen und anderen Naturproducten sowie an vielerlei Kunstproducten einen sehr großen Güterverkehr. Vorzugsweise stark ist der Export, unter welchem in der Menge Kohlen und Getreide, hingegen im Werthe Schlesiens Wolle, die feinste und berühmteste der Erde, nebst deren Fabrikaten, sowie Flachs und dessen Fabrikate einen besonders hohen Antheil haben.

Der Gewerbefleiß, die Betriebsamkeit und der praktische Sinn des Volkes zeigt sich aber besonders in der sorgfältigen Benutzung der Wasserläufe. An den größeren und auch

an manchen kleineren Bächen sieht man Schöpfräder das gehobene Wasser ausgedehnten Bleichen zuführen, deren in der Sonne blendende weiße Flächen sich grell auf dem saftig grünen Grunde abheben, und die so manchen Thaler aus großer Ferne herbeiziehen. An den kleinen Bächen der Gebirgsdörfer erblickt man vielfach, auffallend plötzlich, Mühlenräder, ohne das Geklapper einer Mühle oder eine Holzsäge zu hören, und ohne ein Fabrikgebäude zu sehen. Beim Nähern hört man ein leises Surren und beim Eintritte in das kleine Gebäude sieht man z. B. eine kleine Haspel-, oder Spul-, oder Zwirnmaschinerie durch das Wasser getrieben, und Hunderte von Spulen ꝛc. durch eine einzige Frau bedient. Großartiger freilich sind die vielen großen Dampfspinnereien. Aber am Kleinen erkennt man schon den praktischen Sinn, der durch steigende Intelligenz sich zu Unternehmungslust ausbildet und mit Hülfe des erworbenen Capitals Großes schafft.

Diese vielen und vielerlei kleinen gewerblichen Benutzungen der oft nur winzigen Bäche überraschen den Fremden um so leichter, als sie sich hier nicht oder selten, wie fast überall in den nördlicheren Provinzen, schon von Weitem durch verschwenderisch aufgestaute, oft große Wasserflächen kennzeichnen, die dort durch Rückstau und Verhinderung der Entwässerung Hunderte und Tausende von Morgen Landes durchnässen und entwerthen, sondern meist ungeahnt vor Augen treten, da der für sie nöthige Canal, oft nur eine schmale, mit Gras überwucherte, oft theils verdeckte, und oft versteckt hinter Gebäuden fortlaufende Rinne, sich bescheiden dem Auge entzieht, dafür aber desto mehr leistet. Denn während die Wassermühlen des Nordens oft nur einige Monate im Jahre, oder im Sommer einige Stunden des Tages kaum ausreichendes Wasser haben, bei ihnen also außer fremder Schädigung, durch den Mühlenteich Fläche, und durch theilweises Stillstehen der Werke Anlage- und Arbeitscapital verschwendet wird, haben diese kleinen Gebirgsmühlen oder andere Werke fast immer ausreichendes Wasser, weil ihre Erbauer sehr richtig bei ihrer Anlage nicht das schnell verlaufende Hochwasser, sondern die gewöhnliche Wassermenge berücksichtigt haben.

Aber nicht allein zu gewerblichen Zwecken, sondern, wo Boden und Terrain es gestatten, auch zu Kunstwiesen benutzt der industriöse Schlesier sorgfältig seine vielen Wasserläufe, und nicht bloß die größeren Bäche, sondern selbst die kleinsten Quellen und Rinnsale und sogar die nur periodischen Regenwasser macht er sich dienst- und nutzbar, wogegen man namentlich auf dem noch wenig cultivirten wasserreichen Gebiete des pommersch-preußischen Hochrückens, außer den dort gewöhnlichen Stau-, Wasser-, Mahl- und Schneidemühlen, etlichen Eisenhämmern und Papiermühlen, ungeachtet des oft reißenden Gefälles und ausreichender Wassermenge nur erst sehr wenige andere gewerbliche Wasseranlagen vorhanden, und noch viele passende Gelegenheiten zu Rieselwiesen unbenutzt findet.

Die freigebige Natur hat Westschlesien bei dem allgemeinen Reichthume an Quellen auch eine ganze Reihe von Heilquellen am Riesengebirge entlang verliehen. Diese mit ihrer schönen und romantischen Umgebung, wie namentlich Salzbrunn z. B. mit Fürstenstein, und Warmbrunn mit dem Hirschberger Thale und dem nahen Hochgebirge, sowie die Westschlesien eigenthümlich verschönenden isolirten hohen Aussichtspunkte, besonders die Landskrone, der Zobten, der Gröditzberg, der Greifenstein, ziehen nicht allein alljährlich einen Strom von Curgästen und anderen Fremden in diesen herrlichen Landstrich, sondern verbreiten ihn auch segenbringend über viele Theile desselben.

Aber auch da, wo die Natur einzelne Bezirke dieses Landstriches weniger mit Schönheit der Bodenformation oder mit Bodenreichthum bedacht hat, versteht der Westschlesier sich durch Intelligenz und unermüdlichen Fleiß selbst den Segen allseitiger hoher Cultur und behaglichen Wohlstandes zu schaffen, wie z. B. in dem berüchtigten Grüneberger Sande durch Weinbau, der, wenn auch nicht gerade berühmt, so doch einträglich ist. Deshalb giebt es in Westschlesien nur sehr wenige und meist kleine Bezirke, die auf den Reisenden den Eindruck der Oede oder des Mangels an Cultur machen. Hieran hat dann hauptsächlich die Ungunst der Natur Schuld, wie z. B. auf dem kahlen kalten Gebirgsplateau bei Ruhbank, in dem an zu großer Nässe und sterilem Boden leidenden Fichtenwalde bei Kohlfurt und etwa in einigen Theilen der nördlichen Sandgegenden.

Westschlesien hat zwar keine Gold- und Silberbergwerke, wie vielleicht früher, worauf viele Namen wie Goldberg, Silberberg, Kupferberg, Reinerz, Wünschelburg, Goldentraum, Reichenstein hinweisen; wenigstens ist der Bergbau auf Silber in Gottesberg gar nicht nennenswerth. Seine Bäche führen nicht mehr Gold wie einst, was der mehrmalige Name Reichenbach andeutet, und die an sehr vielen Namen vorkommenden Anfangs- oder Endsylben Seiffers oder Seiffen (gleich Goldwäschen) mit Sicherheit beweisen. Oder der Goldgehalt dieser Gewässer ist für die Gegenwart nicht der vielen Arbeit werth. Auch an Edelsteinen ist es nicht reich und bietet deren nur geringere Arten. Jedoch vermag der emsige, echt deutsch gewordene Westschlesier das Gold, das Silber, auch ohne Gold- und Silbergruben zu gewinnen, aus Kohle und Stein, aus Luft und Erde, Feuer und Wasser, Pflanze und Thier, und seine Heimath selbst zu einem Edelstein der Krone Preußen zu gestalten.

Im Gesammtüberblicke wird Westschlesien darum wohl unbestritten zu den schönsten, cultivirtesten und bevölkertsten Landstrichen Deutschlands zählen, und der Schlesier scheint dies zu fühlen, scheint eine größere Heimathsliebe zu haben, als namentlich der Nordostdeutsche. Denn während dieser sich leicht entschließt, auszuwandern, geht der Schlesier wohl periodisch in die Fremde, in Stellungen, auf Arbeit, zum Hausiren und dergleichen; aber er kehrt meistens mit dem ersparten Erwerbe in seine schöne Heimath zurück.

Dampfschifffahrt in der Südsee.

A. In der neuen Auflage von Stieler's Handatlas, durch welchen die Herren A. Petermann, Hermann Berghaus und Vogel sich so große Verdienste erwerben, finden wir auch eine „Weltkarte zur Uebersicht der Meeresströmungen und des Schnellverkehrs“. Sie ist ganz vortrefflich gearbeitet, nicht im Mindesten überladen und in der That übersichtlich. Heute genügt es uns, einfach auf dieses herrliche Blatt hinzuweisen, das zu mancherlei Betrachtungen veranlaßt. Die ungeheure Verkehrsbewegung unserer Tage tritt uns auf demselben geradezu plastisch vor

Augen. Wir sehen die großen continentalen Eisenbahnen, die Telegraphen und die Dampferlinien deutlich durch Farben bezeichnet und können sie in allen ihren Verflechtungen mit einem Blick übersehen. Diese Karte ist geradezu lebendig.

Sie macht uns klar, wie weit die Welt geworden ist, wenn wir neben diese Weltkarte eine beliebige andere legen, die uns veranschaulicht, wie armselig klein der Raum war, welchen die Verfasser des ersten Buches Mosis kannten. Es ist als ob man etwa ein kleines Haus in einer unserer heutigen Riesenstädte sähe. Wie gering ist auch die Ausdehnung des römischen Weltreiches oder jenes des mächtigen Mongolenchans Kublaï, das doch von Polen bis an das japanische Meer reichte! In unseren Tagen haben wir Dampferverbindung über den ganzen Erdball, vom norwegischen Nordcap bis zum Vorgebirge der Guten Hoffnung, von Bremen oder Hamburg bis Yokohama und Hakodade, vom St. Lorenzstrome bis zur Magellansstraße, von dieser nach Norden hin bis Sitcha in Alaska; von San Francisco auf doppeltem Wege durch den Großen Ocean, einmal nach Ostasien, sodann nach Neuseeland und Australien, wo Dampfer von dem indischen Ceylon her sich anschließen.

Im Welttelegraphen ist nur noch eine Lücke, zwischen Westamerika und Ostasien. Man hatte 1867 mit großen Anstrengungen den Versuch gemacht, dieselbe auszufüllen, stand aber damals von dem großen Werke ab; es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß in den nächsten Jahren dasselbe wieder aufgenommen und mit Erfolg zu Ende geführt wird. Die heutige Technik weiß alle Schwierigkeiten zu überwinden, selbst den gefährlichen Meeresboden im hinterindischen Korallenmeere.

Der Telegraph nach Australien ist vollendet und in Thätigkeit; wir in Europa erhalten täglich Berichte aus Adelaide, Melbourne, Sydney und Queensland. Das erste Telegramm wurde in Adelaide am 21. October um 1 Uhr 7 Minuten Nachmittags aufgegeben, nachdem um 12 Uhr 30 Minuten das in Unordnung gerathene Kabel wieder hergestellt worden war. Es kam an demselben Tage in London an um 9 Uhr 45 Minuten Abends. Es hatte in dieser kurzen Frist einen ungeheuern Raum durchflogen, zuerst auf dem Landwege von Adelaide durch das ganze australische Festland nach Port Darwin an der Harafurasee, und von dort über Meer und über Land bis an die Themse. Wenn man auf die Karte blickt, sieht man was das bedeuten will.

Ja, die Welt ist für uns Menschen der Gegenwart weit geworden; wir spüren fort und fort, daß der Ocean keine trennende Schranke bildet; wir wissen, daß das Meer ein Band zum Verkehr, daß die Wassermasse, welche unsern Erdball umfluthet, ein universelles Element ist. Je mehr die Völker sich von diesem Ocean eroberten, je weiter sie auf den nassen Bahnen sich in die Ferne bewegten, um so weiter wurde auch ihr Blick. Und durch unsere neueren Verbindungsmittel, durch den Dampf, unterwarfen wir uns diesen Ocean und zwangen ihn gleichsam in den Dienst unseres Verkehrs.

Das Alterthum kannte vorzugsweise nur das Mittelländische Meer, diese Thalassa, an welchem sich ein ungemein reges Culturleben entfaltete. Das Mittelalter hatte bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts nicht einmal eine Ahnung von dem Dasein des Großen Oceans, der zwischen Asien und Amerika Millionen Geviertmeilen einnimmt; es wußte eben so wenig von der westlichen Erdhalbe. Nur zaghaft bewegten sich im funfzehnten Jahrhundert die Portugiesen über die Säulen des Hercules hinaus in den Atlantischen Ocean und krochen gewissermaßen langsam an der Westküste Afrikas nach Süden hin, bis dann das Cap der Stürme umsegelt und der Seeweg nach Ostindien gefunden wurde.

Fast gleichzeitig war Columbus nach Westen hin gefahren, um auf diesem Wege Indien und das Heimathland der Gewürze zu erreichen. Er entdeckte Amerika, diese neue Welt, und von nun an war der alte Bann gebrochen, das Weltmeer man kann wohl sagen entfesselt. Der Verkehr fing an oceanisch zu werden; die Menschen erhielten eine gewaltige Summe neuer Antriebe, neuer Anschauungen und Eindrücke; sie wurden von einem innern Drange erfaßt, der sie nach außen hin trieb, immer weiter. Das Zeitalter der Entdecker und der Eroberer war gekommen; man gründete Handelsfactoreien und Colonien, gerieth in Verbindung mit einer großen Anzahl verschiedener Völker, und es begannen jene vielfachen und gegenseitigen Einwirkungen, durch welche die Welt so gründlich umgestaltet worden ist. Binnen vierthalb Jahrhunderten hat der Verkehr sich nach und nach alle Meere erobert und der Erdball ist ihm unterthan geworden. Aus der engbegrenzten Thalassa der Alten verbreitete er sich über den Indischen und den Atlantischen Ocean, die bald zu einem Gemeingut aller seefahrenden activen Völker wurden; er erschloß sich Amerika, Asien und von Afrika die Küstenregionen.

Aber jenes gewaltige Wasserbecken, welches den Raum zwischen der westlichen und östlichen Erdhälfte ausfüllt und in welchem Hunderte von Eilandsfluren zerstreut sind, lag bis vor etwa 100 Jahren wie todt da. Diese große Südsee ist erst in unseren Tagen zum Leben erwacht, und dasselbe pulsirt heute schon mit mächtigem Schlage. Dieser Stille Ocean ist nun ein eben so wichtiger Factor im Weltverkehr geworden, wie die übrigen Meerestheile. Was an und in ihm die Spanier besaßen oder entdeckt hatten, blieb unfruchtbar für die Welt, denn der Monopolgeist wirkt immer erschlaffend, manchmal auch tödtlich. Vor nun gerade 100 Jahren durchschwärmte James Cook die weiten Flächen der Südsee, und auch ihn können wir als Entdecker einer neuen Welt bezeichnen; er ist der Bahnbrecher für die späteren Forschungsexpeditionen gewesen, für die Walfischfahrer, die Missionäre, die Ansiedler und die Kaufleute. Man lernte die Inselgruppen der Südsee und Australien kennen, aber der Verkehr dorthin war schwach, so lange Spanien, welches sich im Besitze der ganzen Westküste Amerikas von Chile bis nach Californien hinauf befand, die Fremden von seinen Colonien so viel als möglich fern hielt. Seit dem zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts jedoch schüttelten diese das Joch ab und eröffneten ihre Häfen. Australien hatte Ansiedler erhalten und erwuchs aus einer Verbrecherniederlassung zu einer blühenden Gruppe von Colonien; die Europäer erschlossen sich Neuseeland; im nordwestlichen Amerika erwarben die Nordamerikaner Californien und Oregon. Der Verkehr mit China und Japan wuchs in einer solchen Weise, daß die Handelsbewegung mit jenen beiden Reichen heute auf 1000 Millionen unserer Thaler im Jahre sich stellt. Es war schon Leben in die Südsee gekommen, aber seit den Goldentdeckungen in Amerika, Australien und Neuseeland hat sich derselbe in einer Weise gesteigert, von der zuvor Niemand auch eine Ahnung haben konnte.

Alle Antriebe zu demselben sind von germanischen Leuten ausgegangen; sie sind die eigentlichen Herren und Gebieter auch im weiten Raume der Südsee, weil Schifffahrt und Handel auch in den ehemals spanischen Colonien und in Ostasien in ihren Händen sich befinden. Sie steigern den Austausch in großartiger Weise, und alle Dampfer, diese nun unentbehrlich gewordenen, wichtigsten Vehikel, sind bis auf geringe Ausnahmen überall im Großen Ocean im Besitz und im Betrieb germanischer Leute. Wir wollen an zwei

Beispielen zeigen, wie die Dampfschifffahrt an der Westküste Südamerikas sich in der neuesten Zeit vermehrt hat. Daß sie nach Norden hin von Panama bis Britisch Columbia und Alaska reicht, ist schon gesagt worden, eben so, daß sie Westamerika mit Australien und Ostasien verbindet.

Die Liverpooler Pacific-Dampfschifffahrts-Compagnie begann ihre Thätigkeit im Jahre 1840, und ihre Anfänge waren sehr bescheiden. Sie brachte nach der Südsee zwei kleine Dampfer in die Fahrt, fast schüchtern und eigentlich nur versuchsweise. Der Verkehr mit der Westküste Südamerikas war damals überhaupt nur erst schwach, aber es lag im Plane der Gesellschaft, denselben möglichst zu beleben; deshalb sollten die Pionierschiffe „Chile" und „Peru" eine regelmäßige Verbindung zwischen Valparaiso und Panama unterhalten. Das Unternehmen hatte mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen und wäre bei einer weniger energischen Leitung zusammengebrochen, aber die Ausdauer belohnte sich. Man begriff in der Südsee, wie viel ein sicherer und regelmäßiger Verkehr werth sei; die Dampfer bekamen Frachtgüter vollauf, und der Andrang wurde so groß, daß fast in jedem Jahre neue Schiffe in die Fahrt gestellt werden mußten. Im Jahre 1865 war die Compagnie längst in glänzenden Verhältnissen; sie konnte nur mit Mühe den großen Anforderungen genügen, welche an sie gestellt wurden. Ihre Geschäfte gestalteten sich immer großartiger und sie fing nun an, größere Dampfer zu bauen, welche damals für „Kolosse", für „Riesenschiffe" galten, die aber heute schon sich klein gegen die „Leviathans" ausnehmen, welche eben jetzt von Stapel gelassen worden sind. Das Schiff „Pacific", ein Dampfer mit Schaufelrädern, hatte 2008 Tonnen Tragfähigkeit; noch in demselben Jahre kamen die „Limeña" und die „Santiago", im folgenden die „Panama" in die Linie. Sie waren bestimmt, den Verkehr zwischen den Häfen an der Küste zu vermitteln; 1867 kamen zwei kleinere hinzu, die „Arequipa" und die „Quito" (871 Tonnen).

Man faßte den kühnen Plan, eine directe Dampferfahrt zwischen Liverpool und Valparaiso einzurichten und dabei nicht um das Cap Horn, sondern durch die Magellansstraße zu steuern. Die Compagnie schloß mit der chilenischen Regierung einen Vertrag auf 20 Jahre, in welchem sie sich verpflichtete, zunächst alle zwei Monat einen Dampfer nach Valparaiso laufen zu lassen, späterhin sollte die Verbindung allmonatlich stattfinden. Zwischen Valparaiso und Liverpool sollten die Schiffe anlegen bei Punta Arenas in der Magellansstraße, Montevideo, Rio de Janeiro, Lissabon, Bordeaux oder St. Nazaire, Santander und Coruña. Am 13. Mai 1868 wurde diese Linie durch das Schiff „Pacific" von Valparaiso aus eröffnet, und den Verkehr besorgten anfangs solche Fahrzeuge, welche bisher den Dienst an der Küste versehen hatten. Dann aber kamen Schiffe in diese Fahrt, welche ganz besonders für dieselbe gebaut waren, Schraubendampfer von weit über 2000 Tonnen Gehalt, zuerst die „Magellan" (2785 Tonnen); sie begann ihre Reise im März 1869, und in rascher Folge traten die „Patagonia", „Araucania" und „Cordillera" in den Dienst. Nun wurde derselbe monatlich, seit Mai 1869, und der Andrang von Gütern und Fahrgästen war so stark, daß man beschloß, den Dienst zu verdoppeln und die Schiffe noch größer zu bauen. Die „John Elder" hat 3088 Tonnen, eine Länge von 382 Fuß, eine Breite von 41 Fuß 5 Zoll zwischen den Deckbalken und 35 Fuß 2 Zoll Tiefgang; das Schiff wird eben jetzt bei Glasgow noch verlängert.

Seit der Mitte des Jahres 1872 fahren die Dampfer zwei Mal in jedem Monate, können aber trotzdem den Andrang der Güter nicht bewältigen, und deshalb soll vom Januar 1873 allwöchentlich ein Schiff zwischen der Südwestküste Amerikas und Liverpool befördert werden. Dazu sind nicht weniger als einundzwanzig Dampfer erforderlich. Die Compagnie hatte zu Ende Septembers nicht weniger als 16 Fahrzeuge im Bau, von welchen 10 für den Postdienst, die übrigen 6 noch für die Küstenfahrt zwischen Valparaiso und Panama bestimmt sind. Sie besitzt in Birkenhead, Liverpool gegenüber, ein großes Werft und in Callao Maschinenwerkstätten; eine Kohlenniederlage befindet sich auf der Insel Taboga in der Bai von Panama; einen großen Theil des Kohlenbedarfes liefern die Gruben von Lota in Chile. Zwischen Valparaiso und Callao läßt die Compagnie allwöchentlich zweimal einen Dampfer laufen, zwischen Callao und Panama vier im Monate; dazu kommen dann noch tägliche Verbindungen auf den Nebenlinien.

Im Jahre 1873 wird die Gesellschaft 55 Dampfer mit einem Gehalte von 110,000 Tonnen und 22,000 Pferdekraft im Dienste haben. Die während der letzten Jahre gebaueten sind wahre Prachtschiffe. Am 28. September 1872 trat die „Aconcagua" in die Fahrt; sie hat ein Bruttoregister von 4106 Tonnen und kann 3700 Tonnen Frachtgüter laden. Die Länge beträgt 428 Fuß, wovon 391 über der Wasserfläche, die Breite 41 Fuß, der Tiefgang 34 Fuß 6 Zoll; sie hat Raum für 126 Fahrgäste erster, 40 zweiter und 800 dritter Classe. Der Salon befindet sich am hintern Ende des Hauptdecks; er ist 100 Fuß lang und hat an beiden Seiten bequeme Staatscajüten; auch die Fahrgäste zweiter und dritter Classe wohnen in wohlgelüfteten Räumen. Die Maschinen haben nominell 600 Pferdekraft, können dieselbe jedoch bis zu 3500 steigern. Der Kohlenraum faßt 800 Tonnen, der tägliche Bedarf stellt sich auf 50 bis 55 Tonnen, die Schnelligkeit 14½ Knoten in der Stunde. Drei ähnliche Dampfer sind der Vollendung nahe; die „Sorata" wird im November fertig und soll im Januar den wöchentlichen Dienst beginnen. In Arbeit sind außerdem noch 5 Schraubendampfer von derselben Größe, gleichfalls für die Magellanslinie bestimmt und mit zwei Schaufelrädern; diese letzten sollen den Dienst an der Küste zwischen den Häfen besorgen helfen.

Der Verkehr nach der Südsee und insbesondere nach der amerikanischen Küste wächst aber in so kolossalem Maß an, daß, ganz abgesehen von den Segelschiffen, selbst jene 55 Dampfer ihn nicht bewältigen können. Deswegen ist auch die White Star Line auf den Schauplatz getreten mit zehn Dampfern, die zusammen 35,846 Tonnen halten; 4 davon sind zunächst für den Dienst an der Westküste bestimmt. Diese Compagnie ist erst vor nun 20 Monaten in das neue Geschäft gegangen. Ihre Flotte beträgt jetzt, da wir diese Zeilen schreiben, 6 Dampfer. „Oceanic", „Atlantic", „Baltic", „Republic", „Adriatic" und „Celtic"; im Bau sind die „Germanic" und „Britannic". Die vier erstgenannten haben 3700 Registertonnen und 600 Pferdekraft; die „Celtic" und „Adriatic" 3888 Tonnen und 650 Pferdekraft. Diese Schiffe wurden alle mit der größten Sorgfalt gebaut, und die innere Einrichtung wird als ganz vorzüglich gerühmt. Die „Adriatic" hat eine Länge von vierhundertzweiundfunfzig Fuß (452), ist 41 Fuß breit und der Tiefgang beträgt 32 Fuß. Das Tonnenregister beträgt, wie bemerkt, 3888, aber die wirkliche Ladefähigkeit mehr als 5000 Tonnen. Das ganze Schiff ist aus Eisen gebaut, hat sieben wasserdichte Abtheilungen und vier eiserne Masten. Alle Schiffsbewegungen und das Ein- und Ausladen werden durch Dampf besorgt; dieser wird auch beim Steuerruder verwandt, und beim Dienste benutzt

man den Telegraphen. Das ganze Schiff wird mit Gas beleuchtet, die Lüftung läßt nichts zu wünschen übrig, und Arzt und Apotheke fehlen auch nicht. An Schnelligkeit wird die „Adriatic“, welche jetzt in der Fahrt nach Nordamerika thätig ist, von keinem andern Schiffe in der Welt übertroffen. Sie machte die Reise zwischen Queenstown in Irland und Sandy Hook bei Neuyork in 7 Tagen 18 Stunden und 55 Minuten; ein anderes Mal in 9 Tagen 3 Stunden 18 Minuten nach Neuyork und von dort zurück in 8 Tagen 20 Stunden und 36 Minuten.

Im October hat die Weiße-Stern-Linie den Dienst nach der Südwestküste Nordamerikas begonnen. Ihre Dampfer laufen an: Bordeaux, Vigo, Lissabon, Rio de Janeiro, Montevideo und gehen durch die Magellansstraße nach Valparaiso, Arica, Islay und Callao. Den Anfang machte am 5. October die „Republic“, am 5. November folgte die „Tropic“; im December tritt die „Rimac“ in Fahrt, die „Atlantic“ im Januar. Der Dienst ist zunächst ein monatlicher, soll aber nach Bedürfniß vermehrt werden. Die Weiße-Stern-Linie hat schon seit einer Reihe von Jahren Segelschiffe an der Südwestküste in der Fahrt, jetzt tritt sie dort mit ihren Dampfern auf.

Ich finde soeben die Nachricht, daß auch die Ryde-Linie von London und Falmouth bekannt macht, sie werde 1873 Dampfer nach der Südwestküste in regelmäßigen Zwischenräumen abfertigen; die französischen Messageries maritimes beabsichtigen ein Gleiches. Dazu wird auch eine deutsche Linie von Hamburg aus kommen, das ja längst mit Valparaiso in großartigen Handelsverbindungen steht.

Vor zwanzig Jahren gab es noch keine Dampferlinie nach Südamerika; heute besorgen nicht weniger als elf Linien den Verkehr an der Ostküste, gen Süden hin bis Montevideo und Buenos Ayres, und Flußdampfer gehen auf dem La Plata-Paraguay bis Cuyaba in Matto grosso und auf dem Amazonas bis tief nach Peru hinein.

Noch im Jahre 1836 erklärten viele Physiker, der seiner Zeit berühmte Dr. Lardner in England in vorderster Reihe, daß es platterdings unmöglich sei, mit einem Dampfer von Europa nach Nordamerika und umgekehrt zu fahren!

Aus allen Erdtheilen.

J. Williamson's Reise von Ning-po nach Tschu-tschen.

r. d. In dem monatlich erscheinenden Blatte „The illustrated Missionary News“ finden sich zwischen Artikeln der verschiedensten Art manchmal recht werthvolle Originalreiseberichte versteckt, in denen natürlich das Missionsinteresse überwiegt, die aber oft auch für die Geographie Ausbeute liefern. So bringt die Nummer vom 1. October 1872 die Beschreibung einer Reise des Missionärs J. Williamson von der „China Inland Mission“ von Ning-po, einer der dem Handel der Fremden eröffneten Hafenstädte (etwa 29° 50′ nördl. Br.), quer durch das Innere der Provinz Tsche-kiang nach der Departementalstadt Tschu-tscheu. Die gerade Entfernung zwischen beiden Städten beträgt freilich wenig über 30 deutsche Meilen, aber es waren dabei Gebirge und Ströme zu passiren, die so leicht noch nicht von einem Europäer besucht worden sind. Ueber diesen letztern Punkt sind wir nicht ganz im Klaren, doch behält Williamson's Reise ins Innere noch genug Interesse, wenn er auch nicht der erste auf der von ihm beschriebenen Tour gewesen sein sollte. Zweck der Reise war die Vertheilung chinesischer Bibeln; begleitet war Williamson von einem Methodistenprediger Namens Galpin.

Der Missionär wandte sich im April dieses Jahres von Ning-po aus zunächst nach Süden, durchzog eine Anzahl großer sehr volkreicher Dörfer am nördlichen Gestade des Nimrod-Sundes, der hier tief in das Land einschneidet, und ging dann nach der südlich von diesem gelegenen Stadt Ning-hai, von wo er sich nach Tien-tai wandte. „Als wir,“ erzählt Williamson, „das Dorf Tso-lu, d. h. Kreuzung der Straßen, erreichten, zwölf Miles von Ning-hai, verließen wir die directe Straße nach Tai-tscheu und wandten uns nach Westen in ein schönes Thal, wobei wir verschiedene kleine, von Bambus- und Baumwäldchen umgebene Dörfer passirten. Nachdem wir etwa sechszehn Miles in diesem Thale aufwärts zurückgelegt, begannen wir den Bergpaß zu ersteigen, wir fanden ihn sehr steil; doch wenn wir aufwärts schauten, erschien er uns nicht sehr hoch, und wir hofften, nach einiger Anstrengung das, was wir für den Gipfel ansahen, zu erreichen, um dann in ein anderes Thal hinabzusteigen. Bei Erklimmung dieses Punktes aber sahen wir, daß wir aufs Neue zu steigen hatten. Wir kletterten einen steilen, sich windenden Pfad am Abhange eines hohen Berges hinan und erreichten nun den Gipfel: eine durchaus cultivirte Hochebene; die Berge fielen terrassenförmig in zahlreiche Thäler ab. Wir verfolgten nun unsern Weg sechs Miles lang, passirten verschiedene kleine Dörfer und hatten einen schönen Ueberblick über Berge und Thäler ringsum. Im Westen sank die Sonne hinter einer Bergkette, welche so hoch über unserer Hochebene zu liegen schien, als wir selbst über dem Thale standen, das wir verlassen hatten. In der Dämmerung stiegen wir einige tausend Fuß abwärts und kamen in ein kleines Dorf in einem engen Thale, durch das ein hübscher Bergstrom floß.“

Hier suchten die Missionäre ein Nachtquartier, doch hatten sie Schwierigkeit unterzukommen, da das Erdgeschoß des Gasthofes mit opiumberauschten Kulis gefüllt war. Im obern Stockwerke bot man ihnen ein Nachtquartier in einem Haufen schmutziger Baumwolle an; als man diese entfernen ließ, meinte Galpin, „man möge sie nur liegen lassen, sie werde sich schon von selbst bewegen.“ Die Reisenden konnten die ganze Nacht kein Auge zuthun, so sehr wurden sie von Insekten geplagt, und brachen daher schon in der Dämmerung auf, um ihre Reise durch die Tientaiberge fortzusetzen.

„Unsere Route führte uns westlich durch ein enges Thal, von so herrlicher Scenerie, daß es kaum möglich ist, sie zu beschreiben. Wir kamen durch ein paar Dörfer und verkauften auf einem kleinen Bergpasse ein paar Testamente, was wir an fast allen Orten, wo wir anhielten, thaten. An diesem Passe begegneten uns Männer, welche Eisensand trugen, welchen sie nicht fern von diesem Orte durch Waschen, nach Art des Goldwaschens, gewannen. Stets hofften wir auf eine offene Ebene herauszutreten, doch nachdem wir sechs Miles gewandert waren, führte uns der Weg an den Fuß der Bergkette, die wir am Abende zuvor bemerkt hatten. Ein erneutes Abwärtssteigen brachte uns nach unserer Meinung in die Nähe der Ebene; doch zu unserm Erstaunen hatten wir abermals abwärts zu steigen bis wir eine kleine Ebene erreichten, und nun hofften wir, daß die Stadt nicht mehr weit entfernt sein würde. Aber sechs Miles neuer Wanderschaft in nordwestlicher Richtung führten uns an den Fuß der höchsten Berge, welche ich in China gesehen habe. Wir hatten abermals zu steigen und kamen schließlich auf eine Ebene, auf der wir ohne weitere Schwierigkeit die Stadt Tien-

tai erreichten. Wir traten durch das Osthor ein, passirten die etwa eine englische Meile lange Hauptstraße bis zum Westthore, wo eine große Brücke über den Bergstrom führt, der von den Tientaibergen herabkommt; er fließt von Norden her am Westthore vorüber, wo er sich mit dem Hauptstrom vereinigt. Der größere Strom, welcher zu gewissen Zeiten bis oberhalb der Stadt schiffbar ist, kommt von Nordwest und fließt an der Südseite der Stadt hin. Die ganze Lage der Stadt ist hübsch; sie bietet einen reinlichern und gesundern Anblick dar als die meisten chinesischen Städte."

Die Missionäre erregten hier Aufsehen, namentlich Galpin, der in europäischer Kleidung ging und, von großen Menschenhaufen umgeben, predigte. Williamson trug chinesische Kleidung; er miethete ein Boot, in dem beide die Nacht zubrachten, da sie das freundliche Anerbieten der buddhistischen Mönche eines benachbarten Klosters, bei ihnen zu schlafen, ausschlugen. Am andern Morgen, früh um 9 Uhr, fuhren sie dann in ihrem Boote nach Tai-tscheu, nachdem sie zuvor wieder Bibeln und Tractate vertheilt hatten. Der Strom ist an vielen Stellen sehr seicht und zeigt beträchtliche Stromschnellen, durch welche das Boot mit Mühe hindurchgebracht wurde. Die Scenerie der Uferberge ist mannichfaltig, an einigen Stellen tritt die Straße, welche nach Tai-tscheu führt, an den Fluß heran. Letztere Stadt wurde spät Abends erreicht; sie war überfüllt mit Pilgern von Tientai und Sienku, sowie von Landleuten aus der Nachbarschaft, die zu einem religiösen Feste herbeigeeilt waren. Abermals wurde gepredigt und eine große Anzahl von Bibeln vertheilt.

Am nächsten Tage Abends fuhren die Missionäre weiter auf dem Flusse bis zum nächsten Morgen. Sie verließen nun den Fluß, wanderten eine Meile in östlicher Richtung, bis sie einen Canal erreichten, auf dem sie sich nach Wang-ling einschifften, wo sie gegen 10 Uhr Abends anlangten. Am ganzen Wege fanden sie ausgedehnte Mohnfelder zur Opiumbereitung. Am nächsten Tage schifften sie sich auf einer Dschonke ein, die nach dem Hafen Wun-tscheu (unter 28° nördl. Br.) bestimmt war. Nachdem sie in dieser Stadt kurze Zeit zugebracht, fuhren sie den gleichnamigen Fluß aufwärts bis zu der 40 Miles entfernten kleinen Districtsstadt Tsing-tien. „Die Berglandschaft oberhalb und unterhalb dieser Stadt war großartig, sie schien ganz und gar aus ungeheuern Felsmassen gebildet, deren Oberfläche durch ein gewaltiges Agens geglättet war; sie fallen allmälig zum Wasser ab, doch ist ihre dunkle Oberfläche hier und da durch kleine Weizenfelder unterbrochen. Wir segelten mit gutem Winde zwei Tage von Tsing-tien nach Tschu-tscheu, und die Landschaft blieb auf der ganzen Strecke über alle Beschreibung schön. Die hohen, oft unmittelbar vom Ufer ansteigenden Berge waren an einigen Stellen theilweise terrassirt, doch gewöhnlich deckte sie Buschwerk. Hier und da war eine kleine Theepflanzung oder standen Maulbeerbäume. Wir passirten nur wenige kleine Dörfer. Gegen Sonnenuntergang am dritten Tage wurden die Berge niedriger, das Land offener. Endlich erblickten wir eine Pagode und einen kleinen Tempel am nördlichen Ufer des Stromes; dann öffnete sich eine etwa sechs Quadratmiles große Ebene, welche von weit niedrigeren Bergen umgeben war als jene sind, die wir bisher passirt hatten. Eine kurze Strecke jenseit derselben erreichten wir ein großes Dorf, das nur eine englische Meile vom östlichen Thore Tschu-tscheus entfernt ist."

Tschu-tscheu hat in der Revolutionszeit stark gelitten; es wurde zehn Mal von den Rebellen heimgesucht; noch liegen einige Tempel, namentlich im westlichen Stadttheil, in Ruinen, doch ist der größere Theil der Stadt wieder aufgebaut. Der Haupthandel besteht in Bauholz, von dem ungeheure Flöße Williamson auf dem Flusse begegneten, doch liegen die Wälder, aus denen es kommt, noch etwa 100 Miles weiter landeinwärts. Die Bewohner waren höflich und ruhig; sie erzählten, daß bereits vor vier Jahren einmal ein Fremder in ihrer Stadt gewesen war und dort Bücher verkauft hätte. Williamson sah hier einige Schakafrauen, die durch starken, kräftigen Körperbau, große Füße und eigenthümliche Kopftracht sich auszeichneten. Diese Aborigenerinnen konnten, wie aus ihrem geschäftsmäßigen Aussehen zu schließen war, nicht fern von Tschu-tscheu wohnen, doch erfuhr Williamson den Ort nicht.

Nachdem das Geschäft der Bibelvertheilung auch in Tschu-tscheu besorgt war, fuhren die Missionäre auf dem Strome zurück nach Wun-tscheu. Unterwegs fanden sie in einem Seitenthale einen schönen, 200 Fuß hohen Wasserfall und eine interessante Höhle. Von Wun-tscheu segelten sie in einer Dschonke nach Ning-po zurück.

Aus den Diamantenfeldern in Südafrika.

Von dort werden vielerlei unerbauliche Dinge gemeldet. Die civilisirten weißen Christen benehmen sich über alle Maßen abscheulich gegen die eingeborenen Kaffern, und die Gerichte, so weit dergleichen vorhanden sind, haben alle Hände voll zu thun. So wurde ein Herr John Stanton, seines Zeichens ein Diamantendigger, am 12. Juli verhört, weil er einen Kaffer, der ihm angeblich einen Diamanten gestohlen, zu Tode gepeitscht hatte. — Ein Kaffer sollte von den Diggers gehängt werden, und wurde erst gerettet, als sie ihm den Strick um den Hals legen wollten. Was war sein Verbrechen? Er trug anständige europäische Kleidung, und daraus zog man den Schluß, daß er Handel mit Diamanten treibe! Das will man den Schwarzen nicht gestatten! Der Mann wurde vom Civilcommissär untersucht und man fand keine Diamanten bei ihm. Am 17. Juli wurden zwei Zelte in Brand gesteckt, weil dieselben angeblich „illegalen Diamantkäufern" gehörten. Mehrere der Brandstifter wurden vom Civilcommissär verhaftet, einige aber gegen Bürgschaft freigegeben. Eine Pöbelmasse von etwa dreitausend rohen Gesellen zwang aber den Commissär, auch die übrigen Bösewichter gegen 500 Pf. St. Bürgschaft freizugeben. Eine Zeit lang spielte Richter Lynch eine große Rolle. Jeder Kaffer, der sich anständig kleidet, ist seines Lebens nicht sicher. — Die von Karl Mauch entdeckten Tatin-Goldfelder liefern gute Ausbeute, und in der Transvaal-Republik hat man in der Nähe von Zoutpansberg Kupfererz, Blei, Zinn, Silber und Anzeichen von Kohlen gefunden.

Capitän Hall im Polarmeere.

Zu Ende Septembers hat der Marinesecretär in Washington über Kopenhagen ein Schreiben Hall's bekommen, das freilich schon über ein Jahr alt ist. Es ist datirt: An Bord der „Polaris", 24. August 1871, bei Tossack in Nordgrönland, 73° 11′ N., 56° 5′ W. Hall sagt, daß an Bord das beste Einvernehmen herrschte. Elberg, Gouverneur des Upernavikdistrictes, begleitete die „Polaris" bis Disco; durch seine Vermittelung bekam Hall 60 junge starke Eskimohunde. In Upernavik schloß sich ihm der aus Kane's Reisebeschreibung bekannte Eskimo Hans Christian an, um als Jäger und Hundetreiber Dienste zu leisten. Bei Holsteinborg traf Hall mit der von Norden her zurückkommenden schwedischen Expedition zusammen, und Baron Otter gab dem sehr sanguinischen Manne den wohlgemeinten und sehr verständigen Rath, nicht nach dem Jonessunde zu steuern, weil er dort gar nichts ausrichten werde. Er beschloß also, quer über die Melvillebai zu fahren nach Cap Dudley Digges und von dort gerades Weges in den Smithsund, um an der Westseite derselben eine Passage von Cap Isabella nach dem Kennedycanale zu finden.

Wir wollen daran erinnern, daß Hall mit der „Polaris", welche im Eise arg zugerichtet worden war, am 1. März 1872 nach Disco an der grönländischen Küste zurückgekommen war, um das Schiff auszubessern. Somit war ein Winter verloren gegangen. Was seitdem aus und mit ihm geworden ist, darüber fehlen bisher alle Nachrichten. Ueber die mangelhafte Befähigung Hall's hat Dr. Walker ein strenges Urtheil gefällt; wir haben die Ansichten desselben mitgetheilt; siehe „Globus" XXI, S. 343 bis 345 und S. 352.

— Neue Ausgrabungen bei Wineta. Wir erwähnten ausführlich („Globus“ XX, S. 189) die Ausgrabungen, welche Professor Virchow bei Wineta oder Julin vor einem Jahre unternommen hat. Jüngst hat der unermüdliche Forscher dort weiter nachgraben lassen. Es sind dabei sehr weitläufige Pfahlreihen bloßgelegt worden, deren Anordnung, wie die „N. Stett. Ztg.“ berichtet, keinen Zweifel läßt, daß es sich nicht um ein einfaches Bollwerk älterer Zeit handelt, sondern daß eine wirklich bewohnt gewesene Stelle aufgefunden ist. Die ungeheure Masse von Küchenabfällen, namentlich von Schweine- und Rindsknochen, von Fischschuppen und Fischgräten, die außerordentliche Menge von Topfscherben, unter denen diesmal eine größere Zahl sehr schön ornamentirter zu Tage gefördert sind, wie zahlreiche sonstige Producte menschlicher Kunstfertigkeit, namentlich in Hirschhorn und Bein, würden genügen, die thatsächlichen Verhältnisse ins Klare zu setzen. Allein es wurde außerdem auf einem Rost aus Balken und Pfählen ein ausgedehnter Lehm-Estrich bloßgelegt, der an einer Stelle durch Feuer so stark gebrannt war, daß förmliche Platten von ziegelartiger Beschaffenheit daraus entstanden waren — offenbar ein alter Herd; die reiche Fülle von Küchenabfällen, welche sich in der nächsten Nähe desselben befanden, bestätigt dies. Stein- und Bronzewerkzeuge sind gar nicht gefunden, dagegen außer bearbeitetem Bernstein zahlreiche Eisensachen, die meisten jedoch so stark verrostet, daß ihre Bedeutung kaum erkannt werden konnte. Es bestätigt sich also, daß wir es mit einer verhältnißmäßig späten, wahrscheinlich der letzten Heidenzeit angehörigen Ansiedlung zu thun haben. Die große Masse von Fischüberresten, unter denen der Stör sehr stark vertreten ist, sowie zahlreiche Fischereigeräthschaften, z. B. Stricke aus Binsig (Typha), Scheiben aus Fichtenrinde an den Netzen, sprechen dafür, daß hier nicht gerade die Kaufmannswelt des alten Julin, sondern die Fischerbevölkerung gewohnt hat.

— In St. Petersburg erscheint ein Anzeiger über Angelegenheiten der Presse. Die erste Nummer giebt eine Liste der im Monat August von der Censur geprüften deutschen und italienischen Bücher. Von 164 Werken sind 18 ganz oder theilweise verboten worden, zumeist Geschichtsbücher für Schulen und theologische Sachen, dann auch ein schon 1791 erschienenes Buch. Aus Adolf Bastian's „die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde“ sind ganze Stellen herausgeschnitten worden. — In Rußland erscheinen gegenwärtig 377 Zeitschriften und Zeitungen, die Gesellschaftsschriften gelehrter Vereine mit eingerechnet. Auf die russische Sprache entfallen 286, wovon 109 in Petersburg, 30 in Moskau erscheinen; 41 sind polnisch, 6 französisch, 30 deutsch, 4 lettisch, 5 esthnisch, 2 finnisch, 3 hebräisch. Die Armenier geben jetzt in Feodosia eine Zeitschrift in ihrer Sprache heraus. — Von der „Russischen Revue“, in deutscher Sprache, sind die ersten Hefte erschienen. Der ausgezeichnete Reisende Fedtschenko wird ein vierbändiges Werk über Turkestan veröffentlichen, das sicherlich sehr werthvoll sein wird.

— So lange die Nordwestküste Amerikas sich im Besitze der Russen befand, verhielten sich die Eingeborenen, so weit sie sich in Abhängigkeit von denselben befanden, im Allgemeinen friedlich. Seitdem aber Alaska ein Territorium der Vereinigten Staaten geworden ist, haben die Dinge eine schlimme Wendung genommen; Habsucht und Uebermuth tragen ihre Früchte; die Zuchtlosigkeit der Yankeesoldaten, welche man nach Sitka geschickt hat, wird als „geradezu haarsträubend“ geschildert. Die mißhandelten Indianer rächen sich. Im Juni nahmen sie im Crabsunde den Dampfer „Rose“ weg und behielten Schiffsvolk und Fahrgäste als Geiseln, bis ihnen Schadenersatz geleistet werde. Wofür? Für die von den Yankeesoldaten in Sitka ermordeten Indianer! Es ist übrigens dem Dampfer gelungen, nach dieser Stadt zu entkommen. Die Eingeborenen wollen mit den Yankees gar keinen Handel mehr treiben und geben alles Pelzwerk an die Agenten der Hudsonsbai-Compagnie, von welcher sie dafür wollene Decken, Eisenwaaren &c. erhalten. Die Yankees fühlen sich nur allein in Sitka und dessen nächster Umgebung sicher; sonst überall im Lande lauern die mißhandelten Indianer ihnen auf, um Rache zu nehmen an diesen Männern der Civilisation.

— Die australische Kohle aus Neusüdwales wird in Ostasien bald die englische verdrängt haben. In der letzten Augustwoche kam das Segelschiff „England“ in Hongkong mit einer Ladung Kohlen aus Newcastle in Neusüdwales an; es hatte die Reise in nur 40 Tagen gemacht. Die beste Kohle kostete am 11. Juli die Tonne, frei an Bord, nur 7 Schilling, während die englische Kohle in Cardiff, nach den letzten Notirungen, sich auf 14 bis 15 Schilling stellte. Der Anfang des australischen Kohlenexportes war wenig versprechend. Vor nun 14 Jahren brachte ein Capitän Harrington für seine eigene Rechnung in dem Schiffe „Castilian“ 1500 Tonnen australische Kohlen nach Schanghai, fand aber dort keine Abnehmer, obwohl damals die Cardiffkohle mit 12 Taels bezahlt wurde. Er bat den Befehlshaber der vor Anker liegenden Kriegsschiffe, sowohl der englischen wie der französischen, eine Probe mit der australischen Kohle anzustellen; sie lehnten das jedoch ab, so groß war das Vorurtheil. Nachdem er volle zwei Monate vergeblich sich um Absatz bemüht hatte, schlug er seine Ladung im Einzelnen, zu 5 und zu 10 Tonnen, an die Chinesen in Su tscheu los, welche dieselben in ihren Schmelzöfen verwandten. Heute wird die australische Kohle gern genommen und jede Zufuhr ist willkommen.

— Unter den Stoffen, welche man zur Papierfabrikation verwendet, gewinnt die schwammig-faserige Rinde der Eucalyptus gigantea mehr und mehr Bedeutung. Der Baum wächst sehr schnell und erreicht in den bergigen Gegenden der australischen Colonie Victoria eine Höhe von mehr als 250 Fuß. — Aus Savannah in Georgien werden jetzt die Blätter der Palmettopalme in Menge nach England verschifft und dort zur Fabrikation von Papier benutzt. Diese Palme wächst in den südlichen Staaten der nordamerikanischen Union in großer Menge und Südcarolina wird als Palmettostaat bezeichnet. — Der faserige Stamm der canadischen Distel giebt, bei geeigneter Bearbeitung, eine Faser, welche an Stärke jene des Flachses und Hanfes übertrifft, und dieses „Unkraut“ erscheint nun sehr werthvoll.

— Die dreißig chinesischen Knaben, welche man aus dem Blumenreiche der Mitte nach den Vereinigten Staaten geschickt hat, um dort erzogen zu werden, sind vor ihrer Abreise auf besondern Befehl des Kaisers mit dem „Regierungsstudentenknopfe“ begabt worden. Diese Auszeichnung ist bisher nur solchen Studenten ertheilt worden, welche sich durch gründliche Kenntniß der chinesischen Classiker ausgezeichnet hatten.

— In Rom, wo Papst und Geistlichkeit seit vielen Jahrhunderten Gelegenheit gehabt hätten, für Bildung und Moralität zu wirken, ist das nicht geschehen. Italienische Blätter melden, daß vom 1. Juli bis 30. September 1872 in die Spitäler der Stadt nicht weniger als 172 Leute geschafft worden sind, welchen Meuchelmörder gefährliche Wunden beigebracht haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Aus der Republik Neugranada.

I.

Neugranadas vortheilhafte Weltlage. — Das Thal des Rio Cauca. — Fahrt auf dem Rio Naré. — Bodega de San Christoval. — Die Königsstraße und ihre Beschaffenheit. — Indianer als Lastträger. — Die Canetones. — Ein Tambo. — Vampyre. — Die Stadt Marinilla und ihre Hahnenkämpfe. — Von Rio Negro nach Medellin. — Teppichträger. — Aristokratie des Geldes. — Die verschiedenen Menschenracen in der Republik. — Geschäftsverkehr.

Der Blick auf eine Karte zeigt sofort, daß Neugranada, oder wie man das Land officiell bezeichnet: die Vereinigten Staaten von Colombia, eine herrliche Weltlage zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Stillen Weltmeer einnimmt. Zu ihm gehört auch die Landenge von Panama. Es hat bei mannichfaltigster Bodengestaltung alle Abstufungen des Klimas, fruchtbaren Boden, eine große Fülle von Handelsproducten und belebte Hafenplätze. Seiner ganzen Länge nach, von $3^1/_2$ bis $12^1/_2{}^0$ N., wird es von verschiedenen Cordilleren durchzogen, deren drei Hauptzweige von dem Gebirgsknoten von Pasto auslaufen und große Längsthäler bilden. Eines der wichtigsten ist jenes, welches vom Rio Cauca durchströmt wird. Dieser fließt in seinem obern Laufe durch den Staat Popayan und hat dort viele Stromschnellen und Katarakte; er ist überhaupt, auch seines schnellen Laufes wegen, für die Schifffahrt nicht geeignet und nur unterhalb der Wasserfälle von San Antonio schiffbar. Unter 9° 27′ N. vereinigt er sich mit dem Rio Magdalena, dessen fahrbare Strecke etwa 120 deutsche Meilen beträgt. Dieser letztere bildet die wichtigste Verkehrsader des Landes, und an seinem Delta und der Mündung liegen die beiden wichtigsten Ein- und Ausfuhrhäfen, Santa Marta und Savanilla, die schon seit mehreren Jahren regelmäßig auch von deutschen Dampfern besucht werden. Wie wichtig das Land für unsern deutschen Handel bereits geworden ist, ergiebt sich schon aus der Thatsache, daß allein Bremen im Jahre 1870 aus Neugranada, zumeist aus Savanilla, für 4,434,233 Thaler Waaren einführte; Kaffee, Baumwolle, Balsam, Droguen, Fieberrinde, Gelbholz, Rothholz, Dividivi, Indigo, Elfenbeinnüsse, Häute, Hörner, Perlmutterschalen, Baumwollensamen, Strohhüte und vom Taback allein im Jahre 1869 für 3,827,954 Thaler Gold 11,842,542 Pfund. Die Tabacksplantagen von Ambalema sind zumeist in den Händen deutscher Grundbesitzer.

Wir wollen unsere Leser heute in das Caucathal führen, nach Medellin und Antioquia. In den letztverflossenen Jahren ist dasselbe gründlich von Dr. Alfons Stübel aus Dresden erforscht worden, und wir haben im „Globus“ einzelne seiner Mittheilungen veröffentlicht. Der Reisende befindet sich gegenwärtig noch in Ecuador, und auf umfassende Berichte wird die wissenschaftliche Welt bis zu seiner Rückkehr verzichten müssen. Wir folgen deshalb bei den nachstehenden Schilderungen dem Naturforscher Dr. Saffray, welcher sich längere Zeit an der Küste aufhielt, dann den Magdalena aufwärts fuhr und von der kleinen Stadt Naré aus seine beschwerliche Wanderung antrat. Der Ort liegt

an der Mündung des gleichnamigen Flusses, welcher von den Hochebenen des Staates Antioquia herabfließt. Der Ort hat eine sehr ungesunde Lage und seine etwa 2000 Einwohner, allesammt Neger und Mestizen, werden von intermittirenden Fiebern heimgesucht.

Der Reisende bestieg eine offene Pirogue, die von acht Mann gerudert wurde, der „Patron" lenkte das Steuerruder. Der Fluß windet sich mit vielfachen Krümmungen durch ein enges Thal; auf weiten Strecken war keine einzige Wohnung zu sehen. Als der Nachen, um Schatten zu gewinnen, nahe am Ufer hinfuhr, fiel von einem Baume herab eine schwarz und grüne Schlange, die 4 bis 5 Fuß lang sein mochte. Wahrscheinlich ist sie eben so erschrocken gewesen, wie die Neger, welche laut aufschrien, sich aber sofort beruhigten, als das Thier über Bord glitt und dem Ufer zuschwamm.

Der Pflanzenwuchs dieses Thales kennzeichnet sich durch eine große Anzahl von Bäumen, deren Gipfel mit Blumen gekrönt ist; auch giebt die Mannichfaltigkeit der Formen und Farben des Laubes der Landschaft einen eigenthümlichen Anstrich. Da sieht man dicke Blätter, die wie mit einem Lack überzogen erscheinen und in der Sonne wie ein Spiegel erglänzen; andere sind mit einem sammetartigen Mattgrün überzogen, wieder andere mit weißen oder gelben Dunen, und diese schillern bei jeder Luftbewegung wie von Silber oder Gold.

Der Nachen kam bald an Stromschnellen, und eine der-



Ein Tambo in Neugranada.

selben, der Remolino, d. h. Wirbel, wird von den Schiffsleuten sehr gefürchtet. An der Bodega (d. h. Magazin) de San Christoval halten die Schiffer und der Reisende muß von nun an, um in den Staat Antioquia zu gelangen, auf der sogenannten Königsstraße (camino real) wandern. Sie führt einen pomphaften Namen; wir werden sogleich sehen, wie es mit und auf derselben beschaffen ist.

Die Bodega ist ein großes Waarenlager, in welchem die Güter, welche nach dem innern Lande bestimmt sind, je nach Gutdünken und Belieben des Aufsehers oder nach der Beschaffenheit des Weges von einer Woche bis zu fünf und sechs Monaten liegen bleiben, ehe sie an ihren Bestimmungsort abgehen. Dr. Saffray fand dort eine Menge von Gegenständen, welche von ihren Eigenthümern, zumeist Europäern, im Stiche gelassen waren, weil es kein Mittel gab, sie weiter zu befördern, z. B. große Kessel zur Verdunstung der Salzsoole, Metallpumpen, eine kleine Dampfmaschine, einen Wellenbaum zum Drehen einer Winde, Stücke einer Baggermaschine und dergleichen mehr. Ein Gepäckstück, welches auf dem Rücken eines Maulthieres befördert werden soll, darf nicht über 85 Centimeter lang und 45 Centimeter hoch oder breit sein, das Gewicht 50, allerhöchstens 60 Kilogramm betragen. Gegen Stöße oder Regen müssen Kisten oder Ballen in Stroh verpackt und mit getheerten Laken bedeckt sein. Größere Kisten und solche mit zerbrechlichen Waaren werden von Menschen getragen; ein Fortepiano wird von sechs bis acht Mann getragen, die im Laufe eines Tages etwa drei Wegstunden zurücklegen.

Man begreift, sagt Dr. Saffray, daß Gewerbe und Handel schwer beeinträchtigt werden in einem Lande, in welchem

es mit dem Transporte so bestellt ist. Und doch sagen die Leute dort, daß sich seit einigen Jahren Vieles gebessert habe. Es ist noch gar nicht so lange her, daß die Königsstraße von der Bodega bis nach Medellin, dieser Hauptstadt des Staates Antioquia, lediglich für Fußgänger, Indianer, praktikabel war; Maulthiere konnten auf derselben nicht fort; Güter und Reisende wurden von Menschen getragen. Wer in den mexicanischen Grubengegenden an die Caballitos, d. h. kleinen Pferde, sich gewöhnt hatte, nämlich an Indianer, welche für den Gebrauch der Reisenden gesattelt sind, fand dergleichen ganz in der Ordnung. Aber den Neuling überrascht es doch einigermaßen, wenn sich ihm ein stämmiger Indianer anbietet, der einen Sattel auf dem Rücken hat und denselben mit ledernen Riemen vor der Stirn festhält. Solch ein gesattelter Mensch kommt allerdings nur langsam vorwärts, aber sichern Schritt und Tritt hat er, und man kann sich auf ihn eben so gut verlassen, wie auf ein Maulthier.

Franz Pizarro, der Freibeuter, schrieb nach Spanien, daß er in der gesammten Christenheit keine so gute und so wohl unterhaltene Straße kenne, als jene zwischen Cuzco und Quito; dieselbe hatte eine Länge von etwa 500 spanischen Meilen. Nach den Angaben des Licentiaten Paulo Ondegardo ließ der Inka Huayna Capac, dessen Vater jene Straße gebauet hatte, auf derselben von Cuzco her nach Quito die mächtigen Quadersteine für seinen Palastbau schaffen. Und in diesen Ländern ist man heute auf so armselige Verbindungswege angewiesen.

In den engen Thälern der Cordillere zieht sich dieser Pfad — denn Straße kann man doch nicht sagen — zumeist an den Wasserläufen hin und manchmal auch im Bette derselben. Dasselbe ist vielfach sogar in bewohntem, ebenem Lande der Fall; in Berggegenden schlängelt sich der Weg zu den Höhen hinan, manchmal so sehr im Zickzack, daß man, namentlich wo ein isolirter Berg nicht umgangen werden kann, im Laufe eines Tages nicht viel mehr als eine spanische Meile an wirklicher Entfernung vom Ausgangspunkte zurücklegt. Von einer Ausbesserung des Pfades ist gar keine Rede; die Natur schaltet und waltet unbehindert. Auf eine Pfütze folgt ein Erdhaufen, der von den Uferhöhen herabgestürzt ist, weiterhin liegen umgefallene Bäume quer über, und man kommt auch durch sogenannte Canelones. Mit diesen verhält es sich in folgender Weise. Während der Regenzeit wird der Pfad, welcher auf den Höhen hinzieht, durch die Tritte der Maulthiere erweicht, und bei jedem Regensturme schwemmt das Wasser diesen Schlamm weiter nach abwärts. Dadurch wird der Pfad zwischen den Böschungen immer tiefer, und wenn dann der Reisende sich in einem derartigen Engpasse befindet, hat er nur einen kleinen Streifen blauen Himmels über sich. An manchen Stellen ist der Boden so steil abschüssig, daß sich die Maulthiere auf allen Vieren abwärts gleiten lassen. Es entsteht allemal große Noth, wenn in einer solchen „Röhre" sich zwei Maulthierkarawanen begegnen. Gewöhnlich schickt man einen Mann voraus, damit der Pfad frei bleibe, bis ein Maulthierzug hindurch ist, und der, welcher ihm entgegen kommt, bis auf Weiteres warte; einzelne Reiter schreien im Canelon so laut als möglich, um andere zu warnen. Dr. Saffray begegnete einem solchen, der aber nicht geschrien hatte, unvermuthet im engsten Theile einer Röhre, wo ein Ausweichen platterdings unmöglich war. Wie wollte man aus der Verlegenheit kommen, da auch an ein Umkehren nicht zu denken war. Der Neugranadiner sprach: „Sie müssen absteigen; ich verbinde Ihrem Maulthiere die Augen, fessele ihm die Beine und lege es mit der Seite auf die Erde. Dann legen wir unsere Decken über den Sattel, wir beide, Sie und ich, drücken uns so eng als möglich an die Wand, und dann geht mein Maulthier über das Ihrige hinweg; es richtet dabei keinen Schaden an." Und so geschah es auch.

Auf der ganzen Strecke zwischen der Bodega und Medellin findet man nur sehr wenige Dörfer oder auch nur vereinzelte Weiler, und die Maulthiertreiber müssen deshalb ein Unterkommen in den Tambos suchen. Unsere Illustration zeigt, wie es mit einem solchen beschaffen ist. Sobald man abgeladen hat, wird Feuer angemacht; Zündhölzchen sind kaum erst im Gebrauch, man hat Stahl und Feuerstein, und als Zunder dient das getrocknete Mark des Maguey (Fourcroya vivipara). In den Kochkessel wirft man Tasajo, d. h. Streifen gedörrten Rindfleisches, Bananen und Speck, und dieses Gericht bildet das Abendessen; statt des Brotes kauet man dabei Rohzucker, und der Nachtisch besteht aus Chocolate mit Maismehl. Wenn man sich zum Schlafen niederlegt, breitet man ein Stück getheerter Leinwand auf der platten Erde aus und hüllt sich in eine Decke. Dabei ist allemal wohl in Obacht zu nehmen, daß man die Füße nicht entblößt, weil man dann Gefahr läuft, Blut durch die Vampyrfledermäuse zu verlieren. Diese haben es vorzüglich auf die Zehen abgesehen; die Wunde ist keineswegs gefährlich und der Blutverlust durch eine solche übersteigt 10 bis 15 Grammen nicht. Der Vampyr sucht übrigens alle Hausthiere heim und manches Stück Geflügel geht durch ihn verloren. Wenn er Ochsen, Pferden und Maulthieren oft und hinter einander Blut aussaugt, magern sie ab, werden krank und sterben. Man hat beobachtet, daß er sich ganz besonders gern an solche Thiere oder ganze Herden macht, welche auf einem Weidegrunde erst neu angekommen sind. Solche, die mit Citronensaft eingerieben worden sind, läßt er, wie man sagt, unangetastet.

Neben den Vampyren sind die Sandflöhe, Niguas (Pulex penetrans), sehr unangenehme Gäste; dazu kommen die Schlangen, welche sich in der Blätterbedachung wohlfühlen und durch Rascheln in derselben zu erkennen geben, daß sie da sind, und außerdem hört man, als Nachtmusik, das Gebrüll des Tigers. Wenn man sich um derlei Kleinigkeiten nicht weiter bekümmert, kann man unter einem Tambo ganz gemächlich schlafen. Der Arriero, Maulthiertreiber, ist von Jugend auf an das Alles gewöhnt und dabei froh und guter Dinge. Bevor er am Morgen aufbricht, ordnet er den Herd und legt Bambusstäbe neben denselben, damit Andere, die nach ihm kommen, Alles bereit finden, um ein Feuer anzumachen. —

Je höher man in der Cordillere kommt, um so mehr verschwindet der tropische Charakter der Gegend, und schon am zweiten Tage, von der Bodega aus gerechnet, befindet man sich in der gemäßigten Zone, in der tierra templada, die zwischen 600 und 1300 Meter über der Meeresfläche liegt. Hier ist das Thierleben nicht mehr so üppig und mannichfaltig; in dieser Region herrscht eine Stille, welche in den Wäldern einen fast unheimlichen Eindruck macht.

Die erste Stadt, welche der Reisende findet, heißt Marinilla; sie mag etwa 4000 Einwohner haben, und liegt an einem steilen Abhange. Die Häuser sind aus gestampfter Erde aufgeführt, haben Ziegel- oder zumeist Strohdächer und nur ein Geschoß. Die Weißen sind in der Mehrzahl; sie gelten für patriotische, rechtschaffene Leute und sorgen dafür, daß ihre Kinder Unterricht erhalten. Dr. Saffray war dort Zeuge eines Hahnenkampfes, für welchen namentlich die farbigen Leute eine große Vorliebe haben. Unsere Illustration zeigt, wie es mit der „Arena" beschaffen ist. Dieselbe befand sich inmitten eines großen Hofraumes und nahm sich in der That sehr einfach aus. Die



Hahnenkampf in Marinilla.

Eigenthümer der Kampfhähne und die Leute, welche auf den einen oder andern derselben gewettet hatten, standen, lagen oder kauerten umher und zeigten die lebhafteste Theilnahme. Den Hähnen hat man den Kamm verschnitten, den Schwanz dünn gemacht und die Sporen geschärft; Metallsporen, wie in England, sind nicht im Gebrauche. Auf die Abrichtung dieser Kämpen wird große Sorgfalt verwandt. Die Maiskörner, welche man ihnen bei jedem Futter giebt, werden genau abgezählt, das Wasser wird ihnen zugemessen. Dieses barbarische Sport hat eben so genau festgestellte Regeln wie sie auf dem Turf vorkommen oder für das Boxen festgestellt sind. Wenn der Kampfhahn schwach wird, dann sucht sein Besitzer ihm frisches Leben einzuflößen, und zu diesem Behufe hält er einen mit Branntwein getränkten Schwamm bereit. Dann wird er auf Augenblicke wieder muthig und bringt eine letzte, vielleicht tödtliche Wunde seinem Gegner bei, während er in demselben Momente selber verendet.

Eine Stunde jenseits Marinilla und etwa sieben Wegstunden von Medellin entfernt liegt die Stadt Rio Negro; sie ist regelmäßig gebaut, zählt etwa 8000 Einwohner, die arbeitsam sind, Ackerbau treiben und sich im Wohlstande zu befinden scheinen. Man ist erstaunt, von dort aus eine wirkliche Straße zu finden; die Schlammlöcher sind mit Steinen ausgefüllt worden; es sind Abzugsgräben für das Wasser vorhanden, an Macadamisiren ist freilich auch hier noch nicht zu denken. Ein verständiger Gouverneur hat die Sträflinge zu dieser Arbeit angehalten, und so erhielt denn die Republik Neugranada wirklich ein halbes Dutzend spanische Meilen einer Straße, welche auch während der Regenzeit ohne Unbequemlichkeit passirt werden kann *).



Landleute aus dem Thale von Medellin.

*) „Der Bau von fahrbaren Straßen ist in Neugranada bis in die allerjüngste Zeit vernachlässigt worden, und erst während der letztverflossenen Jahre ist man daran gegangen, einige Wege zu bahnen, z. B. von der Hauptstadt Bogota nach dem Rio Meta, auch ist die Genehmigung zu einer Eisenbahn von der Hauptstadt bis an den Magdalenastrom ertheilt worden. Straßen aber wären für den ma-

Einige spanische Meilen vom Rio Negro entfernt gelangt man nach Santa Elena auf den höchsten Punkt der östlichen Cordillere und hat von dort einen Ausblick über eine weite Bergregion. Unten, etwa dritthalb tausend Fuß tiefer, öffnet sich das mit Licht förmlich übergossene Thal von Medellin und man kann sogar die Straßen der Stadt deutlich erkennen. Man gelangt in dieselbe durch die sogenannte Quebrada, einen Hohlweg, in welchem ein Bach fließt; zu beiden Seiten stehen Häuser mitten in Gärten. Die Plaza, der große Marktplatz, zeigt fast nur einstöckige Häuser, welche, wie man aus unserer Illustration ersieht, ziemlich gleichförmig sich ausnehmen. Die Kathedrale ist in einem ganz abscheulichen Style gebaut, oder eigentlich in gar keinem Style; im Innern findet man nicht einmal Bänke oder sonstige Sitzplätze. Die Männer gehen fast gar nicht zur Kirche, die Frauen dagegen thun es. Jede legt einen Teppich auf die Steine, damit das Knieen ihr nicht wehe thue. Der Teppichträger, welcher das weiche Fabrikat, das aus Quito bezogen wird, ihr nachträgt, ist eine Art von Charakterfigur nicht bloß hier, sondern fast überall im ehemals spanischen Amerika. Jedes gute Haus hält einen solchen und er wird zu seinem wichtigen Amte eigens abgerichtet. Er ist entweder ein Neger oder ein Mestize; in Peru aber bei vornehmen Leuten allemal ein Chino oder Vollblutindianer; anderwärts nimmt man auch wohl eine hübsche Negerin. Der Teppichträger ist Gespiele und gelegentlich auch Prügeljunge in der Familie; er wird oftmals ausgescholten, andererseits jedoch auch recht gründlich



In Medellin, Neugranada.

verzogen, und wenn er dann erwachsen ist, taugt er zu gar nichts; man kann sich keinen schlechtern Dienstboten denken.

In ganz Neugranada und so auch in Medellin giebt es keine andere Aristokratie als die des Geldes. Die Nachkommen der früheren spanischen Abenteurer und der höheren Beamten, welche das Mutterland schickte, sind nur in geringer Anzahl vorhanden, und eine Aristokratie des Talentes ist noch nicht aufgekommen in einem Lande, wo man sich vorzugsweise nur erst mit materiellen Dingen beschäftigt; Gelehrte, Künstler, Dichter &c. lassen noch auf sich warten. So steht der Bürgersmann, wenn man diesen Ausdruck anwenden darf, in erster Reihe; zu dieser Classe gehören die, welche Berufsstudien gemacht haben, also Juristen und Mediciner, Kaufleute, Gutsbesitzer und Alle, die über ein Vermögen von etwa 15,000 Piaster verfügen. Nach der Hautfarbe darf man freilich nicht fragen. Es versteht sich von selbst, daß der Mann, gleichviel ob er braun, gelb oder wie sonst ist, in gerader Linie von den blaublütigen spanischen Hidalgos, von den Entdeckern und Eroberern abstammen will. Ein Compliment, Nachkomme jener blut-

teriellen Aufschwung um so nothwendiger, da bisher aller Waarenverkehr, soweit er nicht zu Wasser vermittelt wird, vielfach nur steile, gefährliche Gebirgspfade findet, und die Güter nicht auf der Achse, sondern auf dem Rücken von indianischen Trägern oder Maulthieren befördert werden. Dadurch wird der Transport ungemein vertheuert, und die nicht in einer gewissen Nähe von Wasserwegen liegenden Gegenden können ihre Producte nicht preiswürdig an den Markt schaffen. Aber selbst in den Stromthälern bestehen weite Strecken noch aus Wald und nur an vereinzelten Punkten findet Anbau von Handelsartikeln in größerm Maßstabe statt." Karl Andree, Geographie des Welthandels II, S. 634.

dürftigen und habsüchtigen Barbaren aus Europa zu sein, ist das freilich nicht; es ist aber einmal so, daß Jeder ein Weißer sein will und somit ein Aristokrat der Hautfarbe *).

Unsere Illustration des Hahnenkampfes in Marinilla giebt den Typus der Neger und der schwarzen Mischlinge recht gut wieder; jene der Landleute aus dem Thale von Medellin jenen der Mestizen.

Also das Geld allein giebt den Ausschlag. Ein Maulthiertreiber, Arriero, der sich ein Sümmchen erworben hat, wird dadurch zu einem Don Fulano, wie man zu sagen pflegt, einem Herrn So und So. Verliert er seine Habe, so macht das auch weiter nichts aus, er wird wieder Arriero. Das „Geld vor allen Dingen machen", quaerenda pecunia primum virtus post nummos, hat seine volle Geltung. Man kann wuchern, im Handel übervortheilen, falschmünzen &c.; dann heißt es: es vivo! er ist ein pfiffiger Kerl (smart, wie die Yankees sagen würden). Er ist durch falsches Spiel und dergleichen zu Vermögen gekommen; dann sagt man: sabe mucho, der versteht sich auf den Rummel. Fragt man, weshalb Der oder Jener es nicht zu Reichthum gebracht hat, dann wird man zur Antwort erhalten: es buen sujeto pero es tan pobre, er ist ein ganz guter Mensch, aber arm.

Von einer Gesellschaft kann in Medellin keine Rede sein. Nur die Frauen machen einander Besuche; was die Männer mit einander abzumachen haben, geschieht in den Kaufläden. Die Stadt hat keinen Ausfuhrhandel; die Geschäftsleute dort versenden das Gold, welches sie aus den Provinzen erhalten, führen aber alljährlich vielerlei Waaren ein, die von hier aus nach den kleineren Städten und den



In Medellin.

Dörfern vertheilt werden. Aus England kommen Eisen- und Blechwaaren und Handwerksgeräthschaften, gebleichte und ungebleichte Baumwollenwaaren; Deutschland sendet Quincaillerien, Spielzeug, Nürnberger Tand, Streichfeuerzeuge &c., auch buntbedruckte Tücher, dergleichen auch die Schweiz liefert; aus Spanien kommt Wein; Frankreich liefert Tuch, Seidenzeug, lackirte Schuhe, Filzhüte, Droguen und Apothekerwaaren und Kramwaaren. Die größeren Magazine sehen aus wie ein Bazar, man kann in ihnen alles Mögliche kaufen; die Zahl der kleineren Läden ist sehr an-

*) Der alte General T. C. de Mosquera, der selbst mehrmals Präsident war, hat in Memoria sobre la geographia fisica y politica de la Nueva Granada, Nueva York 1852, p. 96, eine Statistik der verschiedenen Racen seines Landes gegeben. Er nimmt die Gesammtzahl für das eben genannte Jahr auf 2,363,054 Köpfe an und sein Resumen por razas y castas stellt sich folgendermaßen heraus:

Kaukasier 450,003. Das ist freilich sehr hoch gegriffen und die Zahl würde sich gewiß um weit mehr als die Hälfte, vielleicht auf kaum ein Drittel, wirklich weißer Leute reduciren, wenn man eine strenge Blut- und Ahnenprobe vornehmen wollte.

Amerikanische Race, d. h. reine Indianer, „civilisirte", d. h. in Ortschaften ansässige, 301,000, — „wilde" 120,000, in Summa 421,000.

Neger 80,000.

Mischlinge von Indianern und Weißen 1,029,051. Davon werden aufgeführt als Quarterons (Cuarterones), die leidlich hellfarbig sind, 30,054; als Mestizen 998,997.

Mischlinge von Weißen und Negern, Mulatten, 283,000.

Mischlinge von Negern und Indianern, Zambos, 100,000.

Also Mischlinge mit schwarzem Blute 383,000 Köpfe.

Ich will bemerken, daß die Zählung von 1859 ergeben hat 2,243,837 Köpfe, also reichlich 100,000 weniger als Mosquera sieben Jahre früher annahm. A.

sehnlich, und ein tiendero, Ladenhalter oder Budenbesitzer, gilt schon für etwas Rechtes. Er stolzirt mit großer Wichtigkeit durch die Straßen, wenn er Morgens oder Abends den mächtigen Schlüssel in der Hand trägt; keine Tasche wäre groß genug, denselben zu fassen.

Credit wird auf zwölf bis achtzehn Monate gegeben; der landesübliche Zinsfuß stellt sich auf 12 Procent, aber 18 Procent sind gar nicht selten. Dieser lange Credit läßt darauf schließen, daß es im Geschäftverkehr doch im Allgemeinen rechtlich zugeht.

Von Californien nach Japan.

Von **Gustav Wallis.**

I.

Ich wollte nach den Philippinen über Japan und China. Als ich in der Nacht des 31. Januar nach San Francisco kam, mußte ich zu meinem Leidwesen erfahren, daß das nächste nach China bestimmte Schiff schon folgenden Mittags, drei Tage früher als gewöhnlich, abgehe, so daß mir bei der Eile, mit der ich reiste, unter Anderm kaum Aussicht blieb, meinen Bruder, den ich seit 24 Jahren nicht gesehen, und der in der Nähe der Stadt wohnt, antreffen zu können. Diese Befürchtung bestätigte sich, denn die Abfahrtsstunde nahte und ich mußte das Schiff betreten, ohne noch mit einer brüderlichen Umarmung von diesem Continente scheiden zu können. Gewiß wäre mir dieser Abschied keine Erleichterung gewesen; doch unter den vielen Scheidenden, die einander Lebewohl zuriefen, wären schwerlich wohl zwei gewesen, die unter so seltsamen Umständen sich sahen, um einander den letzten Gruß zuzuwinken. Wiedersehen nach fast einem Vierteljahrhundert mit unmittelbarer Trennung danach, bei solcher Ungewißheit abermaligen Wiedersehens —, o nein, es hätte mir das Herz zu sehr zerrissen! So war es doch besser, daß wir uns nicht sahen, und wir konnten einander im Geiste uns vergegenwärtigen und ohne Erregung scheiden.

Die Abfahrt verkündete mir neben gewissem Pompe eine eben so große Pünktlichkeit, die ich aber gerade in diesem Falle als nicht existirend gewünscht hätte. Vor dem Schiffe war eine Musikbande aufgestellt, um, so oft ein Wagen mit Passagieren erschien, die Aussteigenden mit einem kräftigen Tusch zu empfangen. Tausende von Menschen, die wohl nicht freien Zutritt gehabt haben mochten, da selbst der Passagier für sein Fuhrwerk einen halben Dollar Dockgebühr zahlt, umstanden das Schiff, wo in bunter Geschäftigkeit viele Hände sich rührten. Vorzüglich waren es Chinesen, die mit dem Erwerbe von 300 bis 400 Thalern im Beutel zum Crösus geworden, nach ihrem himmlischen Reiche zurückkehrend, auf- und absprangen, Koffer und Kisten schleppten, einander zuriefen, kurz, in jeder Art sich zu schaffen machten und dem Ganzen einen höchst eigenthümlichen Anstrich verliehen. Abschiedsscenen gab es auch da unter allen Alters- und Standesclassen. Alte und Junge, selbst Kinder und Frauen hatten sich eingefunden, den Scheidenden Grüße aufzugeben oder sonst Wichtiges mit ihnen zu besprechen. Sonderbar erschienen die Frauen des chinesischen Arbeiterstandes durch unerhörten Putz, in Sammet und Seide rauschend und in der alle Modekünstelei überthörenden Frisur, die ein wahres Kunst- und Probestück chinesischer Pedanterie bildet. Das ganze Haar ist wie Cartonnagearbeit aus steifen Flügeln, Schnörkeln ꝛc. zusammengesetzt, und muß man den Holden des himmlischen Reiches Dank wissen, daß sie uns, auf fremder Erde, diese Beweise ihrer Kunstfertigkeit nebst anderen ihres Lebens und ihrer Sitten zur Anschau herübertragen; zeitweilig ist es ja auch nur, denn haben sie einige Säckel erobert, so wenden sie sich ihrer Heimath wieder zu, da sie um keinen Preis außer derselben begraben liegen möchten.

Auf dem Schiffe hat man gute Gelegenheit, das unverdrossene, nüchterne Wesen der chinesischen Arbeiter kennen zu lernen. Unermüdlich rennen sie auf und ab, quälen sich unter ihren Lasten, daß man nicht begreift, wo sie Kräfte und Athem hernehmen; ausgehungert bis auf Mark und Bein, ruft ihr sehniger Körper eben so großes Mitleid in uns wach, wie wir uns andererseits durch ihr Erscheinen höchlich amüsirt fühlen. Der Zopf, der Zopf, der hängt ihnen hinten, und wäre es nicht der Fall, so liegt er wie eine Schlange um den spitzigen, rings rasirten Schädel gewunden. Selbst wenn man viel Chinesen sah, so ruft doch das Zusammentreffen mit ihnen stets vergnügliche Scenen hervor, sobald man sie in ihrer Arbeitsamkeit, in einem Treiben beobachtet, wo ihr höchstes Interesse, zum Instinct geworden, sie leitet und drängt. Das war denn auch in mehr als einer Beziehung bei uns an Bord der Fall, wo wir die Chinesen nicht allein in Gedanken über glückliche Heimkehr in ihr Vaterland in gehobener Stimmung fanden, sondern auch sie uns in Form dienstbarer Geister umgaben. Das gesammte Dienstpersonal, Matrosen, Köche, Stewarts ꝛc. mit Ausnahme der oberen intelligenteren Stufen bestand aus diesen bezopften Chinesen.

Doch unsere Abfahrt! Schlag 12 ertönte und es wurden die Treppen abgenommen. Das Schiff setzte seine großen Räder in Bewegung und langsam aber feierlich schritt der Koloß durch das Wasser dahin, unter dem lauten Zurufen der am Ufer und Dock Stehenden, unter den Klängen der Musik, dem Wehen und Schwenken von Hüten und Tüchern; ein Kanonenschuß erscholl, mit donnerartigem Widerhall zurückgeworfen, und die Reise war angetreten.

Dann bestiegen Abschied- und Leidtragende einen kleinen zu dem Zweck bereitgehaltenen Dampfer, um uns unter noch immer fortdauernder Musik eine Stunde lang, bis in die große offene See hinaus, das Geleite zu geben.

Warum machen sich die Leute nur den Abschied so schwer! Scheiden thut weh und Mancher trennte sich wohl lieber im Stillen, während Andere durch künstliche Erregungen nachhaltende Wirkung im Gemüthe hervorzurufen lieben. Diese sind überhaupt keines Abschiedes, keiner Thräne werth. Und doch gefällt mir die amerikanische Sitte ceremoniösen Abschiedes, wenn man sie nämlich mehr ein Segens- als ein Abschiedsgeleite, das nicht von den Scheidenden, sondern von den Schiffseigenern veranstaltet wird, gelten lassen will. Dem größten Meere haben wir uns, Gott vertrauend, in die Hand

gegeben, und der Moment ist wohl geeignet, eine Feier damit zu verknüpfen.

Auf hoher See schwimmend fand dann jeder Einzelne Zeit und Muße, sich das Innere des großen schönen Schiffes und auch die Passagiere anzusehen, mit denen man Gefahren und Genüsse einer langen Seereise theilen soll. Die Zahl der Cajütspassagiere betrug nur 32; um so mehr aber rührte es sich im Zwischendeck, wo an 100 Chinesen vertheilt waren. Bei Betrachten des luftigen Zwischendecks berührt es angenehm, nicht jenes Grauen empfinden zu müssen, das Einem auf Auswandererschiffen gewöhnlich überkommt, wo Hunderte von Menschen nicht in gesunden, lichthellen Kojen, nein, in Bretterverschlägen zusammengeworfen werden, die viel zu schlecht sind, um als provisorische Schlafstätten zu dienen. Die einschlägigen Behörden sollten diese amerikanischen Schiffe zum Muster nehmen und keine Aufnahme von Zwischendeckspassagieren, eine Auswanderung überhaupt nicht gestatten, wenn Schiffe bald zu Aufstapelung von Waaren, bald zu Unterbringung von Passagieren dienen müssen. Der himmlische Arbeiter ist gewiß ein Mann, der sich Vieles gefallen läßt, und die Zwischendecksbenutzung ist ausschließlich seiner Race anheim gegeben; dennoch aber herrscht die größte Reinlichkeit, Ventilation und Tageslicht; und was noch sehr zu beachten, es sind stabile Schlafcabinen mit Schloß und Riegel und einem Fenster darin vorhanden. Ein so eingerichtetes Zwischendeck, selbst mit der vollen, auf 1300 berechneten Zahl von Passagieren angefüllt, dürfte noch keine besorgnißerregenden Zustände während der Reise herbeiführen.

Der Chinese umgiebt uns überall; beim Essen macht ein Dutzend derselben die Aufwartung, was uns immer recht possirlich vorkam. Man weiß nicht, was man bei dem diensteifrigen Gebahren der Chinesen mehr bewundern soll, ob ihr flinkes, unverdrossenes Wesen, oder ihre Anstelligkeit und Unterwürfigkeit. Man kommt bald zu der Ueberzeugung, daß der chinesische Arbeiter zum ganz manierlichen Menschen umgewandelt werden kann, wenn man sich daran erinnert, daß er unter Seinesgleichen mit bloßen Fingern oder mit zwei Stöckchen ißt, die, in paralleler Richtung zwischen den Fingern einer Hand gehalten, anstatt der Gabel gebraucht werden. Diese Stöcke, gewöhnlich gefärbt, bilden daher auch einen nothwendigen Theil des Inventars der zwischen San Francisco und China fahrenden Dampfer; und anfangs wußte ich nicht, was ich von den Haufen bleistiftähnlicher Dinge zwischen dem Küchengeschirr halten sollte.

Pomphaft wie die Abfahrt war, so gehen auch die Mahlzeiten im Salon mit gewisser Ceremonie vor sich. Die Chinesen sind abgerichtet, auf ein Zeichen des Oberkellners auf- und umherzuspringen. Erst ertönen drei Glockenschläge vor Beginn der Mahlzeit, die so viel als „Achtung!“ bedeuten; dann zwei, und hurtig stellen sich die zwölf Chinesen in zwei Reihen, einer vor dem andern hin; das tiefste Schweigen herrscht, feierliche Aufmerksamkeit lagert auf ihren Gesichtern; da: „Klink!“ ertönt es, und auf springt jeder Chinese; Alle in gleichem Tempo zu den Tellern und Schüsseln greifend, um die Gäste zu bedienen. Später erschallt wieder so ein „Klink“ als Zeichen des Nachtisches, und — hast du nicht gesehen — so stehen alle Chinesen wieder still und stramm in zwei Reihen, des Schalles gewärtig, der sie ins Leben zurückrufen soll, um aufs Neue — Alle wieder in gleichem Tempo — Deckel aufzuheben und zu serviren. Die Chinesen verrathen in diesen Auftritten wahres Schauspielergenie, und man würde sich, einmal daran gewöhnt, nicht wundern, sie vor und nach den Mahlzeiten einen Tanz nach der Pfeife aufführen zu sehen. Man sollte fast glauben, daß ihnen die Mimik des Lachens fremd sei, und überhaupt ist der Chinese ein stiller, ernster, für unsere Sinne wahrhaft pedantischer Mensch, der seinen ganzen Ausdruck in dem langen Zopfe trägt.

Es wollte mir nicht recht gefallen, daß diese Leute unsere Bedienung bildeten, da ich in Amerika nicht viel Rühmens von dem Charakter der niederen Classen vernommen hatte. Doch beruhigte mich der Oberstewart, dem ich meine desfallsigen Bemerken äußerte, mit der Versicherung, daß jede noch so geringe Entwendung streng bestraft, wie überhaupt scharfe Disciplin geübt werde. Auf dem Schiffe sei der Chinese ein ganz anderer Mann. „Es mag sein,“ dachte ich; fand aber Gelegenheiten genug, zu beobachten, daß er außerhalb der Cajüten mauste und stipitzte, wo er nur konnte, ohne Ursache dazu zu haben.

Recht verständig hat man den Barbier, einen stämmigen, zum Congostamme gehörigen Mann, zum Vorschneider gewählt; man weiß, welchen Werth Barbiere auf scharfe Messer legen.

Auch vom Capitän wird auf amerikanischen Schiffen mehr vorausgesetzt, als anderswo; er macht jeden Morgen in Begleitung des Arztes und eines Dieners die Runde durch das Schiff, wobei jeder Cabine ein musternder Blick zugeworfen wird. Später überzeugte ich mich, daß der Capitän auch die Stelle eines Seelsorgers vertritt, indem er den sonntäglichen Gottesdienst abhält. Bis zur Ankunft in Japan überließ er dieses Amt jedoch einem Passagier, der als Missionär nach China ging und alle Eigenschaften eines Kanzelredners zeigte.

Noch sprach ich von den Räumlichkeiten des Schiffes nicht, das innerhalb seiner Planken all unser Treiben und Thun, eine förmliche kleine Welt, umfaßt. Die vier Dampfer „America“, „China“, „Japan“ und „Great Republic“ der amerikanisch-chinesischen Linie sind die größten Postschiffe der Welt, wenn nicht die größten Schiffe überhaupt nächst dem „Great Eastern“. Sie fassen je 5600 Tonnen einschließlich der Kohlen, die allein auf 1000 Tonnen angeschlagen sind. Die Pferdekraft beträgt 1500 und kann erforderlichen Falls bis 2500 gesteigert werden. Die Länge des Decks beträgt 380 Fuß, während die Breite in der Mitte 79 Fuß beträgt. Der Cylinder hat 9 Fuß 9 Zoll und die Räder haben je 40 Fuß im Durchmesser. Bei ausbrechender Feuersgefahr setzt die Dampfmaschine eine Pumpe in Bewegung, die aus 32 Schlünden nach allen Richtungen Wasser ergießt; in kaum zwei Minuten ist der Löschapparat in voller Thätigkeit. Während man in neuerer Zeit auf allen größeren Dampfschifffahrten dem Schraubensystem den Vorzug giebt, wandte man hier doch Räder an, weil hierdurch mehr Raum im Zwischendeck gewonnen wird und die Besetzung desselben durch chinesische Arbeiter der Gesellschaft den größten Gewinn abwirft.

Um nun auf die Verpflegung der Passagiere zu kommen, so hätte ich auf amerikanischen Schiffen nicht so gute und reichliche Küche erwartet, da doch der Yankee seinen ganzen Sinn aufs Praktische setzt, und auch in Betreff von Speisen auf dem Lande, im privaten wie öffentlichen Leben, große Einfachheit herrschen läßt. Er erkennt aber, daß das reisende und besonders das seereisende Publicum höhere Ansprüche stellte. Man trifft auf diesen großen Dampfern daher auch Alles, was zur Bequemlichkeit einer Seereise erwartet werden kann. Täglich frisches Fleisch, frische Milch, dito Eier, Brot ꝛc. im besten Zustande. Lese- und Rauchcabinet, Spiele, Piano, Bäder, ärztliche Verpflegung, die Hülfe des Barbiers, alles dieses, wie so vieles Andere, dürfte denn in erster Reihe auch nicht fehlen. Mit jeder möglichen Rücksicht behandelt, wird dem Passagier seine Cabine zu alleinigem Gebrauche — und zwar schon vom Comptoir aus — angewiesen, insofern nämlich nicht Gemeinschaft mit Anderen

durch stärkere Zahl geboten ist; ein Vortheil, dessen man selten auf Seereisen genießt. Unbenutzte Betten werden aufgehoben und ganz weggeräumt, wodurch neue Bequemlichkeit entsteht.

Die Einrichtung der Betten machte mich mit einer Neuerung bekannt, die Nachahmung selbst auf dem Lande und besonders in Krankheitsfällen verdient. Da sie leicht ausführbar, so will ich sie näher beschreiben. Sie besteht einfach in der Einrichtung der Grundlage, die das Bett trägt. Wo sonst auf Querleisten oder einem Netze und dergleichen, ruht man hier auf langen, dünnen Latten, die so lang wie das Bett selbst und nicht weiter unter sich verbunden sind. Das Bett erhält durch die Biegsamkeit derselben eine Nachgiebigkeit und Elasticität, die auf einfachere Art nicht zu erreichen wäre, und was sie ganz besonders für Seereisen empfiehlt. Die Latten müssen leicht begreiflich aus recht dehnbarem Holze, am besten vielleicht Eschenholze, angefertigt werden. Die Einschnitte, mittelst deren sie auf zwei Stifte aufgelegt werden, sind reichlich lang zu machen, um der Beweglichkeit noch größern Spielraum zu geben. Man kann allerlei vom Amerikaner lernen, auf dem Lande sowohl wie auf der See.

Unsere Reise über den Großen Ocean war vom Beginne bis zum Ende eine so ruhige und günstige, wie ich mich keiner ähnlichen entsinne. Während der ganzen Ueberfahrt ist nicht ein Glas, nicht ein Teller zerbrochen. Der Tisch sogar blieb frei, ohne die übliche und unentbehrliche Umrahmung mit Leisten. Nur wer Seereisen gemacht, weiß, was das sagen will. Eine so ruhige Reise bietet aber auch eigentlich keine Genüsse; gleichförmig verlaufen die Tage, ohne all die Zufälle und Wechsel, wie sie sonst mit Seereisen eng verknüpft sind. Für uns kam noch hinzu, daß auch das Meer den Anblick seiner eigenthümlichen Bewohner uns gänzlich entzog. Wir sahen keine Walfische, keine Haie, keine Delphine, nicht den fliegenden Fisch und auch das so prächtige Meerleuchten sollte uns in nur geringem Maße zu Theil werden, ja, es scheint unglaublich, daß mit Ausnahme eines Dampfschiffes, das übrigens erwartet wurde, wir kein weiteres Fahrzeug auf der langen Reise erblickten. War es doch, als ob das Meer und der Zufall uns all diese gewohnten Genüsse entzog, weil wir einem Wunderlande zusteuerten, das unseren Augen desto mehr bieten sollte!

Doch eines Vorfalles entsinne ich mich, der einen Wechsel in unser einförmiges Dasein brachte; es war dies das Ableben eines Chinesen. Bei Sterbefällen, die sich auf See ereignen, ist das Grab bekanntlich bald gegraben. Ein Anderes war es aber im vorliegenden Falle, wo Capitän und Dampfschiffcompagnie hätten schwer büßen müssen, wäre der Leichnam in die See versenkt worden. Die ganze überlebende Kameradschaft an Bord kommt im moralischen Selbstgefühle dafür auf, daß ihr Todter in der geweihten Erde ihres heimathlichen Bodens bestattet werde. All die vielen Tausende der Chinesen, die nach Amerika wandern, sie müssen Alle, lebend oder todt, wieder zurück in ihre Heimath. Unerhört wie es in aller Schiffschronik dastehen mag — der Leichnam mußte also an Bord verbleiben und zwar während eines Zeitraumes von 12 bis 14 Tagen. Er wurde in einem Kasten dicht verschlossen, mit Tuch verhüllt und an einem freien Orte aufbewahrt.

Richard Burton's und Ch. Tyrwhitt-Drake's Reisen in Syrien.

Die Cedern des Libanus. — Christen und Moslem, Beduinen und Drusen.

K. Wir wissen zwar nicht, welche geographische Neuigkeiten und Ueberraschungen uns noch das Jahr 1872 bringen wird; so viel können wir aber schon jetzt sagen, daß das soeben in London erschienene Buch „das unerforschte Syrien" von Richard Burton und Charles Tyrwhitt-Drake zu den bedeutendsten Erscheinungen des laufenden Jahres auf diesem Gebiet gezählt werden darf. Denn es bringt allseitig Neues; fast kein Gebiet des Wissens dessentwegen man etwa ein fremdes Land durchstreift, ist unberücksichtigt geblieben, wenn es auch die Beihülfe von Gelehrten mancherlei Art erheischte. Käfer, Schnecken, Gesteine und Pflanzen wurden ebenso gesammelt, wie die im Munde des Volkes umlaufenden Sprüchwörter oder griechische und andere Inschriften. Ein ganzer langer Abschnitt handelt über Burton's anthropologische Sammlungen und sogenannte prähistorische Funde, ein anderer giebt eine Anzahl sehr wichtiger Höhenmessungen. Die Autoren gehen nicht zu weit, wenn sie behaupten, durch ihre Bereisung des Antilibanus dieses Gebirge eigentlich erst erschlossen zu haben. Selbst Geographen von Fach wären der Ansicht gewesen, daß hier nichts Neues mehr zu finden gewesen sei. Und was war bisher vom Antilibanus bekannt? Nichts als die große Straße, die Damaskus mit seiner Hafenstadt Beiruth verbindet und den südlichen Theil des Gebirges durchzieht, und etwa noch die Westabhänge desselben um das von Touristen vielbesuchte Baalbek, wo die mächtigen Reste des schönen Baalstempels dem drohenden Einsturz entgegen gehen.

Auch zeichnen sich die Verfasser, zu denen als dritte im Titel nicht genannte Mrs. Isabel Burton kommt, durch eine bei ihren Landsleuten seltene, freisinnige und kritische Auffassung der Dinge im „Gelobten Lande" aus. Als Beispiel dafür wollen wir Frau Burton's Schilderung der weitberühmten Cedern des Libanus mittheilen, zumal dadurch auch eingewurzelte falsche und übertriebene Vorstellungen beseitigt werden.

Den Tag nach unserer Ankunft (Sonnabend den 30. Juli 1870), so erzählt Frau Burton, verwendeten wir dazu, die Umgegend zu besichtigen und die Cedern zu zählen*). Abergläubische Leute halten das für unmöglich, und für solche, denen diese Art Förstergabe abgeht, mag es immerhin schwierig sein. Man wird es für schlechten Geschmack halten, fürchte ich, daß keiner von uns in die gewöhnliche Ekstase gerieth über diese Weihnachtsbäume in großem Maßstabe, die von fern wie ein Stück Kiefernschonung aussehen und sich von Nahem so lumpig und elend machen, daß sie ein englischer Landedelmann in seinem Park nicht dulden würde.

*) Die Cedern stehen im höchsten Theile des Gebirges, unter 36° 2½' östl. L. v. Gr. und 34° 14' nördl. Br., ungefähr in der Mitte einer geraden Linie, welche Tarabulus (Tripolis) an der Küste mit Baalbek verbindet.

Mancher Kirchhof bei uns daheim hat wahrhaftig Taxusbäume, welche an stattlichem Aussehen diese Cedern übertreffen und wahrscheinlich weit älteren Datums sind. Volney hat ganz recht, wenn er sagt: „Diese so gepriesenen Cedern gleichen vielen anderen Wundern; bei näherer Betrachtung entsprechen sie ihrem Rufe ganz und gar nicht."

Im Allgemeinen ist die Libanusceder ein schlecht belaubter, nicht gut gewachsener, häßlicher Baum, durchaus nicht pittoresk, ausgenommen vielleicht von oben gesehen. Alle älteren Exemplare sind zerzaust, verstümmelt und abgeschält, der Zweige beraubt und durch Feuer angesengt, und Alles hauptsächlich durch die Eingeborenen. Wir selbst sahen, daß sie mit Splittern von diesen „Bäumen des Herrn" ihren Kalk brannten und ihren Kaffee kochten. Es existirt zwar ein alter Mann, welcher den Titel „Wakil el Arz" (Wächter der Cedern) führt; aber er wäre der erste, der für ein Trinkgeld die Hand anlegte, um seine Schützlinge niederzuhauen.

Die Zahl der Bäume wird von Reisenden verschiedentlich angegeben: Mr. William Rae Wilson (Travels in the Holy Land 1847) hat die betreffenden Ziffern zusammengestellt. Sie mögen hier mit dem inzwischen nöthig gewordenen Anhange folgen. 1550 waren es 25; ebenso viele sah Fuhrer 1565 und andere Reisende 1575. Der Missionär Dandini fand im Jahre 1600 noch 23; 1657 Thevenot 22; 1696 Maundrell 16; 1737 Pococke 15; während 1786 Volney erklärt, es gäbe nur 4 bis 5, die überhaupt Beachtung verdienten. 1810 erwähnt Burckhardt wieder 11 oder 12 der ältesten und bestaussehendsten Cedern, außerdem 25 große, ungefähr 50 von Mittelgröße und über 300 kleine und junge. 1818 zählte Mr. Richardson 7; 1832 Lamartine, der aber nicht nach Autopsie berichtet, ebensoviel; Van de Velde fand 12 alte, welche nach der Ansicht der Maroniten von den Aposteln selbst gepflanzt wurden, und außerdem einen Nachwuchs von 400 jüngeren. Ida Pfeiffer sah 1842 „20 sehr alte, davon 5 vorzüglich große und schöne, die schon in den Tagen König Salomo's existirt haben sollen". Dr. Stanley fand ein Dutzend „Patriarchen" ebenso wie Mr. Porter. Wir zählten auf sieben verschiedenen Hügeln, von denen die vier größeren in Kreuzesgestalt gruppirt sind, neun alte Stämme.

Ebenso wie die Zahlen, weichen auch die Beschreibungen von einander ab. Der Rev. Tristram (Land of Israel p. 360) schildert, wie die Vögel auf den Gipfeln der Cedern sitzen „außer Schußweite". Wo in aller Welt kaufte er denn sein Pulver? Wir wenigstens konnten mit Steinen hinüber werfen. Der Boden besteht aus schneeweißem Kalk, welcher zum Theil von einem dunkeln Humus aus Cedernadeln und Detritus bedeckt ist. Der größte, in Nordosten gelegene Hügel trägt eine kleine, elende Capelle, in welcher eine Sardinenbüchse das heilige Sacrament enthielt. Jetzt ist diesem Uebelstande durch die Frömmigkeit englischer Katholiken gesteuert.

Die ältesten Stämme stehen auf dem südöstlichen Hügel. Nachwuchs existirt nicht, da die Ziegen, jetzt ein ständiger Schaden in Syrien, Alles beim ersten Aufkeimen abfressen. Außerdem sind Coniferen, wie die Familie der Orangen, Aristokraten, sie dulden kein plebejisches Unterholz und gemeines Gras unter sich.

Rev. Thompson behauptet, daß die echte Ceder nur auf diesem Punkte wachse. Das ist falsch. Denn seit Seetzen (1805) kennt man die Existenz der echten Ceder auch in anderen Theilen des Libanus; und der nächste Marsch von einigen Stunden führte uns zu einem zweiten Haine, bei welchem auch Thompson unweit vorbeigekommen sein muß. Ich bin nicht im Stande, die Cedern zu preisen; aber das kann ich zu ihren Gunsten behaupten, daß ich von dort aus die einzige erträgliche Aussicht im Libanus genossen habe, ja ich darf sagen, in ganz Syrien und Palästina, vielleicht die schöne Sichemer Gegend ausgenommen. Hier giebt es noch landschaftlichen Wechsel, schöne Formen, welche die Erinnerung an die ferne Schweiz wachrufen. Wenn Van de Velde (II, 490) letzterer den zahmen, uninteressanten Libanus voranstellt, so muß er damals einen ungewöhnlich heftigen Anfall von „Holy Land on the brain" gehabt haben.

* * *

Viel Lobenswerthes weiß Mr. Drake von unseren syrischen Glaubensgenossen nicht zu erzählen. Es ist das ebenso zu beklagen, wie die Thatsache, daß so viele der im Oriente, und namentlich in Aegypten ansässigen Franken (Europäer) zu dem Auswurfe der Gesellschaft gehören und sich mittelst Unredlichkeit und Betrug und Wucher anstrengen, dem Namen Europas die möglichste Schande zu bereiten. Aber dergleichen muß besser aufgedeckt, als bemäntelt werden, weil eine jede solche Erkenntniß dazu dient, daß vorkommenden Falls die Ereignisse im Orient richtiger als zuvor beurtheilt werden. — Hr. Drake schildert in seiner Reise im nördlichen Libanus, wie er eines Abends im Dorfe Bayno früher, als gewöhnlich, Halt macht, weil seine Pferde beim Bergabklettern Hufeisen verloren hatten. Wie er aber hörte, daß das Dorf ein christliches sei, fing er an, seinen Entschluß zu bereuen; allein zu spät. Sein Empfang war nichts weniger als ermuthigend. Der Scheich schien zu glauben, daß er ihm mit der Erlaubniß, sein Haus zu betreten, eine große Gunst erwiese. Da war nichts von jener willigen, würdigen Höflichkeit und dem Verlangen zu gefallen, daß dem Moslem beim Empfange von Gästen so eigen ist. Statt dessen zeigt sich bei dem Christen eine häßliche, spähende Neugier, welche, wenn man ihr nicht bei Zeiten entgegentritt, zu Unverschämtheit ausartet; ein unartiges, beleidigendes Benehmen, eine Gier nach Piastern, fast noch toller als bei den Juden. **Alle Christen**, welche Drake in Syrien getroffen, **waren gleich schlecht**, ausgenommen die Jakobiten von Sadad, die noch braver und würdiger, gastfreier und höflicher sind, als die Mehrzahl der Moslems. Was mag der Grund dieser Inferiorität der Christen sein, die, wenngleich oft reicher als ihre mohammedanischen Nachbarn, neidisch und filzig sind und mit sehr wenigen Ausnahmen Erzschelme? Drake meint, daß bei dem eigengearteten Sinne der Syrier die Religion etwas damit zu schaffen hat. Der Syrier ist für den Europäer ein unverständliches Wesen. Körperlich leidet er nicht selten an Hysterie und anderen Krankheiten, welche sonst dem weiblichen Geschlechte eigenthümlich sind; geistig vereint er die Pfiffe eines Machiavelli mit der Dummheit des stupidesten Bauernburschen. Er lernt lügen, ehe er sprechen kann, und sagt er ja einmal aus Irrthum die Wahrheit, so fühlt er sogleich die heftigsten Gewissensbisse. Der Moslem kämpft tapfer, weil er überzeugt ist, daß er, wenn er fällt, als treuer Bekenner stracks ins Paradies eingeht; der Christ andererseits, vornehmlich so ein empfindliches, nervöses Wesen, wie der Syrer, vom Pfaffen dressirt und in Aberglauben versunken, befindet sich, auch wenn er nach allen Regeln abfährt, hinsichtlich seiner Zukunft in größter Unsicherheit. Diese und andere Ursachen zusammen mit langjähriger Unterdrückung, die er mit kriechender, schwänzelnder Heuchelei getragen, doch dabei stets voll bitteren Hasses nicht nur gegen die Moslems, sondern gegen alle anderen christlichen Secten — all das wirkte zusammen, um den syrischen Christen zu der gemeinen Creatur zu machen, die er jetzt ist. Ganz umgekehrt, wie der Mo-

hammedaner, betrachtet er Gastlichkeit nicht als heilige Pflicht, sondern nur als ein Mittel, möglichst viel elende Piaster herauszuschlagen, und in den Bazaren ist es für einen Europäer fast unmöglich, von christlichen Händlern zu kaufen, so habgierig, betrügerisch und unzuverlässig sind sie.

Die Schwierigkeit, so berichtet Burton an einer andern Stelle, und die Gefahr beim Besuche der Trachonen entsprang zu meiner Zeit nur aus dem Verhältniß des Generalgouverneurs von Damaskus zu den Bergstämmen der Beduinen ('Urban el Dschebel), welche mit Drusen zusammen jene Gegend unsicher machen. Zu ihnen, die Alle von einem gemeinsamen Vorfahren abzustammen behaupten, gehören die Abschilat, Hasan, Schurafat, Asambat und die Masa'id. Die Safa oder östliche vulcanische Region ist von den verbündeten Schitaya, Ghiya und Amdschat occupirt, während die Ledscha den Sulut, Clienten der Drusen, gehört. Diese neuen Horden sind einzeln ohne Bedeutung; da aber Zwischenheirathen zwischen ihnen vorkommen, so vereinigen sich namentlich anläßlich einer Razzia Alle. Sie sind die Abkömmlinge jener widerspenstigen Räuber der Trachonitis, welche, den Tod ihres Anführers Raub zu rächen, sich gegen die Garnison von 3000 Idumäern erhoben, welche Herodes, des Antipater Sohn, in ihr Land gelegt hatte. Noch heute erzählt man sich Wundergeschichten von ihrer Kühnheit aus dem vorigen Jahrhundert; wie z. B. einer von ihnen sich nächtlicher Weile ins Lager schlich, ein Loch schnitt in das Zelt des Paschas von Damaskus, dem in jenen Tagen noch das Recht zustand, lebendig schinden oder pfählen zu lassen, und wie er bekleidet mit Kauk und Farweh, der melonenförmigen Mütze und dem Pelzrocke des Würdenträgers, ruhig als Türke aus dem Zelte heraustrat und vor der Nase der Schildwache verschwand.

Indessen haben sich einige dieser Stämme unterworfen, vorzüglich die Schitaya und Ghiya, und haben der Damascener Regierung Geiseln gegeben, die zeitweilig wechseln. Doch zum Aergerniß für alle anständigen Leute erlaubt man ihren Brüdern draußen die Ebene zu durchstreifen, die Ernten der Bauern zu plündern und ihre Herden wegzutreiben. Jede geglückte Gewaltthat ermuthigt zu einer neuen, und jede Klage findet bei der Behörde nur taube Ohren. Die Beduinen arbeiten eben den Gerichtshöfen in die Hand und dienen als stetes Werkzeug der Rache gegen alle diejenigen, welche bei dem kleinen, das Land aussaugenden Tyrannen in Ungnade fallen.

Diese Beduinen haben keinen besondern Typus. Es sind kleine, zart gebaute Leute, ganz verschieden von dem starken und kräftigen Bauernschlage und noch mehr von den bleichen Städtern. Das Antlitz ist merkwürdig oval, die Augen sind hellbraun mit dem unstäten, ruhelosen Blick eines civilisirten Taschendiebes, die Züge wohlgeformt, die Haut hell olivengelb. Sie tragen die üblichen Dschedail der langen Schmachtlocken, wohl mit Butter gesalbt und pechschwarz; während ihre Kleidung sich durch Unzulänglichkeit und Unregelmäßigkeit auszeichnet. Geberden und Mienenspiel sind wild und unruhig, die Stimme ist eine Art Kläffen. Sie würden ein ausgezeichnetes, leichtes Fußvolk abgeben, und ihre Schlachtordnung verdient die Schilderung eines Kenners. Angegriffen, schicken sie Weiber, Kinder und Vieh in den Nachtrab, formiren eine rohe Schlachtlinie, die sie sorgfältig gegen das Ueberflügeln decken, und rücken dann feuernd mit großer Regelmäßigkeit vor. Sie stehen nie an, einen Fremden, welcher ohne Führung eines ihrer Stammesgenossen ihr Land betritt, anzugreifen, und ihre Begriffe von Gastlichkeit haben sich bei der jetzigen Halbcivilisation wesentlich modificirt. Deswegen war es nicht sicher, selbst nur drei Stunden weit vors östliche Thor von Damaskus zu reiten. Am Tage, ehe wir nach Palmyra aufbrachen, hatte eine Ghasu (Streifpartie) bei Krutaysah einen unglücklichen Bauern ermordet. Bald darauf verursachte ein Trupp von fünf Benu Hasan beträchtlichen Schaden in den Ghutah-Dörfern. Zwei verloren dafür ihren Kopf; aber Mustafa Bey, damals Polizeimeister, jetzt verdientermaßen in Ungnade gefallen, hielt es für barbarisch, Köpfe von Moslems zur Abschreckung über dem Seraithor in Damaskus aufzupflanzen. Darum machen die Suba'a und andere Anisehschelme den Ager Damascenus zum Schlachtfelde, während die Wuld 'Ali unter jenem notorischen Schufte Mohammed el Duchi in Coelesyrien ihre Herden weiden, d. h. plündern dürfen. Im December 1870 brach eine Schaar von 25 Arabern, Kurden und Moghrebinern durch einander unter Flintenfeuer und Säbelhieben in Tahun el Seladsch ein, eine englische Meile östlich von den letzten Häusern der Hauptstadt, verwundete acht Männer, darunter sechs Drusen, und raubte Getreide, Waffen und wessen sie sonst habhaft werden konnte. Auch von dieser Schandthat nahm die Localregierung keine Notiz. — Anfang Januar 1871 trieben die Bergstämme vom Dschebel Kalamun ungefähr 32,000 Schafe und Ziegen fort, und das wiederholte sich am 13. Februar Seitens der Suba'a und der Sava'al, Anisehstämmen. Seitdem vergeht kaum eine Woche ohne solch ein Ereigniß. Und trotzdem hat der Hadikat el Achbar, jenes französisch-arabische Blatt, das theuer bezahlt wird, um Alles im rosenfarbensten Lichte darzustellen, die Frechheit, zu schreiben: Le désert est cultivé, les Bedouins sont soumis et le brigandage anéanti. So streut man der civilisirten Welt Sand in die Augen, während die Damascener Regierung durch Räuberschaaren ihre eigenen unglücklichen Unterthanen ausplündern läßt. Es ist sehr zu hoffen, daß die vortrefflichen Befehle, welche Mahmud Pascha hinsichtlich der Dschurnaldschis*) gegeben, stricte befolgt werden, und wenn der Eigenthümer des syrischen Moniteurs erst einmal ein paar Monate im Loch gesessen hat, so wird das Beispiel auf die anderen Zeitungsschreiber ebenso wohlthätig wirken als die Strafe verdient ist.

Weit erfreulicher für den Menschenfreund, wenn auch nicht für den Archäologen als Schilderungen dieser wüsten Türkenwirthschaft, ist dagegen das Bild, welches Burton von den Drusen in Hadran entwirft. Ein Besuch der Niederlassungen längs der Wüste überzeugte uns davon, daß der Dschebel Durus (Hauran) sich ganz verändert hat, seitdem er von Reisenden und Touristen beschrieben wurde. Heutigen Tages müssen solche, welche die Details syrischer und palästinensischer Architektur an Ort und Stelle studiren wollen, die Werke Burckhardt's, Buckingham's und Lord Lindsay's mit sich führen. Die Ruinen haben fast überall während des letzten halben Jahrhunderts so gelitten, daß sie nur mit Hülfe der alten Pläne wieder zu erkennen sind. Bis vor 150 Jahren war das Land ganz in den Händen der Beduinen, speciell des Wuld-'Ali-Stammes, der großen Anisehfamilie und der Bergstämme der Agaylat, Schitaya und Ghiya. Dann nahmen es die Drusen in Besitz, welche Armuth und Unterdrückung aus ihren alten Sitzen im Wadi Taym und an den Abhängen des Libanus und Hermon vertrieben hatte. Während der fünf letzten Jahre der Herrschaft Raschid Paschas wurden nicht weniger als siebenzehn Bergdörfer wieder bevölkert, und im Herbst 1866 flohen 700 bis 800 Familien in dies Asyl. Man kann sich über diesen Exodus nicht wundern, wenn man weiß, daß fast die Hälfte der Dörfer im Dschaydur-District, dem alten Ituraea, nämlich

*) Zeitungsredacteure, gebildet von journal mit Anhängung der die Beschäftigung womit bezeichnenden türkischen Sylbe dschi).

11 von 24, innerhalb eines Jahres vom Wucherer und Steuereinnehmer ruinirt worden sind.

Die Flüchtlinge finden im Dschebel Durus Hauran ein kühles und gesundes, wenngleich etwas rauhes Klima, eine Fülle von Wasser, fertige Häuser, Ruinen aus behauenen Steinen, um Hütten und Ställe zu bauen, Land nach Belieben, das nur auf den Pflug wartet, Weide für ihre Herden, und was sie am meisten suchen, Unabhängigkeit unter der patriarchalischen Herrschaft ihrer eigenen Häuptlinge. Es giebt allerdings einen nominellen Kaimakam oder Civilgouverneur, den die Türken mit einer Handvoll Fußpolizei und ein paar irregulären Reitern in Suvaydah installirt haben. Aber die Nisam oder regulären Truppen kommen nicht so weit; die Auflagen sind bescheiden und die Beduinen können das Volk nicht plagen. Darum sind die einzigen friedlichen und glücklichen Districte Syriens jene, wo das Maximum von Selbstverwaltung und das Minimum officiellen Eingreifens besteht.

Es ist kaum nöthig, sich über solch kurzsichtiges und erbärmliches Verfahren aufzuhalten, welches eine fleißige Bauernschaft von Herd und Hof nach fernen Gegenden treibt, während ein Zurückhalten derselben weit mehr am Platze wäre.

Dies ein Beispiel des Systems, welches die Bevölkerung einer Provinz, die in Strabon's und Josephus' Tagen über 10(?) Millionen Einwohner ernährte, heute nicht über $1^{1}/_{2}$ Millionen steigen läßt. Der europäische Politiker ist freilich ganz damit einverstanden, daß die braven, strammen Drusen als Vorpostenkette vorgeschoben werden, um den arabischen Wolf von den Häusern des Ager Damascenus fernzuhalten. Umgekehrt aber findet der Archäologe zu seinem Bedauern die Statuen und baulichen Ornamente zerbrochen, die Inschriftsteine in moderne Häuser verbaut und kostbare Ueberbleibsel des Alterthums als Thürstürze übertüncht oder im schmutzigen Innern als Pflastersteine verbraucht. So manche alte Stadt, welche die Reisehandbücher als in Ruinen liegend schildern, ist heute ein Dorf, das kaum mehr als 8 oder 9 Jahre zählt. Die nächste Generation von Reisenden wird nichts Aehnliches mehr finden, wie jenes geschmackvolle Basalthaus, dessen Abbildung Dr. Wetzstein gegeben hat, und vergeblich wird der Sentimentale „jene vollkommene Stille und jene höchste, überwältigende Verödung und Einsamkeit" suchen.

Allerlei Aberglauben in China.

Der Teufel spielt auch in China eine wichtige Rolle. Seine satanische Eminenz muß aber wohl die Begabung haben, sich beliebig verwandeln und jede ihm angemessen erscheinende Gestalt annehmen zu können; denn im Blumenreiche der Mitte erscheint er nicht so, wie ihn der mit ihm ungemein genau bekannte Berliner Pastor Disselhof in seiner vor zwei Jahren erschienenen „Geschichte des Teufels" schildert. Wie dem aber auch sei, der Fürst der Hölle und der Finsterniß hat im Juli 1872 in der Stadt Schanghai, in der Alten Chinastraße seine Aufwartung gemacht. Er kam, ganz wie er im christlichen Europa zu thun pflegt, zur Hausthür hinein, richtete großen Unfug an und fuhr dann zum Dach hinaus, so heftig, daß die Ziegel weit umherflogen. In einem geordneten Gemeinwesen darf aber löbliche Polizei dergleichen Contraventionen und Ruhestörungen nicht dulden, nicht einmal von dem allgegenwärtigen Teufel. Sie verhörte zunächst die Geschädigten, welche ihre Aussagen bekräftigten. Dann veranstaltete sie, wie man im deutschen Gerichtskauderwälsch zu sagen pflegt, Recherchen, soll heißen Nachsuchungen, in der Absicht, den Verbrecher, falls sie ihn eingefangen haben würde, zu — deportiren, und zwar nach Hongkong, das ja den Engländern, also Barbaren, gehört. Wie sah er, den gewiß glaubwürdigen Aussagen der Chinesen zufolge, aus? Er ließ sich sehen als alter Mann, war diesmal schwarz, nicht blau, was auch zuweilen der Fall ist, und nimmt sich höchst widerwärtig aus; er geht nicht, er läuft nicht, er fliegt nicht, sondern bewegt sich in einer Weise vorwärts, wie das ein Mensch gar nicht zu Stande bringen kann. Ganz schändlich ist, daß er den armen Leuten, welche er mit seinem Besuche beehrt, die Speisen in Koth verwandelt, und wer dem Chinesen an seine Reistöpfe rührt, dem ist und bleibt er auf ewig spinnefeind. So sagt die „North China Daily News", welche hinzufügt, daß man eifrig darüber aus sei, ihn zu exorcisiren. In Europa haben bekanntlich die von Seiten der Geistlichkeit so oft vorgenommenen Teufelsbannereien gar nichts genützt, Satan ist eben verstockt und macht sich gar nichts daraus.

Noch eine andere Curiosität aus China. Die amtliche Pekinger Zeitung enthält eine Eingabe vom Vicegouverneur der Provinz Kiang si. Der hohe Würdenträger bittet den Thron, höhere Titel zu verleihen an: den Gott des Windes, die Königin des Himmels, den Gott des Meeres und den Gott der Stadt Schanghai. Diese Gottheiten, sagt er, haben sich der kaiserlichen Gunst und Gnade dadurch würdig gemacht, daß sie den Transport von Reis, welcher als Tribut nach Tientsin geschickt wurde, unterwegs gegen Räuber und sonstige Unfälle geschützt haben. Der Kaiser hat allergnädigst den genannten Göttern ihre Titel und Rangerhöhung bewilligt.

Der zu Schanghai erscheinende „Courier" enthält gleichfalls eine Notiz, welche den Aberglauben der Chinesen kennzeichnet. An den Straßenecken war im August ein mächtig großes Placat angeschlagen, dessen Inhalt folgender ist. Der Doctor juris Hu starb vor Kurzem in Peking, wurde aber sieben Tage nach seinem Tode wieder lebendig. Dann kamen die Geister und brachten seine Seele zu einem Gotte. Der beauftragte die Doctorsseele, daß sie auf Erden verkünden solle, die Ernte werde allerdings sehr ergiebig ausfallen, aber die Menschen würden schwere Heimsuchungen erfahren. Damit geschehe ihnen aber ganz recht, denn Bescheidenheit, Rechtschaffenheit und gutes Benehmen werde unter ihnen immer seltener; Sinnenlust, Ausschweifungen und Verachtung der Gesetze nähmen mehr und mehr überhand. Deshalb habe der allerhöchste Himmel dem Gott ansteckender Seuchen den Befehl gegeben, am fünften Tage des vierten Monats auf die Erde hinabzusteigen, böse Krankheiten zu verbreiten und die Sünder zu tödten. Der Stern der Vernichtung werde am stärksten scheinen im neunten Monde und dann würden dreißig Procent aller Menschen sterben müssen. Wenn aber Männer und Frauen rechtzeitig ihre Sünden bereuen, dann ist es möglich, daß sie des Himmels Gnade erwerben und am Leben bleiben. Wer eine Abschrift dieser Verkündigung macht und dieselbe veröffentlicht, wird nicht sterben; wer zehn derselben verbreitet, sichert seine Familie

gegen den Tod, und wer einhundert, der rettet seinen ganzen Stamm. Wer das aber bleiben läßt, wird kaum zu retten sein, und wenn die Seuche einmal kommt, ist die Reue zu spät und hilft nichts. „Diese Warnung," so sagt das Placat am Schlusse, „kommt aus der Bezirksstadt Li tschen (in der Provinz Schan tung); sie ist wahr und echt; wäre sie gefälscht, so sollte der Himmel mich vernichten und die Erde mich zerschmettern. Tschen, schao, tschung, tschu. Wer diese vier Wörter mit Purpurfarbe auf gelbes Papier schreibt, dann opfert und betet, sie verbrennt und die Asche trinkt, der wird ewigen Frieden erhalten."

Die vier Wörter (Schriftcharaktere) sind wohl ein Zauber; in den Wörterbüchern findet man sie nicht. Möglicherweise sind sie das Schiboleth einer geheimen Gesellschaft, welche gegen die Mandarinenregierung eine Erhebung vorbereitet.

Die Flußgötter spielen bei den Leuten mit dem langen Zopf eine nicht minder wichtige Rolle, wie der Teufel selbst. Wir wollen einige Beispiele geben.

Im Herbst 1871 wurde die Gegend um Tien tsin am untern Pei ho weit und breit überschwemmt. Ein hoher Beamter, der für einen sehr verständigen Mann galt, Li hang tschang, betheiligte sich an der Verehrung, welche man einer kleinen Wasserschlange darbrachte. Man hatte dieselbe aufgefischt; sie wurde in einem Tempel aufbewahrt und in einer Denkschrift an den Thron wurde ausführlich dargethan, daß durch die Erscheinung des heiligen Thieres der Himmel ein offenbares Zeichen gegeben habe, wie gnädig er nun gesinnt sei. Im August 1872 geschah etwas Aehnliches, und auch diesmal ist es ein hoher Beamter, der bei den Europäern bisher für einen aufgeklärten Mann galt, der in einer Denkschrift an den Thron den Flußgöttern hohes Lob spendet. Er weist nach, wie große Wunder sie gethan haben, indem sie die Uferdämme gegen die heranbrausenden Hochfluthen geschützt und den Arbeitern am Wasser das Leben bewahrt haben. Diese Taïwang, d. h. Flußgötter, haben die Macht, im gefährlichsten Augenblicke die Hochfluth zu stauen und fallen zu machen, doch sind sie nicht gewaltig genug, um allen und jeden Schaden zu verhüten. Der Flußgott ist unbedingt und unter allen Umständen eine kleine Wasserschlange, und in ihr sieht das Volk einen Gott. Es kommen wunderbare Umwandelungen vor. Da war ein Mann, Namens Tschen sching tung tschang tschiin, welcher das Amt eines Wasserbauinspectors am Hoang ho versah. Es kam Hochwasser, und der Andrang der Wellen war so stark, daß ein Deichbruch sich nicht abwenden ließ. Da stürzte der gewissenhafte Inspector aus Verzweiflung sich in den Gelben Strom. Und siehe, da geschah ein Wunder, denn urplötzlich hörte das Wasser auf zu steigen, es floß nun ruhig dahin und der Deichbruch konnte ausgebessert werden. Zum Dank dafür wurde Tschen zur Würde eines Flußgottes erhoben; seitdem erscheint er oftmals in Gestalt einer Wasserschlange, und als solche thut er fortwährend allerlei Wunder.

Dann und wann löst sich aber ein vermeintlicher Gott in etwas sehr Prosaisches auf, namentlich wenn Europäer ins Spiel kommen, deren Wunderglaube von einem andern Zuschnitt ist, wie jener der Chinesen, welche ihrerseits über die abendländischen Wundererzählungen sich in allerlei Spötteleien gefallen. Im August des laufenden Jahres ging ein Europäer am Ufer des kleinen Flusses Su tschen bei Schanghai hin; auf der Brücke und am Ufer standen etliche Hundert Chinesen, die Alle nach unten hin schaueten nach einem großen Thiere, welches etwa 6 Zoll im Durchmesser hielt. Dasselbe hatte sich um einen Brückenpfeiler geschlungen und peitschte mit seinem Schwanze das Wasser. Kein Zweifel: der Wassergott war in Gestalt einer großen Schlange sichtbar geworden. Der Europäer, kurz entschlossen, bestieg einen Nachen und ruderte nach der Brücke, während oben die Chinesen sich ganz still verhielten. Als sie jedoch sahen, daß er mit einem Bootshaken einen Angriff auf den Gott machen wollte, erhoben sie ein Geheul der Wuth und Verzweiflung und einer warf seine Mütze nach ihm. Der Europäer ließ sich indeß gar nicht irre machen, sondern versetzte dem Gott einen derben Schlag, riß ihm dann mit dem Haken den Leib auf, und das ließ der Taïwang sich Alles ruhig gefallen. Noch mehr, der weiße Mann legte Hand an ihn und, siehe da, er zog eine große Bambusmasse hervor, die sich am Brückenpfeiler verfangen hatte. Als er dieselbe den versammelten Chinesen vorzeigte, entstand ein allgemeines Gelächter, und am andern Tage war die ganze Geschichte im chinesischen Localblatte zu lesen.

Aus allen Erdtheilen.

Schritte gegen den ostafrikanischen Sklavenhandel.

Endlich will man doch von Seiten Englands etwas thun, um dem abscheulichen Sklavenhandel an der Ostküste von Afrika zu steuern. Die Schilderungen, welche Livingstone wie schon früher so auch jetzt in seinen Berichten von den Barbareien entworfen hat, bringen freilich nichts Neues; die Sache selbst ist mit allen ihren Einzelnheiten längst bekannt. Auch Otto Kersten hat als Augenzeuge über jenen schmachvollen Handel mit Menschen ausführlich gesprochen („Globus" XXI, S. 24 ff.). Die mit demselben verbundenen Kriege und Raubzüge entvölkern nicht bloß die Länder im Innern, sondern rufen auch sonst noch die traurigsten Zustände hervor. Der Negerhäuptling, welcher Geld oder Waaren braucht, schleppt seine Unterthanen fort, spürt Verbrechen an Unschuldigen auf, um sie zur Strafe verkaufen zu können; er überzieht den Nachbar mit Krieg, um aus dessen Volke den Bedarf des Sklavenkäufers zu befriedigen. Sicherheit des Lebens und des Eigenthums sind unbekannt.

Die Sklaverei ist eine urafrikanische Institution und wird es auch bleiben; aber dem Sklavenhandel über See kann man an der Ostseite des schwarzen Erdtheils ebensowohl ein Ende machen wie es auf der Westseite geschehen ist, und zwar dort viel leichter als hier. Man braucht nur dem Sultan von Sansibar seine Häfen zu sperren und einige Schiffe im nördlichen Indischen Ocean, namentlich vor dem Eingange zum Persischen Meerbusen kreuzen zu lassen. Aber bis heute dürfen die Engländer, laut dem mit jenem Sultan geschlossenen Vertrage, an der ostafrikanischen Küste auf der Strecke vom Aequator bis 10 Grad südlicher Breite kein Sklavenschiff wegnehmen.

Wir haben vor einigen Monaten („Globus" XXII, S. 120 f.) den Gegenstand eingehend erörtert und wollen heute nur daran erinnern, daß laut den Zollhausregistern in den Jahren 1862 bis 1867 allein aus dem Hafen von Kilwa nach Sansibar und anderen Plätzen nicht weniger als 97,203 Sklaven verschifft worden sind. Der Sultan erhebt in Kilwa von jedem Sklaven, welcher dort nach Sansibar eingeschifft wird, 2 Maria-

theresiathaler; für jeden, der nach einem seiner weiter nördlich gelegenen Häfen, z. B. Lamu, direct geschafft wird, 4 Thaler. Im Jahre 1866 brachte diese Abgabe ihm 52,688 Kronenthaler ein. Wir haben an der oben bezeichneten Stelle heevorgehoben, daß Großbritannien einen neuen Vertrag mil dem mohammedanischen Herrscher schließen wolle, und die Grundzüge des betreffenden Entwueses mitgetheilt (S. 121).

Jetzt will man Eenst machen; wir lesen, daß Sie Bartle Frere nach Sansibar abgegangen ist, um dort die Sache ins Reine zu bringen. Die Wahl ist gut; Frere kennt Indien, wo er Gouverneur von Bombay war, und die ostafrikanischen Verhältnisse. Nun tiegen die Dinge so, daß der Sultan ohne jene Abgabe, welche er von jedem Sklaven erhebt, seine Regierungskosten nicht bestreiten kann. Er bedaef auch der Sklaven für die Plantagen, z. B. der Gewürznelken rc., weil freie Arbeit nicht zu haben ist. Politische Gründe speechen dafür, daß man gütlich mit ihm verfahre und ihn zum Freunde behalte. Deshalb kann es auf ein geeinges Geldopfer, wetches zum Ziete führt, nicht ankommen. Früher gehörle Sansibar dem Imam von Maskat an der ostarabischen Küste; nach dem Tode Seyd's wuede das Reich getheilt und dadueeh Sansibar selbständig. England vermittelte zwischen beiden Theilen, und es wurde vertragsmäßig festgestellt, daß Sansibar an Maskat jährlich 40,000 Kronenthater zu zahlen habe. Der Sultan suchte sich, wenn irgend ein Vorwand da war, dieser Verpflichtung zu entziehen, oftmals hat er aber doch seine Verpflichtung erfüllen müssen. Es scheint nun, als ob man im Londoner Ministerium Folgendes in Aussicht genommen habe: England will die Zahlung der 40,000 Mariatheresiathaler an Maskat, das auf dieselben ein unbestreitbares Recht hal, übernehmen, falls der Sultan von Sansibar auf die Sklavengebühren verzichtet und sich außerdem herbeiläßt, die Schritte, welche man thun wird, um die Sklavenverschiffung überhaupl lahm zu legen, redlich zu unterstützen. Jene 40,000 Thaler sollen je zur Hälfte von der englischen und von der indischen Regierung gezahlt werden.

Es bleibt nun abzuwarten, welchen Verlauf die Dinge nehmen. Die Summe ist gering im Vergleich zu jener, welche das „Sarggeschwader", nämlich die Kreuzerflotte an der afrikanischen Westküste, eine lange Reihe von Jahren hindurch gekostet hat.

Schildkrötenfleisch für das Volk.

Bei den hohen Fleischpreisen, die sich immer noch steigern, sucht man begreiflicherweise nach Ersatzmitteln. Australien und Argentinien liefern bereits präservirtes Rindfleisch in Massen. Nordamerika versendet Millionen Pfund Schweinefleisch und Fett, aber die Theuerung bleibt trotz alledem. Nun hat jüngst ein Engländer in den „Daily News" als Ersatz gekochte Schildkröten vorgeschlagen. „Diese Thieee," sagt er, „sind am Amazonenstrome viel häufiger als Rinds- und Hammelfleisch in Australien; sie sind das allerwohlfeilste Nahrungsmittel; ihr Fleisch bildet eine gesunde, kräftige Speise und ist sehr wohlschmeckend und leicht verdaulich. Jetzt ist Schildkrötensuppe in Europa ein theurer Leckerbissen; derselbe kann aber auch dem armen Manne zugänglich gemacht werden, wenn man zweckmäßige Maßregeln für den Transport treffen will. Zu gewissen Zeiten im Jahre schwimmen auf dem Amazonas und dessen Nebenströmen Millionen dieser merkwürdigen Thiere und legen ihre Eier in den Sand. Dann sind die Eingeboreuen da, sammeln die Eier, werfen dieselben in Fässer und machen sie in denselben klein, gießen Wasser hinein, lassen die Sonne einwirken und dann steigt das Oel auf die Oberfläche. Man nimmt dasselbe ab, reinigt es und es ist dann ein Ersatz für unsere Butler. Man nimmt an, daß solcheegestalt jährlich etwa 250,000,000 Schildkröteneier zerstört werden. Die brasilianische Regierung sucht indessen dieser Verwüstung Einhalt zu thun und hat zu diesem Zwecke vor einigen Jahren geeignete Verordnungen erlassen. Aus den tropischen Gewässern Amerikas kommen bekanntlich viele Schildkröten tebendig nach Europa; die westindischen Dampfer beingen regelmäßig eine Anzahl derselben mit. Unser Vorschlag geht dahin, die Schildkröten gleich in Amerika gekocht in Blechgefäße zu verpacken. Wenn Rind- und Schöpsenfleisch aus Australien, vom andern Ende der Welt her, zu uns gebracht werden kann, so läßt sich das mit der Schildkröte viel leichter thun. Die grüne ist die größte und tiefert das beste Fleisch; ihre Schale ist werthlos, wied aber bis zu 7 Fuß lang und wiegt manchmal bis zu 700 Pfund. Sie kommt in ganz ungeheurer Menge vor. Das Verfahren beim Zubereiten und für die Verschiffung könnte ein ähnliches sein wie beim australischen Rindfleische. Die Dampferfahrt von Para an der Mündung des Amazonas bis zur Themse beträgt nur 21 bis 23 Tage."

Wir wollen hier darauf hinweisen, daß wir im August 1871 („Globus" XX, S. 65 bis 73) eine, wir dürfen wohl sagen classische Schildeeung aus der Feder von Gustav Wallis gebracht haben: „Die Schildkröte, insbesondere deren Eier als Nahrungsmittel betrachtet." Wallis spricht als Augenzeuge. Wir gaben dort S. 66 Abbildungen der Flußschildkröle und, nach seinen an Ort und Stelle entworfenen Skizzen, eine Illustration des „Schildkrötenfanges am Amazonenstrome". Von den zwei Dutzend Testudinaceen des großen Stromgebietes ist die Emys amazonica, Martius, die größte, bis zu 3 Fuß lang; sie kommt in ganz außerordentlicher Menge vor und gilt sowohl wegen ihres Fleisches als wegen iheee Eier als ein gütiges, hohes Geschenk der Natur. Sie wird von den Eingeborenen vorzugsweise als Taetarnga bezeichnet. Sie kommt noch heute in „ungtaubtichee, fabelhafter Zahl" vor, obwohl man förmliche Vernichtungskämpfe gegen sie geführt hat, denn in manchen Jahren sind früher 40,000 bis 50,000 große Krüge von Mantliga (des ausgezogenen Fettes, das man uneigentlich als Butter bezeichnet) ausgeführt worden und zu jedem Topfe bedarf man 4000 Eier. Dazu kommt noch der Localbedarf in einem so ausgedehnten Gebiete. Nur das Fleisch der Weibchen, deren etwa 100 auf ein Männchen kommen, wird gegessen; das der letzteren gilt für ungesund.

Wie müssen auf die sehr eingehenden Schilderungen von Gustav Wallis verweisen. Der Gegenstand ist so wichtig, daß alle Reisenden, welche längere Zeit am Amazonenstrom verweilten, demselben große Aufmerksamkeit zugewandt haben, so z. B. Bates, Wallace und Herndon. Das Wesenttiche ihrer Darstellung ist mitgetheilt worden in Kart Andree, Geographie des Welthandels, Band II, S. 539 f.

Aus Nordamerika.

Der Staat Conneeticut ist für den Tabacksbau schon von großer Bedeutung geworden. Allein die Umgegend der Stadt Hartford lieferte 1871 für 4 Millionen und 1872 für etwa 5 Millionen Dollars; das Blatt ist gut und geht zumeist in die Hände deutscher Firmen in Neuyork über. Man findet den Anbau des Tabacks voetheilhaft, weil die Ernte sofort baar bezahlt wird und in Connecticut gute Waare an Ort und Stelle 35 bis 40, feinere 50 Cents bis zu einem Dollar erzielt. Das Blatt, welches im Thale des Connecticutflusses gewonnen wird, liefert die beste Sorte Seedleaf, welche als Deckblatt für Cigarren so hoch geschätzt wird. Ein einziger Farmer hat in diesem Jahre gegen 30,000 Dollars für seine Ernte eingenommen; das Pfund wurde ihm von 75 bis zu 100 Cents bezahlt. Er baut den Taback auf sandigem Kiesboden, dem er sehr viel Pferdedünger giebt. In dieser Art der Düngung, sagt er, liege das Geheimniß, feine, seidenweiche Blätter zu erzielen. Der Pferdedünger wird nun sehr theuer bezahlt, und East Hartford allein hat davon im Jahre 1872 allein aus Neuyork für 52,000 Dollaes bezogen.

— Aus Canada ist in den Handelsjahren 1871/1872 für 22,352,211 Dollars Holz ausgeführt worden; aber in manchen Landestheilen sind, wie auch im Staate Maine, weite Steecken vollständig verwüstet worden, und in Michigan ist ein Gleiches der Fall.

— Dee Staat Missouri ist bekanntlich ungemein reich

an Eisenerz. Vor Kurzem hat der Staatsgeolog die drei Eisenberge näher untersucht. Der Sheppard Mountain ist 660 Fuß hoch und das Erz enthält starke Procente Eisen; der Pilot Knob hat 1118 Fuß Höhe und die Fläche eines Querdurchschnittes, 518 Fuß unterhalb des Gipfels, beträgt 360 Acres; der Iron Mountain hat 228 Fuß Höhe und an der Basis einen Flächenraum von 500 Acres. Diese drei Berge enthalten oberhalb der Erdfläche Erz genug, um für einen Zeitraum von 200 Jahren alljährlich eine Million Tonnen liefern zu können.

— Der Handel von Milwaukee in Wisconsin steigert sich mit jedem Jahre sehr beträchtlich. Sieben Manufacturwaarengeschäfte hatten 1871 einen um 890,000 Dollars stärkern Umsatz als im Vorjahre; neun Groceryhäuser einen solchen von 808,662 mehr, fünf Hardwaresgeschäfte von 726,000 mehr, vier Droguisten von 146,000, vier Schuhmanufacturen von 334,000, so daß 27 Häuser ihren Umsatz in einem Jahre um 2,904,000 Dollars gesteigert haben.

— Im Territorium Utah werden fast in jeder Woche Silbergruben aufgefunden, so jüngst 25 Miles von Tacoma, an der Centralpacificbahn. Aus Salt Lake City sind Hunderte von Leuten dorthin geströmt und arbeiten rüstig. Die Angabe, daß die Ausgiebigkeit von 94 bis zu 3000 Unzen auf die Tonne betrage, wird wohl zu hoch gegriffen sein.

— In Kentucky, dessen große Mammuthhöhle so oft beschrieben worden ist, hat man noch eine solche Höhle entdeckt.

— Im Territorium Dakota sind die rechtschaffenen Leute der Ansicht, daß Humanität gegen hartgesottene Verbrecher gar nicht am Platze sei. Sie fragen nichts nach Vergeltungstheorie oder Abschreckungstheorie und dergleichen spitzfindigem Kram, sondern machen kurzen Proceß mit allen Räubern und Mördern; Richter Lynch thut seine Schuldigkeit. Er sagt: Thue nichts Böses, so widerfährt Dir nichts Böses. In Dakota, einem Prairielande, ist oft weit und breit kein Baum zu finden, an welchem man die Bösewichter aufhängen könnte; aber man weiß sich zu helfen und benutzt zur Execution die Telegraphenstangen.

* * *

— Seit länger als drei Jahren sind die Spanier bemüht, den Aufstand in Cuba niederzuschlagen. In jedem Monate verkündigen sie, daß es mit der Rebellion zu Ende sei, aber allemal erweisen sich diese Angaben als unwahr. Wahr aber ist leider, daß auf Cuba Barbareien und zwar unablässig und systematisch verübt werden, deren Niederträchtigkeit alles Maß überschreitet. Auf beiden Seiten tritt eine empörende Blutgier zu Tage, die aller Civilisation Hohn spricht. Hier nur ein Beispiel aus der jüngsten Zeit. In der letzten Augustwoche entdeckten die spanischen Truppen in den Tacajobergen ein Spital der Insurgenten; in demselben fanden sie den Director, zwei Neger, einige Kranke und zwei Aerzte; der eine war ein Deutscher, der andere ein Nordamerikaner. Aller Menschlichkeit und dem Völkerrechte zum Trotz wurden dieselben ohne Weiteres todtgeschossen, „pasado por las armas", wie die Havanazeitungen trocken sich ausdrücken. — Auf Cuba hat man noch die Negersklaverei und auf vielen Pflanzungen ist den schwarzen Leuten sicherlich kein mildes Loos beschieden. Auf einer Tabacksplantage der Wittwe Mendez in der Vuelta Abajo wurden die Sklaven von dem spanischen Aufseher hart behandelt; sie wollten ihn nicht mehr haben, aber trotzdem blieb er. Da verschworen sie sich und fielen auf ein gegebenes Zeichen über ihn her; er wurde mit Machetes, diesen großen Hau- und Hackmessern, welche man in Westindien und Südamerika allgemein hat, in tausend Stücke zerhackt. Dann zogen die Neger mit den Haumessern, an welchen das Blut klebte, zur Behörde und bekannten, was sie gethan hatten. — Die Chinesen, welche als Kulis auf Cuba in Menge importirt worden sind, werden ärger als Sklaven gehalten. Am 20. September hat die amtliche „Gaceta" Befehle veröffentlicht, denen zufolge die Chinesen, deren Arbeitscontract abgelaufen war oder ablaufen wird, wieder Verträge auf acht, mindestens sechs Jahre abschließen oder die Insel verlassen müssen. Das letztere ist ein wahrer Hohn, denn diese ab- und ausgenutzten Asiaten haben nicht die Mittel in ihr Vaterland zurückzukehren, und so werden sie wieder zur Sklavenarbeit gezwungen. Es liegt ein wahrer Fluch auf der ganzen spanischen Wirthschaft, welchen Volk, Pfaffen und Despotismus zumal herabbeschworen haben!

— In Britisch Honduras klagen die Ansiedler, daß sie von Seiten des Mutterlandes vernachlässigt werden und ohne Schutz bleiben. Diese Besitzung, welche bekanntlich viel Färbe- und Mahagonyholz liefert, grenzt an den mexicanischen Staat Yucatan, in welchem die Weißen so gut wie machtlos sind. Die Yeaiche-Indianer haben die Gewohnheit, über die Grenze zu kommen und die Pflanzungen der Engländer auszuplündern. Vor nun etwa dritthalb Jahren kam der Häuptling Kanul mit seiner Bande bis in die Stadt Corosal; jetzt, im September 1872, hat er abermals einen Raubzug unternommen gegen die Ortschaft Orange Walk. Er ging dabei ganz strategisch zu Werke, indem er in aller Stille heranrückte und zunächst den Ortsvorsteher gefangen nahm; dieser wurde jedoch durch die Kühnheit eines Deutschen, Herrn Oswald, gerettet. Von halb 9 Uhr Morgens bis nach 4 Uhr Nachmittags belagerte er mit mehr als 300 Indianern die aus leichtem Palmholz aufgebaute Caserne, in welcher sich ein Lieutenant mit 37 Mann vertheidigte. Die Indianer hatten Schwefelkugeln und steckten mehrere Gebäude in Brand und plünderten während sie die Belagerung fortsetzten. Endlich zogen sie sich zurück, als Kanul in den Staub biß und ließen 39 Todte auf dem Platze; auch der Verlust der Truppen war verhältnißmäßig stark an Verwundeten. Ein pensionirter Hauptmann eines westindischen Regiments schreibt, daß 14 Tage vor dem Ueberfalle die Truppen in Orange Walk ohne Patronen gewesen seien, die man aus Belize nur auf dringende Bitten und Vorstellungen verabfolgen ließ; leichte Feldgeschütze, um welche man gleichfalls gebeten hatte, wurden nicht geschickt, wohl aber kam ein neuer Lieutenant, dem man aber gar keine Verhaltungsbefehle gegeben hatte. „Es geht leider bergab mit Altengland!"

— In den letztverflossenen Monaten ist das Innere der Erdrinde wieder sehr unruhig gewesen und es wurden Erschütterungen aus weit von einander entfernten Gegenden gemeldet. Im August hat der Mauna Loa auf Hawaii aus seinem Gipfelkrater wieder Feuer gespieen, und wochenlang konnte man eine Feuersäule beobachten, die etwa 200 Fuß hoch ununterbrochen emporstieg. Auch diesmal hat man, wie während der Eruptionen vor vier Jahren, bei den Inseln Oahu und Kauai eine gewaltige Fluthwelle gehabt; sie stellte sich am 23. August ein.

— Es ist ermittelt worden, daß die Bewohner der Stadt Newyork etwa 8,000,000 Dollars für Milch verausgaben und 3,000,000 für den Zusatz an Wasser, welches die biederen Landwirthe und Kleinverkäufer dem reinen Producte zusetzen. Wasser bringt viel ein und kostet nichts.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage: Literarischer Anzeiger. Nr. 4.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. **1872.**

Aus der Republik Neugranada.

II.

Der Markt in Medellin. — Mais- und Maniokbrat. — Maniakgift. — Faserpflanzen und Gewebe. — Wohnhäuser und deren Einrichtung. — Stierhetzen und Theater. — Gesellschaftliche Verhältnisse. — Lustbarkeiten in der Neujahrszeit. — Serenaden. — Die Jahreszeiten und die klimatischen Verhältnisse im Staate Antioquia. — Bevölkerung; Mischlinge. — Landwirthschaft. — Zucker als Nahrungsmittel. — Pflanzenwuchs und Thierleben in der heißen Zone.

Der Markt wird in Medellin auf der großen Plaza abgehalten und der Marktmeister weist jedem einzelnen Verkäufer die Stelle an, wo er feilhalten darf. Nichts wird auf Fuhrwerken herangebracht, sondern zumeist von Frauen, die schwer genug beladen sind, und auf dem Rücken von Maulthieren, Ochsen und auch Pferden. Es ist für einen Europäer immerhin interessant, sich solch einen Fruchtmarkt anzusehen.

Hauptnahrungsmittel ist der Mais; man bereitet aus ihm Arepas, dicke, recht wohlschmeckende und gesunde Kuchen, welche unser Weizenbrot ersetzen. Dieser bildet einen Luxusartikel, wird nur zur Chocolate genossen, kommt aus Rio Negro und ist theuer. Neben den Arepas liegt ein Gebäck in Gestalt unserer halbmondförmigen sogenannten Hörnchen; es ist weiß wie Schnee, sehr leicht und kann sich mit dem besten europäischen Backwerke messen. Dieses Brot wird aus Maniokmehl bereitet. Es giebt zwei Arten dieser Yucca- oder Maniokpflanze; die Wurzel der einen ist süß, jene der andern giftig, aber diese letztere wird vorzugsweise angebaut, auch bei den Negern in Afrika. Wie mögen diese entdeckt haben, daß eine so giftige Pflanze ein so gesundes Mehl enthält? In Westindien, auf den meisten Antillen, bezeichnet man dasselbe als Kassave. Die Wurzel wird klein geschabt, man wäscht die weiche Masse mit Wasser aus, thut dieselbe in grobe Säcke und setzt sie einem starken Druck aus. So werden die giftigen Bestandtheile entfernt, und man macht dann dünne Kuchen, welche auf einer heißen Eisenplatte gebacken werden. Sie bleiben von Würmern verschont und halten sich, wenn man sie vor Feuchtigkeit bewahrt, Jahre lang gut. Schon die Karaiben auf den Antillen hatten besondere Werkzeuge zur Gewinnung und Zubereitung des Kassave. Ihre Raspel bestand in einem langen Holzstücke mit elastischen Fasern, zwischen welchen sie scharfe Steine befestigt hatten. Sie benutzten zum Ausscheiden des Wassers und des Saftes eine sogenannte Schlange, nämlich einen etwa sechs Fuß langen Sack, der in der Mitte weiter war, als an den spitz zulaufenden Enden; sie verfertigten denselben aus den Rippenstielen der Palmblätter und hingen ihn an einem Baumaste auf; am untern Theile hing ein schwerer Stein; der Kuchen wurde auf einer Steinplatte gebacken.

Der giftige Saft der Yucca hat keinen scharfen Geschmack; bei längerm Sieden verliert er das sehr flüchtige wirksame Princip. Bei der Destillation gewinnt man aus etwa 20 Pfund desselben nahezu eine Unze flüchtiger Flüssigkeit, die einen ganz unausstehlichen Geruch hat. Man er-

probte ihre Giftstärke an einem zum Tode verurtheilten Neger; er mußte 30 Tropfen einnehmen, bekam sofort Zuckungen und war nach sechs Minuten todt. Der alte Pater Garcia, welcher ein Werk über die Botanik der Antillen und der Tierra firme geschrieben, bemerkt mit Recht, daß die dem Festlande angehörende Art der Yucca unschädlich sei; nur auf St. Domingo kam die giftige vor. Schon im vorigen Jahrhundert empfahl de Pauw als Gegenmittel kohlensaure Pottasche mit Krausemünzwasser, sodann auch Zucker oder Salz in starken Dosen. Pison erklärt in seiner Abhandlung über die Krankheiten des spanischen Amerika Ananas- oder Citronensaft für ein unfehlbares Gegenmittel. Ausgemacht ist wenigstens so viel, daß vegetabilische Säuren die giftigen Wirkungen des Yuccasaftes bis zu einem gewissen Grade neutralisiren. Man bezahlt den Centner Yuccawurzeln, aus welchen auch Stärke bereitet wird, mit etwa $2^1/_3$ Thaler deutschen Geldes.

Auf einem Gerüste liegen hohe Haufen von Hüten; der Mann, welcher sie verkauft, trägt, gleichsam als Aushängeschild, eine hohe Pyramide auf dem Kopfe. Die meisten dieser Hüte kommen aus Panama, wohin sie aus verschiedenen Theilen des innern Landes gebracht werden. Die besten Sorten sind bekanntlich sehr theuer, die geringsten hingegen sehr wohlfeil; diese werden aus elastischen Rippenstielen der Palmblätter verfertigt. Rohzucker wird in platten Scheiben verkauft, deren jede etwa ein Pfund schwer ist; der raffinirte Zucker ist schmutzig weiß, hat grobe, schlecht zusammenhängende Krystalle und läßt viel zu wünschen übrig.



Früchte auf dem Markte zu Medellin.

Vegetabilisches Wachs wird in Gestalt von Kuchen oder Kerzen verkauft; man gewinnt dasselbe durch Auskochen der Körner von der Myrica arguta cerifera (— spanisch: Laurel de cera —), einem Strauche, der graugrüne Blätter hat und an den Oelbaum erinnert. Durch Zusatz von etwas Fett verliert dieses Wachs seine Zerbrechlichkeit, und die aus ihm gegossenen Kerzen sind besser als die gewöhnlichen, geben jedoch viel Qualm.

Aus den Fasern der Pita und der Cabuya werden vielerlei Gegenstände bereitet. Da liegen ganze Packen glänzender Fäden von gelblichweißer Farbe von etwa 3 Fuß Länge; sie sind weich und elastisch. Daneben sieht man Knäuel von Bindfaden und von Stricken verschiedener Dicke, und Netze mit engen oder weiten Maschen, in welchen verschiedene Waaren transportirt werden. Auch Säcke aus Netzwerk sieht man, und in Rollen die plattgeflochtenen Stücke, aus welchen man die Alpargatas oder Espadrillas bereitet. Diese bilden, weil keine Nässe hindurch dringt, eine ganz vortreffliche Fußbekleidung. Alle diese Fasern werden aus verschiedenen Arten der Fourcroya und aus Bromeliaceen verfertigt, die man anbauet; sie bilden die Umzäunung der Gärten und Felder. Die fleischigen Blätter, welche wie eine Gießrinne eingebogen und am Rande mit Stacheln versehen sind, laufen spitz zu und werden bis zu 5 und 6 Fuß lang. Sie werden geröstet, getrocknet und durch Schlagen löst man die Fasern ab, die dann gereinigt und vermittelst eines eisernen Kammes geglättet werden. Am meisten verwendet man in Neugranada die Fasern der Agave americana (— die

Maguey der Mexicaner; auch Cabuya genannt —), Agave foetida und Agave vivipara; der kandelaberartige Stamm der letztern enthält ein stärkeartiges Mark. Wir wollen hier bemerken, daß in Neugranada nicht weniger als vierzehn Arten von Kartoffeln (Solanum) einheimisch sind.

Die öffentlichen Gebäude haben keinen Anspruch auf Beachtung; die Kathedrale ist architektonisch ein abscheuliches Machwerk; die Privathäuser sind zumeist aus gestampfter Erde aufgeführt und fast alle mit Ziegeln gedeckt. Zum Holzwerke nimmt man nur das von wohlriechenden und harzigen Bäumen, weil dasselbe von den Termiten verschont bleibt. Merkwürdig ist, daß die Gemächer im Innern keine Thüren haben; man hat statt derselben Vorhänge. An der Plaza und auch in einigen Straßen befinden sich im Erdgeschosse Läden und über denselben ist eine Halbetage mit einer Gallerie angebracht, auf welche Thüren und Fenster hinausgehen; Glasscheiben kommen erst nach und nach und obendrein spärlich in Gebrauch; sie sind in einem so milden und gleichmäßigen Klima ein überflüssiger Luxus.

Im Allgemeinen ist das Leben sehr einförmig, man kann sagen höchst langweilig. Zu Ehren irgend einer Begebenheit, welche den Leuten wichtig erscheint, veranstalten die Behörden ein Fest, das gewöhnlich drei Tage dauert. Dann hört das Glockengebimmel vom Morgen bis zum Abend nicht auf. Früh gehen die Frauen zur Messe, die Männer kümmern sich um dieselbe nicht. Sie geben Morgens ihren Pferden eine doppelte Ration Mais und dazu ein Pfund Rohzucker, denn den Tag über wird den Thieren viel zugemuthet; sie müssen immer auf den Beinen sein und werden von der Stierhetze in Anspruch genommen. Stiergefechte in der barbarischen Art, wie sie in Spanien abgehalten werden, sind nicht erlaubt. Es handelt sich bei der „Traida de toros“ darum, die Stiere, welche man einige Tage vorher auf den Wiesen frei hat laufen lassen, mit dem Lasso einzufangen. Das ist nicht ohne Gefahr und der Reiter muß fest in seinem Sattel bleiben, wenn er dem Stier die Fangschnur um die Hörner wirft und ihn zur Stadt hineinbringt. Es kommt für ihn darauf an, sehr flink und gewandt und dabei durchaus kaltblütig zu sein, und auf sein Pferd muß er sich vollkommen verlassen können. Wenn es gelingt, dem Stiere die Fangschnur an beiden Hörnern zu befestigen, dann hört sein Widerstand auf; er weiß, daß er nun in der Gewalt zweier Reiter ist, doch macht er unterwegs von Zeit zu Zeit noch einige Angriffe auf dieselben, sie werden jedoch allemal durch geschicktes Ausweichen parirt. In der Arena läßt man ihn los und nun stieben die in derselben versammelten Menschen, gleichviel ob sie zu Fuße oder zu Pferde sind, wild aus einander. Man wirft Schwärmer nach ihm, aber er bleibt ruhig stehen und blickt die Menge stumpfsinnig an; die Hetze auf der Wiese hat ihn ermüdet. Es tritt ein Mann vor, der einen rothen Mantel ihm vorhält und gegen diesen rennt er ein. Derselbe bleibt auf seinen Hörnern hängen; der Mann selber ist bei Seite gesprungen. Es kommt aber auch vor, daß der Stier einen Neuling auf die Hörner nimmt und ihn in die Luft schleudert.

Medellin hat ein — Theater! Das Parterre ist ohne Sitze und ohne Bedachung; man geht darin spazieren und raucht Cigarren. Alle Rollen werden von Männern gespielt; kein weibliches Wesen dürfte sich auf die Bretter wagen; denn abgesehen von der übeln Nachrede aller Frauen, würde der Pfarrer mit einer Excommunication nicht lange auf sich warten lassen. Die Schauspieler machen sich den Text zu ihren Rollen selber und spielen allemal mit so viel Ausdruck und Leidenschaft, daß die Zuhörer sich förmlich elektrisirt fühlen und in hohem Grade angeregt bleiben, wenn solch eine Vorstellung auch vier Stunden lang dauert. Wenn ein Ball veranstaltet werden soll, hat zunächst der Herr Pfarrer ein Wort zu reden. Jedes junge Mädchen bittet ihn um Erlaubniß, und insgemein läßt er sich erweichen. Es kommt aber auch vor, daß er dieselbe verweigert. Was soll nun die Arme anfangen? Die anderen Mädchen werden tanzen, ihr soll das verwehrt sein? Das kann sie nicht ertragen, sie geht doch zum Ball, obwohl sie weiß, daß sie hinterher Buße thun und eine große Menge von Ave Marias und dergleichen früh, Mittags und Abends hersagen muß. Das thut sie auch, aber sie hat doch getanzt. Es geht übrigens bei solchen Lustbarkeiten stets sittsam und anständig zu; höchstens trinkt der eine oder andere Herr ein Gläschen mehr als gewöhnlich.

Am Sonntage ist es den jungen Männern gestattet, Besuche in Familien zu machen; sie dürfen dann den Zaguan überschreiten, in welchem an Wochentagen der Hausherr in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen ist, und können das Empfangzimmer betreten. Dort sitzen die Damen auf einer mit Teppichen belegten langen Bank oder einem Sopha. Die Unterhaltung ist von der allergewöhnlichsten Art, denn geistige Interessen hat man nicht. Nur einige wenige Häuser haben eine europäische Ausstattung, und das sogenannte Courmachen findet auch in ganz anderer Weise statt, als bei uns in der alten Welt. Der Esquinero, zu deutsch Eckensteher, treibt sich stundenlang an den Straßenecken umher und raucht dort seine Cigarre; er steht gleichsam Schildwache und beobachtet, was etwa an den vergitterten Fenstern vorgeht; er hofft darauf, daß ein Mädchen sich zeige, eine Pepita, die er für ein Juwel, ein Goldkorn erklärt, und dann beginnt ein Augenspiel. Sie erkennt ihn von Weitem an seinem Schritt und an der Art, wie er hustet, und sie läßt sich gern und oftmals, wenn auch nur mehr oder weniger flüchtig sehen. Nach Verlauf einiger Zeit bewirbt sich dann der Esquinero um die Hand einer solchen Pepita. Dr. Saffray lobt die Frauen Medellins als brav, tüchtig, als gute Hausfrauen und sorgsame Mütter.

Um Neujahr, während der zwölf Nächte, vom 25. December bis 6. Januar, geht es aber ausnahmsweise lustig her. Dann werden häufige Besuche gemacht, der Fremde kann die Häuser betreten, in welchen er Bekanntschaften anzuknüpfen wünscht, und wird sicherlich wohl aufgenommen. Junge Leute machen einander Geschenke, und es geht dabei her, wie mit unseren Vielliebchen. Wer den andern überrascht und zuerst sieht, ruft laut: „Meine Aguinaldos!“ und bekommt ein Geschenk. Doch diese schöne Zeit geht bald vorüber, und die jungen Männer müssen sich nachher die Zeit damit vertreiben, daß sie Serenaden bringen. In duftigen, sternenhellen Nächten, in welchen die tropische Luft so lau und mild ist, gehen sie vor das Haus einer Muchacha, der sie Aufmerksamkeit erweisen wollen, und bringen ein Ständchen. Vielleicht hat sie ein solches erwartet, vielleicht auch nicht, gewiß ist, daß sie recht bald auf den Söller hinaustritt, dem Gesange und dem Spiel der Guitarre horcht und als Zeichen des Dankes eine Blume herabwirft.

Im Staate Antioquia hat man nur zwei Jahreszeiten: eine trockene und eine nasse; in diese theilt sich das Jahr. Die erste beginnt im December, die zweite im Juni; doch regnet es in jenen sechs trockenen Monaten genug, um oberhalb einer Meereshöhe von etwa 3000 Fuß die Vegetation frisch zu erhalten, und in dieser sind mehrere trockene, völlig klare Tage hinter einander nicht selten. Die Temperatur wechselt in beiden Jahreszeiten nur um wenige Grade. Man kann sich je nach der Höhe eine Ebene, ein Thal oder einen Berg auswählen, um in einem beliebigen Klima zu sein, und in manchen Gegenden hat man sehr verschiedene Klimate ganz in der Nähe und kann mit denselben im Ver-



Serenade in Medellin.

laufe nur weniger Stunden wechseln, wie man will. Im heißen Striche, der bis etwa 2000 Fuß über die Meeresfläche empor reicht, findet man Cocospalmen, Scitamineen, Musas und baumartige Farne. Die gemäßigte Zone reicht dann bis zu etwa 6500 Fuß; in ihr wachsen andere Palmen, Cinchonas und die verschiedenen Befarien. (— Sie werden vom Volke als Anguchas bezeichnet; es sind Befaria coarctata, grandiflora, aestuans und resinosa; die letztere nennt man Angucha del paramo, weil sie auf den kalten Hochflächen vorkommt. Mosquera S. 99. —) Die kalte Zone, welche über der vorigen liegt, hat natürlich gar nichts mehr vom tropischen Charakter; dort treten Wälder von Eichen auf, deren Zweige mit parasitischen Pflanzen oftmals geradezu überladen sind; sodann findet man baumartige Passifloren, sehr schöne Liliaceen, Fuchsien und sehr zierliche Arums. Oberhalb der kalten Zone, also höher als 10,000 Fuß, liegen die Paramos, kalten Hochflächen. Auf ihnen findet man keinen Baum mehr; bis in eine Höhe



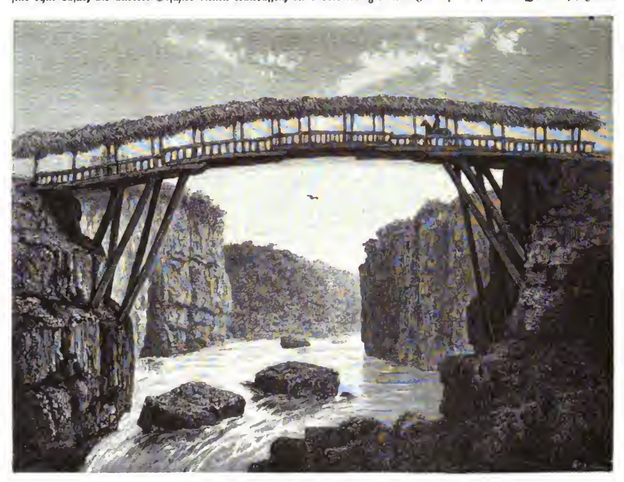
Eine alte Negerin in Medellin.

von 4500 Meter kommen verkrüppelte Sträucher und alpine Pflanzen fort, weiter aufwärts nur noch spärliche Gräser und Flechten bis zur Schneegrenze, die hier unter 5° N. zwischen 4700 und 4900 Meter wechselt.

Für die Provinz Antioquia im engern Sinne nimmt Saffray etwa 123,000 Einwohner an (— Mosquera für 1851 nur 75,053 —). Davon waren Abkömmlinge von Spaniern mit mehr oder weniger gemischtem Blute höchstens 30,000; ansässige Indianer, Mulatten und andere Kreuzungen 65,000, Neger 13,000, wilde Indianer 5000; reinblütige Indianer sind hier nicht mehr vorhanden. Zur Zeit der Eroberung dieses Landstriches durch die spanischen Räuberbanden wurde die Zahl der letzteren auf reichlich eine halbe Million veranschlagt. Aber wie darf man sich wundern, daß sie verschwanden? Sagt doch der Geschichtschreiber Oviedo, man habe sich mit ihrer Ausrottung dermaßen beeilt, daß den Naturforschern keine Zeit geblieben sei, diese Indianer genau zu studiren!

Den gegenwärtigen Bewohnern stellt Saffray ein recht gutes Zeugniß aus, das man aber nur verhältnißmäßig auf-

fassen darf. Die Leute in Antioquia seien arbeitsam, intelligent und mäßig; jeder trachte danach, einen Fleck Grund und Boden zu haben, und diesen Wunsch kann er um so leichter erfüllen, da derselbe nur geringen oder gar keinen Werth hat. Der Mensch in der gemäßigten Zone treibt Ackerbau; er verfertigt sich ein Haus aus Baumstämmen und deckt dasselbe mit Palmblättern. Die Einrichtung und Ausstattung ist überaus einfach und dürftig; man sieht ein paar Bambusbänke, einige mit Rohleder überzogene Stühle, und statt der Thür dient ein Ochsenfell; eine Hütte neben dem Hause, die nicht einmal einen Rauchfang hat, dient als Küche, ein paar Steine bilden den Herd, und den Mais zerstampft man in einem großen hölzernen Mörser; die Töpfe sind ohne Lasur, als anderes Geschirr dienen Kalebassen, die Löffel sind von Holz und als Wasserbehälter benutzt man ausgehöhlte Bambus. Man sieht, daß bei diesen „arbeitsamen und — intelligenten" Leuten keine Rede von frischem Trieb oder von Aufschwung ist; auch sind ihre Geräthschaften sehr einfach. Der Bauer hat eine Axt, ein großes Haumesser (Machete), einen Calabozo, d. h. ein gebogenes, hippenartiges Messer, und ein 3 bis 4 Zoll breites halbflaches Eisen (Regaton) mit einem langen Stiele. Damit verrichtet er alle Haus- und Feldarbeiten. Er hat ungefähr zehn Morgen Land, ein paar Kühe und Schweine, die im Freien umherlaufen, und viele Hühner. Die Bananenpflanzung erfordert keine Arbeit, der Mais auch weiter keine Mühe, als daß ein paar Mal das Unkraut beseitigt wird. Mehr oder weniger kleine Flecke sind bestellt mit Zuckerrohr, Yucca,



Brücke über den Otun im Thale von Medellin.

Masasa (Arum esculentum), Aracacha, süßen und gewöhnlichen Kartoffeln, Bohnen, Kohl und Zwiebeln. Man sieht, in welchem Ueberflusse bei geringer Arbeitsverwendung solch ein kleiner Grundbesitzer leben kann; die meisten haben aber nur Bananen, Mais und Zucker, die weiter keine Mühe kosten, als daß man die Erde aufkratzt und hinterher die Ernte einthut. Auch der größere Grundbesitzer, Hacendado, darf nicht mit einem deutschen Bauer oder amerikanischen Farmer in eine Linie gestellt werden; er kümmert sich nicht um Fortschritt und Verbesserung, ist aber im Uebrigen ein braver Mann, ein guter Freund und Nachbar, sorgt auch für seine Familie und ist ungemein gastfrei. Der Fremde findet bei ihm die beste Aufnahme; sobald die Hunde anschlagen, tritt er vor die Thür und hält jenem den Steigbügel, hilft beim Absatteln und führt den Gast ins Haus, in welchem dieser sich bald heimisch fühlt.

Der Zucker wird so gut wie der Mais als ein Hauptnahrungsmittel betrachtet, und man genießt ihn vorzugsweise in der Gestalt von Panela, deren wir schon oben erwähnten; es ist eine Cassonade. Ein Gruben- oder Feldarbeiter bekommt täglich 275 bis 400 Grammen solchen Zuckers; auf der Reise genießen viele Leute weiter nichts als Maisbrot und Panela, und die Maulthiertreiber behelfen sich gar nicht selten den ganzen Tag über mit Zucker, den sie kauen; hinterher trinken sie kaltes Wasser. Saffray fand, daß Zuckerwasser oder Chocolate, wenn Abends in Menge genossen, das Gesicht erhitzen. Der Europäer, welcher nach landesüblichem Brauche viel Zucker genießt, wird anfangs

von Gallenbeschwerden heimgesucht, er gewöhnt sich aber bald an diese Speise, mag sie dann gar nicht mehr entbehren und hat unterwegs gewiß immer einige Panelas bei sich. — Der Zuckerbau ist in der Provinz Antioquia noch sehr primitiv und bei der Verfertigung geht es nach uralter Weise einfach zu; Maschinen bei der Fabrikation sind ganz unbekannt.

Die Wälder der heißen Zone zeigen einen ungemein üppigen Pflanzenwuchs, namentlich in den warmen wohlbewässerten Thälern, und wenn Arbeitskräfte vorhanden wären, könnten sie eine Menge werthvoller Erzeugnisse in den Handel liefern: Ebenholz, Mahagony, Brasil- und Campecheholz; man findet sehr häufig den unzerstörbaren Laurus (Laurus cinnamomoides), welchen man als Canela de Andaqui bezeichnet; den Laurel mulato; Laurus sassafras und Laurus persea; zehn Arten des Ingabaumes, von welchen M. fulgens eine Art Copal liefert, viele Arten von Mimosen, Styrax; einen Baum, welcher einen Balsam liefert, welcher dem sogenannten peruvianischen ähnelt. Dazu kommen mehrere Arten von Palmen, Bromeliaceen, welche Fasern liefern, und Cacteen, welche undurchdringliche



Orchideen in der Provinz Antioquia, Neugranada.

Dickichte bilden. An den Ufern der Wasserläufe und in feuchtem Boden wuchert der überaus nützliche Bambus, und da wo er wächst, hat der Tapir seinen Lieblingsaufenthalt. Um die mächtigen Baumstämme schlingen die duftigen Pothos mit fingerartigen Blättern anmuthige Gewinde, während die Vanille ihre Reben zwischen den Aesten hindurchschlängelt. (— Vanilla aromatica; sie wird von den Eingeborenen gewöhnlich Bejuquillo genannt. Von Pothos kommen vor Pothos myosuroides, microstachyus, violaceus; letztere wird als Murapa und als falsche, unechte Vanille bezeichnet. Mosquera, S. 103. —) Auf Schritt und Tritt sieht man Orchideen, deren seltsam gestaltete Blüthen in hohem Grade überraschen. Die eine ähnelt einem Schmetterlinge, die andere einer Taube, einer Fliege oder einer Heuschrecke, einer Urne, einer Sandale, einem Rauchfaß rc. Die Provinz Antioquia gewährt dem Botaniker eine ungemein ergiebige Ausbeute an Pflanzen, und viele derselben sind in Europa noch gar nicht bekannt.

In den Waldeinöden trifft man auf eine reiche Thierwelt. Da ist der Puma, dieser kleine mähnenlose Löwe, der Jaguar, der Kuguar und die Tigerkatze; diese Raubthiere stellen den Hirschen, den Rehen und dem Fischotter

nach. Häufig sind Agutis, Pacas, Cabiais, Ameisenfresser; das Aï, Faulthier, klammert sich an den Stamm eines Baumes und klettert träg und überaus langsam in den Aesten umher. Manchmal wimmelt es im Gezweige von Affen, den Ateles mit Wickelschwänzen, den Heul- oder Brüllaffen, Araguates und Aluates, Chiropothen und dem Belzebuth, der einen langen Bart hat. Dazu kommen dann noch Sapajus, Makakas, Tizis und dann auch der Midas leoninus, ein Aeffchen, das in seiner Miniaturgestalt einem neugebornen Löwen ähnlich sieht.

Hoch in den Lüften schweifen Geier, Adler und Falken; Kolibris und Fliegenvögel nippen an den Blüthen; Nachts kommen die Vampyre aus ihren Schlupfwinkeln, um Blut zu saugen. An Flüssen und Teichen sieht man Reiher und manche Arten prächtig gefiederter Enten; im Dickicht flattern die Papageyen lärmend umher; oben in den Wipfeln gefallen sich, immer paarweise, die blauen, rothen oder grünen Aras und schreien in ihrer unmelodischen Art in einem fort; der Pfeffervogel, den man sofort an seinem mächtigen Schnabel erkennt, hat einen schweren Flug. An lichten Stellen bemerkt man ganze Schwärme von Sperlingsvögeln: schwarze, braune, himmelblaue, purpurrothe; sie zwitschern unablässig, fangen Insekten oder suchen Körner auf. Der Cardinal läßt seine pfeifenden und zischenden Töne vernehmen; deshalb nennen die Eingeborenen ihn Tiritibi; der sogenannte Wittwenvogel hängt sich an die starken Grashalme der Savannen, der Kazike befestigt sein aus Wurzeln geflochtenes Nest an die Spitze eines Palmblattes; der Turpial ist ein munterer Sänger; der Cucarachero (Regulus) ist in allen Wohnhäusern ein sehr willkommener Gast.

Am Ufer der Bäche und auf dem Sande findet man in großer Menge die herrlichsten Schmetterlinge, namentlich den goldgelben Callidryas, den Hymeniten, der nackte Flügel hat wie eine Libelle, den Erebus strix, diesen größten unter den Nachtfaltern, den Morpho Menelaus mit grünem, blau lasirtem Mantel. Unter den zahlreichen Wespenarten hängen die Prolybier und die Polisten ihre Nester, deren wabenförmiges Innere wie aus Seidenpapier verfertigt erscheint, während das Aeußere aussieht, als wäre es mit Pappe überzogen, am Baumzweige. Auf dem Sande, an Baumstämmen, im Gebüsche, gewahrt man graue, blaue und grüne Eidechsen, Salamander, häßliche Geckos; Schlangen kriechen, jagen oder klettern im Sumpfe, an den Bäumen, zwischen dem Gestein. Der Biß der Mapana ist auch für die größten Thiere tödtlich, und nicht minder gefährlich ist die Korallenschlange; die Podridora heißt so, weil der von ihr gebissene Körper schon nach wenigen Stunden in Fäulniß übergeht. Unter den vielen Arzneipflanzen hat man noch kein sicheres Mittel gegen den Schlangenbiß entdeckt. Das Land ist überreich an Gewächsen mit Heilkraft, namentlich an Sassaparille, Jalappe und auch Ipecacuanha. Baumwolle und Indigo kommen wild vor; der Rocou (Orleans, Arnotto) färbt roth, Miconia granulosa gelb, Baccharis polyantha grün; aus der Hymenaea Courbaril schwitzt eine Art Kopal aus und die Früchte von Sapindus saponaria ersetzen unsere Seife.

Es giebt auf dem ganzen Erdball keine Region, welche von der Natur mehr begünstigt wäre als diese. Zur Entwickelung der überreichen Hülfsquellen fehlen nur die rechten Menschen, denn von der Mischlingsbevölkerung ist kein Fortschritt zu erwarten.

Von Californien nach Japan.

Von Gustav Wallis.

II.

Nach 22 Reisetagen ward uns die Freude, die japanische Küste auftauchen zu sehen. Wir schrieben nun aber nicht den 23., sondern den 24. Wir sind nämlich in der Zeitrechnung zu kurz gekommen und den 15. Februar haben wir gar nicht erlebt, aus Grund des mit der nach Westen gerichteten Erdumsegelung zusammenhängenden Zeitverlustes um 24 Stunden. Die Einfahrt in den Hafen Yokohamas gewährte einen interessanten Anblick. Schon aus weiter Ferne sahen wir die Stadt durch eine Menge Schiffe angedeutet, die aus den verschiedensten Weltgegenden hier zusammengekommen waren. Das Land lag ringsum gebirgig und in malerischen Umrissen. Zur Linken erhob der 14,000 Fuß hohe Fusiyama sein breites Haupt, dem Auge um so ehrbarer, als die Geschichte Japans mit vielen Sagen über diesen Bergriesen innig zusammenhängt.

Bei unserer Landung ereignete sich ein haarsträubender Vorfall. Kaum war das Schiff an eine Boje befestigt, als eins der herandrängenden Boote unter das plötzlich wieder in Bewegung gesetzte Rad gerieth. Unerbittlich, ähnlich wie ein Walzenpaar das einmal Ergriffene verschlingt, so verschwand auch der Kahn in der Fluth, um auf der andern Seite in Trümmern wieder hervorzukommen, während drei Japanesen an den Radspeichen heraufzuklimmen versuchten; aber — weh, wohin? — das treibende Rad hätte sie ohne Erbarmen zermalmen können. Wie Aller Augen nun ängstlich nach dem Ausgange sahen, hielt noch glücklicherweise der Dampfer zeitig genug an, der Schreckensscene ein Ende zu machen. Die Schiffbrüchigen schwammen anderen Booten zu und die Trümmer trieben umher, ohne daß Jemand daran dachte, etwas davon aufzufangen, und doch waren brauchbare Gegenstände, Kleidungsstücke und dergleichen, darunter.

Schon hatten wir einen Tag im Hafen Yokohamas verbracht, als ich, in letzter Stunde noch, die unerwartete Entdeckung machen sollte, daß unter den nach Japan abgehenden Passagieren sich eine Landsmännin befand. Die einzige Deutsche zugleich an Bord, war sie mir stets durch ihr unbefangenes, heiteres Wesen aufgefallen, das sie aufs Vortheilhafteste von den übrigen Damen unterschied, die einen freundlichen Gruß kaum erwiederten. Ein Zufall ließ mich einige Worte mit ihr wechseln, und hätte sie sich nicht nach meiner Heimath erkundigt, so wäre unsere Landsmannschaft gar nicht zur Sprache gekommen. Wir erfuhren nicht nur, daß wir in einem Orte groß geworden, ja noch mehr: daß wir unter einem Dache, wenn auch gerade nicht zu gleicher Zeit, gewohnt hatten. Drei Wochen auf einem Schiffe gelebt zu haben, einem Ziele zugesteuert zu sein, sich nicht zu ken-

nen und am Schlusse der Reise solche Aufklärung nenne ich doch wunderbar! Kaum nun, daß wir etwas mit einander geplaudert, trennten sich schon unsere Wege. Es war spät Abends. Sie beabsichtigte, mit der Familie des amerikanischen Consuls, bei welcher sie die ehrenwerthe Stellung als Gesellschaftsdame bekleidete, am nächsten Morgen früh nach Peking sich zu begeben, mich dagegen trieb es nach Yeddo.

Es bedarf wohl nicht der Versicherung, daß mir das Herz vor Ungeduld pochte, den ersehnten Boden betreten zu können. Wie beschreibe ich mein Staunen, meine Gefühle, die ich beim ersten Gange durch die Straßen empfand! Hatte ich stets mit dem größten Interesse von Japan gehört und gelesen, ohne jemals zu ahnen, daß dies Wunderland noch einmal zur eigenen Anschauung für mich kommen würde, so lag nun mit einem Male der ganze Zauber in aller Wirklichkeit vor mir ausgebreitet. Das „mongolische" Volk mit seiner eigenthümlichen Physiognomie, seinen Gebräuchen, seinen Wohnstätten, das Alles umgab mich nun, wie es im Geiste mir aus Bildern noch vorschwebte, in Wirklichkeit. Mir wird diese Zeit unvergleichlich in der Erinnerung für mein ganzes Leben bleiben. An die wunderbaren Häuser mit ihren Schnörkeleien, ihren Zierrathen, den schönen, fast überladenen und doch eleganten Dächern, die Tempel, die aufsteigenden Drachen, die ausgehängten Schilder, die mannichfachen Schauläden, das Leben und Treiben auf den Straßen: es trotzt dies Alles der Beschreibung. Die Häuser sind ein so fremdartiger, verwobener Bau, daß man mit größtem Interesse all den Einzelnheiten des Gefüges folgt. Aus den gewöhnlichen Materialien, aus Brettern, Steinen, Ziegeln, Stroh und Papier zusammengesetzt bietet sich da ein so buntes Durcheinander, daß man oft nicht begreift, wie das Alles zusammenhängt und sich nur trägt. Geschmack, Ausführung und Reinlichkeit eifern mit einander, so daß das Ganze einen recht wohlthuenden Eindruck macht. Die Häuser sind ohne Stockwerke, und wo solches vorhanden, ist es niedriger als das Geschoß, mit Erkern und Emblemen verziert, dasselbe überragend. In den meisten Straßen reiht sich Laden an Laden und entwickelt sich eine Geschäftigkeit, wie man sie in Deutschland nur auf Jahrmärkten findet. Diese Idee drängte sich mir nur noch stärker auf, als ich bei meinen Wanderungen Gaukler, Taschenspieler, ja selbst im Freien aufgestellte Theater antraf, und doch war dies nur alltägliches Treiben. Nach Allem kam ich zu der Ueberzeugung, daß Handel und Wandel eine vollkommene Parallele mit unserer westlichen Halbkugel zuläßt. Man findet in dem orientalischen Staate ungefähr dieselben Erscheinungen wieder, wie sie die Sorge um die Existenz bei uns in so vielfältiger Weise hervorruft, nur in höherm Grade und in mehr origineller Weise ausgeprägt. Bei der großen allgemeinen Rührigkeit, dem Handels- und Gewerbseifer, der Alles im Strudel zu ergreifen und mit sich fortzureißen scheint, wird man Taugenichtse und Faulpelze hier nicht treffen, sonst aber glaube ich alle Menschenclassen, wie große Bevölkerungen auch bei uns sie unterscheiden, angetroffen zu haben. Bewunderte ich einerseits, den Blick in die mit offener Front versehenen Häuser werfend, den Fleiß und die Geschicklichkeit der einzelnen Gewerke, wie Schneider, Schuster, Schirmmacher, Maler, Graveure, Bildhauer, Kesselschmiede u. s. w., so staunte ich nicht weniger über die Massen der auf offener Straße ihrem Erwerbe Nachgehenden; da waren es Höker und Hökerinnen, Köche, ambulante Haarschneider, wandernde Musici und dergleichen, auch Taschenspieler, die meine Aufmerksamkeit fesselten; Lastträger, Steinklopfer, des Erwerbes unfähige Bettler und Lumpensammler beschließen noch lange die Rubrik stehender und wandernder Gewerbe nicht. Der Lumpensammler fängt den Plunder nicht wie seine Pariser Collegen mit einem Haken, sondern mit zwei langen Stäben auf, die er ganz geschickt wie eine Zange zu handhaben weiß, was sich recht possirlich ausnimmt. Kurz, Alles bietet Eigenthümliches in seiner Art.

So viel Originelles giebt es zu beobachten, nach allen Seiten treibt die Neugierde und das Staunen, und man weiß nicht, wohin seine Schritte zuerst wenden. Nach den zahlreichen Garküchen, Pastetenbäckern, Theehäusern und dergleichen zu schließen, müssen die Japanesen wahre Leckermäuler sein; allenthalben wird gekocht und gebacken, brodelt's und zischt's im Fette, daß man an den Düften der Speise schon genug hätte! Und wie wunderlich, räthselhaft sehen all die einzelnen Gerichte aus! Zierlich und appetitlich dazu im Ganzen, das muß man sagen, wiewohl wieder Manches vorkommt, das europäischem Auge und Geschmack nicht behagen kann, und das wirklich keinen Namen noch Beschreibung findet! Da liegt es auf den Tellern wie Regenwürmer, Engerlinge, Schnecken, Vielfüße &c., und bekannterweise wird ja in dem so bevölkerten Japan wie auch China Alles, was da fleucht und kreucht, in der Küche zu genießbaren Bissen umgewandelt. Leider habe ich mich um die edle Kochkunst nicht eingehender bemühen können, so interessant es auch gewesen wäre. Eins nur schien mir unter den Umständen sehr gerathen, nichts anzurühren von dem, was ich nicht kannte, mich ganz neutral zu verhalten.

Nachsichtig, zuvorkommend muß ich die Japanesen bezeichnen, denen doch bei meiner Musterung all der bunten Bissen nicht entgehen konnte, daß ich mit geheimem Lächeln an ihnen vorüberging. Sie schienen nur des Momentes zu harren, daß ich mit einer Bitte oder Frage mich an sie wenden würde, während sie ihrerseits zu schüchtern waren, mir etwas anzubieten. Ueberhaupt hat mich nirgend Jemand mit seiner Zudringlichkeit belästigt. Ich ärgerte mich daher um so mehr, daß ich die Gewalt über meine Lachmuskeln verlor; es wird dem Europäer aber auch zu viel geboten, um bei ernsten Mienen verbleiben zu können. So z. B. befand sich dicht neben einem Tempel, wo Andächtige ihr Gebet murmelten und den Götzen Geld zuwarfen, ein Theater, vor dem viel Volks lärmenden Schauspielen zusah, und rings in weitem Halbkreise umgaben die unvermeidlichen Garküchen den Zuschauerraum. Indem mich die Neugierde in alle Winkel trieb, nahm mich hier ein alter Mann, mit übrigens verhülltem Gesichte, bei der Hand und führte mich in den Hinterraum, damit ich durch die schadhaften papierenen Fenster auch einen Blick hinter die Coulissen werfen könne. Da stieß ich mit der Nase fast auf das Gesicht eines vor einem Spiegelscherben liegenden Schauspielers, der bemüht war, sich für die nächste Scene frisch aufzuputzen. Die rasirten Brauen wurden durch dicke Pinselstriche ersetzt, die Backen mit Schminke betupft und das Alles mit einer Eifrigkeit, daß mein Vis-à-Vis wie auch seine Collegen durch meine Neugierde durchaus nicht gestört wurden. Die Vorstellungen fanden indessen meinen Geschmack nicht, und ich wandte mich ab, um mit desto größerm Vergnügen einem Jongleur zuzusehen, der in der Nähe ein großes Publicum angezogen hatte. Kaum wurde er meiner hinter der Menge ansichtig, als er auch schon „Platz!" commandirte, und sogleich formten die mich Umgebenden zur Rechten und zur Linken Spalier, so daß ich freien Durchblick hatte. Aller Augen wandten sich nun aber mir mit fast größerm Staunen zu, als dem Künstler, der sich wohl bemühen mochte, meinetwegen besondere Stücke zum Besten zu geben. Was ich hier an Künsten gesehen, wage ich kaum zu beschreiben; ich glaubte zu träumen und nur mit Unglauben würde man meine Worte zurückweisen. Der Mann schuf alle leblosen Gegenstände durch sein Machtwort zu belebten Geistern um, um

ſie ſeiner Laune unterthan zu machen. Hatte er ein beſonders ſchwieriges Stück gezeigt, ſo ſchaute er auch wohl mit ſelbſtgefälligem Lächeln und Kopfnicken um ſich, als wenn er ſagen wollte: „He! das macht mir mal nach!" Während einer Pauſe legte er ſich auf die Knie nieder, alle Umſtehenden um recht reiche Spende zu erſuchen; von allen Seiten flog denn auch Geld zwiſchen und über die Köpfe hinweg in den Schauplatz hinein, und wie er nicht nachließ zu bitten und zu ermuntern, kam das zugeworfene Geld einem Regen gleich hineingehagelt. Alles freilich kleine unbedeutende Kupfermünze. Zwei Silberſtücke, die der Künſtler eigenhändig von mir in Empfang nahm, erwiederte er mit großer Erkenntlichkeit; unter vielen Verbeugungen zog er ſich damit zu ſeinem Tiſche zurück.

Anſchläge auf den Mauern verkündeten mir durch bildliche Ausſchmückung, daß zur Zeit auch Vorſtellungen höherer Magie irgendwo in der Stadt im Gange waren. Indem ich dadurch zugleich ein Probeſtück lithographiſcher Leiſtung zu Geſicht bekam, entnahm ich daraus, daß unter Anderm das beliebte Kopfabſchneiden, das Verſchwinden einer Perſon unter einem großen Trichter, Trapezſprünge und dergleichen zur Aufführung kommen ſollten. So gern ich dieſen obſchon bekannten Künſten zugeſehen hätte, ſo mußte ich doch darauf verzichten; ich hätte ja nicht einmal in Erfahrung bringen können, wann, wie und wo überhaupt die Vorſtellung aufgeführt werden ſollte, da mich kein Dragoman begleitete. Mir ſelbſt mein Dolmetſcher, konnte ich mich nur auf das beſchränken, was ſich eben im Zeitraume eines Tages flüchtig zuſammenraffen ließ.

Eine Hauptbeluſtigung, beſonders der Kinder, iſt noch das Auffliegen von Drachen, in deren Anfertigung man jedoch nicht bei den gleichförmigen Muſtern ſtehen geblieben iſt, die bei uns gebräuchlich ſind. Vögel, wie Eulen, Habichte und andere grimmige Thiere werden täuſchend und mit Geſchmack nachgeahmt, ſo daß ich manchmal wirklich glaubte, ein lebendes Thier auffliegen zu ſehen. Auf offenen Plätzen ſieht man ſo viel Drachen aufſteigen, daß man oft Noth hat, in den Schnüren nicht verſtrickt zu werden, was denn bei mir auch nicht zu vermeiden war.

An einem Theehauſe konnte ich unmöglich vorübergehen, ohne eine Taſſe des landesthümlichen Getränkes zu mir zu nehmen, um mich keiner Unterlaſſungsſünde ſchuldig zu machen. Reizende Mädchen — und bei geſchlitzten Augen ſind auch Schönheiten möglich — ſervirten den Thee auf feinen lackirten Brettchen, in faſt durchſichtigen Porcellantaſſen. Kaum hatte eins mich bedient, ſo kam ein anderes Mädchen mit Imbiß, aus dem zarteſten Gebäck beſtehend. Letzteres gefiel mir, der Thee aber nicht, und ich erfuhr ſpäter, daß es allen Fremden mit dem japaniſchen Thee ſo ergehe, wogegen das chineſiſche Product eher mundet. Indeſſen ſoll erſterer bei einigem Gebrauche doch dem Geſchmacke beſſer behagen. Nun erfuhr ich auch, daß die in Europa verbreitete Meinung, grünen Thee verdächtig zu halten, auf bloßem Vorurtheile beruhe. Die Färbung wird mit ganz unſchädlichen Stoffen, mit Indigo und anderen Vegetabilien, nie aber durch Kupfer und ſeine Oxyde bewirkt.

Großen Genuß gewährte mir die Beſichtigung der Galanteriewaaren, wobei man viel Gelegenheit findet, Geſchicklichkeit und Geſchmack in gleichem Grade zu bewundern. Durch alle Welt berühmt ſind ja die Japaneſen durch ihr Porcellan, ihre Lack- und Bronzewaaren, ihre Schnitzarbeiten ꝛc. Die Kunſt des Lackirens erſtreckt ſich ſogar auf das Aeußere der Wohnungen, auf die Kochherde und Oefen, wo man leicht in Zweifel geräth, ob die fragliche Maſſe aus Glaſur oder polirtem Eiſen beſteht, und doch iſt es keins von beiden. Bei Malereien liebt der Japaneſe im Hintergrunde den ſchon erwähnten Fuſiyamaberg und als Staffage fliegende Kraniche anzubringen, denen er gleichfalls göttliche Verehrung zollt. So Vieles, was ich ſchon als Kind gekannt hatte, gab ſich mir nun als japaniſchen Urſprunges zu erkennen. Die noch in friſchem Andenken ſtehende Mode der Damen, über der Taille auf dem Rücken, wie im Ueberfluſſe einige Ellen feinen Stoffes zu einer Art Schleife zuſammengelegt zu tragen, und was man in Amerika Panier nennt, iſt in Japan ſchon vor dem Chriſtenthume geübt worden und noch heute in ſtarkem Brauche. Es iſt eine wirklich kleidſame Tracht, mag ſie der üppigen Crinoline beigegeben ſein, oder den beſcheidenen ſchlanken Körper einer Japaneſin zieren. Die große Geſchicklichkeit, die der Japaneſe in ſeinen Erzeugniſſen verräth, fordert unſere ganze Bewunderung, wenn wir ihn in der Werkſtatt beobachten können. Wie einfach, urzuſtändlich, unbeholfen erſcheint da Alles! Tiſchler und Zimmermann z. B. arbeiten ohne Hobelbank, meiſt mit gekreuzten Füßen auf dem Boden liegend, und wie regieren ſie die einzelnen Inſtrumente! Hobel und Säge werden nicht abwärts, ſondern herwärts gehandhabt, alſo gezogen. Der Bohrer kreiſt links anſtatt rechts. Das Beil hat ſeine Schneide in entgegengeſetzter Richtung, ähnlich wie bei der Hacke. So iſt Vieles unſeren Begriffen zuwiderlaufend, verkehrt mit einem Worte. Man ſchreibt von oben nach unten; Schilder hängen daher ſenkrecht ſtatt wagerecht. Man winkt mit der Hand, die flache Seite einwärts anſtatt auswärts gekehrt. Pferde gehen in dicken Strohſchuhen, wogegen man ihnen bei uns Schellen anhängt, um vor Gefahr zu warnen.

Weiß iſt die Farbe der Trauer. Geld iſt vierſeitig anſtatt rund. Doch das ſind Alles Zuſtände, die ſich bald überlebt haben dürften. Japan und China folgen dem Beiſpiele anderer Nationen, einander vertrauend die Hand zu reichen; ſie haben damit begonnen, der Welt ihre Häfen zu öffnen, und der Wechſel der Sitten kann nicht verfehlen, von entſcheidendem, günſtigem Einfluſſe auf alle beſtehenden Verhältniſſe zu ſein.

Ueberſichtliches in Betreff der Entdeckungen Livingſtone's.

Wir haben uns nicht in die zum Theil unangenehmen Controverſen und Zänkereien gemiſcht, welche durch Livingſtone's Berichte und Stanley's Mittheilungen in England viel böſes Blut machten. Es genügte uns, den Verlauf der Dinge abzuwarten. Livingſtone's Briefe ſind auch diesmal, wie gewöhnlich, vielfach verworren; es fehlt ein klarer Faden; er wirft alle möglichen Dinge durch einander, und man arbeitet ſich mit Mühe durch den Wuſt, um zu einer annähernd ſichern Anſchauung zu gelangen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man den Reiſenden, der unter ſo ſchwierigen Umſtänden barbariſcher Völker Gegenden durchwanderte, nachſichtig zu beurtheilen hat. Er leidet an mancherlei Schrullen, aber die

Wissenschaft bleibt diesem muthigen Manne, dessen Ausdauer über alles Lob erhaben ist, zu großem Danke verpflichtet. Wie früher für die Gegenden zwischen den Mündungen des Sambesi und Angola, so ist er auch für die Regionen westlich vom Tanganyika-See als Bahnbrecher zu betrachten, und die Zeit wird nicht fern sein, in der wir über das Quellgebiet des Congostromes und den mittlern und untern Lauf dieses wichtigen Stromes genaue Kunde erlangen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel mehr, daß die Flüsse, welche Livingstone beschreibt, mit Speke's und Baker's Nil in keiner Verbindung stehen und daß sie ihren Abfluß zur afrikanischen Westküste haben.

Wir wollen hier bemerken, daß die an dieser Westküste mündenden Flüsse zumeist Kataraktenströme sind. Das gilt namentlich auch von dem seit Du Chaillu's Reisen an der sogenannten Gabonküste oft genannten Ogowaï. Auf einigermaßen beträchtlichen Strecken sind nur der Coanza und der Congo fahrbar; auch sie haben im mittlern Laufe Wasserfälle und Stromschnellen. Was den Congo- oder Zaïre betrifft, der nun eine so große Wichtigkeit für die Entdeckungen gewinnt, so wird er von den Eingeborenen als Moienzi Engaddi, d. h. mächtiges Gewässer, bezeichnet; dann auch als Zaïre. Die Portugiesen haben an seiner Mündung die Factorei Porto de Pinda; dieselbe liegt unter 6° 10′ südlicher Breite, neben der Punta de Padrao; den Namen hat diese Landspitze, weil auf ihr der Entdecker derselben, Diogo Cam, dort einen Wappenpfeiler (Padrao) des heiligen Georg errichtete. Die Portugiesen gaben dem Strome den Namen Congo aus Mißverständniß; diese Bezeichnung des Königreichs erhielten sie auf ihre Fragen oftmals als Antwort. Die ganze Mündungsregion ist mit Inseln gleichsam übersäet, und die Gegend, welche der Strom im Unterlande durchfließt, sehr ungesund. Das hat Tuckey erfahren, welcher 1816 eine Expedition auf demselben unternahm.

Die Ungunst des Klimas wird aber kein Hinderniß für eine Expedition bilden, welche von der Mündung des Congostromes aus ins Innere vordringen will. Auch die Fahrten im Nigerdelta erforderten anfangs viele Opfer an Menschenleben, während sie jetzt für verhältnißmäßig nicht sehr gefährlich gelten; man hat eben durch Erfahrung gelernt, sich zweckmäßiger einzurichten.

Wir wollen nun einen Ueberblick der Expedition Livingstone's geben und dabei zur Unterlage den Vortrag nehmen, welchen Rawlinson jüngst in der geographischen Gesellschaft zu London gehalten hat. Er ist dabei sehr übersichtlich verfahren und hat es möglichst vermieden, auf die persönlichen Irrungen und Anfeindungen einzugehen. Zunächst hob er die Verdienste Stanley's hervor, dessen Werk soeben (Mitte November) erschienen ist. Die Gesellschaft hat diesem Berichterstatter des „New York Herald“ die Victoriamedaille für 1873 zuerkannt, und wie ruhmredig auch der Yankee auftreten mag, diese Auszeichnung hat der Mann sicherlich verdient. Rawlinson sprach dann über die, im „Globus“ mehrfach erwähnte, Expedition Llewellyn Dawson's. Dieselbe war, um Livingstone Hülfe zu bringen, als „Relief Expedition“ sorgfältig ausgerüstet worden, gebot reichlich über allerlei Mittel, und wollte im Mai von Sansibar aus nach dem Innern sich in Bewegung setzen, als sie dort erfuhr, daß Livingstone von Stanley aufgefunden worden und nun außer Verlegenheit sei. Sofort legte Dawson sein Commando nieder, löste die Expedition auf und fuhr nach England zurück. Es wurden dann andere Arrangements vorgeschlagen, um die vorhandenen Hülfsmittel und Vorräthe in Livingstone's Hände gelangen zu lassen. Aber gerade damals kam Stanley nach der Küste zurück mit Weisungen von Seiten Livingstone's; man legte dieselben irrthümlich dahin aus, daß der Reisende überhaupt nicht wolle, daß Reisende zu ihm kämen, und deshalb zogen sich die Leute, welche in Dawson's Gefolge gewesen waren, nach und nach zurück; auch sie verließen Afrika (— von Livingstone's Sohn Oswell sprach Rawlinson nicht —). Ein Ausschuß der geographischen Gesellschaft prüfte Dawson's Verfahren, und mißbilligte dasselbe; derselbe habe sich einen beklagenswerthen Mangel an richtigem Urtheile zu Schulden kommen lassen, indem er, auch nachdem Stanley Hülfe gebracht, doch nicht den Vorrath von Waffen, Instrumenten, Arzneien und andere Gegenstände dem Reisenden überbrachte, obwohl derselbe offenbar jene Gegenstände sehr nöthig gehabt habe. Dieses Urtheil sei auch das des Publicums gewesen und erweise sich als richtig auch durch Briefe von Livingstone vom 1. Juli. Diese sind Antworten auf das Schreiben, welches sein Sohn (— der Mitglied von Dawson's Expedition war —) von Sansibar aus an ihn gerichtet hatte; er bedauert, daß die Expedition aus einander gegangen sei, und hebt hervor, von wie großem Nutzen es ihm gewesen sein würde, wenn die Offiziere nach Unyanyembe zu ihm gekommen wären; er setzt auch auseinander, wie er sie hätte verwenden können. Auf den Muth und die persönliche Ehrenhaftigkeit Dawson's falle übrigens kein Schatten.

Ueber Livingstone hatte drei volle Jahre nichts Sicheres verlautet; dann und wann kamen durch eingeborene Kaufleute Berichte über seine Wanderungen in Manyema an Dr. Kirk in Sansibar; sie waren indeß unsicher und widersprechend. Indeß glaubte man in der Londoner geographischen Gesellschaft daraus entnehmen zu können, daß er nicht gestorben sei, das große Publicum jedoch habe ihn für todt gehalten. Daraus erkläre sich, daß man Stanley's Angaben, in nicht zu rechtfertigender Weise, für Lügen und Schwindel gehalten habe. „Es möge deshalb hier ein für alle Mal betont werden, daß nicht der allergeringste Grund vorliegt, die Genauigkeit von Stanley's Angaben in Zweifel zu ziehen. Es ist unbedingt sicher und gewiß, daß Livingstone und Stanley vor nun gerade einem Jahre in Udschidschi beisammen waren, daß sie gemeinschaftlich eine Wanderung, eine Erforschungsreise um das Nordende des Tanganyika-Sees herum unternommen haben und daß sie dann zusammen nach Unyanyembe gingen. Dort war Livingstone noch, als er die zuletzt von ihm eingelaufenen Briefe abschickte. Derselbe hatte in den letztverflossenen drei Jahren körperlich viel gelitten und manche Dinge erlebt, welche seine Geduld auf eine harte Probe stellten. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen wurden alle guten Absichten seiner Freunde vereitelt; die Leute, welche man von der Küste zu seinem Dienste geschickt hatte, waren widerwillig, unzuverlässig und bereiteten ihm große Qualen; sie zwangen ihn, als er gerade an einem für die Entdeckungen wichtigsten Punkte angekommen war, zur Umkehr. Auch die Agenten, welche mit ihm Verbindungen unterhalten sollten, erwiesen sich als niederträchtig; sie fingen seine Briefe auf und vernichteten dieselben; sie verzettelten die Vorräthe und plünderten sogar mehrmals die Magazine; sie verkauften die Vorräthe, um mit dem Erlös derselben für sich Elfenbein und Sklaven zu kaufen. In Folge dieser abscheulichen Vorgänge verlor Livingstone, wie er selber sagt, zwei Jahre der kostbarsten Zeit; er mußte auf Strecken von 1800 Miles vergeblich umherziehen; wurde krank, erlitt auch sonst großen Schaden und erreichte Udschidschi als, wie er schreibt, ein zerknicktes Gerippe, und so fand ihn Stanley.“

Rawlinson erwähnt dann der Irrungen mit Consul Dr. Kirk, die aber auf Mißverständnissen beruht haben und nun ausgeglichen seien.

Die letzten Briefe, welche von Livingstone, vor dessen Zusammentreffen mit Stanley, in England eingelaufen waren, sind aus Udschidschi vom Mai 1869 datirt. Es scheint, daß er dann im Juli desselben Jahres von dort nach dem andern Ufer des Tanganyika-Sees hinüberfuhr und nach Westen hin bis Bambarre in Manyema ging. Er war vom See her 1000 Fuß tiefer in das große centralafrikanische Thal gekommen und gelangte in demselben an die großen Flüsse, welche er in früheren Jahren verfolgt hatte von ihren Quellen, in etwa 12° S., in den Muchingabergen. Er wanderte dann etwa ein Jahr lang in Manyema umher, um das Bett des Lualaba aufzufinden, und verweilte in einem Lager arabischer Kaufleute, nicht weit von den Baleggabergen, welche in Südwesten den Albert-Nyanza umschließen. Er blieb in jenem Lager während der Regenzeit von Februar bis Juli 1870 und ging dann bald darauf nach Bambarre zurück. Dort blieb er bis zu Ende des Jahres liegen, weil er Geschwüre an den Füßen hatte.

Im October 1869 hatte man Leute von Sansibar an ihn abgeschickt, welche ihm Vorräthe und auch ein Zelt bringen sollten; sie trafen ihn bald nach Anbeginn des Jahres 1871 in Bambarre. Mit ihnen zog dann Livingstone aus, um den untern Lauf des Lualaba zu erforschen. Er folgte diesem Flusse bis beinahe zu dem Punkt, an welchem sich derselbe mit dem Lomame oder Kassabi vereinigt, und ermittelte, daß vier bis fünf Tagereisen weiter abwärts die beiden vereinigten Flüsse in einen großen mit Binsen und Schilf bewachsenen See fallen; was jenseits desselben lag war unbekannt.

In jener Gegend verweilte er drei Monate, um einen ihm freundlich gesinnten arabischen Häuptling zu erwarten. Da seine eigenen Leute nicht mehr weiter vorwärts wollten, so hoffte er mit dessen Beistand vom Lualaba nach dem Lomame gelangen und diesen letztern Fluß stromaufwärts verfolgen zu können. Er war am 13. Juli Augenzeuge einer abscheulichen Metzelei, in welcher viele Sklaven niedergemacht wurden, und die Scheußlichkeiten, welche er mit ansehen mußte, empörten ihn dermaßen, daß er nicht länger in Gesellschaft der arabischen Kaufleute bleiben mochte. Er kehrte also um, gab alle Hoffnung zu weiteren Entdeckungen in jener Gegend auf und machte sich auf den Weg nach Udschidschi. Dort kam er nach einer äußerst beschwerlichen und anstrengenden Wanderung von mehr als 400 Miles Ende October an, an Leib und Seele gebrochen. Aber nach wenigen Wochen war Stanley bei ihm, der ihn pflegte, und nach Verlauf einiger Zeit war er wieder frisch und kräftig.

Livingstone's Wanderungen im Manyemalande haben wichtige Ergebnisse gebracht. Auf seinen früheren Zügen stellte er nur einen Fluß fest, welchen er durch eine Kette von Seen verfolgte und der verschiedene Benennungen führte: Chambesi, Luapula und Lualaba; er kommt von dem im Norden des Nyassa liegenden Muchingaberge, fließt an Cazembe's Hauptstadt vorüber nach der Grenze von Manyema, das westlich vom Tanganyika-See liegt. In Europa war man nun gespannt darauf, ob dieser „lacustrine" Fluß, welcher, wie man annahm, das Abzugsbecken für Centralafrika bildete, wirklich den obern Lauf des Nils bilde, und diesem entweder aus dem Tanganyika oder aus dem Albert-Nyanza zuströme, oder ob er sich, nach Westen wendend, sich als ein Zufluß des Congo ausweise.

Diese Frage hat in der jüngsten Zeit eine weit größere Tragweite bekommen und ist außerdem wesentlich vereinfacht worden. Denn es wurde nun durch Livingstone ermittelt, daß nicht weniger als drei Lualabas vorhanden sind, allesammt Flüsse erster Größe, welche in fast parallelen Läufen durch Seen strömen und ihre Gewässer wenige Grade südlich vom Aequator vereinigen. Sie bilden dort einen gigantischen Strom von 2 Miles Breite; er ist so tief und fließt so rasch, daß er bei tiefstem Stande in der trocknen Jahreszeit 124,000 Cubikfuß Wasser in der Secunde fortbewegt. Dieses dreifache Wassersystem, welches nördlich und südlich von 12° S. sich gegen den Aequator hinerstreckt und einem Raume von etwa 10 Breitengraden zum Abzuge dient, ist der centrale Fluß, welcher den Namen Lufira führt, der schon früher den portugiesischen Pombeiros (d. h. Handelsleuten) bekannt gewesen. Sie setzten unweit seiner Quelle mit Kähnen über ihn, während der dritte, westliche Fluß, dieser Kassabi oder Loke, weiter abwärts Lomame heißt. Auch dieser ist den Portugiesen längst bekannt, und Livingstone hat ihn im Jahre 1855 gesehen; seltsam genug hat er ihn, den er allerdings nur im Gebirge sah, nicht wieder erkannt in dem majestätischen Flusse, welchen er jetzt als Young's Lualaba bezeichnet.

Wenn nun aber auch die oberen Läufe des Lufira und des Kassabi den Portugiesen schon längst bekannt gewesen sind, so hat doch Livingstone das Verdienst, diese oberen Läufe mit dem großen Becken des äquatorialen Afrika in Verbindung gebracht zu haben. Der fernste Punkt, welchen er am Lualaba erreichte, liegt seiner Annahme zufolge in etwa 4° S., aber die Länge war nicht so leicht zu bestimmen. Seiner Gissung zufolge läge er 5° westlich vom Udschidschi, also etwa 25° O.; aber nach einer Mondbeobachtung, die er späterhin angestellt zu haben scheint, verlegte er ihn nicht weniger als 2 Grad weiter nach Osten, also in etwa 27° östlicher Länge.

Es kann, wie schon weiter oben bemerkt wurde, vernünftiger Weise nicht mehr in Zweifel gezogen werden, daß dieses große centralafrikanische Wassersystem dem Congo angehört, und nicht dem Nil.

Dr. Behm in Gotha hat die Beweise für die Identität des Lualaba und des Congo beigebracht; er weist dieselbe nach aus hypsometrischen Vergleichungen, aus dem Volumen des Wassers, aus den periodischen Regenfällen, aus den verschiedenen Zeiten, in welchen die Flüsse ihre Anschwellungen haben. Auch in naturwissenschaftlicher und ethnologischer Beziehung weist Alles auf das Stromgebiet des Congo hin. Livingstone aber blieb trotz alledem bei seiner vorgefaßten Meinung, daß er Nilflüsse vor sich habe, ja er hielt es für möglich, daß sie dem Bachr el Gazal zuströmten! Freilich konnte er von Georg Schweinfurth's Entdeckungen nichts wissen. Er ahnte nicht, daß eine oder vielleicht zwei Wasserscheiden zwischen dem Lualaba und der Quellgegend des Bachr el Gazal liegen; auch wurde er sich nicht klar darüber, daß sein Lualaba, ein so großer Fluß, bei Nyangue nicht weniger als 19mal mehr Wasservolumen hat als dasjenige, welches der Bachr el Gazal dem Weißen Nil zuführt.

Sobald er das Alles erfährt, wird er sofort seine Niltheorie aufgeben müssen. Aber ihm bleibt doch die Ehre, daß er den obern Lauf des Congo entdeckt hat. Er beabsichtigt bekanntlich eine Wanderung um den Tanganyika-See, um an das zu gelangen, was er als „Quellen des Nils" bezeichnet, und dann zum Lincoln-See und zum Lomame. Seine Freunde sind überzeugt, daß er auf dieser Wanderung in Verbindung mit der Westküste kommen werde. Sie rüsten deshalb eine Expedition aus, welche sie als die Livingstone-Congo-Expedition bezeichnen.

Dieselbe soll den Congo von den Wasserfällen an weiter aufwärts befahren und bis zu dem (oben erwähnten) Aequatorialsee vordringen, in welchem Livingstone's Flüsse

sich verlieren; sie glauben ihn, etwa gegen Ende 1873, dort herum irgendwo auffinden zu können. Herr Young, nach welchem Livingstone den westlichen Lualaba genannt hat, will 1500 bis 2000 Pf. St. für die Expedition hergeben; was etwa mehr erforderlich ist, wird vom Publicum und von der Londoner geographischen Gesellschaft bestritten werden. Ein zur Lösung der Aufgabe völlig geeigneter junger Marinelieutenant wird die Expedition leiten. Dieselbe soll aus Kruleuten von Sierra Leone bestehen, und der Lieutenant wollte noch vor Ablauf des Novembers nach der Westküste von Afrika sich einschiffen.

Die Congo-Expedition wird sich in San Paulo de Loanda, der Hauptstadt des portugiesischen Westafrika, versammeln, und dort von Seiten der Behörden allen Vorschub erfahren. Die Lissaboner Regierung hat darüber bündige Zusagen gegeben, und sie wünscht den Congo für den Verkehr erschlossen zu sehen. Rawlinson hob dann hervor, daß es für England wichtig sei, rasch zu handeln und zuerst zu kommen, indem eine rivalisirende deutsche Expedition nach derselben Gegend hin vorbereitet werde. Allerdings brauche man sich in Bezug auf Entdeckungen vor dem Wettbewerb anderer Nationen nicht zu entsetzen, gleichviel ob zu Land oder auf See; unter den obwaltenden Umständen jedoch erscheine es wünschenswerth, nicht noch einmal das Risico eines Schiedsgerichts über die Priorität einer Entdeckung zu laufen. (Anspielung auf den schiedsrichterlichen Ausspruch in der San-Juan-Frage.) —

Livingstone war am 1. Juli 1872 noch in Unyanyembe, er wartete dort auf die Ankunft einer Schutzwache von 50 wohl ausgerüsteten und gut bewaffneten Leuten, welche Stanley von Sansibar aus zu Ende des Mai für ihn abgesandt hatte. Es war seine Absicht, zunächst nach Fipa am südlichen Ende des Tanganyika zu gehen. Bei seinen Reisen wird er fortan sich ohne Zweifel die Kunde zu nutze machen, welche er nun von Europa aus über Schweinfurth's Entdeckungen erhalten hat. Als Stanley bei ihm war und in seinen Briefen spricht er davon, die Quellen des Lualaba und Lufira zu besuchen und weiter, nachdem er die Kupfergruben von Katanga und die Excavationen von Kabogo gesehen, nach den Seen Kamolondo und Lincoln oder Chebugo (offenbar Ladislaus Magyar's Uhanjo) vorzudringen. Dort wollte er sich auf dem Lomeme einschiffen. Es sei indessen wahrscheinlich, daß dieser Plan nun eine Abänderung erfahren werde.

Von der Sendung Sir Bartle Frere's nach Sansibar wird Livingstone wohl Kunde erhalten, bevor er die Umgegend des Tanganyikasees verlassen hat; er wird also zu seiner Freude erfahren, daß nun endlich Ernst gemacht wird, den ostafrikanischen Sklavenhandel lahm zu legen. Bartle Frere ist ermächtigt worden, aus dem Unterstützungsfond bis zu 1500 Pf. St. zu verwenden, um Livingstone's Entdeckungen zu fördern und ihm die Rückkehr nach der Küste zu erleichtern. Um den in seinen jüngsten Briefen ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen, wird ein junger Marineoffizier, Lovell Cameron, sofort nach Sansibar abgehen und von dort Vorräthe ins Innere schaffen. Frere wird, nachdem er in Sansibar die nöthigen Erkundigungen eingezogen, bestimmen, ob Cameron sofort Livingstone aufzusuchen habe, oder ob er die Vorräthe an irgend einem geeigneten Punkte in der Nähe des Tanganyikasees niederlegen und bei denselben so lange verweilen soll, bis der Reisende verfügt. In jedem Fall aber wird Cameron die Weisung erhalten, die Geographie der Seenregion im centralen Afrika, die ein noch ungelöstes Problem ist, zu erforschen. Nachdem er die vielfach erörterte Frage über die Configuration des Victoria-Nyanza-Sees ins Reine gebracht und positiv festgestellt hat, ob es sich dort um eine einzige große Wassermasse oder um mehrere selbständige, obwohl nahe bei einander liegende Seen handelt, mag er dann an den Albert-Nyanza gehen, die Quellen des Loanda und Rusisi besuchen, der beiden Flüsse, welche nach Livingstone's und Stanley's Ermittelungen in den Tanganyika fallen, und so die Ungewißheit beseitigen, welche bis jetzt über diese Verhältnisse besteht. Zuletzt mag er dann die Ausdehnung und die Umrisse der Südwestseite des Albert-Nyanza ermitteln. Es sei nicht unwahrscheinlich, daß unter solchen Umständen Lieutenant Cameron mit Samuel Baker's Flottille auf dem Albert-See zusammentreffe. Bekanntlich sind, allerdings noch nicht officiell bestätigt, Nachrichten eingelaufen, denen zufolge Baker im verflossenen Sommer mit einer fliegenden Colonne von Gondokoro aus bis zu der Stelle vorgedrungen ist, wo der Nil den Nyanza verläßt; er hatte Vorkehrungen getroffen, damit Dampfer und Boote über die Stromschnellen bis dorthin geschafft werden sollten. Er wollte dann die einzelnen Stücke zusammensetzen und den See befahren. —

So viel heute über Livingstone und die projectirten Unternehmungen der Engländer. Ueber die Pläne, welche in Berlin für eine methodische Erforschung Innerafrikas zwischen 10° N. und 10° S. entworfen werden, hoffen wir demnächst specieller berichten zu können.

Der Hafen von Liverpool und seine Dampferflotte.

r. d. Die Entwickelung Liverpools in mercantiler und nautischer Hinsicht ist wirklich so großartig, daß es sich der Mühe verlohnt, einmal darauf zurückzukommen und die Ausdehnung des Hafens und der Schifffahrt dieser zweiten Handelsstadt der Welt zu schildern. Wer an einem schönen, etwas windigen Tage zur Zeit der Fluth zwischen Birkenhead und Liverpool durchsegelt, kann auf der ganzen Welt keinen lebhaftern Hafenanblick finden, als ihn dann der Mersey mit seinen sieben englischen Meilen langen graniteingefaßten Docks zeigt. Er wimmelt in des Wortes vollster Bedeutung von Schiffen aller Größen und aller Nationen, von der kleinen Yacht an bis zum 3000 Tonnen haltenden Clipper, vom kleinen Schleppdampfer bis zum großartigsten Oceansteamer. Hier nehmen Schiffe ihre Ladung ein, dort löschen sie; dort dampft ein transatlantischer Steamer die Fluthen peitschend dahin; am Ufer erheben sich gleich luftigen Thürmen die hydraulischen Krahne, stehen in unabsehbaren Reihen, symmetrisch mit langen, flachen Dachlinien die Waarenhäuser, dehnen sich meilenlang die Schiffswerfte aus. Es giebt, geographisch betrachtet, viele Häfen, die eine bessere Lage als jener Liverpools haben, aber es giebt keinen, kaum jenen Londons ausgenommen, welcher einen so gewaltigen Begriff von der Macht des Handels giebt. Wo einst Sommerfrischen, Badeörter und Vergnügungsörter standen, da hat der Schiffsbau sich breit gemacht, da dehnt sich Werft an Werft aus, liegen die mächtigen Eisendampfer, welche die Firma

Laird baut, und entstand auch die vielbesprochene Alabama. Gärten und Wirthshäuser sind verschwunden, überall erklingt der Dampfhammer, spürt man Theergeruch, wirbeln die Rauchsäulen der Essen in die Luft. Die Ufer des Mersey haben in den letzten 20 Jahren eine gründliche Umwandlung erfahren.

In Bootle an der Liverpoolseite des Mersey beginnt die große Linie der Docks, die sich in südlicher Richtung ununterbrochen 7 Miles lang erstrecken und einen Flächenraum von 267 englischen Acres enthalten. Dazu kommen die 167 Acker Docks der Birkenheadseite auf dem linken Merseyufer. Eine Idee von dem Verkehr, welcher in diesen Docks herrscht, erhält man, wenn man den Liverpooler Handelskammerbericht für das Jahr 1871 ins Auge faßt. Die Exporte bezifferten sich danach auf die kolossale Summe von 106 Millionen Pfund Sterling, einschließlich 12 Millionen für fremde in den Liverpooler Waarenhäusern gelagerter Güter und $6^1/_2$ Millionen Pfund Sterling für transitirende Güter. Die Einnahmen an Tonnen- und Hafengeldern, die Zölle für importirte und exportirte Waaren erreichten zusammen in dem am 1. Juli 1872 endigenden Jahre die hohe Summe von 912,938 Pf. St., 40,817 Pf. St. mehr als im Vorjahre. Die Schiffe, welche diese Einnahmen einbrachten, hatten über $6^1/_2$ Millionen Tonnen! Und dieser Handel steigert sich in so ungeheuerm Maße, so schnell, daß die Hafenverwaltung nicht weiß, wo sie Raum für die einlaufenden Fahrzeuge, namentlich die großen Oceandampfer schaffen soll.

Letztere sind der Stolz Liverpools, denn keine Stadt der Welt, auch London und Southampton nicht, besitzen so viel Dampfer wie Liverpool. Die hauptsächlichsten Gesellschaften, welche Liverpool zu ihrem Ausgangspunkte haben, sind nachstehende:

Die Inman-Linie, Liverpool-Neuyork. Sie besitzt gegenwärtig 19 große Schraubendampfer, während zwei neue im Bau begriffen sind. Als die Linie eingerichtet wurde, liefen die Dampfer nach Philadelphia, das gegen Neuyork später vertauscht wurde. Neuerdings hat diese Gesellschaft auch Fahrten nach Boston, Halifax und nach Antwerpen und Havre eingerichtet. Von letzteren beiden Plätzen werden namentlich Güter und Passagiere geholt, die nach Amerika befördert werden sollen.

Die White-Star-Line, erst 1870 gegründet, hat sich schon einen sehr guten Namen gemacht. Ihre Dampfer sind sofort an der eigenthümlichen Bauart und den vier Masten kenntlich. Bis jetzt sind erst 7 Dampfer in Dienst gestellt, die alle auf Neuyork gehen, und durch ihre prächtige, luxuriöse Einrichtung — man brennt auf ihnen z. B. Gas — die Dampfer der übrigen Linien in Schatten stellen. Die sieben Steamer von 3700 bis 4200 Tonnen haben zusammen einen Gehalt von 27,000 Tonnen.

Die National-Steamship-Company, Liverpool-Neuyork, Queenstown anlaufend, verfügt über 12 Dampfer, die namentlich auf den Gütertransport eingerichtet sind, von denen aber 6 London zum Ausgangspunkt nehmen und Havre anlaufen.

Die Cunard-Linie, die älteste von allen, die den ersten regelmäßigen Dampferdienst nach den Vereinigten Staaten errichtet. Eduard Cunard aus Halifax und die Gebrüder Mac Iver aus Liverpool begründeten 1840 das Unternehmen, welches sich auf vierzehntägige Fahrten zwischen Liverpool einerseits und Neuyork und Boston anderseits beschränkt. Erst 1848 wurden wöchentliche Dampfer eingerichtet. Die Gesellschaft verfügt jetzt über 45 Dampfer verschiedener Größen, die nach Neuyork, Westindien und dem Mittelmeer (bis Alexandria) gehen.

Die Allan-Linie, 23 Dampfer von zusammen 35,000 Tonnen, besteht seit 16 Jahren und fertigt wöchentlich zwei Schiffe nach Quebec ab, alle vierzehn Tage eins via Halifax nach Norfolk und Baltimore. Dieser Gesellschaft gehören auch die Dampfer, die von Shields nach Drontheim und von Glasgow nach Quebec fahren.

Die Pacific-Steam-Navigation-Company, die größte Dampfergesellschaft Englands, hat 39 große Dampfer auf dem Wasser und 15 im Bau begriffen, zusammen 54 Dampfer von 105,751 Tonnen Gehalt. Die Compagnie wurde 1840 für den Handel nach der pacifischen Küste Amerikas gegründet, erhielt Staatsunterstützung und beförderte mit zwei kleinen Dampfern die Post zwischen Valparaiso und Panama. Aber wie sehr ist dies Unternehmen gewachsen! Von Januar 1873 ab werden wöchentlich Dampfer nach der Küste des Stillen Oceanes abgehen. Von dort bringen ihre Fahrzeuge Baumwolle, Alpaca- und Schafwolle, Kupfer, Zinn, Natronsalpeter, Droguen zurück.

Die West-India- und Pacific-Steamship-Company besteht seit neun Jahren und besitzt jetzt 13 Schraubendampfer, die von Liverpool nach Westindien und Mexico gehen. Sie importiren vorzugsweise Baumwolle, Kaffee, Wolle, Cacao, Indigo, Cochenille, Chinarinde und den meisten westindischen Taback.

Auch der Dampferverkehr mit der afrikanischen Westküste wird von Liverpool aus durch zwei Gesellschaften besorgt. Es sind dies die British and African-Steam-Navigation-Company und die African-Steamship-Company, deren jede monatlich einen Dampfer absendet. Diese laufen an: Madeira, Teneriffa, Sierra Leone, Monrovia, Cap Palmas, Half-Jack, Cape Coast Castle, Accra, Jellah Coffee, Lagos, Benin, Bonny, Fernando Po, Alt-Calabar und verkehren durch kleine Zweigdampfer mit Neu-Calabar, Braß, Opobo.

Außer diesen großen Gesellschaften befördern noch einzelne Unternehmer Dampfer nach überseeischen Gegenden. So die Firma „Alfred Holt“ nach China und Japan, „Lamport und Holt“ nach Brasilien und der argentinischen Republik. Australien ausgenommen steht in der That Liverpool mit allen wichtigen Häfen im directen und regelmäßigen Dampferverkehr.

Die Schnelligkeit der Fahrten anlangend haben die Liverpooler Dampfer sich immer ausgezeichnet. Allen voran stehen die neuen schönen Steamer der White-Star-Line. In den ersten vier Monaten dieses Jahres legten sie die Ueberfahrt durchschnittlich in 9 Tagen zurück. Eine Durchschnittstabelle der während der stürmischen ersten Hälfte im Februar 1872 von Liverpool via Queenstown nach Neuyork gemachten Reisen ergiebt für die verschiedenen Linien:

White-Star-Line	10	Tage	9	Stunden	35	Minuten.
Cunard-Linie	12	„	3	„	8	„
Inman-Linie	12	„	9	„	35	„
National-Linie	14	„	17	„	35	„

Vergleichsweise sei noch erwähnt, daß unsere großen deutschen Dampfergesellschaften hinter den großen Liverpooler Compagnien nicht zurückstehen. Der norddeutsche Lloyd in Bremen hat gegenwärtig 21 transatlantische Dampfer auf dem Meere, die nach Neuyork, Baltimore, Neuorleans und Westindien gehen; nicht weniger als 12 neue Dampfer sind im Bau begriffen. Dazu kommen noch 30 kleinere Dampfer, welche die Schifffahrt nach London, Hull, Leith, Norderney, Helgoland, Antwerpen, Rotterdam und Hamburg versehen.

Aus allen Erdtheilen.

Strömungen im Mittelländischen und Schwarzen Meere.

Das Mittelländische Meer hat bekanntlich nur eine einzige oceanische Eingangspforte, die Straße von Gibraltar, zwischen den „Säulen des Hercules". Durch diesen schmalen Sund dringt aus dem Atlantischen Ocean eine starke Strömung in jenes Binnenmeer nach Osten, manchmal mit wechselnder Richtung; sie ist aber so entschieden, daß sie durch die Aequinoctialstürme weder beschleunigt noch verzögert wird. Man nimmt an, daß diesem unablässigen Einströmen atlantischen Wassers eine Unterströmung entspreche, welche einen bedeutenden Theil desselben wieder hinausführe. Den Beweis dafür glaubt man in der beglaubigten Thatsache zu finden, daß ein Schiff, welches im Jahre 1712 zwischen Tarifa und Tanger in den Grund geschossen wurde, einige Tage später etwa fünf Stunden weiter westlich bei Tarifa auf den Strand trieb, also in einer dem Oberflächenstrome ganz entgegengesetzten Richtung. Es wird auch darauf hingewiesen, daß ein englisches Fahrzeug, welches bei Ceuta, also an der afrikanischen Seite, Schiffbruch litt, weiter westlich und zwar gleichfalls bei Tarifa, also an der europäischen Küste, ans Land geworfen wurde.

Ueber das Wesen der Strömungen in der Straße von Gibraltar sind die Hydrographen noch nicht zum sichern Abschluß gelangt. Dasselbe war bis in die allerneueste Zeit mit jenen im Bosporus und in den Dardanellen der Fall. Wir wissen, daß die mediterraneische Strömung, welche von Westen her der afrikanischen Nordküste und dem syrischen und kleinasiatischen Gestade entlang bis über Rhodus hinaus zieht und dann zusammentrifft mit der Strömung, welche aus dem Schwarzen Meere durch den Bosporus und die Dardanellen ins Aegäische Meer fluthet; diese führt dem Mittelmeere eine beträchtliche Wasserfülle zu. Eben jetzt, im October 1872, ist nun ein wichtiges hydrographisches Factum ermittelt worden. Das englische Fahrzeug „Shearwater" hat im Laufe des verflossenen Sommers einige Strecken der Südküste des Schwarzen Meeres aufgenommen und auch den Strömungen Aufmerksamkeit zugewandt. Es wurde ermittelt, daß die außerordentlich rasche Strömung, welche von Norden her nach Süden sowohl durch den Bosporus wie durch die Dardanellen strömt, lediglich eine Oberflächenströmung ist. Schon bei einer Tiefe von 20 Faden (120 Fuß) ergab sich beim Lothen, daß eine Unterströmung vorhanden ist, welche mit ganz außerordentlicher Stärke in das Schwarze Meer dringt. Um diese Stärke genau zu bestimmen, wurde ein besonderer Apparat verfertigt und an den Booten des Schiffes befestigt. „Zu allgemeinem Erstaunen," so schreibt ein Berichterstatter des „Levant Herald", „wurden dann an manchen Stellen die Boote der Oberflächenströmung entgegen getrieben und zwar mit einer Schnelligkeit, welche jene der zum Sherwater gehörenden Dampfschaluppe übertraf."

Japanische Urtheile über die Civilisation des Abendlandes.

Europäer und Nordamerikaner sind gewohnt, die Völker in den fremden Erdtheilen nach unseren Anschauungen und Begriffen zu beurtheilen. Wir sind ja so entsetzlich eingebildet auf das, was man als christlich-abendländische Civilisation bezeichnet! Wer jedoch unbefangen ist und dieselbe vom Standpunkte der Völkerkunde betrachtet, weiß sehr wohl, mit wie großen Mängeln dieselbe behaftet erscheint. Ist sie doch nicht einmal im Stande, das arge Chaos, in welches die ganze christlich-abendländische Welt versunken ist, zu bannen. Und wir wollen anderen außereuropäischen Nationen uns als Muster hinstellen! In der äußern Civilisation haben wir es allerdings bewunderns-würdig weit gebracht, in Betreff der Moral, der praktischen Ethik steht es dagegen bei uns abendländischen Leuten, im Großen und Ganzen genommen, sehr dürftig und keineswegs erfreulich aus. Sicherlich haben wir keine gegründete Ursache zu Dünkelstolz und Hochmuth Anderen gegenüber.

Es ist belehrend und durchaus wohlgethan, daß uns von Leuten, welche den Culturvölkern Asiens angehören, einmal der Spiegel vorgehalten wird, in welchem wir uns beschauen können. Sie lernen europäische Sprachen, lesen unsere Bücher und Zeitungen, besuchen unsere Länder; sie haben dasselbe Recht, uns scharf zu beurtheilen wie wir sie. Die Missionäre in Indien haben ihre liebe Noth, der scharfen Dialektik der gelehrten Hindus gegenüber Stand zu halten, und nun treten auch Japaner hervor, kluge, scharfsinnige Menschen, welche Schilderungen über die Zustände derjenigen Völker entwerfen, bei welchen sie längere Zeit verweilen. Bekanntlich halten in Nordamerika und Europa sich Hunderte dieser strebsamen Asiaten auf; sie wollen lernen und beobachten. Japan hat, gleich uns, seine Tagespresse und die Zeitungen bringen Berichte aus der Feder ihrer Correspondenten im Abendlande. Diese kritisiren unsere Civilisation und stellen dieselbe der ihrigen gegenüber.

Seit etwa einem Jahre erschienen in Yeddoer Blättern Essays über die Vereinigten Staaten; sie sind von japanischen Studenten geschrieben worden, welche längere Zeit in der Heimath des Humbug sich aufhielten. Sie fanden dort Gelegenheit vollauf, ein Staatswesen und eine Regierung zu beobachten, die beide rottefaul und durch und durch von Corruption zerfressen sind. Man könne dort recht deutlich sehen, „in welchen schrecklichen Abgrund die Menschen versinken, wenn sie Christen und civilisirt werden."

Die Abhandlungen sind kürzlich in japanischer Sprache als Buch erschienen unter dem Titel: „Die Japaner in Amerika." Wir finden in der „Overland China Mail" vom 31. August Auszüge aus demselben. Die Verfasser wollen als vollständig unwahr und durch Augenschein wie durch Thatsachen widerlegt die Behauptung der Abendländer zurückweisen, daß Christenthum und Fortschritt gleichbedeutende Begriffe seien. Da die Europäer sich so scharf über die religiösen Verhältnisse der Japaner aussprächen und das Bekehrungswerk so eifrig trieben, so sei es angemessen, daß man von japanischer Seite auch einmal zusähe, wie es denn mit Anstand und Tugend im christlichen Amerika bestellt sei. Man müsse nach dem urtheilen, was man vor Augen habe, und unbefangen beobachten, was man sehe, und das gereiche den Amerikanern gewiß nicht zur Ehre. Die Japaner schreiben wörtlich über die Christen, welche sich in nicht europäischen Erdtheilen aufhalten: „Jedermann weiß, daß das Christenthum außerhalb Europas nur unbedeutende Fortschritte gemacht hat, und das erklärt sich auch, wenn wir in Erwägung nehmen und sehen, daß diese Christen in fremden Ländern sich viel schlechter aufführen als die Heiden oder auf jeden Fall nicht besser als diese. Vor allen Dingen sind sie Sklaven des Mammon, sie besuchen schlechte Häuser, schwören bei jeder Gelegenheit und fluchen, insultiren die Landeseingeborenen, stoßen und schlagen dieselben; sie benehmen sich so herrisch und übermüthig wie Julius Cäsar. Das Alles geschieht in der Regel weit mehr an ihrem Sabbath als an den Wochentagen, denn an diesen bekümmern sie sich um ihre materiellen Dinge." Die „China Mail" bemerkt zu dieser Stelle, daß sie auch auf die Europäer in Japan gemünzt sei, welche durch ihre ganze Aufführung und ihr Beispiel Alles verdürben, was etwa die Missionäre zu Gunsten des Christenthums ausrichten.

Die Verfasser geben willig zu, daß die Bewohner der Vereinigten Staaten sich durch Unternehmungsgeist und geschäftliche Energie auszeichnen, aber sie seien ohne Sympathie, ohne wahren Freimuth, ohne hochherzige Gefühle; sie mißachten die menschliche Natur und wissen von ihrem Reichthum, wenige Ausnah-

men abgerechnet, keinen andern Gebrauch zu machen als die Peruaner, bevor die Spanier als Räuber in das Land derselben kamen. Einige finden allerdings Geschmack an schönen Künsten, Philosophie und Naturwissenschaften; manche sind auch wohlwollend und im gesellschaftlichen Verkehr ganz angenehm, aber im Allgemeinen findet man an dergleichen keinen Geschmack, und kann darin nicht mehr Schönheiten entdecken wie etwa ein Wilder in den verwickelten Combinationen der musikalischen Harmonie. Was die Religion anbelangt, so bezahlen sie das Geld für einen Kirchenstuhl und, um den äußern Schein zu bewahren, gehen sie in die Kirche, wo sie eine langweilige Predigt anhören; aber ihre echten und richtigen Kirchen das sind ihre Bankhäuser, ihre wahre Bibel ist das Hauptbuch und ihr Gott ist nicht der allmächtige Gott, sondern der allmächtige Dollar.“ Die „China Mail“ meint, auch die Gesellschaft in England werde einem „intelligenten Heiden“ ein sehr ergiebiges Feld für verächtliche Nichtwerthschätzung darbieten; auf jeden Fall müsse man den Japanern es Dank wissen, daß sie uns sagen, wie wir ihnen vorkommen.

Weizen in Californien.

Diese Getreideart ist Haupterzeugniß jenes gesegneten Landes und der Goldertrag wird bald völlig von demselben überflügelt sein. Der Ueberschuß der Ernte des Jahres 1872 stellt sich auf mindestens 12,000,000 Centner, was doppelt so viel ist als der Export irgend eines frühern Jahres. Im Juli wurden 400,000 Säcke nach auswärts verladen, im August schon mehr als 1,000,000 Sack; zu Anfang Septembers lagen in San Francisco 31 große Schiffe, um Weizen einzunehmen, der täglich aus dem Innern in Massen zugeführt wurde. Die bis Ende August exportirten Mengen hatten dem innern Lande schon 4½ Millionen Dollars eingebracht, und auf Notirungen aus Liverpool hin stieg der Centner um 10 Cents. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die californischen Farmer für ihre diesjährige Ernte reichlich 20,000,000 Dollars einnehmen. Sie betreiben den Anbau allerdings in großartiger Weise. So befinden sich z. B. in dem ungemein fruchtbaren San-Joaquinthale Farmen, welche in diesem Jahre 36,000, 23,000 und 17,000 Acres (zu etwa anderthalb Magdeburger Morgen) mit Weizen bestellt hatten, und man nimmt den durchschnittlichen Ertrag auf denselben für den Acre auf 40 Buschels an; in einigen Theilen stellte er sich sogar auf 60 Buschels, und der Gesammtertrag dieses einen Landgutes hat 1,140,000 Buschels betragen. An der einen Seite hat dasselbe eine Grenze von 17 englischen Meilen. Das Pflügen wird von zehn Viergespannen besorgt, welche zehn sogenannte Gangpflüge ziehen; jeder derselben besteht aus vier Pflügen. Bei der Ernte verwendet man 20 Mähemaschinen. Es würden 40 Schiffe von mittlerer Trächtigkeit erforderlich sein, um den Ernteertrag jener einen Farm nach einem auswärtigen Markte zu schaffen.

* * *

— Wenn es mit der Anlage von Telegraphen in der bisherigen Weise seinen Fortgang nimmt, so wird nach zehn Jahren keine Lücke mehr vorhanden sein. Mit Australien stehen wir nun auch in directer Verbindung; das schwierige Problem, ein Kabel auf dem Korallenboden der See zwischen Java und Nordaustralien zu legen, ist gelöst. Eben jetzt ist eine Linie aufs Tapet gebracht worden, welche von Natal an der Ostküste der Capregion nach Mauritius im Indischen Ocean geführt werden soll. Von dort will man das Kabel nach Aden legen, so daß es dann an die Linie einerseits nach Europa, andererseits nach Ostindien, dem Archipelagus, Australien, China, Japan, dem Amur ꝛc. Anschluß hätte.

— Die Missionäre in Indien haben eine Statistik veröffentlicht. Das Land hat etwa 180,000,000 Einwohner. Davon waren 1871 „Christen und Inquirers“ (das Wort bedeutet: Frager, Untersucher, Prüfer; es sind also wohl Leute gemeint, die noch in einer Vorbereitungsstufe sich befinden, ehe man sie taufen kann) in:

	1851.	1861.	1871.
Bengalen	14,778	20,704	52,000
Nordwestprovinzen	1733	3832	7191
Audh	—	225	628
Pendschab	98	1136	1782
Centralindien . .	16	212	1020
Madras	76,483	109,820	144,703
Bombay	638	2648	4173
	93,739	138,577	214,197

Wenn man erwägt, daß die Missionen seit länger als hundert Jahren arbeiten, daß die Sendlinge einer Anzahl von Kirchen und Secten es an Eifer nicht fehlen ließen, dann erscheint die Ziffer der Bekehrten und Inquirers sehr gering. —

— Der Calcuttaer Correspondent der „Times Mail“ beklagt, daß die Ritualisten und die Evangelicals in Indien einander bös in den Haaren liegen und sehr schnöde behandeln. Der kirchliche Scandal, an welchem auch in Europa jeder verständige Mensch Aergerniß nimmt, hat nun auch, wie eine Seuche, die anglicanischen Christen am Ganges ergriffen, und die „Heiden“ verfehlen sicherlich nicht, sich darüber lustig zu machen. Die Geistlichen der Religion der Liebe behandeln einander schnöde genug. Die Evangelicals in dem Sprengel von Calcutta haben eine Denkschrift veröffentlicht, in welcher sie den Bischof bitten, die Kirche von Lehren und Gebräuchen zu reinigen, welche durch die Reformation abgeschafft worden seien. Die Ritualisten thäten Unrecht nicht mit Absicht, sondern weil sie verblendet seien. Der Ritualist Caplan Mathews ist darüber ärgerlich und nennt die Denkschrift „ein schwarzes Ding, welches in die Classe der giftigen Schlangen gehöre“, und ergeht sich in Betrachtungen über die „halbgebildeten Fanatiker, welche er verachte“.

— Der König von Kambodscha, welchen die Franzosen unter ihre Protection gestellt, d. h. zum Vasallen gemacht haben, wollte sich auch einmal die Welt ansehen. Er besuchte im Juli Hongkong und im August auch Manila, die Hauptstadt der Philippinen. Dort wurde er vom spanischen Generalgouverneur mit allen königlichen Ehren empfangen. Die Stadtbehörde veranstaltete einen glänzenden Ball, auf welchem Seine Majestät voll staunender Bewunderung war über den Kranz schöner spanischer Damen, die ihm sehr gefielen. Er trug europäische Kleidung und den Orden der Ehrenlegion, mit welchem er noch vom Kaiser Napoleon bedacht worden ist.

— Ein zu Philadelphia erscheinendes großes Blatt, der „Ledger“, klagt bitter darüber, daß der Opiumgenuß in den Vereinigten Staaten in bedenklicher Weise um sich greife, namentlich in den westlichen Staaten. Die Legislatur des Staates Kentucky hat sich deshalb veranlaßt gesehen, ein Gesetz zu geben, von welchem sie wenigstens eine Verminderung des Uebels hofft. Dasselbe lautet: „Wenn zwei achtbare Bürger eidlich bekräftigen, daß eine Person, welche dem Genusse des Opiums, des Haschisch oder einer andern verderblichen Drogue fröhnt, unfähig geworden ist, sich angemessen aufzuführen und zu betragen, dann kann eine solche Person in Haft gesperrt werden wie ein Trunkenbold oder ein Wahnsinniger.“

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.





Band XXII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern herausgegeben von

Karl Andree.

December Monatlich 4 Nummern. Halbjährlich 3 Thlr. Einzelne Nummern, soweit der Vorrath reicht, 4 Sgr. 1872.

Aus dem Volksleben der Russen.

Straßen und Eisenbahnen. — Tarantassen. — Ein Dorfdoctor. — Ein schlauer Untersuchungsrichter. — Dorfpopen. — Aberglaube. — Kirchen. — Die Bazare. — Traktir und Schänke.

Das Leben und Treiben des russischen Landvolkes unterscheidet sich wesentlich von dem des übrigen Europa. Es hat einen ganz eigenthümlichen Anstrich und bietet manche bemerkenswerthe und interessante Seiten dar. Seit der Bauernemancipation haben sich neue Zustände angebahnt, die Landgemeinden befinden sich, wie Rußland überhaupt, in Uebergängen, und es wird lange Zeit vergehen, bevor die Verhältnisse normal werden.

Alle Beiträge, welche uns einen Einblick in das Volksleben der Russen gewähren, sind willkommen und finden eine günstige Aufnahme, namentlich wenn sie von Männern herrühren, die längere Zeit im Lande gelebt haben und die Volkssprache redeten. Das gilt von einem Engländer, Herbert Barry, der vor einigen Monaten „Gemälde aus dem russischen Leben" veröffentlicht hat (Iwân at home or pictures of russian life). Er war länger als 20 Jahre als Bergingenieur und Hüttendirector in mehreren Gouvernements thätig und kam mit allen Classen in Berührung. Sein Werk hat er dem Kaiser von Rußland gewidmet, und wir glauben seiner Versicherung, daß seine Schilderungen wahrheitsgetreu sind. Wir geben im Auszuge in dem Nachstehenden einige derselben.

* * *

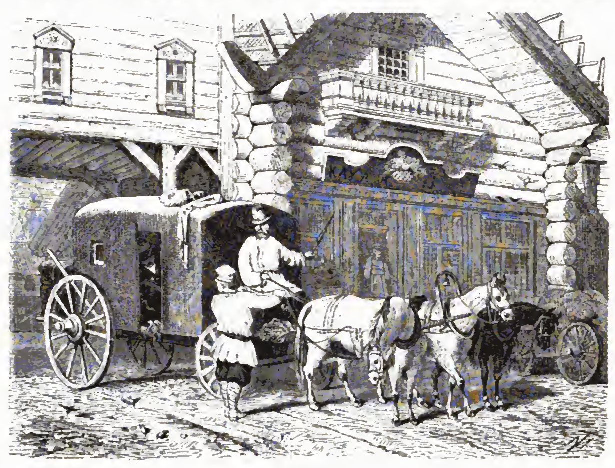
Im Verlaufe der letztverflossenen zehn oder zwölf Jahre hat man im russischen Reiche den Bau der Eisenbahnen mit solchem Eifer betrieben, daß heute schon etwa 2000 deutsche Meilen Schienenwege im Betriebe sind. Auf manchen Strecken ist der Dienst recht gut und man hat, zum Beispiel auf der Bahn zwischen St. Petersburg und Moskau, für die Bequemlichkeit der Reisenden sehr gut gesorgt, auch sind die Fahrpreise nicht zu hoch gestellt. Man thut sehr wohl daran, daß man sich nicht auf so rasche Rennfahrten einläßt, wie in England oder Nordamerika, es bleibt aber ein Uebelstand, daß vielfach zu lange an manchen Stationen gehalten wird; der Russe möchte wo möglich bei jeder gemächlich sein Glas Thee trinken. Ueberhaupt wird mit dem kostbaren Gute, der Zeit, nicht so sehr hausgehalten, wie in Mitteleuropa, wo die Menschen vor Hetzen, Rennen und Jagen kaum noch zu sich selbst kommen. Es trifft sich gar nicht selten, daß ein Bauer (Muschick), welcher einen morgen um 10 Uhr früh abgehenden Zug benutzen will, sich schon heute Nachmittags an der Station einfindet; das lange Warten verschlägt ihm nichts, er kommt ja doch immerhin schneller und bequemer an Ort und Stelle, als wenn er eine Kibitke oder Tarantasse benutzen müßte.

In dem weiten russischen Flachlande ist es auf großen Strecken mit den Wegen noch sehr schlecht bestellt, und an macadamisirten Landstraßen herrscht ein empfindlicher Mangel. Barry, der viel in allen Landestheilen umhergereist ist, fragt, was ist eine russische Landstraße? Ein breiter, verödeter Streifen, der sich durch Felder oder Steppen zieht; manchmal hat er zu beiden Seiten einen schmalen Graben und ist allemal sehr breit, weil ein Theil des Weges gewis-

sermaßen brach liegt, während der andere Theil benutzt wird. So ist es möglich, daß der wandernde Bauer doch nicht allemal im Schlamme stecken bleibt.

Eine Fahrt in den mittleren Gouvernements ist während der Frühlings- und Herbstmonate etwas sehr Lästiges und Unangenehmes. Die sogenannte Straße ist voll von Sümpfen, Pfützen und Schlaglöchern, und die Brücken sind vielfach alles Andere als sicher. Man wird in der Tarantasse hin und her geworfen, und wenn man sich umsieht, erblickt man nichts als entweder weite Flächen oder dichten Wald. Man ist in eine Einöde versetzt; da und dort gewahrt man Telegraphenstangen oder einsame Birken. Von sorgfältig gehaltenen Hecken und behaglich aussehenden Häusern keine Spur. Die Wohnungen nehmen sich aus wie Holzkästen, und sehen grau und verwittert aus. Alles ist unschön, abstoßend, langweilig. In vielen Gegenden sind die Wege so abscheulich, daß der Wagentreiber oder Kutscher sich so setzt, daß die Füße seitwärts hinabhängen; so kann er an sehr schwierigen Stellen rasch hinausspringen.

Der Russe fährt fast nie nach der Linie gerade aus, sondern er folgt der Spur in Windungen. Sein Gesang ist so melancholisch, daß derselbe völlig zu der traurigen Gegend und der langweiligen Fahrt paßt. Während derselben begegnet man dann und wann Karrenkarawanen, die alle einander gleich sehen und die trostlose Monotonie nicht unterbrechen. Manchmal werden die Pferde unruhig, sie bocken so zu sagen, und reißen das Gefährt, in welchem man eingesperrt sitzt, hin und her; dann geht es ohne Beulen und



Eine Tarantasse.

Quetschungen nicht ab. Hier und da reißt ein Muschik den Ackerboden mit einem hölzernen Pflug auf, und auch er ist nicht etwa eine ansprechende Erscheinung.

Der Reisende kann nie bestimmen, wann er sein Ziel erreichen werde; an einem Tage legt er vielleicht 100 und mehr Werst zurück, an einem andern kaum 20. Nicht selten habe ich helfen müssen, meine Tarantasse aus dem Schlamm herauszuheben, und mehr als einmal war sie im Morast der Straße nahezu versunken. Man begreift sehr wohl, daß der Treiber nicht selten eine solche Landstraße verläßt und quer feldein fährt. Er weiß, daß weiterhin auf der Straße der Schlamm so hoch liegt, daß an ein Durchkommen gar nicht zu denken ist.

Als ich einst nur noch zwei Werst von einer Stadt entfernt war, stand eine Schildwache am Wege, die uns ein Halt gebot und uns zurief: Auf diesem Wege könnt Ihr nicht in die Stadt, die Straße ist nicht gut. — Der Mann erzählte, daß am Morgen vorher die Post in einer vierspännigen Tarantasse abgeschickt wurde, aber Tarantasse, Pferde, Postillon, das Felleisen, die Briefe, Alles sei im Moraste verloren gegangen. Ja, sagte er zum Schlusse, der Weg ist wirklich sehr schlecht. — So mußte ich denn einen Umweg von etwa 30 Werst durch die Felder machen, um die Stadt zu erreichen.

Unterwegs trifft man Posthäuser, die etwa 20 Werst aus einander liegen; dort kann man die Pferde wechseln. In dem mit Kalk übertünchten Zimmer findet man einen Tisch, ein paar Stühle und eine Holzbank, manchmal auch einen Samowar, mit heißem Wasser, damit man sich Thee bereiten könne.

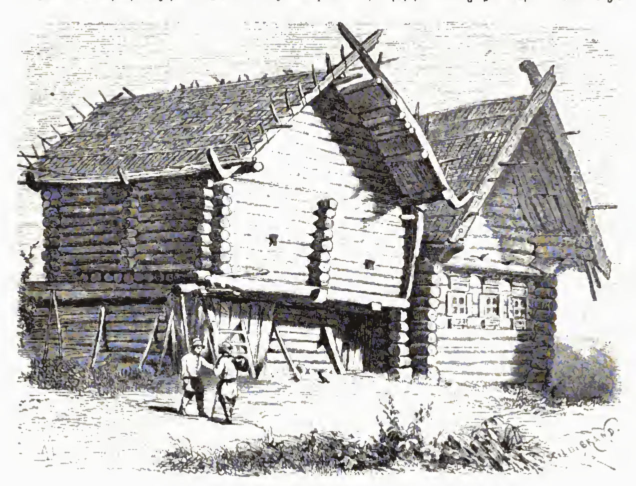
Also eine solche Reise ist überaus langweilig und lästig, aber Menschen und Vieh erfreuen sich der größten Sicherheit. Ich glaube, daß ein Kind ungefährdet ganz Rußland durchreisen kann, und ein Fremder, auch wenn er von der Landessprache nichts versteht, kann das weite Reich durchwandern und wird schwerlich darüber klagen dürfen, daß man ihn betrogen habe.

* * *

In den russischen Landgemeinden lernte Barry manche eigenthümliche Leute kennen, welche ihr Wesen in einer Art treiben, die im civilisirten Europa doch etwas Auffallendes haben würde.

Für die beträchtliche Anzahl von Fabrik- und Hüttenarbeitern war ein Spital hergerichtet, in welchem sich durchschnittlich 30 bis 40 Kranke befanden. Der Arzt, welchen Barry vorfand und den er seinerseits nicht beseitigen konnte, hatte auch im Dorfe die Praxis zu besorgen; die Apotheke besaß ein Deutscher; Peter der Große hat verordnet, daß kein Russe einer solchen vorstehen solle; seine Unterthanen seien dafür zu tölpelhaft. Woher der Arzt seinen Doctorgrad erhalten hatte, wußte Niemand, aber Doctor nannte er sich. Seinen vier Gehülfen konnte man nicht nachsagen, daß sie viel von der Arzneiwissenschaft verständen, aber auf das Zahnausziehen und das Branntweintrinken verstanden sie sich ganz vortrefflich.

Der Doctor selbst war gewiß ein sehr miserabeler Arzt, aber er hielt sich für einen großen Musiker. Eines Tages



Russisches Haus im Norden.

kam ein Bauer zu Barry; der Mann hatte den Arm gebrochen. Auf die Frage, weshalb er nicht die Hülfe des Arztes in Anspruch nehme, erzählte er, daß er gerades Weges von demselben herkomme. „Als ich zu ihm kam, tanzte er mir mit einer Violine entgegen, und als er sah, daß ich meinen Arm mit einem Tuch umwickelt hatte, spielte er ein Stückchen auf seiner Geige und fragte: Nun, was ist denn das mit Deinem Arme? — Er ist gebrochen, Wassili Wassiljewitsch. — Dabei spielte er in einem fort, und als er sagte: Zeig doch mal her, — da habe ich ihm geantwortet: Nein, ich dachte, ich käme zu einem Doctor und nicht zu einem Hanswurst!"

Eine andere Figur. Gospodin Iwan Wolkoff war ein Stutzer, der sich recht aufdonnerte. Er trug stets Glanzhandschuh und einen Cylinderhut, lebte herrlich und in Freuden, trank die besten Weine und hatte einen Jahrgehalt von 800 Rubeln, wovon ihm die Hälfte vorweg abgezogen wurde, weil alte Schulden zu bezahlen waren.

Dieser Mann war Richter. Er hatte als solcher die Untersuchungen über Diebstahl 2c. zu führen und alle derartigen Processe für den Ortsrichter spruchfertig zu machen, er faßte die Berichte so ab, daß ein Schuldig oder Unschuldig je nach seinem Belieben ausgesprochen werden mußte. Es war also kein Wunder, daß in einer Gegend, wo Diebstähle häufig vorkommen und wo man der Justiz nicht genau auf die Finger sieht, Gospodin Iwan Wolkoff sich ganz erkleckliche Einnahmen zu verschaffen wußte. Er ließ auch mit sich handeln. Wenn ein Mann ihm zehn Rubel gab,

war es gut, konnte er nur drei oder zwei geben, war es auch gut.

Wolkoff amtirte stets in glänzender Uniform und seine vergoldeten Knöpfe mit dem kaiserlichen Adler waren immer blitzblank. Er wußte den Muschicks zu imponiren. In Bezug auf das Geschäft hatte er eine sinnreiche Vorkehrung getroffen. Er schrieb Alles nieder; wenn er einen Zeugen verhörte, standen auf einem gebrochenen Papierbogen die Fragen auf der einen Hälfte und die Antworten auf der andern. Der größte Theil der Leute, welche verhört wurden, konnte weder lesen noch schreiben, und der Untersuchungsrichter hatte deshalb freien Spielraum, die Protokolle so abzufassen, wie es ihm gutdünkte. Der Zeuge setzte seine drei Kreuze unter dasselbe und bestätigte damit, daß er den Inhalt als richtig anerkenne.

Manche dieser Protokolle sind in der That sinnreich; hatte Wolkoff einen Mann im Verhör, der ihm nichts gezahlt, so machte er Schwarz aus Weiß und umgekehrt. Ein Bauer wurde auf frischer That ertappt, als er Eisen gestohlen hatte. Aus dem Protokoll ergab sich, daß gar kein Eisen gestohlen worden sei, der Rost habe dasselbe aufgefressen!

Die Bergleute stahlen oftmals Stabholz und Leitersprossen, um diese als Brennholz zu verwenden. Wolkoff entschied, daß das Holz vom Regen weggeschwemmt worden sei!



Russischer Dorfmusikant.

Einem Manne war seine Uhr abhanden gekommen; man fand sie bei einem Bauer, der nicht nachweisen konnte, daß sie auf ehrliche Weise in seine Hände gekommen sei. Wolkoff entschied: Die Uhr ist durch des Besitzers Fahrlässigkeit durch des Bauern Schornstein in dessen Wohnung hinabgefallen.

Man fand gestohlene echte Banknoten bei einem Manne. Wolkoff entschied, es könne in der Sache nicht weiter vorgegangen werden, indem die Banknoten falsch seien. Natürlich nahm er sie, als zu confiscirendes Gut, an sich.

Aber Banknoten waren sein Verderben. Er wurde eines schönen Tages dabei betroffen, daß er gefälschte Banknoten in Umlauf setzte, und es ergab sich, daß er mit einem Falschmünzer unter einer Decke steckte. Da war es vorbei mit dem Champagnertrinken und mit dem Rauchen von Havanacigarren, und als er ins Gefängniß abgeführt wurde, schnitt man ihm auch die vergoldeten Knöpfe ab.

* * *

Der Pope ist im russischen Dorfe ein wichtiger Mann. Insgemein sind seine Kenntnisse sehr dürftig und seine Manieren nicht jene der guten Gesellschaft; doch giebt es unter

diesen Landgeistlichen auch da und dort unterrichtete Leute. Herbert Barry kannte in der Ortschaft, neben welcher er einer großen Fabrik vorstand, solch einen Popen, der Lateinisch und Griechisch verstand und sich in seinen jungen Jahren in der Welt umgesehen hatte. Von seinen Collegen unterschied er sich vortheilhaft dadurch, daß er sich, so lange seine Gesundheit es erlaubte, gern mit dem Unterrichte der Dorfjugend befaßte; sie lernte Lesen, Schreiben und Rechnen von ihm, auch erzählte er ihr oft, wie es in der weiten Welt aussehe.

Aber auch dieser Pope Nathanael war nicht frei von ganz übermäßiger Liebe zum Branntweintrinken, das er, wie so viele seiner Amtsbrüder in Rußland, nun einmal nicht lassen konnte. Der Wodka war ihm zuletzt in Mark und Bein gedrungen und aus den vom Podagra gequälten Beinen in Brust und Kopf gestiegen. Er sagte selbst, daß es ihm sei, als ob sein ganzer Körper brenne, und nur wenn er stundenlang in einem kalten Bade war, verspürte er einige Linderung. In einem solchen hat er denn auch seinen Geist aufgegeben.

Pope Peter, der zweite Ortsgeistliche, war ein ganz anderer Mann; ein lustiger, unwissender, stupider Patron, der gern Lärm machte und leidenschaftlich gern Karten spielte. Wenn höhere Beamte das Dorf besuchten, hatte er seine lustigen Tage, denn sie kamen gern in sein Haus und es ging hoch her. An einem Sonnabend Morgen setzte er sich mit seinen Gästen an den Spieltisch zum Preference, und dabei war man so erpicht, daß er das Läuten der Vesperglocke ganz und gar überhörte. Der Küster kam und rief: „Komm doch zur Kirche, die Leute warten auf Dich!" — „Ganz wohl, Iwan, ich will kommen!" Er legte seine Karten nieder und bat seine Gäste zu warten, bis er wieder da sei; dann könne das Spiel wieder aufgenommen werden. Und so ging er zur Kirche, verrichtete den Gottesdienst, kam zurück, nahm seine Karten auf, trank ein Glas Branntwein und sprach: „Na, das hat mir die Kehle trocken gemacht." Und nun wurde die ganze Nacht hindurch gespielt, denn der Tschinownik hatte in seinem Bezirke gute Geschäfte gemacht. Die Bauern mußten gehörig blechen, und so fehlte es dem Herrn Beamten nicht an Geld zum Spielen, und da Getränk im Ueberfluß gereicht wurde, auch nicht an guter Laune. Das Spiel dauerte bis zum Montag Morgen und wurde am Sonntage nur unterbrochen, wenn der Pope zum Kirchendienst abgerufen wurde.

Barry erzählt das aus eigener Erfahrung und bemerkt weiter, daß der Pope Peter von Mein und Dein seltsame Begriffe gehabt habe. Barry gab ihm einen Schein, welcher ihm erlaubte, aus den Wäldern der Fabrik ein Mal so und so viel Brennholz für sich zu holen. Er aber benutzte den Erlaubnißschein sehr häufig, bis man hinter seine Schliche kam; er hatte einen förmlichen Holzhandel getrieben! —

Die Popen dürfen eigentlich keinen Taback rauchen und öffentlich thun sie es auch nicht, aber in kleineren Kreisen erlauben sie sich eine Cigarre. „Es war ein eigenthümlicher Anblick, wenn man mehrere Popen am Tische sitzen sah, der mit Flaschen und Gläsern besetzt war; ihr Haar hing lang bis auf die Schultern herab, der lange Bart bis auf die Brust, denn die orthodoxe Kirche erlaubt nicht, daß sie das Haar kürzen. Sie trugen den weiten Popentalar und ein großes Kreuz hing vom Halse herab. Sie tranken tapfer und qualmten herzhaft. Einen geistlichen Eindruck machte das gerade nicht."

* * *

Unter dem Landvolk herrscht sehr viel Aberglauben. Das Herrenhaus, welches Barry in dem Hüttenwerke bewohnte, lag am Rande eines kleinen Sees. Als unser Gewährsmann an einem heitern Sonntage am Fenster stand, sah er eine Anzahl von Leuten, welche eben aus der Kirche kamen, und unter ihnen einen offenbar betrunkenen Mann, der hin und her taumelte, aber doch seiner Sinne mächtig war. Dieser bog plötzlich vom Wege ab und ging langsamen Schrittes in den See hinein, die Anderen blieben stehen und sahen ruhig zu; kein Einziger machte den Versuch, ihn zurückzuhalten. Er ging immer weiter ins Wasser, sank unter und verschwand. Barry war inzwischen hinuntergegangen, ließ Netze herbeiholen und den Ertrunkenen auffischen. Die Polizei wurde herbeigeholt, um einen Fundbericht aufzunehmen, und dann wurde die Leiche den Verwandten übergeben.

Wie kam es, daß der Mann ertrank? Die orthodoxen Russen aller Stände tragen von frühester Kindheit an ein kleines Kreuz, gewöhnlich an einer Metallkette, auf der Brust, und wenn dasselbe verloren geht, muß es sofort durch ein anderes ersetzt werden. Als nun jene Leiche untersucht wurde, ergab sich, daß ihr das Kreuz fehlte, und die Bauern sagten einstimmig: „Er ist ertrunken, weil er kein Kreuz gehabt hat."

Der Fatalismus ist beim orthodoxen Volke so stark, wie er nur bei einem hartgesottenen Mohammedaner sein kann. Es war, so erzählt Barry, in einem wenige Werst vom Hüttenwerke entlegenen Dorfe Feuer ausgebrochen. Ich eilte rasch hin, fand aber schon die halbe Ortschaft in Flammen. Die Besitzer der bisher von denselben verschonten Häuser schafften Habe und Vieh aus denselben ins Freie und gingen dabei folgendermaßen zu Werke. Zuerst nahmen sie die Heiligenbilder fort, nachher die Koffer, stellten diese in die Mitte der Straße, hoben dann die Fenster aus, holten Töpfe und Pfannen, setzten sich neben das Gerettete hin und sahen ruhig zu, bis das Feuer auch ihre Häuser ergriff. An Löschen dachten sie nicht, und als ich sie zum Eingreifen aufforderte, weigerten sie sich; sie sagten: „Es ist so Gottes Wille." — Bei einem andern Brande war ich mit meiner Feuerbrigade und Spritzen am Platze; die Frauen trugen emsig Wasser herbei. Es war an einem Sonntag Abend, und der Pope, welcher den Frauen Anweisung geben wollte, so stark betrunken, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte. Als er mich begrüßen wollte, fiel er rücklings mit dem Hinterkopf auf einen Balken; als ich ihn aufheben wollte, sagte eine Frau zu mir: „Laß das Schwein liegen; er ist an dergleichen schon gewöhnt." Man sieht, wie nöthig es ist, das Leben und Treiben dieser Dorfgeistlichen strenger zu überwachen, und es erklärt sich leicht, daß die Bauern vor ihren Popen keinen Respect haben.

Der Glaube an den leibhaftigen Teufel ist überall verbreitet. Eines Nachmittags kam ein Bauer zu mir. Er war ganz verstört, sein Gesicht leichenblaß, er zitterte am ganzen Leibe und guckte unter die Tische. Dann sprach er: „Herr, ich habe den Teufel gesehen; er treibt sein Wesen in der Erzgrube bei meinem Dorfe, aber er kann nicht hinaus; wir haben sie ganz umstellt."

„Das ist brav, Iwan; ich werde kommen und ihn einfangen." Sofort ließ ich anspannen, gab dem Zitternden ein Glas Branntwein, sprach ihm guten Muth ein und nahm ihn mit in meine Tarantasse. Bei meiner Ankunft im Dorfe fand ich dasselbe von Menschen ganz verlassen; Alle standen um die Grube herum, in welcher Satan umgegangen war. Aber wie sollte man ihn herausbringen und wer hatte Muth genug, sich an ihn zu wagen? Ich suchte aus der Menge einen Burschen heraus, der mir als wagehalsiger Tangenichts bekannt war, ließ ihm etliche Glas Branntwein geben und versprach ihm drei blanke Rubel,

wenn er einfahren wolle. Man ließ ihn am Stricke hinab, arbeitete herzhaft an der Winde und er kam glücklich unten an. Oben war Alles in gespannter Erwartung. Der da unten schüttelte das Seil zum Zeichen, daß man ihn wieder hinaufziehen solle. Als er mit dem Kopfe zum Vorschein kam, rief er: „Ich habe ihn gekriegt; da, hier habt Ihr ihn!" Und nun zeigte er eine jener großen Ohreulen, die im Uralgebirge und dessen Umgegend so häufig vorkommen.

Den Leuten war ein Stein von der Seele gefallen und alle Furcht verschwunden; nun tranken sie erst recht herzhaft. Der Waghals bekam seine drei blanken Rubel und erzählte, wie er das Abenteuer bestanden habe. Als ich unten war, sagte er, sah ich etwas Glänzendes (die Augen der Eule), machte meine Augen zu, ging darauf zu, packte es und drückte es fest an mich. Wenn der Teufel nichts weiter als eine Eule ist, so kann man schon mit ihm fertig werden.

Seitdem ist in Bezug auf diesen „Teufelsfang" ein Volksgedicht, zu welchem irgend ein ländlicher Poet sich begeistert gefühlt hat, im Umlauf; die Dorfmusikanten, welche von einer Ortschaft zur andern ziehen und die Bauern erheitern, begleiten den Gesang mit den Tönen der Gusla, welche bekanntlich bei den Russen die Guitarre ersetzt.

* * *

Die Dorfkirchen sind zumeist sehr einfach und schmucklos in ihrer Architektur; wir geben die Abbildung einer solchen aus einer ländlichen Ortschaft im Gouvernement Wladimir. Ein Gegenstück zu derselben bildet die Kirche des heiligen Basilius in Moskau, welche den Typus eines russischen Gotteshauses in seiner ganzen Pracht und künstlerischen Vollendung darstellt.



Dorfkirche.

* * *

Große Dörfer haben, gleich den Städten, ihren Bazar, Gostinoi Dwor, dessen Buden im Durchschnitt sehr unansehnlich sind. Man findet sich dort schon halb und halb in den Orient versetzt, auch in Bezug auf die Art des Feilschens. Es geht dabei sehr umständlich zu, denn obwohl Käufer und Verkäufer im Voraus wissen, was sie für irgend eine Waare geben oder nehmen wollen, schlägt der letztere doch das Doppelte vor und das Abhandeln dauert lange. Die Kaufleute nach altem Schlage sind übrigens rechtschaffene Leute. Der Mann trägt seinen langen Bart, weiten Kaftan, hohe Stiefel, ist häuslich, hält die Kirchengebote, trinkt fast nur Thee und lebt sparsam.

In den verschiedenen Gängen der Bazars hängen Heiligenbilder; sie bringen Glück und Segen. Deshalb brennt vor ihnen auch die ewige Lampe, für welche das Oel aus Geldbeiträgen der verschiedenen Budennachbarn gekauft wird. Der Bazar ist für die Bewohner Rußlands sehr nützlich, weil der Käufer in dem vielfach nur erst dünn bevölkerten Lande allen Bedarf bequem einkaufen kann und alles Röthige dicht beisammen findet, wie auf unseren Jahrmärkten. In den Städten findet man auf dem Bazar allemal eine Anzahl von Geldwechslern, die zumeist der bekannten Secte der Skopzi (Selbstverstümmler) angehören; manche sind indessen auch Armenier oder orthodoxe Kaufleute alten Schlages.



Die Kirche des heiligen Basilius in Moskau.

Die Dorfbazare werden in der Regel wöchentlich zwei Mal gehalten und vielfach liegen die Waaren unter freiem Himmel. Der Edelmann kommt, um sich mit Bekannten zu unterhalten; der Kronbeamte erscheint gern am Bazartage, der Arzt kommt aus der Umgegend, um Patienten zu besuchen, hauptsächlich aber, weil er beim Edelmann ein gutes Mittagsessen findet. Große Bazare finden gewöhnlich an einem Sonntage statt und die Bauern sind dann festlich gekleidet; Frauen und Mädchen lieben helle Farben, und so nimmt sich die auf- und abwogende Menge recht hübsch bunt aus.

Die wichtigsten Geschäfte werden in Pelzwerk und Schaffellen gemacht; dann auch in Talg. Der Handel ist gültig, nachdem ein Handgeld gegeben worden ist. Zum Verkaufe sind ausgestellt: Holzwaaren, namentlich Näpfe, Löffel und Flaschen; gesalzene Fische, die wegen der vielen Fasttage unentbehrlich sind, Hirse und Buchweizen, Pferdegeschirr, Schlitten, Wagen, Pferde, Töpfe, Heiligenbilder, Schweinsborsten und Speck, Mützen und Stiefel, Champagner, Ale, Trüffeln, Wachskerzen, Sammet, Cigarren, Spitzen, Glanzhandschuhe, Seidenzeuge, kurz alles Mögliche. Musik wird nicht gemacht, Zank ist selten, aber falsches Papiergeld wird massenweis in Umlauf gebracht.

Vor dem Bau der Eisenbahnen waren die russischen Bazare eine unbedingte Nothwendigkeit; dort, wohin Schienenwege reichen, verlieren sie ihre Bedeutung mehr und mehr.

* * *

Kein Dorf ist ohne ein Traktir, wir würden sagen Speise- und Schänkwirthschaft, in welchem man Branntwein, Meth, Bier und seit der Emancipation der Bauern auch Thee trinkt. Die Muschicks verhandeln dort ihre Privatangelegenheiten, und die herumziehenden Handelsleute kehren auf ihren alljährlichen Wanderzügen ein, um einzucassiren, denn sie geben Credit, und neue Geschäfte zu machen. Auch Gemeindeangelegenheiten werden erörtert, und die Districtsbeamten werden im Essen und Trinken frei gehalten.

Etwas Anderes als das Traktir ist die Branntweinschänke, dieser Fluch der russischen Dörfer. Sie befindet sich manchmal in einer armseligen Bude, deren verwittertes Dach nicht einmal Schutz gegen schlechtes Wetter gewährt, meist in einem ablegenen Winkel. Das ganze Geräth besteht aus ein paar Tischen und Bänken.

Der Muschick trinkt nicht, um sich beim Glase in Gesellschaft zu unterhalten, sondern um sich zu betrinken, und in der Osterzeit namentlich will und muß er sich berauschen. Auch sonst nüchterne Leute legen für diesen Zweck schon Monate vorher in jeder Woche so und so viele Kopeken zurück. Wenn nun die Zeit kommt, berechnet er, wie viele Glas Branntwein er von dem Ersparten bezahlen kann, und er trinkt und trinkt, bis der letzte Kopeken verthan ist, nicht etwa langsam und in Zwischenräumen, sondern so rasch als möglich. So wird er denn auch in kürzester Zeit toll und voll betrunken. Nun darf er eine Weile in der Schänke sitzen oder liegen bleiben, wenn aber Andere kommen, die Platz haben wollen, dann wirft man den bewußtlosen Bruder ohne Weiteres aus der Thür und giebt ihm obendrein einen unsanften Tritt in den Rücken, damit er nicht dicht am Hause liegen bleibe, sondern mitten in der Straße seine Ruhestätte finde.

In der Osterwoche bietet der Platz vor einer solchen Schänke einen merkwürdigen Anblick dar. Wenn es dunkel geworden ist, kommen die Frauen, um ihre Männer herauszusuchen, und haben ihre liebe Noth, den rechten ausfindig zu machen. In der Bude selbst gehen gleichfalls eigenthümliche Dinge vor. Ich sah, so erzählt Barry, daß ein Mann für fünf Glas im Voraus bezahlte, aber, da er vorher schon getrunken haben mochte, war er schon beim vierten bewußtlos. Aber er mußte doch sein bezahltes Quantum haben und deshalb nahm ihn der Schänkwirth mit dem linken Arme bei der Brust und goß ihm mit der rechten Hand das fünfte Glas in den Mund.

Diese Schänken sind eine Art von Verbrecherschulen. Es ist den Wirthen streng verboten, irgend etwas in Pfand zu nehmen, aber Hehler sind und bleiben sie doch; auch der geringste Gegenstand ist so viel werth, wie ein Glas Branntwein. Aber Zank und Schlägereien kommen nicht vor; der betrunkene Muschick ist keineswegs händelsüchtig, er wird vielmehr zärtlich und umarmt Jeden, der ihm in den Wurf kommt.

Von Californien nach Japan.

Von Gustav Wallis.

III.

Habe ich nun den Blick auf alle äußeren Erscheinungen schweifen lassen, so ist es billig, daß ich auch noch mit einem Worte der Bewohner selbst gedenke. Was neben ihrer eigenthümlichen Physiognomie, den geschlitzten Augen, dem flachen, breiten Gesichte, den aufgeworfenen Lippen und dem oft vorstehenden Oberkiefer, besonders auffällt und hinsichtlich der Männer aus Abbildungen so leicht nicht hervorgeht, ist der sonderbare Haarputz. Während den Chinesen sein langer Zopf auszeichnet, so bietet auch der Japanese durch seinen Haarstummel eine gleich sonderbare Tracht. Der Kopf ist obenauf bis zum Scheitel drei Finger breit glattrasirt; alles übrige Haar nach hinten zusammengezogen, künstlich — wahrscheinlich mit klebender Flüssigkeit — zu einem bleistiftähnlichen Griffel eingeschnürt, der schließlich in einem Bogen nach vorn gewendet auf der kahlen Stelle aufliegt. Die Frauen frisiren sich mit mehr Geschmack und mit Aufwand, mit Blumen, Bändern, Spangen sich schmückend, wie sich das aus bildlichen Darstellungen leicht erkennen läßt. Es giebt überraschende Schönheiten unter ihnen, bei dem zartesten Teint, der ihnen eigen ist, den gesunden, rothen Wangen, den schwarzen Augen und dem tiefschwarzen, glänzenden Haare. Die Kleidung besteht aus feinen, oft kostbaren Stoffen. Nur berührt es den Europäer unangenehm, daß diese zierlichen Dinger so unbeholfenen Ganges sich fortbewegen; sie wackeln wie auf Stelzen, nicht anders kann man ihre luftigen Schuhe nennen, die, auf zwei Brettchen gestützt, kaum mehr einem Schuhe ähnlich sehen. Die natürlichen Reize der Frauen weichen jedoch bald jeder Versuchung; denn kaum

ist ein Mädchen verheirathet, so muß es dem Manne seine Schönheit zum Opfer bringen: sich die Zähne schwarz färben und die Augenbrauen auszupfen. Man kann sich leicht denken, wie sehr eine Person dadurch entstellt wird.

Noch fand ich Gelegenheit, einem wandernden Haarschneider bei seiner Arbeit zuzusehen, wie er, von Haus zu Haus ziehend, wohl gewisse Kunden frisirte. Diese Beschäftigung ist eine getheilte; ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, muthmaßlich Lehrling, hat das Haar zu waschen, zu striegeln, auszuputzen, überhaupt so weit vorzubereiten, daß der Meister die letzte, die eigentliche Künstlerhand anlegen kann, worauf jener schnell einen zweiten und vorkommenden Falles mehr Köpfe vornimmt. Die Behandlungsweise erschien mir eine wahre Geduldsprobe. Der Junge sprang mit den Haaren um, daß mich Schrecken überlief. Er zauste und zerrte daran, rieb und scheuerte es, wie wenn er es verwüsten wolle, wie wenn er ein Thier vor sich habe und er ein Affe sei. Dabei dampfte und pochte er in seinem Ungestüm. „Wenn das japanische Haar sich so viel gefallen läßt," dachte ich, „wohl! da seid Ihr zu beneiden, da müßt Ihr geheime Stärkungsmittel besitzen!" Oder sollte durch das beständige Scheeren des Oberkopfes dem übrigen Haare um so größere Kraft zuströmen? Genug, der Lehrbube war mit seiner Vorarbeit, dem Reinigen des Haares, fertig, so, denke man sich mein Erstaunen, greift der Kleine zu einem Rasirmesser und fuchtelt damit so wild auf seinem bloßen Arme umher, um ihm die letzte Schärfe zu geben, daß ich gar nicht einmal glauben konnte, daß es ein so gefährliches Instrument sei. Doch ja! er prüft endlich die Schneide und, was ich ihm immer noch nicht zumuthete, er selbst rasirt schließlich die freie Kopfstelle frisch ab, und dies mit einer Gewandtheit, daß geübte Meister sich verwundert haben würden. Aus diesem wie so vielem Andern zog ich den gerechten Schluß, daß die hiesigen Landeskinder sich ungemein rasch entwickeln. Sie werden früh zur Thätigkeit angehalten; spielend üben sie sich im Schreiben, Malen und anderen Beschäftigungen, aber wie mir schien, wird die Schule, die elementare Erziehung, über den gewerblichen Sinn vernachlässigt.

Die große Kaiserstadt Yeddo, die man mit ihren 2 bis 3 Millionen Einwohnern lange für eine der größten Städte der Welt gehalten, lag so nahe, nur 3½ Meilen entfernt, und so wollte ich nicht von Japan scheiden, ohne sie gesehen zu haben. Da zu früher Morgenstunde ein Dampfer hinfuhr, der selben Tags zurückkehrte, so fand ich willkommene Gelegenheit, meinen Wunsch zu befriedigen. Erst an Bord fiel mir ein, daß ich ohne einen Paß vielleicht gar nicht einmal eingelassen werden würde, und solchen auszuwirken, hatte ich auch am vorhergehenden Tage nicht große Lust verspürt, um bei der ungewissen Aussicht in keinem Falle kostbare Zeit zu verlieren. Meiner Empfehlungsbriefe hatte ich mich absichtlich nicht bedient, da ich recht wohl weiß, wie ungern Kaufleute und Consulatspersonen an den Posttagen sich stören lassen. Dachte ich an die Mittheilungen, die Schwierigkeiten des Herrn Hildebrandt, der sechs Jahre vor mir Yeddo sah, so hielt ich Passagegeld und den Tag im Voraus verloren, falls noch heute jene Strenge gegen Fremde geübt werden sollte. Dem Capitän mochte ich mich nicht verrathen, ich zog vor, auf gut Glück zu bauen. Hildebrandt hatte einen siebenläufigen Revolver und einen Schleppsäbel angelegt, ich dagegen nichts als meinen Regenschirm bei mir. Ein amerikanischer Missionär, der Japan und China bereist hatte und mit mir von San Francisco gekommen war, befand sich mit derselben Unvorsichtigkeit gleichfalls an Bord. Anstatt mich durch sein Beispiel zu beruhigen, besorgte auch er seinerseits Schwierigkeiten. Doch hätte er in solchem Falle einen Amtsbruder, den er zu besuchen ging, einfach an Bord rufen lassen. Genug, der kleine Dampfer trieb in die See und brachte uns durch einige, wohl sechs umfangreiche, inselartige Festungen in dreistündiger Fahrt nach Yeddo, wo mehrere Beamte, mit je zwei Säbeln behängt, unserer am Ufer warteten. Das Boot legte hart an, ein Brett wurde ausgelegt, und so ließen wir, banger Erwartung voll, erst die japanesischen Passagiere, etliche 50, vor uns aufmarschiren. Als wir nun sahen, daß Alle ein Legitimationspapier vorzeigten, ahnten wir schon nichts Gutes für unsern Theil. Dennoch versuchten wir es, und unbegreiflich! wir schlüpften ungeschoren durch! Ich begleitete den Missionär auf seinem Gange zum Collegen, in der Hoffnung, daß letzterer mir für meinen zweistündigen Aufenthalt einen Führer geben werde. Das ging Alles recht gut. Mein Führer aber verstand wohl auf seinen Stelzenschuhen zu laufen, aber kein Englisch, so wenig als ich Japanesisch verstehe. So trollten wir denn zu den Tempeln und einem Leichenhofe hin, was für so kurzen Aufenthalt immer das Sehenswürdigste und Nächste war. Hier bewunderte ich zum ersten Male die eigenthümliche reiche Ausstattung, die orientalische Bethäuser auszuzeichnen pflegt, denn was ich in Yokohama gesehen, war eigentlich eine Capelle. Am Fuße der hohen Treppe mußte ich die Schuhe ausziehen und barfüßig das Innere betreten. Es war sehr geräumig, in länglichem Viereck erbaut, aber niedrig. Das Getäfel strotzte von Schnitzarbeit, Malerei und Vergoldung, während das Allerheiligste mit einer Menge Vasen, Statuen und so manchen Dingen angefüllt war, die mir ihrer Masse und ihrer Bedeutung nach räthselhaft waren. Den Boden bedeckten Teppiche und Bambusgeflechte. Hier und da traten Gläubige ein, ihr Gebet zu verrichten und Geld in einen Opferstock zu werfen, welch letzteres auch mein Führer, vermuthlich für zwei Personen, gethan hatte. Ich unterließ dies, weil der Missionär es mir so gesagt hatte; denn wahrscheinlich bringt das Geld der Ungläubigen keinen Segen. Mit dem religiösen Sinne des Volkes contrastirte es schlecht, daß der Sacristan mit Pfeife, Theekanne und dem unentbehrlichen Kohlenbecken da in offener Kirche Platz genommen, Frau und Kinder wärmten sich gleichfalls an der Gluth. Mein Begehren, über die Schranke des Allerheiligsten treten zu dürfen, wurde abgewiesen. Unter den Wandgemälden fehlten die beliebten Störche nicht, die, in den verschiedensten Gruppen gepaart, wirklich gelungene Muster darstellten. Wieder ins Freie getreten, nahm ich nun erst die große Glocke in Augenschein, die etwa 8 Fuß hoch und in Gestalt einer Mitra unter einem besondern Dache aufgehängt, mir schon vorhin aufgefallen war. Einen Schwengel vermißte ich darin. An seiner Stelle dient ein Balken, der, außen mittelst Stricken in horizontaler Schwebe gehalten, durch einzelne schwingende Stöße das Geläute hervorbringt. Der Klang soll feierlich sein und weithin schallen. In der Nähe, aber noch innerhalb des den Tempel umgebenden Hofraumes, waren Backwerk und andere Lebensmittel zum Verkaufe ausgestellt. Vor dem Thore bewunderte ich noch zwei ungeheuer große bronzene oder kupferne Gefäße, in denen für den Fall ausbrechender Feuersgefahr Wasser aufbewahrt stand. Sie hatten die Form eines gewöhnlichen hölzernen Kübels, mochten wohl 4 Fuß hoch und 5 Fuß breit sein, wogegen die Dicke der Masse etwa 3 Zoll betrug. Auf der Außenseite waren Inschriften und Figuren angebracht. Im Hofe hatte ich zuvor eine andere schöne Gußarbeit gesehen, eine in ähnlichem Gefäße und im Wasser liegende Schildkröte mit Drachenkopf, die auf ihrem Rücken eine der Säulen des Tempels trug. Ein Musterstück in jeder Beziehung verrieth es Kunst und Geschmack.

Nicht weit von der Gegend berührten wir einen Begräb-

nißplatz, wo die Monumente so gedrängt standen, daß man nur mit Mühe noch eins hätte hineinzwängen können, und daß ich gleich auf den Gedanken kam, die Todten würden in senkrechter Stellung beerdigt, wie das ja auch bei Indianern am Amazonenstrome vorkommt. Grüne Zweige, die in zahlreichen Wasserbehältern aufgestellt waren, zeugten von der großen Verehrung für die Todten. Grüne Zweige und Blumen werden auch viel auf den Straßen ausgeboten. Mittlerweile rückte die Stunde heran, mich von meinem Cicerone zu trennen; er war zu meinem Bedauern nicht zu bewegen, eine Belohnung anzunehmen. So drückte ich ihm denn dankend die Hand, ein Abschied, den der Japanese indessen nicht kennt. Er verneigt sich so tief, um seine Hände, je einzeln, auf die Knie zu legen, und hiermit ist sein Abschied und seine Achtung ausgesprochen.

Um bei meiner knapp bemessenen Zeit etwas mehr von der Stadt zu sehen, beschloß ich, die Rückfahrt nach Yokohama in einem Omnibus zu machen, und gewiß habe ich dies nicht zu bereuen gehabt! Auf der ganzen Fahrt ist man fast beständig von Häusern und Gärten umgeben, da erscheint Einem die Stadt ohne Ende und das rührigste Leben durchwogt die engen Straßen. Das Ganze glich einem festlichen Aufzuge; mir war, als träumte ich von Tausend und eine Nacht! Kleine widerspenstige aber ausdauernde Ponies wurden vor den Wagen gespannt, und zu gleicher Zeit gesellten sich uns zwei berittene Yakonins (Polizei) zu, um uns das Sicherheitsgeleite zu geben. Auf dem Wege mehrte sich ihre Zahl allmälig um weitere fünf, alle mit schweren Säbeln behängt. Das gab der Sache Ansehen, sieben so berittener Kerle vor und hinter uns her! Und wie schauten alle Leute drein! Wo wir nur ein Mal hielten, sammelten sich gleich dichte Haufen um uns, so daß wir nicht mehr zweifelten an den 2 Millionen Einwohnern, wie man als Minimum angiebt. Die Yakonins sollen gefährliche Leute sein, sobald ihre Pflicht sie zum Streiten mahnt. Wehe demjenigen, der sie nöthigt, die Klinge zu ziehen! Denn der gezogene Säbel muß auch einen Kopf fallen sehen. Diese mächtige Waffe ist ein kostbarer, fein gearbeiteter Gegenstand; ich bewunderte nur Griff und Scheide; die Klinge wollte man mir nicht zeigen, weil, wie eben gesagt, sie nur im äußersten Falle gezogen wird. Diese Yakonins gefielen mir nicht allein besser als die kaiserlichen Soldaten, sie flößten mir selbst durch ihre strengen Mienen einigen Respect ein. All die Schützen, die der Taikun zu seiner Leibgarde erwählte, erschienen mir eine ruppige, wüste Bande, sie sind vielleicht der Auswurf der Menschheit, der zum Dienste geknechtet wird. An einem freien Platze vorbeikommend, erblickten wir die kaiserliche Wohnung, die sich wie eine Citadelle über die umliegenden Häuser erhebt, sonst aber nichts Bemerkenswerthes verräth. Auf dem Wege sahen wir viel Reisfelder und Gewächse, die bei uns in Europa hohen Werth haben, namentlich Camellien, um eins zu nennen; diese erlangen Baumgestalt und stehen auch hier in großem Ansehen. Sie standen leider nicht in Blüthe, waren aber mit Knospen besetzt. Andere für uns kostbare Pflanzen dienten als Umzäunungen. Hier und da lag auch wohl ein unglücklicher Lazaruskranker auf offener Landstraße, unter kleinem Strohdache wie in einem Hundestalle, die Mildherzigkeit Vorübergehender anflehend. Diesen einen traurigen Anblick abgerechnet, war mir doch Alles in hohem Grade fesselnd und überraschend, und nie vergesse ich diese Omnibusfahrt, die mich von Yeddo nach dem Hafen zurückbrachte.

Der Zusammenhang der Alt- und Neugriechen.

Helios-Elias. — Poseidon-St. Nikolaus. — Dionysios-St. Dionys. — Nereidensagen.

r. d. Unter dieser Ueberschrift besprachen wir früher das Werk von Professor Bernhard Schmidt in Jena, welches vom Volksleben der Neugriechen in Beziehung zum hellenischen Alterthum handelt. Während Schmidt's Werk erschien und in der Einleitung darüber geklagt wurde, daß die Griechen selbst nicht genug thäten, um das zu sammeln und festzustellen, was aus dem griechischen Alterthum auf unsere Tage überkommen sei, war in Athen das Buch eines Griechen unter der Presse, das bestimmt scheint, diesem Mangel abzuhelfen *). Polites, der Verfasser dieses Werkes, der damit den Rhodokonaki-Preis der Universität Athen erwarb, behandelt, wie Schmidt in seinem ersten Bande, Himmel, Erde, die Elemente, die olympischen Gottheiten, die Götter des Meeres und die Geschöpfe, welche die Erde bewohnen: Kalikantzaroi, Nereiden, Drachen, Stringlai, d. h. weibliche Geister, welche Kinder verschlingen u. s. w., und er führt dabei abermals den Nachweis, daß allerdings slavische Elemente im griechischen Volksglauben vorhanden sind, daß aber das hellenische Element bei Weitem überwiegt.

Die Continuität zwischen Alt- und Neugriechen wurde nicht unterbrochen, der Grieche von heute ist der Nachkomme der alten Hellenen, wenn auch in keiner verbesserten Auflage. Störungen sind, wie bei allen Völkern, in großer Menge dagewesen, fremde Anschauungen sind in den reinen griechischen Geist eingedrungen, ja selbst semitische Elemente sind demselben, wie Polites nachweist, nicht fremd geblieben. Von der überreichen und so erstaunlich mannichfaltigen Mythologie der alten Hellenen ist aber im Ganzen nur außerordentlich wenig übrig geblieben, und ganz rationalistische Anschauungen, die unter dem Volke gang und gäbe sind, können nicht, oder nur mit Zwang, auf die alten Mythen zurückgeführt werden. Der Volksglaube, welchen Xenophanes als wissenschaftliche Erklärung aufstellte, daß die Sterne Lampen seien, welche Abends angesteckt und Morgens wieder ausgelöscht würden, gehört kaum in das Gebiet der Mythologie. Wenn dieses aber Alles ist, was die Neugriechen vom nächtlichen Himmel zu sagen wissen, so dürfen wir uns nicht darüber wundern, daß bei ihnen keine Erinnerung an Endymion und seinen ewigen Schlaf im Karischen Gebirge mehr lebt, zu dem allnächtlich die liebende Selene herabstieg, um ihm einen Kuß auf den Mund zu drücken. Noch lebt, wie es scheint, die Vorstellung, daß der Himmel eine Wölbung oder ein Dom sei, durch dessen Oeffnungen der Regen aus Krügen oder Schläuchen ausgegossen wird — aber auch das ist weniger eine Mythe, als der Versuch, ein Phänomen natürlich zu erklären. Die

*) Μελέτη ἐπὶ τοῦ βίου τῶν νεωτέρων Ἑλλήνων. ὑπὸ Ν. Γ. Πολίτου. ἐν Ἀθήναις. 1871.

Mythe würde die alte Heirath des Uranos gewesen sein, der jede Nacht zu dem Weibe herabstieg, über das er sich am Tage liebend geneigt; statt dessen haben wir aber — wohl aus semitischer Quelle — die Vorstellung von sieben Himmeln. Was Helios betrifft, ferner die Mythen von Klymene und Phaethon, die Geburt des Phoebus auf Delos, seine westlichen Wanderungen und seine tägliche Rückkehr zu den geliebten Bergen, so sind diese alle verdrängt worden durch die erborgte Geschichte vom Propheten Elisa, in dem Polites einen semitischen Sonnen- oder Feuergott sieht.

In diesem Falle hat die Einführung fremder Anschauungen oder Namen Gelegenheit zu einer Controverse zwischen Polites und seinen Preisrichtern gegeben. Polites bemerkt, daß die Berggipfel, welche in alten Zeiten dem Helios heilig waren, oder der Sonne, nun dem Elias geweiht sind, da fast jeder von ihnen nachweisbar eine Eliaskirche trage. Das komme, so nimmt er an, theilweise von der Klangähnlichkeit der Namen, theilweise weil beide ähnliche Attribute haben. Die Preisrichter dagegen versichern, daß die Berggipfel im Alterthume dem pelasgischen Zeus geheiligt waren, dessen Namen sie sowohl im griechischen θεός, als im lateinischen deus und Sanskrit devas wiederfinden. Sie nehmen an, daß die Aehnlichkeit der Namen Elias und Helios nichts mit dem Entstehen einer Vorstellung zu thun haben könne, welche sich schon genügend aus dem einsamen Aufenthalt des Elisa in den Bergen und seiner Himmelfahrt im feurigen Wagen erklären lasse.

Am besten wird die Frage wohl dadurch beantwortet, wenn nachgewiesen werden kann, daß auch in anderen Fällen jüdische oder christliche Heilige für althellenische Götter substituirt wurden. Nehmen wir St. Nikolaus, der in den Augen der modernen Griechen mit den Eigenschaften und selbst den Aeußerlichkeiten Poseidon's ausgerüstet ist, obgleich hier der Name gar nicht ins Spiel kommt. Wir finden, daß er es ist, den der Grieche bei stürmischem Wetter auf der See anruft und der die Wogen besänftigt. Der Name des christlichen Heiligen aber führt uns auf die Mythe von Odin, welcher als Hnikar oder Nicor der nordische Wassergott ist, der als „Alter Nick“, dem Matrosenglauben zufolge, am Meeresgrunde lebt und dessen Verwandte die Nixen unserer Flüsse sind. Alle diese Namen entspringen derselben Wurzel, wie das griechische Verbum νήχειν, schwimmen oder fließen; und in dieser Thatsache finden wir vielleicht den Grund, warum die Eigenschaften und Gewalten des Poseidon auf den heiligen Nikolaus übertragen wurden. Der Gleichklang der Namen thut viel und ist wohl geeignet, eine lange Reihe von Mythenbildungen aufzuklären.

In einigen Fällen kommt die Uebereinstimmung der alten und modernen Mythe jedoch weit ernsthafter in Frage. Polites erwähnt (S. 45) einen Volkswunderglauben, dem zufolge ein neugeborenes Mädchen seine Wiege verlassen, des Vaters Pferde verschlingen und dann sich wieder niederlegen soll. Hierin sieht er die alte Geschichte vom Hermes und dem Diebstahl der Rinder des Phöbus. Wie abgeblaßt und dem Verschwinden nahe ist aber hier schon die Mythe!

Ebenso wie durch Anklingen der Namen die heutigen Griechen den Juden Elias dem alten Helios substituirten, haben sie auf den heiligen Dionys auch die Eigenschaften des Weingottes Dionysos übertragen. Als der christliche Heilige, erzählen sie, nach der Insel Naxos reiste — das Centrum des alten Bakchosdienstes —, erblickte er eine kleine, aber schöne Pflanze, welche er gern mitgenommen hätte. Da er aber fürchtete, daß sie bei der brennenden Sonnengluth auf der Reise verdorren würde, steckte er sie in den hohlen Röhrenknochen eines Vogels. Die Pflanze aber wuchs so rasch nach beiden Enden aus dem Knochen hervor, daß er sie mit einem neuen Schutze gegen die Sonnengluth umgeben mußte. Er nahm nun den hohlen Schenkelknochen eines Löwen; aber auch dieser erwies sich im Verlaufe der Reise als zu klein und wurde durch einen Eselsknochen ersetzt. In diesem brachte der heilige Dionysius die wunderbare Pflanze glücklich nach Naxos, wo er sie pflanzte, wo sie üppig wuchs und herrliche Trauben trug. Aus solchen bereitete er den ersten Wein; doch als er diesen den Einwohnern zu trinken gab, sangen sie zuerst wie Vögel, wurden dann stark wie die Löwen und am Schlusse albern wie Esel.

Im Allgemeinen sind in den modernen Mythen die feinen Züge der alten verwischt oder gröber geworden, und der Verfasser hat viel Mühe gehabt, an der Hand der deutschen Methode der Vergleichung Altes und Neues unter einen Hut zu bringen. Weit verbreitet sind die Nereidensagen (siehe Schmidt S. 98). Wie im Alterthume verkehren die Nereiden gern mit schönen Jünglingen aus dem Menschengeschlechte, denen sie den vollen Genuß ihrer Liebe gewähren. Aber gegen eine wirkliche Vermählung mit Sterblichen haben sie nach der Volksansicht eine tiefe Abneigung, da ihnen hierdurch unbequeme Pflichten auferlegt, die über Alles geschätzten Freiheiten geraubt werden. Nur gezwungen gehen sie ein solches Verhältniß ein. Zwingen zur Ehe kann man aber diese Wesen dadurch, daß man denselben einen ihnen zugehörigen Gegenstand entreißt, besonders jenes Tuch, welches sie nach einer weit verbreiteten Vorstellung auf dem Haupte tragen. An den Besitz dieses Tuches ist ihre Macht und Vollkommenheit gebunden. Wem es gelingt, eine Nereide dieses Schatzes zu berauben, der erhält volle Gewalt über dieselbe, sie vermag nun nicht zu entfliehen und muß sich geduldig seinem Willen fügen.

Es gehen in Griechenland eine Menge schöner Sagen von jungen Männern, welche auf diese Weise sich eine Nereide erwarben, sie heiratheten und mit ihr Kinder zeugten. Denn der Verlust jenes magischen Tuches entkleidet diese Wesen überhaupt ihrer überirdischen Natur und macht sie durchaus menschlich. Aber damit verliert die Nereide auch zumeist ihre Fröhlichkeit und Lust am Dasein. Die Sehnsucht nach dem frühern ungebundenen Leben in der Freiheit der Natur, nach Tanz und Spiel mit den Gefährtinnen verdüstert ihr Gemüth, eine unüberwindliche Schwermuth bemächtigt sich der Gefangenen, nichts ist im Stande, sie aufzuheitern, daher denn nun auch ihre Schönheit nicht mehr so leuchtet und strahlt wie ehedem. Ihr ganzes Sinnen und Trachten ist auf Wiedergewinnung ihres Tuches gerichtet, und gelingt es ihr, dieses Kleinod von ihrem Gatten durch Bitten und Schmeicheln zu erlangen oder es ihm heimlich zu entwenden, so vermag weder das jenem gegebene Versprechen, noch die Liebe zu ihren Kindern sie ferner an das Haus zu fesseln, sondern sie enteilt zu ihren Genossinnen, ohne jemals zurückzukehren.

Rührend und den Zusammenhang mit dem Alterthume schlagend beweisend ist folgende Nereidensage von Kreta. Einen jungen Bauer aus dem Dorfe Sgourokephali, welcher die Leier schön zu spielen verstand, pflegten die Nereiden mit in ihre Höhle zu nehmen, wo er sie durch seine Musik ergötzte. Derselbe verliebte sich aber in eine von ihnen und, da er nicht wußte, wie er seinen Liebeskummer heilen sollte, nahm er seine Zuflucht zu einer alten Frau seines Dorfes. Diese gab ihm den Rath, er möge, wenn die Zeit herannahe, wo die Hähne krähen, seine Geliebte bei den Haaren fassen, festhalten und nicht erschrecken, auch wenn dieselbe in verschiedene Gestalten sich verwandle, sondern sie so lange halten, bis daß die Hähne krähen. Der Bursch merkte sich diesen Rath, und als er von den Nereiden wieder in die

Höhle gebracht wurde, fing er nach seiner Gewohnheit an die Laute zu schlagen, und jene tanzten dazu. Als aber die Stunde sich näherte, da die Hähne krähen, legte er die Laute weg, sprang rasch auf seine Geliebte zu und faßte sie bei den Haaren. Da begann sie alsbald sich zu verwandeln, bald in einen Hund, bald in eine Schlange, bald in ein Kameel, bald in Feuer. Aber jener blieb bei alle dem unverzagt, und jetzt hörte er die Hähne krähen und sah die Nereiden verschwinden. Nun nahm auch seine Geliebte ihre frühere schöne Gestalt wieder an und folgte dem jungen Manne in sein Dorf. Nachdem sie ein Jahr mit ihm zusammen gelebt hatte, gebar sie ihm auch einen Sohn. Aber niemals wechselte sie mit ihrem Manne auch nur ein einziges Wort. Dieses seltsame und unerträgliche Schweigen von ihrer Seite nöthigte ihn, sich abermals an jene Alte zu wenden. Diese rieth ihm, er möge den Backofen tüchtig heizen und, das Knäblein in die Hände nehmend, zur Nereide sagen: „Du willst nicht mit mir reden, nun, so verbrenne ich Dein Kind.“ Bei diesen Worten solle er sich stellen, als wolle er den Säugling in den Ofen werfen. Der Mann that wie die Alte gesagt, da aber schrie die Nereide: „Laß ab von meinem Kinde, Hund!“ riß das Knäblein hastig an sich und verschwand vor seinen Augen. Und da die anderen Nereiden sie nicht wieder in ihre Gesellschaft aufnahmen, weil sie Mutter war, schlug sie ihre Wohnung an einer Quelle, unweit der Nereidengrotte, auf. Man sieht sie zwei oder drei Mal im Jahre mit ihrem Kinde auf dem Arme.

Hier ist es nun vor Allem ein Zug der Sage, der einem uralten hellenischen Mythos entstammt. Auch die Nereide Thetis nimmt, um der Ehe mit dem sterblichen Peleus zu entgehen, verschiedene schreckenerregende Gestalten an. Nach Sophokles verwandelte sie sich in Löwe, Schlange, Feuer und Wasser. So klingt jetzt noch auf der Insel Kreta, rein und lauter, der althellenische Mythos wieder.

Nekrolog 1872.

Karl Ferdinand Appun, ein geborener Bunzlauer, starb im Juli 1872 in der Strafcolonie bei Georgetown in Britisch-Guyana, wohin er sich seit Kurzem begeben hatte, um Studien für den Schlußband seines großen Reisewerkes zu machen. In früheren Jahren, meldet die „Royal Gazette“ von Georgetown, hatte Appun einige Zeit in einer Indianerniederlassung gelebt, und litt seitdem an der fixen Idee, daß ihm von Indianern nachgestellt würde. Die Furcht vor diesen eingebildeten Nachstellungen veranlaßte ihn daher fortwährend ein verschlossenes Gefäß mit Schwefelsäure bei sich zu führen. Durch einen unglücklichen Zufall ergoß sich der Inhalt desselben über sein Gesicht und seine Augen. Man brachte ihn in einem so entkräfteten Zustand auf die Niederlassung zurück, daß alle Bemühungen, ihn am Leben zu erhalten, erfolglos blieben und er wenige Tage danach seinen Verletzungen erlag. Appun besaß eine außerordentliche Befähigung für seinen Beruf. Im Jahr 1849 ward er auf Alexander v. Humboldt's Empfehlung von Friedrich Wilhelm IV. als Naturforscher nach Venezuela entsendet, und wanderte in den Wildnissen dieses Landes gegen 10 Jahre umher; nachdem er hier seinen Auftrag erfüllt, wandte er sich nach Demerara, wo er sich in gleicher Mission den übernommenen Geschäften unterzog. Er durchwanderte den größten Theil des Innern dieser Colonie, zog dann weiter durch einen Theil Brasiliens, auf dem Rio Branco, Rio Negro und dem Amazonenstrome bis nach Tabatinga an den Grenzen Perus. Während dieser Zeit veröffentlichte er über seine Wanderungen eine Reihe von Aufsätzen in deutschen Zeitschriften, auch im „Globus“, und gelegentlich eines Besuchs in seiner Heimath im Jahre 1869 gab er ein größeres Werk in zwei Bänden unter dem Titel: „Unter den Tropen. Wanderungen durch Venezuela, am Orinoco, durch Britisch-Guyana und am Amazonenstrom“ heraus, das dem Prinzen Adalbert von Preußen gewidmet ist. Der dritte Band sollte die Wanderungen am Amazonenstrome umfassen, doch blieb er ungeschrieben.

John Bowring, englischer Schriftsteller und Staatsmann, geboren am 17. October 1792 in Exeter, starb am 23. November zu Claremont. Schon frühzeitig bereiste er fast ganz Europa, suchte überall die Landessprache zu erlernen und brachte es schließlich dahin, daß er aus etwa dreißig verschiedenen Sprachen und Dialekten ins Englische übersetzen konnte. Russische, niederländische, spanische, serbische, magyarische Gedichte übertrug er in seine Muttersprache. Seine öffentliche Laufbahn begann 1828; er berichtete über die Finanzlage der Niederlande und Frankreichs, lieferte statistische Arbeiten für die Regierung und ward in Handelsfragen nach Aegypten, Italien und der Schweiz gesandt. Von 1834 bis 1849 saß er auch im Parlament; im letzteren Jahre ging er als britischer Consul nach Canton und begann nun eine sehr ersprießliche Thätigkeit, die nicht wenig dazu beitrug, den asiatischen Osten für den europäischen Handel mehr und mehr zu eröffnen. Im Jahre 1854 wurde er zum Gouverneur von Hongkong und zum bevollmächtigten Gesandten Englands ernannt. Da ihn der chinesische Statthalter nicht empfangen wollte, auch sein Ansuchen in Peking, letztern zu bestrafen, ohne Folgen blieb, so entstand hieraus die chinesisch-englische Verwickelung, welche mit einer Züchtigung der Himmlischen durch eine Flotte unter Seymour endigte. Im Jahre 1859 kehrte Bowring, nach einem Besuche Siams — geschildert in dem interessanten zweibändigen Werke The Kingdom and people of Siam — nach England zurück, nachdem er noch im Rothen Meere Schiffbruch gelitten hatte.

James Chapman, der bekannte und verdiente südafrikanische Reisende, starb zu Beginn des Jahres 1872 zu Du Toits-Pan in den afrikanischen Diamantfeldern. Im Jahre 1845 hatte er sich nach dem Caplande begeben, von wo er seitdem, den Spuren Livingstone's folgend, zahlreiche Handels- und Jagdzüge in das Innere unternahm, die ihn bis an den Sambesi führten. Einen großen Theil seiner Jagdzüge, die er in Begleitung eines Deutschen, Namens Wirsing, und später mit Baines ausführte, unternahm er von Natal aus durch die Transvaalrepublik nach den Betschuanenländern, in die Kalahariwüste und zu den Buschmännern. Nach diesen ersten Reisen arbeitete Chapman redlich daran, seine vernachlässigte wissenschaftliche Ausbildung zu ergänzen, und gut vorbereitet trat er 1861 von der Walfischbai an der Südwestküste eine Reise nach dem Ngamisee an. Er durchstreifte das Land der Ovaherero, machte werthvolle botanische Entdeckungen und fand zum ersten Male die Käferlarve auf, mit welcher die Buschmänner ihre Pfeile zu vergiften pflegen. Nachdem er die Ebene im Nordosten

des Ngamisee erforscht, brach er nach den Victoriafällen des Sambesi auf. Ein Versuch, auf einem dort gezimmerten Schiffe den Strom abwärts nach der Ostküste zu fahren, mißlang, und Chapman kehrte nach der Walfischbai zurück. Geschildert sind seine Wanderungen in dem vortrefflich geschriebenen Werke: Travels in the interior of South-Africa comprising fifteen years Hunting and Trading. 2 vols. London 1868.

General **Francis Chesney**, geboren 1789, gestorben am 30. Januar 1872 zu Kilkeel in Irland, verdient als der Pionier und Eröffner der Ueberlandroute nach Indien hier einer besondern Erwähnung. Er hatte bereits sein vierzigstes Jahr erreicht, und die gewöhnliche Laufbahn der Artillerieoffiziere verfolgt, ohne sich besonders hervorgethan zu haben, als er den Abschied nahm, um auf Seiten der Türken gegen die siegreich vordringenden Russen zu kämpfen. Als er in Konstantinopel anlangte, war Diebitsch's Armee schon in Adrianopel und der Krieg seinem Ende nahe. Durch diese Reise ward jedoch sein Blick auf den Orient gelenkt und im Auftrage des britischen Gesandten bei der Pforte, Sir Robert Gordon, ging Chesney nach Aegypten, um 1830 die Aussichten für Eröffnung der Ueberlandroute zu erkundigen. Chesney fand aus, daß der vermeintliche Niveauunterschied zwischen dem Mittelländischen und dem Rothen Meere nicht existire und daß die Anlage eines Canals durch die Landenge von Suez sehr wohl möglich sei. In einem aus Jaffa vom 2. October 1830 datirten Schreiben legte der damals noch unbekannte englische Capitän seine Ansichten nieder. Chesney glaubte übrigens, daß der Euphratroute die Zukunft gehören werde, und er machte sich auch sofort auf den Weg, um diese bezüglich des Ueberlandverkehrs mit Indien zu erforschen, und zwar that er dieses auf eigene Kosten. Die Auslagen wurden ihm erst 1848 auf Verwendung des Prinzen Albert ersetzt. Der Bericht gar erschien erst vor etwa fünf Jahren. Zum zweiten Male brach Chesney 1835, diesmal von einem Stabe begleitet, nach Mesopotamien auf; die in Stücke zerlegten Dampfer „Euphrat" und „Tigris" wurden durch die Wüste geschleppt, zusammengesetzt und schwammen bald auf dem historischen Strome. Der „Tigris" ging zu Grunde; aber der „Euphrat" gelangte durch den persischen Golf nach Bombay. So eröffnete er die Euphratroute, den Weg, welchen später wenigstens der indische Telegraph nahm. Die Reise war reich an Hindernissen und Abenteuern, brachte aber nicht geringen Gewinn für die Erdkunde ein.

William Ellis, der bekannte Missionär und Reisende, ward 1795 in England geboren; er studirte Theologie, trat 1814 in den Dienst der Church-Missionary-Society und ging 1816 von seiner Frau begleitet als Glaubensbote in die Südsee. Namentlich waren die Sandwichinseln der Schauplatz seiner Thätigkeit, über welche er bereits 1827, nach seiner Rückkehr in die Heimath, das Werk A Tour in Hawaii veröffentlichte, welchem dann seine sehr bekannt gewordenen Polynesian Researches folgten. Der Hauptschauplatz seiner Thätigkeit wurde aber gegen Ende der dreißiger Jahre Madagaskar, mit dessen politischer Geschichte er eng verknüpft bleibt. Wir haben im „Globus" die Verdienste des tüchtigen Mannes um die Kunde Madagaskars wiederholt hervorgehoben, wenn auch seine Belehrungsversuche und politischen Einmischungen am Hofe des Königs Radama nicht immer unsern Beifall fanden. Seine Werke: History of Madagascar (London 1838) und Three visits to Madagascar (London 1858) werden stets eine wichtige Grundlage unserer Kenntniß der schönen Insel bilden.

Friedrich Gerstäcker, geboren am 10. Mai 1816 in Hamburg, gestorben am 31. Mai zu Braunschweig, der bekannte Romanschriftsteller und Weltreisende, ging 1837 mit sehr geringer wissenschaftlicher Vorbildung nach Amerika, wo er in den verschiedensten Lebensstellungen bis 1843 weilte. Später hat er dann verschiedene Reisen um die Welt angetreten, die ihn jedoch nie von den großen, allgemein betretenen Verkehrspfaden abführten. Er hat dieselben mit einem erstaunlichen Erzählertalent zu schildern verstanden, doch sind diese Reisen für die Wissenschaft nicht sehr fruchtbar gewesen. Seine hier zu erwähnenden Werke sind: Reisen um die Welt (6 Bde. Leipzig 1847); Reisen (5 Bde. Stuttgart 1853); Achtzehn Monate in Südamerika (3 Bde. Leipzig 1862); Neue Reisen (3 Bde. Jena 1868).

Alexander Hilferding, bekannter Slavist, geboren 1830 zu Moskau, starb am 20. Juni zu Kargopol am Typhus. Auf den verschiedensten Gebieten des slavischen Volkslebens und der slavischen Sprachen thätig, hat er sein ganzes Leben mit außerordentlichem Fleiße und großem Talente, wenn auch nicht frei von Einseitigkeit und Parteilichkeit, die Kenntniß des Slaventhums zu fördern gesucht. Unter seinen zahlreichen Schriften in russischer Sprache nennen wir folgende: „Ueber die Verwandtschaft des Slavischen mit dem Sanskrit;" „Ueber die Beziehungen des Slavischen zu den verwandten Sprachen," beide 1853 publicirt. „Geschichte der baltischen Slaven" 1855 und „Die Ueberreste der Slaven auf der Südküste des Baltischen Meeres" (deutsch im ersten Bande von Schmaler's Zeitschrift für slavische Literatur). „Die sprachlichen Denkmäler der Elbslaven" (deutsch Bautzen 1857); „Briefe über die Geschichte der Serben und Bulgaren" (1856 bis 1859); „Bosnien, Herzegowina und Alt-Serbien" (1859). Außerdem veröffentlichte er zahlreiche kleinere Abhandlungen und war ein eifriges Mitglied des panslavistischen Comites in Moskau. Trotz seiner deutschen Abkunft verhielt er sich gegen Alles, was von Deutschland ausging, höchst feindselig.

John King, der australische Reisende und der einzig Ueberlebende von der durch ihre Leiden bekannt gewordenen Expedition Burke's, starb am 8. Januar zu Melbourne. King war am 15. December 1838 zu Moy in Irland geboren; er ging als Soldat nach Indien, focht dort gegen die aufständischen Sipahis und brachte 1860, als die Expedition Burke's zur Durchkreuzung des australischen Continentes bis zum Carpentariagolf unternommen wurde, für diese die Kameele aus Indien. Der unglückliche Verlauf dieser in die Jahre 1860 bis 1861 fallenden Expedition ist bekannt und seiner Zeit im „Globus" ausführlich geschildert worden. Zwar wurde der Carpentariagolf im Februar 1861 erreicht und damit Australien seiner Breite nach durchschnitten, aber auf der Rückkehr verhungerten Burke und Gray, während King kümmerlich unter den Schwarzen sein Leben fristete und erst am 15. September 1861 von Howitt's nachgesandter Partie errettet wurde. Er erhielt von der Regierung der Colonie Victoria eine Belohnung von 7000 Pf. St. Indessen konnte er sich nie wieder von den ausgestandenen Strapazen erholen, in Folge deren er endlich starb.

Dr. A. S. Oersted, Professor der Botanik in Kopenhagen, geboren daselbst 1815, starb im September 1872. Obgleich vorwiegend Botaniker, verdient er doch auch im Nekrologe einer geographischen Zeitschrift Erwähnung wegen seiner 1848 bis 1849 in Mittelamerika ausgeführten Reisen. Er veröffentlichte die Ergebnisse derselben in vielen einzelnen Aufsätzen, und begann kurz vor seinem Tode auf Kosten der dänischen Akademie der Wissenschaften die Herausgabe eines Prachtwerkes: L'Amérique centrale. Auch hatte er eine Monographie über die geographische Verbreitung der Eichen geschrieben.

Dr. Gustav Parthey, einer der gründlichsten Kenner des classischen und ägyptischen Alterthums, ein geborener Berli-

ner, starb am 2. April zu Rom. Er unternahm, nachdem er in Berlin und Heidelberg studirt hatte, eine wissenschaftliche Reise durch Frankreich, England, Italien, Aegypten und Vorderasien, über welche er in seinem Werke „Wanderungen durch Sicilien und die Levante“ Mittheilungen veröffentlicht hat. Eine besondere Frucht war noch die Schrift: „Das Orakel und die Oase des Ammon“ (Berlin 1862). Parthey war seit dem Jahre 1825 Besitzer der Nicolai'schen Buchhandlung und seit 1857 Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Mary Sommerville, eine der schönsten Zierden der wissenschaftlichen Frauenwelt, starb Ende November zu Neapel. Sie war in Schottland im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts geboren und heirathete einen Seeoffizier, der ihre bedeutenden Anlagen noch nach anderer Seite hin entwickelte und sie in die Geheimnisse der Mathematik und Naturwissenschaft einführte, auf welchem Gebiete sie sich bald als selbständige Forscherin hervorthat. Wittwe geworden, kehrte sie von London nach Edinburg zurück, und erhielt dort durch eine zweite Ehe mit Dr. Sommerville den Namen, unter welchem sie ihre Berühmtheit erlangt hat. Die erste größere Schrift, welche sie veröffentlichte, war eine Bearbeitung von Leplace's „Mechanik des Himmels“, der sie im Jahre 1834 ein sehr günstig aufgenommenes Buch über den Zusammenhang der physikalischen Wissenschaften folgen ließ, welches das Lob ihrer formgewandten Darstellung vermehrte und acht Auflagen erlebte. Ihr letztes großes Werk war die im Jahre 1848 veröffentlichte physikalische Geographie, welches Dr. Barth ins Deutsche übersetzte. Schon 1835 war sie zum Ehrenmitgliede der königlichen astronomischen Gesellschaft ernannt worden und hat seitdem viele Auszeichnungen in England und aus anderen Ländern erhalten.

Joseph Anton Spring, geboren am 8. April 1814 zu Gerolsbach in Bayern, Professor der Medicin an der Universität zu Lüttich, Mitglied der königlich belgischen Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, der königlich bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München ꝛc., endete am 17. Januar im 57. Lebensjahr seine für die medicinische Wissenschaft bedeutungsvolle Laufbahn. Mit ihm verlor die Universität Lüttich eine ihrer ersten Zierden und Deutschland einen der hervorragenden Vertreter deutscher Wissenschaft im Ausland. Spring hatte zu München Medicin und Naturwissenschaften studirt; er ging dann nach Paris, um die dortige Klinik zu besuchen und zugleich am College de France und am naturhistorischen Museum seine Lieblingsstudien, die Naturwissenschaften und die Botanik, zu verfolgen. Hier lenkte er durch seine ausgezeichneten Arbeiten die Aufmerksamkeit eines noch jetzt in Belgien lebenden hohen Staatsmannes auf sich. In Folge dessen eröffnete sich für den jungen Gelehrten gegen Ende des Jahres 1839 eine neue Aera. Ein königliches Decret vom 5. October 1839 berief ihn, 25 Jahre alt, zum ordentlichen Professor der Physiologie und Anthropologie an die Universität nach Lüttich. Seine Collegien bekamen bald großen Ruf und zogen zahlreiche Zuhörer aus Belgien und den Niederlanden an. Später übernahm er den Lehrstuhl der allgemeinen und descriptiven Anatomie und lehrte allgemeine Pathologie und die medicinische Klinik. Für uns sind hier vorzugsweise seine anthropologischen Arbeiten zu erwähnen, und so mag denn darauf hingewiesen werden, daß Spring durch seine Untersuchung der Knochenhöhlen von Namur und Chanvaux ungemein viel zur Aufhellung der Urgeschichte des Menschen that. (Vergl. „die alten Anthropophagen von Chauvaux“, „Globus“ XVII, S. 365.)

Dr. Friedrich Welwitsch, gestorben am 20. September zu London, wurde im Jahre 1806 in Kärnthen geboren, studirte in Wien und widmete sich schon frühzeitig speciell botanischen Studien. Zum Director des botanischen Gartens in Lissabon ernannt, wurde er im Jahr 1853 auf Kosten der portugiesischen Regierung nach Angola geschickt, um die Naturgeschichte dieses Gebietes zu studiren, und blieb daselbst bis 1861. Seine dort gemachten, dem Umfange nach unübertroffenen Sammlungen wurden unter Andern bei der Bearbeitung der Flora des tropischen Afrikas benutzt, welche von den wissenschaftlichen Autoritäten der Kew-Gärten veranstaltet ward. Dr. Welwitsch selbst schrieb nicht viel, doch ist die Zahl der durch ihn der Wissenschaft bekannt gewordenen Pflanzenarten sehr groß, darunter am merkwürdigsten die von Dr. Hooker sogenannte „Welwitshia mirabilis“. Der Verstorbene war ebenfalls ein großer Zoologe, und seine entomologischen Sammlungen sind unbestreitbar umfangreich und werthvoll.

Dr. Ernst Wiegrebe, Director der hessischen Landvermessung, geboren 1793 zu Bethlen in Hannover, gestorben am 8. März zu Elmshagen bei Kassel, hatte zu Göttingen Mathematik studirt und nahm dann am Befreiungskriege Theil. Er blieb nun der militärischen Laufbahn treu, beschäftigte sich aber von 1821 bis 1858 mit der Landesvermessung Kurhessens, die in ihrer vorzüglichen Ausführung wesentlich sein Werk, ein Werk eisernen Fleißes ist.

Aus allen Erdtheilen.

Die Handelshäfen in China.

In einer unserer Augustnummern (S. 126) zeigten wir, wie großartig die Handelsbewegung in den für den fremden Verkehr eröffneten Häfen Chinas sei. Im Jahre 1871 liefen in denselben 14,963 Schiffe mit 7,381,557 Tonnen ein; der Gesammtwerth aller ein- und auselarirten Güter stellte sich auf weit mehr als 800,000,000 Thaler. Wir ersehen nun aus einem Berichte Sir Rutherford Alcod's, der längere Zeit britischer Gesandter in Japan war und den fernen Osten genau kennt, daß Großbritannien für den diplomatischen und Consulardienst in China und Japan jährlich etwa 100,000 Pf. St. verausgabt, daß sein directer Handel dorthin mehr als 40,000,000 Pf. St. beträgt und der indischen und der britischen Regierung an neun Millionen Revenuen abwirft.

Hongkong ist eine britische Kroncolonie.

Von den 21 eröffneten Häfen des chinesischen Reiches bezeichnet man 11 als Primär- (Haupt-) oder Consularhäfen, 10 als secundäre Häfen. Einige der letzteren sind „außenliegende

oder subsidiäre"; mit Ankerstellen von Süden nach Norden sind die Hafenstädte folgende:

Canton hat als subsidiären Hafen Whampoa, wo Schiffe von jeder Größe vor Anker liegen.

Dann folgt Swatau; Tschu tscheu fu ist secundär; dann Amoy (Emuy): Futscheu fu, das für die Theeausfuhr sehr wichtig geworden ist; von ihm ist abhängig der Ankerplatz Pagoda, wo alle Schiffsangelegenheiten des Platzes besorgt werden. Weiter: Ningpo; dann Schanghai mit dem subsidiären Hafen Tschingkiang; am Yangtsekiang im Binnenlande Hankeu mit Kingkiang. An der Nordküste Tschifu, das mit jedem Jahre wichtiger wird; Tientsin am Peiho, die Pforte zur Hauptstadt Peking, und Niutschuang; dieses letztere ist der Hafenplatz für die Mandschurei. — Auf der Insel Formosa sind eröffnet: Taiwan mit Takeu, Tamsuy und Kilang, und jüngst, wie wir schon früher angegeben haben, Kiang tschei auf der Insel Hainan.

Hongkong vermittelt die überseeischen Güter nach Canton, Swatau, Amoy und Futscheu fu.

Schanghai thut es nach Ning po, Tsching kiang, Hangkeu und der Nordhafen Tschifu, Tientsu und Niutschuang. Von hier bis Canton beträgt die Entfernung 1800 Seemeilen.

Die Wollenfabrikation in den Vereinigten Staaten.

Die einzelnen Theile der Censusaufnahme von 1870 erscheinen nach einander in kürzeren oder längeren Zwischenräumen. Gegenwärtig liegt uns der Bericht über die Fabrikation von Wollenwaaren vor, welchem wir das Nachstehende entnehmen.

Im Ganzen zählte man 2891 Etablissements, die sich in folgender Weise vertheilen:

Pennsylvanien	457	Neuyork	252
Ohio	228	Massachusetts	185
Indiana	175	Missouri	156
Tennessee	148	Kentucky	125
Illinois	109	Connecticut	108
Maine	107	Jowa	85
Neuhampshire	77	Westvirginien	74
Virginien	68	Rhode Island	65
Vermont	65	Wisconsin	64
Michigan	54	Nordcarolina	52
Georgia	46	Maryland	31
Neujersey	29	Texas	20
Utah	15	Südcarolina	15
Alabama	14	Arkansas	13
Delaware	11	Mississippi	11
Minnesota	10	Kansas	9
Oregon	9	California	5
Louisiana	2	Florida	1

Dazu kommt dann noch 1 Etablissement in Neumexico. In diesem Gewerbszweige sind 98,824,531 Dollars Capital angelegt worden; die Zahl der Dampfmaschinen beträgt 1050 von 35,900 Pferdekraft; die Pferdekraft der Wasserräder stellt sich auf 59,332. Die 8366 Krämpelmaschinen können täglich 857,392 Pfund Kammwolle herstellen; Zahl der breiten Stühle 14,039, der schmalen 20,144; Spindeln 1,845,496. Durchschnittlich waren im Jahre 1870 beschäftigt 42,728 männliche Arbeiter über 16 Jahre, weibliche über 15 Jahre 27,682; Kinder 9643. Der im Jahre ausbezahlte Arbeitslohn ist zu 26,877,575 Dollars angegeben worden. Der Gesammtwerth der verbrauchten Materialien stellte sich auf 96,432,601 Dollars, von welchen auf Chemikalien und Färbestoffe 5,833,346 Dollars entfallen. Es wurden verarbeitet 17,311,824 Pfund ausländische und 154,767,075 Pfund inländische Wolle, 17,571,929 Pfund Baumwolle, 19,372,062 Pfund Schoddy, 2,573,419 Pfund Wollengarn, 8,263,949 Pfund Baumwollengarn, 1,312,560 Yards Baumwollenwarp, 140,733 Pfund Warp. Die Production stellte sich auf 63,340,612 Yards Wollentuch, Kasimir und Doeskins 58,569,286 Yards, Flanell 1,941,865 Yards, Filztuche 2,663,767 Yards, 2,853,458 Tweeds und Twills, 14,078,559 Yards Satinets, 5,506,902 Yards Kerseys, 24,489,985 Yards Jéans, 14,130,274 Yards Linseys, 1,932,382 Negro cloth. Sodann 2,000,439 Paar Blankets, Pferdedecken 58,553 Stück, Wagendecken 22,500 Stück, Bettdecken 226,744 Stück, Shawls 2,812,761 Stück. Pfund Garn 14,156,237. Gesammtwerth der Production 156,405,058 Dollars.

Ein schwarzes Camp Meeting bei Washington.

Wir gaben vor einiger Zeit den Bericht eines Augenzeugen, welcher in der Nähe von Neuorleans einer nächtlichen Waduefeier der Neger beiwohnte; die Schlange spielte als Fetisch dabei eine wichtige Rolle. Heute wollen wir als Nebenstück ein Camp Meeting der christlichen Neger schildern, genau nach der Darstellung des Correspondenten der „Revue britannique", der gleichfalls Augenzeuge war. Diese Camp Meetings, „gottesdienstliche" Versammlungen im Freien, sind in der Musterrepublik sehr beliebt; Bruder Jonathan, der wohl weiß, wie viele Sünden auf ihm lasten, will dieselben mit Ostentation abschütteln, sich recht zerknirschen, Buße thun, heulen, wimmern, jammern, stöhnen, schluchzen und sich in Krämpfen und Verzückungen auf der Erde herumwälzen. Er meint, das sei ein frommes Werk und seinem Gotte wohlgefällig. Die Nigger machen das Alles dem weißen Manne nach; auch sie schlagen am Rande eines Waldes Zelte auf und treiben mehrere Tage und Nächte hindurch verrückten Unfug.

Ein Genfer Narr, Plantamour, verkündete bekanntlich den Untergang der Welt für den verflossenen Sommer. Die Neger glaubten an diesen wahrhaftigen Propheten und trafen deshalb Anstalten, um ihre Seele zu retten, und das konnte ihrer aufgeklärten Meinung zufolge am sichersten vermittelst eines Camp Meeting geschehen, welches sie in einem etwa zwei Wegstunden von Washington entfernten Walde abhielten. Dort schlugen sie Zelte auf, welche einen viereckigen Platz umschlossen. In der Mitte standen Bänke für die Frommen; an der einen Seite war ein Gerüst, von welchem herab die schwarzen methodistischen Pastoren der Menge predigten; an der andern Seite befand sich in einem großen Zelte die Schänke. Vor dem Gerüste war eine Einzäunung, Pen, in welcher die Reuigen ihre Sünden bekannten, und auf den anxious benches, den Angstbänken, sich der gottseligen Verzweiflung überließen.

Als ich mit meinen Begleitern ankam, predigte eben ein Pastor in höchst eintöniger Weise und mit undeutlicher Aussprache, an welche wir uns erst gewöhnen mußten, ehe wir jedes Wort verstanden. Das Menschengeschlecht, so sagte der schwarze Mann, ist durchaus verderbt, ist ganz und gar versunken; es ist halsstarrig, will sich nicht bessern und sich nicht bekehren, trotz der Strafen, welche von der Vorsehung über die sündige Welt verhängt werden. Dann schilderte er in unüberbotener trivialer Weise zunächst, was der Sünder auf dem Sterbebette auszustehen habe. Jetzt wurden seine Geberden heftiger, er schlug um sich, er wollte die Schrecknisse des Todes anschaulich machen. Er begleitete den Sünder in die Hölle; dort wird der Verdammte für seine Verbrechen gepeinigt mit geschmolzenem Blei, das ihm sehr, sehr, sehr weh thut, und mit einem ewigen Feuerregen. Um die Qualen recht empfindlich zu machen, muß er dabei nach dem Willen des lieben Herrgottes, des Allbarmherzigen, immer ins Paradies blicken, das mit allen seinen Herrlichkeiten ihm vor Augen liegt. Manchmal sucht ihn der Teufel heim, der ihn mit einer Heugabel peinigt, und obendrein wird die Seele von ganzen Schaaren kleiner Satanasse gezwickt. Die andächtigen Zuhörer werden von Zittern und vom Schauder ergriffen; der Pastor tritt ab, seine Predigt hat eingeschlagen. Sofort tritt ein anderer auf und stimmt einen Gesang an, in welchen Alle einfallen. Die Thüren des Pen werden geöffnet; einige junge Frauen nehmen unter lautem Schluchzen Platz auf den Angstbänken. Die Männer fingen weiter, die Pastoren unterhalten

sich ruhig mit einander; der Höllenpastor geht ins Schänkzelt und nimmt ein paar Gläser Whisky zu sich.

Ich war ihm dorthin gefolgt; als ich aus dem Zelte trat sah ich, daß im Pen mehrere Frauen vor den Bänken auf den Knien lagen; sie hatten die Augen geschlossen, den Kopf gen Himmel gerichtet, und murmelten bald leise Gebete, bald schrien sie laut oder schluchzten. Ein junges, für eine Negerin ganz hübsches Mädchen von etwa sechszehn Jahren konnte ich ganz in der Nähe beobachten; sie war die erste, bei welcher der höchste Grad der Exaltation eintrat. Es war gar gräßlich, das anzusehen und anzuhören, das gellende Schreien und Kreischen, das Schluchzen, dieses Beten und diese hysterischen Zuckungen. „Gnade, Herr, Gnade, rette meine Seele, reinige mein Herz; o, laß mich nur nicht in die Hölle kommen!“ Mir grauete vor den Scheußlichkeiten des religiösen Fanatismus und Wahnwitzes, die nun folgten. Alle Weiber verfielen in Zuckungen, wälzten sich, Schaum vor dem Munde, in toller Weise am Boden hin und her, schlugen mit den Köpfen auf die Bänke. Drei alte Megären standen inmitten dieses gräßlichen Gebahrens ganz ruhig; sie waren Anstandsdamen, welche dafür sorgten, daß bei den Verzückten keine Leibesblößen sichtbar wurden. Sie drückten die anderen nieder und sagten dabei jedesmal: Schwester, Du bist von Gott besessen!

Die Pastoren waren nun auch im Pen, gingen von einer Gottbesessenen zur andern und sprachen Worte des Trostes. Die Männer lagen auf den Knien und schlugen sich auf die Brust. Die Pastoren sprachen: Solches ist dem Herrn ein Wohlgefallen.

Nach Einbruch der Dunkelheit fuhr ich nach Washington zurück; ich hatte genug und übergenug an dieser Frömmigkeit. Das Camp Meeting währte drei Tage und drei Nächte!

Die Polarexpedition der Schweden.

Wir können die Nachrichten, welche jüngst unser Correspondent in Schweden über dieselbe mitgetheilt hat, aus einem Berichte vervollständigen, welcher der „Mail“ vom 22. September aus Kopenhagen vom 17. November zugegangen ist. Nordenskjöld wollte bekanntlich auf den Parry-Inseln nördlich von Spitzbergen überwintern und von dort auf dem Eise mit Renthierschlitten so weit als möglich nach dem Pol hin vordringen. Die Schiffe „Polhem“ und „Onkel Adam“, nebst dem Segelschiffe „Gladan“ haben am 4. August Green Harbour an der Westküste von Spitzbergen erreicht. Zu Ende jenes Monats befanden sich diese Schiffe auf der Höhe der Norwegischen Inseln im Norden von Spitzbergen; als der Weg nach dem Nordosteilande durch Eis versperrt war, entschloß man sich, durch den noch offenen Hinlopensund nach der Lommebay zu steuern. Am 1. September, als die Fahrt dorthin angetreten wurde, sah man den „Polhem“ mit dem „Gladan“ am Schlepptau, als er am Verlegenhuk am Eingange des Hinlopensundes vorbeifuhr; „Onkel Adam“ folgte zwei Tage später.

Seitdem hat man keine weitere Kunde über sie. Die „Polhem“ sollte allein auf den Parry-Inseln überwintern und war dafür mit Vorräthen ausgerüstet; die beiden anderen Schiffe sollten heimkehren, sobald sie die „Polhem“ an Ort und Stelle und dort im Winterlager ihre Vorräthe ausgeladen hatten. Am Ende Octobers telegraphirte der Bürgermeister von Tromsö an die norwegische Regierung, daß man von diesen beiden Schiffen nichts mehr gehört habe; es sei zu befürchten, daß sie nebst einer Flotte von sechs norwegischen Seehundsfischern irgendwo im Eise festlägen und nicht Lebensmittel genug für die lange Ueberwinterung hätten. Allerdings sind dergleichen an mehreren Punkten jener öden Küsten niedergelegt worden, und wenn die im Eise Besetzten zu denselben gelangen können, werden sie bis zum Frühjahr oder Sommer, wenn das Eis aufbricht, nicht verhungern. Es sei aber nicht anzunehmen, daß sie von ihren Schiffen bis zu solchen Vorrathsstellen offenes Wasser finden würden. —

Die norwegische Regierung hat sofort einen arktischen Dampfer, den „Albert“, zu Tonsberg ausgerüstet, um Hülfe und Vorräthe zu bringen. In Kopenhagen stellten zwei Kaufleute gleichfalls einen Dampfer zur Verfügung, den „Fox“, in welchem einst Leopold Mac Clintock zur Aufsuchung der Ueberreste Franklin's im arktischen Labyrinthe war. Dieser Dampfer fuhr seit Jahren zwischen Dänemark und Grönland. Die norwegische Regierung lehnte das Anerbieten der Kopenhagener dankbar ab, weil der „Albert“ bereits ausgelaufen sei; er steht unter Befehl des Capitän Otto. Es fragt sich indessen sehr wohl, ob er in dieser Jahreszeit im Stande sein werde, durch das Eis zu kommen, und wenn ihm das auch gelänge, so fragt sich ferner, ob die beiden Expeditionsschiffe und die sechs Seehundsjäger an einem und demselben Punkte liegen. Die, welche vom Capitän Otto überhaupt nicht aufgefunden werden, haben dann Lebensmittel, die nur bis März oder April reichen; sie sind also auf jeden Fall in einer verzweifelten Lage.

* * *

— Die nordamerikanischen Missionäre im osmanischen Reiche lassen es sich sehr angelegen sein, höhere Lehranstalten zu gründen. Sie haben bereits das Robert-College in Konstantinopel und das Syrian-College in Beirut. Das erstere ist dazu bestimmt, Orientalen mit den europäischen Wissenschaften bekannt zu machen. Jetzt eben gründen sie in Aintab ein Gymnasium für die wissenschaftliche Ausbildung junger Armenier, und sie haben dazu beträchtliche Summen theils aus den Vereinigten Staaten, theils von protestantischen Armeniern erhalten.

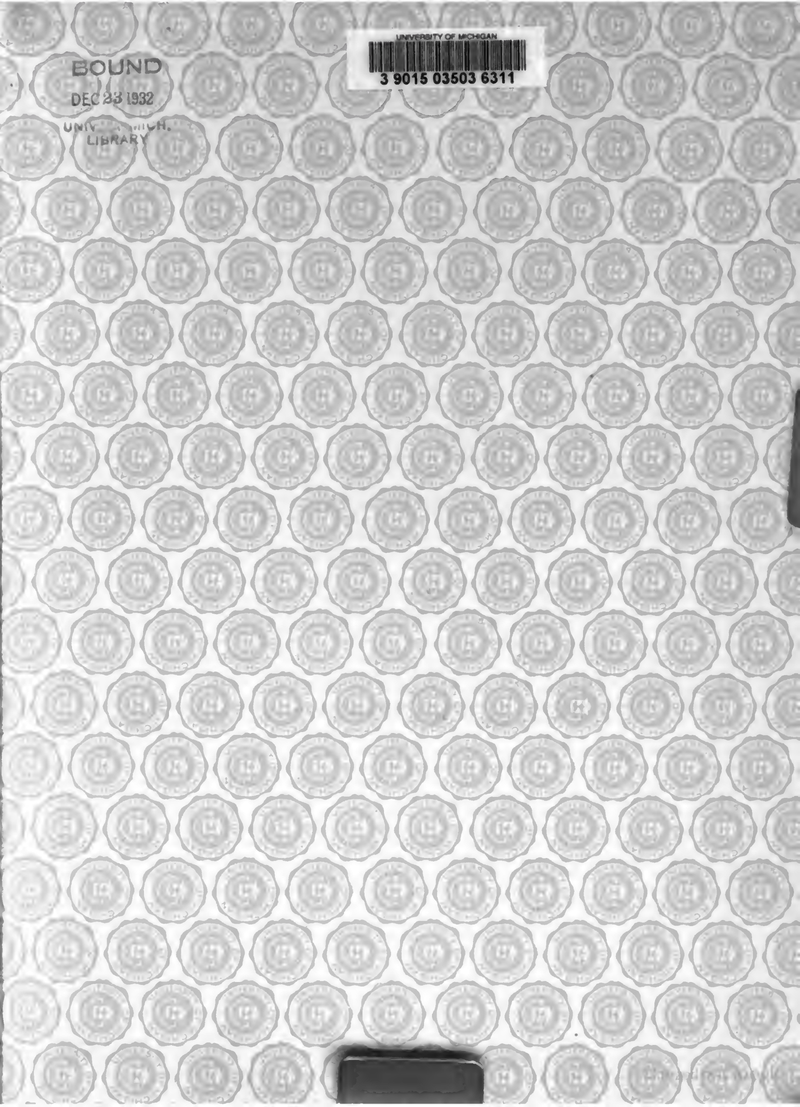
— Am 20. October 1872 waren in den Tombs zu Neuyork, d. h. dem Gefängniß, in welchem die Verbrecher sich in Untersuchungshaft befinden, nicht weniger als 22 Mörder eingesperrt!

— Das Dampfschiff „Windsor Castle“, Capitän Hawson, hat die Fahrt von Calcutta nach London in der überraschend kurzen Zeit von 34 Tagen zurückgelegt, allen Aufenthalt unterwegs mit eingerechnet.

— Der Reisende Eduard Whymper ist am 9. November von seiner diesjährigen Reise nach Grönland in Kopenhagen, das er im Mai verließ, wieder angekommen. Er hat die „Grönländischen Alpen“ besucht und will im nächsten Jahre seine Forschungen fortsetzen.

— Dr. Hilgendorf, Bibliothekar der kaiserlich-leopoldinischen Gesellschaft in Dresden, wird Ende December über Suez nach Japan abgehen. Es ist seine Aufgabe, im Auftrage der kaiserlichen Regierung zu Yeddo als Vorstand einer naturwissenschaftlichen Lehranstalt wirksam zu sein und junge Japaner für die medicinische Facultät vorzubereiten. Er wird insbesondere Zoologie und Botanik vortragen, auch Unterricht im Lateinischen geben; Chemie und Physik werden von einem andern deutschen Gelehrten vorgetragen. Die japanische Regierung ist eifrig bemüht, tüchtige Lehrkräfte aus Deutschland zu erhalten; die Erfahrungen, welche sie mit Nordamerikanern machte, scheinen vielfach ungünstig ausgefallen zu sein. Dr. Hilgendorf ist namentlich in der Zoologie vortrefflich bewandert.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03503 6311
BOUND
DEC 23 1932
LIBRARY

